Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

053
DE
V.39 1-2

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(Januar bis März 1914)

Seite

Das Rüstungsfieber 1

Germain Bapst (Paris): Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz. I. II. III. 3. 223. 337

Dr. Freiherr **v. Jettel**: Quousque tandem! 15

Prof. Dr. **E. A. Ewald**, Geh. Medizinalrat in Berlin: Das Blut und seine Hygiene 19

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 31. 170. 314

Der politische Dilettantismus in Europa 51

Dr. **Max B. Weinstein**: Wissenschaftliche Verwegenheiten 55

General der Infanterie **v. Goßler**: Krieg und Frieden 62

Prof. Dr. **v. d. Borne** (Breslau): Unser Wissen vom Innern der Erde . 69

K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden 75. 193. 368

Konteradmiral z. D. **Glatzel** (Berlin): Die Flotten der Tripelentente . . 85

Professor **E. Goldstein** (Berlin): Ueber einige neuere Ergebnisse der Spektralanalyse 93. 235

Prof. Dr. **Rudolf v. Scala**: Persönlichkeiten, Volkskräfte und Staatsmächte im vorigen Jahrhundert 102

Victor Junk, Dozent an der Universität in Wien: Der Gral als Symbol 113

Generallandschaftsrat **v. Auerswald**: Freiherr v. Stein und Landhofmeister v. Auerswald 119

de Beaufort, früherer Minister des Aeußern im Haag: Chauvinismus 129

Der wahre Rampolla 134

Prof. Dr. **Max Eckert** (Aachen): Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient 140

Digitized by Google

Seite

Julie v. Goßler: Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen. Biographische Skizze aus den Jahren 1806 bis 1836 . 146. 347
Friedr. Noack (Rom): Fürst Bülows „Deutsche Politik" 155
Graf **Vay de Vaya** E.A.S.M. — A.P.: Montenegro 159
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Hermann Küttner**: Die Blinddarmentzündung 202
Universitätsprofessor Dr. **Albert Eichler** (Graz): Englische Märchen . . 245
Sir **Charles Bruce**: Die englisch-deutschen Beziehungen und der Weltfriede 257
Raffaele de Cesare, Senator des Königreichs Italien (Rom): Kardinal Rampolla 262
Prof. Dr. **Karl Dove**: Deutsch-englische Interessengemeinschaft in Afrika 275
August Fournier: Lola Montez und die Studenten. Unedierte Berichte 280
Prof. Dr. **S. Günther**, Prorektor der Technischen Hochschule in München: Die Frage nach der Erfindung und Vervollkommnung des Kompasses 299
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Chauvinismus — Politik — Heer . . 327
Prof. Dr. **Karl v. Lilienthal**: Justizirrtümer 331
Schutztruppen 358
Die Weltpolitik und die innerpolitischen Machtfaktoren 362
Curt v. Zelau: Erinnerungen an Papst Leo XIII. und Kardinal Rampolla 374

Berichte aus allen Wissenschaften

Tierpsychologie. Prof. Dr. **H. E. Ziegler** (Stuttgart): Ein Besuch bei dem denkenden Hunde 250

Kleine Revuen

Literarische Berichte 122. 252. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

Das Rüstungsfieber.

I

General der Infanterie Friedrich Graf von Beck-Rzikowsky:

Das von so vielen Seiten in neuerer Zeit oft besprochene „Rüstungsfieber" aller Staaten besteht eigentlich nur in der, den modernen Verhältnissen angepaßten Weiterentwicklung der Armeen. Wenn eine solche geeignet sein soll, einen Krieg mit Erfolg zu führen, und das muß man als ihre Aufgabe voraussetzen, so müssen schon im Frieden alle Mittel angewendet werden, um sie bezüglich Organisation, Stärke, Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung auf eine größtmögliche Höhe zu bringen, auf daß sie den voraussichtlichen Gegnern zumindest vollkommen gewachsen sei.

Von dem Erfolge eines Krieges hängt die Existenz eines Staates ab; die außerordentlich hohen Kosten eines solchen würden bei einem schlechten Ausgang noch durch Gebietsverluste, Kriegsentschädigung und Einbuße der politischen und kommerziellen Stellung erhöht werden, sie können nur bei einem siegreichen Ende durch die beim Friedensschluß zu erreichenden Vorteile einigermaßen wettgemacht werden.

Eine Abrüstung könnte nur dann erfolgen, wenn der Krieg aus der Welt geschafft wäre und die Armee nur mehr die Aufgabe hätte, die innere Ordnung im Staate aufrecht zu erhalten. Daß aber gegenwärtig die Möglichkeit eines Kriegsausbruches noch besteht, hat erst das verflossene Jahr deutlich gezeigt, ebenso aber auch, daß eine Kriegsbereitschaft, die dem Gegner imponiert, zur Erhaltung des Friedens beiträgt und damit vor größerer Schädigung bewahrt. Wenn aber selbst in allen Staaten der Wunsch nach fortdauernder Erhaltung des Friedens und das Entsagen auf alle diesen bedrohenden Aspirationen bestehen würde, könnte eine Abrüstung nur im gegenseitigen Einvernehmen von allen gleichzeitig vorgenommen werden, da man in dieser Sache wohl nur den Tatsachen trauen darf und sich auf Versprechungen nicht verlassen kann. Im gegenwärtigen Zeitpunkte ist aber bei mehreren Großmächten keine Aussicht auf eine solche Stimmung vorhanden, um so mehr, als die Ausbreitung der slavischen Propaganda auf dem Balkan noch zu keinem Abschlusse gelangt sein dürfte.

Am wenigsten haben die mitteleuropäischen Staaten, die in die Lage kommen können, nach verschiedenen Fronten mit starken Gegnern Krieg zu

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

führen, die Berechtigung, in ihren Rüstungen innezuhalten, ohne ihre Existenz zu gefährden; denn auch in den Kriegsvorbereitungen ist jeder Stillstand ein Rückschritt.

II

Aeußerungen eines früheren österreichischen Landesverteidigungsministers:

Ihrer geschätzten Einladung, zur Bekämpfung des uns schüttelnden allgemeinen Rüstungsfiebers beizutragen, besorge ich, wenig entsprechen zu können.

Am wenigsten vermöchte ich die verantwortlichen militärischen Leiter anzuklagen, welche mit der Fürsorge der bewaffneten Macht betraut sind. War ich doch ein Vierteljahrhundert lang selbst dabei, die Wehrmacht auszugestalten — zu tun, was wir alle tun müssen, wenn unsre gepriesene Zivilisation sich so gestaltet hat, daß nur die Kriegsmacht im „völkerrechtlichen Konzerte" gilt — kein Staat sich sicher fühlt, nicht am folgenden Morgen vom lieben Nächsten angefallen zu werden, sobald dieser dafür die Ueberlegenheit erlangt hat. Dagegen muß man sich eben wappnen, worüber wieder der liebe Nächste sich beunruhigt fühlt und ein übriges tut. Man verbündet sich auch mit lieben Nächsten gegen andre Nächste und wetteifert in Ententen und Allianzen keuschend weiter.

Es dürfte wenig hohe Generale geben, die es nicht vorziehen würden — gleiches beim Gegner vorausgesetzt —, die alten kleineren, beweglichen Armeen festbewährter Berufssoldaten kunstgerecht zu handhaben, wie Erzherzog Karl bei Aspern, die Fahne schwingend, seine ihm zujubelnden Grenadiere persönlich zum Siege zu führen, statt nach Tag und Nacht sich drängenden Sorgen und komplizierten Berechnungen für die Bewegung und Versorgung einer Art Völkerwanderung, an den Kartentisch gebannt, im telegraphischen und telephonischen Verkehre zu lesen, zu hören, zu verzeichnen, was man nicht mehr zu überblicken, persönlich zu erreichen vermag, die Massen dirigieren zu trachten, für deren Verharren im Rahmen ihrer, Ungemach und Gefahren aller Art mit sich bringenden Aufgaben die Berechnung aufhört, deren kurze militärische Schulung ihnen die notwendigsten Fertigkeiten beizubringen, sie aber nimmer zu jenen Soldatennaturen zu erziehen vermöchte, mit denen man unter allen Umständen rechnen konnte.

Die Unsicherheit, wie es mit all den kolossalen Aufgeboten gehen wird, und welche Folgen die das Mark der Völker ergreifende Inanspruchnahme aller Kräfte und Lebensbedingungen schließlich nach sich ziehen würde, trägt wohl dazu bei, daß die Regierenden der großen Mächtegruppen, trotz aller Rüstungen, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges hintanzuhalten trachten; allein für ein Uebereinkommen zur Beschränkung der Rüstungen besteht noch wenig Aussicht.

Die Ambitionen, welche die Kabinettskriege verflossener Jahrhunderte hervorriefen, haben der Spekulation auf Macht und Vorteile populärer Agitatoren Platz gemacht, welche, um die Führung zu gewinnen, die zeitwidrigsten, barbarischsten Instinkte der Völker ausnützen und diese gegeneinander hetzen. Die Nationalitätenbewegung hat eine solche Macht erlangt, daß nicht nur die

Digitized by Google

Regierungen, sondern auch die internationalsten Institutionen, die sozialistischen, die religiösen und selbst die „goldenen" sich ihr unterzuordnen bemüßigt meinen.

So müssen die Völker die Lasten des Getriebes tragen, für welches sie eben zu haben sind. Es wird die Zeit kommen, in welcher sie finden werden, daß sie ... schlecht geführt worden sind. Ob und was alles sie dann zusammenschlagen werden, läßt sich ebensowenig berechnen, als wenn sie zur Einsicht kommen werden. Nach einem allgemeinen Kriege ganz gewiß; vielleicht schon früher, wenn es noch lange so fortgeht. Einstweilen wird über die Rüstungen in Wort und Schrift genug geklagt, was den für Erfolge genügsameren Naturen überlassen bleiben möge.

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

I

Der Mißerfolg vom 31. August und 1. September war ein vernichtender Schlag für die französische Armee.

Manche kranke oder an körperlichen Gebrechen leidende Führer waren allerdings froh, in ihr am vorgestrigen Tage verlassenes Quartier zurückzukehren; vor einem offensiven Vormarsch, seinen Strapazen und Entbehrungen und vor den moralischen und physischen Anstrengungen, die er erfordert hätte, fürchteten sie sich.

Aber in der großen Masse der Armee sowohl als in den Stäben, bei den Truppenoffizieren und unter den Soldaten zeigte jeder, je nach seiner Natur, Enttäuschung, Entmutigung, Aerger, Erbitterung. Selbst die Gleichgültigsten fingen an sich Sorge zu machen.

Am 1. September, als noch der Kanonendonner zu hören war, kam der nach Metz zurückkehrende Marschall Bazaine nahe an einer Gruppe von Offizieren des Generalstabs vorüber.

Auf seinem großen Fuchs ritt er, sich schwerfällig im Sattel wiegend, im Schritt dahin. Zwei oder drei Jäger ritten ihm voraus, ihm zur Linken der Hauptmann de Mornay-Soult im Dolman der Guiden, eine kurze dicke Pfeife im Mundwinkel. Hinterdrein ritten seine Neffen und seine Eskorte.

Da er auf den Gesichtern der Generalstabsoffiziere einen Vorwurf zu lesen glaubte, rief er ihnen zu: „Nun gut, wie die Dinge stehen, werden wir uns jetzt jeden Tag schlagen."

Dann ritt er weiter und begab sich in die Villa Herbin in Ban St. Martin.

Digitized by Google

Der Major Wilette, den man weder auf dem Schlachtfelde noch in dessen Nähe gesehen hatte, erwartete ihn dort und hatte das Dejeuner für ihn herrichten lassen.

Als einige Stunden später auch der Stab zurückkehrte, wiederholte der Oberst Lewal, der neben dem General Jarras an der Spitze ritt, mit besonderer Betonung ungefähr die Worte des Marschalls: „Das ist mißglückt; aber wir müssen morgen, übermorgen wieder anfangen, bis es uns gelingt."

„Sie wissen so gut wie ich, daß ‚Man' es nicht will," antwortete der General Jarras.

Ein Schweigen folgte, und alle Offiziere des Stabes fühlten, daß Oberst Lewal gegen seinen Willen ebenso denken mußte wie der Generalstabschef.

Vor Tagesanbruch, gegen 5 Uhr morgens, hatte Marschall Bazaine folgende Depesche an den Kaiser aufgegeben, in der er seine Wünsche durchblicken ließ:

„Nach einem kräftigen Vorstoß befinden wir uns wieder im verschanzten Lager ... mit geringen Munitionsvorräten für die Artillerie, ohne Fleisch und Zwieback, aber mit Getreide für fünf Wochen, außerdem in einem Gesundheitszustand, der zu wünschen übrig läßt ... Ich mache fortgesetzte Anstrengungen, um aus der Lage, in der wir uns befinden, herauszukommen; aber der Feind um uns ist zahlreich ..."

Im Generalstab hatte man keinerlei Illusion mehr. Der Marschall war entschlossen, wie es General Jarras aussprach, nicht mehr von der Stelle zu gehen.

Am 2. September ordnete er die Wiederherrichtung der Feldlager, ihre Sanierung und alle für einen längeren Aufenthalt nötigen Vorkehrungen an. Nie herrschte größere Ruhe in den Lagern als während der ersten vierzehn Tage des September. Die einzigen Beschäftigungen der Soldaten waren Kleiderappelle und theoretischer Unterricht, aber in den Stäben hatten die Offiziere ein gesteigertes Maß von schriftlichen Arbeiten zu erledigen.

„Die Beunruhigung ist allgemein, sie wächst von Tag zu Tag. Warum wird nicht ein neuer Ausfall unternommen?" — so wurde alle Tage unaufhörlich gefragt.

Die häufigen Regengüsse, der klebrige, gelbliche Schmutz des lehmigen Erdreichs im Weichbild von Metz, der Mangel an jeder Zerstreuung und die schlechte Ernährung wirkten ungünstig auf die Moral ein und drängten die Armee dazu, die Verhältnisse in einem trüben Licht zu sehen. Die Lager, von den andauernden Regenschauern durchweicht, die die Soldaten zwangen, den größten Teil des Tages unter ihren kleinen Leinwandzelten liegen zu bleiben, waren wie ausgestorben und boten unter dem grauen Himmel ein trübseliges, abstoßendes Bild.

Trotz aller aufgewandten Sorgfalt waren Offiziere und Soldaten mit Kot bespritzt und schmutzig. Sie konnten sich nicht ordentlich reinigen und trocknen. Durch die kleinen Zelte ging oft der Regen durch; die unten eindringenden Wasserbäche überschwemmten den Boden, auf dem die Schläfer lagen, und durchnäßten sie. Das Schlachtfleisch begann auszugehen. Es wurde Pferdefleisch verteilt, aber bald fehlte es gänzlich an Salz, und alle Speisen waren jetzt unschmackhaft.

Digitized by Google

Die mißglückten Ausfälle vom 26. August und vom 31. August und 1. September, die „Tage von Vas-y-voir“ und die „Schlacht von Rentre-en-ville,“ wie die Witzbolde sagten, hatten die Offiziere und die Soldaten niedergeschlagen gemacht. Sie beklagten sich über diese zwei nutzlosen Unternehmungen und über die Opfer, die man ihnen ohne vernünftigen Grund zugemutet hatte. Anfangs machte sich das nicht bemerklich, aber jedenfalls hatte die Armee von ihrem ursprünglichen Wert eingebüßt. Die Disziplinlosigkeit hatte zugenommen. Viele Offiziere hatten nicht mehr die geistige Kraft, ihre Autorität aufrecht zu erhalten, und konnten sich nicht entschließen, Strafen zu verhängen. Das Marodieren riß überall ein und man ließ es hingehen. In den Kämpfen vom 31. August und 1. September gab es zahlreiche Marodeure und Nachzügler hinter den Linien.

Der General Lapasset riet dem Marschall, in jedem Armeekorps ein furchtbares Exempel zu statuieren, um den Soldaten künftighin jede Lust zu benehmen, die Reihen während des Kampfes zu verlassen; doch der Marschall begnügte sich in seiner gewohnten Sorglosigkeit damit, ein Zirkular zu diktieren, in dem er die Gendarmen wegen ihrer Nachsicht tadelte.

Die Armee war im Grunde ohne Oberbefehl; ihr Führer sagte nie: „ich will“; er konnte es nicht, denn er wollte nichts und gab selbst zu, daß er nicht wußte, was er tun sollte.

„Ich gäbe viel darum, wenn mir jemand sagte, was ich tun soll,“ äußerte er am 23. August zu dem Obersten Berge. Er war immer in derselben Stimmung und bereit, sich von irgendeiner „grauen Eminenz“ leiten zu lassen, wenn sich eine fände, die die Gabe besäße, seinen kraft- und haltlosen Geist zu beherrschen und festzuhalten.

Lassen wir die Männer reden, die Tag für Tag ihre Beobachtungen am Abend oder am Morgen nach der Rückkehr ins Lager niedergeschrieben haben.

Den 2. September: „Traurigkeit und Entmutigung befallen uns, als wir uns wieder auf dieser schrecklichen Insel Chambière befinden,“ berichtet Rittmeister Delphin von der Gardekavallerie. „Man ist voll Sorge, weil man anfängt, zu erkennen, daß es nicht leicht sein wird, aus der Sackgasse, in der man sich befindet, herauszukommen. Die letzten Operationen waren so schlecht wie nur möglich geleitet. Man zweifelt die Fähigkeiten des Marschalls Bazaine an und fragt sich, ob er wirklich die Absicht gehabt hat, die preußischen Linien zu durchbrechen.“

„Was soll aus uns werden? Man hofft noch immer, daß der Marschall Mac Mahon uns zu Hilfe kommt, und daß wir, wenn wir unsere Kräfte mit den seinigen vereinen, befreit werden können.“

„Den 3. September. — Man kann der großen Masse der Kavallerieoffiziere den Gedanken nicht ausreden, daß der Marschall Mac Mahon in geringer Entfernung steht. In den Gesprächen ist nur davon die Rede.“

Was würde der Marschall tun? Das war die Frage, die alle sich stellen.

Am Abend des 2. September hatte bei dem General de Saint-Sauveur,

Digitized by Google

dem Generalprofoß der Armee, eine Zusammenkunft stattgefunden. Die Obersten Lewal, d'Andlau, H. Ducrot, der General Le Tellier-Blanchard und ungefähr zehn andere Offiziere waren gekommen, um Whist zu spielen und zu plaudern. Es wurde diskutiert, Fragen wurden gestellt und Eindrücke ausgetauscht.

Einer der Anwesenden, der Stabshauptmann Léonce Arnous-Rivière, Adjutant des Generals Le Tellier-Blanchard, schrieb, als er fortging, in sein Notizbuch: „Man sucht sich über die Absichten des Marschalls Bazaine klar zu werden. Ich glaube, daß er lieber mit einer unversehrten Armee bleiben als sich bei einem Ausfall schlagen lassen und mit Trümmern entkommen will. Man bedauert seinen Mangel an Energie. Wenn ein neuer Ausfall gemacht werden muß, so wird er schwerer werden und noch mehr Opfer kosten ... Alle beklagen sich über das Schweigen des Marschalls Bazaine."

Oberst Fay vom Generalstab verbrachte den Nachmittag mit Arbeiten. In seinen Aufzeichnungen vom Abend dieses Tages sind folgende merkwürdige Betrachtungen zu lesen: „Die Armee beginnt gegen diejenigen, die sie befehligen, zu murren; was mich betrifft, so bewundere ich den Marschall Bazaine, der in den schwierigsten Augenblicken immer ruhig, heiter, frei von Aufregung und Launen ist. Diese bewundernswerte Selbstbeherrschung ist für einen Armeeführer eine große Eigenschaft. Leider zeigt er sich den Truppen nicht, unterläßt es, zu ihnen zu kommen und sie anzusprechen, wodurch er ihnen Vertrauen einflößen würde."

In der Villa des Herrn de Bouteiller, in der Marschall Bazaine am Tage der Schlacht von St. Privat gewohnt hatte, war jetzt General de Ladmirault untergebracht. Er hatte seine Divisionsgenerale zusammengerufen, und nach dem Zeugnis des einen von ihnen, des Generals Grenier, beklagte man sich auch hier über den Oberbefehlshaber. „Ich war," bemerkt General Grenier, „über unseren Eigensinn, in unserem Gefängnis zu bleiben, so befremdet gewesen, daß ich mein Erstaunen darüber aussprach und zwar lebhaft genug, um erkennen zu lassen, daß ich mich über die Absichten des Marschalls Bazaine nicht im unklaren und mit seinen so wenig energischen Entschlüssen nicht in Uebereinstimmung befand."

General Grenier mußte allerdings um so lauter schreien, je ängstlicher er im Handeln gewesen war. Hätte die Armee nicht eine so große Anzahl solcher apathischer Generale, wie er war, aufzuweisen gehabt, so wäre vielleicht der Marschall Bazaine angesichts des einmütigen Eintretens für ein energisches Vorgehen gezwungen gewesen, anders zu handeln, aber er wußte, daß diejenigen, die am lautesten redeten, diejenigen waren, die am lebhaftesten wünschten, sich nicht vom Fleck zu rühren. Er wußte auch, daß sich bei der Rheinarmee eine nicht geringe Anzahl solcher Generale ohne physische und moralische Spannkraft befand.

Im Laufe des 2. September kam dem Marschall Bazaine ein fatales Gerücht zu Ohren.

Der Doktor Lefort war auf dem Schlachtfeld vom vorigen Tage gewesen, um Verwundete zu bergen, und hatte deutsche Soldaten sagen hören, daß ihnen

Digitized by Google

morgens bei der Parade Mitteilung von einer Niederlage des Marschalls Mac Mahon gemacht worden sei; es seien ihm Geschütze abgenommen und einige tausend Gefangene gemacht worden. Es waren nur Erzählungen von Soldaten, und der Doktor hatte nichts von Offizieren erfahren; trotzdem kam er am Abend zum Marschall, um ihm darüber zu berichten, und sie machten miteinander aus, daß sie nicht davon sprechen wollten.

Der Marschall wollte so schnell wie möglich Gewißheit haben.

Der Major Samuel vom Generalstab war am 24. August nach Sainte-Barbe als Parlamentär zur Auswechselung von Gefangenen geschickt worden; dort hatte er den Oberstleutnant von der Burg, den Generalstabschef des Generals von Manteuffel, getroffen und sich mit ihm unterhalten. Der Marschall beauftragte ihn jetzt, sich wieder auf den Weg zu machen, um über eine neue Abmachung dieser Art zu verhandeln. Er sollte versuchen, wieder mit dem Oberstleutnant von der Burg oder anderen Offizieren ein Gespräch anzuknüpfen und zu erfahren, was man von der Nachricht zu halten habe, die der Doktor Lefort gebracht hatte.

Der Major Samuel war eine merkwürdige Persönlichkeit des Generalstabs. Er war aus Saarlouis gebürtig und von israelitischer Herkunft, sprach und schrieb deutsch und kannte außerdem alle elsässischen und rheinischen Dialekte; er konnte sich in der besonderen Sprache der Schmuggler, der Bauern oder der Arbeiter in den Städten ausdrücken, deren Argot für ihn kein Geheimnis hatte.

Er war mittelgroß und stark beleibt; sein Kopf war oben kahl, während an den Seiten zwei Büschel schwarzer, krauser Haare standen; er hatte eine rote Gesichtsfarbe, große Augen und eine gekrümmte Nase. Er besaß, wie manche Schauspieler, ein großartiges Talent, sich zu verkleiden und sich unkenntlich zu machen. Er hatte Deutschland nach allen Richtungen hin durchreist und zwar als Kaufmann, Arbeiter, Bürger oder Handwerker.

Diese Kenntnis der Verhältnisse in Deutschland und der Sprache brachte es mit sich, daß er oft vom Generalstab um Rat gefragt wurde. Man sandte ihn als Parlamentär aus; man verlangte Uebersetzungen von ihm und wandte sich an ihn, um über die Ordre de bataille der feindlichen Armeen, die er von Grund aus kannte, Auskunft zu erhalten.

Der Oberstleutnant von der Burg, mit dem der Major Samuel versuchen sollte zu sprechen, war mit vielen französischen Offizieren bekannt, besonders aber mit denen, die den mexikanischen Feldzug mitgemacht hatten. Oberstleutnant von der Burg hatte nämlich im Stabe des Marschalls Forey, dem er zugeteilt war, die Belagerung von Puebla mitgemacht; dann hatte er an den Hauptexpeditionen, die quer durch das Land gemacht wurden, teilgenommen, und ein Aufenthalt in Mexiko, der bis zum Abzug der französischen Truppen dauerte, hatte ihn mit den Offizieren des Artilleriestabes, den nachmaligen Generalen de Miribel, de la Jaille, Berge und de Noue, mit denen er unter einem Dach und in vollkommener Vertrautheit lebte, in enge Beziehungen gebracht.

Groß, blond, kräftig, vortrefflich gebaut, hätte von der Burg als Modell

Digitized by Google

zu einer Statue des Arminius dienen können. So schildert ihn einer dieser Generale: „Er war für 1813 begeistert und besaß alle Anschauungen des pommerschen Edelmannes, aber in unserm Stabe in Mexiko machte er niemals die geringste unpassende Anspielung und blieb uns ein guter Kamerad. Ebenso tapfer im Feuer wie liebenswürdig als Gesellschafter, schonte er weder seine Kraft noch sein Leben."

„Als er nach Beendigung des Feldzuges im Jahre 1867 zum Militärattaché in Paris ernannt wurde (Anfang 1867), blieben wir eng befreundet. Er hatte vor kurzem eine blonde, rosige junge Schweizerin geheiratet, die auf das Leben in Paris wenig vorbereitet war. Meine Mutter empfing Frau von der Burg mit dem größten Wohlwollen und bemühte sich, ihr das Einleben zu erleichtern, indem sie sie bei ihren Verwandten und Freunden einführte."

Oberstleutnant von der Burg stand in Paris in regem Verkehr mit dem Major Samuel, der damals dem Bureau für die ausländischen Armeen zugeteilt war. Dennoch schufen ihre täglichen Beziehungen keine lebhafte Freundschaft unter ihnen. Als bei der Kapitulation der Oberstleutnant von der Burg mit dem Artillerieobersten de la Jaille zusammentraf und sich mit ihm unterhielt, fragte er ihn im Laufe des Gespräches, warum Marschall Bazaine mit Vorliebe den Major Samuel als Parlamentär geschickt habe, während es doch so viele deutschsprechende elsässische und andre Offiziere gäbe, die die französische Armee mit mehr Prestige vertreten hätten.

Wie Marschall Bazaine gewünscht hatte, wurde der Major Samuel, sobald er sich in den deutschen Linien befand, mit verbundenen Augen nach Ste. Barbe und vor den Oberstleutnant von der Burg geführt. Zum Frühstück eingeladen, lehnte der Major ab mit dem Bemerken, daß man in Metz im Ueberfluß schwimme; er habe, ehe er weggeritten sei, eine reichliche Mahlzeit zu sich genommen, und es sei ihm unmöglich, der Küche seines Wirtes die gebührende Ehre anzutun.

Als das Gespräch in Gang gekommen war, wurde die Auswechselung der Gefangenen rasch erledigt, und als dann Major Samuel von den letzten Ereignissen sprach, zeigte ihm Oberstleutnant von der Burg die „Kreuzzeitung", die am selben Morgen im Lager eingetroffen war. Der Major las darin die Bestätigung der Schlappe des Marschalls Mac Mahon; seine Armee hatte mehrere tausend Mann und 11 Kanonen verloren. In Paris war ein Verteidigungsausschuß eingesetzt worden, bestehend aus den Herren Thiers, Gambetta, Jules Favre, Girardin und dem General Trochu, der den Vorsitz übernommen und eine Proklamation erlassen hatte, in der der Name des Kaisers nicht ausgesprochen war. In der Kammer war ein Deputierter ausgepfiffen worden, weil er die Eröffnung von Friedensunterhandlungen beantragt hatte, und die Versammlung hatte erklärt, daß man vor dem Abzug des letzten Preußen nicht unterhandeln dürfe. Auch von der Schlacht des vorvorigen Tages wurde gesprochen. Am Abend des 31. August, nach der Einnahme von Servigny durch die Franzosen, war General v. Manteuffel im Begriff gewesen, den Befehl zum Rückzug zu

Digitized by Google

erteilen, aber Oberſtleutnant von der Burg hatte ihn gebeten, noch zu warten, dann war er, nachdem er ſeine Pickelhaube abgenommen, in einen Mantel gehüllt auf Servigny zugegangen, war glücklich in den Ort gelangt und hatte ihn nach allen Richtungen durchſtreift, ohne von irgendeiner Wache angehalten oder von jemand erkannt zu werden. Die Straßen waren voll redender, aufgeregter Soldaten, die damit beſchäftigt waren, Kartoffeln zu ſchälen und zu kochen, oder bemüht waren, ſich ein Nachtlager herzurichten, als wenn der Feind nicht in der Nähe wäre. Der preußiſche Offizier bewegte ſich inmitten der verſchiedenen Gruppen, ohne einen einzigen Augenblick das Gefühl zu haben, daß er irgendwelche Gefahr laufe, ſo wenig gab man auf ihn acht. Nachdem er ſich ſo Gewißheit verſchafft hatte, kehrte er zu ſeinem kommandierenden General zurück, und alsbald verjagte eine nach Servigny geworfene deutſche Kolonne die Franzoſen daraus und beſetzte das Dorf und ſeine Umgebung wieder.

Der Major Samuel wußte jetzt mehr als er wünſchte, er verabſchiedete ſich und kehrte nach Metz zurück.

Gegen 1 Uhr war er in Ban St. Martin. Bald kannten die Offiziere des Generalſtabes die Neuigkeiten, die er mitgebracht hatte, und ſprachen den ganzen Abend unaufhörlich darüber.

„Es gibt Leute darunter, die die fatalſten Urteile über den Oberkommandierenden auszuſprechen beginnen," ſchreibt einer von ihnen, der Major Tierſonnier. „Ich will nicht glauben, was man ſagt," fügt er hinzu, „ich will trotz allem Vertrauen haben."

Am Nachmittage dieſes Tages fand die Beerdigung des Generals Decaen ſtatt, der bei Borny verwundet worden und tags zuvor, am 2. September, im Diviſionshoſpital in der Rue Pincerie geſtorben war. Von 2 Uhr an war die kleine Rue Pincerie von Generalen und Offizieren überfüllt. Um 3 Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung, wandte ſich nach rechts und trat auf den Platz vor der Kathedrale heraus, der ebenfalls voll von Offizieren aller Waffen und von Spalier bildenden Truppen eingeſäumt war. Marſchall Bazaine, die Armeekorpskommandanten und alle Generale folgten dem Leichenwagen in einer geſchloſſenen Gruppe, die von Gold und Ordensauszeichnungen glitzerte. Der Regen hatte aufgehört und auf Augenblicke zeigte ſich die Sonne zwiſchen den vorüberziehenden Wolken. Generale und Offiziere traten in die Kathedrale und füllten das mächtige, hochgewölbte Schiff, deſſen ſteinerne Wände Stoffbehängen glichen.

Nach dem Gottesdienſt begab ſich der Zug auf den Friedhof, der einen Kilometer weit nach Oſten liegt.

Unterwegs wurde von den Ereigniſſen geſprochen und die vom Major Samuel überbrachten Nachrichten hatten raſch die Runde von den erſten bis zu den letzten Reihen gemacht.

Marſchall Bazaine wollte die energiſchſten ſeiner Unterführer von ſeinem Wunſche überzeugen, die Operationen fortzuſetzen. „Wir werden wieder anfangen, den Feind zu beläſtigen, wie vorgeſtern", ſagte er zu dem General

Digitized by Google

Bourbaki. Erstaunt blickte der Kommandant der Garde den Marschall an und antwortete: „Aber mir scheint, daß sie uns mit gleicher Münze bezahlt haben."

Die Offiziere des besonderen Stabes des Marschalls schoben die Verantwortung für den Mißerfolg der Armee von Metz dem Kaiser zu. „Wenn er die Armee 24 Stunden früher verlassen hätte, wären wir nach Verdun gekommen", sagte einer von ihnen zu dem General Le Tellier-Blanchard.

Nach dem Begräbnis kehrten die Anwesenden in Gruppen zurück und die Gespräche nahmen ihren Fortgang. Man war besorgt, offenbar hatten sich große Ereignisse zugetragen. Was wird die Zukunft bringen? — so fragte sich jeder.

In den Lagern schrien die Soldaten in allen Truppenabteilungen, als wenn ein Befehl gegeben wäre, unaufhörlich, sogar in Gegenwart der Offiziere: „Es ist keine Gefahr, daß Prinz Friedrich Karl heute angreift; er weiß, daß er geschlagen würde. Die Generale sind nicht da."

Es waren die Aeußerungen eines erbitterten Seelenzustandes, einer an Disziplinlosigkeit streifenden Kritik und eines Mangels an Vertrauen, wie er einer Niederlage vorhergeht. Diese Soldaten fühlten, daß die Opfer, die sie gebracht hatten, vergeblich gewesen waren. Wie konnte man also von ihnen noch größere verlangen für einen Durchbruchsversuch, der der allerschrecklichste werden mußte, wenn er ernst gemeint war?

Viele Führer standen nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Der Oberkommandierende hätte sie ihres Kommandos entheben müssen und nicht zugeben dürfen, daß sie seine eigne Autorität in Zweifel zogen oder gar schmälerten. Er hätte diese unbeugsam aufrecht erhalten und jeden, vom Höchstgestellten bis zum Tambour, zwingen müssen, gewissenhaft seine Pflicht zu tun; er hätte auch die Moral heben, die edleren Regungen dieser zu den höchsten Leistungen befähigten Armee in Schwingung versetzen müssen. Leider hatte er weder den Willen noch die Kraft dazu.

In einem Heer sind aller Augen auf den Oberkommandierenden gerichtet. Man unterzieht seine Handlungen der genauesten Prüfung, man wiederholt und kommentiert seine Worte, man sucht seine Absichten zu ergründen. Wenn er einen Augenblick nachläßt, Offiziere und Soldaten auf dem Wege der Pflicht zu erhalten, wenn er seine Prestige verliert, wenn er es zu Erörterungen über seine Handlungen kommen läßt, so geht alles in die Brüche.

Der 4. September, ein Sonntag, war ein strahlender Tag. Die seit 48 Stunden mit Arbeiten und dienstlichen Verrichtungen beschäftigten Offiziere und Soldaten benützten diesen Ruhetag zum Spazierengehen. Auch die Metzer Bürger verließen ihre Wohnungen, gingen vor die Wälle hinaus und besuchten mit ihren Familien die Lager. Man suchte etwas über die Ereignisse und über das Schicksal von Bekannten zu erfahren und diese wiederzusehen. Auf den Straßen und an manchen Punkten, die eine weite Fernsicht boten, war beständig ein lebhaftes Treiben, Bürger und Militärs mischten sich und fragten einander aus.

Der strahlende Sonnenschein dieses ersten Septembersonntags, der einem langweiligen Regen und einem trübseligen Wetter folgte, hätte die Herzen er-

Digitized by Google

wärmen und den Frohsinn zurückbringen sollen, aber die Sorge dauerte an, wie die Gespräche bewiesen, und das Erscheinen des Marschalls Mac Mahon war die einzige Hoffnung, die bei vielen zu finden war; sie erschien jedoch den denkenden Köpfen recht fragwürdig. Wie konnte, so fragten sie sich, eine teils aus geschlagenen Truppen, teils aus Neuformationen bestehende Armee die feindlichen Massen durchbrechen, wenn die unbesiegte, zahlreichere und bessere Armee von Metz es nicht vermocht hatte?

In Ban St. Martin wurde endlos geschwatzt, man sprach über die Zukunftsaussichten und vor allem wurde kritisiert. Um 3 Uhr erschien der Marschall Canrobert in Begleitung des Obersten Lonclas; er begab sich zum Marschall Bazaine und ging nach einer Stunde wieder fort. Er sagte nichts und seine Gesichtszüge verrieten nichts von seinen Gefühlen.

Am Abend faßte der General Le Tellier-Blanchard, der viele Leute gesprochen hatte, die Gedanken, die er im Laufe des Tages hatte aussprechen hören, folgendermaßen zusammen: „Man sucht die Absichten des Marschalls Bazaine zu erforschen. Man ist allzusehr geneigt, sie im schlechten Sinne zu deuten und ihm persönliche Pläne zuzuschreiben."

Im Schloß des Barons Dufour, in dem sich das Hauptquartier der Garde befand, empfing der Generalstab Besuche. Man ging im Park spazieren und debattierte. „Der General Durand de Vilers vom Geniekorps glaubt, daß wir in kurzem wieder eine ähnliche Operation wie die vom 31. August und 1. September unternehmen werden. ‚Sparen wir unsre Kräfte,' antwortet der Major Le Perche, ‚und unsre Munition für den Tag, wo wir wirklich durchbrechen wollen, und werfen wir uns an dem Tag mit aller Gewalt auf den Feind!' — ‚Wir werden ebensowenig Erfolg haben wie vor zwei Tagen,' unterbricht ihn der General Dauvergne, ‚und dann ist es aus.'"

Der Major Masselin von den Genietruppen der Division Metman ging nach Metz und sprach nacheinander die Obersten Cosseron de Villenoise und de Franchessin, vom Genie und von der Artillerie, den Unterintendanten Birouste und den verwundeten Oberst de Féroussac, der in der Familie Limbourg gepflegt wurde. „Jeder leidet unter der gegenwärtigen Lage," schreibt er am Abend, „ganz besonders unter der Unkenntnis der Verhältnisse, in der man sich befindet."

Auch der Oberst Sempé von der Artillerie des III. Korps, der zurückhaltendste aller Menschen, durchstreifte die Lager und die Stadt. Er fragte seine Freunde aus, und seine Eindrücke waren lebhaft genug, daß er am Abend gegen seine Gewohnheit das Bedürfnis fühlte, sein Herz auszuschütten.

Er hatte gehört von Aeußerungen, die dem General Coffinières zugeschrieben werden, der mehrere Unterredungen mit dem Marschall Bazaine gehabt hatte, und nach diesen Aeußerungen hatte man sich schon auf eine Kapitulation wegen Hungersnot gefaßt gemacht.

Es war ihm auch versichert worden, „daß es, wenn man energisch und an mehreren Punkten zugleich ausfiele, gelingen würde, einen Teil der Armee dem

Digitized by Google

ihr drohenden Schicksal zu entreißen. Diese Operation hätte schon ausgeführt werden sollen, aber viele meinen, daß sie noch immer möglich wäre".

In den Stäben und sogar bei den Truppen machten sich bereits zwei Strömungen bemerklich. Die einen erhoben Vorwürfe gegen den Marschall Bazaine und erblickten in jeder seiner Handlungen ein Motiv persönlichen Interesses, die andern wiesen diese Anklagen zurück und wollten ihren Glauben an den Oberkommandierenden noch immer festhalten. Bis jetzt waren die ersteren noch nicht sehr zahlreich, aber im Augenblick der Kapitulation wurden sie Legion und zeigten sich leidenschaftlich erregt. Zu ihnen waren beinahe alle, wenn nicht wirklich alle Generalstabsoffiziere zu zählen.

Seit Anfang September war der hitzigste unter ihnen der Major Le Perche, der Adjutant des Generals Bourbaki. In seinen Aufzeichnungen schreibt er unter dem 4. September: „Man fragt sich, zu welchem Zweck der Marschall Bazaine uns ewig in Metz festhält. Vielleicht hofft er, daß der Marschall Mac Mahon geschlagen wird und daß ein Abkommen getroffen werden könnte, in das die Rheinarmee mit eingeschlossen wäre ... Man sagt, daß der Marschall Mac Mahon an der Aisne und der General Ducrot bei Stenay steht. Nun, wir können nur hier bleiben oder durchbrechen. Bleiben bedeutet Untergang und Schmach für uns. Wir müssen also um jeden Preis durchbrechen, so gering auch unsre Hoffnung auf Erfolg sein mag."

Damals erschien allen beherzten Männern ein Durchbruch als eine absolute Notwendigkeit.

Montag den 5. September wuchs die Unruhe und Bitterkeit noch. „Wir fangen an, uns über die Untätigkeit der Armee Besorgnisse zu machen," schrieb damals der Verwaltungsbeamte Roche. „Im Magazin ist nur noch für sechs Tage Hafer. Die Lage wird bedenklich, und wenn wir auch Pferdefleisch essen wollen, so werden doch die Pferde, die selbst vor Hunger krepieren, schwer zu essen sein."

Am Morgen kam der General de Rochebouët nach Ban St. Martin zu einer Besprechung mit dem Marschall Bazaine. Er ging in dessen Kabinett hinein, während der ihn begleitende Offizier im Adjutantenzimmer blieb. Es war das einer der schönsten Männer, die man sehen konnte; er imponierte sowohl durch seine stattliche Erscheinung, seine Vornehmheit und seinen Scharfblick wie durch seine hervorragenden militärischen Leistungen, die ihm mit achtundzwanzig Jahren die Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion eingetragen hatten. Er war der einzige Offizier der Rheinarmee, der alle Feldzüge des zweiten Kaiserreichs mitgemacht hatte, in der Krim, in Italien, in China und Mexiko. In Mexiko hatte er oft unter Bazaine an Expeditionen teilgenommen; er kannte dessen Neffen gut und hatte sie gern.

Im Gespräch mit ihnen hielt er mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge. „Ihr Onkel tut unrecht," sagte er zu ihnen, „er will hier nicht heraus. Seine zwei Ausfälle vom 28. August und vom 1. September, die abgebrochen wurden, ehe sie nur recht begonnen hatten, beweisen es. Ihr Onkel geht seinem und

Digitized by Google

unserm Verderben entgegen. Er hat eine Armee, und zwar um von ihr Gebrauch zu machen. Eines Tages wird man ihn des Verrats beschuldigen, und die Tatsachen werden dieser Anklage den Anschein der Berechtigung geben ..." Der große Hauptmann Gudin und der dicke Hauptmann de Mornay-Soult, die nicht in Mexiko gewesen waren und den Sprecher nicht kannten, erhoben Einspruch: „Oho, was soll das heißen?" — „Oh, ereifern Sie sich nicht," antworteten die Neffen des Marschalls, „das ist ein Offizier, den wir in Mexiko kennen gelernt haben und der sich oft mit dem Marschall unterhält."

Vielleicht wurden diese Worte dem Marschall durch seine Neffen hinterbracht, jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß diese sie vor ihrem inneren Forum billigten.

Das Wetter war wieder trübe geworden, und am Nachmittag des 5. September brach ein Gewitter los, das bis zum Abend dauerte, die Lager überschwemmte und in Seen von Schlamm verwandelte.

Am Nachmittag hörten die französischen Feldwachen von Lorey und Lessy her Hurrageschrei im feindlichen Lager, dann spielten die deutschen Musikkorps die „Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz".

Die französischen Vorposten horchten und suchten herauszukriegen, was dort auf der andern Seite der Schlucht auf den gegenüberliegenden Hügeln vorging.

Streifpatrouillen, die in den Wald vorgedrungen waren, hatten Papierschnitzel gefunden, die in französischer Sprache beschrieben und bedruckt waren und die schlimmsten Ereignisse ankündigten.

Im Lauf des Tages kam eines dieser Papiere dem General Brincourt unter die Augen, der darauf unverzüglich folgenden Brief an den General Bourbaki schrieb:

Kaiserliche Garde — Devant les Ponts
6. September 1870.

I. Division
I. Brigade — An den Herrn kommandierenden General der Kaiserlichen Garde.

Herr General!

Die Preußen haben den Vorposten französisch bedruckte Zettel zukommen lassen, in denen sie angeben, daß der Kaiser bei Châlons umzingelt sei, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen, daß bis zum Eintreffen der Prinzen von Orléans eine provisorische Regierung eingesetzt worden sei und daß sich ein aus den Herren Thiers, Gambetta und Jules Favre zusammengesetztes Verteidigungskomitee gebildet habe.

„Sie greifen wieder zu der List, die sie bei der Belagerung von Mainz im Jahr 1793 angewandt haben."

(Hier zitierte der General Brincourt die Stelle aus der „Geschichte der Revolution" von Thiers, wo erzählt wird, daß die Belagerer falsche „Moniteurs" drucken ließen mit gleichfalls falschen Nachrichten, die die vollständige Vernichtung der französischen Armeen und die Wiederherstellung des Königtums verkündeten. Dann schloß General Brincourt folgendermaßen):

Digitized by Google

„Damit es nicht wieder so geht, halte ich es für angezeigt, der Armee diese Kriegsliſt bekanntzumachen ... Ich habe die Ehre ...

Brincourt."

Die Angſt und die Beſorgnis hatten ihre Wirkung auf manche Köpfe nicht verfehlt, und die Einbildungskraft arbeitete. Tauſend verſchiedene Gerüchte tauchten auf. Nie wird man erfahren, wer ſie erfunden und in Umlauf gebracht hatte. Sie waren miteinander unvereinbar und man konnte aus dem Haufen wählen.

„Der Marſchall Mac Mahon hat Siege davongetragen."

„Er iſt geſchlagen worden."

„Napoleon III. hat abgedankt und ſoll in Belgien ſein." „Er iſt mit 40000 Mann gefangengenommen worden."

„Die Preußen verlaſſen Frankreich infolge eines Aufſtandes in Polen, oder weil die neutralen Mächte, vor allem Oeſterreich, ihm den Krieg erklärt haben ſollen. Die preußiſchen Truppen ſollen Frankreich verlaſſen, um in Eilmärſchen Böhmen zu erreichen."

„Marſchall Mac Mahon ſoll eine erſte preußiſche Armee geſchlagen haben und auf eine zweite losmarſchieren, um auch dieſe zu vernichten."

Die dienſthabenden Offiziere auf dem Glockenturm der Kathedrale von Metz und auf dem höchſten Punkt des Kavaliers vom St. Quentin meldeten den ununterbrochenen Vorbeimarſch von Truppen, die im Süden von Metz von Weſten nach Oſten zogen. Die Meldung wurde ſofort an den Generalſtab weitergegeben, und mehrere Offiziere, die die Nachricht von einer großen Truppenverſchiebung beim Feinde beſorgt machte, ſtiegen auf die beiden Beobachtungspoſten. Sie ſchauten lange durch Fernrohre und ſahen auf 12 bis 20 Kilometer Entfernung Kolonnen auf Pont-à-Mouſſon zu marſchieren. Dieſe ſahen aus wie ſehr lange ſchwarze Raupen, die Staub auf ihrem Weg aufwirbelten. Manche meinten, daß ſie von rötlicher Farbe ſeien. Unaufhörlich zogen ſie von Tagesanbruch an dahin.

Tauſend Vermutungen wurden ausgeſprochen, um eine ſo bedeutende Bewegung zu erklären, aber niemand äußerte den Gedanken, daß es gefangene Soldaten von der Armee des Marſchalls Mac Mahon ſein könnten.

Der Major Samuel war überzeugt, daß es deutſche Truppen ſeien, die wegen der Intervention der neutralen Mächte plötzlich in ihr Land zurückberufen worden ſeien. Er ſprach mit dem Marſchall und machte auf dieſen mit ſeiner Idee Eindruck genug, um zu veranlaſſen, daß Herr Debains, der Diplomat, aufgefordert wurde, eine Note über die neutralen Mächte und ihre mutmaßlichen Dispoſitionen zu liefern.

Während des ganzen Tages und des Abends waren im Lager fortwährend die widerſprechendſten Gerüchte im Umlauf und verwirrten die Köpfe.

Leider ſollte bald alle Ungewißheit ſchwinden und die Wirklichkeit, als ſie offenbar wurde, die ſchlimmſten Vermutungen übertreffen. (Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Quousque tandem!

Von

Dr. Freiherr v. Zettel

Bei der Beratung des Anleihegesetzes im französischen Parlamente kam aus dem Munde des damaligen Finanzministers Dumont eine bemerkenswerte Aeußerung. In der Zeit vom April 1912 bis Oktober 1913, also binnen anderthalb Jahren, ist die schwebende Schuld der europäischen Staaten von 4 Milliarden auf $7^1/_2$ Milliarden, also fast auf das Doppelte gestiegen. Zu welchen Zwecken diese Beträge verwendet wurden, ist leicht zu erraten. Die Daten sprechen eine beredte Sprache. Im Februar 1912 wurde der serbisch-bulgarische Allianzvertrag und im Juni desselben Jahres das militärische Abkommen zwischen den beiderseitigen Generalstäben unterzeichnet. Es beruhte auf der Voraussetzung eines Angriffes von seiten Oesterreich-Ungarns oder Rumäniens auf einen der Vertragsteile und auf der Annahme einer Kriegserklärung an die Türkei. Die Verbündeten rechneten also mit einem Kriege gegen drei Fronten. Kein Wunder, daß sie die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges ihres Unternehmens ins Auge faßten. Als Rückendeckung sollte für diesen Fall Rußland dienen. In der Tat entfaltete das Zarenreich seit dem Frühjahr 1912 eine auffallende militärische Rührigkeit. Partielle Mobilisierungen, Probemobilisierungen, Aufstellung von Formationen zweiter Linie, Kontrollversammlungen, Ueberprüfung der Mobilisierungsvorsorgen usw. begannen schon im März 1912. Das letzte Viertel des Jahres brachte viel weiter gehende Mobilisierungsmaßregeln, die einen großen Teil von Russisch-Polen, sowie die Militärkreise Moskau und Wilna umfaßten. Kriegsvorbereitungen aller Art wurden bis gegen Ende des Winters aufrechterhalten, so die Verstärkung des Grenzschutzes, die Herrichtung von Aufmarschbahnen, die Bereitstellung von Wagenparks für Mobilisierungstransporte, die Ergänzung der Vorräte an Munition, die Herstellung feldmäßiger Anlagen, zunächst an der deutschen und galizischen Grenze. Der Friedensstand der russischen Armee erfuhr während der Balkankrise eine Erhöhung um 360 000 Mann und stieg von 1,2 auf 1,6 Millionen. Die Kosten dieser Rüstungen beliefen sich angeblich auf etwa eine Milliarde.

Der Zusammenhang dieser Maßregeln mit den Vorgängen auf dem Balkan ergibt sich nicht nur aus einer Vergleichung der Daten, er wurde auch russischerseits offen eingestanden. Als infolge der Mission des Fürsten Hohenlohe nach Petersburg, der ein Schreiben Kaiser Franz Josefs an Kaiser Nikolaus zu überbringen hatte, es zu einer teilweisen Verabschiedung der an der beiderseitigen Grenze angesammelten Truppen kam, hieß es in dem darüber veröffentlichten Communiqué vom 12. März 1913, die Balkanereignisse hätten den freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Souveränen keinen Eintrag getan. Die Regierungen seien deshalb zu dem Schlusse gelangt, daß gewisse Maßregeln

Digitized by Google

rein defensiver Natur, welche in den Grenzprovinzen der beiden Reiche getroffen worden waren, durch die Umstände nicht mehr geboten erscheinen. Soweit war der in Wien und in Petersburg veröffentlichte Text identisch. Die russische Telegraphenagentur fügte aber noch einen Satz hinzu, in dem es hieß, aus den mit dem Wiener Kabinette gepflogenen Erörterungen habe sich ergeben, daß die österreichisch-ungarische Monarchie keine aggressiven Absichten gegenüber ihren südlichen Nachbarn hege. Zum Schutze Serbiens hatte also Rußland seine formidablen Kriegsvorbereitungen getroffen. Fürwahr, le jeu ne valait pas la chandelle. Damit war das Maß noch nicht voll. Der russische Generalstabschef stellte in der Dumasitzung vom 24. Juni d. J. eine weitere Verstärkung der russischen Wehrkraft in Aussicht und bezeichnete für die Zukunft die Anforderung weit größerer Mittel als erforderlich. Man erfuhr seitdem, daß Rußland sich in Frankreich um eine sehr bedeutende Eisenbahnanleihe bewirbt, die lediglich zum Ausbau strategischer Bahnen an der österreichischen und deutschen Grenze bestimmt ist.

Das Vorgehen Rußlands konnte nicht ohne Rückwirkung auf die benachbarten Großmächte bleiben. Oesterreich-Ungarn mußte sich entschließen, obwohl es erst ein Jahr vorher etwa 200 Millionen für militärische Zwecke gewidmet hatte, an einen weiteren Ausbau seiner Wehrmacht zu schreiten und seinen Finanzen eine Last aufzuerlegen, die für das verhältnismäßig arme Land kaum mehr erschwinglich ist. In viel höherem Maße äußerte sich die Wirkung der russischen Rüstungen in Deutschland, dessen Heeresbudget für die Jahre 1913 bis 1915 eine Erhöhung um rund 1300 Millionen erfuhr. Begründet wurde diese Mehrforderung ausdrücklich mit der Notwendigkeit eines erhöhten Grenzschutzes im Osten. Was veranlaßt nun Rußland zu einer solchen Anspannung seiner Wehrkraft? Vor einem deutschen Angriffe ist es sicher; es kann sich keinen zuverlässigeren Nachbar wünschen. Sucht es also eine Rückendeckung für den Fall anderweitiger Engagements, etwa in Kleinasien? Oder will es nur seinem Verbündeten jenseits des Rheines einen Dienst erweisen?

Fast wäre man versucht, daran zu glauben. 18 Milliarden französischen Geldes stecken bereits in Rußland, und eine weitere soll bald nachfolgen. Das verpflichtet. Frankreich hat keinen möglichen Gegner als Deutschland. An einen Angriff von dieser Seite zu denken wäre Wahnwitz. Die französischen Rüstungen können also nur offensiven Zwecken dienen. Trotz der Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens hat man in Frankreich die Hoffnung auf eine Wiedereroberung Elsaß-Lothringens nicht aufgegeben, ja die chauvinistische Strömung hat sich in den letzten Jahren zweifellos vertieft.

Auf eine Hilfe von jenseits des Kanals hat Frankreich nicht zu rechnen. Die Einkreisungspolitik König Eduards hat abgewirtschaftet. Die englischen Minister benützen jede Gelegenheit, um zu erklären, Großbritannien habe keinerlei Verpflichtung, sein Landheer für militärische Operationen auf dem europäischen Kontinente zur Verfügung zu stellen. Was aber die maritimen Rüstungen anbelangt, werden die fortdauernden Bemühungen Englands, darüber zu einem

Digitized by Google

Einvernehmen mit Deutschland zu gelangen, wohl früher oder später erfolgreich sein. Großbritannien ist das Land des gesunden Menschenverstandes; man ist dort nicht blind für die Vorteile eines guten Verhältnisses zu Deutschland. Es wäre unverantwortlich, wenn die merklichen Ansätze zu einer Detente durch die gewissenlosen Treibereien der alldeutschen Kreise im Keime erstickt würden.

Mit einer deutsch-englischen Verständigung wären aber noch lange nicht alle Gefahren für den europäischen Frieden beschworen. Wird er auf der einen Seite von den französischen Rachegelüsten bedroht, so lassen auf der andern Seite die russischen Panslawisten Europa nicht zur Ruhe kommen. Die Träumereien ihrer noch nicht in den Schoß des slawischen Mütterchens aufgenommenen Stammesgenossen finden bei ihnen stets die wärmste Förderung, wenn auch die geweckten Hoffnungen sich dann nicht immer erfüllen lassen.

Zu diesen Gefahren erster Ordnung kommen andre minderen Grades, die aber auch nicht zu unterschätzen sind. In selbständigen Publikationen, wie in Zeitschriften, hauptsächlich militärischen Charakters, begegnet man immer wieder Artikeln, deren Verfasser Offiziere höherer militärischer Grade sind und in denen an der Hand eines reichen Datenmaterials vernehmbar mit dem Säbel gerasselt wird. Sie sind durchaus geeignet, im Lager des eventuellen Gegners Empfindlichkeiten zu erwecken. Wenn man ihnen auch keine zu große Bedeutung beimessen darf, da sie nur über einen kleinen Leserkreis verfügen und sich außerdem derartige Krieginsicht-Artikel gewissermaßen gegenseitig kompensieren, so wäre es doch für die Sache des Friedens von Nutzen, wenn die Autoren ihre Gedanken für sich behielten und die Sorge für die Sicherheit des Vaterlandes den dazu berufenen Stellen überließen. Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer. Weitaus gefährlicher ist die Haltung der Tagespresse, die vermöge der weiteren Verbreitung und ihrer suggestiven Kraft viel Unheil anrichten kann und schon angerichtet hat. Wie bedauerlich ist beispielsweise die verhetzende Sprache eines Teiles der französischen Blätter, die den Einflüsterungen gewisser auswärtiger Vertreter Gehör schenken. Es wäre überhaupt ein dankenswertes Unternehmen, der friedensfeindlichen Tätigkeit mancher Diplomaten nachzuspüren.

So erfolgreich auch die Bemühungen all der Faktoren sein mögen, Europa in einer steten Spannung zu erhalten, stellen sich doch auf der andern Seite diesem Wettrüsten Hindernisse in den Weg, die dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nach einem Worte, das dem österreichischen General Grafen Montecuccoli in den Mund gelegt wird, das aber tatsächlich von dem florentinischen Marschall Trivulzio stammt, braucht man zum Kriegführen drei Dinge, nämlich: Geld, Geld und wieder Geld. Wer über keinen ausreichenden Kriegsschatz verfügt, der ist darauf angewiesen, das Geld anderwärts zu suchen. Der Hauptgeldgeber Europas ist heute Frankreich, dem seine kleinen Sparer die Mittel dazu an die Hand geben. Aber nicht jedermann findet vor dem französischen Kapital Gnade. Für Rüstungszwecke dürfen die französischen Banken kein Geld herleihen, gewiß ein sehr anerkennenswerter Grundsatz, wenn er gegen jedermann angewendet wird. Immerhin ist auch diese

Digitized by Google

Quelle nicht unerschöpflich. Wir haben erst vor einigen Tagen das überraschende Schauspiel erlebt, daß die französische Regierung eine für militärische Zwecke bestimmte Anleihe mit dem Reizmittel der Steuerfreiheit ausstatten mußte, um sie auf den Markt bringen zu können, und daß sie selbst dann keine Mehrheit dafür sich zu verschaffen vermochte.

Es sind aber tieferliegende Gründe, die zum Sturze des Ministeriums Barthou führten. Die französische Kammer hat seinerzeit nur unwillig die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit zugestanden. Trotz der Aufpeitschung der nationalen Leidenschaften durch das Phantom eines Revanchekrieges gegen Deutschland nähert sich Frankreich der Grenze seiner physischen und materiellen Leistungsfähigkeit. Rußland stellt jährlich 0,40 Prozent, Italien 0,41 Prozent, Deutschland 0,46 Prozent, Frankreich aber 0,63 Prozent seiner Bevölkerung an Rekruten. Im Zusammenhalte mit der Abnahme der Geburten bedeutet diese Ziffer eine auf die Dauer kaum haltbare Anspannung der Wehrkraft. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist also der Anstoß zu einem Einhalten in den Rüstungen von Frankreich her zu erwarten. Eine radikal-sozialistische Kammermehrheit wird für weitere Ansprüche der Heeresverwaltung kaum zu haben sein, wie denn auch anderwärts ein Ueberspannen der Heeresanforderungen wohl nur der sozialistischen Bewegung in die Hände arbeiten würde.

Nun fehlt es ja nicht an Friedensbeteuerungen von den maßgebendsten Stellen, die auch gewiß ehrlich gemeint sind; denn unter den gegenwärtigen Umständen einen Krieg zu beginnen, der ganz Europa in Brand stecken würde, wäre ein Verbrechen. Allein Rüstungen in dem Umfange, wie sie heute Europa aufweist, wenn sie auch nur zum Schutze gegen drohende Angriffe, zur Abschreckung des Gegners bestimmt sein mögen, sind kaum minder ruinös als der Krieg selbst. Le remède pire que le mal. Der bayrische Ministerpräsident v. Hertling hat erst unlängst in der Abgeordnetenkammer erklärt, in den Rüstungen müsse jetzt Ruhe eintreten, auf Jahre hinaus sei das deutsche Volk nicht imstande, weitere Lasten zu tragen.

Ein wahres Wort, das nicht bloß für Deutschland gilt! Wie viele der besten Kräfte werden durch monatelange Mobilisierungen der schaffenden Arbeit, wie viel Geld kulturellen und wirtschaftlichen Zwecken entzogen, welche verheerenden Wirkungen übt eine solche Maßregel während einer wirtschaftlichen Depression, welche Einbuße erfährt die Steuerkraft der Bevölkerung!

Wie soll aber diesem gegenseitigen Ueberbieten und Aushungern ein Ziel gesetzt werden? Weder die Versuche Napoleons III., auf dem Wege einer Staatenkonferenz zu einer Verständigung über die gegenseitige Abrüstung zu gelangen, noch der Vorschlag Rußlands auf der Haager Friedenskonferenz, der wenigstens einen Stillstand in den Rüstungen herbeiführen sollte, hatten Erfolg; man begnügte sich im Haag mit einer harmlosen Resolution und dem Wunsche, die Regierungen möchten diese Frage zum Gegenstande ihres ernstlichen Studiums machen.

Ein Ende werden die Rüstungen wohl erst nehmen, wenn die Zwecke, denen sie dienen sollen, wegfallen. Die Mächte müssen gegenseitig ihre höheren Interessen

Digitized by Google

anerkennen und respektieren; sie müssen möglichen Konflikten durch vorherige Abmachungen vorbeugen. Treu und Glauben müssen wieder in der europäischen Völkerfamilie einkehren und an die Stelle des alle Beziehungen vergiftenden Mißtrauens treten. Sonst ergeht es den Völkern Europas wie einst den Kindern Noahs. Sie wollten einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reichte. Aber ihr Uebermut ward ihnen zur Strafe; der Herr fuhr hernieder und verwirrte ihre Sprache, so daß sie einander nicht mehr verstehen konnten.

Das Blut und seine Hygiene[1])

Von

Prof. Dr. C. A. Ewald, Geh. Medizinalrat in Berlin

„Des Menschen Leben lebt im Blut," läßt Goethe seinen Baccalaureus im „Faust" sagen, und schon das Mosaische Gesetz lehrte, daß des Leibes Leben im Blute sei, und verbot den Genuß des Blutes, das Gott gehöre. Aber die Erkenntnis, daß ohne Blut kein Leben, wenigstens bei den höheren Tieren, bestehen kann, ist natürlich so alt, wie es überhaupt vernunftbegabte Wesen gibt, denn jeder Tag lehrt uns aufs neue diese Tatsache. Deshalb hat man dem Blut von jeher besondere Eigenschaften zugemessen und selbst den Sitz aller Lebenskräfte und der Seele in dasselbe verlegt. Etwas Geheimnisvolles war diesem roten Saft, der aus jeder Wunde hervorsprudelte, je weniger man davon wußte, desto mehr zu eigen. Kein Wunder, daß sich abergläubische Vorstellungen einer besonderen Heil- und Zauberkraft damit verbanden, und das Blut noch heute in vielen Redensarten — es sei nur an Blutschuld, Blutrache, Blutzeuge, Blutsverwandtschaft u. a. m. erinnert — eine Rolle spielt! Aber erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, nämlich seit dem Jahre 1619, in dem der englische Arzt Harvey den Kreislauf entdeckte, Swammerdam 1656 die Blutkörperchen im Froschblut mit Hilfe des Mikroskopes nachweisen konnte, und 1774 Priestley den Sauerstoff und die wichtige Rolle desselben bei der Verbrennung und Wärmebildung erkannt hatte, hat man eine tiefere Einsicht in das Wesen des Blutes gewonnen.

Jedermann weiß heutzutage, daß das Blut einen Kreislauf im tierischen Körper ausführt, indem es vom Herzen aus mit Hilfe der rhythmischen Zusammenziehungen dieses Muskelschlauches durch ein tausendfältig verzweigtes Röhrensystem nach allen Teilen des Körpers getrieben wird und durch ebensolche Kanäle wieder dem Herzen zufließt. Das sind die Blutgefäße, und wir nennen die vom Herzen ausgehenden die Schlagadern oder Arterien, weil ihnen durch die Kraft des sich regelmäßig zusammenziehenden und erweiternden Herzens eine

[1]) Nach einem auf der öffentlichen Versammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene in Danzig gehaltenem Vortrag.

Digitized by Google

rhythmische Pulsation erteilt wird. Die Gefäße, welche das Blut dem Herzen wieder zuführen, heißen die Blutadern oder Venen. Die Arterien und Venen sind durch äußerst feine und zarte, nur mikroskopisch sichtbare Aederchen miteinander verbunden, die Haargefäße oder Kapillaren. In ihnen gleichen sich die Pulsationen des Herzens aus, und so kommt es, daß aus den Blutadern das Blut gleichmäßig und ohne Pulsation ausfließt, wenn man sie anschneidet, während es aus den Arterien stoßweise ausströmt.

Aber jedermann weiß auch, daß das Blut aus den Schlagadern hellrot und aus den Blutadern dunkel-, fast braunrot fließt. Es muß also mit dem Blute, während es durch den Körper kreist, eine Veränderung vor sich gegangen sein, und in der Tat kann man leicht zeigen, daß das arterielle Blut reich an Sauerstoff und arm an Kohlensäure, das venöse Blut umgekehrt reich an Kohlensäure und arm an Sauerstoff ist. Zwischen Arterien und Venen muß also der Sauerstoff in den Kapillaren verbraucht und die Kohlensäure an diese abgegeben werden, während sie sich in den Körpergeweben verzweigen. Hier verbrennt der Sauerstoff, indem er sich mit dem Kohlenstoff, den er in den Geweben vorfindet, zu Kohlensäure verbindet und durch diesen Verbrennungsprozeß die Quelle der tierischen Wärme wird. In den Lungen dünstet die Kohlensäure aus dem venösen Blut ab und entweicht mit der Ausatmung, während sich das Blut aus der Einatmungsluft zum Ersatz des Verlorenen wiederum mit Sauerstoff sättigt und seinen Kreislauf in unaufhörlich wiederholtem Spiel aufs neue beginnt. Schüttelt man venöses Blut an der Luft tüchtig durch, so wird es wieder hellrot, d. h. es nimmt aufs neue Sauerstoff auf, es läßt sich also der Vorgang der Lungenatmung auch außerhalb des Körpers bewirken, woraus erhellt, daß die Aufnahme des Sauerstoffs in das Blut mit großer Leichtigkeit und unabhängig von dem lebenden Körper vor sich gehen muß.

Endlich noch eine dritte, ebenfalls jedermann geläufige Tatsache: Das Blut gerinnt. Während es flüssig aus der Ader fließt, erstarrt es alsbald an der Luft zu einer gallertigen Masse, dem sog. Blutkuchen. Hierbei wird eine klare, hellgelbe Flüssigkeit ausgepreßt, das Blutwasser oder Serum, während der Blutkuchen sich aus zwei Bestandteilen zusammensetzt: erstens aus einer Masse von der Konsistenz eines weichgekochten Eies, dem sog. Blutfaserstoff oder Fibrin, und zweitens aus zahllosen mikroskopisch kleinen rundlichen bzw. scheibenförmigen Gebilden, den Blutkörperchen. Den Faserstoff kann man durch Schlagen mit einem Holzstab oder Schütteln mit Glasperlen und ähnlichem in Form faseriger Streifen und Bänder zur Gerinnung und Ausscheidung bringen, eine Prozedur, die der Schlächter alle Tage auf dem Schlachthof vornimmt, um flüssiges Blut zur Wurstbereitung usw. zu gewinnen. Nach der Entfernung des Fibrins gerinnt das Blut nämlich nicht mehr, scheidet also auch kein Serum mehr aus. Die rote Flüssigkeit, die nun bleibt, besteht aus einer Aufschwemmung der Blutkörperchen im Blutwasser und wird Blutplasma genannt. Von höchster Bedeutung und sehr merkwürdig ist nun der

Digitized by Google

Umstand, daß das Blut in den Blutgefäßen des lebenden Körpers flüssig bleibt, außerhalb derselben aber sofort gerinnt, woraus folgt, daß alsdann eine Substanz hinzutreten bzw. sich aus dem Blut bilden muß, die die Gerinnung hervorruft. Da aber unter gewissen krankhaften Verhältnissen auch schon innerhalb der Blutgefäße Gerinnung eintritt und die Adern verstopft, so muß diese Substanz sich aus dem Blut selbst bilden und den im Blut stets in flüssigem Zustand vorhandenen Faserstoff, die sog. fibrinogene oder fibrinbildende Substanz, niederschlagen können.

Man bezeichnet erstere als Fibrinferment und glaubt, daß dasselbe beim Absterben der gleich zu besprechenden weißen Blutkörperchen entsteht. Ihre Bildung kann aber verhindert werden, wenn man das Blut unmittelbar nach dem Austreten aus der Ader mit gewissen Salzen, z. B. kleesaurem Natrium oder schwefelsaurer Magnesia, Kochsalz, Zuckerlösung u. a. versetzt. Auch das Extrakt der Blutegel, das Hirudin, hebt die Blutgerinnung auf — eine für die Tiere sehr nützliche Eigenschaft, da andernfalls das Blut, das sie in ihren Körper einsaugen, zu einem festen Klumpen gerinnen würde und von den Egeln nicht verdaut werden könnte.

Für den Menschen hat die Blutgerinnung den außerordentlichen Nutzen, daß bei nicht allzu großen Verletzungen der Blutverlust eingeschränkt wird, und die Blutung, wie man sich ausdrückt, zum Stehen kommt, denn das gerinnende Blut verklebt die Wunde und verlegt sich selbst den Ausweg. Andernfalls würde jede kleinste Verletzung zu schweren Blutverlusten führen, wie dies in der Tat bei den sog. Blutern, d. h. Personen, deren Blut nur ein minimales Gerinnungsvermögen besitzt, der Fall ist.

Im Blute des Menschen und aller Wirbeltiere finden sich zwei verschiedene Formen von Blutkörperchen: die einen sind rötlich gefärbt, die andern sind farblos: die roten und die weißen Blutkörperchen (Erythrocyten und Leukocyten). Die roten überwiegen in ihrer Menge in außerordentlichem Maße über die weißen, denn in 1 Kubikmillimeter Blut sind 4- bis 5 000 000 rote Körperchen und nur 10- bis 12 000 weiße vorhanden. Ihre Oberfläche ist gleich dem zehntausendsten Teil eines Quadratmillimeters, ihr Durchmesser gleich Sieben- bis Achttausendstelmillimeter, aber ihre Gesamtoberfläche läßt sich auf zirka 280 Quadratmeter berechnen. Die ersteren bewirken die rote Farbe des Blutes. Denn das Serum ist, wie wir vorhin gesehen haben, nahezu farblos, und den Farbstoff kann man ebenfalls durch geeignete Behandlung vollkommen entfärben. Es bleiben also nur die roten Blutkörperchen als Ursache der roten Farbe übrig. In der Tat enthalten sie einen roten Farbstoff, das Hämoglobin, welches man aus ihnen im kristallinischen Zustande darstellen kann. Gelöst hat es eine prachtvolle rubinrote, vollkommen durchsichtige Farbe. Daß das frische Blut undurchsichtig ist, kommt daher, daß das Hämoglobin in jedem einzelnen Blutkörperchen steckt und die gesamte Masse nun wie ein undurchsichtiges Pigment oder eine Deckfarbe, also zum Beispiel wie ein Pulver von Zinnober sich verhält. Zerstört man die Blutkörperchen, so wird das Hämoglobin frei und das Blut wird nun durchsichtig, oder wie man sich ausdrückt, lackfarben. Das Hämoglobin hat die überaus wichtige Eigenschaft,

Digitized by Google

sich mit gasförmigem Sauerstoff zu verbinden, und dadurch werden die roten Blutkörperchen, die das Hämoglobin enthalten, zu den Trägern dieses lebenswichtigen Gases, das sie, wie wir gesehen haben, an jeden Punkt des Körpers bringen. Die Aufnahmefähigkeit des Hämoglobins für Sauerstoff ist aber eine sehr große und leichte, so daß es sich schon bei gewöhnlichem Atmosphärendruck mit demselben in den Lungen sättigt, und anderseits ist die eingetretene Verbindung zwischen Hämoglobin und Sauerstoff eine sehr lockere, weshalb der letztere mit Leichtigkeit an die Gewebe abgegeben wird. Ja unter sehr geringem atmosphärischem Druck findet eine ungenügende Aufnahme und ein zu schnelles Entweichen desselben statt, geradeso wie das Gas aus einer Selterswasserflasche entweicht, wenn man durch Entkorken derselben den Druck, unter dem es steht, aufhebt. Daher kommt die erschwerte Atmung in großen Höhen und die Notwendigkeit für die Luftschiffer, Sauerstoff mitzunehmen und einzuatmen, der unter einem normalen Druck steht. Auch durch giftige Gase, welche eine stärkere Verwandtschaft zum Blutfarbstoff haben als der Sauerstoff, z. B. Kohlenoxydgas und Schwefelwasserstoff, wird der erstere aus seiner Verbindung verdrängt und es treten dann die tödlichen Vergiftungen auf, wie wir sie zum Beispiel bei der Einatmung von Leuchtgas beobachten.

Wenn wir eine Hämoglobinlösung und demzufolge auch frisches, genügend verdünntes Blut vor den Spalt des Spektralapparates bringen, so zeigen sich in dem Regenbogenband desselben zwei dunkle Streifen zwischen rot und grün, die immer genau an derselben Stelle auftreten und ein absolut sicheres Zeichen für das Vorhandensein von Spuren von Blutfarbstoff sind. Sie verschwinden, wenn der Sauerstoff des Hämoglobins, wie oben gesagt, durch Kohlenoxyd oder andre Gase verdrängt ist.

Das Hämoglobin enthält auch Eisen, und zwar etwa ein halbes Gramm auf ein Kilogramm Blut. Ohne Eisen kein Hämoglobin, je mehr Eisen im Blut, desto mehr Hämoglobin. Daher das Bestreben, bei Blutarmut dem Körper Eisen zuzuführen, um die Bildung des Hämoglobin zu vermehren.

Während die roten Blutkörperchen flache Scheiben darstellen, an denen sich nur eine dellenförmige Einsenkung, aber in ausgewachsenem Zustande keine weitere Differenzierung erkennen läßt, sind die weißen Blutzellen alle dadurch ausgezeichnet, daß sie eine äußere Hülle haben, die eine kleinkörnige Masse umschließt, in der sich ein oder mehrere Kerne befinden. Sie sind meistens erheblich größer wie die roten Körperchen und können den doppelten und dreifachen Durchmesser der letzteren haben. Viel bedeutungsvoller ist aber folgendes: Während die ersteren, solange sie im lebenden Blute kreisen, immer annähernd die gleiche Form bewahren, können die weißen Körperchen eigenartige Formveränderungen vornehmen, so daß sie Fortsätze ausstrecken und wieder einziehen, etwa so, wie gewisse größere, zu den Protozoen gehörige Tiere, die Amöben, ihren eiartig oder rundlich gestalteten Körper aus- und einziehen und langsam fortbewegen können. Deshalb hat man auch diese Bewegung als amöbenartig bezeichnet. Dies Verhalten ermöglicht den weißen Zellen, sich in die kleinsten Gewebslücken hineinzuschieben und durch dieselben hindurchzudrängen, also zum Beispiel durch feinste Spalte in der Gefäßwand dieselbe zu verlassen und sich

Digitized by Google

außerhalb derselben infolge irgendeines äußeren Reizes anzuhäufen, ein Vorgang, den wir bei jeder Entzündung beobachten können. Sie sind aber auch befähigt, Fremdkörper, welche in das Blut gelangen, z. B. feinste Zinnoberkörnchen oder Bakterien, zu umschließen, wie der Polyp seine Beute mit seinen Armen umschließt, und ihrer Zellsubstanz einzuverleiben. Man hat sie deshalb Freßzellen (Phagocyten) genannt, und es leuchtet auf den ersten Blick ein, welche Bedeutung diese Eigenschaft für eindringende Krankheitskeime hat, die auf diese Weise aus dem Blutstrom entfernt und unschädlich gemacht werden können. Auch schreibt man ihnen die Eigenschaft zu, Nährstoffe in sich aufzunehmen und dieselben von einem Ort des Körpers zum andern zu transportieren. Eine andre merkwürdige Eigenschaft dieser Zellen ist aber noch die, daß sie von gewissen chemischen Stoffen, die ihnen innerhalb oder außerhalb des Körpers genähert werden, entweder angezogen oder abgestoßen werden, ähnlich der Wirkung eines Magneten. Man nennt dies die positive oder negative Chemotaxis, und auch dieses Verhalten ist von großer Bedeutung für die Gesundheit des Blutes bzw. des Körpers. Denn die meisten Ausscheidungsprodukte der Bakterien haben eine anlockende Wirkung auf diese Zellen, so daß überall, wo Bakterien innerhalb des Körpers eindringen, diese alsbald von einem Walle von weißen Blutkörperchen umgeben sind und so zahlreiche Bakterien in den Leib der Blutzellen aufgenommen werden können. Wir werden noch später von den Schutzvorrichtungen, welche das Blut gegen eindringende Gifte besitzt, zu sprechen haben.

Die weißen Blutkörperchen sind farblos, aber man kann sie mit Hilfe besonderer Färbungsmethoden, für die man hauptsächlich gewisse Anilinfarben verwendet, färben, und da zeigt sich denn eine weitere, sehr interessante Eigenschaft dieser Gebilde. Sie nehmen nämlich die verschiedenen Farbstoffe in verschiedener Weise an, je nachdem dieselben, d. h. die Farbstoffe, basischer, saurer oder neutraler Natur sind. Man kann danach innerhalb der großen Gruppe der weißen Blutzellen eine Anzahl von kleineren Gruppen unterscheiden, die zum Teil auf bestimmte krankhafte Veränderungen des Blutes, zum Teil auf Entstehung und Bildung einzelner Formen zu beziehen sind. Es würde aber zu weit führen, auf diese Verhältnisse, die mehr eine wissenschaftliche und diagnostische Bedeutung haben, des näheren einzugehen.

Dagegen interessiert uns noch die Frage nach der Herkunft und Lebensdauer der Blutkörperchen. Es besteht heutzutage kein Zweifel darüber, daß die roten Körperchen aus dem roten Knochenmarke der großen Röhrenknochen beim Embryo und bei Kindern, und aus dem Mark der kleinen und platten Knochen beim Erwachsenen stammen und in diesem zunächst als kernhaltige Körperchen vorkommen, die also die Jugendform der späteren kernlosen Körperchen sind. Bei gewissen Krankheiten, besonders nach großen Blutverlusten, wandelt sich das Mark der großen Röhrenknochen, welches beim Erwachsenen gelb ist und größtenteils aus Fett besteht, ebenfalls in rotes Knochenmark um, offenbar um einen Ersatz für den Verlust zu liefern. Die weißen Körperchen werden sowohl im Knochenmark als in der Milz, in den Lymphdrüsen und in zahlreichen

Digitized by Google

kleineren Knötchen und Herden, die man als Lymphknötchen bezeichnet, gebildet, so daß sie also von den verschiedensten Punkten aus in das Blut geworfen werden und ihr Ersatz von zahlreichen Stellen aus erfolgen kann. Vielleicht ist auch darin eine Art Schutzvorrichtung des Organismus zu sehen.

Man nimmt an, daß die Lebensdauer der roten Blutkörperchen nur eine beschränkte, nicht über zwei bis drei Wochen dauernde ist. Sie werden teils im Körper zerstört, und ihre Zerfallsprodukte werden dann entweder weiter umgewandelt, wie zum Beispiel in der Leber, wo sie sich an der Bildung des Gallenfarbstoffs beteiligen, oder sie verlassen den Körper auf verschiedenen Wegen. Es muß also ein dauernder Neubildungsprozeß, eine sog. Regeneration im Körper vor sich gehen, und sobald diese aus irgendwelchen Ursachen gestört ist, wird es zu krankhaften Störungen des Organismus kommen.

Die Hauptmasse des Blutes besteht aus Wasser, nur ein Fünftel sind feste Bestandteile, hauptsächlich Eiweißstoffe, Fett, Kochsalz (zirka 1 Prozent) und andre Salze, Spuren vom Traubenzucker, Harnstoff und Harnsäure und das schon genannte Hämoglobin und Eisen. Der größte Teil des Eiweiß und der Salze ist im Serum enthalten. Kocht man dasselbe, so gerinnt es, zum Beweise, daß es erhebliche Mengen Eiweiß enthält.

Unter krankhaften Verhältnissen können alle diese Bestandteile vermehrt oder vermindert sein, wie zum Beispiel der Zucker im Blut bei der Zuckerkrankheit, die Harnsäure bei dem Gichtanfall vermehrt ist.

Die Gesamtblutmenge beträgt etwa ein Dreizehntel des Körpergewichtes.

Nur mit einem Wort wollen wir noch der Temperatur des Blutes gedenken. Sie erhält sich bekanntlich beim Warmblüter auf einer konstanten Höhe, beim Menschen innerhalb geringer regelmäßiger Schwankungen, die von der Nahrungsaufnahme abhängig sind, zwischen 36,5 und 37,3 Grad Celsius in der Achselhöhle, während sie innerhalb des Körpers etwas höher, etwa um 39 Grad herum liegt. Besondere und mit der Abdunstung durch die Haut in Verbindung stehende Regulationsvorrichtungen sorgen dafür, daß diese Temperatur gleichmäßig erhalten bleibt. Nur wo diese Vorrichtungen versagen oder wo, wie zum Beispiel beim Fieber, eine erhöhte Wärmeproduktion im Körper stattfindet, tritt auch eine abnorme Erniedrigung oder Erhöhung der Körpertemperatur ein.

Last, but not least ist das Blut der Träger der Nährstoffe, aus denen alle Organe des Körpers ihren Aufbau, ihren Erhalt und ihre Arbeitsleistung bestreiten. Alle Nahrungsmittel, die wir unserm Körper zuführen, werden in den Verdauungsorganen in eine Anzahl einfachster Nährstoffe, die Eiweißstoffe, die Fette und die Stärkekörper (Kohlehydrate), zerlegt und verflüssigt. So gelangen sie durch die Magen- und Darmwand, vor allem durch die letztere, in das Blut, werden überall hingetragen und teils zum Aufbau und Erhalt der den Körper zusammensetzenden Zellen verwendet, teils zur Wärmeerzeugung verbraucht und damit zur Quelle aller Energie. Denn Wärme ist nichts andres als Kraft!

Das sind in kurzen und großen Zügen die wesentlichsten Eigenschaften, die dem Blute für die Erhaltung und Leistung unsers gesunden Organismus unter gewöhnlichen Verhältnissen zukommen, und schon aus dieser knappen Uebersicht

Digitized by Google

erhellt, wie recht das Wort hat: „Des Menschen Leben lebt im Blut." Ohne Blut kein Leben und ohne gesundes Blut kein gesundes Leben. Zahlreiche Krankheiten haben ihre Ursache teils direkt, teils indirekt in einem veränderten Blut. Die Aufgabe der Hygiene und mit ihr der Volksgesundheitslehre ist es, auf die Mittel und Wege hinzuweisen, sich gesundes Blut zu erwerben und zu erhalten. Davon hängt nicht nur die Wohlfahrt und das Wohlergehen des einzelnen, sondern das Gedeihen ganzer Generationen und der großen Masse des Volkes ab. Schlechtes Blut ist vererbbar, geradeso wie gesundes, und wer auf seine Kinder wissentlich und aus Nachlässigkeit der Lebensführung ein schlechtes Blut vererbt, versündigt sich nicht nur an ihnen, sondern über sie hinaus an dem allgemeinen Wohl!

*

Es ist unmöglich, an dieser Stelle die Krankheiten aufzuzählen, die ihre Ursache in einer schlechten Blutbeschaffenheit haben. Davon müssen wir absehen. Nur der Infektion des Blutes mit Bakterien und andern niederen Lebewesen sei hier besonders gedacht, weil damit zugleich ein Einblick in ein erst in den letzten Jahren aufgedecktes Gebiet des Blutlebens, die Bildung der im Blut entstehenden Schutzstoffe gewonnen ist.

Jeder Laie spricht von „Blutvergiftung" und pflegt alle möglichen Krankheitszustände auf diese etwas unklare und unbestimmte Vorstellung zurückzuführen. In Wahrheit handelt es sich dabei um einen ganz bestimmten Vorgang, nämlich das Eindringen kleinster Lebewesen, Bakterien, in das Blut, die sich daselbst vermehren und ihre giftigen Stoffwechselprodukte abscheiden, d. h. den Organismus örtlich und allgemein infizieren. Die häufigste und bekannteste Infektion ist die Wundinfektion, wobei eine gewisse, aber weitverbreitete Art von eitererregenden Bakterien, die Streptokokken, in die Wunde eindringen und Rötung, Schwellung, Schmerzen, Fieber und andre Allgemeinerscheinungen erzeugen. Oft ist die Verletzung, die sog. Eingangspforte, so klein, daß sie mit bloßem Auge nicht mehr sichtbar ist, oft treten die Kokken durch natürliche Gewebslücken, wie sie sich namentlich in den Rachenmandeln finden, in das Blut ein. Die Chirurgen schützen sich durch peinlichste Sauberkeit und Behandlung des Operationsfeldes mit bakterientötenden Mitteln gegen eine derartige Infektion, d. h. sie wenden die antiseptische und aseptische Wundbehandlung an. Fieber nach einer Operation gilt dem Chirurgen heutzutage als Beweis, daß ein Mangel der Antisepsis vorgelegen hat.

Aber abgesehen von dieser gewöhnlichen Wundinfektion, gibt es zahlreiche andre eigenartige Bazillen, die von einer Wunde aus zu einer Allgemeininfektion führen. Es seien nur die Starrkrampfbazillen, die Pestbazillen, die Milzbrand- und Rotzbazillen genannt. Und soll ich das Heer andrer Krankheitserreger — denken wir nur an die Tuberkelbazillen, die Typhusbazillen, die Diphtheriebazillen, die Spirillen des Rekurrensfiebers, die Spirochäten der Syphilis u. a. mehr — noch ausdrücklich nennen, die, auf irgendeine Weise ins Blut gelangt,

Digitized by Google

den Körper schädigen und schwere, teils akute, teils chronische Krankheiten hervorrufen? Daß hier bazilläre Infektionen vorliegen, ist heutzutage jedermann so bekannt, daß es genügt, diese Namen zu erwähnen, um sofort eine ganze Reihe einschlägiger Vorstellungen bei jedem, der sie hört, auszulösen.

Aber neben und außer den Bazillen gibt es noch eine Gruppe niederer, mikroskopisch kleiner Tiere, die man, weil sie früher als Urformen alles tierischen Lebens und als an der Grenze zwischen Tier- und Pflanzenreich stehend, angesehen wurden, als Protozoen bezeichnet. Sie sind zum Teil Blutschmarotzer, Parasiten des Blutes, und haben dann schwere Krankheitserscheinungen zur Folge. Man kann deshalb diese Krankheiten auch als parasitäre Krankheiten bezeichnen.

Wohlbekannt ist zum Beispiel das Wechsel- oder Sumpffieber, die sog. Malaria, welche in den Tropen und gewissen Gegenden Südeuropas dauernd heimisch ist, an andern Stellen nur in beschränkter Weise und gelegentlich vorkommt. Schon der Name deutet darauf hin, daß die Krankheit vorzugsweise in Sumpfgegenden auftritt, denn man nannte sie Malaria, schlechte Luft, weil man sie durch schlechte Miasmen entstanden glaubte. Erst die moderne Bakteriologie hat gezeigt, daß es sich um die Invasion von Parasiten, Malariaplasmodien, in das Blut handelt, die in drei verschiedenen Arten auftreten, eine verschiedene Entwicklung durchmachen und damit auch verschiedene Krankheitserscheinungen hervorrufen. Bekanntlich wechseln sich, und daher kommt der Name Wechselfieber, fieberfreie Tage mit Fieberanfällen in regelmäßigen Zwischenräumen, viertägig, dreitägig und zweitägig ab, je nachdem die eine oder andre Art des Parasiten in das Blut eingedrungen ist. Sie haben eine gemeinsame Jugendform, die wie ein Ring gestaltet ist, in die roten Blutkörperchen eindringt und in diesen sich in eigentümlicher und komplizierter Weise entwickelt und vermehrt. Die Beendigung dieses Prozesses und das Eindringen der jungen Generation in andre Blutkörperchen ruft dann einen neuen Fieberanfall hervor. Dabei werden die Blutkörperchen zerstört, und eine schwere Anämie mit ihrem unter Umständen tödlichen Ausgang ist die Folge, wenn keine Heilung, d. h. eine Abtötung der Parasiten eintritt, die wir bekanntlich durch das Chinin bewirken können. Das Merkwürdige ist nun, daß die Malariainfektion sozusagen in greifbarer Weise und auf einem genau zu verfolgenden Wege von Tier zu Mensch stattfindet. Der Träger dieser Infektionskeime ist eine Stechmücke, die den Namen Anopheles hat. Sie lebt hauptsächlich in Sumpfgegenden, weil sie einen Teil ihrer Entwicklung im Wasser durchmacht und in stagnierenden Tümpeln und Sumpfwasser die geeignetsten Brutplätze findet. Wenn eine solche Stechmücke das Blut eines Malariakranken einsaugt, entnimmt sie gleichzeitig den Parasiten, der im Leibe der Stechmücke seine weitere Entwicklung durchmacht, und späterhin durch den Stich der Mücke wieder auf gesunde Menschen übertragen werden kann. Es liegt auf der Hand, daß man durch Vernichtung der Stechmücken auch die Malaria auszurotten imstande wäre, und man hat dies auf verschiedenem Wege, teils durch Sanierung des Bodens, teils durch direkte

Digitized by Google

Zerstörung der Anophelesbrut mit Erfolg versucht. Der Werdegang dieser Infektion ist nun typisch für eine weitere Reihe von Protozoakrankheiten, bei denen nur eine andre Gattung, nämlich die Trypanosomen, ins Spiel kommen. Es sind aalartige Gebilde mit einem fadenförmigen, lebhaft sich bewegenden Fortsatz, einer Geißel, die sich nicht mehr in die Blutkörperchen selbst einbohren, sondern sich frei und lebhaft in der Blutflüssigkeit bewegen. Auch hier geschieht die Uebertragung durch Insekten, hauptsächlich Zecken und Fliegen. Neben gewissen Tierkrankheiten, dem beim Rinde vorkommenden Texasfieber, der Surrakrankheit der Pferde und Kamele, der Tsetsekrankheit der Haustiere in Afrika, ist es besonders die Schlafkrankheit, die auf diese Weise übertragen wird und Tausende von Menschen, hauptsächlich Eingeborene, dahinrafft.

So sehen wir, daß das Blut neben seiner erhaltenden und belebenden Fähigkeit gleichzeitig der Tummelplatz einer großen Zahl zerstörender Elemente sein kann, und es wäre merkwürdig, wenn es dadurch nicht in seinen Eigenschaften verändert werden und den Kampf gegen die Eindringlinge in irgendeiner Weise aufnehmen sollte. Eine Form der Abwehr haben wir in der Tat schon kennen gelernt, es ist die Phagozytose der weißen Blutkörperchen, aber auch das Serum erleidet Veränderungen, welche in der Bildung von Schutzstoffen gegen die von den Mikroparasiten abgesonderten Giftstoffe, die sog. Toxine, bestehen.

Es ist bekannt, daß es eine angeborene Resistenz gegen Krankheitsgifte gibt — der eine erkrankt unter Umständen, wo der andre gesund bleibt, von bestimmten Infektionskrankheiten werden nur Menschen, von andern nur Tiere befallen — und daß eine gewisse Giftfestigkeit durch Ueberstehen einer Infektionskrankheit, besonders der sog. exanthematischen, d. h. mit einem Ausschlag verlaufenden Infektionskrankheiten erworben werden kann. So legte man früher leicht masern- oder selbst scharlachkranke Kinder zusammen, damit sie durch einen leichten Anfall gegen spätere schwere Erkrankungen geschützt wären.

Man unterscheidet nun zwischen den Infektionskrankheiten, wo der Organismus von den lebenden Organismen überschwemmt wird, und den Intoxikationskrankheiten, bei denen die Bakteriengifte in die Blutbahn aufgenommen werden, lösliche Toxine und an die Bakterienzelle gebundene Endotoxine. Die ersteren werden von den Bakterien in die Nährflüssigkeit, in der sie vorkommen oder gezüchtet werden, ausgeschieden, und man kann sie, wie zum Beispiel das Diphtherie-, Tetanus- und andre Gifte, durch Filtrieren von ihnen trennen. Bei den andern ist das Filtrat ohne Giftwirkung, die dagegen den Bakterienleibern anhaftet. Dies ist bei den Bakterien der Cholera, des Typhus, der Pest und andern der Fall.

Schon der berühmte französische Forscher Pasteur hatte die bedeutsame Entdeckung gemacht, daß künstlich abgeschwächte Bakteriengifte resp. Infektionserreger, wenn man sie unter Umgehung des Verdauungsaktes, d. h. parenteral, dem Organismus zuführt, derartige Schutzstoffe hervorrufen, d. h. den geimpften Organismus gegen das betreffende Gift widerstandsfähig, immun machen. v. Behring verdanken wir weiterhin die fundamentale Tatsache, daß sich diese Schutzstoffe, die als Antikörper bezeichnet werden, von einem rekonvaleszenten

Digitized by Google

Menschen oder künstlich immunisierten Tier vermittelst des Serums auf andre Individuen übertragen lassen und hier den gleichen Schutz bedingen wie bei dem ursprünglich mit dem betreffenden Stoff geimpften Individuum. Bei letzterem spricht man daher von einer aktiven Immunisierung, bei ersterem dagegen von einer passiven Immunisierung.

Es ist das große Verdienst von Ehrlich, zuerst mit Hilfe eines einfachen und übersichtlichen Experiments gezeigt zu haben, daß sich im Tierkörper nach Einverleibung einer bestimmten Giftmenge Gegengifte bilden, deren Menge genau bestimmt werden kann. Er zeigte dies an dem Beispiele des Rizins, einer überaus giftigen, aus dem Rizinussamen erhältlichen eiweißartigen Substanz. Wenn man einem Tier wiederholt kleine Mengen Rizin, die unterhalb der tödlichen Dosis bleiben, einspritzt, so kann man ihm nachher Mengen von Rizin einverleiben, die unter gewöhnlichen Umständen den Tod herbeiführen würden.

Auf diese grundlegenden Tatsachen gründet sich die Verwendung der antikörperhaltigen Heilsera, wie zum Beispiel das von Behring in die Therapie eingeführte Diphtherieserum, welches dadurch gewonnen wird, daß man Pferden steigende Mengen von Diphtheriegift so lange einspritzt, bis sich in ihrem Blutserum eine genügende Menge von Schutzstoffen, Antikörpern, angesammelt hat. Wenn man nun den Pferden einen Aderlaß macht und das Serum, wie früher gezeigt, aus dem Blut absetzen läßt, so kann man dasselbe mit den in ihm enthaltenen Schutzstoffen zur Behandlung der menschlichen Diphtherie verwenden. Diese Methode arbeitet so scharf und zuverlässig, daß man die Menge der Schutzstoffe ganz genau abzumessen imstande ist. Die damit erzielten Heilerfolge können, ohne anmaßend zu sein, als ein Triumph der modernen Wissenschaft bezeichnet werden.

Aehnliche Heilsera sind gegen den Wundstarrkrampf, gegen die Ruhr, gegen den Rotlauf, gegen das gewöhnliche Eiterfieber, gegen das Heufieber und andre Krankheiten hergestellt und mit mehr oder weniger Erfolg verwendet worden.

Im gewissen Sinne kann man auch das Tuberkulin, die Impfung gegen die Hundswut und den Urvater aller dieser auf die Erzeugung von Schutzstoffen gerichteten Bestrebungen, die Schutzpockenimpfung, hierher rechnen. Der Unterschied ist nur der, daß hier die Schutzstoffe im Blut resp. die schützenden Veränderungen im Körper direkt im menschlichen Organismus erzeugt werden und nicht des Umweges durch den Tierkörper bedürfen.

Nebenbei bemerkt, ist die glorreiche Tat des englischen Arztes Edward Jenner, der am 14. Mai 1796 zum erstenmal bei einem achtjährigen Knaben die Schutzpockenimpfung ausführte, für ewige Zeiten als eine der größten Errungenschaften der Heilkunde anzusehen. Die obligatorische Schutzimpfung gegen die Pocken hat es im Deutschen Reich dahin gebracht, daß auf 1 Million Einwohner im Jahre 1886 nur noch 4 an den Pocken starben, 1890 1,2, 1900 0,9, 1906 0,8, wogegen in Rußland, wo es keinen Impfzwang gibt, 520 Personen auf dieselbe Zahl Einwohner starben. Die Gegner des Impfzwanges fordern, daß die Impfung dem Belieben des einzelnen überlassen bleiben soll, da durch den Zwang die persönliche Freiheit geschädigt und derselbe zu Maßregeln gezwungen werde, die unter

Digitized by Google

Umständen gefahrbringend seien. Selbst wenn letzteres richtig wäre — meist erweisen sich die sog. Impfschäden als Phantasiegebilde —, so handelt es sich aber nicht um die Gesundheit des einzelnen, sondern um das Wohl und Wehe aller Staatsangehörigen, denen die Impfung Schutz gegen die Pockengefahr bringt. Der Staat hat deshalb nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, von der Vakzination, als dem gegen die Blattern besterprobten Schutzmittel, Gebrauch zu machen, und der einzelne hat sich dem geradeso zu fügen, wie er sich nicht wehren kann, in Kampf und Tod zu ziehen, wenn es das Wohl des Vaterlandes gilt.

Im Verfolg dieser Untersuchungen hat man noch eine andre sehr merkwürdige Tatsache kennen gelernt, die mit der eben besprochenen Bildung von Gegengiften nach Einspritzung giftiger Substanzen eine gewisse Analogie hat. Spritzt man nämlich einem Tier gewöhnliches Hühnereiweiß unter die Haut, so erlangt das Serum desselben die Eigenschaft, daß, wenn es mit einer klaren Hühnereiweißlösung zusammengebracht wird, ein trüber Niederschlag in derselben entsteht, und zwar findet dies nur mit Hühnereiweiß, nicht mit andern Eiweißlösungen statt. Ganz ebenso verhalten sich andre Eiweißlösungen, z. B. Blut oder Serum vom Schwein, Pferd u. dgl., so daß zum Beispiel das Serum eines Kaninchens, welchem man Pferdeblut eingespritzt hat, in einer Flüssigkeit, in der sich Eiweiß befindet, welches vom Pferd stammt, einen Niederschlag erzeugt. Mit dieser Methode kann man Verfälschungen der Nahrungsmittel, z. B. ob eine Wurst mit Pferdefleisch versetzt ist, erkennen. Dasselbe hat auch mit Menschenblut statt. Nimmt man also eine Vorbehandlung eines Tieres, z. B. eines Kaninchens in der Weise vor, daß man ihm wiederholt kleine Mengen Menschenblut einspritzt, so wird das Serum desselben beim Zusatz zu einer Menschenblutlösung einen Niederschlag geben, während alle andern Blutlösungen der verschiedensten Tiere beim Zusatz dieses Serums ganz klar bleiben. Dazu genügen allerkleinste Mengen, z. B. ein Tropfen eingetrockneten Blutes, welches durchaus nicht frisch zu sein braucht. Man kann also auf diese Weise verdächtige Blutflecken mit aller Sicherheit auf ihre Herkunft untersuchen, eine Entdeckung, die für die gerichtliche Medizin von der allergrößten Bedeutung ist. (Auffallenderweise tritt diese Reaktion nicht nur mit Menschenblut, sondern auch mit dem Blute der Affen, allerdings nur der Affen der Alten Welt, ein, was auf die nahe Verwandtschaft dieser beiden Tierspezies hinweist!) Ganz ohne Fährlichkeiten gehen solche Einspritzungen freilich nicht ab. Artfremdes Serum erzeugt gewisse Störungen, indem es in etwa 10 Prozent der Fälle nach zehn bis zwölf Tagen eine leichte fieberhafte Erkrankung zur Folge hat. Wiederholt man dann nach längerer oder kürzerer Zeit solche Einspritzungen, so kann hohes Fieber und selbst der Tod eintreten. Man bezeichnet diesen Zustand als Ueberempfindlichkeit oder Anaphylaxie, und darauf sind manche Todesfälle nach Einspritzung von Heilserum zurückzuführen. Ja es kann eine solche Ueberempfindlichkeit angeboren sein und sich gelegentlich in sehr eigentümlicher Weise äußern.

Das Serum hat aber noch eine andre merkwürdige Eigenschaft: es löst die Blutkörperchen andrer Tierarten auf und macht das Blut lackfarben. Dies ist

Digitized by Google

zwar nicht bei allen Tieren der Fall, aber man kann dem Serum eines jeden Tieres diese Eigenschaft zuteilen, wenn man dem Tier fremdes Blut einspritzt. Es hat dann ein blutlösendes — hämolytisches — Vermögen gegenüber dem eingespritzten Blut. Mit andern Worten: spritzt man zum Beispiel einem Kaninchen Hammelblut unter die Haut oder in die Blutadern, macht dem Kaninchen später einen Aderlaß und läßt das gewonnene Blut abstehen, so löst das sich absetzende Kaninchenblutserum die Blutkörperchen des Hammelbluts auf, wenn man Serum und Blut zusammengießt. Wir wollen diese Prozedur mit A bezeichnen.

Aber das Serum verliert diese hämolytische Eigenschaft durch halbstündiges Erwärmen auf 60 Grad Celsius und gewinnt sie wieder, wenn man nachher normales, an sich nicht lösend wirkendes Serum zusetzt. Es müssen also in dem Serum zwei Stoffe sein, von denen der eine hitzebeständig und unumgänglich notwendig für die Hämolyse ist, der andre zerstört und ersetzt werden kann. Erst die Verbindung beider gibt aber dem Serum die lösende Wirkung. Nun haben gewisse Mikroparasiten, z. B. die Typhusbazillen und ihre Extrakte, die Eigenschaft, daß sie diesen zweiten Stoff an sich reißen, wenn gleichzeitig Serum eines Typhuskranken damit gemischt wird. Diese Verbindung tritt aber nur ein, wenn das benutzte und zugesetzte Serum von einem Typhuskranken stammt. Nennen wir dies Gemisch Typhusbazillen + Serum eines Typhuskranken + Normalserum = B. In fraglichen Fällen kann man also aus diesem Verhalten erkennen, ob ein Typhus vorliegt oder nicht, es handelt sich nur darum, festzustellen, ob die eben genannte Verbindung stattgefunden hat. Das läßt sich leicht konstatieren. Man braucht nur dem Gemisch B von Typhusbazillen, fraglichem Typhusserum und gewöhnlichem Kaninchen- oder Meerschweinchenserum unser obiges Gemisch A von Hammelblutkörperchen und vorbehandeltem und auf 60 Grad erhitztem Serum zuzusetzen, so wird sich zeigen, ob das Serum in B gebunden oder frei ist. In letzterem Fall wird nämlich eine Lösung der Blutkörperchen in A eintreten und damit der Beweis geliefert sein, daß das fragliche Serum in B kein Typhusserum gewesen ist.

Dasselbe Verfahren läßt sich auch mit den Extrakten von syphilitischen Körperteilen, in denen die Erzeuger der Syphilis vorhanden sind, durchführen, und darauf beruht die jetzt so vielgenannte Wassermannsche Bestimmung zum Nachweis der Syphilis, die es ermöglicht, noch ganz veraltete Fälle dieses Leidens, bei denen jede äußerlich wahrnehmbare Erscheinung längst aufgehört hat, zu erkennen.

So sehen wir also, daß sich im Blut die allerverschiedenartigsten krankhaften Prozesse abspielen, denen das Blut selbst aus sich heraus einen gewissen Widerstand entgegensetzen kann, der um so stärker sein wird, je lebenskräftiger, d. h. je gesünder das Blut ist. Es kann in sich selbst erkranken, es kann aber auch durch die Erkrankung andrer Organe, und zwar hauptsächlich der blutbildenden im weitesten Sinne genommen, also auch des Magens, Darms, Lungen, Drüsen, Herzens usw., sekundär erkranken. Wollen wir uns also ein gesundes Blut schaffen und bewahren, so leuchtet ein, daß die Hygiene des Blutes eigentlich

Digitized by Google

die Hygiene des gesamten Menschen umfaßt, und daß alles, was der Förderung und Erhaltung unsers Gesamtorganismus zugute kommt, auch der Gesundheit des Blutes dient, das eine von dem andern gar nicht zu trennen ist. Freilich stehen wir alle unter dem Banne der Erblichkeit. Manch einer bekommt als trauriges Erbteil die Anlage zu schweren Konstitutionskrankheiten, wie Lues, Tuberkulose, allgemeine Schwächlichkeit, geistige Minderwertigkeit, Geisteskrankheiten u. dgl., mit auf den Weg. Aber auch da gelingt es häufig, durch eine vernunftgemäße Lebensführung das vererbte Uebel niederzuhalten, und zum wenigsten sollte jeder an seinem Teil bemüht sein, die drei Würgengel, welche an dem Marke des Volkes zehren: die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten und den Alkoholismus, nicht weiter auf seine Nachkommen zu übertragen.

Es versteht sich von selbst, daß die ersten Regeln der Gesundheitspflege die Sorge für gute Luft, für ausreichende Bewegung für eine nach Art und Menge zweckmäßige Nahrung, die Sorge für Körperreinlichkeit, gesunde Wohnung, das Vermeiden einer unzweckmäßigen, den Blutkreislauf beengenden Kleidung an erster Stelle der Hygiene des Blutes stehen. Aber außer diesen allgemeinen Regeln gibt es noch eine besondere Pflege und Vorsorge, die sich im engeren Sinne auf die blutbereitenden und blutbewegenden Organe, letzterenfalls also Herz und Gefäße, richtet. Diese in ihren Einzelheiten zu besprechen ist nicht angängig. Damit wäre anstatt einer Darlegung neuer, wissenschaftlich interessanter Vorgänge eine Belehrung für Krankheitsfälle gegeben, die hier nicht am Platze ist.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Nach langen, beschwerlichen Märschen sind die russischen Pontonierbataillone mit ihren Brückentrains am 25. Juni bei Sistow eingetroffen; nur durch Vorspann von Ochsen ist es gelungen, die eisernen Pontons vom Fleck zu bringen. Einige Kilometer stromaufwärts von Giurgiu, bei Slobozia, haben die Russen Mörserbatterien angelegt, und von hier aus wird Rustschuk beschossen, das energisch erwidert. Zu gleicher Zeit wird auch Nikopoli von Turnu-Magurele aus scharf bombardiert.

Kaiser Alexander hat am 25. Juni sein Hauptquartier von Plojeschti nach Slatina verlegt.

Der Großfürst Nikolaus telegraphiert dem Fürsten Carol am 25. Juni: „Je te prie de donner l'ordre d'ouvrir le feu demain, sur toute la ligne

Digitized by Google

du Danube, comme nous en sommes convenus, et de continuer le feu jusqu'au soir." Danach erwartete man den Donauübergang zwischen Nikopoli und Sistow. — Fürst Carol antwortet am 26. Juni: „Le bombardement a commencé aujourd'hui à midi sur notre ligne; j'ai été hier à Giurgiu pour visiter les blessés de la ville, et en entrant à l'hôpital, où je suis allé voir les blessés russes, des bombes sont tombées tout à l'entour de la bâtisse surmontée du drapeau blanc."

Den 26. Juni ist Kaiser Alexander in Turnu-Magurele eingetroffen und hat der Beschießung von Nikopoli beigewohnt.

Den 27. Juni hat endlich der Donauübergang zwischen Zimnicea und Sistow stattgefunden, und General Dragomirow hat nach mehrstündigem Kampfe Sistow eingenommen. Der Kaiser wohnte dem Uebergange bei.

Am selben Tage schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Von der Einverleibung meiner Armee in die russische ist keine Rede gewesen, zumal da ich vom ersten Tage ab mit Entschiedenheit erklärt hatte, daß das rumänische Heer nur unter meinem Kommando fechten würde, — die Gelegenheit dazu wird ihm sicher geboten werden; nächste Woche begebe ich mich in seine Mitte. Dann vorwärts mit Gott!"

Am 28. Juni besetzen die Russen Isaktscha und Tultscha. In der Dobrudscha ziehen sich die Türken überall zurück.

Den 28. Juni beginnt, während der Nacht, der Brückenschlag von beiden Ufern bei Zimnicea, wo das ganze VIII. und ein Teil des XIII. Armeekorps über die Donau setzt.

Kaiser Alexander hat am selben Tage nachmittags den bulgarischen Boden betreten und eine Proklamation an die Bulgaren erlassen, worin er sie auffordert, sich den russischen Truppen anzuschließen, und verspricht ihnen eine eigne Landesverwaltung.

Großfürst Nikolaus schreibt dem Fürsten Carol aus seinem Generalquartier in Zimnicea den 18./30. Juni: „Prenant en considération les combinaisons de troupes, qui se trouveront nécessairement être la conséquence du passage du fleuve, si heureusement effectué à Zimnicea, je me vois dans le cas de faire marcher sur ce point, dans le plus bref délai, le IX^{me} corps, dont une partie occupe aujourd'hui des positions le long du Danube, depuis l'embouchure de l'Olt jusqu'au village de Flamânda inclusivement. — Tout en veillant, d'un coté, à la prise opportune des mesures que je juge urgentes pour le succès des opérations de l'armée Impériale, et étant, de l'autre, désireux de garantir l'inviolabilité du territoire de la Principauté Roumaine, je me hâte de porter à la connaissance de V. A. le mouvement que je me vois dans le cas de faire opérer au IX^{me} corps, en Vous priant de bien vouloir faire étendre la ligne défensive occupée par les troupes roumaines, inclusivement jusqu'à Flamânda. — Pour ne rien ôter de sa force défensive à cette portion de la frontière roumaine, j'ai pris les dispositions nécessaires pour laisser auprès de Corabia, de Turnu-Magurele et de Flamânda les

Digitized by Google

batteries armées de pièces de position de l'artillerie russe, qui y sont installées, et je ne demande aux troupes roumaines uniquement que de couvrir la susdite artillerie, tout en reliant entre eux ces points fortifiés. — Considérant que le passage de l'Olt entre Izlas et Turnu n'offre point d'obstacles, il semblerait que les troupes de la IV^me^ division pourraient parfaitement s'étendre jusqu'à Flamânda, la distance d'Izlas à Flamânda, en droite ligne, ne comptant pas au delà de 16 kilomètres. Dans le cas où V. A. verrait quelque inconvénient à étendre définitivement les positions de la IV^me^ division, Elle voudra bien le faire temporairement, en attendant que cette ligne soit renforcée par d'autres troupes roumaines, considérant que le IX^me^ corps devra, comme il vient d'être enoncé plus haut, abandonner ses positions actuelles et se mettre en marche dans le plus bref délai possible."

Fürst Carol beantwortet das Schreiben des Großfürsten in folgendem Briefe: „L'heureux passage du Danube à Zimnicea et le beau fait d'armes accompli à cette occasion par les troupes Impériales m'ont causé la plus vive joie, et je m'empresse de féliciter V. A. I., en lui souhaitant à Elle et à la vaillante armée qu'Elle commande, d'ajouter chaque jour de nouveaux triomphes à ceux par lesquels Elle a si brillamment inauguré la campagne présente. — Aussitôt après la réception de la lettre que V. A. I. a bien voulu me faire parvenir, j'ai donné selon Vos désirs, l'ordre au 7^me^ régiment d'infanterie de ligne qui se trouve à Izlas, de passer l'Olt à Turnu-Magurele, d'étendre la ligne défensive de mon armée jusqu'à Flamânda inclusivement et de couvrir l'artillerie russe en position près de Corabia, Turnu-Magurele et Flamânda, en reliant entre eux ces points fortifiés. — La position occupée par mes troupes et leurs opérations ultérieures s'opposent néanmoins à leur trop grande extension sur la gauche d'une manière permanente. La disposition jugée en ce moment nécessaire par V. A. I. et à laquelle je suis heureux de faire coopérer mon armée, ne pourra donc être que temporaire en ce qui regarde la dernière et en attendant seulement que la ligne de Turnu-Magurele-Flamânda soit renforcée par d'autres détachements des troupes Impériales. — Les nouvelles toutes récentes que j'ai reçues de Widin, et que j'ai lieu de croire véridiques, accusent un effectif de 30000 hommes de troupes turques entre Rahova et Florentin. V. A. I. comprendra qu'en face de cet effectif, je dois donner plus de cohésion et de force concentrée à mon armée. Il est donc probable que sous peu je serai forcé de faire appuyer sur la droite la IV^me^ division tout entière et de resserrer ainsi ma ligne en la rapprochant de Calafat. — Les deux cuirassés turcs, qui sont sortis de Nicopoli et ont attaqué l'Ada, font mine de se porter en avant pour aller renforcer le monitor stationnant à Widin. Pour déjouer leurs entreprises, nous avons un pressant besoin de 4 ou 5 petits bateaux blindés, ainsi que de torpilles que nous pourrions difficilement nous procurer ailleurs et qui tarderaient à nous

Digitized by Google

arriver à temps. Je Vous serai infiniment obligé si V. A. I. avait la bonté de donner des ordres pour que ces bateaux et des torpilles soient mis à notre disposition. — Si V. A. I. possède de nouvelles données concernant la situation et l'état numérique de l'aile gauche de l'ennemi, je la prierai de vouloir bien m'en faire part, et c'est avec reconnaissance que j'accepterais ces obligeantes communications. En attendant je me fais un agréable devoir de porter à Votre connaissance une nouvelle qui nous parvient de la frontière serbe, nouvelle que je Vous donne pour telle comme nous l'avons reçue, rien ne nous autorisant jusqu'à present d'y ajouter foi ou non, et d'après laquelle Osman-Pacha à la tête de 15 bataillons et de 2 batteries serait sorti de Widin et serait dirigé vers Rahova."

Am 7. Juli telegraphiert der Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol, daß er Zimnicea verlassen habe, um sein Hauptquartier nach Bulgarien zu verlegen; er erinnere sich mit Dankbarkeit der herzlichen Aufmerksamkeiten, die ihm in Rumänien zuteil geworden sind.

Am 14. Juli wird dem Fürsten Carol gemeldet, daß seit dem frühen Morgen aus Widin starke feindliche Kolonnen in östlicher Richtung marschieren. Er überzeugt sich selbst davon und gibt sofort dem Großfürsten telegraphische Nachricht darüber.

Am 15. Juli inspiziert Fürst Carol die Positionen seiner Truppen an der Donau, um das Terrain für einen eventuellen Donauübergang zu rekognoszieren, wofür man eifrig an der Fertigstellung der nötigen Pontons arbeitet.

Am 16. Juli wird nach mehrtägigem Kampfe die Festung Nikopoli von den russischen Truppen eingenommen. Der Verlust der Russen betrug 31 Offiziere und 1400 Mann. Zwei Paschas und ungefähr 6000 Mann wurden Gefangene des Siegers; 4 Fahnen, alle Geschütze, große Munitionsvorräte und 2 Monitors bildeten die Kriegsbeute.

Am 20. Juli verlangt das russische Hauptquartier, daß die Rumänen die in Nikopoli gefangenen Türken übernehmen und die Festung besetzen sollen. Beides verweigert Fürst Carol, da seine Armee nicht Kriegsgefangene übernehmen könne, die sie nicht selbst gemacht habe, und Nikopoli werde er nicht eher besetzen, als bis eine besondere Abmachung über die Kooperation des russischen und des rumänischen Heeres getroffen sein würde.

Am 23. Juli telegraphiert General Ghika dem Fürsten Carol: „L'Empereur me charge de faire part à V. A. de la peine et des regrets qu'Il éprouve de voir que la proposition d'occuper Nicopoli par l'armée roumaine rencontre des difficultés inattendues et des retards préjudiciables aux combinaisons du Grand-Duc. Au lieu de marcher de l'avant, le Général Krudener est retenu sur place pour garder la ville et les prisonniers, et il ne peut pas même secourir le Général Schilder-Schuldner qu'il avait envoyé à Plewna, où il est menacé de rencontrer 18000 hommes venus

Digitized by Google

de Widin. L'Empereur ne doute pas que V. A., après avoir pris connaissance de ces faits, n'écarte les difficultés qui s'opposent à l'occupation de Nicopoli, proposition qui n'est que la conséquence de ce qui a été convenu verbalement entre V. A. et le Grand-Duc pendant le séjour de l'Empereur à Bucarest."

Trotz dieser dringlichen Aufforderung hält Fürst Carol an seinem Entschlusse fest, sich auf die Wahrung der ausschließlich rumänischen Interessen zu beschränken und aus seiner abwartenden Haltung erst dann herauszutreten, wenn eine Gefahr für sein eignes Land entstehen sollte.

Fürst Carol erhält am 25. Juli nähere Details über die Gefechte bei Plewna. Eine russische Brigade griff am 20. Juli Plewna von Norden an, und es gelang ihr, bis in den Ort selbst vorzudringen, während das Regiment Kostroma von Osten her einen energischen Vorstoß machte. Die Uebermacht der Türken war aber so bedeutend, daß die Russen auf beiden Seiten zurückgeworfen und General Schilder-Schuldner gezwungen wurde, das Gefecht eiligst abzubrechen und, von seiner Kavallerie gedeckt, bis halbwegs nach Nikopoli zurückzugehen. Osman-Pascha mit 35 000 Mann soll persönlich das Gefecht geleitet haben. Ein General ist schwer verwundet; die Russen haben 40 Offiziere, darunter 2 Regimentskommandeure, und über 2000 Mann verloren. Auch Munitionswagen sind in die Hände der Türken gefallen. Im russischen Hauptquartier ist man durch diese Mißerfolge sehr entmutigt; Kaiser Alexander ist niedergeschlagen und leidend.

Am 27. Juli trifft folgende chiffrierte Depesche des rumänischen Obersten Gherghel an den Fürsten ein: „Par ordre de S. A. I. le Grand-Duc Nicolas, je viens communiquer à V. A. qu'ordre a été donné à Galatz de remettre les torpilles avec invitation d'exécuter sans retard les communications faites le 30 Juin. V. A. peut effectuer le passage à Nikopoli avec des pontons *ou* petits bateaux qu'on trouvera, en attendant la construction du pont à l'endroit où V. A. jugera convenable, en remontant vers Rahova ou même plus loin. L'armée roumaine, après avoir passé le Danube, se mettra d'accord avec l'armée russe pour opérer de concert. Les monitors capturés ne sont pas en état de servir. Ordre a été donné de remettre la Randunica. Si l'on a encore besoin de cartouches, on en fera donner. Sitôt que le passage du Danube aura commencé, on pourra s'approvisionner de Turnu-*Magurele* ou en chemin en Bulgarie. Le Grand-Duc n'a jamais demandé la IV^me^ division pour escorter les prisonniers: il a réclamé seulement l'occupation de Nicopoli pour que le IX^me^ corps d'armée russe tout entier se dirige sur Plewna, et un petit détachement pour conduire les prisonniers jusqu'aux étapes russes."

Die Russen haben nun eingesehen, daß sie eine zu geringe Streitmacht in Bulgarien haben: aber Fürst Carol ist wenig geneigt, dem Wunsche des Großfürsten zu willfahren, da er seine Armee nicht zersplittern, sondern unter seinem Oberbefehle vereinigt in die Aktion bringen möchte; er sieht aber die Not-

Digitized by Google

wendigkeit ein, die Sorge wenigstens für Nikopoli abzunehmen, und gibt die Befehle, daß jetzt, wo die nötigen Fahrzeuge beschafft sind, zur Besetzung dieser Festung geschritten wird.

Den 29. Juli sind die ersten rumänischen Truppen von Turnu-Magurele zu Schiff über die Donau nach Nikopoli befördert worden, wo der russische Generalleutnant Stolypin, der bisherige Kommandant der Festung, die rumänischen Bundesgenossen mit seinem Stabe und einem Detachement des 10. Infanterieregiments Kostroma empfing, welches mit Fahne und Musik ausgerüstet war. Nach vollzogener Landung wurde die rumänische Fahne auf der Festung gehißt.

Im rumänischen Hauptquartier findet die Weihe und Verleihung der Fahnen an die neuerrichteten Regimenter statt. Abends ist Kriegsrat über die Hilfsaktion, die das rumänische Heer den Russen leisten soll.

Am 31. Juli empfängt Fürst Carol aus Krauchenwies einen vom 25. Juli datierten Brief seines Vaters: „Kaiser Wilhelm, welcher am 3. Juli hier war, sprach sich sehr anerkennend über Dich aus. Als ich ihn fragte, wie er die Unabhängigkeitserklärung beurteile, antwortete er, daß ein Fait accompli bei den späteren Friedensverhandlungen immerhin in die Wagschale fallen müsse, daß Deutschland aber wegen seines dereinst auf diese Verhandlungen zu übenden Einflusses sich nicht durch verfrühte Anerkennung isolieren dürfe, sondern in die Hand mit den übrigen Großmächten gehen müsse; diese hätten jedoch bis jetzt noch eine rein abwartende Stellung zu der rumänischen Frage genommen. Ich hoffe und rate, daß Du mit dem Königstitel, von welchem die Zeitungen voll sind, Dich nicht übereilen wirst. Ein solcher Schritt würde von der öffentlichen Meinung Europas jedenfalls sehr mißliebig beurteilt werden. Der Kaiser ist wohlwollend und aufrichtig wie immer; körperlich ist er ungebrochen, aber er ist achtzig Jahre alt!"

Am selben Tage, um 9 Uhr abends, erhält Fürst Carol folgendes chiffrierte Telegramm vom Großfürsten Nikolaus aus Trnowa: „Prince Charles de Roumanie: à l'endroit où se trouve le Quartier Général Roumain. Les Turcs, ayant amassé les plus grandes masses à Plewna, nous abîment. Prie faire fusion, démonstration et, si possible, passage du Danube que Tu désires faire. Entre Jiul et Corabia cette démonstration est indispensable pour faciliter mes mouvements. Nicolas."

Bratianu, der beim Fürsten ist, ist der Ansicht, daß es jetzt an der Zeit wäre, den Russen franchement zu Hilfe zu kommen, wo und so viel man vermöchte, da sie sonst über die Donau zurückgeworfen und Rumänien zum Kriegschauplatze werden könnte. Fürst Carol trägt aber Bedenken, sich mit seinem ganzen Heere so ohne jede vertragsmäßige Sicherung in die Aktion hineinziehen zu lassen, und kann deshalb der Ansicht seines Ministers nicht beitreten. Dieser führt anderseits aus, daß durch einen neuen, jetzt zu schließenden Vertrag mit Rußland notwendigerweise der frühere, vom 4./16. April, hinfällig gemacht werden würde und damit die in letzterem erreichten Garantien und

Digitized by Google

Vorteile; er halte es für keineswegs sicher, daß, wenn diese feste Basis jetzt aufgegeben würde, man dafür ein in allen Teilen hinreichendes Aequivalent würde erlangen können. So telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten als Antwort auf dessen Depesche, daß er vor Empfang derselben den Befehl gegeben hat, die Garnison von Nikopoli durch den in Turnu-Magurele konzentrierten Rest der 4. Division zu verstärken, und daß die 3. Division angewiesen worden ist, über den Jiu zu gehen und in die Stellungen der 4. Division einzurücken. Zu gleicher Zeit wird auch die gewünschte Demonstration gemacht werden. Der Fürst fügt aber hinzu: „Quant au passage sérieux, la seule cause qui empêche et a empêché jusqu'ici de l'effectuer, c'est le manque de torpilles que nous attendons avec impatience, et à l'endroit desquelles nous rencontrons les difficultés, le monitor se trouvant entre Rahova et Lom-Palanka. Ordre a été donné ce soir même aux troupes roumaines de défendre Nikopoli."

Den 1. August treffen die ersten Nachrichten vom 31. Juli ein. Die Russen haben mit verzweifelter Tapferkeit gekämpft, sind aber überall im Nachteil geblieben. Außerdem soll Osman-Pascha Verstärkungen von Sofia her erhalten haben, so daß mehr als 40 000 Mann zu seiner Verfügung ständen. Ein Hauptfehler bei den Angriffen auf das verschanzte Plewna hat darin bestanden, daß es unter den verschiedenen Truppenteilen kein Zusammenwirken gab; jeder General ging auf eigne Faust vor, und ein Oberbefehl fehlte ganz. Die Nachricht von dieser neuen Niederlage hat sich rasch bis an die Donau verbreitet; als man in Sistow gar erfuhr, mit welchen Verlusten und in welcher Hast die Russen sich zurückzogen, war die Panik daselbst allgemein.

Das Hauptquartier des Großfürsten ward schon am Nachmittage des 30. Juli von Trnowo fortverlegt, und auch bis ins kaiserliche Hauptquartier flog die Nachricht, daß die Türken vollständig gesiegt und dann einen energischen Vorstoß unternommen hätten. Der Zar selbst hatte Bjela schon verlassen, um die nächste Donaubrücke zu erreichen, kehrte aber wieder nach Bjela zurück, als ihn unterwegs die Meldung einholte, daß Osman-Pascha sich auf eine Verfolgung nicht eingelassen habe, daß vielmehr die Russen sich in ihren beobachtenden Stellungen behaupteten.

Den 2. August schreibt Fürst Carol vom Hauptquartier in Pojana der Fürstin: „Die Niederlage von Plewna war sehr ernst und die erlittenen Verluste bedeutend; im russischen Hauptquartier ist man infolgedessen niedergeschlagen und bereut die gemachten Fehler. Das Soldatenmaterial der Russen ist von unzweifelhafter Tüchtigkeit, aber die Führung läßt manches zu wünschen übrig. Ich befürchte, daß sich der Krieg in die Länge ziehen wird; für unser Land wäre es ein Unglück, da ihm die Hauptlebensadern, die Donau und die Eisenbahnen, unterbunden sind. Letztere werden ausschließlich für die russischen Armeebedürfnisse in Anspruch genommen; täglich treffen neue Truppen ein, die in Eilmärschen an die Donau und nach Bulgarien gehen. Ich habe zwar die Ueberzeugung, daß schließlich die russischen Waffen siegen werden, allein es wird

Digitized by Google

noch viel Blut kosten, und ob Konstantinopel erreicht werden wird, ist sehr fraglich. Der Kaiser, der sein Hauptquartier in Bjela hat, nimmt sich alles ungemein zu Herzen; ich stehe mit ihm durch General Ghika, qui fait la navette entre Bjela et Calafat, in fortwährender Verbindung."

Bratianu ist den 1. August nach Crajowa gefahren; er ist über die Lage der Russen sehr besorgt und schlägt vor, daß die rumänische Armee ihnen helfen muß, damit der Krieg sich nicht zu sehr in die Länge zieht. Fürst Carol verbleibt aber bei seiner Ansicht, daß die Rumänen Bedingungen stellen müssen.

Den 3. August telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten nach Trnowo: „A la suite de Ton télégramme du 19/31 Juillet, après de grands efforts et malgré de nombreuses difficultés, je suis heureux de pouvoir T'annoncer que toutes les dispositions sont prises pour la concentration d'environ 30000 hommes, afin d'enlever dans un effort commun Plewna avec les corps engagés autour de cette position qui reste un danger permanent pour l'armée Impériale. Toutes les mesures sont prises pour que notre pont soit jeté dans le plus bref délai entre Izlas et Corabia, afin d'accélerer le passage et assurer la ligne d'approvisionnement et de retraite. Néanmoins vu les moyens restreints dont je dispose, tout ayant été organisé et préparé autour de Calafat, je dois Te demander, si faire se peut, un ajournement d'une huitaine de jours pour que le concours de mon armée soit plus efficace, attendu qu'actuellement je n'ai pu porter sur le terrain qu'une seule division. Ne connaissant pas Tes combinaisons et dispositions, je désirerais savoir à grands traits quelle sera la marche ultérieure de Tes opérations; car, Tu le sais bien, mon armée n'étant pas organisée pour une longue ligne d'opération, il lui sera impossible de pousser au delà de Plewna, et elle devra se borner à opérer sur l'aile droite de Ton armée. J'attends avec impatience Ta réponse."

Am 4. August trifft Fürst Carol die Bestimmungen für die Verlegung seines Hauptquartiers nach Corabia.

Am 6. August ist das Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus nach Bulgareni, das des Kaisers nach Gornja-Studena verlegt.

Fürst Carol erhält die Mitteilung, daß General Sotow, Kommandeur des IV. Armeekorps, den Oberbefehl über die Truppen vor Plewna übernommen hat, und zu seiner Verfügung noch das IX. Armeekorps gegeben wurde, sowie eine Kosakenbrigade.

Am 11. August trifft ein Brief des Großfürsten aus Bulgareni ein, folgenden Inhalts: „Der Großfürst sei stets der Ansicht gewesen, daß ein Zusammenwirken des russischen und des rumänischen Heeres geboten sei, und wisse sich mit dem Fürsten Carol eins in dem Gedanken, daß jetzt der Moment gekommen sei, jene gemeinschaftliche Aktion ins Werk zu setzen. Was nun den geplanten Donauübergang der rumänischen Armee bei Corabia betreffe, so hätten sich die Bedingungen für denselben noch verschlechtert: Osman-Pascha sei jedenfalls in der Lage, den Rumänen beim Eintreffen auf dem rechten Ufer starke Streitkräfte ent-

Digitized by Google

gegenzustellen, ohne daß der Großfürst die für diesen Fall früher verheißene Hilfe würde leisten können. Ganz anders dagegen, wenn der Uebergang bei Nikopoli stattfände: hier würde das rumänische Heer sofort in den Rayon unmittelbarer Kooperation mit den Russen gelangen. Mit Freuden würde es daher der Großfürst begrüßen, wenn Fürst Carol geneigt sein sollte, diesen allgemeinen Gesichtspunkten beizutreten. Die Details würden zu prüfen sein je nach Stärke und Stellung des rumänischen Kontingents, welches auf dem rechten Ufer ein Operationskorps bilden könnte. Die rumänischen Pontons ließen sich vom Jiul nach Nikopoli schaffen, und die dort zu schlagende Brücke würde für beide Heere von großer Wichtigkeit sein und für sich selbst den Schutz durch die Kanonen einer Festung gewinnen."

Fürst Carol ersieht aus diesem Briefe, daß die Russen den Rumänen noch immer keine eigne Operationszone zugestehen wollen. Was den empfohlenen Brückenschlag bei Nikopoli angeht, so ist er entschlossen, denselben abzulehnen, und überhaupt nicht eher die Donau zu überschreiten, als bis die Stellung der rumänischen Armee zur russischen geregelt ist.

Den 16. August trifft folgende Depesche des Obersten Gherghel aus Gornja-Studena ein: „Par ordre de S. A. I. le Grand-Duc Nicolas, j'ai l'honneur de communiquer à V. A., que S. A. I. désire que la III^me^ division roumaine passe immédiatement le Danube à Nicopoli pour rejoindre la IV^me^. S. A. I. désire visiter les deux divisions aussitôt qu'elles seront ensemble."

Fürst Carol verweigert den Uebergang der III. Division und läßt erklären, daß er die Einverleibung seiner Armee in die russische niemals zugeben werde.

Bratianu und Oberst Slaniceanu werden nach Gornja-Studena, dem Hauptquartier des Kaisers und des Großfürsten, entsandt, um die Bedingungen für den Donauübergang der rumänischen Truppen zu regeln und mit Entschiedenheit zu erklären, daß der Fürst das Kommando über sein Heer nicht aus der Hand geben werde.

Den 21. August kehren Bratianu und Slaniceanu aus Gornja-Studena zurück, wo sie sehr gut aufgenommen wurden. Allen vom Fürsten Carol geäußerten Wünschen hat der Großfürst seine Zustimmung gegeben, wie der folgende Brief vom 18. August es erkennen läßt: „Le Colonel Slaniceanu m'a fait connaître les intentions de V. A. relativement à la coopération de Votre armée avec l'armée russe, coopération qui s'effectuerait par le passage des troupes roumaines à Corabia. En acceptant entièrement Vos propositions, je prierai seulement V. A. de vouloir bien diriger sa cavalerie à Turnu et de la faire passer le Danube à Nicopoli pour des raisons qui seront soumises à V. A. par le Colonel Slaniceanu, ainsi que tous les détails de nos arrangements. Je ne manquerai pas de Vous tenir au courant de toutes nos dispositions, ainsi que de Vous informer de l'époque qui me semblerait la plus opportune pour effectuer le passage. A cet effet il me paraîtrait désirable d'avoir pour Votre corre-

Digitized by Google

spondance télégraphique un chiffre spécial. Un bateau à vapeur sera affecté au transport de Votre cavalerie de Turnu à Nicopoli; V. A. n'aura qu'à m'indiquer le jour qu'Elle voudra fixer pour cette opération. Pour faciliter l'exécution à Corabia, il sera de même mis à Votre disposition, le jour du passage, le plus grand nombre possible de chaloupes à vapeur qui se trouveront disponibles à cette époque. Il reste entendu, Monseigneur, que ainsi que cela avait convenu préalablement l'armée roumaine conservera parfaitement son individualité, et se trouvera placée, pour tous les détails, sous le commandement direct de ses chefs immédiats."

Den 22. Auguſt empfängt Fürſt Carol morgens um 8 Uhr folgende, am 21. Auguſt aufgegebene Depeſche des Großfürſten Nikolaus aus Gornja-Studena: „Quand peux-Tu passer? Fais-le aussitôt que possible. On s'acharne à Chipka. Plusieurs attaques sont repoussées depuis le matin 9 Août. Combat continue malgré nuit."

Fürſt Carol gibt ſogleich Befehl, daß zwei Kavallerieregimenter und eine reitende Batterie nach Izlas abgehen ſollen, um dort über die Donau zu ſetzen, und macht dem Großfürſten folgende briefliche Mitteilung: „Avant tout je tiens à remercier à V. A. I. pour les aimables lettres qu'Elle a bien voulu m'adresser précédemment. Si je n'ai pas répondu immédiatement à ces différentes missives, c'est que, dans le but d'éviter toute équivoque par la suite, j'ai pensé mieux faire en envoyant auprès de V. A. I. mon Président du Conseil accompagné de mon Chef d'Etat Major, afin d'établir les bases d'une entente solide et définitive. — Par la dernière lettre que V. A. I. a eu l'obligeance de m'envoyer par le Colonel Slaniceanu, j'ai constaté avec une vive satisfaction que toutes les difficultés qui ont apporté quelque retard à l'exécution des mouvements militaires désirés par V. A. I. se trouvent actuellement levées, et j'ai déjà donné des ordres en conséquence. — Ainsi nous nous retrouvons en présence des propositions émises dans le télégramme que j'ai adressé à V. A. I. de Poiana en date du 22 Juillet/3 Août, et par lequel j'ai été heureux d'annoncer à V. A. I. que malgré les nombreux obstacles et les sacrifices considérables que me causait le changement de ma base d'opérations, toutes les dispositions avaient été prises pour la concentration de 30 000 hommes de mon armée destinés à concourir avec l'armée Impériale, pour enlever par un effort commun la position de Plewna qui reste une difficulté permanente pour les futures opérations, que V. A. I. se propose. — Dans mes rapports avec l'armée Impériale, l'armée roumaine devra conserver, ainsi que V. A. I. a bienvoulu le reconnaître Elle-même, dans Sa dernière lettre, son individualité et son unité de commandement, tout en opérant, bien entendu, d'après le plan général et les dispositions de V. A. I. A cet effet je serai très heureux de pouvoir me rencontrer avec V. A. I. à Nicopoli ou ailleurs, afin de règler

Digitized by Google

à titre définitif la marche de nos opérations contre Plewna. Je prie V. A. I. de vouloir Elle-même fixer le jour et l'endroit de cette entrevue. — La communauté du but que nous poursuivons, en même temps que les vœux que j'ai formés sans cesse pour le succès des armes Impériales, me rendront fier de voir l'armée roumaine combattre à côté de la vaillante armée qui se trouve sous le commandement de V. A. I."

Am 24. Auguſt langt aus Gornja-Studena eine am Nachmittag abgegangene Depeſche des Großfürſten an: „Je suis très sensible pour Ta bonne lettre que Gherghel m'a apportée. Je suis heureux que par l'arrivée de Bratianu tout se soit éclairci, et que nos vues soient complètement identiques. J'attends ton passage le plus tôt possible. J'espère Te revoir bientôt. Je télégraphierai l'endroit et le jour, car je suis fort occupé avec l'affaire de Chipka. Malgré quatre jours continuels de combat et d'assaut, nous tenons bon. Mes renforts envoyés là-bas arrivent tous les jours. L'Héritier, attaqué hier à la fois, a été repoussé. Le soir nos troupes fatiguées se sont retirées à Sultan Kioi devant un ennemi supérieur. Le combat continue des deux cotés."

Den 25. Auguſt telegraphiert Fürſt Carol dem Großfürſten: „Depuis hier soir Vendredi 7 heures le passage de mes troupes a commencé en face de Magura et continue aujourd'hui. Nous nous pressons, ayant appris qu'une nouvelle colonne sortie de Widin se dirige sur notre flanc droit. Le pont sera établi dans les premiers jours de la semaine prochaine. J'espère que tout va bien de Ton coté."

Vormittags trifft folgende, einundzwanzig Stunden früher aus Gornja-Studena abgeſandte Depeſche des Großfürſten ein: „L'Empereur et moi désirons Te voir aussitôt que possible. Je serais venu moi-même à Ta rencontre à Nicopoli, mais les événements dont je T'ai parlé dans mon précédent télégramme m'empêchent de bouger. Nous T'attendons avec impatience. Réponds-moi le jour de Ton arrivée et si ce sera par Nicopoli ou Zimnitza. J'espère qu'à Ton arrivée le temps nous permettra de visiter les troupes ensemble."

Am 27. Auguſt in der Nacht fragt der Großfürſt noch einmal, ob der Fürſt ſich ins ruſſiſche Hauptquartier zu begeben gedenke oder nicht. Fürſt Carol antwortet: „Demain Mardi dans la journée, j'arriverai au Quartier Impérial en passant par Zimnicea."

Am 28. Auguſt fährt Fürſt Carol morgens nach Magurele zum Großfürſten Alexis und trifft bei demſelben den Herzog Eugen von Leuchtenberg. Von Magurele fährt der Fürſt nach Zimnicea, wo er den am Schipkapaſſe am 24. Auguſt verwundeten General Dragomirow antrifft, der ſich trotz ſeines ernſten Zuſtandes nach Rußland transportieren laſſen will. Der General teilt dem Fürſten mit, daß er mit einer Brigade ſeiner Diviſion von Selvi abmarſchiert und am Vormittage des 24. Auguſt unweit der Paßhöhe angelangt war. Der Kampf

Digitized by Google

um letztere ward mit großer Erbitterung geführt, das heftige Feuer des Feindes lichtete die Reihen seiner Truppen, die wie Helden immer neue Sturmangriffe machten, gewaltig; bald trat auch Munitionsmangel ein, während die Türken, deren Artillerie sehr gut schoß, ihre Uebermacht zur Geltung bringen konnten. Er selbst ward, von einer Kugel getroffen, kampfunfähig nach dem Verbandplatze getragen.

Nach einem einstündigen Aufenthalt in Zimnicea setzt Fürst Carol mit einer Kosakeneskorte um 3 Uhr seine Fahrt über die große Donaubrücke nach Sistow fort. Die Brücke ist militärisch besetzt. Von Sistow geht die Fahrt weiter an endlosen marschierenden Kolonnen, Verwundetentransporten und einer Wagenburg festgefahrener Karren vorüber.

Um 7 1/2 Uhr abends trifft Fürst Carol im kaiserlichen Hauptquartier von Gornja-Studena ein, wo man ihn ungeduldig erwartet. Kaiser Alexander und Großfürst Nikolaus mit einigen Herren der Suite empfangen ihn auf das herzlichste. Der Zar, dessen Gesundheit sehr angegriffen ist, und dem der Schmerz über die erlittenen Verluste auf dem Antlitz geschrieben steht, ladet den Fürsten ein, in sein bescheidenes Bulgarenhaus einzutreten.

Hier wiederholt der Kaiser, daß er glücklich sei, den Fürsten endlich jenseits der Donau zu sehen und daß er hoffe, alle Schwierigkeiten seien nun beseitigt; er erkundigt sich, in welcher Stärke und wann die rumänischen Truppen über die Donau setzen würden. — Fürst Carol erwidert, daß er früher gekommen sein würde, wenn er nicht selbst dem Donauübergang seiner Truppen hätte beiwohnen wollen. In zwei Tagen hoffe er mit einem ganzen Armeekorps auf dem bulgarischen Ufer zu stehen. Ein großer Teil der III. Division befinde sich bereits zwischen Iskar und Wid und habe kleine Begegnungen mit Baschi-Bosuks gehabt. — Der Großfürst Nikolaus fragt nun, ob der Fürst die Absicht habe, sein Korps persönlich zu befehligen. — Der Fürst entgegnet, daß dies selbstverständlich sei. — Der Großfürst wendet ein: Dieser Entschluß würde zu vielerlei Schwierigkeiten Anlaß geben, da Fürst Carol natürlich nicht unter dem Kommando eines russischen Generals stehen könnte. — Fürst Carol erwidert darauf etwas lebhaft: Allerdings könne er das nicht, das sei eine Unmöglichkeit; dagegen könnten leicht zehn russische Generale seinem Befehl unterstellt werden.

Schweigend hat bisher der Kaiser diesem Wortwechsel zugehört; er fragt nun den Fürsten, ob er nicht sehr ermüdet von der heißen Fahrt sei, und erbietet sich, ihn selbst in das für ihn hergestellte Quartier zu geleiten. Er führt ihn in ein schönes, bequem eingerichtetes Zelt unweit des kaiserlichen Quartiers und teilt ihm mit, daß er sich erlauben wolle, ihm das Zelt zu verehren. Nachdem der Fürst diese Aufmerksamkeit dankend angenommen hat, zieht der Kaiser sich zurück, um seinem Gast Gelegenheit zu geben, sich vom Staube der Reise zu befreien.

Schon ehe der Fürst aber seine Toilette beendet hatte, tritt der Großfürst bei ihm ein und bietet ihm im Auftrage des Kaisers das

Digitized by Google

Oberkommando über sämtliche russische Truppen vor Plewna an. Fürst Carol ist sehr überrascht und bittet sich Bedenkzeit aus, weil er vor der Entscheidung über dieses vertrauensvolle Anerbieten sich über die numerische Stärke der vor Plewna liegenden Truppen vergewissern möchte.

Der Großfürst erwidert: das lasse sich sofort feststellen, da der Generalstabschef der Westarmee, Oberst Nowitzki, anwesend sei. Derselbe wird herbeigerufen und gibt an, daß die Zahl der russischen Truppen vor Plewna 30000 nicht übersteige. Dies macht den Fürsten sehr bedenklich, da auch er vorläufig nur die gleiche Zahl ins Feld senden kann; allein nach kurzer Erwägung und auf Zureden des Großfürsten entschließt er sich zur Uebernahme des verantwortungsreichen Kommandos.

Abends um 9 Uhr geht Fürst Carol zum Kaiser, um ihm seinen Dank auszusprechen für das Vertrauen, mit dem dieser ihn beehrt hat; er setzt hinzu, daß er sich der ganzen Schwere der Verantwortlichkeit bewußt ist. — Der Kaiser erwidert: „Dieu nous aidera!"

Bei dem Abendessen umringen alle anwesenden Generale den Fürsten und beglückwünschen ihn zu seiner neuen Stellung. Nach Tische geleitet der Kaiser den Fürsten in sein Zelt zurück und verabschiedet sich herzlich und väterlich von ihm für die Nacht.

Am 29. August, morgens um 7 Uhr, tritt der Kaiser in das Zelt des Fürsten Carol. Gleich nach dem Kaiser läßt sich der Kriegsminister Miljutin melden; Fürst Carol spricht lange mit ihm, um sich über die russischen militärischen Verhältnisse, die Armeeorganisation usw. genau zu informieren. Miljutin äußert sich sehr besorgt über die Lage und gibt die Verstärkungen an, die noch aus Rußland erwartet werden. Er erwähnt, daß die Tage, an denen die heftigen, rasch aufeinanderfolgenden Angriffe am Schipka und Lom stattgefunden, für die russische Armee höchst gefahrvoll gewesen seien; doch hoffe er, daß eine so schwere Zeit nicht wiederkehren werde. Jedenfalls sei der Eintritt der rumänischen Armee in die Aktion sehr willkommen. Dann erscheint Graf Ignatiew, der ganz besonders niedergeschlagen ist, da man allgemein ihn für diesen Krieg verantwortlich macht und ihm vorwirft, daß er unaufhörlich dazu gehetzt habe. Auch der alte Fürst Suworow kommt, um seine Freude darüber, daß der Kaiser dem Fürsten Carol das Oberkommando übertragen habe und zugleich seine Hoffnung auf eine schleunige Wendung der Dinge zum Besseren auszusprechen; er beglückwünscht den Fürsten zu seinem mutigen Eingreifen im Augenblicke der Gefahr.

Um 10 Uhr findet zur Besprechung des künftigen Aktionsplanes beim Großfürsten Nikolaus, im Freien unter einem Baume, ein Kriegsrat statt, an dem Nepokoitschitzki und Nowitzki, der Generalstabschef des Generals Sotow, und mehrere andre Generale teilnahmen. Es wird die allgemeine Lage besprochen und dann über den Donauübergang der rumänischen Truppen beraten. Die russischen Heerführer ersuchen den Fürsten Carol, statt auf der Iskerlinie vorzugehen, lieber direkt auf Plewna zu marschieren und die Brücke sofort nach dem

Digitized by Google

Uebergang des rumänischen Heeres abbrechen und bei Nikopoli wieder aufbauen zu lassen, damit sie auch den Bedürfnissen des russischen Heeres zugute komme. Fürst Carol überzeugt sich, daß er bei dem Ernst der Lage von einer separaten Aktion seines Heeres abzusehen und dasselbe vielmehr ungesäumt in unmittelbaren Kontakt mit den russischen Streitkräften zu bringen hat; er entschließt sich hierzu um so eher, als ja das Oberkommando und damit die letzte Entscheidung über alle Schritte in seiner Hand liegen. Bedenklich erscheint ihm dagegen die Verlegung der Brücke, durch die er zum zweitenmal zur Verschiebung der Etappenstraßen und Magazine genötigt sein würde. So schwierig ein solcher Wechsel der Operationslinie auch ist, so gesteht der Fürst ihn schließlich doch zu, betont aber, daß vorläufig jede aggressive Aktion gegen Plewna unterbleiben müsse, da er der Ansicht ist, daß Osman-Pascha stärker ist, als die Russen anzunehmen scheinen. Die sechs Tage andauernden Kämpfe der Russen am Schipkapasse haben die Russen mehr als 100 Offiziere und 4000 Mann gekostet. Dafür ist aber auch das erzielte Resultat von größter Wichtigkeit. Jetzt ist dort wieder Ruhe, die von den Russen benutzt wird, um sich zu verschanzen.

Um 12 Uhr ist Frühstück beim Kaiser in einem großen Zelte, wo mehr als hundert Personen daran teilnehmen. Der Kaiser erzählt dem Fürsten, daß er selbst auf die Nachricht von der Schlacht am 31. Juli in der ersten Panik mit seinem Hauptquartier aufgebrochen war und bereits mehrere Kilometer in der Richtung auf die Donau zurückgelegt hatte.

Nach dem Mahle nimmt Fürst Carol Abschied vom Kaiser, der heute ganz besonders niedergeschlagen ist, da aus allen Teilen des Kriegsschauplatzes, auch des asiatischen, schlechte Nachrichten eingelaufen sind.

Um 2 Uhr bricht der Fürst auf und langt nach einer beschwerlichen Fahrt um 5 1/2 Uhr in Sistow an. Noch ehe er die Brücke ganz passiert hat, entrollt sich vor ihm ein wahrhaft erschütterndes Bild: die langen Züge kleiner Leiterwagen, welche die zahlreichen Verwundeten aus den Kämpfen am Schipkapasse zum Weitertransport bis über die Donau gebracht haben, sind hier mit den endlosen Kolonnen der Trains zusammengetroffen, die dem Heere Proviant und Munition nachfahren: bei dem Versuche, einander auszuweichen, sind die Gefährte bis in das steinige Strombett geraten, aber Menschen und Tiere, von Sonnenbrand und Strapazen müde und stumpf geworden, können den immer dichter werdenden Knäuel nicht mehr entwirren, es gibt kein Durchfinden, kein Ausweichen mehr. Jammervoll ist das Wehklagen der armen, auf ihrem harten Lager herumgestoßenen Verwundeten, deren Leiden mit jeder Minute zunehmen; viele derselben haben schon den Geist aufgegeben. Für den Fürsten hat man mit Mühe eine schmale Gasse durch diese Wagenburg eröffnet; er ist tief ergriffen von diesem entsetzlichen Bilde des Kriegselends und außer sich, daß er nicht eingreifen und helfen kann. Noch eindrucksvoller wird das düstere Bild durch eine seltsame atmosphärische Erscheinung: eine kolossale Staubwolke lagert über der Donau, und durch sie hindurch sieht man die untergehende Sonne völlig strahlenlos, wie einen Mond, dem Horizonte zugleiten.

Digitized by Google

Abends um 8 Uhr erreicht Fürst Carol Zimnicea und steigt in demselben Hause ab, aus welchem vor wenigen Wochen in Siegeshoffnung der russische Kaiser zum Donauübergange aufgebrochen war.

Den 18./30. August, um 7 Uhr abends, trifft aus Gornja-Studena ein Telegramm des Großfürsten Nikolaus ein: „D'après nos renseignements sur la position de l'ennemi, il faut absolument que l'armée roumaine soit passée sur la rive droite du Danube tout entière pour le 20 Août v. s. Prends des mesures nécessaires et énergiques avec le Grand-Duc Alexis pour qu'Il offre tous les moyens possibles pour que le passage s'effectue au plus vite et sans délai. Ta présence personnelle est indispensable à Poradim pour le 20 au matin, mais que l'on défende dès aujourd'hui l'expédition de toutes les dépêches télégraphiques privées et surtout de celles des correspondants de journaux, jusqu'à nouvel ordre et pour quelque temps, tout le long du Danube."

Den 31. August trifft eine neue Depesche des Großfürsten ein: „Pressant. Depuis 9 heures du matin ce 19/31 Août, les Turcs attaquent Zgalevica et Pelischat. Il est indispensable que Ton armée roumaine passe le Danube immédiatement et marche en avant sur Plewna pour attaquer les Turcs. Fais savoir à Zotow la direction et l'heure du commencement de Ta marche. Tes troupes qui ont déjà passé le Danube, doivent s'avancer sans retard."

Fürst Carol hält augenblicklich einen Kriegsrat ab, überträgt dem General Cernat das Korpskommando und ernennt den Obersten Barozzi zu seinem Generalstabschef. Er gibt den endgültig entscheidenden Befehl, daß am nächsten Tage der Donauübergang erfolgen soll, und unmittelbar nachdem die Truppen das jenseitige Ufer erreicht haben, soll dann die Brücke abgebrochen und Nikopoli gegenüber wieder aufgebaut werden; er selbst wird sofort, noch ehe die Brücke abgebrochen ist, sich nach Plewna begeben. — „So habe ich es dem Kaiser versprochen, und so wird es geschehen," sagte der Fürst, „das ist mein unabänderlicher Entschluß! Lieber will ich mit seinem Heere in die Donau zurückgeworfen werden, als jetzt, wo die Gefahr den Höhepunkt erreicht hat, vor dieser zurückweichen; der Krieg muß jetzt entscheiden, längeres Zögern ist nicht möglich!"

Fürst Carol verhehlt sich keineswegs das Bedenkliche der von ihm befohlenen Operation: die Brücke hinter den Truppen abzubrechen und mehrere Tage lang ohne Verbindung mit dem rumänischen Ufer zu bleiben, bis die Brücke stromabwärts wieder aufgebaut sein wird, ist ein großes Wagnis; größer aber ist die Gefahr, die seinem Lande droht, wenn es den Türken gelingt, aus Plewna auszubrechen und die Russen über die Donau zurückzudrängen. Dieser Auffassung pflichtet auch Bratianu bei, der dem Kriegsrate beiwohnte und hocherfreut war, daß der Fürst dieselbe in so energischer Weise kundgegeben hat.

Spät abends läuft noch folgende telegraphische Nachricht vom Großfürsten ein: „Général Zotow télégraphie à 3 heures de l'après-midi que plusieurs

Digitized by Google

attaques sur Pelischat et Sgalevica ont été vigoureusement repoussées. Tes troupes qui vont passer le Danube, doivent se tenir plus près de la rivière Vid, pour prendre contact avec la IV^{me} division roumaine, en suivant ses mouvements!"

Fürst Carol hatte nach dem ersten Telegramm des Großfürsten eine offene Depesche abschicken lassen des Inhalts, daß die rumänische Armee ihren Donauübergang begonnen hat, in der Hoffnung, hierdurch dem weiteren Vorrücken Osman-Paschas womöglich vorzubeugen, da letzterer sofort stets alle Nachrichten über Konstantinopel erhält.

Den 1. September steigt Fürst Carol in Corabia zu Pferde, um die II. Reservedivision und eine Brigade der III. Division, welche unweit der Brücke aufgestellt sind, Revue passieren zu lassen. Der Bischof von Rimnik hält einen Feldgottesdienst ab und segnet die Truppen, welche berufen sind, zum Ruhme des Vaterlandes in den Kampf zu ziehen.

Durch fürstlichen Tagesbefehl ist dem Heere der Zweck dieses Kampfes bekanntgegeben. Es gilt den alten Streit der Vorväter gegen die Türkei mit ganzer Kraft aufzunehmen und nun endlich auszufechten! In diesem Sinne spornt Fürst Carol auch mündlich seine Truppen an, für das Vaterland mutig vorwärts zu gehen.

Dann setzt sich der Fürst an ihre Spitze und reitet bis an die Brücke, wo er haltmacht und die Kolonnen vorüberziehen läßt mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen.

Bratianu dagegen drückt dem Fürsten Carol in bewegten Worten seine tiefe Ergriffenheit aus über diesen feierlichen Augenblick, wo die Jugend Rumäniens, zum Kriege gerüstet, über den Strom zieht, um den Erbfeind im eignen Lande aufzusuchen. Nie hatte er gehofft, diesen großen Tag zu erleben!

In glühendster Sonnenhitze hält der Fürst an der Brücke, bis die langen Reihen seiner Soldaten hinübergezogen sind. Er erteilt den Befehl, daß die Kolonnen sich die Nacht durch auf Plewna zu in Marsch setzen, und besteigt dann selbst einen Wagen und eilt nach Turnu-Magurele, wo ihn der Großfürst Alexis erwartet.

Den 2. September verläßt der Fürst des Morgens Turnu-Magurele auf einer russischen Dampfbarkasse, vom Großfürsten Alexis begleitet, über die Donau. Die fürstliche Eskorte wird auf gekoppelten Pontons hinübertransportiert.

Auf bulgarischem Boden empfängt den Fürsten General Stolypin mit seinem Stabe; eine russische Ehrenwache mit Fahne ist zur Stelle, und die Musik intoniert die rumänische Hymne. Fürst Carol steigt zu Pferde und reitet durch die spalierbildenden Truppen, die ihn mit endlosen Hurras begrüßen, den steilen Weg zur alten Festung hinauf. Nach kurzer Ruhe im Quartier des Generals Stolypin begibt er sich alsdann zu Pferde durch die Zitadelle aufs Plateau, wo rumänische Abteilungen (Dorobanzen und eine Batterie) stehen, die er mit freudigem Stolze, auf fremdem Boden doppelt die Seinen, Revue passieren läßt.

Hierauf reitet Fürst Carol ins Osmatal hinab, wo der Reisewagen ihn

Digitized by Google

erwartet, um in eiliger Fahrt, nur von vier Offizieren seines Hauptquartiers und seiner Eskorte begleitet, das 40 Kilometer von Nikopoli entfernte Bulgarendörfchen Poradim gegen 4 Uhr nachmittags zu erreichen. Während der ganzen Fahrt ertönt von Plewna her lauter Kanonendonner.

Poradim ist eine langgestreckte ärmliche Ortschaft auf baumloser Ebene, etwa 15 Kilometer von der Stadt Plewna, 7 Kilometer von der türkischen Schanzlinie. Unter all den Bulgarenhütten befindet sich nur ein einem Türken gehöriges Haus, das zur Not diesen Namen verdient; es liegt am Eingang des Dorfes, und der Fürst belegt es für sich mit Beschlag. Die kleine Kirche inmitten der Ortschaft ist unvollendet. Die Bevölkerung ist arm und scheu.

General Sotow und Oberst Nowitzki stellen sich dem Fürsten vor. General Sotow macht ihm dann die Mitteilung, daß er vom Großen Hauptquartier fortwährend gedrängt werde, Plewna sobald als möglich anzugreifen. Fürst Carol spricht sich sofort gegen solche übereilte Maßnahmen aus.

General Lewitzky, der vom Großen Hauptquartier abgesandt ist, hat dem Fürsten die Karte der Umgegend Plewnas vorgelegt, auf welcher der russische Generalstab die von den Türken aufgeworfenen Erdwerke eingezeichnet hat.

Am 3. September wird schon vor 6 Uhr morgens Fürst Carol durch Kanonendonner geweckt. Der am Abend von General Sotow angekündigte Angriff auf Lowtscha ist im Gange.

Um 9 Uhr erscheint General v. Krüdener mit seinem Stabe und sämtlichen Generalen des IX. Korps, welches 8 Kilometer nördlich von Poradim steht. Fürst Carol nimmt die Meldungen entgegen. Darauf steigt der Fürst zu Pferde und inspiziert das IV. Korps, das vor den Biwakplätzen auf dem linken Flügel aufgestellt ist. Das Terrain, auf dem die Inspizierung vorgenommen wird, ist das des Treffens von Sgalewitza am 19./31. August, wo die Russen mit solcher Vehemenz von den Türken angegriffen wurden. Man sieht noch die Spuren der Kämpfe; viele Tote liegen noch unbeerdigt da.

Am Abend telegraphiert der Fürst das Resultat seiner Inspektion dem Großfürsten, und daß er dringend rate, den Angriff auf Plewa aufzuschieben, bis genügende Streitkräfte zur Stelle sein würden.

Bei Uebernahme des Oberbefehls über die russische Westarmee hat Fürst Carol einen russischen Tagesbefehl ausgegeben, worin er den ihm unterstellten Truppen anzeigt, daß der Kaiser ihm das Kommando anvertraut hat: er freue sich der Waffenbrüderschaft zwischen Russen und Rumänen und zähle auf die Tapferkeit beider.

Am 4. September meldet General Sotow dem Fürsten, daß Lowtscha genommen ist und Adil-Pascha sich mit einem Verluste von etwa 2000 Mann nach Plewna zurückgezogen hat, so daß die gegen Lowtscha verwendeten russischen Truppen jetzt zur Verfügung des Kommandierenden der Westarmee stehen und sofort herangezogen werden. Der General schlägt dem Fürsten vor, daß er noch am heutigen Abende das IV. und das IX. Korps gegen Plewna vormarschieren und in Stellungen einrücken lassen möge, von denen aus am nächsten Morgen

Digitized by Google

der Angriff eingeleitet werden könnte. Fürst Carol lehnt diesen Vorschlag jedoch ab, weil seine eben erst eingetroffenen Truppen sich noch nicht einmal mit ihren Stellungen haben vertraut machen können.

General Cernat langt in Poradim an, um die Befehle für das rumänische Heer entgegenzunehmen. Er berichtet, daß die bei Selischtioara über die Donau gegangenen Truppen mit großer Ausdauer auf sandigen Wegen noch einen anstrengenden schwierigen Nachtmarsch von 23 Kilometer ausgeführt und gegen Morgen Golastzi am Wid erreicht haben. Der Fürst beauftragt den General, den Truppen seine Zufriedenheit auszusprechen, sich zum Vormarsche bereitzuhalten und eingehendere schriftliche Befehle abzuwarten.

Das IX. Korps rückt nachmittags in seine ihm angewiesenen Stellungen vor Plewna ein. Bei dieser Gelegenheit nimmt Fürst Carol den Vorbeimarsch desselben ab und konstatiert, daß auch hier die Regimenter sehr zusammengeschmolzen sind.

Die fürstliche Dienerschaft, Reitpferde und Bagage kommen im Hauptquartier an; die Wohnung des Fürsten kann nunmehr wenigstens einigermaßen bequem hergerichtet werden.

Vom russischen Großen Hauptquartier sind dem Fürsten außer einer Kosakeneskorte vier Ordonnanzoffiziere zugeteilt worden.

Am 5. September trifft Bratianu in Poradim ein, um dem Fürsten zu melden, daß die Vorkehrungen für die Verpflegung des rumänischen Heeres getroffen sind, und daß der Wiederaufbau der bei Selischtioara abgebrochenen Brücke bei Nikopoli bereits begonnen hat.

Das kaiserliche Hauptquartier ist von Gornja-Studena nach Tschausch-Mahala verlegt worden. Prinz Alexander von Battenberg langt von dort an und überbringt vom Kaiser Grüße sowie den Ausdruck seiner Freude darüber, daß Fürst Carol das Kommando der Westarmee von Plewna angetreten hat. Großfürst Nikolaus ist in Radenitza eingetroffen.

Am 25. August/6. September nimmt Fürst Carol den Rapport des Generals Fürst Imeritinski und des Generals Skobelew entgegen, welche melden, daß der Angriff auf Lowtscha unter der Oberleitung des Generals Fürsten Imeritinski mit 25 Bataillonen, 15 Schwadronen und 90 Geschützen, im ganzen etwa 16000 Mann, ausgeführt worden ist; diese Uebermacht sicherte im voraus den Erfolg. Nach blutigem Zusammenstoß haben die Türken ihre Positionen geräumt und erlitten auf ihrem eiligen Rückzuge noch empfindliche Verluste.

Strategisch hat die Einnahme von Lowtscha große Bedeutung, da sie die Verbindung Osman-Paschas mit der Armee Suleimans aufgehoben hat und Plewna nunmehr auch vom Süden her angegriffen werden kann.

Fürst Carol arbeitet mit Sotow und den übrigen Offizieren seines Hauptquartiers und unterschreibt die Dispositionen zum Angriff, — doch macht er den ausdrücklichen Vorbehalt, daß über den Tag der Aktion hierdurch noch nichts bestimmt, derselbe vielmehr möglichst hinauszuschieben sei.

Diese Dispositionen vom 25. August/6. September sind folgende:

Digitized by Google

An die Truppen der Westarmee

Heute, am 25. August, 6 Uhr abends, werden die Truppen der Westarmee ihre Biwaks verlassen, um Offensivstellungen gegen den südlichen Teil des befestigten Lagers von Plewna einzunehmen. Zu diesem Zwecke wird befohlen:

1. Das IX. Korps hat zwischen der Chaussee Bulgareni—Griwitza und dem Wege Pelischat—Plewna Stellung zu nehmen und sogleich mit der Errichtung von Artillerie- und Infanteriepositionen zu beginnen; in das erste Treffen wird es drei Infanterieregimenter mit allen 9-Zentimeter-Batterien vorschicken, während drei Infanterieregimenter mit den 8-Zentimeter-Batterien die Reserve des Korps bilden werden. Ein Infanterieregiment und eine 8-Zentimeter-Batterie wird von der Hauptreserve detachiert werden. Zwei Belagerungsbatterien, eine von zwölf, die andre von acht Geschützen, werden bis in die Linie des IX. Korps vorgehen, an vorherbestimmte Plätze; das IX. Korps hat für die Deckung derselben zu sorgen.

2. Das IV. Korps wird drei Regimenter der XVI. Infanteriedivision mit fünf Batterien auf den Höhen von Raditschewo postieren, wo dieselben sogleich Deckungen für die ins erste Treffen vorgeschobenen Batterien und Schützengräben für die Infanterie errichten sollen. Die 1. Brigade der XXX. Infanteriedivision wird mit vier 8-Zentimeter-Batterien die Reserve des Korps bilden; die 2. Brigade derselben Division aber wird mit zwei 8 Zentimeter-Batterien einen Teil der Hauptreserve ausmachen.

3. Die rumänische IV. Division wird um das Dorf Wrbitza Stellung nehmen und drei Kalaraschenregimenter werden die Positionen zur Rechten von Wrbitza bis zum Wid besetzen, der Nordfront der feindlichen Befestigungen gegenüber.

4. Die Kavallerie des Generals Loschkarew, bestehend aus den Dragonerregimentern Astrachan und Kasan, den Bugschen Ulanen und den Donischen Kosaken Nr. 9 mit zwei reitenden Batterien, wird die Griwitzachaussee besetzen, die rechte Flanke der ganzen Linie decken und die Verbindung mit der rumänischen IV. Division aufrechterhalten. Die 1. Brigade der IV. Kavalleriedivision wird die Höhen zwischen Tutschenitza und Raditschewo besetzen und die linke Flanke decken. Die Donischen Regimenter unter Oberst Tschernosubow werden die Verbindung zwischen der linken Flanke des IV. Korps und der Brigade der Kaukasuskosaken herstellen, indem sie so weit wie möglich westlich von der Chaussee Eclaireurs aussenden.

Die Husarenregimenter Kiew und Mariupol mit der reitenden Batterie Nr. 8 werden einen Teil der Hauptreserve ausmachen. Drei Sotnien des 34. Donischen Kosakenregiments sind zur Bedeckung des Generalkommandos der Westarmee bestimmt.

5. Die Hauptreserve, aus drei Infanterieregimentern, drei 8-Zentimeter-Batterien und einer Husarenbrigade mit der 8. reitenden Batterie bestehend, wird sich vor dem Dorfe Pelischat konzentrieren.

Digitized by Google

6. Der Kommandeur der Westarmee wird sich bei der Hauptreserve aufhalten.

7. Anzug der Truppen: Waffenrock, weiße Beinkleider, weißüberzogene Käppis. Die Tornister bleiben in den Ausgangsstellungen zurück. In jedem Regiment werden die Kampfunfähigen zusammengestellt, teils zur Bewachung der Tornister, teils zur Verwendung beim Train.

8. Die Truppen werden mit sich führen: die Artilleriemunitionskarren, die Divisionsfeldlazarette und die Krankenwagen. Die fliegenden Parks des IX. Korps werden in Sgalewitza, die des IV. Korps auf den Höhen zwischen Tutschenitza und Bogot bleiben; die schweren Parks des IX. Korps bei den Brücken von Bulgareni, die des IV. Korps dicht bei denen von Lajine. Der übrige Train wird in seinen gegenwärtigen Stellungen bleiben; der des IX. Korps hinter Karagatsch-Bulgarski, der des IV. hinter Poradim.

9. Jeder Mann wird 2 Pfund gekochtes Fleisch und 4 Pfund Zwieback bei sich haben.

10. Die Ambulanzen des IX. Korps werden bei den drei Brunnen auf dem Wege zwischen Sgalewitza und Pelischat halten; diejenigen des IV. Korps am Flüßchen Tutschenitza.

11. Von beiden Korps sollen möglichst viele Wagen in den Dörfern der Umgegend requiriert und bei den Feldlazaretten angesammelt werden.

12. Für die Arbeiten der Sappeurs wird eine Spezialinstruktion ausgegeben werden.

13. Das Ziel der Aktion wird den Kommandeuren mündlich mitgeteilt werden.

Carol.

An den General Cernat, Kommandeur der rumänischen Operationsarmee

Sogleich nach Empfang dieses Befehls haben Sie folgende Dispositionen zu treffen:

1. Die IV. Division wird von Wrbitza nach Griwitza vorgehen und die Artillerie in die vorherbestimmten Stellungen einrücken lassen. Dieselben sind die Chaussee Plewna—Bulgareni und der Weg Griwitza—Wrbitza.

Bei Griwitza werden acht Batterien aufgestellt: außer der Divisionsartillerie so viele Batterien der Reserveartillerie, daß diese Zahl erreicht wird.

Die IV. Division wird sich sogleich nach ihrer linken Flanke mit der russischen Brigade auf der rechten Flanke des IX. Korps in Verbindung setzen.

Die Kavallerie des Generals Loschkarew hat Order, hinter der IV. Division und dem rechten Flügel des IX. Korps Stellung zu nehmen. Noch am selben Abend, nachdem die Division in ihre Stellungen eingerückt ist, wird sie beginnen, sich zu verschanzen. Drei Kalaraschenregimenter werden die Positionen zwischen Wrbitza und dem Wid, den feindlichen Befestigungen gegenüber besetzen.

2. Die Reservedivision wird in die bisher von der IV. Division besetzten Stellungen bei Wrbitza einrücken. Vier Bataillone derselben werden nach Pelischat

Digitized by Google

detachiert, um dort die Hauptreserve der Westarmee zu verstärken; diese vier Bataillone werden den Weg von Kujulowze nach Pelischat über Sgalewitza nehmen.

Keine Kolonne darf ohne wegkundige Führer aufbrechen.

3. Die III. Division wird bis auf weiteres in ihren Stellungen verbleiben.

(Fortsetzung folgt) Carol.

Der politische Dilettantismus in Europa[1])

Die leitenden Staatsmänner der Großmächte haben kürzlich vor der Oeffentlichkeit Erklärungen abgegeben, die die gegenwärtige politische Lage offen darlegen und übereinstimmend bezeugen, daß die Aussichten für die nächste politische Zukunft in Europa im ganzen nicht ungünstige sind, wenn es auch an einzelnen Gewitterwölkchen nicht fehlt und natürlich niemals fehlen wird. Man sollte denken, daß derartige übereinstimmende Erklärungen seitens derjenigen Persönlichkeiten, in deren Hand die Leitung der politischen Angelegenheiten ihres Landes gelegt ist, überall eine beruhigende Wirkung ausüben würden, zumal die europäische Politik in den letzten Jahren auch die schwersten Belastungsproben mit gutem Erfolg überstanden und damit den Beweis geliefert hat, daß die Tätigkeit der Diplomatie der Großmächte doch häufig unterschätzt worden ist. Die wirkliche internationale Lage ist heute zweifellos keine derartige, daß sie zu pessimistischen Betrachtungen besonderen Anlaß gäbe und es rechtfertigte, daß einzelne übereifrige Persönlichkeiten, die der Politik fernstehen, von einem nahe bevorstehenden Kriege reden. In der Tat haben die neuesten politischen Ereignisse im Verein mit den Kundgebungen der verantwortlichen Staatsmänner denn auch nicht verfehlt, in allen gemäßigten und besonnenen Kreisen eine beruhigende Wirkung auszuüben.

Daneben fehlt es aber allen Kundgebungen von maßgebenden Seiten zum Trotz immer noch nicht an Kreisen, die an eine Besserung in der politischen Gesamtlage nun einmal nicht glauben wollen. Es besteht insofern ein auffallender Kontrast zwischen der tatsächlichen politischen Lage auf der einen Seite und der andauernden politischen Erregtheit derjenigen Volkskreise, die unter der Suggestionswirkung des Schlagwortes vom „kommenden Kriege" stehen, auf der andern Seite. So dürfte es denn wohl nicht überflüssig sein, den Ursachen dieser leider recht weit verbreiteten pessimistischen Stimmung einmal nachzugehen und festzustellen, wo denn eigentlich die Erreger dieser politischen Psychose zu suchen sind.

Es ist ohne weiteres klar, daß authentische Mitteilungen über die wirkliche politische Lage nur von der Seite gemacht werden können, die die Leitung der politischen Angelegenheiten in Händen hat. Diese maßgebende Stelle ist, wenn

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir teilen nicht überall das Urteil des Verfassers, welches hauptsächlich wohl für die Federn des Auslandes zutrifft.

Digitized by Google

wir von der Person des Monarchen absehen, der leitende Staatsmann oder Ministerpräsident, im Deutschen Reich der Reichskanzler, im Verein mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, im Deutschen Reich dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts. Diese Persönlichkeiten haben die politischen Geschicke des Staates speziell in der auswärtigen Politik zu bestimmen und sind daher natürlich am besten in der Lage, die politische Situation zu beurteilen. Wenn sie von der Möglichkeit, Auskunft über die allgemeine Lage und über ihre politischen Pläne zu geben, verhältnismäßig wenig Gebrauch machen, so hängt dies vor allem damit zusammen, daß die politische Arbeit sehr häufig gestört werden würde, wenn Nachrichten über die Absichten der leitenden Staatsmänner zu früh und zu oft an die Oeffentlichkeit kämen. Die Arbeit der Diplomatie vollzieht sich geräuschlos in der Stille. Die Diplomaten wollen nicht von sich reden machen, sie sind zufrieden, wenn sie ihre Ziele ohne viel Aufhebens erreichen. Geradeso wie der Generalstab auf militärischem Gebiet die Wahrung der strengsten Diskretion zum unbedingten Gebot erhoben hat, so muß auch die politische Leitung für die politischen Angelegenheiten strengste Diskretion in Anspruch nehmen.

Durch diese Geräuschlosigkeit ihrer Arbeit befindet sich die politische Leitung eines Staates nun aber in einem gewissen Nachteil, namentlich von dem Moment an, wo die Oeffentlichkeit sich mit den Problemen der auswärtigen Politik zu befassen beginnt. Diejenigen, die über Angelegenheiten der auswärtigen Politik schreiben oder reden, kennen die wirkliche Lage und die Intentionen der Regierungen meist nicht, ja es ist für unsre politische Gegenwart charakteristisch, daß am meisten über auswärtige Politik von solchen Persönlichkeiten geschrieben und geredet wird, die der Politik zeitlebens durchaus ferngestanden haben, ja die sich mit politischen Fragen von Berufs wegen gar nicht befassen durften. Wenn wir nämlich von den berufsmäßigen Journalisten und Schriftstellern absehen, so werden wir finden, daß die Mehrzahl der über Fragen der auswärtigen Politik schreibenden Persönlichkeiten ehemalige Militärs sind. Und doch, da diese sich an die große Oeffentlichkeit wenden, schenkt man ihnen in weiten Kreisen Gehör — oft mehr Gehör, als sachlich berechtigt ist und als man denen schenkt, die wirklich in der Politik stehen.

Manche militärische Schriftsteller können gewiß sehr Wertvolles leisten. Es wäre durchaus unberechtigt, wenn man über ihre Arbeiten allgemein und ohne weiteres ein abfälliges Urteil abgeben wollte. Auf der andern Seite ist es aber natürlich nötig, daß man das, was sie sagen oder schreiben, auch richtig einschätzt. Wenn man nämlich auch ganz davon absieht, daß die zahlreichen politischen Schriftsteller, seien sie nun Militärs oder nicht, über den wirklichen Gang der politischen Geschäfte nicht unterrichtet zu sein pflegen, so ist doch bei den militärischen Schriftstellern auch das zu berücksichtigen, daß sie die politischen Angelegenheiten meist unter einem ganz speziellen Gesichtswinkel zu betrachten gewöhnt sind. Der Offizier hat sein Augenmerk während seiner Dienstzeit immer nur darauf gerichtet gehabt, bereit zu sein; er hat dem Kriege Zeit

Digitized by Google

seines Lebens gewissermaßen stets ins Auge gesehen, und so gewöhnt er sich notwendigerweise dermaßen an den Gedanken von diesem Kriege, daß er schließlich an sein unmittelbares Bevorstehen um so mehr glaubt, je länger der Friede tatsächlich gedauert hat. Dieser Glaube an den kommenden Krieg ist daher auch durchaus unabhängig von der wirklichen politischen Lage, in die der Soldat ja nicht hineinzublicken vermag. Für ihn existiert seine Pflicht und — in und mit ihr das soeben erwähnte Dogma, das ihm einfach anerzogen ist. Das ist im militärischen Leben von jeher so gewesen, und man darf sagen: es ist gut, daß es so ist.

Wenn nun von militärischen Seiten Urteile über politische Angelegenheiten gefällt werden, so muß man sich bei Beurteilung derselben der hier erwähnten militärischen Gedankengänge natürlich bewußt sein und muß die von solchen Seiten kommenden Aeußerungen, wie gesagt, in ihrer Bedeutung richtig einschätzen. Sonst entstehen in weiteren Kreisen leicht falsche Anschauungen über die politische Lage, namentlich dann, wenn solche Urteile in die breitere Oeffentlichkeit gelangen und von der politisch nicht geschulten Masse gewissermaßen als politische Offenbarungen entgegengenommen werden.

Wenn der Soldat auch auf den kommenden Krieg jederzeit gefaßt sein soll, so darf doch die soldatische Idee, daß ein Krieg mehr oder weniger unmittelbar bevorstehe, nicht in der Bevölkerung planlos weiterverbreitet werden, ohne Berücksichtigung der tatsächlichen politischen Zustände, weil dadurch nicht nur in der Bevölkerung vielfach unnötige Beunruhigungen und direkte Schädigungen hervorgerufen werden, sondern weil dadurch unter Umständen auch politisch Schaden gestiftet wird.

Wenn wir uns fragen, wo der Pessimismus, unter dem wir in der auswärtigen Politik zu leiden haben, eigentlich herrührt, so müssen wir sagen, daß er zu einem großen, wenn nicht zum größten Teile daher kommt, daß man in der breiteren Oeffentlichkeit den aus militärischen Kreisen stammenden politischen Meinungsäußerungen eine zu große Bedeutung beilegt. Sie sind, bei allem Interesse, das sie bieten mögen, in keiner Weise ein politischer Wertmesser und können dies auch gar nicht sein. In früheren Zeiten hat auch niemand daran gedacht, gerade das Militär für besonders berufen zu halten, um über die Politik zu urteilen. Wenn wir an die Zeit Bismarcks zurückdenken, so finden wir sogar eine direkte Zurückweisung der von militärischer Seite kommenden Versuche, sich in die politischen Angelegenheiten einzumischen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 93) schreibt Bismarck über diesen Gegenstand: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstabe der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigne Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, das Ergebnis derselben in Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den

Digitized by Google

politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Daß sich der Generalstab und sein Chef zur Zeit der Luxemburger Frage, während der von Gortschakow und Frankreich fingierten Krisis von 1875 und bis in die neueste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem notwendigen Geiste der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt."

Was Bismarck damals schrieb, hat natürlich auch heute noch Geltung. Aber es bedarf heute vielleicht noch mehr der Betonung als zu Bismarcks Zeiten. Denn damals war der die Feder statt des Schwertes handhabende Offizier noch eine rara avis. Heute dagegen begegnen wir den schriftstellernden Militärs fast in allen Zeitschriften und größeren Tagesblättern. Und nicht etwa nur in Deutschland. Man kann dieser Erscheinung vielmehr heute in nahezu allen Ländern nachgehen. Aber daß in einem Lande mit einem so großen stehenden Heere, wie dem Deutschen Reiche, die Zahl der schriftstellernden Offiziere eine besonders hohe ist, kann nicht weiter wundernehmen und stellt ja dem Bildungsgrade und Bildungsbedürfnis dieser militärischen Kreise an sich auch keineswegs ein schlechtes Zeugnis aus.

Selbstverständlich soll ja gegen die schriftstellerische Betätigung militärischer Kreise als solche auch keineswegs ein Veto ausgesprochen werden. Auch ist zwischen den einzelnen Persönlichkeiten sehr zu unterscheiden. Was man von ihnen allen fordern muß, ist aber unbedingt das, daß sie der Bevölkerung nicht den kommenden Krieg täglich an die Wand malen und die politische Tätigkeit der Regierung dadurch erschweren.

Die Bevölkerung sollte anderseits mit der Zeit doch auch so viel Besonnenheit und ruhiges Urteil erwerben, daß sie nicht auf die Worte eines Generals oder Universitätsrektors hin, der der politischen Lage in keiner Weise mehr auf den Grund zu sehen vermag als irgendein andrer politisierender Bürger, gleich in Unruhe gerät und deren Glauben an die Unvermeidlichkeit des Krieges nun kritiklos zu dem ihrigen macht. Wenn das Publikum einmal so reif sein wird, daß es die schriftstellerischen und rednerischen Leistungen über auswärtige Politik, gleichviel ob sie nun von militärischer oder andrer Seite kommen, ihrem Werte und ihrer Tragweite nach richtig einzuschätzen vermag, dann wird man natürlich auch über die politisierende Tätigkeit mancher Generale ruhiger denken können.

So wie die Dinge heute liegen, muß man aber leider sagen, daß die Wirksamkeit einiger dieser militärischen Politiker, die teils im Auslande, teils aber auch im Inlande zu suchen sind, sie in der Tat als „die politischen Dilettanten in Europa" erscheinen läßt. Es ist gut, wenn man sich demgegenüber stets bewußt bleibt, von wem die auswärtige Politik eines Landes eigentlich geleitet wird, daß die militärischen Ressorts der politischen Leitung lediglich die nötigen Machtmittel für die Durchführung ihrer Politik zur Verfügung zu stellen haben, im übrigen aber keinen Einfluß auf diese Politik besitzen, und daß die

Digitized by Google

politisierenden Militärs daher über die politische Lage auch nicht mehr zu wissen pflegen als jeder andre Sterbliche und angesichts ihrer häufig recht einseitigen Anschauungsweise auch nicht in der Lage sind, als Sachverständige über Angelegenheiten der auswärtigen Politik zu urteilen.

Wissenschaftliche Verwegenheiten

Von

Dr. Max B. Weinstein

Die Wissenschaft stand lange in dem Rufe, sehr bedächtig zu sein und keinen Schritt zu wagen, bevor sie den Boden sorgfältig geprüft, ob er auch ihre Wucht zu tragen vermöge. Aber neuerdings ist eine gewisse Ueberkühnheit in ihr Wesen geströmt, daß sie mit fast unbedachter Verwegenheit dahinjagt und Länder und Reiche erschließt, die uns so fremd erscheinen, als lägen sie im Monde. Ihr Verfahren hat darin große Aehnlichkeit mit dem der Kunst, die sich ja auch nicht im geringsten um den Zuschauer kümmert, und es ihm überläßt, seinen kurzen Atem für sie anzustrengen. Aber die Jugend hat recht, und es bleibt den andern nichts übrig, als hinter ihr her zu keuchen und zu bewundern, was sie uns anpreist. In diesem Sinne halte ich auch die neulich im preußischen Abgeordnetenhause an die Regierung ergangene Warnung, Künste wie die unsrer Futuristen ja nicht zu unterstützen, für verfehlt. Denn abgesehen davon, daß geistige und künstlerische Bewegungen sich nicht einmal durch Widerstand beeinflussen lassen, geschweige durch Mangel an obrigkeitlicher Förderung, ist schon oft aus kränklichem Samen der herrlichste Baum erwachsen. Am besten ist es, die öffentlichen Organe kümmern sich um solche Dinge überhaupt nicht; das Staatswohl hat ja mit ihnen nichts zu tun, daß Kreons nötig wären, mit ihrer Staatsräson dreinzufahren. Gleichwohl ist es ganz gut, von Zeit zu Zeit den Boden zu untersuchen, auf dem die Wissenschaft — nur von dieser sprechen wir — so eilfertig und so siegessicher dahingeschritten ist. Rücksichtslosem Drauflosgehen verdanken wir in der Wissenschaft zweifellos mit die herrlichsten Errungenschaften. Wir können jetzt am besten beurteilen, wie außerordentlich kühn, ja geradezu unterfänglich der Schritt gewesen, mit dem Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton mitten in die himmlische und irdische Mechanik hineingestürmt sind, denn wir wissen, daß der Boden, auf den jene sich wagten, zu ihrer Zeit selbst dem leisesten Schweben keinen Halt bot. Jahrhunderte haben ihn festigen müssen, und wie unsicher er noch jetzt ist, beweisen ja die modernen Kämpfe selbst um die einfachen Grundstützen. Aehnlich verhält es sich mit den Leistungen eines Huyghens, Harvey, Linné, Schwan und so vieler andrer Heroen der Wissenschaft. Unsre Modernen wetteifern mit diesen Großen, was man an sich nur gutheißen kann, leider aber sehr oft ohne die geistigen Vorbereitungen

Digitized by Google

jener. Auf ganz geringfügigen Tatsachen werden mitunter turmhohe Gebäude errichtet und mit unduldsamer Härte als die Monumente aller Zeit aufgedrängt. Auf naturwissenschaftlichem Gebiete habe ich einige Beispiele in einem früheren Aufsatze beigebracht. Hier will ich aus andern Forschungszweigen zwei Beispiele anführen, die lange alle Gemüter beschäftigt und erregt haben, Babel und Bibel und die Christusfrage, und wegen deren Besprechung ich diesen Aufsatz eigentlich überhaupt schreibe. In der Babel-Bibel-Angelegenheit sind die Angreifer noch mit einiger Besonnenheit und einem einigermaßen sichern Ausgrabungsmaterial vorgegangen. Trotzdem fehlt es auch hier nicht an den sonderbarsten Uebertreibungen.

In einem Text aus der berühmten Bibliothek des Königs Asurbanipal werden für den 7., 14., 19., 21., 28. zweier Monate Vorschriften gegeben, die ganz den Sabbatvorschriften der Bibel entsprechen. Also stammt der Sabbat aus Babylonien! Daß aber jene Vorschriften erstens keineswegs einen regelmäßigen Sabbat betreffen, der sich doch alle sieben Tage wiederholt und durchaus nicht an bestimmte Monatsdaten gebunden ist, daß sie ferner mindestens bei einem Monat (Elul) auf ein Schaltjahr sich beziehen, wird weiter nicht beachtet. Noch schlimmer ist es, daß diese Vorschriften beginnen mit „Ein böser Tag". Es handelt sich einfach um Tage, die dem Dies ater entsprechen, und Vorschriften wie die angegebenen finden sich überall mehr oder weniger vollständig für solche Tage. Wo ist in der Bibel auch nur angedeutet, daß der Sabbat, der Tag des Herrn, ein Dies ater ist? Er spielt ja gerade die entgegengesetzte Rolle.

Im babylonischen Weltschöpfungsgedicht wird erzählt, wie Marduk, der Hauptgott Babylons, das Urungetüm Tiamat bekämpft und besiegt. Aus ihren Teilen wird dann die Welt gebildet. Der Gott Israels wird mit Marduk verglichen, Tiamat mit Tehom und mit Ungeheuern Rahab, Tanin, Leviathan, von denen es in der Bibel öfter heißt, Jahve habe sie geschlagen, könne sie schlagen oder werde sie schlagen. In den biblischen Schöpfungsgeschichten kommt nur Tehom vor, einfach als etwas, das da war als Himmel, Erde, Sterne usw. noch nicht bestanden; wir nennen derartiges Urmaterie oder Chaos. Wie aus der Sintfluterzählung erhellt, ist Tehom nichts weiter als das Weltmeer. Kein Wort in der Bibel davon, daß Jahve mit diesem Tehom einen Kampf bestanden hat, bevor er die Welt schaffen konnte, kein Wort davon, daß die Welt aus Teilen dieses Tehom gebildet ist. Und wie unglaublich grotesk ist dieser Kampf des babylonischen Marduk mit der Tiamat, fast widerlich. Und was ist nicht alles schon vor der babylonischen Erschaffung der Welt vorhanden; da hat Tiamat schon Heerführer wie Kingu und Apsu, da kämpfen für sie giftige Schlangen und Molche, Drachen, tolle Hunde, Skorpionmenschen, Fischmenschen, Widder und was nicht alles. Wo ist denn so etwas in der biblischen Schöpfungserzählung vorhanden? Das einzige was bleibt, ist Tehom-Tiamat. Die Formel mag richtig sein, Hebräisch und Babylonisch sind ja Schwestersprachen, aber nirgend in der Bibel ist Tehom ein persönliches Wesen, vollends gar ein Wider-

Digitized by Google

sacher Jahves; es ist wie alles Stoffliche nichts gegen ihn, da ja alles auf sein Wort ersteht und vergeht. Nun aber Jesaja (und zwar Deuterojesaja) Kapitel 51 Vers 9 und folgende, da steht doch deutlich im Aufruf an Jahve, wach zu werden wie in den Tagen der Vorzeit: „Warst nicht du es, der Rahab zerhieb, den Tanin erlegte?" Da haben wir es: Rahab, Tanin sind zwei Ungetüme, mit denen Jahve kämpfte, sie sind Tiamat und der Kampf geschah in der „Vorzeit", also vor Erschaffung der Welt. Aber es ist längst und von berufenster Seite darauf hingewiesen worden, daß hier Weltungetüme nicht gemeint sein können. Gleich die folgenden Verse lauten: „Warst nicht du es, der das Meer getrocknet, die Wasser des großen Tehom (!), der die Tiefen des Meeres zum Pfade gewandelt, für den Durchzug der Erlösten?" Da steht ja Tehom ausdrücklich! und wovon spricht der Prophet? Einfach vom Wunder am Roten Meer beim Durchzug der Kinder Israel. In der Tat finden sich denn in der Bibel und auch im Jesaja selbst (freilich nicht im Deuterojesaja) Stellen, in denen Rahab Aegypten versinnbildlicht, und gleiches gilt von Leviathan. Der Prophet spricht also eben von Jahves Wirken beim Auszuge der Israeliten aus Aegypten. Und er spricht als Dichter, der Bilder benutzt, und beide Jesaja sind gewaltige Dichter. Die vielen andern Stellen in der Bibel, in denen Jahve Ungetüme schlägt, sind nicht anders als dichterisch zu deuten. Die Phantasie der alten Dichter war mit solchen Ungetümen erfüllt; wo sie gewaltige Kraft schildern wollten, lassen sie diese Ungetüme und das furchtbare Meer schlagen.

In der Bibel steht noch eine zweite Schöpfungserzählung. Die ist erst recht babylonisch! Hören wir die Gründe. Sie beginnt mit einer Angabe dessen, was zuerst nicht da war, und ganz ebenso beginnt die babylonische. — Aber auch die indische, manche deutsche, ozeanische usw. Wie soll denn der Zustand der Welt vor der Erschaffung anders geschildert werden? Könnten wir denn jetzt anders als ausschließend verfahren? Der großen Anschauung ist in der ersten Schöpfungsgeschichte Rechnung getragen, die mehr idyllische zweite Schöpfungsgeschichte geht beschreibend vor und muß darum, wie sonst überall, negierend verfahren. Auf solche Aehnlichkeiten, die die entferntesten Sagen der Welt, z. B. australische und germanische verbinden, habe ich in meinem Büchlein „Die Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft" und in meinem Werke „Welt- und Lebenanschauungen" oft hinzuweisen Gelegenheit gehabt.

Auch die Babylonier, wird gesagt, haben ihren Gott als Allgott betrachtet. Also wie? Sie hatten eine reichliche Menge von Göttern, einen Gott des Himmels, der Sonne, des Mondes, der Meere, der Pflanzungen usw. Nun heißt es, Marduk sei Ninib, sei Nergal, sei Zamama, sei Bel usw. Schön! Aber wo in aller Welt steht in der Bibel, daß Jahve Sonnengott, Mondgott, Unterweltgott, Pflanzungsgott, Wasserröhrengott usw. ist? Marduk ist alle Götter, Jahve ist aber Gott, und nicht Gott der Sonne, des Mondes, noch überhaupt irgendeines Gegenstandes. Es ist verblüffend, daß ein Friedrich

Digitized by Google

Delitzsch diesen abgrundtiefen Unterschied zwischen einem Wesen, daß nur alle Götter ist und einem, das einfach Gott ist, nicht bemerkt hat, obwohl er doch oft betont, daß die Babylonier in krassestem Polytheismus lebten, und scharf hervorhebt, daß allein der Glaube auch an eine Göttin (Istar) einen Monotheismus unmöglich macht. Auf viele andre ähnliche Verwegenheiten in der Babel-Bibel-Frage will ich nicht eingehen, es sind ihrer noch in reicher Zahl und nicht minder bodenlos. Nun zum zweiten Beispiel.

Bei diesem muß ich mich auf das deutsche Hauptwerk, die „Christusmythe" von Drews, beschränken, um nicht ins Uferlose zu geraten. Dieses nunmehr zweibändige Werk ist eine seltsame Mischung von schwerster Gedankenarbeit mit anfechtbarster Schlußweise. Auf die letztere würde ich nicht eingehen, wenn ich eben nicht über Verwegenheiten schriebe. — Bekanntlich bemüht man sich neuerdings wieder auf das eifrigste, die altbiblischen Figuren in das Mythische zu verweisen, und macht sie am liebsten zu vorgeschichtlichen Göttern, Feuergott, Mondgott, Fruchtbarkeitsgott usw. Nach Drews und andern soll Josua so ein Sonnen- und Fruchtbarkeitsgott sein. Beweis? I. Samuelis 6, 14 wird ein Josua genannt, der in oder bei Bethsemes, was Sonnenhaus heißt, wohnt. Ich glaube nicht, daß das schon genügt, den Namen Josua als den eines Sonnengottes festzustellen, zumal der Josua, der Kanaan eroberte, einfach als derber Kriegsheld erscheint. Wie könnte sich ein Sonnengott so unterwürfig-menschlich gegen einen Engel zeigen, sich sogar Knecht nennen, wie Josua es nach Buch Josua 5, 14 tut? — Er soll aber auch Adonis, einem Fruchtbarkeitsgott, gleichen; und das wird auch daraus geschlossen, daß, als er gestorben war, das Volk um ihn lamentierte, wie das alljährlich bei den Adonisfesten von den Heiden um Adonis geschah. Unwillkürlich denkt man an den König von Yvetot, von dem Béranger sang: „Ce n'était que le jour qu'il expira que le peuple pleura", der könnte also auch ein Gott Adonis sein.

Eine andre ebenso begründete Behauptung betrifft Pauli Damaskustag. Von Aeneas ist eine Sage bekannt, daß, als er in einem Wäldchen einen Strauch ausreißen wollte, Blutstropfen dem Strauch entquollen seien, und daß der fromme Held zur Erde fiel und nun den Schutzgott des Waldes und die Nymphen anflehte, den Graus abzuwenden. Darauf versuchte es dieser Aeneas mit einem andern Strauch; hier aber kam eine Stimme aus dem Boden, welche kläglich rief: „Aeneas, was quälst du mich?" Die Aehnlichkeit besteht in dem Zubodenfallen des Aeneas, denn auch Paulus fällt ja zu Boden, und in der Stimme, denn auch Paulus hört eine solche: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" Es gehört ziemlich viel Mut dazu, mit Drews' Gewährsmann in diesen so ganz verschiedenen Situationen, nicht etwa bloß eine Aehnlichkeit, sondern sogar fast eine Gleichheit zu behaupten. Aber ein Beleg wird noch in folgendem gesehen. Erstens wird in der Apostelgeschichte sofort weitererzählt, wie ein Jünger zu Damaskus, Ananias, den bekannten Traum hatte. Man beachte: Ananias, Aeneas! und dazu soll doch noch Paulus selbst der Aeneas sein. Ferner kommt dreiundzwanzig Zeilen später wirklich ein Aeneas vor, aber in ganz

Digitized by Google

anderm Zusammenhange; es ist ein Mensch, der zu Lydda, was hübsch weit von Damaskus ist, acht Jahre gelähmt liegt, und den Petrus heilt. Wo ist denn Paulus? Drews meint, die Sage von Aeneas hätte dem Verfasser, als er Pauli Damaskustag aus ihr entnahm, so im Kopfe gespukt, daß ihm unwillkürlich erst ein ähnlicher Name wie Aeneas, nämlich Ananias, und dann gar derselbe Name Aeneas entschlüpfte. Wenn doch alle Leute ihre Winkelzüge so verrieten wie jener Verfasser!

Nun zu etwas Ernsterem. Drews beklagt sich nicht mit Unrecht, daß so viele seiner Gegner ihn nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Er leugnet die Annahme eines Christus, als einer wirklichen Person durch die ersten christlichen Bekenner, gar nicht. Nur daß eine solche Person mit den ihr zugewiesenen Eigenschaften und Lehren geschichtlich, als wirklicher Mensch gelebt hat, das leugnet er. Für ihn ist Jesus ein Name für ein Wesen gleich Zeus, oder Ahuramazda, oder Athena usw. Darum sein Bemühen (wie das von Robertson, Smith, Njemojewski u. a.) Jesus und alles, was mit ihm zusammenhängt, wie namentlich auch Maria und Joseph, in das Reich der Mythe zu versetzen. In diesem Reiche, aber nur in diesem, haben sie alle existiert, und was von ihnen irdisch erzählt wird, sei lediglich von der betreffenden Jesussekte, die schon lange vor der behaupteten Geburt Jesu bestanden haben soll, geglaubte und als Geschichte verbreitete Sage. — Zu den Beweisen gehören namentlich auch Etymologien. Hier muß man billig über die Weitherzigkeit der Christusmythiker erstaunt sein. Es scheint, als ob irgendein Unterschied zwischen den arischen Sprachen und den semitischen gar nicht anerkannt wird. Persische, indische, griechische Namen, selbst germanische werden ohne weiteres semitischen gleichgesetzt. So ist, um einiges nur herauszugreifen, der jüdische Prophet Elias mit Helios, dem griechischen Sonnengott, zusammengestellt. Dabei heißt der Prophet nicht einmal Elias, sondern doppelnamig Eli-jahu und Eli-jah, was selbst lautlich gar keine Aehnlichkeit mit Helios hat, geschweige sprachlich. Ferner wird der jüdische Messias mit den persischen Mashia und Mashiana (das erste Menschenpaar) verglichen, As-Caleb soll Asklepios sein, Maria wird gleichgesetzt der persischen Mihr, der Mutter des Mithra, und der griechischen und indischen Maja, Jesus mit dem griechischen Jasios und Jason. Die Wissenschaft quält sich seit Menschengedenken, in den verschiedenen Göttersystemen auch nur der Arier gleichbenannte Gottheiten zu finden, und noch ist ihr dieses nur bei sehr wenigen gelungen. Hier aber haben wir ohne weiteres Gleichheiten sogar mit semitischen Schöpfungen, wird da selbst der germanische Balder wegen der ersten Silbe seines Namens mit dem semitischen Bel zusammengehalten. Diese Art Etymologie glaubten wir doch längst überwunden zu haben, sie ist ja viel schlimmer noch als die naive Volksetymologie, die sich noch wenigstens innerhalb ihrer eignen Sprache hält, und wir lächeln jetzt, wenn der alte Buttmann Tubalkain mit Vulkan vergleicht. Daß im griechischen Heroen- und Göttersaal einige fremde Elemente, wie Herr v. Liebert sie nennen würde, vorhanden sind, darf zugegeben werden; dazu gehört aber Maja gewiß nicht und

Digitized by Google

Jason, Jasion, Jasios kaum. Ueberhaupt scheint mir bei diesen Vergleichungen das Allerwesentlichste übersehen zu sein. Alle in den polytheistischen Religionen uns wirklich bekannten Gottheiten sind Naturgottheiten. Das ausgebildete Judentum aber und also auch das Christentum und der Islamismus sind reine Menschenreligionen und haben mit Naturreligionen gar nichts zu schaffen. Nun besitzen z. B. die Griechen freilich auch Gottheiten, die sich besonders auf den Menschen beziehen, wie Dionysos, Asklepios, vielleicht auch Jason und andre. Allein diese Gottheiten stellen sich als Heilungsgottheiten, göttliche Aerzte dar. Daß sie Heilsgottheiten sind, Heilande, wer will das aus dem so dürftigen Material der mystischen Kulte beweisen? Der Erlöser Jesus steht uns ganz klar vor Augen, was wir von der Erlösereigenschaft jener griechischen Gottheiten oder des persischen Mithra, oder des indischen Agni wissen, ist doch damit gar nicht zu vergleichen. Doch muß freilich zugegeben werden, daß der Mithraglaube so hart an den Jesusglauben stößt, daß er ja bekanntlich stark mit ihm in Wettbewerb hat treten können. Sicher aber werden viele bei solchen Zusammenstellungen wie Agnus mit Agni, um aus dem Agnus Dei die Zusammengehörigkeit mit dem vedischen Agni (Feuergott) zu schließen, mit Recht das Haupt schütteln.

Mit den Beweisen für die menschliche Existenz Jesu steht es zweifellos übel, das ist den Christusmythikern zuzugeben. Aber das wenige, das beigebracht werden kann, darf doch nicht so verächtlich beiseite geworfen werden, wo es sich um Sein oder Nichtsein einer Weltreligion handelt. Ich will nur einen von den Beweisen, der mir allerdings der wichtigste scheint, besprechen. Korinther I, 2, 7—9 spricht Paulus von Gottes Weisheit, „die keiner von den Vorstehern, Obern (Archonten), dieser Zeit (Aion) erkannt hat, denn wenn sie sie erkannt hätten, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt." Hier wird also deutlich gesagt, daß die Obern dieser Zeit Christum gekreuzigt haben, es kann also nur ein Mensch Christus sein, der gekreuzigt wurde. Keineswegs! meinen die Christusmythiker, die „Archonten" sind gar keine menschlichen Obern, sondern Dämonen, und der Christus, den sie gekreuzigt haben, ist also gar kein Mensch, sondern die aus den Gnostikern unter diesem Namen bekannte Emanation Gottes. Daß unter Archonten auch Dämonen verstanden wurden, ist zuzugeben. In der christlich-apokryphischen Literatur habe ich mehrere Stellen gefunden, in denen es der Fall ist. Immer jedoch spielen sie gegenüber Christus eine ohnmächtige Rolle, geschweige daß sie ihn kreuzigen hätten können. Auch kann das griechische Wort Aion für Zeit ebenfalls eine der gnostischen Weltperioden, auch die Emanationen selbst, bedeuten. Aber die Archonten dieser Weltperiode? Welcher? Im Aion Christi gibt es keine niederen Dämonen, und im Aion der Dämonen keinen Christus. Nun ist wieder richtig, daß die Gnostiker mehrere Christus unterschieden haben (drei); den höchsten, der fast Gott gleicht, den können wohl Dämonen nicht gekreuzigt haben, das wäre doch den hohen Ideen eines Paulus gegenüber gar zu widersinnig. Also war es einer der tieferstehenden Christus, wohl der tiefststehende, der irdische. Aber selbst für diesen

Digitized by Google

haben die Gnostiker den Tod geleugnet. Es sei wohl ein Mann auf den Namen Jesus gekreuzigt worden, der Geist Christus jedoch, wie er in diesen Mann bei der Taufe (durch Johannes) sich herabgelassen habe, sei noch vor der Gefangennahme von diesem Mann gewichen. Ja nach Valentinus, dem bedeutendsten Gnostiker, der doch durch einen Schüler Pauli vorgebildet sein soll, hat Christus für sich zur Kreuzigung unmittelbar einen Menschen substituiert, den bekannten Simon von Kyrene, während dieser ihm das Kreuz abnahm. Es kommt noch eins dazu. Die genauen gnostischen Lehren von Christus sind erst vom zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt ab ausgebildet worden, zu Pauli Zeiten haben sie wahrscheinlich noch gar nicht bestanden, sicher nicht so, daß Paulus diese höchst intrikaten Lehren so ohne weiteres als den Korinthern geläufig voraussetzen konnte. Was in Pauli Briefen sonst sich an gnostischen Ideen findet, unterscheidet sich wenig von den schon im Daniel, dem Sirach, bei Philo und auch in stoischen Schriften geäußerten. Nun aber bemerkt man noch, daß in der Apostelgeschichte 3, 17 Petrus fast genau dasselbe sagt: „Ich weiß, daß ihr es in Unwissenheit getan, wie auch eure Oberen (Archonten)." Ebenda 13, 27 sagt Paulus: „Denn die Bewohner von Jerusalem und ihre Oberen (Archonten) haben dieses nicht erkannt" und haben ihn kreuzigen lassen. Hier ist es völlig unmöglich, an Dämonen und einen nicht menschlichen Christus zu denken. Wohl ist die Apostelgeschichte an sich nicht beweisend, aber die Benutzung fast der gleichen Worte wie im Korintherbrief, bei ganz bestimmt nur menschlicher Bedeutung zu einer Zeit, wo die gnostischen Lehren schon bei weitem ausgebildeter waren, als da Paulus wirkte, zwingt fast zu dem Schluß, daß auch im Korintherbrief nur von Menschen die Rede ist. Dazu kommt aber noch, daß, wie wir aus Grabschriften (z. B. aus Rom, aber auch aus Orten Syriens) und andern Dokumenten wissen, die jüdischen Gemeindevorsteher geradezu „Archonten" hießen und sich selbst so bezeichneten, und zwar auch zu Pauli Zeiten. So nennt sich unter Kaiser Claudius ein solcher Vorsteher der jüdischen Gemeinde zu Rom Archon Joses. Also! — Ja also! Also, werden die Christusmythiker sagen, ist es erst recht erwiesen, daß alle Briefe Pauli gefälscht sind, auch die Korintherbriefe! Darüber mögen sie sich mit den Theologen auseinandersetzen. Ich habe nur, weil ja die Angelegenheit jeden Menschen interessieren muß, darüber etwas sagen wollen, was mir beachtenswert scheint. Auch sprechen ja hier religionsphilosophische, kulturelle und literarische Fragen bedeutungsvoll mit, an denen niemand vorübergehen kann, der sich mit der Menschen Sinnen und Meinen beschäftigt.

Digitized by Google

Krieg und Frieden

Von

General der Infanterie v. Goßler

Ueber Krieg und Frieden sollen diese Zeilen sich aussprechen, nicht einen vagen politischen Ausblick geben, auch nicht Erwägungen anstellen, ob es für Kulturvölker jetzt an der Zeit wäre, das Kriegsbeil zu begraben, sondern an einzelnen Beispielen untersuchen, ob es überhaupt möglich ist, ohne Krieg auszukommen; daran den Gedanken knüpfen, daß auch in Zukunft Völker, wenn sie den Krieg wollen, sich nicht durch die geistvollsten Gründe hiervon abbringen lassen werden, und schließlich die zu entwickelnden Fähigkeiten und die Gründe anführen, welche einen Sieg erhoffen lassen und verbürgen.

Seit ungefähr elf Jahren hat die Haager Friedenskonferenz die Brust der Philanthropen von Hoffnung schwellen lassen, daß Kriege vermeidbar wären. Der Russisch-Japanische Krieg, die blutigen Wirren auf der Balkaninsel haben diese Idealisten grausam enttäuscht. Es gibt eben Beweggründe im Leben der Völker, welche aus vitalen, aus staatserhaltenden Interessen zum Kriege treiben und zur Waffenentscheidung zwingen.

Ueber ein geringes Streitobjekt, über ein paar mehr oder weniger gleichgültige Inseln oder Länderstrecken, über geringe Grenzstreitigkeiten, über Fischereiberechtigung mag der Haager Areopag entscheiden; sowie Lebensfragen, historische oder religiöse Gegensätze, vor allem die Ehre in Frage kommen, wird kein sich achtendes, kein aufwärtsstrebendes Volk den Appell an die Waffen vermeiden. Eine sog. Saturierung, der Wunsch, materielle Güter in ungestört friedlicher Ruhe genießen zu dürfen, die Scheu vor Verlusten an Blut und Vermögen zum Wohle des Vaterlandes, bedeuten ein Zeichen des Niederganges.

Greifen wir aus den letztverflossenen sechzig Jahren einige Kriege als Beispiele heraus, um zu untersuchen, ob das Haager Schiedsgericht einen dieser Kriege verhindern konnte.

Seit langer Zeit hatte das sprachlich und geographisch einheitlich geschlossene Italien nach einer gemeinsamen Regierung gestrebt. Das stolze Wort „Italia farà da se“ war im Jahre 1849 vor Radetzky kläglich gescheitert.

Napoleon III. stellte nach seiner Thronbesteigung als Grundsatz für seine äußere Politik das Leitmotiv auf: Politische Umgrenzung nach der Rasse des Volkes. Diese Theorie und früher gegebene Versprechungen veranlaßten ihn im Jahre 1859, den Piemontesen seine Hilfe zur Befreiung vom österreichischen Joche anzubieten. Welch noch so einsichtsvollen Friedenserwägungen und welches Schiedsgericht hätte hier den Freiheitsdrang eines nach Einheit sich sehnenden Volkes unterdrücken können?

Lassen wir den Blick hinüber über den Atlantischen Ozean schweifen! Drüben in Nordamerika brach zwei Jahre später, im Jahre 1861, ein Krieg aus, welcher

Digitized by Google

an Deutschland ziemlich spurlos vorüberging, weil dasselbe mit seinen eignen Angelegenheiten genug zu tun hatte. Der sog. Sezessionskrieg entstand infolge der Absicht der Nordstaaten, die Südstaaten zu veranlassen, die Sklaverei aufzuheben. Dieser philanthropische Gedanke mußte bei seiner Ausführung einen tiefen Eingriff in den Besitzstand der ackerbauenden Bevölkerung des Südens herbeiführen. Kein Mensch läßt sich gutwillig seinen Besitz nehmen, und so mußte es zum Kampf kommen, wenn auch die Haager Friedenskonferenz damals schon bestanden und noch so laut nach Frieden gerufen hätte.

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland war im Jahre 1866 der Abschluß einer langen Nebenbuhlerschaft zweier Mächte, die politisch alle Schachzüge erschöpft hatten, und deren einer Minister endlich an die Politik mit Blut und Eisen appellierte. Wie hätte das Haager Schiedsgericht die blutige Lösung aufhalten können? Friedrich Wilhelm IV. hatte im Jahre 1848 die beabsichtigte friedliche Lösung gescheut, da er einsah, daß die ihm angetragene Kaiserkrone niemals von Oesterreich und von Rußland anerkannt worden wäre. Wilhelm I. und Bismarck entrollten die Machtfrage, und damit war der Krieg mit Oesterreich unabwendbar.

Der Krieg von 1870/71 ist als ein Rassenkampf zu bezeichnen. Germanen und Gallier konnten sich von jeher nicht vertragen. Gewiß war der Krieg 1870 vermeidbar, Wilhelm I. ist bis an die Grenze der Nachgiebigkeit bewußt gegangen, aber das französische Volk wollte den Krieg, und keine Haager Friedensschalmeien hätten den tiefen Haß zweier Völker in Akkorde auflösen können.

Wo, wie in diesen erwähnten vier Kriegen, Befreiung von fremder Herrschaft, Kampf um persönlichen Besitz, die Machtfrage und der Nationalhaß eine Entscheidung verlangten, da kann kein Areopag, kein Kongreß, kein Dritter, wenn er nicht selbst die Waffen in die Hand nimmt, das Rollen der eisernen Würfel aufhalten.

Es ist ein merkwürdiges Begebnis in der Weltgeschichte, daß die nordische Macht, welche den Anlaß zum Kongreß im Haag gab, selbst einige Jahre danach einen Krieg führen mußte, denn gewollt hat sie den Feldzug gegen Japan nicht. Aber sie hat die Politik nicht verhindert, welche zu schweren Mißhelligkeiten führen sollte. Die russische Politik wollte sich der Mandschurei bemächtigen und dehnte ihre Fühlhörner in Gestalt von Walderwerbungen nach Korea hinein aus. Japan litt an Landmangel, es konnte auf die Dauer seine Bevölkerung auf den Nipponinseln nicht ernähren; es mußte sich ausdehnen, und dies konnte es nur auf dem Wege der Eroberung tun. Rußland glaubte nicht, daß Japan dies wagen würde. Aber der große verstorbene Kaiser Japans, einer der bedeutendsten Herrscher in der Weltgeschichte, der innerhalb dreißig Jahren den Staat modern ausgestaltet hatte, befahl die Mobilmachung trotz des Abratens maßgebender Persönlichkeiten und den rücksichtslosen Angriff. Der wahre Antrieb der Japaner war Landhunger, während Rußland nur der Vorherrschaft und des Handels wegen den Japanern eine weitere Ausbreitung nicht gönnen wollte.

Digitized by Google

In der letzten Zeit brach wider Erwarten der große Befreiungskampf der slawischen Völker der Balkanhalbinsel und des griechischen Volkes vom Joche der Türkei aus.

*

Nachdem hiermit der Beweis erbracht sein dürfte, daß die Haager Friedenskonferenz einen Einfluß auf die Gewalttätigkeit nationaler Bestrebungen nicht haben wird, sei noch ein Ueberblick darüber erlaubt, auf Grund welcher Eigenschaften und Maßnahmen in den vorerwähnten Kriegen von einem der Gegner der Sieg errungen worden ist; es wird dies auch ein Hinweis darauf sein, welche Eigenschaften sich ein Volk erhalten muß, um im Falle eines Appells an die Waffen mit Aussicht auf Erfolg in den Kampf zu ziehen.

Im Jahre 1859 hatten die Franzosen zusammen mit den Italienern den Vorteil, daß sie erobern wollten; sie wollten vorwärts gehen und angreifen; der, welcher nur erhalten will, welcher sich nur verteidigt, ist immer im Nachteil. Die Oesterreicher unter Giulay hätten angreifen sollen, ehe sich Franzosen und Italiener vereinigt hatten; die Franzosen kamen zu Lande über den Mont Cenis, zu Wasser über Genua getrennt nach Italien. Bis die Franzosen angekommen waren und bis sie sich zusammengeschlossen hatten, befanden sich die isolierten Piemontesen, welche die Gefechtskraft Italiens darstellten, erheblich im Nachteil. Giulay nützte das nicht aus, und als er nun noch bei Magenta die Umgehung seines rechten Armeeflügels nicht rechtzeitig parieren konnte, war eigentlich jede Aussicht auf Erfolg verloren. Die Oesterreicher waren sich von Anfang an nicht klar, ob sie Italien am Rhein oder in Italien selbst verteidigen sollten.

Im Sezessionskriege lagen vom Beginn an die Chancen auf seiten der Nordstaaten; die Südstaaten hatten zu wenig Menschen, keine Fabriken und keine Flotte; sie waren wegen ihrer Schwäche auf die Verteidigung angewiesen. Ihr größter Feldherr, Lee, schwang sich einmal, im Juli 1863, zu einer entscheidenden Offensive in Richtung Washington auf; er hatte aber zu wenig Truppen; seine 80 000 Mann konnten die 95 000 Mann der Föderierten von einer Verteidigungsstellung nicht wegdrücken, und so blieb Lee nichts andres übrig, als zurückzugehen. Er wollte siegen, er verfuhr angriffsweise, aber die Kräfte versagten; er hielt sich dann noch während zweier Jahre hinter Verhauen und Wällen in Virginien, im ganzen jedoch war das Ende des Krieges nur eine lange Agonie. Gegen die Hilfs- und Streitmittel der Nordstaaten und vor allem der Standhaftigkeit des Präsidenten Lincoln gegenüber war der Kampf aussichtslos. Was half den Südstaaten die wohlwollende Neutralität der Regierungen Frankreichs und Englands? Nach Vernichtung der kleinen Flotte der Südstaaten konnte das von allem Verkehr abgeschnittene Land die notwendigen Ergänzungen an Mannschaften und leblosen Hilfsmitteln nicht mehr aufbringen und siechte in völliger Verarmung dahin.

Wer der eigentliche Sieger von Königgrätz ist, darüber haben sich viele den Kopf zerbrochen. Moltkes Strategie, der preußische Schulmeister, das Zündnadelgewehr machen sich den Rang streitig. Es wirkte das alles zusammen und

Digitized by Google

noch einiges mehr. Die Hauptsache war doch, daß die Preußen siegen wollten und angriffen. Ihnen gegenüber die Oesterreicher in mehreren schwerfälligen Kolonnen marschierend, nicht imstande, sich rechtzeitig zu entwickeln; an ihrer Spitze ein Feldherr, welcher in drastischer Weise seinem Kriegsherrn gesagt hatte, daß er für die Schlachtfelder Böhmens nichts tauge; ein Feldherr, welcher sich ausbedungen hatte, daß man ihm von Wien aus nicht hineinreden solle, und der sich das schließlich doch gefallen lassen mußte; ein Benedek, welchem unterstellte kommandierende Generale schlecht gehorchten; ein Mann, dem überall Schwierigkeiten gemacht wurden und der am kritischsten Tage, am 29. Juni, einen nervösen Anfall bekam. Da vergleiche man damit die ruhige, zielbewußte Führung König Wilhelms I., der erst wenige Tage vor Königgrätz Berlin verließ.

Nunmehr zu 1870! Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Spichern, Wörth, Mars-la-Tour gesicherte Siege waren. Nach militärischer Ansicht und Einsicht konnten die Franzosen an diesen Tagen siegen; der Vorwärtsdrang der deutschen Führer schoß über das Ziel der Armee- und der Heeresleitung hinaus und brachte die ihnen unterstellten Truppen in die Gefahr der Niederlage. — Bei Spichern brauchte Frossard abends nur stehenzubleiben, um das Schlachtfeld zu behaupten; ein bis zwei Divisionen mehr, die ohne Zweifel herankommen konnten, hätten den Deutschen voraussichtlich das Gefühl eines abgeschlagenen Angriffs beigebracht. — Wörth wurde ganz gegen den Wunsch des Oberkommandos der dritten Armee am 6. August geschlagen. Mit Leichtigkeit konnte Mac Mahon am 6. mittags zwei Divisionen mehr bei sich haben, und dann wäre der Angriff der Deutschen an diesem Tage wahrscheinlich unentschieden geblieben. — Am 16. August war der Sieg den Franzosen gewährleistet, sie brauchten nur zuzufassen; aber sie taten es nicht. Woran lag das? Erstens war der Oberfeldherr Napoleon III. körperlich und geistig völlig unfähig, ein Heer zu leiten, zweitens waren seine höheren Führer nicht imstande, Armeen zu kommandieren; sie verließen sich, ohne sich theoretischer Studien hingegeben zu haben, auf die bloße Routine, welche für strategische Entschlüsse nicht ausreicht, drittens hat infolge des langen untätigen Haltens und Hinundherschiebens an der Grenze statt des erwarteten Vorgehens eine tiefe Entmutigung Platz gegriffen, viertens war der Elan der Franzosen dadurch zurückgedämmt, daß der Infanterie empfohlen war, das Chassepotgewehr möglichst in der Verteidigung auszunutzen, und zu guter Letzt taugten die Geschütze nichts, und die Kavallerie verstand nicht aufzuklären.

Dagegen lebte in der deutschen Armee die nicht zu bändigende Lust anzugreifen, auch mit weit unterlegenen Kräften; die Artillerie war hervorragend, bestrebt, die Scharte vom Jahre 1866 auszuwetzen; die höheren Führer waren in den Manövern erfahrene und bewährte Feldsoldaten geworden, außerdem wissenschaftlich hoch gebildet, und an der Heeresleitung nahmen König Wilhelm I. mit seiner Erfahrung und dem Mute der Verantwortung und Moltke teil. Die Ueberlegenheit der Deutschen wurde unbestreitbar dadurch festgelegt, daß die Franzosen in einer ausgezeichneten Stellung am 18. August den Angriff der

Digitized by Google

Deutschen nicht abzuschlagen vermochten. Hierdurch wurde es klar und war entschieden, daß die Franzosen im freien Felde den Deutschen nicht gleichwertig waren. Sedan war die Folge, die Ernte von St. Privat. Die Willensstärke der deutschen Führung zeigte sich darin, daß sie vor dem Vordringen nach Paris nicht zurückscheute. Bismarck war dagegen; es waren ja auch fünf Monate ernsten Wartens, bis die Frucht reif wurde. Dank der Beständigkeit war die Durchführung der Absicht mit Erfolg gekrönt. Es hat Momente bei Paris gegeben, in denen eine vorübergehende Aufhebung der Umschließung erwogen wurde.

Im mandschurischen Feldzuge waren die Russen die passive Partei, sie wollten ein von ihnen besetztes Land zum Zweck der Besitzerhaltung verteidigen. Ihre Ausbildung verwies sie mehr auf das Festhalten von Stellungen als auf die Offensive. Ihre Führer standen vielfach nicht auf moderner Höhe; der Generalissimus Kuropatkin überlegt, gewissenhaft, aber sich um Kleinigkeiten kümmernd, ohne den Schwung der Seele zu entscheidender Entschlüssen. Seine Absicht war, nur nicht geschlagen zu werden, aber kaum jemals war der Wille vorhanden, zu siegen. Im Volke und im Heere war der Krieg unpopulär; Verluste für eine mit ungünstigen Augen betrachtete Sache werden doppelt schwer empfunden. Eine schlechte Prognose gab die erste Schlacht bei Liaoyan, in welcher Kuropatkin es nicht fertigbrachte, eine vereinzelte feindliche Division mit mehr als dreifacher Ueberlegenheit entscheidend anzugreifen. Der übrige Teil des Krieges bestand seitens der Russen nur aus mißglückten Versuchen der Offensive und aus einem Zurückgehen aus starken Stellungen, während die Japaner im zähen Angriff nicht nachließen.

Ihre Führer waren von einem unermüdlichen Angriffsgeist beseelt, in ihnen lebte der Heldenmut des Schwertadels, der Samurai; sie griffen immer an, auch wenn sie keine Aussicht auf Erfolg sahen; niemals gingen sie zurück; ihre Infanterie war darin groß, daß sie auf dem blutig erkämpften Boden blieb. Nüchtern, bedürfnislos, gehorsam, von glühendem Patriotismus beseelt, gläubig, dem Ahnenkultus ergeben, haben die Japaner sich mit als die besten Infanteristen der Welt bewährt. Auf unbedrohten Punkten schwach, auf dem Umfassungsflügel stark haben sie die Massen der Russen durch Umfassung aus allen Stellungen gedrängt; sie hätten die Russen vernichtet, wenn sie der Zahl nach stärker gewesen wären und eine zahlreiche Kavallerie gehabt hätten. Wie sehr sich ihrer Kühnheit die Weisheit paarte, beweist der beschleunigte Friedensschluß, als sie fühlten, an das Ende ihrer Kräfte gekommen zu sein.

Das haben die Bulgaren in dem letzten großen Balkanhalbinselkriege nicht verstanden. Die Ueberlegenheit den Türken gegenüber war schon in der ersten Schlacht bei Kirkilisse entschieden; die folgenden Kämpfe bestätigten nur, daß die Türken, auf den Flügeln bedroht, nicht standhielten. Aber daß später die Bulgaren die Befestigungen von Konstantinopel rein frontal angriffen und sich dadurch eine Enttäuschung zuzogen, war dem sich überhebenden Gefühl einer zu großen Nichtachtung des Gegners zuzuschreiben.

Digitized by Google

Mit geschwächten Kräften, die starke Festung Adrianopel hinter sich, ohne genügende schwere Geschütze und ohne Nachschub auf den schlechten Wegen, war ihr Angriff auf die starke Tschataldschalinie ziemlich aussichtslos, zumal sie wußten, daß der Türke hinter Wällen sich gut schlägt. Zur Umfassung der Stellung der Türken fehlte den Bulgaren eine Flotte. Sie hatten den Bogen überspannt.

Was ist von den Türken zu sagen? Ein Sultan war nicht lange vorher abgesetzt worden, das Offizierkorps in politische Parteien zerspalten; zur Offensive waren sie infolge ihrer mangelhaften Ausbildung nicht befähigt; außer Adrianopel und Skutari waren ihre Festungen gänzlich vernachlässigt, für die Ausbesserung des Wegenetzes war nichts geschehen. Stärke, Wille, einheitliche Führung, jede Vorbereitung zur Verpflegung fehlte den Türken. Da ist eine Offensive ausgeschlossen, von Anfang an hätten dieselben die Bulgaren in einer festen Stellung erwarten sollen.

*

Was ist aus diesem Vergangenen für die Zukunft dauernd festzulegen oder zu lernen? Es kann darauf erwidert werden, wir brauchen nichts zu lernen. Die Preußen haben es im Jahre 1866 gezeigt, wie es gemacht werden muß, und die gesamten Deutschen haben im Jahre 1870 bewiesen, daß sie zu siegen verstehen. Indessen in einem langen Frieden ändert sich manches. Eine gewisse Saturierung, rasche Erwerbung von Reichtum, Genußsucht, verfeinerte Sitten und Angewohnheiten sind gegen früher eingetreten.

Ein sichtbarer Grund zum Kriege liegt für Deutschland nicht vor; Eroberungsgelüste sind nicht vorhanden; unser Eigentum will niemand antasten; fremdes Joch haben wir nicht abzuschütteln; für einen bleibenden Rassenhaß sind wir zu gutmütig. — Indessen wäre es unverständlich, wenn man sich leichtgläubig der Hoffnung auf dauernden Frieden hingäbe. Ohne jeden andern Grund kann die Ehre allein einem Volke die Waffen in die Hand drücken.

Daher gilt es, die Eigenschaften und die Kräfte zu bewahren, welche Preußen und Deutschland in früheren Zeiten zum Erfolge geführt haben.

Vor allem ist es die Stärke, welche durch die letzte Heeresvermehrung voll erreicht ist. Schließlich haben Millionenheere ihre Grenzen; Führung, Verpflegung, Straßennetz geben eine Schranke. Frankreich hat sich zu äußersten Opfern entschlossen und wird nicht mehr weiter gehen können. Die Zahl macht es nicht allein, es kommt der innere Gehalt des Heeres, die gute Erhaltung der Festungen, der Waffen hinzu.

Kein Staat tut mehr für die theoretische Ausbildung der aktiven Offiziere als Deutschland. Seit Scharnhorst sind aus der Kriegsakademie zahlreiche Führer hervorgegangen. Was Frankreich nach dem Jahre 1871 an Bildungsanstalten erschuf, war schon seit sechzig Jahren militärisches Gemeingut in Preußen und dann auch in Deutschland.

Zu dieser Ausbildung gehört vor allen Dingen die Pflege des Sinnes

Digitized by Google

der Angriffsfreudigkeit, nicht in polterndem Sinne, wie vor dem Beginn des Feldzuges von 1806, nicht in chauvinistischen Auslassungen, welche nur die Politik stören und, wie 1870 in Frankreich, zu übereilten Entschlüssen führen können, sondern eine Angriffsfreudigkeit, welche auf ruhig versammelter Kraft beruht und in Fällen, in denen der Zweifel erlaubt ist, auch dem stärkeren Gegner gegenüber imponiert und Erfolg verheißt.

Nicht immer kann sich der Sieg an die Fahnen fesseln. Wo wären Preußen und Rußland hingekommen, wenn sie im Jahre 1813 nach Großgörschen und Bautzen den Feldzug aufgegeben hätten! Es war die Beständigkeit, welche den endlichen Erfolg verbürgte, und es soll dem König Friedrich Wilhelm III. nicht vergessen sein, daß er im Juni des Jahres 1813 zur Weiterführung des Krieges sein gewichtiges Wort und die Hilfsmittel Schlesiens für die Verpflegung in die Wagschale legte; desgleichen wie er im Winterfeldzug 1814 absolut dagegen war, nach einigen Mißerfolgen Frankreich zu räumen. Es ist die Beständigkeit, welche doch auch 1871 zum glücklichen Friedensschluß führte, nicht allein vor Paris selbst, sondern auch den Armeen der Provinzen gegenüber, welche der General v. Moltke in seinem Schreiben vom 8. Dezember 1870 an den Kriegsminister der Zahl nach als bedrohlich hinstellte und auf 1500000 Mann berechnete. Ein Kampf von Nationen wird auch künftig nicht in wenigen Schlachten entschieden werden, dazu sind die Hilfsmittel des zuerst unterlegenen Gegners zu groß.

Auch der Stärkere bedarf der Beschränkung seiner Absichten und der Größe des Erfolges, nicht allein vor dem Beginn eines Krieges, den jede Nation nur im Notfalle und gleichsam gezwungen, nicht leichten Herzens beginnen wird; auch nach dem Siege hat Preußen und Deutschland gezeigt, daß es sich zu beherrschen wußte, im Jahre 1866 vor Wien und im Jahre 1871, wo der Kaiser und König Wilhelm I. den Einzug in Paris auf das äußerste einschränkte und Belfort aufgab.

Wie sich auch die Zukunft gestalten mag, Deutschland im Vertrauen auf sein mächtiges, arbeitsames Heer, vor allem in der sicheren Zuversicht, als einzigen Oberbefehlshaber seinen Kaiser im Kriegsfalle an der Spitze des Heeres stehen zu wissen, wird, ob Krieg, ob Frieden, mit Ruhe den kommenden Ereignissen entgegensehen können.

Digitized by Google

Unser Wissen vom Innern der Erde

Von

Prof. Dr. v. d. Borne (Breslau)

Ferne Kunde bringt dir der zitternde Fels;
Deute die Zeichen!
(Inschrift der Göttinger Erdbebenwarte.)

Wie in andern Gebieten menschlichen Wirkens, so gibt es auch in der Wissenschaft neben den großen blendenden Erfolgen kleine Schritte vorwärts. Im einzelnen in ihrer Bedeutung schwer abzuschätzen, stehen sie in ihrer Gesamtheit jenen an Bedeutung häufig nicht nach. Denn langsam, aber sicher führen sie auf dem Pfade der Erkenntnis empor, so daß sich häufig dem erfreuten Forscher der Blick weitet, er befriedigt zurückschaut über die bekannten Gefilde, die er durchmaß, und voller Sehnsucht vorwärts in die unbekannte Ferne, die zwar noch vielfach verschwommen, aber in großen Zügen doch schon erkennbar ihm die Wege und Ziele künftiger Arbeit weist.

Ein solches Sondergebiet der Forschung, das durch die geduldige Einzelarbeit vieler sich dem Wissen allmählich erschließt, ist das Innere unserer Mutter Erde. Wie die Sternwarten die Stätten sind, von denen der Geist hinausdringt in die Tiefen des Weltalls, um mit Wissensschätzen beladen heimzukehren, so sind die Erdbebenwarten — zutreffender in ihrer umfassenden Bedeutung durch das Wort „Erdwarten“ gekennzeichnet — bestimmt uns die Geheimnisse der Unterwelt zu enthüllen.

Dem Fachmanne wird von Laien immer wieder die Frage vorgelegt: Welchen Zweck haben die zahlreichen Erdbebenwarten, besonders im Deutschen Reiche, also in einem Lande, in dem heftige Beben überhaupt fehlen und schwache nicht allzu häufig sind? Ich möchte mit einem Bilde antworten: Wenn wir unser Gemüt in der Flut des Wohllauts erquicken wollen, die in einem Haydnschen Quartett dahinströmt, so ist die Halle eines modernen Eisenwalzwerks ein durchaus ungeeigneter Ort dafür. Die zarten Schallwellen der Streichinstrumente würden dort restlos verschlungen werden von dem gewaltig dröhnenden Konzert der Arbeit. Ganz ähnlich ergeht es der Erdbebenforschung. Wenn wir die geheimnisvollen Bahnen erschauen wollen, in denen der Erdboden erzittert, während Tausende von Kilometern entfernt Menschenleben und Menschenwerk in gewaltsamen Schlägen vernichtet werden, so müssen wir die Heimat starker Beben meiden und ruhige Gegenden aufsuchen. Denn nur dann können wir unseren Werkzeugen die nötige Empfindsamkeit verleihen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, daß ihre zarte Stimme überschrien oder daß sie allzuhäufig in ihrem künstlichen Aufbau zerstört werden. In mühseliger, jahrelanger Arbeit ist es gelungen, die Apparate, die die Bewegungen des Erdbodens aufzeichnen, immer mehr zu vervollkommnen und die Sprache, in der sie zu uns reden, immer besser zu verstehen.

Digitized by Google

Rhythmische Erschütterungen der Luft, die Schallwellen übertragen den Gedanken vom Hirn des Redners in das des Hörers. Die Lichtwellen, die aus dem Weltraum heranströmen, bringt das Spektroskop zum Reden, und sie künden uns den chemischen Aufbau und die physikalische Beschaffenheit des Sternes, der sie aussandte. Daneben aber drückte ihnen die Atmosphäre der Erde, die sie durcheilen mußten, ehe sie an unser Auge gelangten, bestimmte Eigenheiten auf. So sind auch die Erschütterungen, die von einem Erdbebenherde ausstrahlend den Erdball durchfluten, bedingt auf der einen Seite durch die Ausgangserschütterung und auf der andern Seite durch die Eigenschaften der Materie, die die von ihnen durchwanderten Räume füllt. Für unsre empfindlichen Apparate gehören die Beben sozusagen zu den alltäglichen Ereignissen wie das Sternenlicht. So kommt es, daß unsere Seismographen für die Erforschung des Erdinnern heute eine ähnliche Bedeutung haben wie das Spektroskop für die Astrophysik.

Gehen wir etwas näher auf Einzelheiten ein und versuchen wir, durch den Vergleich verschiedener Bebenbilder zu ermitteln, was allen gemeinsam ist und in welchen hervortretenden Einzelheiten sie sich voneinander unterscheiden! Wir finden zuerst, daß die Wellenfolge eines jeden Bebens sich in einzelne, deutlich unterscheidbare Abschnitte gliedert, die zeitlich desto mehr auseinanderrücken, je weiter der Herd des Bebens entfernt ist. Diese Erscheinung ist darauf zurückzuführen, daß ein Beben verschiedene Wellenarten auslöst, die mit verschiedener Geschwindigkeit und, wie wir bald sehen werden, auch auf verschiedenem Wege ihrem Ziele zueilen. Diese Erkenntnis führte unmittelbar zu einer wichtigen Möglichkeit. Sobald eine genügende Reihe von Einzelerfahrungen vorlag, konnte man aus jedem vollständigen Bebenbild die Entfernung des Herdes ableiten. Liegen solche Entfernungsbestimmungen für ein Beben von mehreren Beobachtungsstationen vor, so ist dadurch, wie leicht ersichtlich, der Ort des Bebens festgelegt. Die so ermöglichte Statistik über die Verteilung der Beben bestätigte die von den Geologen bereits seit lange gewonnene Erfahrung: sie sind häufig und kräftig nur in zwei streifenförmigen Gebieten, von denen eines vom Atlas über die Iberische Halbinsel, die Pyrenäen, Alpen, Italien, die Balkanländer, die vorder- und mittelasiatischen Gebirge, die indische Inselwelt nach Neukaledonien und Neuseeland zieht, das zweite aber längs der ostasiatischen und westamerikanischen Küste den Stillen Ozean umsäumt und vielleicht seine Fortsetzung in den Gebirgen des antarktischen Kontinents findet. Das sind die Regionen der größten Gebirge, die Regionen, in denen noch heute die gebirgsbildenden Kräfte in intensiver Weise tätig sind. Zwei Forscherheere, das eine im Felde, das andere im Laboratorium arbeitend, sind so völlig unabhängig voneinander zu dem gleichen Ergebnis gekommen.

Treiben wir die vergleichende Zergliederung der Bebenbilder weiter, so finden wir neue wichtige Tatsachen: die Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines bestimmten Teiles der Wellen ändert sich mit dem Abstande vom Herde in gesetzmäßiger Weise. Daraus folgt, daß die Beschaffenheit der Stoffe, die sie

Digitized by Google

auf ihrem Weg durcheilen, sich in entsprechender Weise ändert. Es liegt der Schluß nahe, daß diese Wellen, den kürzeren Weg durch das Erdinnere dem Umwege längs der gekrümmten Oberfläche vorziehend, in den verschiedenen Tiefen jene Unterschiede vorfinden. Wappnen wir uns mit den Hilfsmitteln der Elastizitätstheorie und der mathematischen Analyse, so finden wir, daß sich unsre Beobachtungen auf das beste dieser Annahme fügen. Und noch mehr: bis ins einzelne hinein gelingt es uns, den Weg, den der Wellenzug durch die Unterwelt nahm, im Geiste aufzubauen. Die Linie, die die Nadel unsers Apparates uns aufzeichnet, ist eine Beschreibung dieses Weges. In einer Sprache und einer Schrift allerdings, deren Deutung zurzeit noch manche Schwierigkeiten macht. Doch werden wir, nachdem das System der Nachrichtenübermittelung aus der Tiefe gefunden ist, auch in dem Verständnis der empfangenen Nachrichten weiterkommen. Schon heute beginnt sich aus der Fülle von Vermutungen, Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten einiges als sicher herauszuschälen.

Das erste und wohl das wichtigste dieser Ergebnisse ist, daß der größte Teil des Erdballes fest und außerordentlich starr ist. Zu dieser Erkenntnis führt uns eine Ueberlegung der folgenden Art. Wenn wir uns aus einem Gefäß mit Wasser einen Wasserkörper herausgeschnitten denken, etwa in Gestalt einer Glocke, so wird er einer Veränderung seiner Gestalt keinerlei Widerstand entgegensetzen. Denken wir uns diesen Körper in einen Raum versetzt, in dem keine Schwere herrscht, so können wir ihm ohne Aufwendung von Arbeit eine neue Gestalt geben, und diese würde er, solange äußere Einflüsse fehlten, stets beibehalten. Unsre phantastische Wasserglocke hat keine bestimmte bevorzugte Gleichgewichtsgestalt. Sie wäre ewig stumm, niemals könnte sie die Gläubigen zur Andacht rufen wie ihre eherne Schwester: es fehlt ihr die „Formelastizität", die jene in tönende um die Gleichgewichtsgestalt pendelnde Schwingungen versetzt. Schwingungen dieser Art, wie sie nur feste, mit Formelastizität begabte Körper ausführen können, finden sich nun in allen Erdbebenbildern, die wir durchsehen, mögen die Wellen auch die innersten Tiefen des Erdballes durchdrungen haben. Die Stoffe, die uns diese Schwingungen übermittelten, setzen einer Aenderung ihrer Gestalt einen größeren Widerstand entgegen als der beste Werkzeugstahl, den wir herzustellen vermögen. Der größte Teil des Erdinnern ist fester als irgendeine Substanz, die wir auf der Erdoberfläche kennen. Das ist eine völlige Abkehr von althergebrachten Anschauungen. Der feuerflüssige grundlose Ozean, den wir unter einer dünnen festen Schale fluten sahen, verschwindet aus dem wissenschaftlichen Weltbilde. Er schrumpft zu einer Reihe verhältnismäßig seichter Seen zusammen. Wir werden noch andre Beobachtungen kennen lernen, die in demselben Sinne sprechen.

Minder bestimmt und einheitlich lautet die Antwort auf die Frage nach der weiteren Eigenart und der räumlichen Anordnung der unterschiedlichen Stoffe im Erdinnern. Einstweilen strömt der Born der Erkenntnis hier so reich, daß scheinbare und wirkliche Widersprüche an der Tagesordnung sind. Es ist schwer,

Digitized by Google

Ordnung in die Fülle zu bringen und unmöglich Sicheres und Wahrscheinliches in wenigen kurzen Sätzen zusammenzufassen.

Doch scheint sich das Folgende allmählich als Anfang herauszuschälen. In der Nähe der Erdoberfläche beherrschen geologische und geographische Einflüsse das bunte Bild der Massenanordnung. Die Bebenkurven liefern uns hier keine Aufschlüsse, die Forschung muß zu anderen Hilfsmitteln greifen. In größeren Tiefen werden die Verhältnisse einfacher, es scheint hier die Annahme des Aufbaus aus konzentrischen kugelförmigen Schalen tatsächlich sehr genähert richtig zu sein, die man anfangs wohl nur machte, um die komplizierten und langwierigen Rechenoperationen zu vereinfachen und abzukürzen. Und auf weiten Strecken eines Erddurchmessers ändern sich die Eigenschaften des Stoffes nur langsam oder gar nicht. Vielfach aber zeigen sich auch sprungartige Aenderungen, die auf schichtartige Grenzen hindeuten. Die wichtigste dieser Grenzen liegt in einer Tiefe von etwa 1800 Kilometern. Auf ihre große kosmische Bedeutung werde ich noch mehrfach zu sprechen kommen.

Im weiteren Verlauf eines normalen Erdbebendiagrammes tauchen schließlich Wellen auf, die nicht durch das Erdinnere, sondern längs der Oberfläche gewandert sind. Sie sind ihrer Eigenart nach an einem im ganzen starren Körper unmöglich und beweisen, daß kleine Teile der Erde flüssig sind. Diese liegen in verhältnismäßig geringen Tiefen, sind unregelmäßig verteilt und fehlen vielleicht an manchen Stellen ganz. Es handelt sich bei ihnen offenbar um die experimentelle Bestätigung der von der Geologie nachgewiesenen Herde glutflüssigen vulkanischen Materiales.

Die so gewonnenen Ergebnisse können wir durch Vergleich mit andern Erfahrungen erweitern und bestätigen. Eines der großartigsten irdischen Phänomene sind die rhythmischen Schwingungen des Meeres, die wir als Ebbe und Flut kennen. Sie werden hervorgerufen durch die anziehenden Kräfte von Sonne und Mond. Wäre die Erdfeste gegen diese ebenso nachgiebig wie das Wasser, so würden sie fehlen: sie stellen in der Tat nur den Unterschied der Deformationen von Ozean und Erdfeste dar. Wir können deshalb aus den tatsächlich beobachteten Fluthöhen einen Rückschluß auf die Festigkeit der Erde ziehen. In allerjüngster Zeit ist es auch möglich geworden, die Formänderungen, die die Erdfeste selbst unter der Einwirkung der flutbildenden Kräfte erfährt, unmittelbar messend zu verfolgen. In beiden Fällen finden wir den Schluß bestätigt, den wir aus den Erdbebendiagrammen ziehen konnten: daß die Erde als Ganzes von einer ungeheuren, geradezu unfaßbaren Festigkeit sei. Und auch von dieser Seite aus scheint ein Einblick in die allgemeine Architektur des Erdballes möglich zu werden, da gewisse Abstufungen der Festigkeit sich bemerkbar machen.

Auch astronomische Beobachtungsarten greifen helfend ein: die Erdachse behält zwar genähert, aber nicht genau eine stets gleiche Richtung bei. Wie die Achse eines schrägstehenden Kreisels beschreibt sie eine kegelförmige Bahn im Raume. Dauer und sonstige Eigenart dieser Bewegung sind abhängig von der Verteilung der Massen im Erdinnern. Es zeigt sich nun, daß die Annahme

Digitized by Google

einer grundlegenden Schichtgrenze in einer Tiefe von 1800 Kilometern die Forderungen der Astronomie auf das vollkommenste befriedigt. Oberhalb dieser Grenze hätten wir Gesteine anzunehmen, ähnlich denen der Oberfläche im wesentlichen aus Verbindungen der Kieselsäure aufgebaut und nach der Tiefe ganz allmählich an spezifischem Gewichte zunehmend. Unterhalb folgt in jähem Wechsel ein viel schwererer metallischer Kern, zum größten Teile vermutlich aus Eisen bestehend. Von einer dritten Seite kommend, werden wir noch ein letztes Mal auf diese Zweiteilung der Erde uns hingewiesen sehen.

Ueber den Aufbau der Massen in unmittelbarer Nähe der Erdoberfläche geben uns die außerordentlich feinen und schwierigen Messungen der Erdschwere Aufschluß. Denn über Massen von hohem spezifischen Gewicht ist die Schwere verhältnismäßig groß und umgekehrt. Es war demnach zu erwarten, daß über dem leichten Wasser der Ozeane, die Schwere geringer sei als über den Kontinenten. Die erwarteten Unterschiede zeigten sich nicht; die Gesteine der Kontinente sind offenbar um so viel leichter wie die am Grunde der Ozeane ruhenden, daß dadurch die sichtbaren Massenunterschiede ausgeglichen werden: wie Eisschollen auf Wasser schwimmen die Kontinente auf einem schwereren Untergrunde. Die Dichteunterschiede brauchen dabei nur geringfügig zu sein, und die Annahme, daß sich der ganze Massenausgleich innerhalb einer Schicht von etwa 30 Kilometern Dicke abspielt, ergibt eine befriedigende Uebereinstimmung zwischen Beobachtung und Rechnung. Das Bild bleibt auch in weiteren Einzelheiten zutreffend: dort, wo die Erdoberfläche in den Gebirgen am höchsten emporragt, z. B. in den Alpen und im Himalaja, ist der Ausfall an Schwere besonders groß. Schließlich zeigt es sich, daß die Unterschiede der Schwere in ihren feineren Zügen vielfach durch den örtlichen Wechsel der Gesteine bedingt sind. Es ist wohl denkbar, daß das schweremessende Pendel in Zukunft bei bergmännischen Arbeiten, etwa bei der Aufsuchung von Kalilagerstätten, als eine Art von Wünschelrute benutzt werden wird.

Das wichtigste Ereignis, das Chemie und Physik in den letzten Jahren erlebten, die Entdeckung der Radioaktivität ist auch an der Geophysik nicht spurlos vorübergegangen. Wir haben unsere Anschauungen über den Wärmehaushalt des Erdinnern einer grundlegenden Aenderung unterziehen müssen. In einer Tiefe von etwa 20 Metern unter der Erdoberfläche ist der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen Temperaturschwankungen nicht mehr wahrnehmbar. Dringen wir weiter hinab, so nimmt die Temperatur allmählich zu, bald langsamer, bald schneller, im Durchschnitt etwa um 1^0 Celsius auf je 30 Meter. Das ist eine alte bergmännische Erfahrung. Durch Leitung suchen sich diese Wärmeunterschiede ständig auszugleichen, und aus Laboratoriumsversuchen ist uns die Stärke des Wärmeleitungsstromes, der einem bestimmend Wärmegefälle zugeordnet ist, wenigstens angenähert bekannt.

So steht fest, daß den Erdball eine ihrem Betrage nach genähert zu schätzende Wärmemenge in einer bestimmten Zeit verläßt. Daraus ist bisher stets gefolgert worden, daß die Temperatur des Erdinnern in einer verhältnis-

Digitized by Google

mäßig einfach zu berechnenden Weise abnähme. Lord Kelvin hat, diesem Gedankengange folgend, in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Versuch gemacht, das Alter der Erde zu berechnen. Die von ihm gefundenen Zeiten erschienen den Geologen viel zu kurz. In der sich anschließenden Diskussion tat Kelvin den bemerkenswerten Ausspruch, daß seine Zahlen richtig seien, solange außer den damals bekannten Naturgesetzen keine neuen Gesetze entdeckt seien.

Diese neuen Gesetze sind nun in den Erscheinungen der Radioaktivität in überraschender Weise gefunden, und damit ist das ganze Problem auf eine völlig neue Grundlage gestellt worden. Die radioaktiven Körper sind in den uns zugänglichen Teilen der Erde allgegenwärtig: in der Atmosphäre, in jedem Quellwasser, in jedem Gestein lassen sie sich nachweisen. Unter den Bedingungen, die im Erdinnern herrschen, teilt sich die von ihnen ausgegebene Energie der Umgebung in Gestalt von Wärme mit.

Nehmen wir nun an, daß auch in allen Teilen des Erdinnern das Radium und seine Verwandten ebenso häufig seien wie an der Oberfläche, so ergibt sich eine Wärmeproduktion, die etwa siebenmal so groß ist wie die Wärmenmenge, die die Erde in Gestalt des soeben erwähnten Leitungsstromes verläßt. Die Erde müßte also sehr schnell wärmer werden und schließlich dem Glutzustande zustreben. Die folgende Entdeckung schaffte einen Ausweg aus diesem offenbaren Fehlschluß. Die Fremdlinge aus dem Weltraume, die als Meteorsteine auf die Erde fallen, bestehen entweder aus gesteinsartigen Verbindungen der Kieselsäure — diese zeigen die Merkmale der Radioaktivität etwa in dem gleichen Maße wie irdische Gesteine — oder aus Metallen, insbesondere aus Eisen — diese sind vollständig inaktiv. Die rettende Annahme liegt jetzt auf der Hand: die Erde ist nach dem Paradigma der Meteoriten zusamengesetzt.

In einer fernen Vergangenheit mögen sich Schwer und Leicht so gesondert haben, daß das Schwere den Kern der Erde bildete und das Leichte sich als Hülle darüber lagerte. Damit haben wir zum dritten Male die Sonderung in einen eisernen Kern und eine steinige Hülle. Die zahlenmäßige Uebereinstimmung mit den auf andern Wegen gefundenen Ergebnissen läßt allerdings zunächst noch zu wünschen übrig. Das kann, ebenso wie die Widersprüche, auf die an andrer Stelle hingewiesen wurde, für den Forscher nur ein Ansporn sein, an ihrer Beseitigung zu arbeiten.

Digitized by Google

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, 5. Januar 1860.

Leider bin ich außerstande, Dir heute etwas Interessantes mitzuteilen, weil seit Neujahr in der ganzen Politik ein gewisser unbehaglicher Stillstand eingetreten ist, der ebenso undefinierbar als unnatürlich genannt werden darf. Der Kongreß wird vorerst schwerlich stattfinden, und daß er nicht stattfindet, ist ein großer Embarras für den Kaiser Napoleon, dem es recht geschieht für alles, was er unverantwortlicherweise eingebrockt hat.

Nichtsdestoweniger werden die Verhältnisse, auch ohne Kongreß, namentlich in Italien sich abwickeln und zu einer für die Kirche und die Legitimität gleich ungünstigen Lösung gedrängt werden. Ein Kongreß könnte manches verhüten und in billige Fahrbahnen leiten, aber Preußen kann nichts tun, es steht den Verhältnissen zu fern, Krieg für italienische Zwecke ist undenkbar, und schließlich hat es den Kongreß nicht vorgeschlagen.

Gortschakow ist gar nicht so empressiert für Paris, wie Du zu glauben scheinst; er besorgt während seiner Abwesenheit von Petersburg dort seinen Sturz vorbereitende Intrigen und soll deshalb froh sein, wenn die Reunion in Paris nicht zustande kommt.

Mit dem König geht es nicht schlechter — voilà tout. Ein einziger Witterungswechsel kann für ihn wieder sehr gefährlich und bedenklich werden.

Es gibt viele Vorbereitungen für die Eröffnung des Landtages, und soeben bearbeite ich mit Auerswald die Thronrede, was immer sehr schwer ist.

Karl Anton.

*

Berlin, den 11. Januar 1860.

Abermals komme ich mit einem sehr mageren Brief, allein wenn Du wüßtest, wie kurz vor Eröffnung der Kammer die Zeit drängt, wie die Leute aller Kategorien sich bei mir überstürzen, wie Montags eine zehnstündige, heute eine fünfstündige Sitzung war, so würdest Du Mitleid mit mir haben und keine langen, ausführlichen Briefe erwarten. Dazu Gesellschaften jeden Tag, daß ich die gelobte Fastenzeit dringend herbeiwünsche. Ich bin ungemein en retard mit meiner Korrespondenz.

Von den Magnaten und Staroſten zum Landtag habe ich noch niemand gesehen. Morgen 11½ Uhr ist die Eröffnung. Der Militärabschnitt zum Schluß ist aus meiner Feder.

Der Christbaum hat die Prinzeß von Preußen sehr gefreut. Sie schreibt

Digitized by Google

Dir selber darüber. Die Schäurerschen Aquarelle hat sie in ihrem Schlafzimmer auf einem von der Großherzogin Luise ihr geschenkten, schön geschnitzten Holzständer aufgestellt. Die arme Prinzeß ist sehr en pein. Gräfin Hake hat die Masern. Die Hake ist für uns alle ein Verlust, sie ist ein Spiritus familiaris und überall nützlich, von sicherem und gutem Rat. Karl Anton.

Mit Magnaten und Staroſten meint Karl Anton die Agrarier, die Adelspartei des Landtages, die Ostelblinge. Sie waren ihm nicht gewogen, denn er hatte eine zu gesunde liberale Anschauung, als daß sie ihm und seinem Regiment grün hätten sein können. Aber er liebte sie auch nicht; fast durchweg nennt er sie in seinen Briefen „die Junker". — Der Maler R. Lauchert stammte aus Sigmaringen und hatte sich mit einer Prinzessin Hohenlohe vermählt.

*

Berlin, den 15. Januar 1860.

Es war mir nicht möglich, den Zeitpunkt einzuhalten, in welchem ich Dir gewöhnlich schreibe; denn seit Eröffnung des Landtags sind es namentlich die vielen Besuche, welche meine Zeit vollständig in Anspruch nehmen. C'est un ennui qu'il faut subire et qui passe comme tous les autres. Ich sehe keinen großen Schwierigkeiten entgegen im Innern, aber nach außen hin färbt sich alles dunkel und schwarz. Vorerst können wir nichts hindern, weil England mit Frankreich geht und vor allem antipäpstlich gesinnt ist, weil Oesterreich vollkommen machtlos daniederliegt, weil Rußland sich nicht ausspricht und weil endlich der Deutsche Bund eine unzurechnungsfähige Institution ist. Es wäre mithin Wahnsinn, wenn Preußen allein die Fahne der Legitimität entfalten wollte, um einen Krieg à la Don Quichotte anzuzünden. Man muß daher abwarten, zusehen und sich das Recht der Anerkennung vorbehalten. Aus diesem Vorbehalt kann Krieg und Unglück aller Art entstehen, aber dann ist es noch immer Zeit. Vielleicht kommt bis dahin die eine oder andre Macht zur Besinnung, und dann stehen wir doch nicht ganz allein. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Romagna für den Heiligen Stuhl verloren geht. Es ist dies leider noch das allergünstigste, was geschehen kann, und wir müssen froh sein, wenn das eigentliche Patrimonium Petri intakt bleibt. Die Agitation des Klerus in Frankreich hat nicht viel zu bedeuten. Von dem Moment ab, wo der Klerus energisch Opposition zu machen versucht, wird der Kaiser das mit dem Papst abgeschlossene Konkordat — schon zur Zeit der Bourbonen — in Vollzug setzen. Dieses Konkordat ist äußerst nachteilig für die katholischen Interessen und deswegen stets en suspens belassen.

Nach Inhalt dieses Konkordats hören mit einem Schlage in ganz Frankreich alle Klöster, Kongregationen, klösterliche Institute auf, und viele Millionen werden durch die Säkularisation disponibel. Es wäre dies der furchtbarste Schlag für das katholische Frankreich, und es wäre formell kein Unrecht, weil, wie gesagt, das Konkordat es zuläßt. Also wird man seitens des französischen Klerus sich hüten, eine zu große Agitation hervorzurufen, und gerade dieser Zwiespalt der Interessen stärkt den Kaiser in seinem Vorgehen, woran ihn nichts hindern wird.

Digitized by Google

Ich lege Dir zur Einsicht ein von mir an den Kardinal von Geissel erlassenes Schreiben bei, worin ich ihm auseinandersetze, warum Preußen auf die Adresse der Bischöfe jetzt nicht antworten kann. Schicke es mir gleich zurück. Ich denke, es interessiert Dich, wenn überhaupt Du den Brouillon lesen kannst.

Karl Anton.

*

Berlin, den 19. Januar 1860.

... Nunmehr zu meinem Schreiben an den Erzbischof Kardinal von Geissel. Du bist mit dem Inhalt nicht zufrieden und glaubst, qu'on m'avait fait l'écrire cette lettre. Dem ist nicht so; niemand weiß davon das geringste, und er ist der alleinige Erguß meiner Anschauungen über die Situation. Bei dem einmal herrschenden Antagonismus der Konfessionen in Preußen — dieser Antagonismus existiert aber in den höchsten Regierungskreisen nicht — ist es nicht möglich gewesen, eine andre Antwort zu geben. Preußen kann sich nicht verbindlich machen, etwas durchzuführen, wofür es keine Mittel und Gewalt in Händen hat. Einen Krieg mit Frankreich heraufbeschwören, ist eine Sache von der weittragendsten Wichtigkeit, und dem Kaiser N. ist jeder Grund willkommen, der zu einem solchen führen könnte. Wenn der Kongreß zustande kommt, so wird man gewiß die Rechte des Papstes vertreten — bis jetzt weiß man nur etwas aus den Zeitungen, offiziell ist nirgends etwas bekannt, wohl zwar aus den Briefen, die durch die Presse veröffentlicht sind, aber nicht offiziell. Man darf daher nicht annehmen, daß der Kaiser seinen Rechtsbruch so weit treiben wird, wie er überhaupt jetzt wieder einzulenken scheint.

Man ist hier nicht feige oder hinterlistig, nur vorsichtig, und deswegen exponiert man sich nicht mit Redensarten.

Oesterreich ist auch ganz still, und doch hätte es den Beruf, als eine katholische Macht ein ernstes Wort zu reden.

Es hat noch kein einziges Wort gesprochen. — Doch genug davon, und nur die Versicherung nochmals, daß niemand hier zu meinem Brief an Kardinal Geissel etwas weiß. Ich bin mir vollkommen bewußt, was ich tue. — Leopold und Mayenfisch haben mir sehr vieles erzählt von Lissabon.

Karl Anton.

*

Berlin, den 23. Januar 1860.

... Als französischer Gesandter hierher kommt nicht mehr Latour d'Auvergne, sondern vielleicht Talleyrand oder Remlot, beide nicht willkommen, weil sehr intrigant. Talleyrand hat am 14. d. M. Deine Mutter in Nizza gesehen und seiner Tante hierher geschrieben, daß sie recht gealtert sei.

Karl Anton.

*

Berlin, den 26. Januar 1860.

Die Nachricht von dem ernsten Erkranken der lieben Mama hat mich recht erschreckt, und ich begreife und teile vollkommen Deine Betrübnis und den

Digitized by Google

Schmerz der Trennung. Ebenso begreife ich den Drang, die teure Mutter wiederzusehen und alle kindlichen Pflichten zu erfüllen. Man hat im Leben nur eine Mutter, und nichts kann sie ersetzen.

Ich rate Dir also, Deine préparatifs de voyage zu machen und Deine Abreise auf Montag festzusetzen (der 26. Januar vor Freitag). Ich werde Dir Leopold mitgeben und Dich vorher auch noch in Düsseldorf besuchen. Ich kann leider erst Sonntag morgen dort sein und will Dich Montag bis Verviers begleiten.

Nachdem der Fürst der Gemahlin noch verschiedene Angaben gemacht wegen Hofdame und Begleiter usw., fährt er fort:

Die Prinzeß von Preußen und der Prinz von Preußen nehmen allen Anteil und sind der Idee nicht fremd, Leopold mitzunehmen.

Karl Anton.

*

Berlin, den 12. Februar 1860.

... Also auch jetzt wieder ein Zeitabschnitt zu Grabe! Je älter man wird, desto mehr isoliert wird man. Es ist der schlimmste aller Trostgründe, aber immer eine Wahrheit.

Wir beide sind elternlos, und ich fühle mit Dir, was es heißt, die Eltern, die teure Mutter zu Grabe tragen zu sehen.

Indem aber die Vorsehung dieses zuläßt, will sie, daß man in den Kindern wieder auflebe, bis man ihnen dereinst auch entrissen wird. Karl Anton.

Die Fürstin hatte am 29. Januar ihre Mutter, die Großherzogin Stephanie von Baden, durch den Tod verloren.

*

Berlin, den 26. März 1860.

... Heute war großes politisches Konseil beim Prinzregenten, das von 10 Uhr bis 4 Uhr gedauert hat ... Die europäischen Politiken verwickeln sich von Tag zu Tag mehr. Die Annexion ist eine vollendete Tatsache, gegen welche Preußen nicht protestieren wird, aber leider ist das Benehmen Frankreichs gegenüber der Schweiz mehr als treulos. Vor vierzehn Tagen noch versprach man ihr die Neutralisierung von Chablais und Faucigny, jetzt hält man nicht mehr Wort. Das wird von den Geranten der Verträge wahrscheinlich zu einer Protestation führen müssen, und was aus dieser entsteht, weiß Gott allein. Ich glaube jedoch nicht an Krieg. Aber später wird er unausbleiblich werden.

Die Abstimmung am Bundestage in der kurhessischen Frage soll eine Niederlage Preußens abermals sein, wenigstens wollten es Oesterreich und die Würzburger Staaten so, aber ich besorge, daß sie sich geirrt haben, ich hoffe es sogar; denn in dieser Frage liegt die Zukunft Preußens und Deutschlands. Es ist schwer zu erklären, aber Du wirst es begreifen, wenn Du die Angelegenheit aufmerksam in den Zeitungen verfolgst.

Offenbar treten alle großen Ereignisse in den Vordergrund, und die Bombe kann platzen — oder auch nicht —, alles hängt von der Mäßigung des Kaisers

Digitized by Google

Napoleon ab, der seinerseits wieder nicht Herr der Situation ist, sondern den sein Verhängnis eilenden Schritts vorwärts treibt.

Ich bin überaus beschäftigt, aber hoffe doch zum Palmsonntag abkommen zu können.

Das Militärgesetz steht schwankend, doch gebe ich es nicht verloren. Geht es durch, so ist eine ungeheuer feste Position für die Regierung gewonnen.

Karl Anton.

Fürst Karl Anton war über die Karwoche und Ostern, das 1860 auf den 8. April fiel, in Düsseldorf. Schon am 10. April kehrte er nach Berlin zurück. Am 18. April 1860 schreibt er:

... Gestern war ich in Dessau mit Karl.

Um 11 Uhr kamen alle Familienmitglieder zusammen bei Antoinette zur Gratulation, wo ich alle sah. Alle hatten die Türe im Auge, als sie mich wiedersahen. Man spricht aber auch nur einstimmig von ihren guten Herzen.

Karl gestand mir, daß er in die Prinzeß Hilda verliebt sei; sie ist aber auch deliziös geworden; er habe niemals ein anziehenderes Wesen kennen gelernt. C'est une caprice de premier amour. Auf meine Frage, ob er sie heiraten möchte, gestand er mir, daß ihn der Unterschied des Alters bedenklich mache und er überhaupt noch gar nicht an das Heiraten dächte.

Gestern waren alle Herrschaften in Sanssouci bei Königin Amalie. Die Prinzeß von Preußen und Prinzessin Viktoria sagten mir heute morgen, daß die Königin sehr steif und kalt gegen beide gewesen, nichts weniger als freundlich, und daß sie sich ausschließlich mit der sehr pietistischen Großherzogin von Schwerin, die gleichfalls zugegen war, unterhalten habe.

Der König hatte vorgestern keine Ohnmacht. Man war besorgt, doch soll alles gut sein. — Unterbrechung!

Soeben war Empfang beim König Johann von Sachsen. Er wohnt bei Graf Hohental, war recht freundlich und überbrachte mir Grüße von Carola. Heute abend ist große Soiree beim Regenten, dem König zu Ehren.

Karl Anton.

Herzog von Anhalt war damals Leopold; sein Sohn und Nachfolger Friedrich war mit Antonie, Tochter Eduards von Sachsen-Altenburg, verheiratet, woher die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Karl Anton. Die Freundschaft zwischen dem späteren Herzog bzw. seiner Familie und dem Fürsten Karl Anton blieb bis zu dessen Lebensende bestehen. Alljährlich brachte die herzogliche Familie ihren Herbstaufenthalt auf der Weinburg zu.

Die Prinzeß Hilda war eine Tochter des Prinzen Friedrich, des Bruders des Herzogs Leopold. Sie war 1839 am 13. Dezember geboren, Prinz Karl am 20. April 1839.

*

Berlin, den 24. April 1860.

... Der Tod des armen Bruck ist eine große Kalamität. Entweder starb er an gebrochenem Herzen, denn vorgestern wurde er verabschiedet, oder aber

Digitized by Google

an Gift und Selbstmord, weil auch er möglicherweise unrein war. Es wird sich binnen kurzem aufklären. Jedenfalls bereitet sich in Oesterreich eine furchtbare Tragödie vor.

An Krieg ist dieses Jahr nicht zu denken, aber im nächsten Jahre könnte es wohl sein; denn ein böser Geist treibt den Kaiser Napoleon immer mehr auf die Bahn des Verderbens seiner und andrer.

Krieg wird am Ende die Selbstrettung werden!

In der Kammer sieht es bunt aus, doch werden wir eine Form finden, die Armeereformvorlage zu retten. Gelingt es, so kann in drei Wochen der Landtag zu Ende sein. Vielleicht besuche ich Dich dann in Karlsruhe oder wo Du sonst bist.

Lamorcières Auftreten ist ritterlich und aufopfernd, der großen Sache würdig, allein es ist sehr zu besorgen, daß die militärischen Elemente in Rom, welche er vorfinden wird, nicht geeignet für Durchführung der „grande et sainte cause" sein dürften.

Karl Anton.

Bruck, der schon 1798 geboren worden, und zwar zu Elberfeld, hatte sich durch seine hervorragende Tüchtigkeit vom Sohne eines Buchbinders bis zum österreichischen Staatsminister heraufgearbeitet. Daß ein Mann wie Bruck Feinde besaß, ist zu begreifen. So kam es, daß er am 22. April 1860 in Verdacht gekommen, an den Unterschleifen mitbeteiligt zu sein und ungnädig entlassen wurde. Die Untersuchung ergab, daß er unschuldig sei. Es war zu spät.

Lamorcière, der berühmte französische General, besonders volkstümlich geworden durch seine siegreichen Kämpfe gegen Abd el Kader, dann von Napoleon kaltgestellt, reorganisierte 1860 das päpstliche Heer, wurde aber am 18. September 1860 bei Castelfiordo von den Piemontesen unter Cialdini geschlagen.

*

Berlin, den 10. Juni 1860.

... Ich denke Donnerstag (den 14. Juni) wieder in Baden zu sein. Den politischen Inhalt des Briefes von Madame Naudin kannst Du am besten durch die Tatsachen widerlegen; denn der Kaiser Napoleon kommt den 16. und 17. nach Baden zu einem Rendezvous mit dem Prinzregenten. Sollte man es in Baden noch nicht wissen, was ich bezweifle, so behalte die Nachricht für Dich.

Es ist ein großer Akt, aus welchem vielleicht die Befestigung des Weltfriedens resultieren kann, vielleicht und auch nicht hoffentlich, aber höchst unwahrscheinlich das Gegenteil, und nur dann, wenn unannehmbare Vorschläge wegen der Revindikation des frontières gemacht würden ... Sonst nichts Neues — die Entrevue wird alles absorbieren, wenn nur die deutschen Fürsten dabei nicht unredlich sind.

Karl Anton.

*

Berlin, den 22. Juli 1860.

... In wenigen Tagen bin ich wieder in Deiner Nähe (die Fürstin weilte in Marienbad), obwohl nur höchstens zwei Tage, nämlich ich begleite den Prinz-

Digitized by Google

regenten nach Teplitz. Ich schreibe Dir heute diese Zeilen, damit Du eine momentan notgedrungene Unterbrechung meiner Korrespondenz nicht als einen Mangel an treuer Teilnahme ansiehst. Deshalb schreibe ich Dir en toute hâte diese Zeilen, nicht wissend, ob ich morgen zum Schreiben komme, denn übermorgen wahrscheinlich treffe ich mit dem Prinzregenten zusammen in Dresden.

Karl Anton.

*

Teplitz, den 26. Juli 1860.

... Gestern abend 6 Uhr hier angekommen, sende ich Dir heute einen Morgengruß zu. Der Empfang war ungemein herzlich und grandios durch den ungekünstelten Ausdruck der Freude und Beruhigung, welche das Begegnen der beiden Landesherren allenthalben hervorruft.

Der Kaiser Franz Josef sieht sehr gut aus. Er ist äußerst männlich geworden und macht durch sein würdevolles, gerades Benehmen einen sehr guten Eindruck. Er ist äußerst gnädig gegen mich, und bei den herrschenden Intentionen verspreche ich mir gute und dauernde Folgen von der Zusammenkunft.

Es hat mich sehr gefreut, daß man mir Gröben zur Dienstleistung hier zugetan hat; es ist dies eine sehr zarte Aufmerksamkeit. Gestern abend war große Soiree bei Fürst Clary, wo die Berliner Radziwill alle versammelt waren. Ich habe viel Bekanntschaften teils gemacht, teils erneuert. Morgen reisen wir wieder nach Berlin zurück.

Karl Anton.

Ueber die wichtige Teplitzer Zusammenkunft schreibt Karl Anton am 7. August 1860 dem Großherzog Friedrich I. von Baden einen ausführlichen Brief.

*

Berlin, den 28. Juli 1860.

... In Teplitz war es ein ungemein interessanter Moment und hat wesentlich dazu beigetragen, den europäischen Frieden zu befestigen.

Ich habe ein eignes Hotel bewohnt mit vollständig eingerichtetem kaiserlichem Dienst; es war sehr somptueux und brillant. Ich sage Dir diese Details, weil es nicht unwichtig für unsre Stellung ist.

An der böhmisch-sächsischen Grenze — nämlich der Kaiser Franz Josef fuhr mit uns nach Pillnitz zurück, um einen Besuch dort zu machen — überreichte mir der Kaiser eigenhändig den Orden vom Goldenen Vlies, was eine sehr große Auszeichnung ist. Ne crois pas que je suis ébloui — allein es ist interessant für Dich, alles zu wissen. Sowie ich kann, schreibe ich Dir Näheres.

Karl Anton.

*

Berlin, den 30. Juli 1860.

... Es amüsiert mich, die Zeitungsberichte zu lesen, welche über Teplitz geschrieben werden. — Gestern war ich beim Diner in Sanssouci bei der Kaiserin (von Rußland) in den sog. neuen Kammern, deren Neuheit aber von Friedrich dem Großen her datiert. Leopold und Karl waren ebenfalls anwesend. Die

Digitized by Google

Kaiserin sieht zum Entsetzen aus, wie eine lebendige Leiche, gespensterhaft mager, mit hohler Grabesstimme. Sie ist oder soll sehr wohl sein, sehr unruhig et elle fait le désespoir de la Reine, qui est génée pour elle. Die arme Königin ist übrigens auch recht unwohl, sie leidet an Asthma und kann nur sitzend oder kniend schlafen. Doch seit gestern geht es besser. Die Kaiserin sprach wenig mit mir. Mit Leopold ist sie sehr freundlich.

Prinzeß von Preußen leidet an Rheumatismus und ist todmüde wegen der russischen Unstetigkeit und Unruhe. Mir ist es auch nicht angenehm; denn es ist ein entsetzliches décousu zwischen Potsdam und Berlin. Man verliert eine kostbare Zeit wegen der Eisenbahn.

Karl Anton.

*

Berlin, den 5. November 1860.

Gestern noch im frohen Familienkreise — heute schon wieder im Gefängnis! Um 8 Uhr früh, nach gut durchschlafener Nacht, trank ich schon meinen warmen Kaffee. Um 11 Uhr war Vortrag bei dem Prinzregenten, dem es langsam besser geht, der aber dennoch sehr angegriffen ist. Ich habe ihm alles ausgerichtet.

Nachher war ich bei Prinz Friedrich Wilhelm und Prinzeß Viktoria. Sodann waren die Minister bei mir. Hierauf kam Karl zu mir, der um 3 Uhr zur Prinzessin Karl bestellt ist, sie spazieren zu führen. Um 5 Uhr kommt er zum Essen zu mir. — Soeben habe ich das Verzeichnis meiner zu beantwortenden Briefe gemacht und finde zu meinem Schrecken, daß es 37 sind, die ich noch zu erledigen habe.

Mit dem König geht es seit einigen Tagen nicht gut. Die Königin hat noch nicht Trauer angelegt, weil er vom Tode der Schwester noch nichts weiß oder wissen soll.

Karl Anton.

Es war die älteste Schwester des Königs, die Prinzessin Charlotte, die seit dem 13. Juli 1817 vermählt war mit dem späteren Kaiser Nikolaus I. von Rußland. Dieser war schon seit 1855 gestorben. Die Kaiserin war geboren 1798, mithin nur etwa drei Jahre jünger als der König Friedrich Wilhelm IV.

*

Berlin, den 7. November 1860.

... Der Regent ist, wenn auch leidend und verstimmt, doch voll weicher Güte, daß man Mitleid mit ihm haben muß. Ich esse zu Hause mit Karl oder Osten (sein Adjutant), weil der Regent streng diète halten muß. — Die Witterung ist schlecht und trübe, der Winter scheint im Anzuge zu sein. Leopold war gestern bei mir. Wir sprachen von seiner Reise (in Portugal) und seinem Zukunftsprogramm; er scheint sich auf Heiratsideen zu befinden. Heute hatte ich Sitzung bis 5 Uhr.

Karl Anton.

*

Berlin, den 12. November 1860.

Heute mußte ich in den griechischen Gottesdienst in der russischen Kapelle des Gesandtschaftshotels, wobei der Domchor die griechische Liturgie sehr schön

Digitized by Google

sang. Die Feierlichkeit hatte ein unverkennbares katholisches Gepräge mit einzelnen jüdischen Reminiszenzen, wie zum Beispiel das ewige Verbeugen und Schwanken des Popen, während ein Ueberfluß von Weihrauch einen erstickenden Eindruck machte.

Der arme Prinzregent war wiederum ganz à bas und geknickt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 14. November 1860.

... Heute war Karl Fürstenberg bei mir, der von Prag kam. Dort ist die Aufregung ungeheuer, und niemand weiß, wie die Angelegenheiten in Oesterreich sich in nächster Zeit gestalten werden. Alles ist dort in Auflösung.

Man hat unrecht, stets auf Preußen zu schimpfen. Wir sind demungeachtet doch der reichste, geordnetste und sicherste Staat. Aber allen es recht machen ist unmöglich — sans comparaison kann es der liebe Gott auch den Menschen nicht recht machen; der eine will schön Wetter, der andre Regen.

Von Katharina habe ich einen langen Brief erhalten, der mich in Verlegenheit setzt. Sie will von beiden Majestäten Beiträge für ihr Kloster, und auch von uns; ich schicke Dir den Brief zur Einsicht.

Die Grundsteuer wird hoffentlich durchgehen. Prinz Hohenlohe sagte es mir heute.

Karl Anton.

*

Berlin, den 15. November 1860.

Soeben bringt uns der Telegraph die Kunde, daß die Kaiserin Eugenie inkognito zu Deiner Schwester abgereist sei. Sie soll bereits auf schottischem Boden angekommen sein. — Um den Prinzen von Wales ist man ebenfalls in Sorgen; hoffentlich ist es nichts Weiteres, als daß ihm die Kohlen ausgegangen sind. Begierig bin ich, zu erfahren, ob Dir Marie etwas von dem kaiserlichen Besuch schreiben wird. Elle sera peut-être initiée dans les secrets de l'avenir italien. In Italien überhaupt geht das Drama seinem Ende zu, jedenfalls treten die Bourbons nicht mit Unehre ab.

Deine Landtagsdeputation hat mich sehr amüsiert; es muß eine gewaltige Ueberraschung für Dich gewesen sein, zweiundzwanzig Personen im Vorsaal zu finden. Es war dieser moralische Zwang aber sehr heilsam für Dich, um Deine Schüchternheit zu bemeistern. C'était un guet à par comme le congrès de Varsovie.

Am vorigen Montag sah ich Cäcilie von Baden hier als Großfürstin Michael. Sie ist sehr charmant und einfach und war sehr herzlich mit mir. Wilhelm von Baden begleitete sie. Ihr Bambino ist ungemein stark und kräftig. Sie läßt Dich bestens grüßen.

Uebermorgen ist in der griechischen Kapelle des russischen Gesandten feierlicher Trauergottesdienst um 12 Uhr, der Begräbnisstunde in Petersburg. Wir alle gehen in Gala hin. — Am Montag ist Namensfest der Königin — ich weiß noch nicht, wie es mit der Gratulation gehalten werden wird; denn sie soll

Digitized by Google

dieser Tage auf die Nase gefallen sein, weshalb sie auch Cäcilie nicht empfangen konnte.

Karl Anton.

*

Berlin, 19. November 1860.

Deinen Brief mit den Besorgnissen wegen des Kaisers und der damit zusammenhängenden Entfernung der Kaiserin habe ich erhalten. Es ist möglich, daß der Kaiser solche Träume hegt — hier aber sagt man, die Kaiserin wäre mehr als melancholisch über das Ableben ihrer Schwester, es grenze an eine tiefe Gemütsverstimmung vulgo Geistesstörung. Möglich, daß religiöse Skrupel über die Politik Frankreichs mit im Spiele sind. Hoffentlich schreibt Dir Marie etwas davon, wenn es auch nur so wäre, daß man zwischen den Zeilen lesen könnte.

Soeben gehen wir doch zur Gratulation! Von Sanssouci zurückgekommen, habe ich noch einen Augenblick Zeit, den Brief zu vollenden. Die Königin war recht freundlich und gut aufgelegt.

Karl Anton.

*

Berlin, 22. November 1860.

Von Ludwig von Hessen wird Leopold diesen Morgen erfahren haben, daß die Königin Viktoria ihn eingeladen hat, alsbald nach Windsor zu kommen, jedenfalls ist es sehr freundlich von der Queen.

Prinzeß von Preußen ist gestern recht ermüdet angekommen; sie sieht nicht gut aus. Heute morgen war ich eine Stunde bei ihr und habe viel gepredigt. Ich komme mir stets vor wie ein erfahrener alter Mann, wenn ich einer Frau von ihrer Stellung Doktrinen der Lebensklugheit einimpfen soll.

Sie war sehr entzückt von ihrem Aufenthalt in Düsseldorf, namentlich von dem Porträt unsrer Stephanie. Heute esse ich dort, und Karl kommt auch hin. Ich traf ihn zu Pferde im Tiergarten, wo ich eine Fußpromenade machte.

Ueber die Welt nichts Neues. Frankreich will entschieden den Papst temporisieren. Wir müssen es geschehen lassen, bis der Weltkrieg sich entzündet und man weiß, wer Meister der Situation bleibt.

Die Briefe von Marie sind sehr interessant. Graf Bernstorff aus London berichtet heute dasselbe, daß die Kaiserin nicht nach Hamilton Pelon gehe.

Karl Anton.

Bernstorff war Gesandter in London.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Flotten der Tripelentente

Von

Konteradmiral z. D. Glatzel (Berlin)

Wenn man die Erfolgswahrscheinlichkeit einer Staatenpolitik in Friedens- und Kriegszeiten den Streitkräften proportional setzt, die hinter der Friedensdiplomatie stehen und die Instrumente der kriegerischen Konfliktslösungen darstellen, so kann man behaupten, daß bis zum Jahre 1904 ein europäisches Gleichgewicht in diesem Sinne vorhanden war. Der Zweibund hielt dem Dreibund auf dem europäischen Kontinent die Wage, und England bildete in seiner „splendid isolation" ein jenen Staatengruppierungen koordiniertes Machtgebilde. Die seither indes einsetzende Ententenpolitik Englands hat dieses Gleichgewicht zuungunsten des Dreibundes Deutschland-Oesterreich-Italien verschoben.

Allerdings ist eine solche Verschiebung nur bezüglich der Seestreitkräfte eingetreten, da der durch England repräsentierte Zuwachs an Landmacht, verglichen mit den 12 Millionen der französisch-russischen Kriegsstärke, nicht ins Gewicht fällt. Der politische Wert starker Flotten ist aber gerade im letzten Jahrzehnt erheblich gestiegen, weil die Zeit territorialer Grenzverschiebungen auf dem mitteleuropäischen Festland als überwunden angesehen werden darf, während die Konfliktsursachen zwischen den Großmächten heutzutage fast ausschließlich auf weltwirtschaftliches Gebiet übergegangen sind. In der Weltwirtschaft spielen überseeische Interessen die Hauptrolle, und die Zuwegungen zu diesen jenseits der Meere gelegenen Interessengebieten stehen nur dem seemächtigen Volk offen. Da die Seeherrschaft der flottenstärksten Macht gehört und auch der Druck, den die Diplomatie eines Staates im Frieden hinter ihre Forderungen in weltwirtschaftlichen Streitfragen setzen kann, durch die Flottenstärke ausgeübt wird, so läßt sich heut tatsächlich die weltpolitische Kraft einer Großmacht durch ihre Seestreitkräfte messen.

Insbesondere gilt dies von den beiden, auf weltwirtschaftliche Expansion am stärksten angewiesenen Machtgruppen der Tripelentente und des Dreibunds; die Flottenstärken dieser Staatenverbände sind daher für die heutige politische Lage von ausschlaggebender Bedeutung und stellen den Schlüssel zu den meisten diplomatischen Erfolgen oder Mißerfolgen der Gegenwartspolitik dar.

Es soll später noch erläutert werden, daß als Flottenstärke in obigem Sinne nicht die numerischen Stärkeverhältnisse allein angesehen werden dürfen; immerhin sind diese grundlegenden Zahlen der einem Staatenorganismus für den Seekrieg zu Gebote stehenden Gefechtseinheiten doch bereits als Maßstab für die wirtschaftliche und politische Volkskraft von Bedeutung. Ein Vergleich dieser Schiffszahlen zeigt nun, daß die Kriegsflottenstärke der Tripelentente gegenwärtig, wie auch in absehbarer Zukunft rund fast doppelt so groß ist, wie die des Dreibunds. Die dem „Nauticus" von 1913 entnommenen Zahlen sind,

Digitized by Google

wenn man die für den taktischen Erfolg ausschlaggebenden Typen der Linienschiffe, Panzerkreuzer, sowie der großen Torpedoboote und Unterseeboote (im folgenden unter „Torpedofahrzeuge" zusammengefaßt) berücksichtigt, die Nachstehenden:

An neueren fertigen Schiffen besitzt die Tripelentente 154 Linienschiffe und Panzerkreuzer sowie 443 Torpedofahrzeuge, der Dreibund nur 78 und 251. Berücksichtigt man nur die modernsten Schlachtschiffstypen, die sog. „Großkampfschiffe" (identisch mit „Dreadnoughtschiffen"), so ist das Verhältnis 33 : 18 (1,8 : 1). An älterem (Reserve-) Kriegsschiffsmaterial besitzt die Tripelentente 18 Linienschiffe und Panzerkreuzer, der Dreibund 15; an altem Torpedobootsmaterial, einschließlich der kleinen Typen, die im Küstenkriege immerhin noch Verwendung finden werden, stehen der Tripelentente 409, dem Dreibund nur 138 zur Verfügung.

Vergleicht man die Kriegsbereitschaft dieser Flotten, so ergibt sich, daß die Tripelentente 111 Linienschiffe und Panzerkreuzer, sowie 382 Torpedofahrzeuge, der Dreibund nur 60 bzw. 158 jener Typen in Dienst hält. Im Reserveverhältnis, also mit Stammbesatzung in beschränkter Dienstbereitschaft sind, jenen „Nauticus"-Zahlen zufolge, bei den Staaten der Tripelentente 43 Linienschiffe und Panzerkreuzer, sowie 162 Torpedofahrzeuge, bei den Dreibundstaaten nur 5 bzw. 24.

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen führt ein Vergleich der Deplacementszahlen aller fertigen und im Bau begriffenen Kriegsschiffe; diese Zahlen betragen für die Tripelentente $4^1/_2$ Millionen Tonnen, für den Dreibund 2,1 Millionen Tonnen.

Auch ein Vergleich der Qualität des Flottenmaterials verschiebt das allgemeine Bild noch nicht zuungunsten der Tripelentente. Wenn auch Frankreichs Flottenbau bisher durch die hin und her schwankenden Anschauungen der häufig wechselnden Marineminister gelitten hat und Rußland durch die Nachwehen des Krieges mit Japan und die Mißwirtschaft der Marineverwaltung noch behindert ist, so hat doch die Vormacht der Tripelentente, England, seit vielen Jahrzehnten unentwegt den Grundsatz befolgt, nicht nur zahlenmäßig, sondern auch qualitativ die jeweiligen Neubauten seiner Rivalen zu übertrumpfen. Anderseits liegen, wenn auch aus andern Ursachen, die Verhältnisse bei Deutschlands Bundesgenossen ähnlich wie bei Rußland und Frankreich. Oesterreich, das bisher der maritimen Politik geringere Sorgfalt zuwandte, ist, ähnlich wie Rußland, erst jetzt mit Schaffung einer modernen technischen Anforderungen genügenden Flotte beschäftigt, und Italien hatte, wie seine frühere Schiffbaupolitik erkennen läßt, sein Verteidigungssystem zur See in eigentümlicher, den heutigen Anschauungen nicht entsprechenden Art gestaltet, ist also wie Frankreich mit dem Ausbau seiner Taktik und Strategie, den Grundlagen einer modernen, qualitativ einwandfreien Flottenpolitik, noch etwas im Rückstand.

In großen Zügen wird somit die Qualität des Flottenmaterials bei Tripelentente und Dreibund als gleich angenommen werden dürfen. Darin können einzelne Materialverschiedenheiten, wie beispielsweise die kürzlich viel besprochene

Digitized by Google

„Unterarmierung" der deutschen Kriegsschiffe, nichts ändern; auch die oft nach sehr komplizierten Formeln berechneten Gefechtswerte einzelner Schiffe sind irreführend, weil die Verteilung der verschiedenen Kampfkraftelemente auf ein bestimmtes Kriegsschiffdeplacement bei jeder Nation Hand in Hand geht mit der Taktik und den Fronterfahrungen. Die Leistungsfähigkeit des Seekriegsmaterials kann deshalb nur in Verbindung mit der nationalen Strategie und Taktik, sowie der durch die beabsichtigte Kriegspolitik bedingten Verwendungsart der Kriegsinstrumente richtig eingeschätzt werden.

In noch höherem Maße als die materielle Leistungsfähigkeit wirkt der personelle Faktor auf die Gesamtqualität einer Flotte, weil die großen materiellen Wirkungen moderner Seekriegswaffen nur zur Geltung kommen können, wenn Verständnis für die Grundsätze einer zweckmäßigen Kriegführung, praktische Kenntnis und Erfahrung der Waffenverwendung und Nerven von Stahl die richtige Verwertung solcher Waffenwirkungen gewährleisten. Diese personelle Leistungsfähigkeit läßt sich nur außerordentlich schwer im voraus einschätzen, wie die sehr verschiedenartigen Prognosen über die Erfolgsaussichten vor den letzten Kriegen deutlich vor Augen führten. Nimmt man die Ausgänge der letzten Seekriege zum Anhaltspunkt, so würde man Franzosen, Russen und Italienern kein günstiges Zeugnis auszustellen haben, während England und Oesterreich (Lissa 1866) gute Aussichten hätten; Deutschlands Marine wäre in Ermangelung eigner bedeutenderer Seekriegserfahrungen überhaupt nicht nach historischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Indes würde eine solche zum Teil auf recht weit zurückliegende Ereignisse gegründete Beurteilung kaum gerechtfertigt sein; man wird sich zweckmäßiger damit behelfen, die einzelnen ausschlaggebenden Faktoren bei dem Marinepersonal der Seemächte zu vergleichen und daraus wenn auch bedingte Schlüsse zu ziehen. Was das Flottenpersonal der beiden Vormächte im allgemeinen anlangt, so hat England vor Deutschland eine länger dienende, durchschnittlich ältere und zum größeren Teil seegewohnte Flottenbesatzung voraus, während Deutschland in seinem zahlreicheren Landpersonal über etwas bessere Schulbildung und in seinem Offizierkorps über gründlicher vorgebildetes Erziehungs- und Führerpersonal verfügen dürfte. Dieser letzterwähnte Faktor höheren Bildungsgrades gibt insbesondere eine günstige Grundlage ab für die Detailarbeit und Durchbildung des Flottenpersonals einerseits und die Führungs- sowie Admiralstabsleistungen anderseits; in dieser Hinsicht ist die deutsche Marine also dem mehr auf „plain thinking" — einfaches Denken — aufgebauten englischen System gegenüber im Vorteil; dieses Plus zugunsten Deutschlands ist trotz seiner Imponderabilität ein sehr bedeutsames.

Was die übrigen Marinen der beiden Mächtegruppen anlangt, so werden sich da günstige und ungünstige Momente ziemlich die Wage halten. Die französische Führung leidet auch heut noch unter der unstabilen, einer Traditionsbildung wenig günstigen Marinepolitik jüngst vergangener Zeiten; ob die russische Flottenleitung durch die herben Kriegserfahrungen von 1904/05 sich geläuterte

Digitized by Google

Anschauungen schon jetzt so angeeignet hat, daß eine Durchsetzung des gesamten Offizierkorps damit ermöglicht wurde, muß bezweifelt werden, da zu viele ungünstige Momente beiseite zu räumen waren. Diesen Mängeln steht allerdings auch auf Dreibundsseite bei Oesterreich das Fehlen praktischer Flottenerfahrungen und eine gleichfalls bisher nicht allzu intensive Friedenstätigkeit der italienischen Flotte gegenüber.

Bei diesen lapidaren Gesamturteilen über die Qualität ganzer Marinen darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß es sich nur um graduelle Unterschiede handelt, daß im großen ganzen die taktischen und strategischen Anschauungen sowie die Friedenstätigkeit der Marinen im letzten Jahrzehnt bei den europäischen Seemächten eine gewisse Uebereinstimmung zeigen, wodurch die Qualitätsunterschiede sich allmählich verwischen oder doch auf die tieferliegenden nationalen Grundverschiedenheiten beschränken. Man wird deshalb gut tun, in qualitativer Hinsicht eine Unterschätzung der gegnerischen Leistungsfähigkeit zu vermeiden, während nach obigen Darlegungen allerdings auch kein Grund vorliegt, die Qualität der Dreibundsflotten geringer einzuschätzen, als die der Seestreitkräfte der Tripelentente.

Bei den Ueberraschungsmöglichkeiten eines Seekrieges, die in dem hohen Bereitschaftsgrad moderner Flotten begründet sind, spielt die Verteilung der Flotten im Frieden eine wichtige Rolle, weil sie die Kriegsverwendung in großen Zügen bereits erraten läßt. Die bekannte Zusammenziehung der englischen Flottenteile in der Nordsee und der Ausbau der Flottenstützpunkte an der englischen Ostküste (Rosyth, Scapa Flow) läßt darauf schließen, daß die englische Flotte in einem Kriege der Tripelentente gegen den Dreibund ihr Haupttätigkeitsfeld in den heimischen Gewässern erblickt, während die Entblößung der französischen Nordküste und die Konzentration der modernen französischen Schiffe im Mittelmeer erkennen läßt, daß in großen Zügen in dem angenommenen Kriegsfall die französische Flotte im Mittelmeer gegen die italienisch-österreichischen Seestreitkräfte ausgespielt werden würde, wozu möglicherweise noch die russischen Schwarze-Meer-Schiffe hinzutreten, während die russischen baltischen Flottenteile in ihrer heutigen Stärke sich wohl mit Kleinkriegsoperationen im östlichen Ostseebecken begnügen würden.

In der Nordsee wäre eine Operation der englischen Flotte gegen die deutsche Küste und die deutsche Hochseeflotte, andrerseits aber auch eine Handelsblockade der Zufahrtstraßen zu den deutschen Nordseehäfen möglich. Für diese Operationen würden England heut 57 Linienschiffe, 42 Panzerkreuzer und 223 Torpedofahrzeuge (gegen 31 Linienschiffe, 13 Panzerkreuzer, 154 Torpedofahrzeuge Deutschlands) zur Verfügung stehen; in der Ostsee würden noch 4 Linienschiffe, 6 Panzerkreuzer, 71 Torpedofahrzeuge Rußlands als Gegner der deutschen Flotte auftreten; das heißt also: Deutschlands Gegner sind auf diesem Kriegsschauplatz etwa doppelt überlegen; in Deplacementstonnen stehen sogar 2188 Tausend englische und russische Tonnen gegen 888 Tausend deutsche. Im Mittelmeer würden 25 Linienschiffe, 20 Panzerkreuzer, 144 Torpedofahrzeuge

Digitized by Google

Frankreichs und der russischen Schwarzenmeerflotte gegen 23 Linienschiffe, 11 Panzerkreuzer, 97 Torpedofahrzeuge Oesterreich-Italiens kämpfen; in Deplacementstonnen würden hier 703 Tausend Tonnen der Tripelentente gegen 438 Tausend der Dreibundalliierten — alles in allem gerechnet — stehen, also gleichfalls eine erhebliche Ueberlegenheit auf seiten der Tripelentente vorhanden sein. Die in letzter Zeit begonnenen Verschiebungen englischer Flottenteile ins Mittelmeer und französischer Schiffe in den Kanal werden die angegebenen Zahlen nicht wesentlich ändern.

Wird nun die absehbare nähere Zukunft diese Stärkeverhältnisse anders gestalten? Die Summe der Deplacements aller fertigen und im Bau begriffenen Schiffe beträgt bei der Tripelentente 4,5 Millionen Tonnen, bei den Dreibundsflotten 2,1 Millionen Tonnen. An Großkampfschiffen hat, wie schon erwähnt, die Tripelentente 38, der Dreibund 21 im Bau. Das sind also genau dieselben Verhältniszahlen, die auch für die fertigen modernen Kampfschiffe der beiden Mächtegruppen galten, nämlich 1,8 : 1. Diese materielle Ueberlegenheit der Tripelententeflotten kann übrigens auch aus den Marinebudgets gefolgert werden, denn die Mächte der Tripelentente geben zurzeit 1,8 Milliarden Mark, die Dreibundstaaten nur 0,8 Milliarden für ihre Marine aus.

Es bliebe noch zu erörtern, wie sich die Aussichten für eine entferntere Zukunft stellen, oder — die Frage in die uns Deutsche am meisten interessierende Form gebracht — ob es möglich erscheint, daß Deutschland mit Hilfe seiner Verbündeten je der Tripelentente eine überlegene oder wenigstens gleichstarke Flottenmacht entgegenstellen wird.

Das ist naturgemäß, soweit die materielle, numerische Ueberlegenheit in Betracht kommt, hauptsächlich eine Finanzfrage. Da die verschiedenen Schätzungen des Volkswohlstands und Volkseinkommens auf zu unsicheren Grundlagen ruhen, mögen hier einige andre Anhaltspunkte angeführt werden, welche die Beurteilung dieses Moments erleichtern dürften.

Jeder Angehörige der Tripelentente gibt im Durchschnitt jährlich 7,4 Mark für Marinezwecke ab, jeder Dreibundbürger nur 5,3 Mark. Eine Steigerung der Dreibundmarineausgaben scheint hiernach vielleicht möglich; es bleibt aber zu berücksichtigen, daß die Tripelentente insgesamt über eine Bevölkerung von 243 Millionen Köpfen, der Dreibund nur über 155 Millionen verfügt; die Bevölkerungszahl der Tripelentente ist also reichlich $1^1/_2$ mal größer. Auch der Welthandel der Tripelententestaaten hat einen Wert von 40, der der Dreibundstaaten nur von 30 Milliarden Mark. Hieraus wäre zu folgern, daß selbst recht erhebliche finanzielle Mehrleistungen der Dreibundstaatsbürger noch nicht imstande sind, die Tripelententeflottenstärken zu überbieten. Es ist auch zu bedenken, daß Frankreich und Rußland mit einem planmäßigen Ausbau ihrer Flotten jetzt eigentlich erst beginnen und daher in den nächsten Jahren mehr kampfkräftige Gefechtseinheiten ihren Flotten zufügen werden als bisher, während Italien und Oesterreich zwar gleichfalls bestrebt sind, ihre Flotten zu modernisieren und zu vergrößern, doch aber mit weit geringeren Flottenbudgets operieren.

Digitized by Google

(Frankreich 370, Rußland 500 Millionen Mark gegen 160 und 200 Oesterreichs und Italiens.)

Auf diese Weise wird also der Dreibund der Tripelentente nicht beikommen können. Selbst direkte Umwälzungen und anderweitige Aenderungen der Allianzverhältnisse würden das Ueberlegenheitsverhältnis der mit England verbündeten Seemächte zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten noch nicht erschüttern. Der naheliegende Gedanke einer Angliederung der kleinen nordeuropäischen Staaten (Skandinavische Reiche, Belgien, Holland) an den Dreibund wäre von geringer Bedeutung bezüglich der Flottenstärke, weil diese Staaten keine modernen Großkampfschiffe besitzen und auch kaum je bauen werden; allerdings würde auch eine, zurzeit vielbesprochene, Annäherung Spaniens an Frankreich und dadurch mittelbar an die Tripelentente dieser nur einen unerheblichen Flottenzuwachs bringen (1 neues Linienschiff, 3 größere Torpedofahrzeuge). Die Angliederung der Vereinigten Staaten von Nordamerika an den Dreibund würde die Ueberlegenheit der Tripelententeflotten auf das Verhältnis 1,3 : 1 verringern; Japan würde dem Dreibund einen etwas kleineren Flottenzuwachs bringen. Gelänge es der Dreibunddiplomatie, Rußland zur Neutralität zu bewegen, so würde dies keine nennenswerte Verschiebung der Verhältniszahlen bedingen; selbst wenn sich Rußland dem Dreibund anschlösse, so ständen 78 Linienschiffe, 62 Panzerkreuzer, 345 Torpedofahrzeuge Englands und Frankreichs gegen 62 Linienschiffe, 30 Panzerkreuzer, 349 Torpedofahrzeuge des Dreibunds und Rußlands, also immer noch ein Mißverhältnis an großen Kriegsschiffen von 1,5 : 1.

Auch eine Isolierung Englands würde die Unterlegenheit der Dreibundsflotten noch nicht beseitigen; denn es ständen dann augenblicklich 57 Linienschiffe, 42 Panzerkreuzer, 223 Torpedofahrzeuge Englands den 54 Linienschiffen, 24 Panzerkreuzer, 251 Torpedofahrzeugen des Dreibunds gegenüber; wobei noch die günstige „innere Position" Englands zwischen der deutschen Flotte einerseits und den im Mittelmeer abgeschlossenen Schiffen Oesterreichs und Italiens zu berücksichtigen ist.

Eine kleine Ueberlegenheit würde erst durch den Beitritt Frankreichs zum Dreibund erzielt. England-Rußland würden 113, der Dreibund und Frankreich 119 neuere Linienschiffe und Panzerkreuzer besitzen, und selbst eine Vereinigung des Dreibundes und Zweibundes gegen England würde noch nicht diejenige Flottenüberlegenheit der fünf Verbündeten ergeben, die England augenblicklich uns gegenüber hat; England hätte 99 neuere Linienschiffe und Panzerkreuzer, der Fünfbund 133 aufzuweisen; an Torpedobooten würden die fünf Mächte allerdings doppelt so viel besitzen, wie England.

Aus diesen Zahlen würde zu folgern sein, daß ein Bündnis des Dreibundes mit Frankreich den günstigsten Erfolg hinsichtlich der Flottenstärke haben würde, zumal ein solches nach der heutigen politischen Lage auch Rußland auf die Dreibundseite zu bringen geeignet wäre.

Die Wahrscheinlichkeit aller dieser politischen Kombinationen zu erörtern,

Digitized by Google

ist hier nicht der Platz; es sei aber darauf hingewiesen, daß mit dem nun erst einsetzenden Erstarken der französischen Flotte voraussichtlich auch die französische Politik, die jetzt notgedrungen durch die Ostgrenzenfrage fasziniert wird, wieder auf die für Frankreichs wahres Wohl ungleich wichtigeren Seemachtsbestrebungen gelenkt werden muß: das läßt sich aus der bisherigen Seemachtsgeschichte Frankreichs schließen. Dann würde das unnatürliche Bündnis mit dem seeübermächtigen England, das jetzt einem Vasallenverhältnis verzweifelt ähnlich sieht und in der bisherigen Unterlegenheit der französischen Flotte der englischen gegenüber begründet ist, einem Rivalitätsverhältnis weichen müssen; die vom weltpolitischen Standpunkt relativ unwichtige Ostgrenzenfrage wird dann voraussichtlich nicht mehr wirkungsvoll genug erscheinen, um den Zusammenschluß der europäischen Kontinentalseemächte mit ihren gleichen gegen die englische Seesuprematie gerichteten Interessen zu vereiteln. Auch Rußland wird, wenn es die Nachteile des letzten Seekriegs mit Japan überwunden haben wird und wieder eine seiner Großmachtstellung angemessene Flotte besitzt, aller Voraussicht nach den nach historischen Anhaltspunkten als unnatürlich zu bezeichnenden Bund mit England aufgeben und als Gegner der englischen Seegeltungsbestrebungen auftreten. Die Zeit arbeitet also für Deutschland, und die Stärkung der russisch-französischen Flotten erscheint im deutschen Interesse liegend. Ein Ausgleich des deutsch-französischen Gegensatzes würde übrigens auch dem Wettrüsten bezüglich der Landesverteidigung Halt gebieten und den Ausbau der Flotten Deutschlands und der übrigen Kontinentalmächte beschleunigen, somit dem die politische Gesamtsituation beherrschenden Interesse der europäischen Kontinentalstaaten, das auf Verminderung der englischen Seesuprematie hinausläuft, dienen.

Doch dies sind alles Zukunftsmöglichkeiten und -ausblicke. Von aktuellerer Wichtigkeit ist aber die Frage: Welche Aussichten haben die Tripelententeflotten ihren Dreibundgegnern gegenüber in einem Kriege in der Gegenwart? Die Erfolgsaussichten der numerisch soviel schwächeren Dreibundsflotten erscheinen nun keineswegs so ungünstig, wie die angeführten Verhältniszahlen es zunächst glauben lassen. Es ist zu bedenken, daß der Nutzeffekt einer Flotte oder Flottenkombination im Ernstfall nicht nur von der numerischen Stärke, auch nicht lediglich von der personellen und materiellen Leistungsfähigkeit der Kriegsmittel, sondern auch in ausschlaggebendem Maße von den politischen und strategischen Zielen, denen zugestrebt wird, und von der Möglichkeit, die Flotten in der beabsichtigten Weise zu verwenden, abhängt.

In strategischer Beziehung würde das Ziel der Tripelententevormacht auf dem Hauptkriegsschauplatz, wie schon erwähnt, der Hochseeflottenkampf oder die Blockade sein: gegen beide Operationen stehen Deutschland wirksame Abwehrmittel zur Verfügung, die geeignet erscheinen, die beabsichtigten Operationsziele zu vereiteln. Allmähliche Reduzierung der englischen Uebermacht durch kleinkriegartige Unternehmungen einerseits, vorbeugende Veranstaltungen gegen die Blockadegefahr anderseits, wären solche Abschwächungsmittel. Ein „volkswirtschaftlicher Generalstab", der nicht nur die geeignete Verteilung der in den Dreibundländern

Digitized by Google

vorhandenen Nahrungs- und Kriegsmittel, sondern auch die Ein- und Ausfuhrverhältnisse mit den neutralen Nachbarländern in einer das interne Kriegstransportwesen nicht störenden Weise vorbereiten und im Ernstfall organisieren würde, könnte die Widerstandskraft der Dreibundstaaten so steigern, daß ein Verblutungskampf ausgeschlossen wäre. Bei solchen Vorbereitungen könnten selbst bedeutende taktische Erfolge der Tripelententeflotten zur See in strategischer Hinsicht keine für den Enderfolg ausschlaggebende Wirkungen auf die Kontinentalstaaten des Dreibundes ausüben; letztere würden aber voraussichtlich sich für solche im strategischen Sinne unwesentliche Mißerfolge zur See durch Vorteile im Landkriege gegen Frankreich und Rußland entschädigen können.

Abgesehen von diesen strategischen Verhältnissen begünstigen aber auch die politischen Kriegsziele der Dreibundstaaten diese in ausschlaggebendem Maße. Nimmt man an, daß in einem Existenzkrieg jeder Schiffsverlust bei einer Macht einen gleichen Verlust beim Gegner nach sich zieht — eine rein mechanische Annahme, die aber bei den Qualitätsverhältnissen der hier in Betracht kommenden Flotten angemessen erscheint —, so würde nach völliger Vernichtung der deutschen Flotte, deren Wirkungsbereich, wie vorhin angedeutet, in der Nordsee liegend und gegen die englische Flotte gerichtet angenommen wird, England nur noch 26 Linienschiffe, 29 Panzerkreuzer, 69 Torpedofahrzeuge behalten. Ist also im Mittelmeer der Flottenkampf zwischen den übrigen Seemächten der Tripelentente und des Dreibunds in hinhaltender Weise ohne größere Schiffsverluste durchgeführt worden, so würde der Two Power Standard Englands unwiederbringlich verloren sein. Frankreich und Rußland, oder Frankreich und Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika sogar isoliert, würden dann Marinen besitzen, die der Englands überlegen wären, und es bedarf wohl keines weiteren Beweises, daß diese Seemächte dann die günstige politische Lage zur Erweiterung ihrer Seeinteressen ausnutzen würden. Der angenommene Pyrrhussieg Englands würde England also zu viel erheblicheren Konzessionen nötigen, als ein freiwilliges Eingehen auf die relativ maßvollen deutschen Seegeltungsansprüche.

In dieser politischen Lage ist die Stärke der deutschen Flottenpolitik mit dem ihr zugrunde liegenden Risikogedanken begründet, und trotz der geringeren Schiffszahl erscheint die Durchführung einer kraftvollen deutschen Politik England gegenüber schon heute durchaus angängig, und das deutsche Volk kann damit rechnen, daß die großen Flottenausgaben der letzten Jahrzehnte und der Zukunft, trotzdem sie eine numerische Ueberlegenheit nie schaffen können, schon jetzt dem Deutschen Reich ein Kriegsinstrument geschaffen haben, dessen Nutzeffekt die Durchsetzung politischer Ansprüche, die für das Nationalwohl von wesentlicher Bedeutung sind, ermöglicht.

Dieses Inschachhalten Englands durch die deutsche, wenn auch um so viel schwächere Flottenmacht ist die Grundursache dafür, daß trotz der Verschiedenheit der Flottenstärken doch auch bei der heutigen politischen Gruppierung der europäischen Großmächte von einem Gleichgewichtszustand gesprochen werden kann.

Digitized by Google

Soweit sich politische Entwicklungen vorhersehen lassen, ist es wahrscheinlich, daß ein Zukunftskrieg der europäischen Großmächte von dem Verhältnis der beiden Vormächte der europäischen Staatengruppen, England und Deutschland, abhängen wird und vermieden werden kann, solange die politischen Gegensätze zwischen diesen Vormächten auf friedlichem Wege ausgeglichen werden.

Deutschlands politische Zukunftsforderung, die weltwirtschaftliche Gleichberechtigung mit allen andern Großmächten, der „Platz an der Sonne", ist maßvoll aber politisch notwendig, daher entwicklungsgeschichtlich berechtigt.

1866 und 1870 hat Preußen seine politische Gleichberechtigung den Vormachtsbestrebungen rivalisierender Großmächte gegenüber mit Waffengewalt sich erkämpfen müssen. Ob England sich auf dem Wege friedlicher Verständigung zu den für die Fortentwicklung Deutschlands notwendigen Konzessionen verstehen wird? Eine bejahende Antwort auf diese Frage wird heut noch keinenfalls gegeben werden können. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen friedlichen Ausgleichs widerstrebender Interessen — und damit auch die Wahrscheinlichkeit des europäischen Friedens — steigt indes von Jahr zu Jahr mit dem Ausbau der Dreibundsflotten und dem Anwachsen der russischen und französischen Flottenmacht. Beide Entwicklungen erschweren die Geltendmachung weltwirtschaftlicher Präponderanz für England und sind daher geeignet, jenem Ideal des modernen Pazifismus, den Bund gleichberechtigter europäischer Staaten, die Wege zu ebnen.

Ueber einige neuere Ergebnisse der Spektralanalyse

Von

E. Goldstein

Ein halbes Jahrhundert trennt uns von der Zeit, in der die Spektralanalyse ihre ersten Keime entfaltete. Zu einem mächtigen, weitverzweigten Baume haben sie sich inzwischen entwickelt. Von einigen jungen Reisern, die in den letzten Jahren sich neu ans Licht gedrängt, sollen die nachfolgenden Seiten berichten.

Die Grundlagen und die frühesten Ergebnisse der Spektralanalyse sind heute keinem Gebildeten mehr fremd. Vergegenwärtigen wir uns in schnellem Rückblick, was wir aus Unterricht oder Lektüre darüber wissen.

Ein feiner gerader Spalt wird von einer Lichtquelle bestrahlt; das von ihm hindurchgelassene Licht wird durch ein Glasprisma nicht nur aus seiner ursprünglichen Richtung abgelenkt („gebrochen"), sondern zugleich auch in die verschiedenen Farben zerlegt, aus denen das Licht — sei es der Sonne, sei es andrer Leuchtquellen — sich zusammensetzt. Die zerlegten Farben werden unter Zwischenschaltung einer Glaslinse auf einem weißen Schirm oder auch direkt durch das Auge des Beobachters auf seiner Netzhaut als „Spektrum" aufgefangen.

Digitized by Google

An der einen Seite des Spektrums liegt als äußerste Farbe Rot, an der andern wird das Spektrum für das Auge durch Violett begrenzt. Dazwischen liegen alle Uebergänge von Rot durch Orange nach Gelb, Gelbgrün, Grün bis Blau und Violett. Alles Licht wird bekanntlich durch Schwingungen erzeugt; das bei der Brechung am wenigsten aus der Richtung des unzerlegten Strahls abgelenkte Rot entspricht der kleinsten Anzahl von Schwingungen pro Sekunde, während das am stärksten gebrochene Violett die größte Schwingungszahl besitzt.

Das Licht mancher Strahlungsquellen, z. B. elektrisch leuchtender Gase, enthält nur einzelne engbegrenzte Farbenbereiche; dann besteht entsprechend das Spektrum nur aus einzelnen Spaltbildern, d. h. (unter sich und zum Spalt) parallelen, schmalen, hellen Streifen in eben diesen Farben, die durch dunkle Zwischenräume getrennt sind — solche Spektra heißen diskontinuierliche; die schmalen, hellen Spaltbilder selbst heißen Spektrallinien. Glühende feste Körper und die Leuchtflammen des täglichen Lebens (Gas-, Petroleum-, Kerzenlicht) strahlen dagegen alle möglichen Farben aus; die prismatischen Spaltbilder legen sich daher ohne Zwischenräume aneinander und bilden „kontinuierliche" Spektra.

In Dampfform zum Leuchten gebracht, z. B. durch elektrische Entladungen, haben alle chemischen Elemente diskontinuierliche Spektra. Dabei ist für jedes einzelne Element die Verteilung der Spektrallinien auf dem dunkeln Grunde eine besondere, nur diesem Element eigentümliche. Deshalb kann man umgekehrt an dieser Verteilung und Lage der Spektrallinien das Element und sein Vorhandensein in irgendeinem leuchtenden Stoffgemenge erkennen, man kann das Gemenge „analysieren". Hierauf hauptsächlich beruht bekanntlich die „Spektralanalyse".

Von Kirchhoff und Bunsen, den Begründern der Spektralanalyse, rührt auch die weitere wichtige Erkenntnis her, daß jede Lichtquelle gerade diejenigen Strahlfarben, welche sie selbst aussenden kann, auch verschluckt („absorbiert"), wenn diese Farben von einer andern Lichtquelle auf sie fallen.

Geht also zum Beispiel das Licht eines glühenden festen Körpers, der für sich ja ein kontinuierliches Spektrum liefert, durch einen Metalldampf, so erscheinen auf dem kontinuierlichen hellen Grunde jetzt schmale dunkle Linien, weil der Metalldampf eben alle die schmalen Farbenbezirke des kontinuierlichen Spektrums verschluckt, die er selber aussenden kann. Man nennt diese Erscheinung, bei welcher also das Spektrum des Metalldampfes sich nicht durch seine hellen, sondern durch ganz ebenso angeordnete dunkle Linien markiert, die Umkehrung des Spektrums. Eines der interessantesten Beispiele für eine solche Umkehrung bietet das Spektrum der Sonne: Auf hellem kontinuierlichem Grunde, den das Licht des eigentlichen Sonnenkörpers erzeugt, stehen zahllose feine schwarze Linien (nach einem ihrer ersten Beobachter Fraunhofersche Linien genannt), deren Stellung im Spektrum genau den hellen Spektrallinien zahlreicher im Laboratorium untersuchter Elemente entspricht. Die dunkeln Linien zeigen an, daß der Sonnenkörper von einer Atmosphäre umgeben ist, die aus

Digitized by Google

den Dämpfen der zu jenen Spektrallinien gehörigen Elemente besteht. — Auch an dem Spektrum der Fixsterne, mag ihr Licht bei dem ungeheuern Abstand auch Jahre oder selbst Jahrhunderte brauchen, um bis zu uns zu gelangen — läßt die Konfiguration der dunkeln Spektrallinien uns sofort die chemischen Bestandteile des einzelnen Gestirns erkennen.

Aber auch Spektra mit hellen Linien finden sich im Weltraum, und zwar an sehr vielen sog. Nebelflecken, ungeheuern mattleuchtenden Bezirken, gegen deren Ausdehnung die Dimensionen unsres gesamten Planetensystems verschwindend klein erscheinen. Diese Nebel geben ein Spektrum aus wenigen Lichtlinien, welches uns zeigt, daß der Raum der Nebel hauptsächlich von leuchtenden Gasen erfüllt ist. Unter diesen spielen neben einigen auf der Erde noch nicht aufgefundenen Stoffen hauptsächlich Wasserstoff und Helium eine wesentliche Rolle. Auch in der nächsten Umgebung des Sonnenrandes hat man leuchtende Gebilde („Protuberanzen") beobachtet, die aus glühendem Wasserstoff, Helium und verflüchtigten Metallen bestehen. Die Protuberanzen bilden einen Teil der Sonnenatmosphäre.

In kurzem wurde die Spektralanalyse noch durch die weitere Erkenntnis bereichert, daß an der Stellung der Spektrallinien auch der Bewegungszustand der Himmelskörper erkannt werden kann. Denn sämtliche Spektrallinien einer Lichtquelle verschieben sich (nach dem sog. Dopplerschen Prinzip, das weiter unten uns noch eingehender beschäftigen wird) um kleine, aber meßbare Beträge nach der Seite des Violett, wenn die Lichtquelle sich dem Beobachter mit großer Geschwindigkeit nähert, und nach Rot, wenn sie sich schnell von ihm entfernt. So gibt also das Spektrum eines jeden Fixsterns neben seiner Zusammensetzung uns auch an, um wie viele Kilometer er in jeder Sekunde der Erde sich nähert — die Ruhe der Fixsterne ist ja nur eine scheinbare — oder mit welcher Geschwindigkeit er seinen Abstand von uns vergrößert.

*

Was wir hier flüchtig überblickten, waren die hauptsächlichsten Ergebnisse, die schon bei und bald nach der Geburt der Spektralanalyse errungen wurden, und die damals die erkenntnisfreudige Menschheit ähnlich erregten, wie es in unsern Tagen durch die wunderbaren Eigenschaften der Röntgenstrahlen geschah. Daß jene Ergebnisse der Spektralanalyse den Menschengeist so tief bewegten, war darin begründet, daß sie der exakten chemischen und physikalischen Forschung mit einem Schlage die unermeßlichen Tiefen des Weltraums zugänglich machten, die bis dahin die menschliche Wißbegier resigniert als ein für immer verschlossenes Gebiet betrachten mußte.

Der Siegeszug der Spektralanalyse durch die Fernen des Weltalls, die Eroberung immer neuer Gebiete in dem Wissen vom Makrokosmos dauert seitdem noch immer fort — zugleich aber hat in der neuesten Zeit dasselbe Werkzeug des menschlichen Geistes, das Sonnenbälle analysierte und unermeßliche Wegstrecken spielend überbrückte, sich auch in überraschender Weise brauchbar

Digitized by Google

erwiesen, über die allerkleinsten Bestandteile des Weltganzen und ihre submikroskopischen Bewegungen Licht zu verbreiten.

Keinen größeren Schritt vermag die menschliche Phantasie zurückzulegen, als den Uebergang von den überwältigend großen Massen, die als Gestirne auf den irdischen Beobachter herniederleuchten zu den letzten noch erforschbaren Bestandteilen dieser Körper und der Erde, selbst: zu den Molekülen und Atomen der Materie, deren Kleinheit durch keine Vorstellung unmittelbar wiedergegeben werden kann. Denn im Vergleich zu ihnen besitzt ungeheure Dimensionen selbst das kleinste Stäubchen, selbst die kleinste organische Zelle, die auch für das stärkste Mikroskop an der Grenze der Wahrnehmbarkeit steht.

Aber trotzdem, welche Komplikation des Baues, der Bewegungserscheinungen und Wirkungen empfängt den Forscher in diesen unvorstellbar kleinen Pünktchen der Atomwelt! Schon lange hat ja der Name des Atoms, des „Unzerteilbaren", seine ursprüngliche Bedeutung eingebüßt, und man hat sich an Stelle des unteilbaren Pünktchens jetzt einen komplizierten Mechanismus zu denken, nicht unähnlich einem äußerst verkleinerten Planetensystem: Um einen Zentralkörper, den Atomkern, kreisen unablässig zahlreiche, an Masse tausende bis hunderttausende Male kleinere Körperchen — aber nicht wie Planeten in langen Zeiträumen einmal umlaufend, sondern mehrere Billionen Male in einer Sekunde! Die planetarischen kleinen Körperchen heißen Elektronen und bestehen aus bloßer negativer Elektrizität, während der von ihnen umschwirrte Zentralkörper, die Hauptmasse des Atoms, positive Elektrizität enthält. Die billionenfach in der Sekunde wiederholten Umläufe und Schwingungen der Elektronen sind es, die das Leuchten der Körper bedingen; sie bilden also zugleich das eigentliche Substrat der Spektralanalyse.

Als eine phantastische Hypothese und nichts weiter könnte eine solche Vorstellung von den Atomen und ihrem Leuchten auf den ersten Blick erscheinen. Zuzugeben ist, daß sie, obwohl auf nüchternsten Beobachtungen und subtilsten Messungen aufgebaut, als merkwürdig und sonderbar erscheinen kann. Aber noch merkwürdiger und sonderbarer sind die Folgerungen, zu denen sie führt, und gleichwohl sind diese Folgerungen durch die Erfahrung in überraschender Weise bestätigt worden. Eine dieser Konsequenzen zum Beispiel ist, wie Professor H. A. Lorentz (Leyden) mathematisch gezeigt hat, daß die Spektrallinien eines Gases bei Annäherung eines starken Magneten sich für den Beobachter verdoppeln oder verdreifachen müssen, je nach der Richtung, in welcher der Beobachter auf das leuchtende Gas sieht. Die Erfahrung hat diesen merkwürdigen Schluß bestätigt, und mit der Entdeckung der bestätigenden Erscheinungen ist der Name Professor P. Zeemans (Amsterdam) in ruhmvollster Weise für immer verknüpft. Aber noch mehr. Die Theorie verlangt auch, daß diese gespaltenen Linien ihre Helligkeit in ganz gesetzmäßiger Weise ändern und schließlich abwechselnd ganz unsichtbar werden sollten, wenn man sie durch bestimmte, für gewöhnliches Licht klar durchsichtige Prismen betrachtet. Auch diese merkwürdigen Erscheinungen (die „Polarisation" der Linien) hat Professor Zee-

Digitized by Google

man in der Tat bis ins Detail mit der Theorie übereinstimmend beobachten können!

Diese Spektralerscheinungen am magnetisierten Licht — das sogenannte Zeeman-Phänomen — sind in den wenigen Jahren seit ihrer Entdeckung bereits ein ausgedehntes und selbständiges Forschungsgebiet geworden, das, wie wir später sehen werden, sogar für die kosmische Physik schon Früchte getragen hat.

In der Physik des Kleinen aber hat das Zeeman-Phänomen u. a. dazu gedient, eine sehr wichtige und interessante Bestimmung aus der Elektrizitätslehre nochmals zu kontrollieren und zu bestätigen. Wir sahen, daß ein Spektrum mit all seinen verschiedenen Linien hervorgebracht wird durch Schwingungen der Elektronen. Allüberall sind nach den heutigen Theorien diese kleinen elektrischen Teilchen die Ursache nicht nur jedes Leuchtens, sondern auch aller Wärme — sie sind damit natürlich auch die Grundlagen aller Erscheinungen, denen Licht und Wärme wesentliche Faktoren sind. Die Elektronen bilden also auch die wesentliche Grundlage alles organischen Lebens und mittelbar dadurch auch die Vorbedingung der Empfindung und aller geistigen Tätigkeit. Kein Wunder daher, daß die nähere Erforschung dieser Elektronen einen so großen Reiz ausübt, und daß die Wissenschaft möglichst viel über sie zu erfahren sucht. Eines der Hauptprobleme war die Frage nach der Größe ihrer Masse. Durch scharfsinnige und mühevolle Versuche hat zuerst J. J. Thomson (Cambridge) die Frage gelöst. Abweichende Versuchsmethoden, die von seinen Nachfolgern angewandt wurden, führten auf das nämliche Messungsergebnis. Die eine dieser Methoden benutzt das Zeeman-Phänomen, indem sie an den Gedanken anknüpft, daß die Beeinflussung der schwingenden Teilchen — die gegenseitige Verschiebung der gespaltenen Spektrallinien — desto größer sein muß, je kleiner die zu beeinflussende Masse ist. — Die kleinste wägbare Masse, das Wasserstoffatom, wiegt etwa $^1/_{600\,000\,000\,000\,000\,000\,000}$ Milligramm, d. h. ungefähr 600 Trillionen Wasserstoffatome würden zusammen ein Milligramm wiegen. Uebereinstimmend haben nun die verschiedensten Messungsmethoden, einschließlich des Zeeman-Phänomens, ergeben, daß die Masse eines Elektrons noch etwa zweitausendmal kleiner ist als die Masse des Wasserstoffatoms.

In diesen winzigsten Körperchen, die man auch als die Atome der Elektrizität bezeichnet hat, haben wir vorläufig die letzten und wesentlichsten Bausteine aller chemischen Atome und damit des gesamten Universums zu sehen. —

*

In der Theorie des Zeeman-Phänomens und bei der Erklärung vieler astronomischer Spektralerscheinungen macht man Gebrauch von dem schon oben kurz erwähnten Dopplerschen Prinzip. Doppler (in Prag) wies darauf hin, daß eine Lichtquelle, die sich dem Beobachter nähert, in gleicher Zeit eine größere Anzahl von Lichtschwingungen in sein Auge gelangen läßt, als eine

Digitized by Google

ruhende Lichtquelle; das Umgekehrte gilt, wenn sie sich vom Beobachter entfernt.[1])

Eine größere Anzahl Lichtschwingungen in derselben Zeit entspricht aber einer mehr nach Violett verschobenen Farbe, eine verringerte Schwingungszahl gibt umgekehrt eine Verschiebung des Farbentons nach dem roten Ende des Spektrums.

Die gleiche Ueberlegung muß auch gelten für eine bewegte Tonquelle, die bei fortgesetzter Annäherung an den Beobachter eine vermehrte Anzahl von Schallschwingungen, also einen höheren Ton — bei stetig wachsender Entfernung einen tieferen Ton — in das Ohr des Beobachters gelangen läßt. Der Unterschied muß um so stärker sein, die Prüfung des Prinzips also um so leichter, je größer die Verschiebungsgeschwindigkeit der Tonquelle gegen die gewöhnliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles ist.

Deshalb hat man — die Geschwindigkeit des Schalls ist ja fast eine Million mal kleiner als die des Lichts — in früheren Epochen sich begnügt, die Richtigkeit des Dopplerschen Prinzips an möglichst rasch bewegten Schallquellen festzustellen, indem man zum Beispiel eine an sich in gleichmäßiger Höhe tönende Pfeife mittels einer schnellfahrenden Lokomotive auf den Beobachter zu oder von ihm fortbewegte. Solche Versuche wurden mit dem erwarteten Erfolg zum Beispiel von dem Astronomen H. C. Vogel angestellt. So konnte man die Schallgeschwindigkeit durch die Bewegung zum Beispiel um etwa $^1/_{20}$ ihres Normalbetrags vergrößern oder verkleinern. Die Hoffnung, das erwähnte Prinzip auch an irdischen Lichtquellen bewahrheiten zu können, bestand lange Zeit kaum; denn wenn auch optische Methoden durchweg viel empfindlicher sind als akustische — wo sollte man auf Erden wohl irgendeinen Körper finden, der sich auch nur mit $^1/_{1000}$ Lichtgeschwindigkeit, also mit 300 Kilometer pro Sekunde, fortbewegt?

Aber Professor J. Stark hat gezeigt, daß es in der Tat auf Erden wägbare, leuchtende Massen gibt, die mit Geschwindigkeiten sogar von etwa 1000 Kilometern in der Sekunde durch den Raum dahinfliegen. Sehr kleine zarte Massen sind es allerdings (wenn auch verhältnismäßig viel größer als die vorerwähnten Elektronen), und sie bilden die schon länger bekannten sog. Kanalstrahlen. Das sind Strahlen, die man im luftverdünnten Raum mittels der elektrischen Entladung an kanalartig durchbohrten Entladungspolen erzeugt, und sie bestehen aus positiv geladenen Gasteilchen, die, von dem negativen Pol angezogen, mit der angegebenen ungeheuren Geschwindigkeit auf den letzteren zu und noch über ihn

[1]) Zu leichterer Veranschaulichung vergegenwärtige der Leser sich die bekannte Erfahrung, daß Briefe, die an den nämlichen seßhaften Empfänger dauernd in gleichen Intervallen, z. B. alle 24 Stunden, abgesandt werden, unter sonst gleichbleibenden Umständen, wenn der Briefschreiber durch eine Reise sich fortgesetzt vom Empfänger entfernt, — nicht mehr alle 24 Stunden, sondern in längeren Perioden eintreffen; umgekehrt drängen die ankommenden Briefe sich in kürzeren Ankunftsintervallen zusammen, wenn der Schreiber auf der Rückreise ganz wie vorher alle 24 Stunden einen Brief absendet. Den periodisch abgesandten Briefen entsprechen die periodisch ausgesandten Schwingungen.

Digitized by Google

hinaus fliegen. An den Spektrallinien der Kanalstrahlen zeigen sich dann in der Tat, der Richtung wie dem absoluten Betrage nach, diejenigen Verschiebungen, die man erwarten muß, wenn das Dopplersche Prinzip eine Wahrheit ist.[1])

Die Kanalstrahlen enthalten also ungeheuer schnell bewegte, elektrisch geladene Gasteilchen. Eine Folge dieser Ladung ist wiederum, daß diese Strahlen, wie zuerst W. Wien zeigte, in meßbarer Weise durch einen Magneten aus ihrer Bahn abgelenkt werden. Aber die Größe dieser Ablenkung hängt nicht bloß von der elektrischen Ladung, sondern bei gleicher Ladung auch von der eignen Masse des bewegten Gasteilchens ab. Dies führt zu der merkwürdigen Erscheinung, daß die Kanalstrahlen überall, wo verschiedenartige Gasteilchen (z. B. verschiedene chemische Verbindungen) gemengt sind, durch den Magneten in verschieden abgelenkte Strahlenbündel zerlegt werden, deren jedes somit von einer besonderen Masse gebildet wird. Man erhält also auf diese Weise ein „magnetisches Spektrum" der Kanalstrahlen, nur daß die verschiedenen Strahlen desselben nicht, wie beim prismatischen Spektrum aus verschiedenen Lichtarten, sondern aus chemisch oder physikalisch verschiedenen Stoffarten bestehen. Daher kann man umgekehrt aus einem solchen magnetischen Spektrum auch auf Masse und Art der Teilchen schließen, aus denen die Kanalstrahlen bestehen. Derartige Untersuchungen, besonders von J. J. Thomson ausgeführt, haben zu einer ganz neuartigen Chemie geführt. Denn es hat sich gezeigt, daß unter dem Einfluß der Kanalstrahlen die Elemente zu ganz neuen Verbindungen zusammentreten können, denen man im Laboratorium des Chemikers noch niemals begegnet war, und an deren Möglichkeit man bisher überhaupt nicht geglaubt hatte! Anderseits hat Thomson auf diesem Wege ganz neuerdings auch ein bisher für einfach gehaltenes Gas in zwei Elemente geschieden.

Bei den eben erwähnten Kanalstrahlen wird die Strahlung durch die zugeführte elektrische Ladung unterhalten, und die Strahlen erlöschen, sobald man keine weitere Elektrizität zuführt. Aber man hat neuerdings auch Substanzen entdeckt, von denen ganz ähnliche Strahlen und mit noch größeren Geschwindigkeiten spontan und dauernd ausgesandt werden. Diese Strahlen, die den Kanalstrahlen analog sind, sind die sog. α-Strahlen, und die Körper, von denen sie ausgehen, heißen radioaktive Körper (von radius, der Strahl). Wie entdeckte man diese Strahlen und diese Körper? Am Schluß des vorigen Jahrhunderts hatte Röntgens große Entdeckung — die Erzeugung unsichtbarer Körper durchdringender neuer Strahlen mittels phosphoreszenzerregender Kathodenstrahlen — alle Köpfe in sensationelle Erregung versetzt. Henri Becquerel hoffte, Röntgens Strahlen auch ohne Benutzung von Kathodenstrahlen aus allen phosphoreszierenden Körpern gewinnen zu können. Wirklich gab ein von ihm zur Erprobung seiner Vermutung ausgewähltes, im Sonnenlicht phosphoreszie-

[1]) Ganz analoge Erscheinungen haben neuerdings Gehrcke und Reichenheim an den von ihnen entdeckten „Anodenstrahlen" beobachtet, in denen Metalldämpfe und Gasteilchen mit etwa 100 Kilometer Sekundengeschwindigkeit von dem positiven Pol Geißlerscher Röhren fortgeschleudert werden.

Digitized by Google

rendes Salz (des Uranmetall) ebenfalls neue Strahlen aus, aber nicht bloß, wenn es phosphoreszierte, sondern unablässig, Tag und Nacht und anscheinend jahraus, jahrein. Das Ehepaar Curie entdeckte, daß in jenem Salze und in allen Uransalzen ein neues Element enthalten ist, dem die dauernde Strahlung entspringt — das Radium.

Doch wie kann eine Substanz dauernd eine Strahlung — also Energie — aussenden, ohne daß das Grundgesetz der Natur verletzt wird, wonach an keiner Stelle der Welt und zu keiner Zeit Energie neu entsteht? E. Rutherford (damals in Montreal, jetzt in Manchester) faßte den kühnen Gedanken, daß entgegen allen bisherigen Annahmen der Chemie und Physik die sog. Elemente nicht unveränderliche Substanzen seien, sondern daß auch sie, wenngleich sehr langsam, zerfallen und in andre Stoffe sich umbilden können, die einen geringeren Energieinhalt besitzen. Dann wäre die Energie, die bei diesem allmählichen Uebergange vom energiereichen Radium in ein energieärmeres Element frei wird, die Quelle der bis dahin rätselhaften unaufhörlichen Strahlung des Radiums. Wenn dies aber zutrifft — und zahllose Untersuchungen haben es bestätigt —, was für Substanzen sind es, in welche das Radium sich zerlegt? Nun, das erste Spaltungsprodukt, das beim Zerfallen des Radiums gefunden wurde, ist das Helium, jenes Gas, von dem man früher glaubte, daß es nur auf der Sonne vorkommt, in deren Spektrum man es schon lange beobachtet hatte. Es leuchtet im elektrischen Strom mit prachtvoll goldgelber Farbe und liefert dabei ein äußerst charakteristisches, gar nicht zu verwechselndes Spektrum aus etwa einem Dutzend hellen Linien, das mit dem Spektrum des Radiums keinerlei Aehnlichkeit mehr besitzt. Rutherford hatte auf Grund seiner Hypothese von der Zersetzbarkeit der Elemente diese Entstehung des Heliums aus Radium ganz direkt vorhergesagt, und Sir W. Ramsay mit Soddy konnte eben durch die Spektralanalyse das aus dem Radium entbundene neue Element nachweisen. Die Substanz der α-Strahlen selbst ist das Helium. Aus radiumhaltigen Erzen kann das neue Gas jetzt in beliebigen Mengen hergestellt werden.

So war zum ersten Male die Verwandlung eines Elements in ein andres gelungen, und im Prinzip war dadurch der Jahrhunderte alte Traum der Alchimisten verwirklicht. Künftigen Zeiten wird die Entdeckung von Rutherford-Ramsay wohl nicht bloß als eine der großen chemischen Entdeckungen des Jahrhunderts, sondern als eine der bedeutungsvollsten chemischen Großtaten ihres Jahrtausends gelten.

Wir kehren zurück zur Zersetzung des Radiums. Ist Helium das einzige neue Element, das beim Zerfall des Radiums entsteht? Keineswegs! Die emsig weiterspürende Forschung hat schon neun früher unbekannte Elementarstoffe aufgefunden, die allein dem Radium entstammen. Andre neue Substanzen, mit ihnen aber ebenfalls Helium, entstehen auch durch den Zerfall des altbekannten Thoriums, dessen Salze den Hauptstoff für die Gasglühlichtstrümpfe liefern. Aus bisher wertlosen Rückständen der Glühstrumpffabrikation gewinnt Professor O. Hahn (Berlin) jetzt radioaktive Zerfallselemente, z. B. das Meso-

Digitized by Google

thorium, von dem jedes Milligramm mit mehr als zweihundert Mark bewertet wird, und das jetzt bekanntlich in der Medizin, sogar zur Bekämpfung von Krebsgeschwülsten, Verwendung findet.

Zeigen nun, abgesehen vom Helium, alle diese neuen Stoffe ebenfalls ein charakteristisches Spektrum, an dem jeder einzelne zu erkennen ist? Professor Hahn und seine Mitarbeiter haben in der Tat für eine ganze Reihe dieser Körper schon charakteristische Spektra aufgefunden; aber es sind Spektra einer ganz besondern Art, die für das Auge zunächst unsichtbar sind. Denn es sind auch nicht Lichtstrahlen, die von diesen Körpern ausgehen, sondern während ihres unablässig fortschreitenden Zerfalls senden sie fortwährend in geraden Linien Strahlen von Elektronen aus, die bis dahin in ihrem Innern wirbelnde Bahnen um die Atome beschrieben, nun aber von ihnen nicht mehr festgehalten werden. Durch einen Magneten wird ein solcher gerader Elektronenstrahl abgelenkt, desto stärker, je geringer die Fluggeschwindigkeit der ausgeschleuderten Elektronen ist. Wir sahen ähnliches bei den Kanalstrahlen, wo es sich aber um elektrisierte Gasteilchen handelte, deren verschiedene Masse in Betracht kam. Alle Elektronen des Universums aber scheinen untereinander an sich ganz gleich zu sein; sie können sich nur durch verschiedene Geschwindigkeit unterscheiden. Bei einer ganzen Reihe neuer Elemente, die dem radioaktiven Zerfall ihre Entstehung verdanken, hat sich nun ergeben, daß jedes dieser Elemente nur ganz bestimmte Gruppen von Elektronengeschwindigkeiten liefert, die lediglich diesem bestimmten Element eigen sind. Man läßt die Strahlung eines solchen Elements durch einen engen Spalt gehen und hinter dem Spalt einen Magneten auf sie wirken. Dann wird das Elektronenbündel gerade so in ein Spektrum von einzelnen Streifen zerlegt, wie ein Lichtbündel durch ein Prisma. Und da die Elektronen sehr kräftig auf eine photographische Platte wirken, so kann man dieses Streifenspektrum auch photographisch genau so fixieren, wie das Spektrum eines sichtbar leuchtenden Elements. Man verdankt O. Hahn, L. Meitner und O. v. Baeyer die ersten Aufnahmen dieser eigenartigen Spektra.

Mittels einer verfeinerten Methode haben Rutherford und Robinson in einer glänzenden Arbeit neuerdings gefunden, daß der Linienreichtum dieser magnetischen Spektren nicht zurücksteht hinter der überraschenden Fülle von Linien, welche die altbekannten Elemente in ihren prismatischen Leuchtspektren zu zeigen pflegen — zugleich aber auch, daß die Linienverteilung in den magnetischen Spektren vielfach nach überraschend genauen einfachen Gesetzen geregelt ist. Der regelmäßige Bau der magnetischen Spektra gestattet Schlüsse auf den innern Bau des Atoms und auf die Wirkungsweise seiner Unterbestandteile. Man erkennt auch ohne weiteres, daß, wenn die Spektra der bekannten Zerfallselemente in dieser Weise mappiert sind, das Auftreten neuer Streifen die Existenz neuer Elemente erkennbar macht.[1])

(Schluß folgt)

[1]) Der Zerfall des Radiums geht verhältnismäßig langsam vor sich, erst nach etwa 1800 Jahren ist z. B. ein Gramm Radium durch den Zerfallsprozeß auf ein halbes Gramm

Digitized by Google

Persönlichkeiten, Volkskräfte und Staatsmächte im vorigen Jahrhundert[1])

Von

Prof. Dr. Rudolf v. Scala

Mut, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, Hochsinn in Gedanken und Stolz in Taten werden die ermattete und verblutete Welt erlösen und verjüngen; alle Länder, alle Völker werden sich erheben und an dem eisernen Joche schütteln; nach den Stürmen werden glückliche und friedliche Zeiten wiederkehren, und die Herrscher auf den Thronen, die Edlen auf den Schlössern, die Bürger und Bauern in ihren Häusern und Hütten werden sicher wohnen und ihren Kindern und Kindeskindern die blutigen und ungeheuren Märchen dieser Tage erzählen. Dann wird auch diese Zeit und ihre Schande und ihr Unglück wie ein dunkler Traum hinter uns schweben und die Wahrheit wird herrschen für die Lüge."

So hat Ernst Moritz Arndt in seiner Flugschrift „Die Glocke der Stunde" 1812 den furchtbaren Druck, der auf den Völkern Europas lastete, gekennzeichnet und in ergreifenden Worten der Zukunftshoffnung Raum gegeben. Sie hat sich aber in noch höherem Sinne erfüllt: wer in diesen Tagen durch deutsche Lande wandelt, gestern in dieser Stadt die wehenden Fahnen, die lichterfüllten Häuser, die lodernden Fackeln, die frohbewegte Menge sah, hier, in der Stadt, in der Erzherzog Johann die Nachricht von der Leipziger Entscheidung abwartete, in der einem Rheinbundfürsten die Ehren der Bürgerwehr verweigert wurden, der weiß: nicht wie ein dunkler Traum hinter uns schwebt die Geschichte jener Tage: in hellem Lichte steht sie vor uns als ein für alle Zeiten vorbild-

---

reduziert. Innerhalb eines ganzen Menschenlebens zerfällt also nur ein sehr kleiner Bruchteil dieser Menge. Der in einer Sekunde zerfallende Anteil beträgt den achtzigmillionsten Teil eines Milligramms. Die letztere geringe Gewichtsmenge besteht aber immer noch aus 34000 Millionen Atomen, so daß man hieraus wieder einen Maßstab für die exzessive Kleinheit des einzelnen Atoms und für die Feinheit des Gefüges der Materie überhaupt gewinnt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, daß in neuester Zeit auch die Feinheit der Untersuchungsmethoden hinreichend gesteigert worden ist, um Wirkungen, z. B. Lichteffekte eines einzelnen Atoms sichtbar zu machen. Vermöge der ungeheuren Geschwindigkeit (ca. 20000 Kilometer pro Sekunde), mit der das Heliumatom im α-Strahl beim Zerfall des Radiumatoms fortgeschossen wird, ist die Energie auch der minimalen Geschoßmasse groß genug, um beim Aufprallen auf gewisse Substanzen einen hellen Lichtblitz zu erzeugen. Natürlich muß man hierbei, damit nicht Millionen und aber Millionen gleichzeitiger Lichtblitze sich für die Beobachtung überlagern, mit überaus stark verdünnten Radiummengen arbeiten und überdies durch feine Diaphragmen nur engste Strahlenbündel ausscheiden. Dann aber gelingt es, die Lichtwirkungen der einzelnen Atome wahrzunehmen, sie zu zählen und die Uebereinstimmung der beobachteten Zahl mit der theoretisch berechneten Zerfallsmenge zu erweisen.

[1]) Rede, gehalten in der Festversammlung zu Linz a. d. Donau, 19. Oktober 1913.

Digitized by Google

liches Ringen der Völker, als stolze Selbstbefreiung von fremdem Joch, das ein einziger aufgerichtet, nicht in Verfolgung allgemeiner Hochziele, nicht in Fürsorge für des eignen Vaterlandes Größe, nur in Ueberspannung ungeheurer und übermenschlicher, persönlicher Ziele.

Aus dem düsteren jungen Korsen Napoleone Buonaparte, der seine kleine Heimatsinsel um jeden Preis vom Drucke der französischen Fremdherrschaft befreien will, mühsam, hart und ungelenk die französische Sprache meistert, ist der französische General Bonaparte geworden, der von Toulon und Montenotte bis Abukir die französische Armee von Sieg zu Sieg führt, überall in milder Liebenswürdigkeit sich „viele geneigte Herzen gewinnt".[1]) Aus dem Konsul, der die republikanischen Formen nur gezwungen einhält — wahrhaft kein zweiter Augustus —, ist der Kaiser der Franzosen geworden, der, vom Papste gekrönt, durch seinen Zeremonienmeister die alte höfische Sitte wiederherstellt, durch seine Heirat mit Erzherzogin Marie Luise in den Kreis der alten Höfe tritt.

Die blassen Konventsideen eines föderierten Europas, einer Ausbreitung französischen Machteinflusses bis nach Indien sind in Napoleon zum persönlichen Leben erwacht. Von der deutschen Kaiserkrone träumt er, Kaiser des Abendlandes will er werden und vielleicht sogar im Kreml zu Moskau sich krönen lassen. „Es wird nicht eher Ruhe in Europa eintreten," sagt er, „als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den einen zum König von Italien, den andern zum König von Bayern, diesen zum Landammann der Schweiz, jenen zum Erbstatthalter in Holland macht."[2]) So hat Napoleon selbst die Zusammenfassung des europäischen Reiches gekennzeichnet, die volkstümlich Schadows Karikatur darstellt als Teilung der Erde unter die bettelnden Marschälle, die „Je prends, tu prends, il prend" konjugieren!

Der Balkan, dessen Nähe ihn schon in Ancona geheimnisvoll anzieht und der den Besitz der Jonischen Inseln ihm so wertvoll erscheinen läßt, spornt ihn zu Verhandlungen mit dem Bischofe von Montenegro und den Sulioten; der Orient lockt ihn nicht bloß nach Aegypten, stellt Algier und Tunis in seine Pläne — er erweckt den alten Gedanken, nach Persien vorzudringen und so England den Besitz von Indien streitig zu machen.

Dem Weltreich soll zu seiner Blüte reicher Handel gesichert werden: so liegt Napoleon Ein- und Ausfuhr, Ausbau der Telegraphenlinien, der wichtigen Weltstraßen über Simplon und Mont Cenis am Herzen; Bauten sollen Arbeit

---

[1]) Siehe u. a. den Bericht des Konsistorialkanzlers Schweiger des Leobener Bischofs in den „Denkwürdigkeiten" seiner Schwägerin Karoline Pichler (Volksausgabe 124 ff.).

[2]) Wie eine Polemik dagegen liest sich die Ausführung Steins (Denkschrift v. 18. September 1812): „Die Ruhe Europas erheischt, daß Deutschland so eingerichtet sei, daß es Frankreich widerstehen, seine Unabhängigkeit beherrschen . . . kann." Die universale Tendenz der Zeit spiegelt sich eben auch in der Art, wie Stein seinen Nationalstaat begründet. Vgl. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (S. 154 ff.), wo fein die Keime des Systems der heiligen Allianz auch in dieser Anschauung erkannt werden.

Digitized by Google

schaffen, so daß ein staatssozialistischer Hauch diese kühnen Riesenpläne durchweht. Aber die Zukunft dieses Reiches will er sichern durch eine einzige Unterrichtsanstalt im Innern, von der als Mittelpunkt alles erziehliche Leben ausgehen soll — fast eine Unterrichtskaserne mit Drill statt Erziehung, sowie aus allen Gymnasien fast Kadettenhäuser gemacht werden. Zwang auch im geistigen Leben überhaupt: Dramen werden strenge zensuriert, und der Freiheit der „Ideologen" lacht Napoleon.

Diese Weltherrschaft, die von Portugal und Frankreich bis nach Warschau, von Hamburg und Amsterdam bis nach Neapel reicht, wird durch harte Rücksichtslosigkeit nach innen und außen gekennzeichnet.

Unzuverlässige Truppen werden in das verderbliche Klima von San Domingo versendet. Unzuverlässigen Königen wird gleich der Rat gegeben, „d'abdiquer votre couronne".[1]) Grenzen fremder Staaten sind nur dazu da, um überschritten zu werden, mag es sich um die Gefangennahme des unglücklichen Prinzen Enghien oder um eine glücklich ausgedachte militärische Bewegung bei der Schlacht von Ulm handeln.

Ohne Bedenken und Scheu werden für den Feldzug österreichische und russische Banknoten in geheimen Werkstätten hergestellt. Wer sich beugt, wird noch verhöhnt: den Holländern, die nach lange ausgeübtem Druck ein Oberhaupt erbitten, wird das Wort von den Fröschen zuteil, die sich einen König wünschen. „Großmut in der Politik ist Dummheit," so der leitende Grundsatz. So begreift sich das Wort Feuerbachs, der „Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit" geschrieben hat:

„Die meisten Staaten waren geräumige Zuchthäuser geworden, von französischen Gendarmen bewacht und von verzweifelnden Bettlern bewohnt."

Ueberall erscheint Napoleon selbsttätig in der Verwaltung und Heeresorganisation, mit seinem staunenswerten Gedächtnis und blitzartig raschen Urteil Riesenhaftes leistend, bei den meisten Schlachten persönlich den Ausschlag gebend. „Ich kenne die Grenzen meiner Augen, meiner Beine, aber nicht die Grenzen meiner Tätigkeit." Nicht einen ruhenden Löwen will er als Sinnbild derselben, sondern den Adler im Flug. Wir aber fühlen überall, wie dem Adler der heimatliche Horst fehlt, der ihm den Zweck seines Fluges verbürgen könnte, wie der Himmel für ihn nicht leuchtet, zu dem er sich emporheben würde.

„Keine größeren Siege sind je gesiegt, keine genialeren Züge je ausgeführt worden; aber auch nie ist die Ohnmacht des Siegers in einem helleren Lichte erschienen" — des Siegers, fügen wir den Worten des Philosophen Hegel hinzu, der nicht im Dienste einer großen Allgemeinheit steht ...

Das eigne, in der Jugend so heiß geliebte Heimatseiland ist ihm nur mehr ein Departement geworden, Frankreich aber kein neues Vaterland, nur ein ungeheures Sammelbecken für Menschen, die seinen gigantischen Gedanken Blut und Fleisch geben sollen.

---

[1]) Historische Zeitschrift 90, 278 ff.

Digitized by Google

Trotz der kaum je versagenden Genialität, die auf die Schwächen seiner Gegner in unfaßbarer Schnelligkeit herabstößt, fühlt Napoleon, selbst abgelöst von Heimat und Vaterland und doch auf die Volkskraft Frankreichs gestützt, auch die Macht der Volkskräfte tief, die ihm gegenüberstehen. Deshalb macht der Aufstand in Tirol auf ihn Eindruck. Aus dem Siege bei Wagram und aus der Niederlage bei Aspern spricht die Kraft der Volkswehr zu ihm; er weiß die Tapferkeit zu schätzen, wie in der Schlacht, wo er die russische Seite mit Torniſtern, die österreichische Seite mit Leichen bedeckt sieht.

In der Verachtung birgt sich die Furcht „ce qu'ils appellent une Allemagne", das sogenannte Deutschland steigt als Gespenst vor Napoleon auf. „Urteilen Sie selbst, was zu befürchten ist von einem so vernünftigen, so guten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger während des Krieges in Deutschland ermordet wurde!" Mögen die Rheinbundfürsten sich noch fest an Frankreich schließen, mag Dalberg in kläglichen Worten ihn anflehen: „Die achtungswerte deutsche Nation liegt in dem Elende der politischen und religiösen Anarchie — seien Sie der Wiederhersteller ihrer Verfassung!", mag als Gipfelpunkt der Entdeutschung ein griechischer Siegestempel auf dem Schlachtfeld von Jena erbaut werden — in den Tiefen des Volkes und auf den geistigen Höhen bereitet sich trotz alledem die Wiedergeburt und Zukunft der Deutschen vor.

Der Untergang der Großen Armee, bei der die deutschen Kavallerieregimenter sich noch so glänzend bei Borodino gehalten hatten, machte tiefsten Eindruck. Man las und hörte, wie Moskau in Flammen aufgegangen war, himmelhoch die Feuergarben in buntesten Farben, wie unter dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles, emporgeschossen waren. Wie waren dann die Reste der Großen Armee zurückgekehrt! Tausende tot, ein Opfer der Russen; Tausende Kranke und Verwundete deckte der fallende Schnee zum Tode, den Wölfen zur Nahrung. Marschall Ney in Lumpen gehüllt; viele Soldaten die Füße in Torniſterfelle, die Köpfe zum Schutze gegen die furchtbare Kälte in Hauben gesteckt; so marschieren todmüde, hohläugig, mit bleigrauer Haut die Unglücklichen weiter, zeitweilig um ein Stück Pferdefleisch sich zu Tode balgend; gar manche ziehen vor, aller Qual durch eine Kugel ein Ende zu setzen! „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen. Es irrt durch Schnee und Wind umher das große mächtige Franzosenheer. Der Kaiser auf der Flucht, Soldaten ohne Zucht..." so singt das gleichzeitige Lied, und das furchtbare Bild von Geißler: „Die Trümmer der Großen Armee" mit der Inschrift: „Ein warnend Jammerbild sind wir", wird die grauenhafte Wirklichkeit sicher nicht übertrieben haben.

Langsam nur wären die Früchte dieses Unterganges für die Unterworfenen gereift, wenn nicht in der einsam düsteren Seele des Generals Yorck die tausendfach gehegten Empfindungen der Freiheitssehnsucht zur befreienden Tat geführt hätten. Die stille Mühle von Poscherun sieht noch am vorletzten Tage des ereignisreichen Jahres 1812 die Loslösung des preußischen Hilfskorps von der französischen Armee, die ein einzelner in schwerer Selbstverantwortung ohne

Digitized by Google

Befehl von oben gewagt hat; wir hören mit E. M. Arndt das Ringen, Klingen und Singen des Morgenrotes deutscher Freiheit in dieser Konvention von Tauroggen, der für Oesterreich in einer bedeutsamen Unterredung des österreichischen Gesandten mit Napoleon in Paris ein Gegenstück vorsichtigen Sondierens fast am selben Tage zur Seite tritt.

Wie war es aber möglich geworden, daß ein in strengem Gehorsam aufgewachsener Soldat die selbst tiefempfundene Selbstverantwortung für eine Tat übernimmt, die amtlich rasch vom König verurteilt werden muß, da die Vorbereitung zur Tat noch nicht so weit gediehen ist!

Hier können als Erklärung nur jene mächtigen geistigen Strömungen dienen, die damals eine volle Wiedergeburt eines Großteiles der Deutschen, vor allem des preußischen Stammes, zustande gebracht haben.

Der ganze Reichtum geistiger Entwicklung, der bisher in Persönlichkeiten abseits von der Allgemeinheit in den „halkyonischen Jahren" bis 1805 vor sich gegangen war, strömt nun in den Staat ein, wird wie den Griechen der Perserkriege das Heil des Staates. Hier zeigt sich in wundervoller Weise, wie bei dieser nationalen Idee der Gegensatz zwischen individueller Geltung und sozialem Rechte, von Geistesaristokratie und den Ansprüchen breiter Massen, von Staatsmacht und Volksfreiheit am besten ausgeglichen wird, wie die Stände zusammengefaßt und geeinigt werden. Erneuerung der geistigen und sittlichen Kräfte, so will man nach den Niederlagen von Jena und Auerstädt den Sieg erkämpfen, das Joch zerbrechen; „nie wurden Niederlagen erlitten, die befruchtender gewirkt haben", könnten wir das Wort Hegels für die Napoleonischen Kriege verkehren.

Das heranwachsende Geschlecht und der Staat sollen erneuert und verjüngt werden. Statt des Kenntniswustes soll wahre Bildung gesäet werden; an die Stelle des „seelenlosen Wort- und Klappervolksgeistes" tritt nach Pestalozzi das Ziel der Emporbildung zu wahrem Seelenreichtum. Ein kraftvolles Geschlecht soll emporwachsen, das in Uebung körperlicher Kräfte die Willenskraft stählt wie die Kämpfer der olympischen Spiele — Jahns Verdienste sind in Dankbarkeit in unser Herz geschrieben.

Geistige Stählung bietet dann die neugeschaffene Universität Berlin, aus der nach Fichte eine „Kunstschule des menschlichen Verstandes emporblüht, der die Freiheit des Denkens und Forschens gewahrt bleibt."

So sehr die Dichtung um die Wende des Jahrhunderts abseits von den Kämpfen und der nationalen Festigung zu stehen scheint, so hat sie doch Großes dazu beigetragen, die Loslösung vom französischen Einflusse zu bewirken. Den französischen Vorbildern werden griechische Vorbilder entgegengesetzt und damit nicht etwa ein neues, fremdnationales Element betont, sondern ein bereits in der ganzen organischen Entwicklung der Menschheit voll aufgesogenes und aufgegangenes Element. So stellen breite Kreise des Bürgertums unter dichterischem Einflusse der französischen Vorherrschaft das Hellenentum entgegen. Dann aber haben die eigentlichen Dichter der Befreiungskriege die Seelen der Jugend mit tiefer Be-

Digitized by Google

geisterung erfüllt. Eichendorff und Schenkendorf, Ernst Moritz Arndt, Körner und Kleist haben in unvergänglichen Liedern, die wir heute noch in unserer Seele klingen hören, die Atmosphäre stolzer Kampfbegeisterung erzeugen geholfen. Wie tief diese Kampfbegeisterung gerade Universitätskreise erfaßt hat, beweisen die Freiwilligen, die allenthalben den Kampf fürs Vaterland kämpfen wollen. Aber auch die Lehrer der Universität sind von der gleichen Hingabe erfaßt: der siebenunddreißigjährige Geheimrat Niebuhr bekommt Schwielen an den Händen von den Gewehrgriffübungen und läßt Demosthenes' erste Philippische Rede als Brandschrift gegen Napoleon drucken. Der Rechtslehrer Savigny bereitet sich für den Kampf vor, und Professor Steffens von der Universität Breslau zieht sich durch seine bejauchzte Rede, in der er zum Kampfe auffordert, die Rüge der Regierung zu, ebenso wie Schleiermacher für seinen Artikel in einer Zeitung. Diese literarische Beeinflussung zieht ihre Fäden bis hinüber nach Oesterreich. Im Archive zu Graz ruht die reiche Literatur, die auf Veranlassung des glühenden Patrioten Erzherzog Johann gedruckt wurde, Flugschriften aller Art, die hinausgesendet werden, um die Bevölkerung der Alpenländer aufzustacheln zum Kampfe gegen den Erbfeind. Nicht besonders wirksam gegenüber dieser volkstümlichen Flugschriftenliteratur erscheinen die halbamtlichen Schriftchen, die Holler und Wieland, Armbruster, Jenull und Graf Enzenberg verfaßt haben, aber auch sie beweisen, wie in Kreisen der österreichischen Regierung — aber sehr vorsichtig — die Gewinnung der Bevölkerung für den Entscheidungskampf nötig erscheint.

Der geistigen Wiedergeburt des Nordens tritt im österreichischen Staate die ruhige pflichtgemäße Haltung der Bevölkerung bei der Aushebung an die Seite; wir können verstehen, wie bei den Befestigungsarbeiten in Oberösterreich, das mit 6 vom Hundert (nur das heutige Frankreich hat 3 vom Hundert) bei der Stellung beteiligt ist, Weiber, Greise, Kinder verwendet werden, da männliche Arbeiter fehlen!

Ebenso bedeutungsvoll wie die Emporbildung der einzelnen Individuen und Persönlichkeiten, wird dann im Norden die Wiedergeburt des Staates, bei der in allererster Linie Freiherr vom Stein tätig ist. Die Abwendung der großen Geister vom Staate hört auf; Wilhelm von Humboldt hat sich von der Anschauung, daß der Staat eine Zwangsanstalt sei, zu eigentlichem Staatsbewußtsein bekehrt, und auch Fichte ist erst allmählich zu der tiefen Auffassung der Allgemeinheit, der Nation, gelangt. Stein, den Napoleon als Verwaltungsgenie erkannt und empfohlen, hat in unabläßiger Arbeit seit 1807 die freien Kräfte zum gewaltigen Entscheidungskampfe zu schaffen gesucht. Von oben angefangen, wo die Minister als Vertreter des Einheitsstaates, selbstständigen, nicht mehr nach Provinzen geschiedenen Fachkreis verwalten sollen, bis in die Städte hinein, die nun nach der stark umgemodelten französischen Munizipalordnung von 1789 noch selbstständiger als in Frankreich ihre Angelegenheiten verwalten sollten, bis in die Ständebildung hinein, die zerschlagen wurde wie die Gutsuntertänigkeit, bis in die Zunftschranken hinein, statt deren Gewerbefreiheit ersteht, wird befreiendes, neues, selbständiges Leben geschaffen, das die Verantwortung jedes Einzelnen

Digitized by Google

erhöht, das Verhältnis zum Staate durch Teilnahme weitester Kreise zu freier und tiefer Pflichterfüllung umgestaltet.

Der 23. August 1793 in Frankreich hat auch in Preußen seine Nachahmung gefunden: auf allgemeine Teilnahme soll auch die Wehrpflicht gestellt sein, Kenntnisse und Fachbildung das Offizierskorps zu schaffender kraftvoller Einheit erziehen. So wird auf breitester Grundlage die Hebung und Erhebung des Volkes vorbereitet. Als Sinnbild dieses neuen Volksheeres erscheint Scharnhorst, mit schwerer Gelehrsamkeit ausgerüstet, aber von der dämonischen Kraft des Nationalhasses erfüllt, der Vater der Landwehr, tirolischem Vorbilde folgend: „Geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit."

Der gesamten tiefen geistigen Bewegung waren schon Versuche zur Tat als Feuerzeichen zur Seite gegangen. Unvergessen war die herrliche tirolische Erhebung geblieben, tief hatte sich in die Herzen gegraben der Zug Schills und des Herzogs von Braunschweig. Der Alpenbund, dem Erzherzog Johann nahestand, versucht, die Zukunft vorzubereiten.

Freiwillige von den Universitäten und den Gymnasien (vom grauen Kloster allein 134) strömen herbei; Schätze und Habseligkeiten werden auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht — „Gold gab ich für Eisen".

Der März des Jahres sieht dann die Erhebung Preußens.

In ergreifenden Worten schildert der Aufruf des preußischen Königs vom 17. März des Landes Not:

„Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte .... Das Land ward ein Raub der Verarmung."

Die Erfüllung eines unablässig gehegten Herzenswunsches für Tausende ist dieses Aufrufs große, herzerhebende Zeit — „nun mag man gern sterben," schreibt Gneisenau!

Mit eisernster Tatkraft hat diesem emporwachsenden und -brausenden Völkerfrühling gegenüber Napoleon seine Maßregeln getroffen. Die neue Aufstellung der Armeen durch Aushebung, Verwendung der Nationalgarden im Ausland, Einreihung aller Zurückgekommenen hat in unbeugsamem Arbeitswillen und nie versagendem Gedächtnis der Kaiser selbst unternommen.

Große Pläne, die Gewinnung des Papstes, der seine Residenz in Paris wählen soll, die Rekatholisierung Deutschlands, sollen moralischen Erfolg der Zukunft leihen.

So kann Napoleon vollgerüstet den verbündeten Russen und Preußen entgegentreten; die Schlachten bei Lützen und Bautzen erweisen, daß er durch Verwendung einer größeren Zahl, durch seine Kriegskunst überlegen bleibt. Also kann erst der Beitritt Oesterreichs zur Koalition den Verbündeten den Sieg bringen.

Wir haben keinen Grund, Metternich, der vielfach den Segen der Befreiungskriege später gestört und unterbunden hat, für seine allgemeine Wirksamkeit besonderen Dank zu zollen. Aber bezüglich des Jahres 1813 verlangt

Digitized by Google

es die geschichtliche Gerechtigkeit, hervorzuheben, wie Metternich vom Ende des Jahres 1812 bis zur Kriegserklärung am 12. August 1813 an Frankreich zielbewußt und unermüdlich tätig vorgegangen ist. Der Schönbrunner Friede hatte für Oesterreich die Verpflichtung einer Beschränkung des Heeres auf 150 000 Mann gebracht. Das tiefe Elend der Bevölkerung verringerte die Mittel des Staates; Finanzminister Graf Wallis beschränkt zudem den Heeresaufwand in schärfster Weise, so daß Radetzky sagen kann: „Graf Wallis schlug der Armee nicht weniger tiefe Wunden als Napoleon selbst."

Der Ueberblick über die nun in den Berichten des österreichischen Generalstabes vorliegende Mobilisierung erweist, mit welcher Anspannung aller Kräfte diese Mobilmachung durchgeführt wurde, wie genau nach den verfügbaren Kräften Metternich Oesterreich immer weiter von Napoleon abrücken ließ, bis die Verfügung über eine ungeheure Heeresmacht die Sicherheit eines Erfolges gewährleistet. So entscheidet durch die Zahl allein (im August 1813: 478 925 Mann, im Dezember 1813: 587 125 Mann) schon der Beitritt Oesterreichs den günstigen Ausgang der Befreiungskriege.

Ein wahrhaft dramatischer Gegensatz, wie die überschäumenden Volkskräfte dort die zögernde Regierung vorwärtsdrängen, wie eine meisterhafte Diplomatie hier mit stetem Zeitgewinne arbeitet, aber der drängenden Volkskräfte entbehrt und nur sehr vorsichtig neben den Machtmitteln eines wiedergeborenen Militärstaates die ohnehin sehr gedrückte Volksstimmung zu beeinflussen sucht. (Siehe Nachwort.)

In den nächsten Kämpfen tritt zunächst hervor die Bedeutung der geistigen Strömung des Nordens und der durch sie bewirkten glänzenden Leistungen der Volkswehr.

Wo immer französische Heere unter dem Befehle sonst erprobter Marschälle stehen, werden sie von der Volkswehr geschlagen. Oudinot, gegen Berlin gesendet, wird von Bülow besiegt. Die Bajonette der Blücherschen Truppen stürzen die Soldaten Macdonalds von steilem Talrand in die Wütende Neiße und in die Katzbach, so daß hier ein antiker Kampf mit blanken Waffen geschaffen wird. Kurmärkische Landwehrkavallerie vernichtet eine französische Abteilung bei Hagelberg.

Nur Napoleon selbst vermag mit eiserner Kraft den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Freilich mag zu seinem Siege vor Dresden viel die beständige Nachgiebigkeit des Zaren gegenüber jedem Ratschlag beigetragen haben: der Angriff der Verbündeten wurde um einen Tag zu spät und auch dann nicht nach dem Vorschlage Schwarzenbergs ins Werk gesetzt.

Dort der eine kühlklare Kopf, der zielbewußt mit modernster Taktik und kühnem Vorstoß arbeitet, seine jungen Soldaten meisterhaft führt, hier das vielköpfige Hauptquartier, das Pläne schmiedet, ummodelt und noch einmal berät, ungeheure Reserven untätig im Hintergrund hält, zu wenig Kanonen, zu schlechte Verpflegung, ungenügenden Nachrichtendienst besitzt und über die Stellung Napoleons ebensowenig im klaren ist wie über seine Stärke. So begreifen wir,

Digitized by Google

daß Schwarzenberg, dessen „Oberkommando“,[1]) seltsam verklausuliert und in mühsamer Uebertragung ausgeübt, vom Zaren erst nach der Schlacht bei Leipzig anerkannt wurde, seinen Kaiser inständigst bittet, für die Folge den Zaren zu vermögen, daß er die Armee verlasse, da er jedem Plane nachgibt.

Die Früchte des Dresdener Sieges aber kann Napoleon nicht ernten; wieder bricht Verhängnis über Verhängnis über seine Generale herein. Das Rückzugsgefecht von Kulm und Nollendorf wird zu einer großen Schlacht, bei der Kleist im Rücken der französischen Armee erscheint und Vandamme gefangen wird, so daß sich Furcht in Napoleons Herz einschleicht. Und in ähnlicher Weise wirkt die entscheidende Niederlage bei Dennewitz, von der Marschall Ney gesteht: „Ich bin gänzlich geschlagen und noch weiß ich nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat.“

Indessen knistert es und bröckelt es in dem Gefüge des Rheinbundes. Die kluge Kunst Metternichs ermöglicht es Bayern, in dem Vertrage zu Ried von Napoleon abzuschwenken und den Verbündeten beizutreten. Freilich wird noch jedes allgemeine nationale Interesse energisch gerügt: als der württembergische Rat Jasmund sich über die ihm aufgetragenen Unterhandlungen begeistert zeigt und dankt, daß ihm für die Befreiung Deutschlands zu wirken vergönnt sei, da wird ausdrücklich betont: „Jedes allgemeine Interesse enthält eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements ...“

Die Einkreisung Napoleons vollendet sich vor Leipzig. Wir übersehen nunmehr aus den Berichten der Zeitgenossen die tiefe Spannung in den Gemütern der Teilnehmer: das tiefe und schwere Verantwortungsgefühl Schwarzenbergs, die drastisch-energischen Mahnungen Blüchers, die leuchtende siegfriedische Heiterkeit und Siegeszuversicht Gneisenaus, den düstern Ernst Yorcks.

Die furchtbaren Kämpfe der Armee Blüchers, der Truppen Yorcks bei Möckern geben den großen Erfolg den Verbündeten; aber auch im Süden wird endlich mit dem System der riesigen Reserven gebrochen und mit leidenschaftlicher Kraft gerungen, die Reiterattacke Murats wie die Infanterieangriffe abgewiesen; die Rückzugsschlacht vom 18. öffnete nun Bertrand den Ausweg bei Lindenau im Westen, aber die Geschicke Napoleons erfüllten sich wie sie schon vor dem 16. Oktober durch die Verbündeten vorbereitet waren: die Macht der Zahl kann er nicht ausgleichen, den Zustand seines Heeres nicht verbessern. Und vielleicht ist geradeso auch die Widerstandskraft gegenüber der Ungunst der Stellung nicht mehr voll vorhanden.

Die Völkerschlacht bei Leipzig, die damals die deutsche Schlacht genannt wurde, weil die Geschichte des deutschen Volkes im weitesten Sinne sich darinnen entschied, die Befreiung und die Unabhängigkeit des deutschen Volkes von ihr ausging. Sie wirkt bis auf den heutigen Tag; sie hat uns die Früchte gebracht, die wir heute noch ernten. Der reiche Lebensinhalt, den das befreite

---

[1]) Vgl. A. Schulte, Die Schlacht bei Leipzig. Rektoratsrede, Bonn, 18. Oktober 1913. Bonn 1913, S. 25.

Digitized by Google

Volk sich diesseits und jenseits der österreichischen Grenzen schaffen konnte, war nur möglich auf Grund der Abschüttelung der Fremdherrschaft, zu der dann noch die Einigung und das Bundesverhältnis zwischen dem neuentstandenen Deutschland und Oesterreich trat.

Deshalb gedenken wir in tiefer Dankbarkeit der Kämpfer, die für uns gekämpft. Sie können mit stolzer Berechtigung zu uns emporrufen wie der Chor der Toten bei Conrad Ferdinand Meyer:

Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr hebet die Sichel und schneidet die Saaten;
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen!

Höheres Leben als das persönliche lebt der Staat, lebt die Nation. In Aufopferung für die Gemeinsamkeit liegt so die Erfüllung höchster Pflicht. Den Sonnenglanz des Friedens ersehnen wir alle für die Pflege der Wissenschaft und Kunst, für das Gedeihen von Handel, Industrie und Gewerbe, für die Sicherheit der Familie, des Lebens, des Eigentums. Aber höher als die Pflichten der einzelnen, höher als die Arbeit der einzelnen steht die Allgemeinheit. Kein persönliches Einzelschicksal kann bei der tausendfachen Verflechtung gedeihen, wenn die große Einheit, der wir angehören, verdorrt. Sie in Gefahr zu sehen, zieht uns zum Opfer und zum Kampfe empor, jede andre Gesinnung, jede Partei, jede Ueberzeugung schweigt vor der Not des Augenblicks.

So beugen wir uns demütig vor den Lehren des Jahres 1813; mögen sie in uns die Ueberzeugung wecken, daß nur die äußerste Hingabe an die Allgemeinheit auch die höchste Kraft des Individuums entfaltet: nur die Hingabe an die Allgemeinheit hat die ungeheure Mannigfaltigkeit des reichen Lebens der Gegenwart zustande gebracht.

So können aus dem Sturm der Befreiungskriege auch wir Deutschösterreicher uns lebendige Lehre ziehen: treu dem Volke, das uns die Kraft der Geisteswaffen gibt, treu dem Staate, den zum Teil die Kraft unsrer Ahnen zusammengefügt und aufgebaut, in dem wir mit andern Völkern redlich von unserm geistigen Erbe teilten, wollen wir in diesen Hochstunden der Jahrhundertfeier die Taten unsrer Großväter und Urgroßväter begeistert miterleben, von tiefer Freude erfüllt, daß ein unerschütterliches deutsch-österreichisches Bündnis uns mit den andern Nachkommen der Völkerschlachtsieger unzertrennlich eint.

Nachwort zu S. 109

Ich habe obige Gegenüberstellung lange vor H. Onckens Artikel in der „Neuen Freien Presse" vom 17. Oktober 1913 ausgesprochen, wie die Hörer meines Feldkircher Vortrages „1813" bezeugen können; er berührt sich mit der geschichtlichen Auffassung Onckens, die eben scharf angegriffen wird. Daß die zum Teil Ueberraschendes enthaltenden Veröffentlichungen unsers Kriegsarchivs gebieterisch eine Ueberprüfung der Anteilnahme, der Führung und des Verdienstes Oesterreichs an den kriegerischen Ereignissen fordern, ist sicher, ebenso sicher, daß

Digitized by Google

auch das diplomatische Vorgehen Metternichs in vielen Punkten in neuem Lichte: zielbewußt, vorsichtig und doch kraftvoll, erscheint. Hier ist das Begehren nach neuerlicher Untersuchung vollkommen gerecht. Alle diese neuen Ergebnisse dienen dazu, das leuchtende Verdienst des österreichischen Heeres, seiner Offiziere und der Mannschaften in glänzendem Lichte zu zeigen. Wer aber glaubt, daß die Stimmung der Bevölkerung 1813 trotz zahlreicher Freiwilliger ebenso zu beurteilen war als bei dem herrlichen Aufschwung des Jahres 1809, der lese die Polizeiberichte bei E. Wertheimer im Archiv für österreichische Geschichte 79, 355, vgl. auch „Deutsch-Oesterreich", Wien 1913, besonders S. 207 ff.

Die „haßerfüllten Schriften", von denen der französische Gesandte Narbonne spricht, wären wichtig für die Stimmung, sind aber nicht aufzufinden.

Wer glaubt, daß außerhalb des Heeres und des Kreises des Erzherzogs Johann auch starke geistige Kräfte der Bevölkerung der Regierung Metternichs zur Verfügung standen und zu Hilfe kamen, der lese die von mir genannten offiziösen Freiheitsschriften eines Jenull und Armbruster: hier sie — dort Fichte und Arndt? Und die Dichter! Mir als Historiker scheint, daß wir alle, in erster Linie aber die militärischen Kreise mit Recht und Stolz das Verdienst und die Leistungen des österreichischen Heeres noch höher werten können, weil eben der Satz Onckens auf die Bevölkerung zutrifft und hier richtig ist: „Man ging mit, aber es fehlte die erschütternde Macht des Gemütes, die alles an alles setzt, weil es um Sein und Nichtsein des Staates geht, es fehlte der Glaube. So ist in dem Oesterreich von 1813 auch nicht eine Reihe von Persönlichkeiten aufgestiegen, vergleichbar den Männern, die in Preußen die Idee der Befreiung so völlig verkörpern, daß ihre einzelnen Gestalten uns heute fast noch mehr sagen als die ganze Bewegung."

Man wird mir einwenden, daß eine derartige Scheidung zwischen Heer und Bevölkerung, dem militärisch eingeordneten Volksteile und dem großen Reservoir, unrichtig sei. Aber die Stimmung des Hochadels und der Offiziere ist klar (vgl. Narbonne), das Pflichtgefühl der Mannschaft ebenfalls — außerhalb dieser Kreise rührt sich der Haß, aber nicht das Tatgefühl. Die Größe der Zeit hat sich einen Schwarzenberg, Bianchi, Sternbach erzogen, weil sie im Heere gefühlt wird; wo ist sie in den anderen Kreisen vorhanden und wo ringt sie sich zu erschütterndem Ausdruck durch? Nochmals: wie klein sind diese Helden der Feder — Jenull und Armbruster — und des Wortes in Oesterreich und wie groß die Leistung des Heeres? Und nochmals: um so größer die Leistung des Heeres! Aber nicht vermischen! — nicht verwischen, wie die Feuerflocken der Ideen im Norden auch in Feuerseelen fielen, die nicht im Zauber des Heeres standen, wie im Gegenteil — Yorck! — das Heer im Norden von der Wiedergeburt der Geister erst ergriffen wurde, wie Gneisenau, Stein und Scharnhorst nie zu verstehen sind ohne die mächtige Bewegung eines ganzen Volkes, die geistig-freiheitlich-national, in Gneisenau (Bildung eines Nordwestdeutschland) und Stein (Führung Oesterreichs in Deutschland) nicht an die preußische Staatsidee gebunden ist, Schwarzenberg aber als getreuer Diener seines kaiserlichen Herrn,

Digitized by Google

ergreifend in der tiefen Verantwortlichkeit seines Pflichtgefühls, uns entgegentritt, nirgends aber große geistige Strömungen auf sich wirken lassen kann.

Wir Oesterreicher, die wir gerne nach den so verdienstvollen neuen Generalstabsberichten unsern freudigen Stolz auf unsre Anteilnahme 1813 wachsen fühlen und gern überall die gebührend erhöhte Anerkennung derselben (anders als bei der Festfeier in Leipzig) voraussetzen, wollen nicht den Standpunkt verkehren lassen und jene geistig-sittliche Wiedergeburt eines Teiles des deutschen Volkes hinter der Wiedergeburt des österreichischen Heeres nach dem Schönbrunner Frieden zurücksetzen. Kein Historiker, dem die Vergangenheit mit vernehmlichen Zungen spricht, wird verkennen, daß die wundervolle und tiefe Volkskampfesfreude des Oesterreichs von 1809, die ohne Unterstützung verklingen, versiegen und besiegt sein mußte, nun nicht mehr 1813 in den Seelen schwingt.

Das Pflichtgefühl des Staates siegt im österreichischen Heere, der Haß gegen den Sakrivolt (Napoleon) lebt fort, aber höchstens in den Alpengegenden jene frische Initiative der Volkskreise wie 1809. Um so großartiger zu werten, was nicht bloß bei Leipzig, sondern überhaupt 1813 zutage trat!

Der Gral als Symbol

Von

Victor Junk, Dozent an der Universität in Wien

„Wer ist der Gral? — Das sagt sich nicht . . ."

In ein mystisches Dunkel ist er gehüllt, seitdem die Menschheit von ihm zu erzählen begann. In der langen Reihe von Dichtungen, innerhalb deren der Parzival Wolframs von Eschenbach und das Bühnenweihfestspiel von Bayreuth die Höhepunkte bedeuten, ist man sonderbarerweise einer genauen Auslegung dessen, was der Gral eigentlich bedeutet, wie absichtlich aus dem Wege gegangen.

So sehr dies die literarisch-kritische Forschung bedauern mag, so segenbringend war es für die Kunst selber. Denn gerade die Unbestimmtheit, in der der Gral verblieb, ermöglichte es jedem einzelnen Dichter der Sage, ihn nach seiner Empfindung zu fassen, ihn je nach dem geistigen Bedürfnisse der Zeit mit wechselndem Inhalt zu füllen, ihn zum Träger einer neuen höheren Illusion zu machen, ihn mit einem Wort als Symbol zu deuten.

Aber die Vorstellung vom Gral war nicht bloß eine unbestimmte, man kann sie für gewisse Zeiten der Entwicklung, und zwar gerade für jene Zeit, in der die Graldichtung am üppigsten gedieh, einfach eine konfuse nennen. Das zwölfte Jahrhundert, mit seiner umfangreichen gereimten und prosaischen Gralliteratur, zeigt uns die Gralvorstellung in einer merkwürdigen Schicht von Heiligkeit, in einer sonderbaren Zwienatur von märchenhafter Naivität und legendarischer

Digitized by Google

Frömmigkeit oder gar durchsetzt mit kirchlicher Tendenz, also schon in einem recht komplizierten Zustand, der nicht den Eindruck des Ursprünglichen hervorruft. Und doch war wohl gerade diese „glückliche Verwirrung" ein wahrer Nährboden für die dichterische Phantasie.

Die französische Sage des Mittelalters erzählt von dem Gefäße, in dem Joseph von Arimathia bei der Kreuzabnahme das Blut des Erlösers aufgefangen und verwahrt hat. Der Besitz dieser kostbarsten Reliquie vererbt sich auf die Nachkommen Josephs und ist durch göttliche Prophezeiung einem letzten, sehnlich erwarteten „Hüter" beschieden, den besondere Sendung hierzu bestimmt. Jene Familie von Gralhütern, eine fromme christliche Gemeinde, lebt vom Gral: sie erhält von ihm Speise und Trank, Rat in der Not, Sieg im Kampf gegen die Feinde.

In enger Verbindung mit dem Gral erscheint eine Lanze — eine Lanze, die beständig blutet! Auch sie wird mit der Person des göttlichen Erlösers verknüpft und als jene Lanze ausgelegt, mit der (nach später legendarischer Tradition) der römische Soldknecht Longinus die Seite des am Kreuze hängenden Heilandes geöffnet und zum Bluten gebracht hat. Sie paßt daher sehr gut zu dem „heiligen" Gral: das von ihr beständig abträufelnde heilige Blut wird in dem Gralgefäße aufgefangen.

Die Tat des den heiligen Gral schließlich „gewinnenden" Helden, der selbst vom Geschlecht jener Gralhüterdynastie ist, ist nicht bloß eine heroische, sondern zugleich eine erlösende, von merkwürdigen Zaubern befreiende. Er, der jugendlich Unverbrauchte, nimmt einem alten, auf den Tod wartenden Hüter das wunderbare Gefäß ab, gibt ihm dadurch den ruhigen, sehnlich begehrten Tod und erscheint auch sonst als Retter des Landes. Und da er durch seine Tat einen heiligen Zweck erfüllt hat, so umgibt ihn am Ende seines Ringens selbst die Strahlenkrone des Erlösers: er tritt unter die seiner harrende Gralgemeinde nicht anders als einst Christus unter die Jünger und bringt den Frieden unter sie.

Hier, in der Gral-Legende ist der symbolische Gehalt des Grales derselbe, den die mystische Frömmigkeit der Laienwelt des frühen Mittelalters dem in der Eucharistie genossenen Blute Christi selber unterlegt hat: es war der Vorgeschmack des Paradieses, den der Genuß des Leibes und Blutes Christi beim Abendmahl gewährt, und es wundert uns somit gar nicht, daß in jenen altfranzösischen Gralromanen, die diesen legendarischen Gedankengang am weitesten verfolgen, schließlich der Gral tatsächlich mit dem Kelch des letzten Abendmahls identifiziert wird.

In dieser Auffassung ist der Gral zu jenem überragenden Glaubenssymbol geworden, auf das die Kirche selber bald genug Grund hatte, eifersüchtig zu sein, weil er alles in Schatten stellen mußte, was christliche Frömmigkeit an heiligen Reliquien und an Sinnbildern des abendländischen Glaubens überhaupt aufzuweisen hatte. Diese heiligste Reliquie, aus dem Leben des Heilandes selbst stammend, mit seinem Blut gefüllt, sie konnte nicht überboten werden: sie war der Inbegriff des Verehrungswürdigen, der hehrste Zeuge seines Liebesopfers.

Digitized by Google

Wie groß diese Deutung des Grales ist, zeigt sich auch darin, daß sie den modernen Dichter völlig in ihren Bann zog. Auch bei Wagner ist der Gral „die heilig edle Schale, darein am Kreuz sein göttlich Blut" floß, und zugleich das Weihgefäß, „daraus er trank beim letzten Liebesmahle". Christus selbst wird darum hier mit Recht der „Herr des Grales" genannt.

Aber noch in einer andern Beziehung tritt uns die Gestalt des Heilands im „Parsifal" bedeutsam entgegen: Kundry, deren Tragik ein Drama für sich ist und in deren Seelenmalerei Wagner wohl das höchste geschaffen hat, was psychologische Charakterisierungskunst hervorbringen kann, in Kundrys zu bangen Ewigkeiten ausgedehntes leid- und fluchvolles Leben ragt die Person des Heilandes selbst herein, sie hat ihn im Leben gekannt, mit eignen Augen gesehen und der Fluch, der ihr Leben ausmacht, es zugleich zerstört und erhält, ist der Fluch des Heilandes selbst:

Ich sah — Ihn — Ihn —
Und — lachte ...
Da traf mich sein Blick. —
Nun such' ich ihn von Welt zu Welt,
Ihm wieder zu begegnen.

In dieser doppelten Beziehung also wird Parsifal der Erlöser, der Heiland in eigner Person, nicht bloß für das Gralreich und den Gralkönig, sondern auch für die unglückliche Sünderin:

Seit Ewigkeiten harre ich deiner,
Des Heilands, ach! so spät,
Den einst ich kühn verschmäht.

*

Ganz anders erscheint uns das Sinnbildliche im Gral, wenn wir von dieser Anknüpfung an die Person des göttlichen Erlösers absehen. Und dazu berechtigen uns eine Anzahl von Fassungen des Sagengehalts, die von der Legende gar nicht oder kaum gestreift sind und die uns, auf dem Grunde dieses im wahren Sinne des Wortes „christlichsten" Symboles ein ursprünglich rein märchenhaftes, d. h. heidnisches erblicken lassen.

Ein zweiter großer Zweig der mittelalterlichen Graldichtung, nämlich jener, der in der Dichtung Wolframs von Eschenbach gipfelt, zeigt uns den Gral ohne irgendeinen Bezug auf die Person Christi und die Lanze als ein völlig heidnisches Requisit: das von der Lanze abträufelnde Blut ist das Blut des Anfortas; er (nicht der Heiland) war mit dieser Lanze verwundet worden, und zwar von einem Heiden, dem die Lanze gehörte, und auch der Grund des Kampfes, in welchem der übermütige Gralkönig verwundet wurde, war nichts weniger als heilig:

Sein Ruf im Streite war „amour":
Das weist nicht auf der Demut Spur,

übersetzt der kongeniale Wilhelm Hertz.

Der Gral freilich ist auch bei Wolfram das alles überragende Ziel, nach dem der Held strebt, er ist gewiß etwas „heiliges", aber das Wort entbehrt hier

Digitized by Google

des speziellen Nebensinnes der christlichen Heiligkeit, den wir gewohnt sind damit zu verbinden. Der Gral bei Wolfram ist „heilig" in der eigentlichen älteren Bedeutung des Wortes: alles „Heil" geht von ihm aus, er heilt jeden Schmerz jeden Wunsch.

Und gerade Wolframs Auffassung vom Gral und seinen Kräften läßt uns tiefer blicken in den Kern der Gralvorstellung überhaupt. Wolfram erzählt in ganz naiver, treuherziger Art:

Was einer je vom Gral begehrt,
Das ward ihm in die Hand gewährt,
Speise warm und Speise kalt,
Ob sie frisch sei oder alt,
Ob sie wild sei oder zahm,

und der Gral überflute noch jeden Wunsch, den nur ein Erdenkind haben kann.

Man hat diese Ausdrucksweise kindisch genannt und lächerlich zu machen versucht. Wohl mit Unrecht! Denn so spricht das Märchen. Und ein Märchen war's ja auch, was Wolfram zu erzählen unternommen hat. Ein uraltes Märchen von einem „Dümmling", der durch allerlei fabulose Abenteuer und Gefahren hindurch ein wunderbares goldenes Becken und eine blitzende Lanze gewinnt. Die Eigenschaften dieser beiden Wunschdinger waren ursprünglich noch rein magisch: das Becken schafft Speise und Trank, Reichtümer aller Art, vermag Kranke zu heilen und selbst Tote zum Leben wieder zu erwecken. Außerdem strahlt es wie die Sonne droben am Himmel. Die Lanze leuchtet wie eine Flamme und tötet und zerschlägt alles, was sie berührt. Von diesem gewiß uralten und ganz primitiven Kindermärchen hat uns Emile Souvestre eine noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts geläufige bretonische Fassung aufgezeichnet; seine Verwandtschaft mit der Gralsage scheint unzweifelhaft. Und hier haben wir offenbar die Quelle für jene bei Wolfram vielleicht kindlich klingende Ausmalung der Eigenschaften des Grals zu verfolgen: der Grad der seelischen Vertiefung aber, mit dem Wolfram das Märchenhafte des Gegenstands schon durchdrungen hat, läßt sich am besten erkennen an jener oft zitierten und wahrhaft genialen Wendung, wonach unter allen Heldentaten Parzivals und über all diesen als seine letzte und größte Tat, auf die erst die Gewinnung des Grales erfolgt, das menschliche Mitleid steht, durch das er im Augenblick den kranken Gralkönig erlöst und die Zauber bannt, die auf der unglücklichen Burg lasten.

Das Märchenhafte als Grundlage der Gral-Parzivalidee führt aber, wie die neueste Forschung gezeigt hat, noch einen Schritt weiter zurück und läßt auch die Symbolik des Grales noch elementarer und primitiver erscheinen. Wie so viele Märchen, weist nämlich auch dieses auf einen Mythus zurück, der sich als ein Spiegelbild primitivster religiöser Anschauung unsrer Vorfahren darstellt. Jenes goldene Gefäß ist ein Bild des strahlenden himmlischen Gestirns — der Sonne, die als Allernährerin und Allerhalterin naturgemäß „speisespendende", zugleich wärmende und leuchtende, in jeder Art Segen gewährende Kräfte besitzt,

Digitized by Google

oder auch des Mondes, der nach primitiver Auffassung ein Behälter des Regens, des zweiten Hauptfaktors des Gedeihens und der Vegetation, somit ein ebenso begehrtes himmlisches Gut ist; die Lanze aber ist nichts andres als die Waffe des Gewittergottes, dessen höchste Aufgabe in aller Mythologie es ist, die beiden großen Gestirne Sonne und Mond (unter welchen Bildern immer sie erscheinen) zu gewinnen, zu erobern, den Segen, den sie bergen (Licht, bzw. Wärme und das befruchtende himmlische Naß) dem Menschen zu erschließen. Die Lanze ist somit wesenseins mit dem „Donnerkeil" Indras, des indischen, und dem Hammer Thors, des germanischen Gewittergottes, mit welchem dieser letztere (nach einem bekannten Eddalied) den großen leuchtenden Braukessel aus der Gewalt des „am Himmelsende" wohnenden Riesen erbeutet usw.

Die reichhaltig verzweigte dichterische Umprägung dieses ursprünglich zugrunde liegenden Gewittermythus in den Märchen zu verfolgen, würde hier zu weit führen.[1]) Ich beschränke mich darauf, zu erwähnen, daß gerade der Gralsage in dieser Entwicklung eine wichtige Rolle zukommt, insofern als sie uns neben dem Gewitterinstrument zwei Gefäßsymbole aufweist: neben dem Gral erscheint nämlich in der feierlichen Prozession auf der Gralsburg ein ebenso wichtiges und ebenso „heiliges" Ding, ein silberner Teller! Dies deutet auf einen besonders altertümlichen Stand, da wir darin die Symbole für Sonne und Mond nebst dem Donnerinstrument erkennen dürfen. Eine scheinbar groteske Parallele zu dieser Dreiheit der Symbole gibt uns ein andres, ganz unscheinbares und naives Kindermärchen, das vom „Tischlein deck dich". Auch dieses zeigt eine gleich altertümliche Stufe wie die mittelalterliche Gralsage, indem auch bei ihm die drei Symbole in völlig gleichwertiger Gestalt zu erkennen sind: das Speise und Trank gewährende Mondsymbol, das Tischchen; die theriomorphisch aufgefaßte, schimmerndes Gold in so naiver Weise schenkende Sonne, den Esel Bricklebrit — und endlich das Donnerinstrument, den Knüppel aus dem Sack, mit Hilfe dessen der „Held" dem diebischen Wirt die beiden geraubten Kostbarkeiten abgewinnt.

Das Märchen bedeutet gegenüber der mythischen Auffassung noch keinen Fortschritt nach der Verinnerlichung hin: auch bei ihm handelt es sich bloß um das Ereignis, um die Tat. Erst die Kunstdichtung mischt in die Ereignisse die treibenden Beweggründe ein, läßt das Mythische hinter dem Psychologischen zurücktreten.

Demgemäß ist der symbolische Gehalt des Grales auf den untersten Stufen der angedeuteten Entwicklung ein ganz primärer: er ist identisch mit dem Bilde für die Naturerscheinung selber. Was an dieser (nach primitivem Glauben) hängt, gilt auch für ihn.

---

[1]) Ich darf hier auf die jüngsten Arbeiten der Gralforschung verweisen: Leopold v. Schroeder, „Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral", Wien 1910 (2. Aufl. 1911), und meine eigne Arbeit: „Gralsage und Graldichtung des Mittelalters", Wien 1911 (2. Aufl. 1912); beide sind ursprünglich in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Wien erschienen.

Digitized by Google

Es ist interessant, zu sehen, wie neben der Idee von dem „heiligen Gral", wie sie die Kunstdichtung des französischen und deutschen Hochmittelalters stilisiert hat, durch Jahrhunderte hindurch rein volkstümliche und darum auch altertümlich unverschobene Vorstellungen von dem Gral laufen. Zwar werden da keine Romane von seiner Gewinnung mehr erzählt, aber die Idee selbst ist geläufig geblieben. Sie fußt auf der in der Natur des angedeuteten Zusammenhanges gelegenen Identifizierung des Gralreiches mit dem Totenreich: Die mythische Beziehung des Mondes zum Bereich der seligen Abgeschiedenen steht ja längst fest; kein Wunder, wenn auch der Gral (in seiner Eigenschaft als Mondsymbol) mit dem Totenreich in nahe Verbindung gerückt erscheint. Der Schwanenritter Lohengrin kommt nach mittelalterlicher Vorstellung aus dem Totenreich; himmlisches Gefild und Seelenland sind eben dasselbe. Es gehört zu den tiefen Gedanken des ursprünglich zugrunde liegenden Mythus, daß auch das Ziel von Parzivals waghalsiger Fahrt ursprünglich das Totenreich, das Land der abgeschiedenen Seelen, ist (ähnlich wie doch auch der Tristanmythus in der steuerlosen Fahrt des auf den Tod verwundeten Helden nach einer Insel des Westmeeres [Irland] und der Heilung durch die zauberkräftige Feenkönigin [Isolde] nichts andres versinnbildlicht als das Eingehen in das Reich des Friedens, der Erlösung von der Qual des Lebens).

Von dieser Himmel und Hölle in sich schließenden Unterweltsvorstellung betont naturgemäß die christliche Dichtung des Mittelalters mehr die Paradiesvorstellung allein. Beide, Paradies und Infernum, gehören aber enge zusammen, wie ja auch nach griechischer Vorstellung Elysium und Hades an gleicher Stelle, am westlichen Okeanos gelegen gedacht werden. Aber es fehlt nicht an Zeugen für das gegenteilige Bild: ein holländischer Chronist am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts spielt auf die Sage von Lohengrin an, der auch „aus dem Gral gekommen sei, wie man früher das Paradies auf Erden geheißen habe; aber das ist das heilige Paradies nicht, sondern es ist ein sündiger Ort (!)". Die auffallendste, aber doch wiederum aus dem Mythus begreifliche Vorstellung, die uns den Gral als Paradies und als Hölle zugleich vorführt, sehen wir zum Beispiel in Fischarts „Gargantua", in welchem der Gral geradezu den Venusberg bezeichnet und Venus als im Grale hausend gedacht wird.

Venus und der Gral! — Christus und der Gral! — zwei Welten, himmelweit voneinander entfernt und doch wiederum so nahe verwandt, wenn wir uns die Urbedeutung des Symbols vor Augen halten.

Digitized by Google

Freiherr v. Stein und Landhofmeister v. Auerswald

Von

Generallandschaftsrat v. Auerswald

Erst vor kurzem habe ich erfahren, daß Professor Max Lehmann in seiner Lebensgeschichte des Freiherrn v. Stein die angebliche Aeußerung desselben wiedergibt: „Auerswald, die Rückkehr der Franzosen fürchtend, legte sich ins Bett."

Als letzter überlebender Enkel des Landhofmeisters v. Auerswald habe ich die Pflicht, den Namen dieses um sein Vaterland hochverdienten Mannes von diesem schimpflichen Vorwurf zu reinigen und bitte deshalb den Leser, mir eine kurze Zeit seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Herr Professor Lehmann hat mir zwar versichert, er hätte anerkannt, daß mein Großvater wirklich krank gewesen sei; das kann mir aber nicht genügen, weil die Verdächtigung Steins ohne ein Wort des Widerspruchs wiedergegeben nnd damit in den Gedanken der flüchtigen Leser ein ganz falsches Bild des Landhofmeisters hingestellt wird, der von andern, z. B. Ernst Moritz Arndt, ganz anders beurteilt wird, wie er auch mir gegenüber, als ich 1855 die Ehre hatte, von ihm empfangen zu werden, in freudiger Erinnerung an die große Zeit sehr lebhaft aussprach. Die zum Verständnis des ganzen Vorgangs nötigen Kenntnisse werden wohl nicht jedem gegenwärtig sein, und daher erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß im Jahre 1813 die Provinz Preußen in drei Regierungsbezirke geteilt war, die von drei koordinierten Präsidenten verwaltet wurde. Stein wendete sich mit seinem Anliegen, daß ein Landtag einberufen werden sollte, um die waffenfähige Mannschaft der Provinz zu bewaffnen und aus ihr eine möglichst starke Landwehr zu bilden, zuerst in Gumbinnen an Schön, den dortigen Regierungspräsidenten, wurde von diesem aber abgewiesen, weil er mit ständischen Angelegenheiten nichts zu tun hätte. Darauf wendete er sich in Königsberg an meinen Großvater, der als Landhofmeister Commissarius regius für die ständischen Sachen war. Dieser kam seinem Verlangen sofort nach und erließ die Wahlausschreiben, ohne zuvor, wie es das Gesetz eigentlich verlangte, die Genehmigung des Königs einzuholen. Damit übernahm er eine gewaltige Verantwortung, so daß er von einer Seite als Zivil-Yorck bezeichnet worden ist. Er stieß aber auf den entschiedensten Widerstand seiner beiden Kollegen v. Wißmann-Marienwerder und v. Schön-Gumbinnen. Letzterer soll die Einberufung eines Landtags sogar für ein Verbrechen erklärt haben. Dieses war übrigens nicht, wie Lehmann sagt, der Schwager, sondern der Schwiegersohn Auerswalds. Das ist nicht so nebensächlich, als es manchem erscheinen mag. Differenzen zwischen Schwägern sind nicht so selten, aber daß sich der Schwiegersohn zu einem so heftigen Auftreten gegen den Schwiegervater bewogen fühlt, läßt wohl einen Schluß darauf zu, wie unpopulär die Maßregel im höheren Beamtenstande gewesen sein muß. Der Gedankengang Auerswalds ist wohl leicht zu erraten. Er

Digitized by Google

wird sich gesagt haben: Wenn ich auf den Landtag bestehe, kommt aus den Bezirken Marienwerder und Gumbinnen kein Vertreter, wenn ich den Landtag aber eine ständische Konvention nenne, beruhige ich die etwas pedantische Gewissenhaftigkeit meiner Kollegen. Mir bleibt es ja nachher überlassen, die Konvention wie einen Landtag zu behandeln. Dies hat er nachher auch getan, indem er bei seiner Erkrankung einen Substituten für das Präsidium ernannte, wozu er einem Landtag gegenüber das gesetzliche Recht hatte. Den Tadel, den Lehmann über dieses Verfahren ausspricht, möchte ich an dieser Stelle gleich besprechen. Die Hauptsache war für meinen Großvater, daß bei den Beschlüssen kein Formfehler vorkam. Hierfür bot ihm die Person des Geheimen Justizrats v. Brandt, eines sehr angesehenen Juristen, die beste Gewähr. Der Erfolg hat seine Wahl gerechtfertigt. Der Landtag faßte die Beschlüsse, die Yorck brauchte. Mehr als einstimmig konnte er sie nicht fassen. Diese Beschlüsse gaben durch keinerlei Formfehler auch nur die geringste Veranlassung zur Beanstandung, und Auerswald konnte sie demnächst als Commissarius regius bestätigen und dadurch ihre Ausführung sichern und beschleunigen. Er hatte also sehr geschickt operiert, indem er die Gewissensbedenken seiner Kollegen beschwichtigte, die Versammlung dann aber als einen legalen Landtag behandelte, indem er ihm einen geeigneten Vorsitzenden gab und seine Beschlüsse ebenso behandelte, als ob sie von einem wirklichen Landtag gefaßt wären. Dadurch sind kostbare Wochen gespart worden. Man stelle sich nur die damaligen Verkehrsverhältnisse vor. Wenn Auerswald von denselben Ansichten über seine Pflichten wie seine Kollegen erfüllt gewesen wäre und erst die Zustimmung des Königs hätte einholen wollen, so wäre aus dem ganzen Landtag vielleicht nichts geworden, der Beginn der Rüstungen aber sehr verzögert.

Auf diesen von mir eben objektiv geschilderten Sachverhalt gründet Stein nun seinen Vorwurf: „Auerswald, die Rückkehr der Franzosen fürchtend, legte sich ins Bett". Ich meine, wer einen solchen schimpflichen Vorwurf gegen einen Ehrenmann erhebt, muß ihn beweisen. Ein direkter Beweis durch Zeugen dürfte unmöglich sein, denn welcher Mensch wird ein so niedriges Motiv für seine Handlung in Zeugengegenwart zugestehen? Ich weiß wohl, daß historischen Persönlichkeiten auch ohne Zeugenbeweis Motive nachgewiesen sind. Dann lag aber eine große innere Wahrscheinlichkeit vor. Ist sie etwa in diesem Falle vorhanden? Derselbe Mensch, der den Mut findet, unter Ueberschreitung seiner Vollmachten einen Landtag zu berufen, verliert plötzlich den Mut und stellt sich krank, um dem Vorsitz in diesem Landtag auszuweichen; nach wenigen Tagen findet er wieder den Mut, den Beschlüssen dieses Landtages, ohne den König zu fragen, durch seine Unterschrift als Commissarius regius die Bestätigung zu geben. Fürwahr, ein merkwürdiges Exemplar des Genus homo sapiens!

Ein alter geschäftskundiger Beamter soll sich der Illusion hingegeben haben, nachdem er den Zorn Napoleons dadurch erregt, daß er auf Verlangen seines schlimmsten Feindes einen Landtag einberufen und ihm damit einen sehr wesentlichen und wirksamen Dienst erwiesen, werde es ihm gelingen, der Rache des

Digitized by Google

Korsen zu entgehen, wenn er sich nur des Vorsitzes in diesem Landtage enthalte? Ich glaube, die Frage stellen, heißt sie verneinen!

Ich will die Verdienste Steins nicht schmälern, aber in diesem Falle kommt das Verdienst Auerswald zu. Nach meinen Lebenserfahrungen bin ich zu der Ansicht gekommen, daß es bei weitem leichter ist, einen guten Gedanken zu fassen, als ihn unter eigner Verantwortung zur Tat zu machen. So war der Gedanke, einen Landtag einzuberufen, ein glücklicher, seine Ausführung aber nicht so leicht, und sie ist meinem Großvater unter eigner Verantwortung gelungen. Er hat also den Anspruch auf die Dankbarkeit des Vaterlandes und der Nachkommen. Ich will dieses Jahr nicht vorübergehen lassen, ohne dies öffentlich ausgesprochen zu haben.

Lehmann folgt dem Beispiel so mancher Biographen. Indem er die Zeitgenossen seines Helden, wenn auch vielleicht unbewußt, kleiner darstellt, so erscheint der Heros um so größer. So bedient er sich auch der Redewendung „Auerswald wagte nicht — Auerswald wagte noch weniger". Ich glaube, daß mein Großvater es bewiesen hat, daß er alles wagte, was er für seine Pflicht hielt. Oder war die Einberufung des Landtages und die Bestätigung seiner Beschlüsse etwa kein Wagnis?

Ebenso äußert Lehmann seine Geringschätzung der preußischen Beamten, weil erst Steins Ankunft hätte erfolgen müssen, um die Kontinentalsperre aufzuheben, in gar zu lebhafter Weise. Als Stein diese Heldentat vollbrachte, hatten von den drei Häfen der Provinz zwei noch französische Besatzung. Weiß Herr Lehmann nicht, daß die Provinz nicht eine einzige Meile Chaussee hatte und die Getreideausfuhr auf die kurze Zeit beschränkt war, wenn der Frost die Lehmwege so gehärtet hatte, daß sie Lasten tragen konnten?

Man kann sich also leicht denken, wie gering der Nutzen war, den die Provinz von Steins Ende Januar ergriffenen Maßregeln hatte. Hätte mein Großvater das getan, so hätten die Franzosen den König dafür verantwortlich gemacht und es wäre der vielleicht längst ersehnte Vorwand gewesen, den König gefangenzunehmen. Nein, dazu war mein Großvater denn doch zu klug.

Es macht doch einen eigentümlichen Eindruck, aus Lehmanns Werk selbst zu sehen, daß, als Stein für die Freiheit des Bauernstandes zu wirken begann, mein Großvater den Bauern auf seinen Gütern schon freiwillig die Freiheit gegeben hatte, was Stein überhaupt nicht getan hat.

Nun bitte ich aber den Leser, sich vorzustellen, was geworden wäre, wenn mein Großvater auch die ablehnende Stellung Schöns eingenommen hätte. Im besten Falle, scheint mir, hätte man die Erlaubnis des Königs zur Einberufung des Landtages nachgesucht, dann für die Beschlüsse wieder die Genehmigung des Königs. Dadurch wäre ein unberechenbarer Zeitverlust entstanden und Yorck und Bülow hätten erst sehr viel später ins Feld rücken können. Aber auch die andre Wirkung des berühmten Landtages von 1813, die auf die Seele des Königs und seine Entschlüsse, wäre mindestens sehr abgeschwächt. Ob er rechtzeitig zu dem Entschlusse, ein Bündnis mit Rußland zu schließen, gekommen

Digitized by Google

wäre, wer möchte das zu entscheiden wagen? Ich überlasse es der Phantasie eines jeden, sich auszumalen, wie die Welt heute aussähe und wo die Grenzen gehen würden. Und der Mann, der mit solcher Unerschrockenheit und Klugheit damals in der schwierigsten Lage seine Pflicht getan und seine Maßregeln zu einem guten Ende geführt, wird zum Dank verdächtigt, er habe sich aus Furcht vor den Franzosen ins Bett verkrochen!

Literarische Berichte

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Vierundzwanzigster Band: Gerard Dou. Des Meisters Gemälde in 247 Abbildungen. Herausgegeben von W. Martin. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 9.—.

Unter den Klassikern des goldnen Zeitalters der holländischen Kunst hat Gerard Dou, Rembrandts Schüler aus seiner Leidener Zeit, im Urteil der Kunstverständigen und -liebhaber stets eine der ersten Stellen eingenommen. Mit seiner feinen Empfindung für das Malerische, seiner besonderen Begabung für die Helldunkelmalerei und seiner bewunderungswürdigen minutiösen Technik hat Dou, das anerkannte und nur von wenigen Späteren übertroffene Haupt der sog. Klein- und Feinmaler, die einfachen, schlichten Szenen und Bilder aus dem Alltagsleben, die ihm zumeist als Stoffe für seine Werke dienten, in die höchste künstlerische Sphäre zu erheben verstanden und zahlreiche Genrebilder von unvergänglichem Wert geschaffen; aus seiner Frühzeit besitzen wir außerdem eine Reihe hervorragender Porträte von ihm, die sich durch so feine Charakteristik auszeichnen, daß manchmal die besten Kenner solche Werke seinem Lehrer Rembrandt haben zuschreiben wollen. So dürfen wir uns aufrichtig freuen, auch Dou nun unter den Meistern zu sehen, die uns in stetig wachsender Zahl durch die trefflichen „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" zu vertrauten Hausfreunden werden; gerade bei Dou, von dem bisher der großen Mehrzahl der Kunstfreunde auch in Reproduktionen in der Regel nur verhältnismäßig wenig Werke zu Gesicht zu kommen pflegten, wird man die Erfahrung machen, daß nichts so gut auf das Studium der Originale eines Meisters vorbereitet wie der lehrreiche Ueberblick über sein gesamtes Schaffen, den diese Gesamtausgaben bieten. Der als ausgezeichneter Dou-Forscher bekannte Herausgeber W. Martin, dessen Einleitung dem Leser und Betrachter mustergültig klar alle wesentlichen Grundlagen zur Beurteilung und zum Verständnis Dous vermittelt, hat von der chronologischen Anordnung der Werke abgesehen, da diese vielfach schwer zu datieren sind, und dafür eine Anordnung nach Gegenständen gewählt, die den Vorteil bequemeren Vergleichens bietet. Das bewährte Rüstzeug der Erläuterungen und verschiedenen Verzeichnisse, wie wir es in den „Gesamtausgaben" zu finden gewohnt sind, fehlt auch in diesem Bande nicht und ist vom Herausgeber noch um ein Verzeichnis der wichtigsten jener Bilder, die noch immer unter Dous Namen gehen, aber ihm zweifellos abgesprochen werden müssen, vermehrt.

B—r.

Das Genossenschaftswesen in Deutschland. Von W. Wygodzinski. VI u. 287 Seiten. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

An Schriften über das Genossenschaftswesen im allgemeinen und das deutsche insbesondere ist kein Mangel. Gleichwohl glauben wir das vorliegende Handbuch allen Interessenten auf das wärmste empfehlen zu können. Es zeichnet sich ebensowohl durch Beherrschung des Stoffes wie durch seine klare und bündige Darstellung aus. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über das Wesen der Genossenschaft überhaupt, schildert der Verfasser in einem ersten Buche die geschichtliche Entwicklung des Genossenschaftswesens (S. 5—34). In einem zweiten Buche setzt er uns die Struktur der Genossenschaften auseinander (S. 34 bis 120). In einem dritten Buche endlich wird die wirtschaftliche Betätigung der Genossenschaften abgehandelt (S. 120—281). Als Hauptaufgabe hat dem Verfasser vorgeschwebt, einen breiten Leserkreis rasch und sicher in das vielgestaltige Getriebe des modernen deutschen Genossenschaftswesens einzuführen. Er verweilt deshalb auch nicht sehr lange bei den älteren Genossenschaftsformen, so sehr diese auch geeignet sind, unser Interesse zu erregen, sondern hat mit Recht den ganzen Schwerpunkt seiner Darstellung auf das moderne Genossenschaftswesen konzentriert. Aus dem

Digitized by Google

gleichen Grunde sind bei der Schilderung der Struktur der Genossenschaften auch alle Auseinandersetzungen, die nur für den Juristen Bedeutung haben, vermieden. Die nicht geringe Schwierigkeit, die große Masse der tatsächlich bestehenden Genossenschaften in übersichtlicher Weise einzuteilen und so die Fülle des Lebens zu meistern, hat der Verfasser durch eine Dreiteilung der genossenschaftlichen Vereinigungen in Kreditgenossenschaften, Konsumentengenossenschaften und Produzentengenossenschaften zu überwinden gesucht. Der ihm zugemessene Raum hat ihm da offenbar mancherlei Beschränkungen auferlegt und eine eingehendere Hervorhebung der verschiedenen Genossenschaftsarten, insbesondere der in der Landwirtschaft entwickelten, wohl unmöglich gemacht. Aber dem durch Wygodzinskis Handbuch eingeführten Leser wird es ein leichtes sein, sich an der Hand der sonstigen reichhaltigen Literatur in bestimmte Teilgebiete des umfassenden Stoffes zu vertiefen. Speziell für das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen ist diese Literatur ja überreich und haben selbst Ausländer ihr Scherflein dazu beigetragen. Wir nennen hier nur das aus Professor Serings Schule hervorgegangene, in italienischer Sprache abgefaßte vortreffliche Buch von Giovanni Lorenzoni, „La cooperazione agraria nella Germania moderna", zwei Bände (1901/02), das wir in dem beigefügten Literaturverzeichnis ungern vermissen.

Leipzig. Prof. Ferdinand Schmid.

Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Von Theodor Schiemann. Band II: Vom Tode Alexanders II. bis zur Juli-Revolution. Berlin, G. Reimer. M. 12.—.

Der zweite Band dieses nach Form und Inhalt gleich hervorragenden Werkes umfaßt nur fünf Jahre (von 1825 bis 1830), aber gerade diejenigen, in denen sich der Charakter des Zaren nach seiner Thronbesteigung gebildet und in den Panzer der Prinzipien gehüllt hat, die ihn zum „konsequentesten" aller Autokraten machten. Gleich die Darstellung des sog. Großmutsstreites der kaiserlichen Brüder Konstantin und Nikolaus sowie der Tragödie des Dekabristenaufstandes läßt auch den Laien erkennen, mit wie viel Legenden Prof. Schiemann in diesem Bande aufräumen mußte. Auch seine Schilderung der Kriege in Persien und gegen die Türkei ist höchst interessant und lichtvoll. E. M.

Hexenwahn und Hexenprozeß vornehmlich im 16. Jahrhundert. Von Nik. Paulus. Freiburg i. B., Herder. (VIII, 283 S., 8°.) M. 3.60.

Wenn über das schauerlichste Kapitel in der Kulturgeschichte der Menschheit, wie das Kapitel vom Hexenprozeß gewiß genannt werden muß, auch nur nach irgendeiner Seite ein milderes Licht ausgegossen werden kann, so ist dies dankbar zu begrüßen. Nun hat N. Paulus in einem neuen Buche freilich zeigen müssen, daß leider alle Konfessionen an diesem Wahn der Teufelsbündnisse beteiligt gewesen sind, aber er hat doch manche extreme Behauptungen durch neue Quellenbenutzung als unrichtig erweisen können, wie zum Beispiel die, daß der Jurist Carpzov gerade 20000 Todesurteile über Hexen ausgesprochen habe, und daß das Reden von Einmauerung lebender Hexen zu Rom auf Mißverständnis beruht. Das Buch ist also gewiß sehr der Beachtung wert. Ed. König.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Albert L. Faust. Leipzig, Teubner.

Das vorliegende Werk wird von seinem Verfasser als „Begleitband" zu dem obenerwähnten Buch über die Bedeutung des Deutschtums für die amerikanische Kultur bezeichnet, und es bildet in der Tat dessen historischen Unterbau. Kaum war Amerika entdeckt, so ergossen sich Deutsche in hellen Haufen dorthin, ein gewaltiges Heer ohne Offiziere, von demselben einzigen Verlangen getrieben, das ihre Vorfahren zu den Zeiten des Marius und Sulla nach Süden getrieben hatte: dem Hunger nach Land. Wie diese Einwanderung sich fortsetzte, wie die Deutschen an den Missouri, dann bis an den Großen Ozean vordrangen, wie sie in Frieden und Krieg hervorragende Männer dem neuen Vaterlande stellten, wird von Faust in ganz vortrefflicher Weise entwickelt. E.

Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland. Von Paul de Lagarde. Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von Fr. Daab. Mit 16 Abbildungen. Jena, E. Diederichs. Gebunden M. 2.—.

Der vorliegende Band, der sich als Erstveröffentlichung der neuen „Sammlung Diederichs" mit seiner schönen, soliden Ausstattung, dem kräftigen Druckbild, den vorzüglich reproduzierten deutschen Bildnissen aufs glücklichste einführt, kommt einem lange empfundenen Bedürfnis entgegen, indem er es ermöglicht, Lagardes „Deutsche Schriften" und zwar in einer alles Wertvolle zusammenfassenden Auswahl kennen zu lernen. Den meisten wird Lagarde, der allzulange ein großer Name war, etwas völlig Neues, Großes, Mächtiges bedeuten, in dem sich die tiefsten und besten Kräfte germanischer Art zu einer prophetisch-erhabenen Gestalt verbinden. Er ist selbst nicht Erfüllung, sondern Wegweiser, sein Lebenswerk hat vor allem programmatische Bedeutung: daß er Ziele aufstellte, ein „gemeinsames Ideal" forderte,

Digitized by Google

zu einer Nationwerdung aufrief, das ist die große Aufgabe, in deren rücksichtsloser Erfüllung er letztes, höchstes Ziel seines Lebens sah. — Seine Schriften gehören schon ihrer stilistischen Seite nach zum Reifsten, was die neuere deutsche Prosa aufzuweisen hat; seine wissenschaftlich-philologische Bedeutung ist ein Kapitel für sich, doch seine ethisch-nationale Verkündigung, die zu seiner Zeit übertönt wurde, hat, wie alles Große, einen Wert, der sich nicht in einer einmaligen historischen Situation erschöpft, sondern zum bleibenden nationalen und menschheitlichen Besitztum gerechnet werden wird.

Oskar Beyer.

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andre Erzählungen. Von Carl Friedrich Wiegand. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Was erwarten wir vom Epiker? Vor allem Mannigfaltigkeit des Erlebnisses. — Diese Worte, die einer Novelle des vorliegenden Bandes entnommen sind, könnten der ganzen Sammlung als Motto dienen. Denn Mannigfaltigkeit des Erlebnisses versteht C. F. Wiegand in seine Erzählungen, auch in die von geringem Umfang, zu bannen. Er gehört zu den bei uns recht seltenen Erzählertalenten, die eine äußerlich spannende, aber auch innerlich wohlmotivierte Handlung von echt epischem Charakter zu erfinden und in lebendigem, dramatischem Fluß vorzutragen wissen. Und wie jede dieser Novellen in sich „mannigfache Erlebnisse" enthält, so heben sie sich wieder voneinander durch die Verschiedenheit in Stoff und Milieu ab. Daß die erste, die der Sammlung den Namen gab, ein dramatisch bewegtes Bild aus dem Kriegsjahr 1813 ist, wird das stoffliche Interesse an dem Band erhöhen; doch bedarf es dieses äußeren Zusammentreffens nicht, um den Leser für diesen neuen Erzähler zu gewinnen, der bisher schon als Lyriker und als Dramatiker (besonderen Erfolg hat sein Volksschauspiel „Marignano" sich errungen) geschätzt war.

Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, verdeutscht und erklärt von Wilhelm Schubart. Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textbildern. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 127 S. Gebunden M. 4.50.

Eine außerordentlich reizvolle Sammlung liegt hier vor, die das Leben der alten Aegypter höchst anschaulich und vielseitig neu erstehen läßt. Vorangestellt ist eine gründliche und klar geschriebene Abhandlung, die eine allgemeine Uebersicht über Land und Leute, Geschichte und Kultur gibt. Daran schließen sich hundert gut ausgewählte und vortrefflich verdeutschte Briefe und Aktenstücke von der Ptolemäerzeit bis zum byzantinischen Zeitalter. Alle Lebenslagen und Kulturzusammenhänge werden uns vorgeführt und durch eingehende Einzelanmerkungen verdeutlicht. Der Verfasser schöpft überall aus dem Vollen, benutzt verständnisvoll die Arbeit der Forscher, die ihm vorausgingen, und fügt eine Fülle eigner Forschungsergebnisse hinzu. Br.

Die Moriscken. Eine Tragödie in 5 Akten. Von Erwin Piechottka. Leipzig, Xenienverlag.

Das Drama spielt in der Zeit Philipps II. von Spanien und behandelt den Aufstand der Morisken gegen die Spanier, welche jene zum Christentum bekehren wollen. Das treibende Element ist aber eine Verschwörung gegen den Moriskenkönig, der dieser zum Opfer fällt. Der Verfasser ist nicht ungewandt; aber es fehlt seinem Drama am straffen Aufbau und an der festen Verbindung der Handlung zu einer geschlossenen Einheit. Ebenso vermißt man darin eine gewisse Idealisierung des Stoffs, wodurch das Einzelschicksal in Beziehung zum Weltganzen gesetzt wird. E. M.

Die Jesuiten. Von Dr. Heinr. Boehmer, ord. Professor der Kirchengeschichte in Marburg. Leipzig, Teubner. 174 S. Gebunden M. 1.25.

Das auch jetzt wieder im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehende Thema „Die Gesellschaft Jesu" ist wohl noch nie mit so unparteiischem Urteil behandelt worden wie von dem protestantischen Kirchenhistoriker Boehmer. Das Werden und der Charakter von Loyola selbst, die ganze Geschichte seines Ordens, insbesondere auch dessen Organisation, Grundsätze und Kampfmittel, seine Aufhebung durch den Papst, Wiederherstellung und neueste Entwicklung bis zur Aufhebung von § 2 des Jesuitengesetzes (1904) und den Verhandlungen über § 1 sind eingehend und geistreich dargestellt. Einer Empfehlung bedarf das Buch, von dem schon die dritte Auflage (11. bis 15. Tausend) vorliegt, nicht mehr. Ed. König.

Van Dyck. Von J. W. Turner, deutsch von Alice Fliegel. Band 11 der Künstlermonographien „Meisterbilder in Farben". Berlin, Schlesische Verlagsanstalt (vorm. Schottlaender). M. 2.—.

Wie seine Vorgänger, so ist auch dieses Bändchen, das uns in knapper, fesselnder Form eine Lebensbeschreibung des großen holländischen Malers und eine gemeinverständliche Würdigung seines künstlerischen Schaffens gibt, dazu angetan, ein Hausbuch zu sein und in weite Volkskreise Verständnis für die Meister der Farbe zu tragen. Zum zweckentsprechenden Text gesellen sich als besonders wertvolle Beigabe acht in den Farben

Digitized by Google

der Originale gehaltene künstlerische Reproduktionen vom Dyckschen Gemälde, die im Verein mit der übrigen gediegenen Ausstattung dem Verlag alle Ehre machen.

Die deutsche Auslandshochschule. Von Prof. Dr. Heinrich Pohl, Greifswald. Eine Anregung zur Reform der diplomatischen und konsularischen Vorbildung. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 62 Seiten. Preis M. 1.50.

Die Vorbildung unsrer Diplomaten und Konsuln erscheint auch nach dem Erlaß der 1908 in Kraft getretenen neuen Bestimmungen über den Eintritt in den diplomatischen Dienst noch in verschiedenen Beziehungen verbesserungsbedürftig. Vor allem fehlt es noch an einer einheitlichen Zentralstelle für die Ausbildung. Wir bedürfen einer in der Reichshauptstadt zu errichtenden Akademie für den Auslanddienst, welche den Anwärtern für den diplomatischen und konsularischen Dienst die Möglichkeit bietet, die ihrem Berufe entsprechende wissenschaftliche Vorbildung zu erwerben und vorhandene Lücken auszufüllen. Die Errichtung einer solchen Hochschule ist wiederholt in der Presse der verschiedensten Parteien und im Reichstage gefordert worden, aber leider bislang ohne Erfolg. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der sich seit mehreren Jahren mit dem Thema angelegentlich beschäftigt hat und daher als besonders sachkundig gelten muß, gibt uns eine Uebersicht über den Stand der bedeutsamen Frage und verbindet damit eine Reihe sehr beachtenswerter und förderlicher eigner Vorschläge, über deren Einzelheiten man streiten kann, die aber zweifellos einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur hoffentlich baldigen Lösung dieser Frage darstellen.

Prof. Dr. Friedrich Giese, Posen.

Berühmte Kunststätten. Band 58—60. Leipzig, E. A. Seemann. Band 58 und 59 gebunden je M. 4.—, Band 60 gebunden M. 3.—.

Während die bisher in der Sammlung geschilderten „Kunststätten" ausnahmslos solche waren, die ein eignes, meist uraltes Kunst- und Kulturleben und noch heute an Ort und Stelle Denkmäler davon aufzuweisen haben, ist in dem neuen Bande 58 zum ersten Male der Begriff der Kunststätte anders gefaßt. Neuyork und Boston, denen dieser (von Morton H. Bernath bearbeitete) Band gewidmet ist, kommen als Kunststätten in dem erwähnten Sinne fast nicht mehr in Betracht, wohl aber besitzen beide dank dem amerikanischen Reichtum und Kulturehrgeiz kostbare Sammlungen von auswärts eingeführter Kunstwerke aus allen Zeitaltern und Kulturländern. Eine kunstverständige Schilderung dieser Sammlungen, wie sie hier geboten wird, ist gewiß dankenswert und wird besonders den Amerikareisenden willkommen sein; es würde uns aber richtiger scheinen, wenn zunächst, solange noch so manche Kunststätten im eigentlichen Sinne auf einen Platz in der Sammlung warten, nur solche berücksichtigt würden. Daß sich unter ihnen an der großen Heerstraße der Kultur wie abseits davon noch eine reiche Ernte halten läßt, zeigen Band 59, in dem Otto v. Schleinitz uns höchst anziehend die Weltstadt London mit ihren zahllosen imposanten Kunstschöpfungen und -denkmälern schildert, und Band 60, in dem Wolfgang F. Schmid ein liebevoll durchgearbeitetes Bild der alten, durch ihre Grenzstellung zwischen der bayrischen und der österreichischen Kunstprovinz kunsthistorisch sehr interessanten und bedeutsamen Bischofsstadt Passau gibt. Besonders zu rühmen sind wieder bei allen drei Bänden die vorzüglich ausgewählten und wiedergegebenen Abbildungen. B-r.

Fürst Bismarcks Frau. Ein Lebensbild von Sophie Charlotte v. Sell. Berlin 1914, Troitzsch & Sohn.

„Im Schatten der Titanen" zu leben und doch sich Pflichtenkreis und Lebenszweck zu bewahren, ist keine leichte Kunst. Bekannt ist, daß Johanna v. Bismarck, die Gattin des großen Kanzlers, sie in höchstem Maße besaß, indem sie es verstand, als treue Gefährtin und Hausfrau im wirklich guten Sinne des Wortes ihm durch Fernhalten der kleinen Sorgen des Lebens im großen Werke zu helfen. Charlotte v. Sells Lebensbeschreibung weiß in einfacher und doch spannender Weise das Leben dieser wahrhaft guten Frau und damit im Spiegelbild auch dasjenige Bismarcks zu schildern und die wahrhaft dramatische Steigerung, welche im Aufstieg des Paares liegt, zum starken Ausdruck zu bringen. Daß sie sich fast überall auf Dokumente, Briefe und Erzählungen von Augenzeugen stützt, ist ein ebenso großer Vorzug, als daß sie unschöne Schmeichelei und Uebertreibungen zu vermeiden weiß. So hätte es des künstlerischen Bilderschmuckes nicht einmal bedurft, um das Buch als fesselnden Lesestoff empfehlen zu können.

A. L.

Grundriß der Biologie oder der Lehre von den Lebenserscheinungen und ihren Ursachen. Von Hermann Muckermann S. J. Erster Teil: Allgemeine Biologie. Mit 17 Tafeln und 48 Abbildungen im Text. Gr. 8° (XIV u. 174). Freiburg Herdersche Verlagshandlung. M. 4.—.

„Darin besteht ja der Wert jeder Wissenschaft," sagt der Verfasser im Vorwort, „daß sie nicht bei den Tatsachen stehenbleibt, son-

Digitized by Google

dern das Gemeinsame hervorhebt und Fragen stellt, deren Beantwortung für die allgemeine Anschauung der Dinge von Bedeutung ist." Das ist ein schönes Wort und könnte gerade denen entgegengehalten werden, die der Entwicklungstheorie das Recht absprechen, das Gemeinsame der für sie sprechenden Tatsachen zu einem Gesamtbilde zu vereinen. Der Verfasser ist freilich ein Gegner der Entwicklungstheorie, das aber ist sein gutes Recht. Wo er das Theoretische behandelt, tut er es kurz und sachlich. Das Hauptgewicht in dem Buche ist auf die Feststellung der Tatsachen des Lebensproblems und seiner Teilfragen gelegt, und diese werden mit der Gründlichkeit eines echten Forschers dargetan. Die Chemie, der Bau, die Lebensfunktionen der Zelle als der kleinsten Lebenseinheit werden klar und sehr eingehend geschildert. Man kann das Buch jedem, der in das interessante Gebiet eindringen will, empfehlen und darf auf die weiteren Bände des „Grundrisses der Biologie" gespannt sein. K. Guenther.

Bis an die Grenze. Roman von Grazia Deledda. Uebersetzt von E. Müller-Röder. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 381 S.

Am stärksten zeigt sich die Begabung der Verfasserin dort, wo sie uns in ihre Heimat, unter die Hirten und Bauern Sardiniens führt. Je einfacher die Menschen und Lebensverhältnisse sind, die sie darstellt, um so bewundernswerter erscheint sie. Natter wirkt ihre Kunst, wo sie Bilder des großstädtischen Lebens und seelische Erscheinungen verwickelter und verfeinerter Art zeichnen will. So enthält auch dieser Roman in seiner ersten Hälfte, die in Sardinien spielt und hauptsächlich von der unglücklichen Liebe eines halbbäurischen jungen Mädchens zu einem Priester erzählt, glänzende Bilder aus dem Volksleben. Dagegen erlahmt unsre Teilnahme ein wenig in der zweiten Hälfte, in der die Heldin als Ehefrau eines Arztes in Rom geschildert und insbesondere ihre nicht ganz klare Auseinandersetzung mit der Vergangenheit dargestellt wird. Erst ganz am Schluß, bei einem Besuche des jungen Paares in Sardinien, steigert sich die Wirkung wieder zu großer Wucht. Br.

Virago. Roman von Liesbet Dill. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein reich bewegtes, in vielen Beziehungen eigenartiges und fesselndes Buch bietet uns die Verfasserin mit dieser neuen Gabe. Mit sicherer Meisterschaft ist der herbe, großzügige Charakter der jungen Friederike Konz, der „Virago", angelegt, ihre Entwicklung vom Backfisch zur reifen Frau — die darauf verzichten muß, Frauenglück zu finden — mit erstaunlicher Folgerichtigkeit durchgeführt. Mit edlem Willen nach dem Besten strebend, sucht sie die zarte weibliche Hingabe, die ihr versagt ist, durch selbstlose Arbeit im Dienst sozialer Ideen zu ersetzen; aber ihre reservierte, schroffe Art kann ihr die Herzen nicht gewinnen, und statt der Achtung und Liebe, deren sie wohl würdig wäre, erntet sie den Haß der Menge. Mit erschütternder Konsequenz reift ihr Schicksal dem tragischen Ausgang völliger Vereinsamung und der Selbstvernichtung zu. Diese einsame Gestalt aber ist mit Meisterhand in den weiten Rahmen des modernen Lebens gestellt. Ihre Umwelt, ein Bergmannsdorf im äußersten Westen Deutschlands, mit seiner fleißigen, aber hart empfindenden Bevölkerung, ist geschildert mit jener Kunst der Kleinmalerei, in der Liesbet Dill Meisterin ist. Das Ganze erscheint wie ein Gegenstück zu der Verfasserin früher erschienenem Buch: „Eine von zu vielen", das ein Durchschnittsschicksal so ergreifend und typisch wertvoll schilderte wie „Virago" einen Ausnahmefall, dem doch gleichfalls typische Bedeutung zukommt. —w—

Errichtung einer Universität in Hamburg. Antrag des Senats an die Bürgerschaft vom 20. Dezember 1912, betreffend Ausbau des Kolonialinstituts und des Allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität. Hamburg 1912, L. Friedrichsen & Co. IV u. 184 S. 4°.

Hamburg wird seine Universität bekommen wie Frankfurt a. M. und verdient sie mindestens in demselben Maße, vielleicht noch mehr; gerade auf pädagogischem Gebiete, um nur — vor allem neben dem Kolonialinstitut — mein eignes Spezialarbeitsfeld zu erwähnen, ist ja bereits so vieles Wichtige, Bahnbrechende von Hamburg ausgegangen, neuerdings erst wieder der Plan des Instituts für Jugendkunde. Den vorliegenden Antrag des Senats an die Bürgerschaft braucht also diese kurze Anzeige gewiß nicht mehr sachlich zu unterstützen, aber doch lohnt es sich, auf die gründliche, wohldurchdachte, von allen Seiten das Problem energisch anpackende Schrift auch nicht unmittelbar beteiligte Leser nachdrücklich hinzuweisen, weil sie vieles enthält, was, teils geschichtlich, teils theoretisch, methodologisch und praktisch, auch allgemeines Interesse besitzt. Ein vortreffliches Register erleichtert dauernde Benutzung zu gelegentlichem Nachschlagen.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Augst, Richard, Bismarck und Leopold v. Gerlach. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 8.—.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 49: H. Boehmer, Die Jesuiten. Bd. 80: E. Hubrich, Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. 2. Aufl. Bd. 101: R. Schwemer, Die Reaktion und die neue Aera. 2. Aufl. Bd. 102: R. Schwemer, Vom Bund zum Reich. 2. Aufl. Bd. 128: J. Kohler, Moderne Rechtsprobleme. 2. Aufl. Bd. 174: W. Langenbeck, Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Bd. 179: P. Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Bd. 192: R. Mielke, Das deutsche Dorf. 2. Aufl. Bd. 243: R. Charmatz, Oesterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. 2. Aufl. Bd. 402: R. Hoeniger, Das Deutschtum im Ausland. Leipzig, B. G. Teubner. à Band geb. M. 1.25.

Bernt, Ferdinand, Die Liebe suchen. Kleine Geschichten. Leipzig, Abel & Müller. M. 2.—.

Beth, Prof. D. Dr. Karl, Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 5.50.

Bienenstock, Dr. M., Henrik Ibsens Kunstanschauungen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 4.—.

Brachvogel, Udo, Gedichte. Leipzig u. New York, B. Westermann & Co. Lemcke & Buechner. Geb. M. 6.—.

Čech, Svatopluk, Die Adamiten. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josef Weinberger. Dresden und Leipzig, Die Sonne, Belletristische Verlagsanstalt. M. 2.—.

Darmstaedter, Paul, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. 1. Bd.: 1415—1870 Leipzig-Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. M. 7.50.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von Nagl und Zeidler. 17. Lfg. Wien und Leipzig, Carl Fromme. M. 1.—.

Domanig, Karl, Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch. 2. Aufl. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 5.—.

Erhardt, L. Frhr. v., Das Morden durch Beerdigen Lebendiger. Dresden und Leipzig, „Globus". M. 1.50.

Fliegenschmidt, Dr. phil. Maximilian, Deutschlands Orientpolitik im ersten Reichsjahrzehnt 1870—1880. Teil I. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 10.—.

Frischeisen-Köhler, Dr. Max, Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Uebersicht der Philosophie der Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 8.—.

Gerdtell, Dr. Ludwig v., Die unchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. 3. Aufl. Eilenburg, Bruno Beckers Buchhandlung. M. 1.50.

Grumbkow, Waldemar v., Der Einsiedler, Dramatische Dichtung. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2 —.

Grumbkow, Waldemar v., Der Menschengläubige. Ein Trauerspiel. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Grumbkow, Waldemar v., Heidelieder. Gedichte. Leipzig, Xenienverlag. M. 2.—.

Günzel, Franz B., Cortez und die Azteken. Kulturgeschichtlicher Roman. 2 Bde. Dresden und Leipzig, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. M. 6.—.

Handbuch der Kunstwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. 2. Lieferung. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. Koch. M. 2.—.

Harnack, O., Wilhelm von Humboldt. Berlin, Ernst Hofmann & Co. M. 3.60.

Hue de Grais, Graf, Staatsbürgerkunde. Führer durch das Rechts- und Wirtschaftsleben in Preußen und dem Deutschen Reiche. Berlin, Julius Springer. Geb. M. 1.80.

Jahn, Otto, in seinen Briefen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. M. 3.60.

Jerusalem, Wilhelm, Einleitung in die Philosophie. 5. und 6. Aufl. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. Geb. M. 7.—.

Kern, Prof. Dr. Reinold, Preußische Geschichte. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 4.—.

Kohlbrugge, J. H. F., Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher. Würzburg, Curt Kabitzsch. M. 3.—.

Koppermann, Alois, Die Ueberzähligen. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Krupp 1812—1912. Zum 100 jährigen Bestehen der Firma Krupp und der Gußstahlfabrik zu Essen. Jena, Gustav Fischer. M. 5.—.

Kuczynski, R., Arbeitslohn und Arbeitszeit in Europa und Amerika 1870—1909. Berlin, Julius Springer. M. 24.—.

Kulenkampff, Dr. Lina, Der erste vereinigte preußische Landtag 1847 und die öffentliche Meinung Südwestdeutschlands. Berlin und Leipzig, Dr. Walter Rothschild. M. 3.50.

Kultur, Die, der Gegenwart. Herausgegeben von Paul Hinneberg. Teil IV, Bd. 12: Technik des Kriegswesens. Bearbeitet von M. Schwarte u. a. Leipzig, B. G. Teubner. M. 24.—.

Lamberg, Dr. J., Leitfaden der ersten Hilfe. Ein Samariterbuch. Berlin-Wien, Urban & Schwarzenberg. M. 6.—.

Lauffer, Prof. Dr. Otto, Hamburg. (Stätten der Kultur, Bd. 29). Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 3.—.

Lausberg, Prof. Dr. Carl, Das Nordland. Mit mehr als 200 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. Geb. M. 12.—.

Leumann, Gerhard, Satan der jüngere. Das Spitzbubenleben eines Teufels. Berlin, Hausbücher-Verlag.

Lhotzky, Heinrich, Im Reiche der Sennerinnen. Roman. Ludwigshafen und Leipzig, Haus Lhotzky, Verlag. M. 2.50.

Lochmüller, Willy, Unsere Zukunft liegt auf dem Balkan. Leipzig, Bruno Volger. 80 Pf.

Loevenich, Joseph, An Ernst Moritz Arndt. Eine Huldigung deutscher Dichter und Denker zur Jahrhundertfeier 1813—1913. Leipzig-Raschwitz. Bruno Volger. 80 Pf.

Lyser, Johann Peter, Musikalische Novellen.

Digitized by Google

Wilmersdorf-Berlin, Hausbücher-Verlag Hans Schnippel. Geb. M. 3.—.

Mecklenburg, Dr. Werner, Grundbegriffe der Chemie. II. Teil. Leipzig, Theodor Thomas Verlag. M. 1.—.

Mendelson, Dr. M., Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.80.

Mitscherlich, Waldemar, Die Ausbreitung der Polen in Preußen. Leipzig, C. L. Hirschfeld. M. 8.—.

Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Bonn. Heft 7: Von neuer Erzählungskunst. Von Berthold Litzmann. Heft 8: Charles de Coster. II. Von Leo Ehlen. Bonn, Friedrich Cohen. Pro Heft 75 Pf.

Piechottka, Erwin, Die Morisken. Eine Tragödie in 5 Akten. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Poll, Prof. Dr. H., Die Entwicklung des Menschen. Leipzig, Theod. Thomas. M. 1.—.

Rosegger, Peter. Gesammelte Werke. Band 1: Die Schriften des Waldschulmeisters. Band 2: Das Buch der Novellen. Leipzig, L. Staackmann. Geb. à M. 2.50.

Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Herausgegeben von Max Sering. Leipzig und Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. M. 7.20.

Sammlung Göschen. Bd. 632: Dr. Hermann Lufft, Geschichte Südamerikas. I. Bd. 645: Prof. Dr. Robert von Mayr. Römische Rechtsgeschichte. II. Buch. Berlin und Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung G. m. b. H. à Bd. 80 Pf.

Sammlung Göschen. Bd. 637: Prof. Dr. K. Dove, Die Deutschen Kolonien. IV. Südwestafrika. 646/47: Prof. Dr Robert v. Mayr, Römische Rechtsgeschichte. II. Buch. 2. Hälfte. I/II. Bd. 662/63: Dr. Otto Most, Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung. II/III. Bd. 672: Dr. Hermann Lufft, Geschichte Südamerikas. II. Berlin und Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Pro Band 90 Pf.

Sammlung Kösel. Die Kultur der Babylonier und Assyrier. Von Dr. P. S. Landersdorfer. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geb. M. 1.—.

Schiemann, Theodor, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. III. Berlin, Georg Reimer. M. 12.—.

Schmidt, Dr. Heinrich, Goethe-Lexikon. Leipzig, Alfred Kröner. M. 5.—.

Schmidt, Max C. P., Mansfelder Skizzen. Dichtung und Wahrheit aus der alten Grafschaft. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. Geb. M. 6.—.

Schmoller, Gustav, Charakterbilder. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 7.—.

Schulze, Dr. Friedrich, Urkunden der Deutschen Erhebung. Originalwiedergabe in Faksimiledrucken. Leipzig, Georg Merseburger. Jubiläumspreis in Mappe M. 3.80.

Eganzini, Carlo, Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt. Bern, A. Francke. M. 4.—.

Simmel, Georg, Goethe. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 4.—.

Sosnosky, Theodor v., Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte. 2. Bd. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. M. 6.—.

Spies, Georg, Zwei Denkschriften zum Petroleum-Monopol. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.50.

Thudichum, Friedrich, Darwin und die Materialisten. Halle a. S., Richard Mühlmann. M. 1.—.

Trojan, Johannes, Erinnerungen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. M. 8.—.

Tugan-Baranowsky, Michael, Soziale Theorie der Verteilung. Berlin, Julius Springer. M. 2.80.

Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschrift für den Geschichtsunterricht und staatsbürgerliche Erziehung in allen Schulgattungen. 1912 vollständig, M. 6.—, 1913, Heft 1. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Wasow, Iwan, Borislaw. Histor. Schauspiel in 5 Aufzügen. Autor. Uebers. a. d. Bulgarischen von J. Zobel. Dresden und Leipzig, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. M. 2.50.

Wertheimer, Eduard von, Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 9.—, geb. M. 10.50.

White, Andrew Dickson, Sieben große Staatsmänner im Kampfe der Menschheit gegen Unvernunft. München, Ernst Reinhardt. M. 6.—.

Wissenschaft und Bildung. Bd. 79: Einführung in die Rechtswissenschaft. Von G. Radbruch. 2. Aufl. Bd. 80: Die deutsche Reichsverfassung. Von Dr. Ph. Zorn. 2. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. Pro Band geb. M. 1.25.

Wittmann, Franz, Das Problem der Weltentwicklung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Xenien-Almanach für das Jahr 1813. Leipzig, Xenien-Verlag.

Zimmer, Dr. Hans, Herzog Ernst der Fromme. Ein deutsches Volksbuch. Langensalza, E. G. L. Greßler.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Chauvinismus

Von dem früheren Minister des Aeußern de Beaufort im Haag

Der Chauvinismus wird durch Professor Otfried Nippold in seinem kürzlich in Stuttgart erschienenen Buche „Der deutsche Chauvinismus" umschrieben als „ein exaltierter Patriotismus oder Nationalismus". Laut diesem Schriftsteller steht er zur Vaterlandsliebe in demselben Verhältnis wie religiöser Fanatismus zu echter Religiosität und hat, ebenso wie dieser, die Eigenschaft, ansteckend zu sein. Ein religiöser Fanatiker bringt oft seine bis dahin ruhige Umgebung in einen Zustand der Aufregung, die die staunenswertesten Erscheinungen ins Leben ruft, und ebenso können einige wenige Chauvinisten Unruhe und Aufregung in so hohem Grade in einem Volk verbreiten, daß die öffentliche Meinung auf einmal dadurch beherrscht wird und kaum mehr wagt, sich beruhigend zu äußern, aus Furcht vor dem Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe und des Zusammengehens mit den Feinden.

Chauvinisten findet man in allen Ländern, und zwar nicht nur in den großen, sondern auch in den kleinen. In diesen letzteren zeigt sich zwar der Chauvinismus in andrer Form als in den großen, aber seine Folgen sind die gleichen. Ueberall sät er Mißtrauen und Argwohn gegen Nachbarvölker; er nährt den Haß der Bürger des einen Landes gegen die andrer Länder; er weckt den furchtverbreitenden Glauben an böse und verräterische Pläne der Nachbarn. In den großen Ländern heißt dann die Parole: „Laßt uns den gefährlichen Nachbar zerschmettern, ehe er uns zerschmettert"; in den kleinen: „Laßt uns unsre Wehrkraft auf den höchsten Stand bringen, den wir erreichen können, um uns so gut als möglich gegen den drohenden Angriff zu wehren." Die unvermeidliche Folge der Verbreitung des Chauvinismus ist also in allen Ländern ein starker Antrieb zur Vermehrung der Angriffs- und Abwehrmittel zu Lande und zur See.

Man kann leider nicht leugnen, daß der Chauvinismus im letzten Vierteljahrhundert ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich gebracht hat.

Obwohl der Friede zwischen den westeuropäischen Ländern und zwischen den Großmächten Europas durch einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren bewahrt blieb, sind die Ausgaben für Heer und Flotte auf eine Höhe gestiegen, die unsre Großväter für unmöglich gehalten hätten; und es besteht noch keine

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Aussicht, daß diese Steigerung ihren Höhepunkt erreicht hat oder daß sie zum Sinken kommt. Die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Staaten weist keine einzige Erscheinung auf, die in so hohem Maße die Besorgnis ruhiger und bedächtiger Männer wachruft. Sie können sich nicht der Tatsache verschließen, daß durch diese riesenhafte Vermehrung der Staatsausgaben für Sachen und Einrichtungen, die das allgemeine Volkswohl nicht vermehren, sondern im Gegenteil hindern und ihm im Wege stehen, der Kredit des Staates sehr ernstlich gefährdet wird, und daß, wenn eine Zeit ungünstiger Konjunkturen hereinbrechen sollte, der finanzielle Zustand in verschiedenen Ländern in hohem Maße beunruhigend werden würde. Für diejenigen, die das Ruder des Staates zu führen haben, ist es außerdem eine schmerzliche Enttäuschung, daß so viele wirklich dringende Bedürfnisse, für die der Staatssäckel offen sein sollte, unbefriedigt bleiben müssen, weil der Kriegsmoloch mit seiner unersättlichen Begierde vor allem befriedigt werden muß.

Wer das Uebel gründlich bekämpfen will, muß es an der Wurzel angreifen. Die Wurzel der Wucherpflanze der übermäßigen Ausgaben für Kriegsrüstungen zu Lande und zur See ist das Mißtrauen der Völker und ihre Furcht vor den bösen Absichten ihrer Nachbarn. Dieses Mißtrauen entspringt zum großen Teil, wie schon oben bemerkt, den zügellosen Aeußerungen der Chauvinisten.

Wer daher diese Aeußerungen zum Schweigen bringt oder den Glauben daran zu erschüttern oder zu zerstören versteht, wird sich das größte Verdienst in dem Streit gegen das unsinnige Anwachsen der Kriegsausgaben erwerben.

Wir denken hier natürlich zuerst an das, was die Regierungen tun können. Sie können in dieser Richtung in verschiedener Weise tätig sein, z. B. durch Einführung von Strafbestimmungen, so wie die jetzt in Oesterreich vorgeschlagene, die wie folgt lautet: „Von der Gefährdung des Friedens. Wer durch eine Druckschrift eine unwahre oder entstellte Nachricht verbreitet, durch welche die Beziehungen der Monarchie zu einem fremden Staate gefährdet werden, wird mit Gefängnis oder Haft von einer Woche bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe von 50 bis 4000 Kronen bestraft."

Sicherlich darf man keine zu hochgespannten Erwartungen an die Folgen derartiger Strafbestimmungen knüpfen. Gewiß sollen sie nicht zur Verfolgung aller chauvinistischen Aeußerungen führen, sondern nur gegen solche, von denen zweifellos bewiesen werden kann, daß sie völlig unwahr sind oder doch die Tatsachen stark entstellen. Mag dann auch die repressive Kraft nicht groß sein, die Präventivwirkung wird nicht ganz ausbleiben. Das Bestehen dieser Strafbestimmung wird zur Behutsamkeit zwingen. Journalisten, politische Schriftsteller werden sich zweimal bedenken, ehe sie Tatsachen melden, von deren Richtigkeit sie nicht völlig überzeugt sind. Was zweifellos eine günstige Wirkung dieser Strafbestimmung in hohem Maße fördern würde, wäre die Aufnahme derselben in alle Gesetzbücher der europäischen Staaten. Eine internationale Uebereinkunft darüber wäre, wenn z. B. ein Schritt dazu von der österreichischen Regierung ausginge, vielleicht zu erreichen.

Digitized by Google

Außer dieser dauernden Eindämmung öffentlicher chauvinistischer Aeußerungen, die nicht im Einklang mit der Wirklichkeit stehen, haben die Regierungen noch andre Mittel in der Hand, durch die die geängstigten und durch kriegslustige Geister aufgeregten Völker beruhigt und wieder in eine friedlichere Stimmung gebracht werden können. Solche Mittel wären Mitteilungen an die Tagespresse und Erklärungen in offiziellen Publikationen oder in der Volksvertretung. Was unlängst durch den deutschen Reichskanzler im Reichstag über das Verhältnis zwischen England und Deutschland gesagt wurde, hat zweifellos in weiten Kreisen einen beruhigenden Eindruck gemacht. Mitteilungen in diesem Sinn aus dem Munde derjenigen, die in den großen Staaten die Macht in Händen haben, finden Vertrauen, weil jeder begreift, daß Minister mit größerer Befugnis ein Urteil über die internationalen Verhältnisse aussprechen können als Zeitungsschreiber oder Militärs, und auch weil es auf der Hand liegt, daß sie, die für die Sicherheit des Staates verantwortlich sind, eher geneigt sind, durch eine etwas zu düstere Auffassung der Dinge oder durch bedenkliches Stillschweigen der Meinung Raum zu geben, daß die Lage in der Tat nicht ganz unbedenklich sei, als daß sie mit leichtfertiger Sorglosigkeit durch rosenfarbige Darstellungen der internationalen Verhältnisse der Idee Vorschub leisten möchten, daß die Zeit für große Kriegsrüstungen vorbei sei.

In Ländern, wo das parlamentarische System und infolgedessen das Parteiwesen stark entwickelt ist, werden solche Erklärungen zuweilen einen weniger überzeugenden Eindruck machen. Die starke Verbitterung zwischen den politischen Parteien erhebt dann wohl einmal den Vorwurf fehlender Vaterlandsliebe. Man schleudert seinem Gegner die Beschuldigung ins Gesicht, er arbeite mit seiner Politik am Ruin der Landesverteidigung, nur um die Lasten, die auf der Nation liegen, nicht zu vermehren, und suche die von außen drohenden Gefahren durch schönklingende Versprechungen zu verschleiern. Auf solche Weise erreicht die Parteileidenschaft, daß die entgegengesetzte Absicht erreicht wird. Inzwischen wird die Gefahr einer solchen Entartung des Parteihaders stets geringer in dem Maße, als die Ausgaben für Heer und Flotte zunehmen. Alle politischen Parteien, die Verantwortlichkeitsgefühl haben, werden allmählich besorgt angesichts dieser Zunahme, sie begreifen mehr und mehr, daß man sich anschickt, einen Weg zu gehen, der zu einem finanziellen Abgrunde führt, und sie wagen nicht, durch skeptische Erörterung der befriedigenden Aussichten, die die Regierung eröffnet, sich noch zu weiterer Verfolgung dieses Weges zu verpflichten für den Fall, daß ihnen dazu die Macht gegeben würde.

Es könnte vielleicht noch ein Mittel in Erwägung gezogen werden, wodurch von Staats wegen die Unruhe besänftigt und die daraus entstehende Bewegung nach Verstärkung der Verteidigungsmittel gezügelt werden könnte. Dies Mittel, zu dem ich gleichwohl nicht raten möchte, wäre ein Verbot an aktive und pensionierte Offiziere, sich über Fragen, die sich auf die Landesverteidigung beziehen, öffentlich auszusprechen, ohne vorher durch die Regierung dazu ermächtigt zu sein. Es ist doch nicht zu verkennen, daß die Enthüllungen und Betrachtungen,

Digitized by Google

die die größte Besorgnis erwecken, zum großen Teil von Militärs herrühren, die, meist ohne jeden Hintergedanken, sich veranlaßt sehen, ihre Wahrnehmungen der Oeffentlichkeit mitzuteilen.

Diese Männer, die sich der Natur der Sache nach fortdauernd mit Fragen der Kriegskunst beschäftigen, die mit großer Aufmerksamkeit alles beobachten, was in den Nachbarländern auf militärischem Gebiet geplant und zustande gebracht wird, und die sich mit Vorliebe in die Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit vertiefen, betrachten den Krieg als eine Eventualität, die sich jeden Augenblick verwirklichen kann. Sie halten sich daher für verpflichtet, auf alle irgend denkbaren Mängel im Kriegswesen ihres Landes hinzuweisen, auf alle Gefahren, die drohen könnten, die Aufmerksamkeit zu lenken und die Regierung anzutreiben, daß sie die Angriffs- und Verteidigungsmittel zum höchsten Grad der Vollkommenheit bringe. In ihrem Feuereifer beschwören sie allerlei Schreckbilder herauf, die oft auf die Einbildungskraft des Volkes eine gewaltige Wirkung ausüben, wie töricht sie auch für den besonnenen und erfahrenen Betrachter sein mögen. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren schrieb in meinem Vaterlande ein alter Offizier eine Broschüre, in der er ein höchst besorgniserregendes Bild entwarf, was die Niederlande zu erwarten hätten, wenn in vollem Frieden, ohne jede Warnung, die deutschen Truppen nachts über die Grenzen zögen und, von allen Eisenbahnen Gebrauch machend, schon am Morgen alle wichtigen Punkte und großen Städte besetzt haben würden, ehe auch nur ein einziger niederländischer Soldat wach wäre. Es kostete in der Tat einige Mühe, um eine Anzahl Leser dieser Schrift davon zu überzeugen, daß sie vor einem solchen unvermuteten Ueberfall nicht die allermindeste Furcht zu hegen brauchten und daß dieses ganze Zukunftsbild ein Casus non dabilis sei.

Es gibt sicher Länder, wo die politische Stellung des Offiziers und selbst des Offiziers a. D. derartig ist, daß ein Verbot von Regierungs wegen, ohne vorherige Bewilligung, Schriften über irgendeine militärische Angelegenheit zu veröffentlichen, für ganz natürlich gehalten und nur eine Verschärfung schon bestehender Vorschriften sein würde. In andern Ländern würden solche Verbote völlig unmöglich sein und mit den allgemein anerkannten Grundsätzen der freien Meinungsäußerung in Widerspruch stehen.

Wie ich schon sagte: für ein Verbot würde ich nichts übrig haben; es würde nur zur Hälfte seinen Zweck erfüllen, denn diejenigen, welchen es darum zu tun ist, Unruhe zu erregen, können ihre Mitteilungen und Betrachtungen bequem in die Oeffentlichkeit bringen, indem sie sich der Vermittlung von Nichtmilitärs bedienen. Auch hier erwarte ich mehr als von gesetzlichen Bestimmungen von der Entwicklung neuer Ideen in der Gesellschaft. Die Auffassung des Berufs und der Pflichten des Militärs fängt langsam an sich zu befestigen, mag es auch in einem Lande langsamer gehen als im andern.

Wohl stellt man an den Militär nicht dieselbe Forderung wie an den Arzt, von welchem man erwartet, daß, obwohl es sein Beruf ist, die Krankheiten zu bekämpfen, er durch hygienische Vorschriften deren Ausbruch zu verhindern sucht;

Digitized by Google

doch aber kann man von ihm verlangen, daß er den Ausbruch eines Krieges nicht zu provozieren sucht und sich den Friedensbestrebungen seiner nichtmilitärischen Umgebung nicht widersetzt. Ebenso wie der hohe Beruf des Soldaten, in Kriegszeiten, wenn nötig, dem Vaterlande sein Leben zu opfern, ihm verbietet, dieses Leben ohne Not aufs Spiel zu setzen, muß er in Friedenszeiten, wie bereit er auch sein möge, auf das erste Signal an die Grenze zu ziehen, sich aller unbedachten und frivolen Handlungen und Worte enthalten, durch die das Unglück eines Krieges über seine Volksgenossen gebracht werden würde, ehe nicht das möglichste versucht worden wäre, diese Heimsuchung von ihnen abzuwenden.

Man hat in früheren Zeiten den Diplomaten häufig die Schuld gegeben am Ausbruch von Kriegen. Der Natur der Sache nach sind aber Diplomaten friedfertig; ihr Umgang erstreckt sich auf Personen aller möglichen Nationalitäten, sie bringen den größten Teil ihres Lebens in fremden Ländern zu, und nationale und antinationale Vorurteile sind ihnen dadurch meist fremd; dazu ist die Beseitigung von Hindernissen und das Beilegen von Streitigkeiten ein wichtiger Teil ihrer Wirksamkeit, wodurch bei ihnen die Anlage zu einem versöhnlichen Auftreten entwickelt wird. Die Diplomatie der Großmächte hat sich denn auch in den letzten fünfundzwanzig Jahren durch ihre Versuche, in allen internationalen Konflikten den Frieden zu bewahren, ausgezeichnet. Es haben sich in diesem Zeitraum sehr heikle Meinungsverschiedenheiten zwischen verschiedenen Ländern gezeigt, die in den meisten Fällen eine friedliche Lösung gefunden haben. Wenn der Krieg unvermeidlich war, blieb er stets möglichst eingeschränkt; vor allem bei dem letzten Streit auf der Balkanhalbinsel hat sich die Diplomatie große Verdienste erworben durch ihr vorsichtiges Vorgehen und ihr sorgfältiges Streben nach Erhaltung guten Einvernehmens zwischen den Großmächten. Dies hätte ihr sicher nicht glücken können, wenn sie nicht die Unterstützung ihrer Regierungen gehabt hätten und wenn nicht diese Regierungen allen chauvinistischen Versuchen, das wechselseitige gute Einvernehmen zu stören, entgegengetreten wären, was ohne Zweifel darauf beruht, daß sie das Bewußtsein hatten, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben. Das ist doch gewiß, daß unter den Millionen, die über die große Frage: Friede oder Krieg nicht zu Worte kommen, doch sehr wenige sind, die den Krieg wünschen. Die Kriegslustigen sind meist lärmend, die Friedliebenden dagegen still und zurückhaltend. Zu Unrecht, denn es ist auch für sie von größter Wichtigkeit, sich zu Gehör zu bringen. In der merkwürdigen Zeit, in der wir leben, in der auf der einen Seite Friedensliebe die Regierungen dazu antreibt, unermüdlich zu arbeiten, um den Krieg zu vermeiden, und sie auf der andern Seite die Furcht vor dem Krieg dazu treibt, bis auf den letzten Pfennig alles für Flotte und Heer zu verwenden, haben die Dolmetscher der öffentlichen Meinung, die für die Erhaltung des Friedens eifern, eine schwere, aber schöne Aufgabe. Sie müssen kräftig und ernst auftreten gegen den Chauvinismus, unter welcher Gestalt er sich auch zeige, und ihn verurteilen, er möge zum Kriege aufstacheln oder zu Bilderdiebstählen in den Museen reizen.

Digitized by Google

Vor allem ist es nötig, die richtigen Grenzen festzulegen zwischen der Vaterlandsliebe und dem Chauvinismus und ebensosehr die zwischen der guten, gesunden Friedensbewegung und dem törichten Hirngespinst einer Verschmelzung aller Völker zu einem Ganzen. Die Idee, daß binnen kurzem eine Zeit anbrechen werde, in der Kanonen und Kriegsschiffe völlig verschwinden, ist ebenso ungereimt wie der Glaube, daß die Völker nicht auf Bestand rechnen können, wenn sie sich nicht hin und wieder mit dem Schwert in der Hand bekämpfen. Vor allem sollte man nachdrücklich auf die unheilvollen Folgen jedes Krieges, sowohl für den Ueberwinder wie für den Besiegten, hinweisen und auf die Richtigkeit des Ausspruches, den Walter Scott einem seiner Romanhelden auf die Lippen legt: „War is the only game from which both parties rise losers."

Der wahre Rampolla

Ueber Mariano Rampolla del Tindaro hat jemand den seitdem vielzitierten Ausspruch getan, daß er ein hervorragender Mann war, weil er die feste Ueberzeugung hatte, es zu sein, und sie nicht verbarg. Er wäre es wirklich gewesen, wenn in der hohen Politik der Wille genügte, während man die Macht in Händen hat, und die Würde, nachdem man die Macht verloren hat; denn er war in der Tat ein Mann von starkem, gebietendem, beharrlichem Willen, während er unter Leo XIII. die Regierung der Kirche leitete; und als nach Leos XIII. Tode seine Hoffnung auf die päpstliche Würde fehlgeschlagen war, wußte er die Enttäuschung in einer Weise zu verwinden, daß er sich auch bei denen Achtung erwarb, die durch eine genaue Betrachtung seiner Politik sich hatten überzeugen müssen und auch heute angesichts seines Todes nur sagen können, daß er keineswegs ein hervorragender Mann war.

Gründliches historisches Wissen, scharfe Menschenkenntnis, die Fähigkeit, die Umstände klug abzuwägen und ihnen die Mittel zum Zweck anzupassen, sind einerseits elementare, anderseits unentbehrliche Gaben für jeden regierenden Staatsmann; und dieser Gaben ermangelte Mariano Rampolla vollständig — man kann geradezu sagen, daß seine Willensstärke in Eigensinn, seine Beharrlichkeit in Verblendung ausartete. So wurde der Abschnitt seines Lebens, der ihm am meisten zur Ehre gereicht, die Zeit seiner gezwungenen Untätigkeit, der für ihn traurigste, während die Periode seines öffentlichen Wirkens vollständig gegen ihn zeugt.

Mehr noch gegen ihn als gegen Leo XIII.; denn es ist jetzt allen klar, daß die Hauptverantwortung für die leoninische Politik während der Regierung Rampollas auf diesen fällt: auf Rampolla, der der verkörperte Ehrgeiz war, während Leo nur die Eitelkeit war; auf Rampolla, der vom ersten bis zum letzten Tage seiner Amtszeit nur *eine* ausschließliche Ligne de conduite hatte, die auf ein einziges, ausschließliches Ziel hinführte, während Leo mit der frauen-

Digitized by Google

haften Unbeständigkeit, die — im Verein mit der Eitelkeit — der Grundzug seines Charakters war, keine solche Richtschnur hatte, weder in seiner religiösen, noch in seiner intellektuellen, noch in seiner staatlichen Politik, und in allen dreien bald liberal und versöhnlich, bald intransigent war. So konnte er, als eben erst gewählt, auf den Gedanken kommen, sich in der großen Loggia von Sankt Peter zu zeigen, um das Volk zu segnen, wodurch er vom ersten Augenblick an die Legende von der Gefangenschaft zerstörte, während er später unversöhnlich wiederholt daran dachte, aus Rom zu fliehen; und einerseits öffnete er den Studierenden die vatikanischen Archive und begünstigte die sozialen Reformen, anderseits verfolgte er die Rosminianer und das Andenken Rosminis und verlangte von dem Pater Tosti den Widerruf seiner Broschüre über die „Conciliazione", die er selbst gebilligt und eigenhändig mit Anmerkungen versehen hatte, und die Pater Tosti nur auf seine Veranlassung der Beachtung Francesco Crispis unterbreitet hatte.

Mariano Rampolla hingegen war ein Mann von überaus starkem Willen. Welches Ziel verfolgte dieser Wille? Dem Papsttum wieder eine große weltliche Stellung zu verschaffen. Darin liegt nichts, was eines Kirchenfürsten, der rechten Hand des römischen Pontifex, nicht würdig wäre. Aber mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen suchte er das Ziel zu erreichen?

Hier muß das Urteil der Geschichte bei aller Anerkennung für das große Programm Rampollas und seiner Regierung sehr streng werden, denn jene Mittel, jene Wege standen in vollkommenem Gegensatz nicht nur zu dem Gefühl, das einen Italiener — wenn auch einen katholischen, d. h Menschheitspriester — hätte beseelen sollen, sondern auch zu der Pflicht des Christen, zu der Einsicht, die den Staatsmann hätte auszeichnen sollen. Er sah in der Tat die Größe des Papsttums nur in dem kläglichsten Anachronismus: in der Wiedergewinnung der weltlichen Macht, und zeigte so, daß er die Zeiten und die Menschen und obendrein noch die religiösen Interessen jener Kirche selbst, deren Wehr und Waffe er hätte sein sollen, vollständig verkannte.

Wie es nicht anders sein konnte, wurde ihm keine Enttäuschung erspart, und keine vermochte ihn zu überzeugen. Zuerst hoffte er ernstlich, daß ihm die Wiederherstellung der weltlichen Macht mit Hilfe Oesterreichs und Deutschlands gelingen würde, und blieb einige Zeit lang in diesem Irrtum befangen, trotzdem — zu allem andern — Oesterreich und Deutschland schon mit jenem Italien, das er zerstören wollte, verbündet waren. Es half nichts, daß ein Mann, von dem man sagen konnte, daß er päpstlicher als der Papst sei, Windthorst, ihm den rechten Weg zeigte. Als der spätere Kardinal Galimberti, der beim Tode Wilhelms I. und der Thronbesteigung Friedrichs III. nach Berlin entsandt war, im Auftrage Rampollas die römische Frage zur Erörterung brachte und dabei das Gespenst der Abreise des Papstes von Rom erscheinen ließ, erwiderte ihm Windthorst:

„Der Papst und die Kardinäle müssen bereit sein, lieber zu sterben als Rom zu verlassen, selbst im Falle eines europäischen Krieges."

Digitized by Google

Ebensowenig half es, daß Bismarck das Gespräch mit der Miene höchster Unlust auf etwas andres gebracht hatte; hartnäckig hielt Rampolla weiter an seiner törichten Hoffnung fest, so daß ein Jahr später (1889), als Monsignore Galimberti, damals noch Nunzius in Wien, den Auftrag erhielt, mit dem damaligen österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern, Grafen Kálnoky, noch einmal über die Angelegenheit zu sprechen, Graf Kálnoky auf eine Frage des Nunzius antwortete: „Jamais Monsieur de Bismarck n'a demandé mon intervention dans la question de Rome, et jamais le Comte Revertera n'a reçu des instructions dans le sens indiqué, et ainsi de suite."

Das, was so unsinnige Hoffnungen erweckt hatte, war ein geschickter Schachzug Bismarcks gewesen; dieser hatte, indem er die Karolinenfrage dem Schiedsspruch des Papstes unterbreitete, wieder einmal gezeigt, wie gut er die Menschen kannte, denn mit dieser äußeren Genugtuung, die er der Eitelkeit Leos gewährte, förderte er die Zwecke seiner inneren Politik und erreichte, daß das Zentrum gegenüber dem militärischen Septennat abrüstete; anderseits zeigte er dann, indem er die Revision der Maigesetze zugestand, daß er die Schwenkung verstand, die das Zentrum selbst vollführen mußte, indem es aufhörte, eine antiunitarische politische Partei zu sein, nur um der Verteidiger und Vertreter geistlicher Tendenzen zu bleiben. Was sodann Rampolla veranlaßte, sich Frankreich zuzuwenden, war nicht nur die offenkundige Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bei den beiden Zentralmächten, sondern eine Rückkehr zum Buche der Geschichte, in dem er, wie sich gezeigt hatte, ebensowenig zu lesen verstand wie im menschlichen Geist.

Allerdings waren Frankreich und weltliche Macht oft seit Karl dem Großen ein und dasselbe gewesen, derart, daß selbst Napoleon, nachdem er das Papsttum so hart behandelt, sich schließlich zu seiner Wiederherstellung herbeigelassen und zugunsten der weltlichen Macht eine französische Republik die römische Republik zerstört hatte, während das zweite Kaiserreich dann in seinem politischen Spiel die Karte Solferino mit der Karte Mentana vertauschte. Und daß in der ersten Zeit Rampollas Frankreich das Ziel im Auge hatte, in Italien die schlimmsten Verwicklungen hervorzurufen, ist erwiesen. Aber es hätte Rampolla klar werden müssen, daß, selbst wenn die Monarchie fallen sollte — worauf zu hoffen einfach lächerlich war —, die italienische Einheit nie wieder zerfallen würde; und selbst wenn dann auch — eine undenkbare Annahme — für einen Tag die weltliche Macht hätte hergestellt werden können, wie hätte sie sich halten können angesichts der so sehr veränderten Zeiten nach dem Jahre 1870, in dem, wie auch schon vorher, die Regierung nur mit Hilfe fremder Garnisonen geführt wurde?

Welches Schicksal die weltliche Macht gehabt hätte — und haben würde —, läßt zur Genüge, auch abgesehen vom Willen der Nation, das jüngste Pronunziamiento der vatikanischen Schweizer erkennen.

Doch was von Anfang an bei Rampolla ein einfacher, wiewohl unentschuldbarer politischer Irrtum war, wurde zu einer Sünde gegen die Religion, gegen

Digitized by Google

die geistliche Macht des Papsttums, als in Frankreich eine leidenschaftliche antireligiöse Politik das Uebergewicht bekam und er dabei beharrte, die Kirche zu Füßen der Republik halten zu wollen. Mehr er als Papst Leo. Schon Ende 1891 schrieb der preußische Gesandte beim Heiligen Stuhl, Herr v. Schlözer, an Monsignore Galimberti: „Plus qu'il baisse (Leo XIII.), plus le cardinal Rampolla tient le haut du pavé."

Dieser Zustand bildete sich seitdem immer mehr aus, denn der weiße Greis war schließlich nur noch der Schatten eines Menschen, der Schatten seiner selbst.

Auf Rampollas Rechnung also ist der Fehler, die Verantwortung, die Verblendung zu setzen. Während er in Italien die Kluft zwischen der Nation und dem Papsttum immer mehr vertiefte, erreichte er in Frankreich, trotz der niedrigsten Kriecherei, nur die Trennung des Staates von der Kirche, die Aufhebung der Vertretung jener selben Regierung beim Vatikan, die nach seiner Ansicht den Vatikan gegen Italien hätte schützen sollen.

Wo also ist der große Staatsmann, den manche Leute in ihm im Leben haben sehen wollen und der jetzt nach seinem Tode von manchen heraufbeschworen wird?

Und um wieviel nicht nur evangelischer als Priester, sondern auch scharfsichtiger als Politiker ist im Vergleich mit ihm jener Kardinal von Hohenlohe, der schon im Jahre 1889, da ihm Rampolla wegen seiner vertraulichen Beziehungen zu den italienischen Regierungskreisen Vorwürfe gemacht hatte, folgendermaßen an Papst Leo schrieb:[1])

„In der letzten Audienz sagte ich Eurer Heiligkeit, daß ich den Minister Boselli eingeladen habe, der die Herstellung der Treppe von San Gregorio zugesagt und andre Gefälligkeiten versprochen hatte. Es schien mir, daß es Eurer Heiligkeit recht sei. Um so größer war meine Ueberraschung, als ich jenen Brief des Kardinals Rampolla erhielt.

„Wir können uns heute nicht mehr von den Persönlichkeiten der italienischen Regierung durch ein chinesisches System abschließen. Gott hat die Dinge so gefügt, daß die Kirche die weltliche Macht nicht mehr zurückerhalten kann. Das Heil der Seelen fordert, daß wir uns darein ergeben, daß wir ruhig in der kirchlichen Sphäre bleiben und den Gläubigen mit unserm Hab und Gut und mit unsrer Belehrung Gutes erweisen.

„Es wird von Fortgehen gesprochen. Nun hat Seine Exzellenz Crispi mich kürzlich ersucht, Eurer Heiligkeit mitzuteilen, daß, wenn Sie Rom verlassen wollten, er sich dem nicht widersetzen und Sie mit allen Ehren geleiten lassen, daß aber Eure Heiligkeit nicht mehr nach Rom zurückkommen werde; daß, wenn Ihr Fortgehen einen Krieg hervorrufen sollte, z. B. von seiten Frankreichs, die Religion dabei ungeheuer viel verlieren würde; daß Italien keinen Krieg führen werde, wenn Frankreich es nicht angreife; daß die italienische Regierung im

[1]) Primo Levi, L'Italico: Da Leone XIII a Francesco Crispi. Roma 1907.

Digitized by Google

Kriegsfalle für die Sicherheit des Papstes in Rom Garantie leiste, daß aber der Papst sich keine Illusion machen möge; wenn er einmal fort sei, würde er nicht mehr nach Rom zurückkehren und der Heilige Stuhl werde einen furchtbaren Stoß erleiden.

„Ferner: Frankreich kommt Rußland im Orient zugunsten des Schismas in jeder möglichen Weise entgegen, um ja das politische Bündnis mit Rußland zu bekommen. Es scheint also wohl, daß recht wenig von dieser Seite zu erhoffen ist.

„Wir Kardinäle haben die strengste Pflicht, dem Papst die Wahrheit zu sagen; darum folgt sie hier:

„Zur Zeit Pius' VI. gingen die 5 Millionen Skudi verloren, die von Sixtus V. in der Engelsburg niedergelegt worden waren, und bei alldem schwor bis zum Jahre 1839 jeder neue Kardinal, jene 5 Millionen, die nicht mehr vorhanden waren, zu bewahren. Erst Kardinal Acton protestierte gegen diesen Schwur im Jahre 1839, und Papst Gregor fand die Einwendungen Actons berechtigt. So läßt man auch heute die Kardinäle Dinge schwören, die sich nicht halten lassen. Daher ist es erforderlich, Abhilfe zu schaffen."

Es konnte daher nicht anders sein, als daß ein Antagonismus zwischen den beiden Männern bestand, von denen der eine, Nichtitaliener von Geburt, aber dem Geist nach Italiener und Christ zugleich, das Wohl der Kirche im Wohl Italiens erblickte, während der andre, Italiener von Geburt und Antiitaliener dem Geist nach, die Kirche schädigte, um Italien zu schaden.

Auch auf dem religiösen Gebiet hatte Mariano Rampolla in der Tat nur Mißerfolge aufzurufen. Durch die Verfolgung der Rosminianer brachte er eine Spaltung in den Klerus, die Vereinigung der orientalischen Kirchen war nur eine Illusion mehr, und die Preisgabe der Polen zeigte wieder einmal, wie er die Religion der Politik unterordnete.

Mit welchem Erfolg, haben wir gesehen.

Wenn es also wahr wäre, daß der Heilige Geist die Kardinäle im Konklave zur Wahl des Nachfolgers Petri inspiriert, wäre Mariano Rampolla nach dem Tode Leos nicht Papst geworden, auch wenn das österreichisch-ungarische Veto nicht erfolgt wäre.

Ich will nicht auf die Frage eingehen, ob dieses Veto ein Ergebnis der Auseinandersetzung war, die darüber während des zweiten Ministeriums Crispi zwischen der Konsulta und der Wilhelmstraße unter den Auspizien des Ministers des Auswärtigen Baron Blanc und des Kardinals v. Hohenlohe, des Bruders des Kanzlers, stattgefunden hat. Wohl aber möchte ich bemerken, daß, wenn wirklich das Ministerium Zanardelli das Veto im Jahre 1903 herbeiführen wollte — wie behauptet wird —, es keine gute Eingebung hatte, denn dem liberalen Italien hätte die Wahl Rampollas zum Papst — angenommen, daß sie eigentlich möglich gewesen wäre — keineswegs Schaden gebracht. Ganz im Gegenteil.

Dem liberalen Italien wäre in der Tat ein in Worten und Taten intransigentes Pontifikat zuträglicher gewesen als ein in Worten intransigentes, in Taten

Digitized by Google

aber konziliantes, wie das Giuseppe Sartos. Zweifellos würde ein intransigentes Pontifikat, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach das Rampollas gewesen wäre, schroffe Meinungsverschiedenheiten im Lager der Katholiken hervorgerufen haben, von denen viele sich in erster Linie als Italiener und erst in zweiter als Klerikale gefühlt hätten, und es würde alle nationalen Kräfte zu einem aufs engste verbundenen Ganzen zusammengeschlossen haben, das sich jedweder Konzession in der inneren Politik gegenüber antipatriotischen, immer auf der Suche nach fremder Hilfe befindlichen Gegnern widersetzt hätte. Die Aera Giuseppe Sarto hat dagegen alles in allem jene Entwicklung der klerikalen Partei — die übrigens immer unvermeidlich, aber viel langsamer gewesen wäre — von einer antiunitarischen zu einer illiberalen nationalen Partei gefördert und beschleunigt. Dieser schlichte Priester, der persönlich ein Vorbild an christlichen Tugenden, ein lebendiges Beispiel der organischen Demokratie der Kirche ist, hat für den italienischen Klerikalismus — wie schon bei seiner Erhebung auf den Stuhl Petri der Verfasser des vorliegenden Artikels nach dem, was der Patriarch von Venedig für die Organisation der klerikalen Kräfte Venetiens zu leisten verstanden hatte —, viel mehr getan als sein stolzer, eitler Vorgänger, der sogenannte politische Papst, und als der Staatssekretär, der der internationalen Politik des Papsttums das Vaterland und die Religion zugleich geopfert hatte. In dem entscheidenden Augenblick, wo — ein undenkbarer Fall — die Hoffnungen Rampollas auf eine Intervention des Auslandes zugunsten der weltlichen Macht im Begriff gewesen wären, sich zu erfüllen, wären alle Italiener, die Klerikalen nicht ausgeschlossen, einig gewesen, und Rampolla hätte sich allein gesehen. Unter den heutigen Verhältnissen wird die italienische liberale Partei mehr als eine heiße Schlacht zu schlagen haben, um den kulturellen Fortschritt des Landes zu sichern. Heute allerdings haben wir, trotz manches Wortes, das unversöhnlich scheinen möchte, wie jenes Ausspruchs, der den König von Italien als „denjenigen, der gefangenhält" bezeichnet — eines Ausspruchs, der im Hinblick auf den internationalen Klerikalismus getan wurde, für den die nützliche Fiktion von dem „gefangenen Papst" aufrechterhalten werden soll — heute haben wir es bei den Wahlen zum nationalen Parlament mit jenem Vertrag Gentiloni zu tun gehabt und werden es wieder damit zu tun haben, der, dementiert und abgeleugnet, dennoch zum Erfolg mehrerer Kandidaten beigetragen hat, die sich gegen die Ehescheidung, zugunsten des Religionsunterrichtes in den Schulen und seiner fortschreitenden Entwicklung und sogar der Wiedereinsetzung der Toten Hand verpflichtet haben. So kann man, nachdem die klerikale Partei in Italien wie in Deutschland aufgehört hat, eine antiunitarische Partei zu sein, sagen, daß jetzt der wahre Kampf zwischen uns beginnt, in Italien unter bedeutend größeren Gefahren für den Liberalismus als in Deutschland, in Anbetracht dessen, daß Italien ein ausgesprochen katholisches Land ist, während Deutschland überwiegend protestantisch ist.

Der angeblichen Größe Rampollas ist also der Boden entzogen worden zuerst durch seinen vollständigen Mißerfolg, dann durch die Erfolge seines un-

Digitized by Google

freiwilligen Gegners. Und wer weiß? Vielleicht verriet die herbe Falte um seine Lippen, die seinem Gesicht einen so verächtlichen Ausdruck gab, daß er im Innersten seines intellektuellen Bewußtseins schließlich selbst davon überzeugt war.

Und vielleicht würde sein angeblich entwendetes Testament das bestätigen.

Rom, 1. Januar 1914.

* * *

Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient

Von

Prof. Dr. Max Eckert (Aachen)

Der Handelsverkehr ist einer der besten Kulturmaßstäbe für ein Land. Je mehr die Verkehrswege und Verkehrsvorrichtungen entwickelt sind, um so höher ist die Kultur des betreffenden Landes. Der Handelsverkehr ist die Vorbedingung des Wachstums der Staaten, nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und militärischer Hinsicht. Von der Verkehrsentwicklung ist die Volksentwicklung nicht zu trennen. Der Verkehr erleichtert die Völkerbewegungen und beschleunigt damit den Gang der Geschichte. — Diese Kernpunkte einer modernen verkehrsgeographischen und verkehrspolitischen Wissenschaft möchte ich an den Anfang meiner Erörterungen stellen und das Folgende immer im Hinblick auf diese Tatsachen betrachtet wissen.

Nachdem das blutige Ringen der Balkanstaaten im vergangenen Jahre ein Ende gefunden hat, dürfte ein nicht minder mächtiges Ringen einsetzen, dessen Ziel auf die wirtschaftliche Blüte der Balkanstaaten gerichtet ist. Wieweit sie aus eigner Kraft zu diesem hohen Ziele gelangen, läßt sich nicht voraussagen, auf alle Fälle werden internationales Kapital und Verpflichtungen verschiedenen Großmächten gegenüber ein einflußreiches Wort in der wirtschaftlichen Entwicklung der südeuropäischen Halbinsel mitzusprechen haben.

Für den Orienthandel hat die Balkanhalbinsel eine von Natur bevorzugte Lage. Da sie unmittelbar bis an Kleinasien heranreicht, ist sie das natürliche Bindeglied Mitteleuropas mit Vorderasien, und außerdem beherrscht sie die Verbindungsstraße vom Mittelmeer zum Schwarzen Meer. Trotz der Fruchtbarkeit vieler balkanischer Beckengebiete und Hügelgelände und trotz der Intelligenz einzelner Volksstämme gehört der Handelsverkehr der Balkanstaaten zu den geringsten unter den europäischen Ländern, wenn wir von Rumänien absehen, das, kaum als ein Balkanstaat zu betrachten, durch seinen Handelsverkehr allen Balkan-

Digitized by Google

staaten überlegen ist und in der Einfuhr sowohl wie in der Ausfuhr mehr als sämtliche Balkanstaaten zusammengenommen bewältigt.[1])

Der Handel auf der Balkanhalbinsel leidet auffällig unter dem Mangel an Verkehrsstraßen, obwohl der Anlage eines reichen Verkehrsnetzes wenige natürliche Hindernisse entgegenstehen, wie das Kalkgebirge im Westen und das Rhodopegebirge. Für Verkehrslinien von Norden nach Süden und Südosten ist das Land geschaffen, also gerade in den Hauptrichtungen des europäischen orientalischen Handelsverkehrs. Während die wenigen Eisenbahnen vielfach noch als Sackbahnen enden, hat sich bis jetzt nur die Linie des Orientexpreß als Hauptstrang herangebildet.

Wo vor dem letzten Balkankrieg halbwegs Ruhe und besonnenes politisches Urteil herrschte und in vernünftiger Weise dem ausländischen Kapital Eingang gewährt wurde, stellte sich bald eine reiche Anzahl verheißungsvoller Ansätze in industrieller und verkehrstechnischer Beziehung ein. Der Krieg hat viel, sehr viel vernichtet, und nur ganz außerordentliche Maßnahmen, pekuniäre Aufwendungen und Kraftanstrengungen sind notwendig, um in den nächsten Jahren die wirtschaftlichen Wunden erst einmal notdürftig zu heilen. Das kann kaum besser geschehen als durch einen mit größter Energie betriebenen Ausbau der Verkehrswege. Darum wird die fieberhafte Bahnbautätigkeit Griechenlands erklärbar; vor allem will es den Bahnanschluß an Saloniki über Papapuli an der Küste entlang gewinnen, um endlich die Jahrhunderte währende wirtschaftliche Insularität in eine verkehrsgeographische Kontinentalität zu verwandeln. Die künftige Sandschakbahn wird gleichfalls eine bedeutende Zufuhrstraße in das westliche Innere der Balkanhalbinsel werden. Ob aber all diese Bahnen und neuen Handelswege außer für den Eigenverkehr auch für den Weltverkehr den Erfolg haben werden, wie er jetzt erträumt wird, bleibt abzuwarten. Die Zukunft sieht in dieser Beziehung nicht allzu rosig aus. Das Bild ändert sich jedoch zugunsten der Balkanstaaten und der europäischen Großmächte, wenn das südosteuropäische Verkehrsproblem großzügig mit Hintanstellung aller partikularistischen Interessen beurteilt, in Angriff genommen und tatkräftig durchgeführt wird; mit einem Wort, für die südosteuropäische Halbinsel muß eine Freihandelszone geschaffen werden, sowohl der Donau entlang wie längs der Eisenbahnlinien, die als Hauptstränge des Handelsverkehrs nach dem Orient führen und Schwarzes Meer mit Aegäischem und Adriatischem Meer verbinden.

Für die Freihandelszone, für deren Breite 10 bis 20 Kilometer in Aus-

---

[1]) Handelsverkehr der Balkanstaaten (in Millionen Mark):

	Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
Rumänien	1911 (1901)	463 (234)	560 (283)
Serbien	1911 (1901)	92 (35)	94 (53)
Bulgarien	1911 (1901)	161 (57)	151 (56)
Griechenland	1911 (1901)	142 (112)	115 (75)
Montenegro	1909 (1902)	5,3 (4)	2 (2)

Digitized by Google

sicht zu nehmen wären, kommt zunächst der Donauweg in Betracht. Der Handelsverkehr darauf ist zwar durch die internationale europäische „Donaukommission" geregelt, zu der Vertreter von Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Frankreich, Rußland, England, Italien, Rumänien und der Türkei gehören. Trotz dieser Regelung der Verkehrsverhältnisse wird der Verkehr auf der Donau erst dann einer neuen und dauernd erfreulichen Entwicklung zugeführt werden, wenn den industriellen Produkten der Großmächte, die für den Orient bestimmt sind, und den Erzeugnissen des Orients, zu dem wir die Balkanstaaten und die Länder Kleinasiens mit anschließenden persischen und indischen Gebieten rechnen, freie Fahrt auf der Donau gewährt wird. Ungarn hat die Kosten der Beseitigung der Verkehrsschranke im Eisernen Tore auf sich genommen und erhebt infolgedessen von allen die Engen passierenden Schiffen Abgaben. Aber trotz der physischen Verkehrserleichterung hat sich der Donauverkehr durchaus nicht gehoben, sondern er ist im Unterlaufgebiet fast auf dasselbe Minimum zurückgegangen, das er vor der Sprengung des Eisernen Tores aufwies; das wenig erfreuliche Ergebnis ist, daß Ungarn jetzt jährlich bei $^1/_2$ Millionen Kronen Einnahmen am Eisernen Tore noch 1 Million Kronen draufzahlen muß, um lediglich das Anlagekapital zu verzinsen. Wird ein reger Verkehr auf dem Donaustrom geweckt, so kann Ungarn selbst bei einigem Bedenken einer Freihandelszone gegenüber nur Vorteile daraus ziehen.

Für den Verkehr auf den Eisenbahnen nach Konstantinopel und Saloniki hat die „Convention à quatre" vom Jahre 1883 zwischen Oesterreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien und der Türkei gesetzliche Vorschriften festgelegt. Nachdem jedoch durch den letzten Krieg viele Strecken des ehemalig türkischen Gebietes unter die Territorialhoheit von Serbien, Griechenland und Bulgarien gekommen sind, dürfte der bisherige verkehrspolitische Statusquo eine Aenderung erfahren, wenn dabei auch sonst alle völkerrechtlichen Grundsätze soviel als möglich respektiert werden. Weit entfernt, den Verhandlungen der Pariser Finanzkommission, die sich eingehender mit den balkanischen Eisenbahnangelegenheiten zu befassen hat, irgendwie vorzugreifen, fasse ich die Eisenbahnfrage von andern Gesichtspunkten auf, und zwar immer hinsichtlich der Bedeutung für den Weltverkehr und den europäischen Frieden. Wie von selbst bietet sich hier bei einigem Nachdenken der Plan, die Freihandelszone der Donaustrecke mit der Adria und dem Aegäischen Meere durch entsprechende Freihandelslinien zu verknüpfen. In die Zone des freien Orienthandels müßten zunächst die Eisenbahnstrecken von Belgrad über Nisch, Sofia, Adrianopel nach Konstantinopel und von Nisch über Uesküb nach Saloniki aufgenommen werden und sodann die wichtige, zum größten Teil noch auszubauende Querverbindung Medua im neuen Albanien—Skutari—Djakova—Prischtina—Nisch. Die Fortsetzung dieses Straßenzuges bildet die bekannte Strecke Nisch—Sofia; von hier aus dürfte sich die Freihandelslinie nordostwärts wenden, um bei Sanowit oder Nikopol die Donau zu erreichen. Die gesamte Strecke würde eine direkte Verbindung zwischen Schwarzem Meere und der Adria darstellen und Albanien, Montenegro, Serbien, Bulgarien und Rumänien berühren.

Digitized by Google

Längs der projektierten Eisenbahnlinien nach dem Adriatischen Meere sollen die Souveränitätsrechte der Balkanstaaten in keiner Weise angegriffen werden, sondern im Gegenteil durch die an die Linien festgelegte Freihandelszone gestärkt werden, insofern hierdurch die Balkanstaaten in die Lage kommen, einen weit größeren Verkehr nach dem offenen Meere und entfernteren Handelsgebieten zu begründen und zu fördern. Auch für Konstantinopel eröffnet sich durch die neuen Freihandelswege eine günstige Perspektive für seine künftige Handelsverkehrsentwicklung und künftige handelspolitische Kraft und Macht. Wenn es heute auch nicht mehr den Handel mit Persien ausschließlich beherrscht, wenn es heute nicht mehr der Angelpunkt für den Handel zweier Kontinente ist, so wird es doch stets im Brennpunkt europäischer Politik liegen, so wird es doch stets im inneren und äußeren europäischen Handel, insbesondere im Orienthandel, eine große Rolle spielen.

So frappierend, vielleicht vielen utopistisch der Vorschlag zur Begründung einer Freihandelszone zwischen Schwarzem Meer und der Adria klingen mag, so gewinnt er reale Kraft und greifbaren Boden, je mehr man sich in das Problem vertieft und es von höherer Warte aus zu beleuchten und zu durchdringen sucht. Gegenüber dem gewaltigen biozeanischen nordamerikanischen Welt- und Wirtschaftsreich und dem aus seiner Lethargie erwachenden chinesischen Riesen zeigt Europa, wenn wir von dem Osten des Erdteils absehen, auf wesentlich kleinerer Fläche ein Konglomerat sich oft und dauernd befehdender Wirtschaftsstaaten; und vorauszusagen, daß der europäische Kontinent infolge seiner staatlichen Zerkleinerung den außereuropäischen Weltwirtschaftsmächten — wenn nicht jetzt schon, so doch in naher Zukunft — nicht gewachsen sein wird, bedarf keiner besonderen prophetischen Begabung. Auf diese drohende Gefahr wird nicht zum erstenmal aufmerksam gemacht, und Stimmen sind laut geworden, die zu einem wirtschaftlichen Zusammenschluß der westeuropäischen Staaten mahnen und diesbezügliche Vorschläge der Oeffentlichkeit bereits unterbreitet haben. Wie es nun in den Vereinigten Staaten von Nordamerika möglich ist, daß bei jeglicher Hochhaltung der nationalen Eigenart Italiener, Franzosen, Engländer, Iren, Deutsche, Polen, Russen, Norweger, Schweden usw. friedlich beieinander wohnen und es zu Wohlstand bringen, sollte es da bei nötiger Einsicht und von wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitetem Entgegenkommen nicht möglich sein, internationale, dem Ganzen dienende Freihandelswege zu schaffen? Sicher ist, daß dadurch wie überhaupt durch eine Handelsdiplomatie mit großem Horizont das gegenseitige Mißtrauen, die gegenseitige Anfeindung und die fieberhaften Rüstungen gemildert, wenn nicht gar beseitigt werden können. Nicht allzuoft bietet sich für Europa die Gelegenheit, an die Einrichtung neuer Verkehrslinien von durchgreifender internationaler Wichtigkeit heranzutreten; außer im Alpengebiet und im Osten des Kontinents bleibt nur ein von der Natur gegebener großer und bedeutungsvoller Verkehrsweg übrig, eben die Donau, der größte Fluß Mitteleuropas.

Oesterreich-Ungarn hat offenbar das meiste Interesse an der neuen Freihandelszone. Gewiß wird es dem Donaureich bei den jetzigen veränderten

Digitized by Google

politischen Machtverhältnissen auf dem Balkan nicht schwer werden, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, die seinem Handel mit dem nahen und dem fernen Orient keinen Schaden bringen; immerhin kann es sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß mit jeder internationalen Sicherung des Orienthandels auch ihm in höchstem Grade gedient ist. Darum ist vielleicht Oesterreich-Ungarn der geeignetste Staat, eine diplomatische Auseinandersetzung bzw. internationale Verhandlung hierüber zu führen, denn für es bedeutet der Donauhandel eine Lebensfrage. Trotz der „Donaukommission" könnte eines Tages Oesterreich durch Schutz- oder Kampfzölle oder durch Krieg vom Schwarzen Meere und vom Orienthandel abgeschnitten werden. Eine größere Bürgschaft für den Frieden als die gegenwärtigen Verhältnisse bietet auf jeden Fall die internationale Freihandelszone. Nach Nordwesten und Südosten sind für Oesterreich-Ungarn die Haupthandelsrichtungen gegeben. Der nahe Orient tritt immer stärker als Rohproduzent der Doppelmonarchie gegenüber, während diese jenem gegenüber mehr als Industriestaat erscheint; die gegenseitige Abhängigkeit wird von Jahr zu Jahr intensiver.

In Ungarn sowohl wie in andern Großstaaten dürften sich die Agrarier regen und der neuen Freihandelszone Widerstand entgegensetzen, dem jedoch von vornherein zu begegnen wäre, indem die Agrarprodukte ganz oder teilweise von der Freihandelszone ausgeschlossen werden sollen. Wenn der agrarische Standpunkt besonders für Ungarn als ein schwerwiegender erscheint, so dürften andre ungarische Einwände, die sich beispielsweise auf die Antipathie den Rumänen gegenüber gründen, im Interesse der großen Sache in den Hintergrund gestellt werden; denn die Freihandelszone, die für alle europäischen Großmächte und für den Weltfrieden von größter Tragweite ist, ist eine europäische Frage, die ernst ins Auge gefaßt und durchgefochten werden muß. Kleine staatliche Sonderinteressen sollten hierbei vernünftigerweise schweigen.

Außer Oesterreich-Ungarn haben ebenfalls die andern europäischen Großmächte, soweit sie im Interessengebiet der Freihandelszone liegen, großen Nutzen von der neuen Welthandelsstraße, hauptsächlich wenn deren Machtbereich wesentlich erweitert wird. Als natürliche Fortsetzung des Donauweges bietet sich der Rheinweg dar, der mit jenem bereits eine Verbindung im Main- und Ludwigskanal besitzt. Jetzt wäre die Zeit gekommen, wo endlich die alte „Fossa Carolina", der bayrische Main-Donau-Kanal, seine Bedeutung und seinen Ausbau als Ueberlandwasserweg zwischen West- und Südeuropa erhalten würde, also das Ansehen eines der wichtigsten europäischen Wasserwege, dem schon Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann eine Wichtigkeit gleich der des künftigen Suez- und mittelamerikanischen Kanals beimaß. Zunichte würde alsdann das in neuerer Zeit öfters angeführte prophetische Wort Fr. Lists werden: „Verbindung der Nordsee mit dem Schwarzen Meer klingt groß, aber es steckt wenig dahinter. Die Nordsee ist mit dem Schwarzen Meer längst durch einen natürlichen Kanal verbunden, der zwar um Europa herumführt, aber Schiffe von 300 Tonnen trägt." An dieser neuen interozeanischen Freihandelsstraße von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer hätte Großbritannien das größte Interesse, da durch sie eine andre Handels-

Digitized by Google

straße nach Persien und Indien geöffnet und gesichert wird; denn Englands Suprematie im Mittelmeer hat durch die Entente gelitten, und der Seeweg nach Indien erscheint deshalb nicht ungefährdet.

Würde die Freihandelszone Donau-Rhein ihrer Bedeutung entsprechend ausgebaut, so dürfte sie alsbald eine andre nach sich ziehen, die endlich die diagonale europäische Wasserscheide der Schiffahrt durchbrechen wird, auf die vor kurzem erst R. Hennig in seinen „Hauptwegen des Weltverkehrs" nachdrücklichst hingewiesen hat. Diese verkehrsgeographische Wasserscheide, die die schiffbaren Wässer des europäischen Nordostens von denen des Südwestens trennt, verläuft von der Nordsee zwischen Weser und Ems südwärts, alsdann über Fichtelgebirge, Böhmerwald, Böhmisch-Mährische Höhe, Beskiden und Karpathen und erreicht zwischen Pruth und Dnjester das Schwarze Meer. Die in Oesterreich ebenso oft erstandenen wie wieder begrabenen Kanalprojekte würden mit einem Schlag neues Leben erhalten und vorzugsweise dem Projekt eines Kanals von Wien nach Prerau das Wort reden. Von Prerau würde ein Arm zur Elbe (Prerau—Pardubitz) und der andre zur Oder (Prerau—Oderberg) führen. Wie R. Hennig richtig hervorhebt, ist Oesterreich für den Bau eines solchen Kanalnetzes nicht mehr der einzige Interessent, und Deutschland, Ungarn, Rumänien und Rußland würden sich melden; letzteres hat bereits bei der Freihandelszone durch die Balkanhalbinsel kein geringes Interesse. Durch das Donau-Elbe- und Donau-Oderkanalprojekt würde die Freihandelszone weitere Ergänzungsarme nach der Nordsee und der Ostsee erhalten, und alsdann dürften außer Rußland die skandinavischen Länder mit auf dem Plan erscheinen.

Neben den europäischen Großmächten hat eine Anzahl von Klein- und Mittelstaaten unsers Kontinents, soweit sie von der neuen Freihandelszone näher oder ferner tangiert werden, Gewinn; sie einzeln aufzuzählen, mag hier unterbleiben. Selbstredend haben die Balkanstaaten den größten Gewinn, der ihnen einmal aus dem Zwischenhandel erwächst und sodann in dem Export eigner gewerblicher Erzeugnisse. Die bis jetzt daniederliegende Industrie der Balkanländer würde neue Impulse empfangen und für neue Gewerbezweige ein gedeihlicher Boden bereitet werden. Allüberall wird es sich erweisen, daß die Freihandelszone eine eminent ökonomische und politische Bedeutung hat. Infolgedessen dürfte die finanzielle Frage für die Balkanstaaten in eine neue und günstigere Beleuchtung als bisher treten. Der Einfluß der neuen Weltverkehrsstraße wird sich von der europäischen Südosthalbinsel aus gleichstark nach Nordwesten, nach Europa, wie nach Südosten, Kleinasien und den andern benachbarten asiatischen Ländern, äußern. Ein ganz andres Gesicht und reicher ausgefülltes Leben wird der Orienthandel erhalten, wenn fast alle Orientwaren von Indien, Persien, Kleinasien, von den Balkanländern durch Europa hindurch auf bestimmten Wegen frei passieren können, ebenso die Rückfrachten nach dem Orient von allen Großmächten und Balkanländern.

Die Entwicklung und Sicherung des Verkehrs auf der Donau und den verbindenden Eisenbahnlinien nach dem Adriatischen und Aegäischen Meere durch

Digitized by Google

eine Freihandelszone ist eine Notwendigkeit und bedeutet einen der größten Fortschritte im Welthandel sowie eine starke Friedensgarantie im nahen Orient. Eine großzügig denkende und tätige Handelsdiplomatie muß die Expansionsdiplomatie, die nicht selten vom Nationalitätenhaß inspiriert ist, ersetzen. Europa wird nicht zur Ruhe kommen, wenn die Diplomatie der Großmächte sowohl wie auch die der kleineren Staaten stets Grenzerweiterungen als Ziel betrachten. Die Geschichte hat als Lehrmeisterin genugsam gezeigt, daß jede Expansionspolitik selbst nach erfolgreicher Durchführung ihrer Pläne neue Keime für neue Kriege hinterläßt. Auch der erfolgreichste Sieger wird aus einem großen Kriege mit den schwersten Wunden heimkehren und Milliardenopfern, die auf Jahrzehnte den Wohlstand selbst der siegreichsten Nation vernichten; hingegen kann eine einzige große Freihandelsstraße für den Welthandel den Aufschwung und das Wohl vieler Völkerschaften veranlassen und dauernd heben. Ein solch segensreiches Werk des Friedens zu stiften, dafür bietet sich jetzt die günstigste Gelegenheit, und die Machtfrage, die sich hierbei aufrollt, ist gegenwärtig leichter zu lösen, als wenn sich die Verhältnisse anders wie heute zugespitzt haben und wenn zuletzt die Not infolge des erdrückenden Uebergewichtes der außereuropäischen Weltwirtschaftsreiche die europäischen Staaten zum wirtschaftlichen Zusammenschluß zwingen müßte, aber dann zu einer Zeit, wo es sicher zu spät ist, um mit Gewinn gegen den heranflutenden außereuropäischen Wirtschaftsstrom anzukämpfen. Mag dem heutigen Europa der Vorwurf einer Politik der verpaßten Gelegenheiten erspart bleiben. Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat.

Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen

Biographische Skizze aus den Jahren 1806 bis 1836

Von

Julie v. Goßler

Wenn uns in diesem Jahre die 1813 geschehenen Ereignisse in besonders eindrucksvoller Weise in Wort und Bild wieder vor Augen geführt werden, so gehört wohl in erster Linie in die Reihe edler Frauengestalten, deren Andenken mit jener Zeit eng verknüpft ist, das Bild der Fürstin Luise Radziwill, geborenen Prinzessin von Preußen, der Schwester Louis Ferdinands, der Freundin der Königin Luise. — Ihre im Sommer 1912 in deutscher Uebersetzung erschienenen Memoiren ergeben ein ausführliches Lebensbild bis zum Jahre 1815, das, teilweise wenigstens, fortgeführt wird durch das Werk Bruno Hennigs: „Elisa Radziwill, ein Leben in Liebe und Leid". Trotzdem bleiben noch einige Lücken auszufüllen für das letzte Drittel ihres Lebens, vor allem für die Jahre

Digitized by Google

1815 bis 1820. Dies in erschöpfender Weise zu tun, konnte selbstverständlich nicht das Ziel dieser anspruchslosen Skizze sein, die in abgekürzter Form einem zusammenhängenden Lebensbilde der Fürstin entnommen ist. Sie bezweckt lediglich, auch ihrerseits zur Belebung des Andenkens dieser Hohenzollerntochter beizutragen, indem versucht wurde, in großen Zügen ihr Leben darzustellen, und zwar beginnend von dem Zeitpunkt ab, an dem die Fürstin persönlich hineingezogen wurde in das Geschick ihres Vaterlandes, insbesondere in das des Königshauses. Das freundschaftliche Verhältnis, das sie schon damals mit fast allen seinen Gliedern verband, wurde auch in späteren Jahren, als die Liebe des jungen Prinzen Wilhelm zu ihrer Tochter Elisa sie in eine besonders schwierige Lage versetzte, nicht zerstört. Ihr seltener Herzenstakt, verbunden mit größter Klarheit und Schärfe des Verstandes, befähigte sie, in allen Lebenslagen den allein richtigen Weg zu erkennen und zu verfolgen.

Zur Orientierung sei vorausgeschickt, daß Prinzeß Luise von Preußen am 24. Mai 1770 als Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, des jüngsten Bruders Friedrich des Großen geboren wurde. Ihr folgten drei Söhne, Louis Ferdinand, Heinrich und August, von denen Louis Ferdinand und der frühverstorbene Heinrich ihre unzertrennlichen Gefährten waren. Da das Leben in ihrem Elternhause kein harmonisches war, so entfaltete sich das Wesen Prinzeß Luisens erst völlig in ihrer Ehe, die sie am 17. März 1796 mit Prinz Anton Radziwill schloß, einem Sproß aus altlithauischem Geschlecht von ehemals souveräner Machtstellung, das jedoch durch die Teilung Polens zu dem Range begüterter Magnaten herabgedrückt worden war. Diese Ehe mit dem künstlerisch bedeutenden Prinzen, der äußere Vorzüge mit den reichsten Herzens- und Verstandesgaben vereinte, gestaltete sich trotz des Rangunterschiedes wie des der Konfession, der Nationalität und des Alters — Prinzeß Luise war fünf Jahre älter als ihr Gatte — zu einer selten harmonischen Verbindung, die siebenunddreißig Jahre lang Prinzeß Luise ein in dieser Beziehung ungetrübtes Glück geschenkt hat. Bis zum Jahre 1806 waren dem prinzlichen Paar fünf Kinder geboren worden, Wilhelm 1797, Ferdinand 1798, Luise 1799, Helene 1802 (gestorben 1803), Elisa 1803.

1806 bis 1815

Es war am 11. August 1806 während der Probe zu einer Aufführung, die für Prinz Karl von Mecklenburg, den Bruder der Königin, veranstaltet wurde, als diese Prinzeß Luise Radziwill unter Tränen zuflüsterte, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei. Zwar fand das Fest am folgenden Tage noch statt, aber es glich mehr einer Trauerversammlung als einer heiteren Geburtstagsfeier. Schon am 6. September kam die Marschorder für Louis Ferdinand. Neben dem Abschiedsschmerz um den geliebten Bruder litt Prinzeß Luise tief unter einer Verstimmung, die zwischen ihm und dem König herrschte. Weder dieser noch die Königin empfingen ihn vor seinem Ausrücken, eine Härte, die Prinzeß Luise lange nicht verwinden konnte. Ihr selbst sagte eine Vorahnung, die sie so oft empfunden hat in den entscheidenden Augenblicken ihres Lebens,

Digitized by Google

daß es eine Trennung auf immer sei, d. h. für dieses irdische Leben. Als sein Vermächtnis legte Louis Ferdinand ihr in letzter Stunde seine Kinder ans Herz, den dreijährigen Louis und die zweijährige Blanche, die, hervorgegangen aus seiner Verbindung mit Paula Fromm, zärtlich geliebt von ihm, in einer Umgebung aufwachsen sollten, die geeignet war, alles Gute in ihnen zu entwickeln. Wenn je eine Bitte Erfüllung gefunden hat im weitesten Maße, so war es sicherlich diese!

Am 20. September verließ auch das Königspaar Berlin, nicht ohne bewegten Abschied von Prinzeß Luise genommen zu haben, wobei sie auch liebevoll Louis Ferdinands gedachten. Angstvolle Tage folgten, ausgefüllt durch die Bemühung Prinz Antons, schriftlich beim König Gehör für seine Landsleute zu finden, die teilweise wenigstens ihre Dienste angeboten hatten, unter ihnen Fürst Poniatowski. Unbegreiflicherweise fand dieses Anerbieten, wie so vieles für uns damals Wertvolle, keine Beachtung. Am 10. Oktober, dem Todestage Louis Ferdinands, bestärkte eine unerklärliche Erscheinung Prinzeß Luise noch in ihren bangen Vorgefühlen. Am 11. kam die Nachricht von ausgebrochenen Feindseligkeiten, aber erst der 13. Oktober brachte die volle Gewißheit. Während der ganze übrige Hof bei Prinzeß Wilhelm von Preußen[1]) zur Geburtstagsfeier versammelt war, erfuhr Prinzeß Luise in Bellevue die Bestätigung aller ihrer Ahnungen. Es war eine der schwersten Stunden ihres Lebens! Nicht nur die Gewißheit, den geliebten Bruder verloren zu haben, auch die Kluft, die sich in dieser Stunde zwischen ihr und ihren Eltern wieder auftat, die mit Ruhe, ja geradezu mit Teilnahmlosigkeit den schweren Schlag ertrugen, erschütterte sie tief. Erst ihres Gatten warmes Mitgefühl löste ihren starren Schmerz. Während ihre Eltern in Anbetracht ihres hohen Alters beschlossen, in Berlin resp. in Bellevue zu bleiben, mußte sie selbst sich schweren Herzens am 18. Oktober zur Abreise entschließen mit ihrem Gatten und ihren vier Kindern, begleitet von Gräfin Neale und Herrn v. Brancion, einem Freund ihrer Familie. Am 20. des Monats wurde Stettin erreicht, am 1. November Oliva bei Danzig. Hier in Danzig fand sich fast die gesamte königliche Familie wieder zusammen, die königlichen Kinder mit Prinzeß Solms, der Schwester der Königin, Prinz und Prinzeß Wilhelm, die eben von einer Tochter entbunden worden war, und eine Schwester des Königs, die früher so heitere Mimi, Prinzeß von Oranien, deren Gatte schon seit drei Jahren seines angestammten Landes beraubt war. Drückend war vor allem der Mangel an ausreichenden Geldmitteln. Da Prinz und Prinzeß Ferdinand jede Beihilfe verweigert hatten, eine Verbindung mit Warschau vorläufig nicht herzustellen war, so mußte eine Anleihe bei der Großherzogin von Sachsen-Weimar, die sich ebenfalls auf der Flucht nach Rußland befand, die notwendigsten Ausgaben decken. Mitte November erreichte Prinzeß Luise als erstes Mitglied der königlichen Familie Königsberg, das vorläufige Ziel ihrer Flucht.

---

[1]) Prinzeß Marianne von Preußen, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs.

Digitized by Google

Es waren Monate, ja Jahre schwerster seelischer und körperlicher Not und Sorge, die nun über sie hereinbrachen. Bald nach ihrer Ankunft erkrankte ihr ältester Sohn Wilhelm an dem in Königsberg herrschenden Typhus, der ihn wochenlang zwischen Leben und Tod schweben ließ. Dazu mußte Prinz Anton sich doch endlich zu einer Reise nach Polen entschließen, da seine Mittel vollständig erschöpft waren. Während er sich auf dem Wege nach Warschau befand, zog Napoleon dort ein, von den Polen enthusiastisch begrüßt als Vaterlandsretter, der gekommen sei, ein selbständiges Königreich Polen wieder herzustellen. Wollte Prinz Anton sich nicht, von den Verhältnissen gezwungen, gleichfalls Napoleon anschließen, so mußte er jede Begegnung mit dem Kaiser vermeiden. Er kehrte daher Anfang Dezember unverrichteter Dinge nach Königsberg zurück, wo den Flüchtlingen jetzt wenigstens einen Monat verhältnismäßige Ruhe beschieden war, aus dem erst Napoleons Heranmarsch, Anfang Januar, sie wieder aufschreckte. — Es waren vielleicht die schwersten Tage ihres Lebens für Prinzeß Luise, als der Hof am 4. Januar 1807 mit der todkranken Königin nach Memel flüchtete, als ihr Gatte sich zur Reise nach Galizien und Böhmen entschließen mußte, während sie selbst, durch Wilhelms Krankheit festgehalten, sich und ihre Kinder schutzlos dem Zorne Napoleons preisgegeben sah. In diesen Stunden höchster seelischer Qual war es, wenn wir ihre Aufzeichnungen und späteren Notizen recht verstehen, daß sie den Grund und die Richtschnur ihres ganzen späteren Lebens fand, den lebendigen Glauben an Gott. War es ihr bis dahin Bedürfnis gewesen, im Zusammenhang zu bleiben mit der göttlichen Macht, die nach ihrem Gefühl unabweisbar in unser Leben hineinragt, so wurde von jetzt ab ihr Verhältnis zu Gott das eines vertrauensvollen, demütigen Kindes.

Die schwerste Prüfung, eine Trennung von ihrem Gatten, wie eine Begegnung mit dem Kaiser, wurde ihr erspart. Durch russische Truppen aufgehalten, schlug Napoleon sein Hauptquartier in Osterode statt in Königsberg auf, so daß es Prinzeß Luise möglich war, Anfang Februar mit den Ihren dem Hofe nach Memel zu folgen. Am 10. des Monats langte sie dort an und nahm bei einem Kaufmann, dem Geheimrat Simpson, Wohnung. Hier in der am Meer gelegenen freundlichen kleinen Stadt mit den saubern Häusern, mit den von Bäumen eingefaßten Straßen, deren breiteste man scherzweise „Unter den Linden“ nannte, war den Flüchtlingen eine verhältnismäßig ruhige Zeit beschieden. Es war, als ob man auf einer entlegenen Insel gelandet sei, zu der nur undeutlich noch das Brausen des Weltgetriebes herüberdränge, und unwillkürlich folgten die meisten, äußerlich wenigstens, dem Beispiel des Königs, der seinen Tag in regelmäßiger Beschäftigung zubrachte, scheinbar unberührt von den Vorgängen des Krieges. Ganz allmählich bildete sich sogar wieder eine Art Hofleben heraus, das dem Potsdamer an Einförmigkeit und Langeweile nichts nachgab, wie Gräfin Voß schreibt. In den Morgenstunden besuchten die Königin und Prinzeß Luise fast regelmäßig Prinzeß Wilhelm, die damals leidend war nach dem Verlust ihrer beiden Kinder, und hier in der Stille schlossen die drei

Digitized by Google

Fürstinnen den festen Freundschaftsbund, der nur zu früh durch den Tod der Königin zerrissen wurde. In diesen Stunden holte die Königin sich Mut für die täglich neue Aufgabe, den unter der Maske des Gleichmuts tief erschütterten König wieder aufzurichten. Nach der Mittagstafel wurden gemeinsame Ausflüge unternommen zu Wagen und zu Schlitten oder die Königin ritt an warmen Tagen mit Prinz Anton spazieren, dessen stets gleichbleibende teilnahmsvolle Liebenswürdigkeit ihn in dieser Zeit, in der das Königspaar von so vielen unzufriedenen und verbitterten Gesichtern umgeben war, zu einem besonders willkommenen Gesellschafter machte. Der Abend versammelte dann einen größeren Kreis bei der Königin, bei Prinzeß Luise oder Gräfin Voß, dessen Teilnehmer zwar wechselten, zu dem aber doch regelmäßig Hufeland, der Arzt der königlichen Familie, gehörte und — wenn in Memel anwesend — Ludwig von der Marwitz, der Reorganisator der Landwehrkavallerie der Mark, Staegemann, der Mitarbeiter Steins, Gneisenau u. a., auch ein großer Teil der ausgewechselten Offiziere und Ausländer.

Im Frühjahr 1807, in der Abwesenheit des Königspaares, traf Prinzeß Luise ein neues Unglück, die schwere Erkrankung der siebenjährigen Lulu. Von einem umstürzenden Teekessel verbrüht, siechte das bis dahin besonders schöne und blühende Kind langsam dahin, „ma petite fiancée“, wie Louis Ferdinand so oft scherzend die braunlockige, kleine Nichte genannt hatte. Auch nahten jetzt Preußens dunkelste Tage, von Prinzeß Luise aufs schmerzlichste empfunden, die Niederlage bei Friedland, das Zusammentreffen der Königin mit Napoleon, der Friede zu Tilsit. Da ihr Gatte abwesend war auf einer Reise nach Wien, wohin er mit einem Spezialauftrag der Monarchen, des Königs und des Kaisers Alexander, zur Regelung der polnischen Frage gesandt worden war, stellte sie einen ausführlichen Bericht über diese Ereignisse für ihn zusammen, der noch heute eine der wichtigsten Grundlagen für die Kenntnis jener Vorgänge bildet.

Mit der Rückkehr des Königspaares nach Memel am 10. Juli — auch Prinz Anton kehrte im Laufe des Sommers dorthin zurück — begann trotz der niedergedrückten Stimmung auf allen Seiten ein regeres, geselliges Leben in der im Sommer einem Badeort gleichenden Stadt. Fürstliche und andre Gäste kamen, vor allem Mitte Oktober, sehnlichst von allen erwartet, Freiherr vom Stein, der Nachfolger Hardenbergs. Wenn es wahr ist, daß der sittliche Wert eines Menschen durch die Wahl seines Umganges bestimmt wird, so war der Prinzeß Luisens ein ungewöhnlich hoher. Die Besten und Edelsten nicht nur ihres Landes, sondern aller Nationen, mit denen sie in Berührung kam, fühlten sich zu ihr hingezogen. Stein, Gneisenau, Marwitz, Humboldt, die Neuschöpfer eines versinkenden Preußens, zählten zu ihren Freunden, die nicht nur in ihr die Fürstin aus Hohenzollerngeschlecht verehrten, sondern vor allem die Frau mit dem klaren Verstand und dem warmen Herzen. Zu dieser ernsteren Lebensrichtung, durch Prinzeß Luise vertreten, fügte Prinz Anton die heitere Anmut des Künstlers. Wo immer er einen Kreis Gleichgesinnter fand, gleich ihm daheim in der Welt des Schönen, fühlte er sich heimisch, gleichviel ob in Berlin oder Memel. So

Digitized by Google

kam es, daß an Prinzeß Luisens Teetisch, vorübergehend wenigstens, noch eine gewisse Atmosphäre von Heiterkeit herrschte, wie sonst nirgends. Trotzdem waren auch für sie die Verhältnisse traurig genug. Wieder mußte sie, Lulus wegen, zurückbleiben, als der Hof am 3. Januar 1808 nach Königsberg zurückkehrte, wohin sie ihm erst Ende des Monats zu folgen vermochte. Hier in Königsberg traf sie endlich wieder mit einem Mitglied ihrer engeren Familie, ihrem Bruder August, zusammen, der im Oktober 1807 auf Ehrenwort aus der französischen Gefangenschaft entlassen worden war. Es war ein dauernder Schmerz für Luise, daß sie zu diesem einzig noch lebenden Bruder kein inneres Verhältnis hatte. Durch die systematische Verwöhnung der Mutter, die ihn zur Selbstsucht und Eigenliebe seinen Geschwistern gegenüber erzogen hatte, war eine Kluft zwischen ihnen entstanden, die keine Bemühung zu überbrücken vermochte. Zwar führte der gemeinsame Schmerz um Louis Ferdinand und um Preußen eine vorübergehende Annäherung herbei, aber zu einem wirklichen Verstehen ist es nicht gekommen.

Am 3. April wurde Lulu von ihren Qualen erlöst. Es war das erste, bewußte Losreißen Prinzeß Luisens von einem ihrer Kinder — ihre Tochter Helene war nur wenige Monate alt gewesen als sie starb —, aber ihr fester Glaube an Gottes Güte in allen seinen Führungen half ihr das schwere Leid zu ertragen.

Ein äußerlich stilles Jahr folgte, innerlich dagegen reich bewegt durch den Kampf hie Stein — hie Hardenberg. Während Prinzeß Luise Stein in diesen Tagen als den einzig möglichen Retter für Preußen ansah, wünschte die Königin, zu erschöpft, um den täglichen, kleinen Zusammenstößen zwischen ihm und dem König zu begegnen, ihn durch den konzilianten Hardenberg zu ersetzen. Nicht nur der Haß Napoleons gegen Stein, auch der Wunsch der Königin und ihrer Umgebung haben zu seiner Entlassung beigetragen. Am 10. Dezember 1808 schied Stein von Königsberg, mit ihm ein treuer Freund für Prinzeß Luise, der ihr teilweise wenigstens durch Wilhelm v. Humboldt ersetzt wurde. Während das Königspaar, von Prinz August begleitet, sich am russischen Hofe aufhielt, wurde am 3. Januar 1809 Prinzeß Luisens dritter Sohn geboren, Boguslaw genannt, nach dem Sohne jenes Prinzen Radziwill, der mit einer Hohenzollernprinzeß, einer Tochter des Großen Kurfürsten, vermählt gewesen war. — Noch ein Jahr fern von der eigentlichen Heimat war den Verbannten beschieden. Für Prinzeß Luise war es eine friedliche Zeit, beglückt durch das stete Zusammensein mit Gatten und Kindern, denen sie sich mit einer Ausschließlichkeit widmen durfte, wie selten wieder im späteren Leben. Nur das zunehmende Leiden der Königin warf einen dunkeln Schatten auf diese Zeit. Nach der Geburt des neunten Kindes der Königin, Prinz Albrecht, am 4. Oktober, rüstete sich der Hof zur Abreise nach dem geliebten Berlin, in dem Prinzeß Luise, wiederum als erste der königlichen Familie, am 22. Dezember 1809 anlangte.

Es war die Mittagshöhe des Lebens, auf der sie jetzt stand. In ihrem vierzigsten Jahr stehend, von Gatten und Kindern umgeben, hatte ihre Erscheinung

Digitized by Google

wie ihr Wesen durch die schweren Schicksalsschläge diejenige Harmonie und Tiefe erlangt, die sie so unendlich anziehend für alle ihr Näherstehenden machte. Ihre Gestalt war imponierender geworden, ihr Wesen noch gütiger und selbstloser bei aller Klarheit des Verstandes. Mit dem Tode der Königin wurde sie der eigentliche Mittelpunkt des Hofes, da Prinzeß Wilhelm, von Natur schüchtern und steif, sich nur den unumgänglichsten, geselligen Pflichten unterzog. Vielleicht kann man Prinzeß Luise den Vorwurf eines Zuviel in bezug auf Geselligkeit nicht ersparen, aber was sie selbst gern entbehrt hätte, war, wie es scheint, Lebensluft für Prinz Anton. Seine heitere, stets der sonnigen Seite des Lebens zugekehrte Natur bedurfte dieses Rahmens von fröhlichen, anregenden Gästen, um sich in all seiner Fülle entfalten zu können. Mit der Rückkehr nach Berlin siedelte Louis und Blanche v. Wildenbruch, die Kinder Louis Ferdinands, zu Prinzeß Luise über. Es war ein neuer Geist, der mit ihnen in das Radziwillsche Haus einzog. Während alle Kinder Prinzeß Luisens, aufgewachsen in der glücklichen Atmosphäre ihres Elternhauses, liebevoll und leicht zu leiten waren, besaßen Louis und Blanche einen mehr kritischen Verstand und waren leicht geneigt, durch Witz und Spott die tieferen Gefühle in sich zu ersticken. Wenn auch natürlicherweise diese Eigenart erst in späteren Jahren zum Ausdruck kam, so war doch von Anfang an ihre Erziehung keine leichte Aufgabe für Prinzeß Luise. Trotzdem hingen beide zeitlebens mit inniger Zuneigung an der geliebten Pflegemutter, deren Erziehungssystem durchaus auf Vertrauen und Liebe gegründet war. — Kritische Geister waren nicht immer einverstanden mit der Kindererziehung im Radziwillschen Hause. Man tadelte die vielen Maskeraden und Kinderbälle, an denen die Kleinen teilnahmen, wie überhaupt ihr vorzeitiges Heranziehen zur Geselligkeit. Wie man auch darüber denken mag, eins gewährte Prinzeß Luise ihren Kindern im vollsten Maße, entgegen aller damaligen Sitte, das stete Zusammensein mit den Eltern. Gräfin Bernstorff entwickelt in ihren Memoiren ein anschauliches Bild von diesem Familienleben (siehe I, S. 277),[1]) wie in der Mitte eines großen Saales Prinz Anton zeichnet, Prinzeß Luise ihre Korrespondenz erledigt, während in den verschiedenen Ecken des gleichen Raumes der Unterricht der Kinder stattfindet.

Das Jahr 1810 brachte Prinzeß Luise mit dem ganzen Volke den schweren, nie ganz verwundenen Verlust der Königin. Bekannt ist deren letzter Brief an die geliebte Freundin, mit der sie im Frühjahr 1810 noch acht frohe Tage im blütenumwobenen Potsdam verlebt hatte, mit seiner merkwürdigen Unterschrift „Louise, Auguste, Wilhelmine, Amalie reine de Prusse, née le 10 mars 1776, gestorben, das weiß ich noch nicht, geborene Prinzeß von Mecklenburg." Mit liebevollster Fürsorge nahm Prinzeß Luise sich der verwaisten Kinder an, besonders der heranwachsenden Söhne, von denen schon damals der dreizehnjährige Wilhelm mit seinem tiefen Gemüt bei äußerer Ruhe ihr besonderer Liebling war.

Der Winter 1810/11 verlief still und bedrückt, nicht nur durch die Trauer

[1]) Gräfin Elise v. Bernstorff. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835.

Digitized by Google

um die Königin, auch die Stimmung des ganzen Volkes war teils niedergedrückt, teils gärend in allerhand mit mystischen Reden umwobenen Plänen zur Abschüttelung des Fremdjoches, an dem vor allem die Mitglieder des Tugendbundes beteiligt waren, eines 1808 von Staegemann u. a. in Königsberg gegründeten sittlich-wissenschaftlichen Vereins, der zwar offiziell schon wieder aufgehoben war, in der Stille aber weiterwirkte und zu dessen Mitgliedern man auch, ob mit Recht, ist nicht erwiesen, Prinzeß Luise zählte. Sie selbst war leidend in dieser Zeit, so daß nur die Näherstehenden sich bei ihr versammelten, deren Häuser sich in der Wilhelmsstraße eins an das andre reihten. Die Dönhoffs, Recks, Redens, Gräfin Brühl mit ihrer Tochter Marie v. Clausewitz und ihrer Enkelin Fanny von der Marwitz, sie alle bildeten mit den Radziwills einen Kreis, dessen wahrhaft vornehme Gesinnung und innere Schlichtheit von der später in neuem Glanze auflebenden Geselligkeit nicht wieder erreicht worden ist. Am 10. Juli 1811 wurde Prinzeß Luisens vierter Sohn geboren, Wladislaus, „der", wie sie in ihren Erinnerungen schreibt, „neunzehn Jahre lang mein ganzes Glück gewesen ist" (S. 253). Vielleicht gerade, weil die Geburt jedes Kindes ihr fast das Leben kostete, liebte sie alle mit einer so innigen, wahrhaft enthusiastischen Zärtlichkeit, daß es nur zu begreiflich erscheint, daß auch ihrerseits die Kinder mit einer ganz besonders warmen und bewundernden Liebe an der Mutter hingen. Auch zu den Großeltern, Prinz und Prinzeß Ferdinand bildeten die Enkel eine Brücke, trotzdem blieb das Verhältnis durch die stets rege Eifersucht der Prinzeß Ferdinand mehr ein formelles als ein inniges.

So kam das Frühjahr 1812 heran und mit ihm Napoleons fast fabelhafte Rüstungen gegen Rußland. Auf einem Maskenball im Radziwillschen Palais erfuhr man zuerst Näheres über die Bedingungen der Allianz, die Preußen, durch die Umstände gezwungen, mit Frankreich hatte schließen müssen gegen den einzigen, aussichtsvollen Bundesgenossen Rußland. Zahlreiche Freunde der Radziwills, unter ihnen Gneisenau und Clausewitz, verließen damals ihr Vaterland, um in russischen oder englischen Diensten gegen Napoleon, aber auch gegen 20000 Preußen zu kämpfen. Unter einem dumpfen Druck, wie in der Erwartung unerhörter Ereignisse verging der Sommer. Endlich am 14. Dezember kamen die ersten, gewissen Nachrichten von dem Untergang der französischen Armee und der Ankunft Napoleons in Paris. Mitten in dieser Zeit höchster, seelischer Spannung, am 29. Januar 1813, wurde Prinzeß Luisens achtes Kind geboren, eine Tochter, die den Kinderreigen im Radziwillschen Hause beschloß. Schnell und leicht wie sonst nie, erholte sich diesmal die Prinzeß, so daß im März, in der allgemeinen Jubelstimmung Berlins über den Abzug der Franzosen, die Taufe der kleinen Wanda stattfinden konnte, bei der York und Wittgenstein Pate standen. Wieder wie im Jahre 1806 begann jedoch die Zeit des Kampfes mit einem schweren Verlust für Prinzeß Luise. Ende April erkrankte Prinz Ferdinand und schloß am 2. Mai, dreiundachtzigjährig die Augen. Kein großer Geist ging mit diesem letzten Bruder Friedrich des Großen zur Ruhe, aber ein liebevolles Herz hatte aufgehört zu schlagen, liebevoll besonders für Prinzeß

Digitized by Google

Luise, für die mit seinem Tode in Wahrheit das Elternhaus sich schloß. Wieder ließen ihr die kriegerischen Ereignisse keine Muße zu stiller Trauer. Am 16. Mai mußte sie sich gegen ihren Willen zur Flucht nach Frankfurt a. O. entschließen, da ein französisches Heer auf Berlin zu marschierte. Erst Mitte Juni traf sie mit ihrem Gatten, nach einem flüchtigen Wiedersehen in Frankfurt, in Berlin wieder zusammen. Sie schildert die Wonne eines solchen Wiedersehens in folgenden Worten (Memoiren S. 284): „Mein Mann kam völlig unerwartet ins Wohnzimmer herein. Seine bloße Gegenwart genügt schon, um unser Dasein zu beleben. Alles nimmt ein lachendes Aussehen an, wenn er in unsrer Mitte weilt. Seine Heiterkeit, seine liebenswürdige Natur, seine Liebe und Zärtlichkeit für die Seinen machen das Glück unsers ganzen Hauses aus." Trotzdem Prinz Anton seiner ganzen Anlage nach eine durchaus unpolitische Natur war, verlangte doch sein strenges Pflichtgefühl, daß er sich stets, soviel in seinen Kräften stand, den Geschicken seines unglücklichen Vaterlandes widmete. Es ist gewiß ein schönes Zeugnis für die seltene Harmonie dieser Ehe, daß in diesen Jahren, in denen oft der Preuße sich mit dem Preußen politisch nicht zu verständigen vermochte, die Verschiedenheit der Nationalität keine Störung zwischen den Gatten hervorrief. Ebenso natürlich wie es für Prinz Anton war, für Polens Einigkeit zu wirken, ebenso selbstverständlich erschien es ihm, daß sein Sohn, in dessen Adern Hohenzollernblut floß, in die Reihen der preußischen Kämpfer eintreten würde. Als daher nach Ablauf des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten von neuem begannen, zog auch der sechzehnjährige Wilhelm Radziwill, bei der Bülowschen Armee eintretend, mit ins Feld. Nicht ohne heiße Sorge sah Prinzeß Luise den Sohn scheiden, und doch war sie erfüllt von einem wehmütigen Gefühl der Genugtuung bei dem Gedanken, daß zwei ihrer nächsten Angehörigen, ihr Sohn und ihr Bruder, dabei beteiligt waren, den Tod Louis Ferdinands zu rächen. Sie selbst widmete sich in dieser Zeit, in der die persönliche Sorge völlig zurücktrat hinter der Not der Allgemeinheit, ganz der Fürsorge für die Verwundeten und Kranken, die bei den mangelhaften Einrichtungen der Lazarette und Krankenhäuser Berlins fast gänzlich auf die private Pflege angewiesen waren. In ihrem Palais, dessen Räume zu Krankensälen umgewandelt wurden, nahm sie hauptsächlich die Landsleute ihres Gatten auf, von denen 100 000 unter Fürst Poniatowski auf der Seite Napoleons gekämpft hatten.

Das Frühjahr 1814 brachte einen völlig ungeahnten Umschwung in den äußeren Verhältnissen Prinz Antons und seiner Familie hervor. Trotz des Reichtums seines Vaters hatte er in den letzten Jahren fast dauernd mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen gehabt, durch die Weigerung des Fürsten Palatin,[1]) die bei Prinz Antons Vermählung ausgemachte jährliche Apanage von 30 000 Talern auszuzahlen. Nun plötzlich versetzte ihn die unerwartete Erbschaft des im November 1813 verstorbenen sechsundzwanzigjährigen Chefs des Hauses Radziwill, Fürst Dominik, dessen ungeheure Majorate von Niesvicz, Olika und Mir, ver-

[1]) Der Vater Prinz Antons, Fürst Michael, war der letzte Palatin von Wilna.

Digitized by Google

bunden mit dem Fürstentitel, von einem Onkel auf Prinz Anton übertragen wurden, nicht nur in eine unabhängige, sondern glänzende Lage.

An ihrem achtzehnten Hochzeitstage erhielt Prinzeß Luise die Nachricht, daß das auf den Gütern ruhende Sequester, veranlaßt durch die Beteiligung Fürst Dominiks an dem Feldzug Napoleons 1812, vom Zaren aufgehoben sei. Sie schreibt: „Heut ist mein achtzehnter Hochzeitstag. Es wird gewiß wenig Frauen geben, die sich dieses Tages mit so viel Befriedigung und so dankbaren Gefühlen gegen die über ihrem Schicksal waltende Vorsehung erinnern (wie ich). Der heutige Tag brachte mir vor achtzehn Jahren mein Eheglück, vor siebzehn die Hoffnung auf Wilhelms nahe bevorstehende Geburt, im vorigen Jahre Wandas Taufe und heut morgen diese gute Nachricht. Gott sei tausendmal gedankt.“

Noch war indessen die Zeit stillen, ungetrübten Familienlebens nicht gekommen. Auf dem Wiener Kongreß bemühte sich Fürst Anton noch einmal vergebens, die Wiederherstellung seines Vaterlandes, vor allem durch Hilfe des Zaren, zu erlangen. Im Februar 1815 entschied sich Polens Schicksal, dessen Hauptmasse, das Großherzogtum Warschau, als Königreich Russisch-Polen an Rußland fiel, die Kernlande, Posen mit Thorn und Kalisch, an Preußen. Am 22. April d. J. wurde der Fürst zum Statthalter von Posen ernannt. Eine neue Phase begann in seinem und Fürstin Luisens Leben. (Schluß folgt)

Fürst Bülows „Deutsche Politik“

Von

Friedr. Noack (Rom)

Die Abhandlung über deutsche Politik am Eingang des dreibändigen Werkes „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.“ hat Fürst Bülow nicht aus eignem Antrieb geschrieben. Es bedurfte dringender Bitten der Herausgeber des vaterländischen Unternehmens, um ihn aus der strengen Zurückhaltung heraustreten zu lassen, die der vierte Reichskanzler seit dem Ausscheiden aus seinem Amt sich auferlegt hat. Wenn der Fürst sich entschloß, über die Politik des Vierteljahrhunderts zu schreiben, von dem seine Regierungsjahre den bedeutsamsten Teil bilden, so geboten ihm Charakter und Gesinnung, unter Verzicht auf Enthüllungen und Polemik jeglicher Art, von Ereignissen, Zuständen und Personen ausschließlich sachlich und mit der abgeklärten, maßvollen Ruhe zu sprechen, die heute noch mehr als in den Jahren seiner staatsmännischen Tätigkeit seinem Wort das Gepräge gibt. Dadurch gerade wird diese Schrift so überaus lehrreich für alle, die am Leben des deutschen Volks teilnehmen, für alle Parteien ohne Ausnahme, für Regierende wie für die Regierten. Hätte ich staatsbürgerlichen Unterricht zu geben, so müßte diese Abhandlung vor allem in den Händen meiner Schüler, der reifen Jugend wie der Erwachsenen, sein

Digitized by Google

als Grundlage politischer Einsicht. Ihr eigenartiger Wert liegt einmal darin, daß der Verfasser keine graue Theorie darbietet, sondern aus dem praktischen Beispiel und dem Selbsterlebten politische Weisheit entwickelt, die durch eine ungemein gründliche Kenntnis der Geschichte und der Schätze der Weltliteratur genährt ist, und weiter darin, daß er mit aller nüchternen Verstandesklarheit ein echt deutsches Empfinden vereinigt, den gesunden Idealismus deutschen Pflichtgefühls und warmer Vaterlandsliebe.

Mit seinem weiten historischen Blick behandelt der Fürst Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik so meisterhaft klar, daß das Wirrsal der einander durchkreuzenden Ereignisse, Reibungen, Zwischenfälle und Verhandlungen sich in die einfachsten Linien auflöst und in so lichter Verständlichkeit vor uns liegt wie ein mathematischer Lehrsatz. Die unerbittliche Hervorkehrung unsres deutschen Interesses erfolgt dabei ohne die geringste Unbilligkeit gegen fremde Völker, weder gegen England noch gegen Frankreich. Obschon Bülow zum Beispiel von der Unversöhnlichkeit der Franzosen gegen uns überzeugt ist, läßt er ihnen doch auf Grund trefflicher Kenntnis ihres Charakters und Geisteslebens alle Gerechtigkeit widerfahren, so daß auch jenseits der Vogesen seine Schrift ohne irgendwelche Bitterkeit gelesen werden wird. Diese Behandlungsweise auswärtiger Beziehungen sollte dem ganzen deutschen Volk und den zu seiner Führung Berufenen als Muster dienen. Wenn der Fürst ebenso vollauf anerkennt, warum unser Emporkommen den Engländern äußerst unbequem sein muß, so weicht er doch darum kein Haarbreit von dem als notwendig erkannten weltpolitischen und Flottenprogramm ab; denn wir erkennen aus seiner Darlegung — und das sollte sich jeder Deutsche unveräußerlich einprägen —, daß die Schaffung unsrer Seemacht nicht dynastischem Ehrgeiz oder den Launen interessierter Kreise entspringt, daß sie weder eine Aeußerung nationalen Uebermuts noch eine unnütze Herausforderung andrer Mächte ist, sondern eine unerbittliche Notwendigkeit, hervorgegangen aus dem natürlichen, unwiderstehlichen Lebensdrang des deutschen Volkes. Zweifler und Kleinmütige mögen aus Bülows Buch lernen, daß unser starker Seepanzer, durch den Deutschland binnen weniger Jahre an die zweite Stelle der Seemächte gerückt ist, geschmiedet werden mußte, weil er ein unabweisbares Bedürfnis für ein Volk war, welches seit seiner politischen Einigung mit seiner Seelenzahl, seiner materiellen und geistigen Arbeit und mit seiner wirtschaftlichen Kraft weit über die engen Grenzen seiner Heimat hinausgewachsen war, weil dieses deutsche Volk durch seine eigne Rührigkeit schon in die Weltwirtschaft und den Wettbewerb mit älteren Mächten eingetreten war, bevor seine Regierung zu weltpolitischen Fragen Stellung nahm. Indem die Reichsregierung unter Kaiser Wilhelm II. das Reich zur Seemacht erhoben und trotz der englischen Eifersucht mit einer starken Flotte ausgerüstet hat, so ist sie damit nur den im Volke lebenden und schaffenden Kräften gefolgt und hat ihre Pflicht als Beschützerin nationaler Arbeit und Wohlstands erfüllt.

Das Leben des Volkes mit seinen Daseinsbedürfnissen und seinem Schaffensdrang, das ist für Bülow der Mutterboden, auf dem Politik und Wirksamkeit

Digitized by Google

der Regierungen erwachsen soll. Darin liegt einer der wohltuendsten Eindrücke der politischen Auffassung des Fürsten, und dieser gesunde, fruchtbare Grundgedanke verleiht seinem System einen echt demokratischen Zug, wie stark er selbst auch die konservative Richtung seiner Politik betonen mag, ohne allerdings konservativer Parteimann sein zu wollen. In Bülow mischen sich die Traditionen des preußischen Militär- und Beamtenadels mit dem freien Selbstgefühl des hanseatischen Bürgers. Er mißt daher auch die innere Politik vielfach mit einem andern Maß als der preußische Konservative.

Der umfangreichere Teil seiner Schrift gilt der inneren Politik. Auch hier polemisiert er nicht, übt aber ungescheut eine großzügige Kritik an unsern Schwächen. Naturgemäß sagt Bülow hier manches, was nicht auf allen Seiten Zustimmung finden wird, aber eine starke Anregung zum Nachdenken findet hier jeder. Auch zur Selbstprüfung; und nach dieser Richtung muß man vor allen Dingen wünschen, daß die Schrift wirken möge. Schon in seiner Ministertätigkeit hat der Fürst die Gabe bewährt, dem Gegner entschieden gegenüberzutreten, ohne jemals zu verletzen. Diese wertvolle Fähigkeit des Fortiter in re, suaviter in modo tritt uns auch in jedem Urteil über Angelegenheiten der inneren Politik entgegen und wirkt wahrhaft vorbildlich. Ein reines Wohlwollen für seine Mitbürger — er gebraucht dies letztere Wort gern — und ein glühendes Vaterlandsgefühl klingen aus seinen Sätzen herzlich anmutend auch da hindurch, wo er ernsten Tadel nicht spart, und der Tadel gewinnt durch jene Beimischung erst recht an Gewicht. Die Abschnitte, in denen Bülow seine Wirtschaftspolitik, den Zolltarif von 1902 und seine Ostmarkenpolitik eingehend begründet, werden vielleicht auch heute noch, obwohl zum Teil der Erfolg schon dafür spricht, seine Gegner nicht völlig entwaffnen, aber auch diese können unmöglich taub bleiben gegen die ethischen Beweggründe und gegen das starke Nationalgefühl, das sich gerade in der Behandlung der Ostmarkenfrage zu einer schönen deutschen Begeisterung erhebt. Selbst die Sozialdemokratie, gegen die Fürst Bülow entschlossenen Kampf will, bis sie niedergerungen oder eine andre geworden ist, wird ehrlicherweise diesem Gegner die Anerkennung nicht versagen können, daß er von aufrichtigem Wohlwollen für die lohnarbeitenden Mitbürger, für den Teil des deutschen Volkes erfüllt, den die sozialdemokratische Partei mit trügerischen Zukunftshoffnungen ausschließlich an ihre Fahnen zu fesseln bemüht ist. Es würde gewiß um die soziale Lage und den inneren Frieden im Reich und in Preußen besser stehen, wenn alle Angehörigen der leitenden Klassen von dem Geist erfüllt wären, den Bülow in den Sätzen ausspricht: „Wir müssen unbeirrt um die Seele unsrer Arbeiter ringen“, wir dürfen den Haß der Sozialdemokratie gegen die besitzenden Klassen nicht mit Haß erwidern, „wir ehren auch am Arbeiter Gottes Angesicht“. Bülow sieht in der sozialdemokratischen Partei die Antithese des preußischen Staates, und schon darum schließt er eine Versöhnung mit ihr aus, weil ihm die preußische Eigenart die staatsbildende Kraft, das Rückgrat des staatlichen Lebens in Deutschland ist, welches nicht gebrochen werden darf. Wer wie der Fürst das Wohl der Gesamtnation als das

Digitized by Google

höchste Ziel der Politik betrachtet, der muß allerdings reaktionäre Strömungen ebenso verabscheuen wie revolutionäre. Darum geht er auch aufs strengste mit dem Sondergeist, mit den partikularistischen Neigungen ins Gericht, die den nationalen Gedanken zu überwuchern drohen. Der Erbfehler des Partikularismus ist ihm der gefährlichste Feind unsrer nationalen Zukunft, mag er sich in Stammeszwietracht äußern oder im Bekenntnishader, im Kastengeist, Standesdünkel, Klassenhaß oder Bureaukratismus. Gegen diese Auswüchse des Sondergeistes, mögen sie im Norden oder Süden wuchern, erhebt er mit ernstestem Nachdruck seine Stimme und bekämpft ihn auch als den Quell unsrer Parteizerrissenheit. Mit einem feinen Verständnis für Volkspsychologie weist er den kleinlichen Parteigeist als den schwachen Punkt im deutschen politischen Wesen nach, der uns zu unserm eignen schweren Schaden hinter die meisten großen Nationen stellt, und verlangt, daß sich das deutsche Volk einen kräftigen Gemeinsinn erwerbe, der über das Kleinliche, Trennende hinwegsieht und nur auf das große Gemeinsame zustrebt, der mit einem Wort das Vaterland über die Partei stellt. Vielleicht sieht Bülow etwas zu schwarz, wenn er fürchtet, das deutsche Volk müsse noch bittere Erfahrungen am eignen Leibe machen, bis es den ihm fehlenden politischen Sinn erwerbe. Er läßt sich wohl auch durch die parlamentarische Gewöhnung erlangen, die bei uns noch nicht alt ist, und durch den erzieherischen Einfluß einer starken Führung in der Regierung, wie sie Bülow dem deutschen Volke wünscht, einer Regierung, die eine lebendige nationale Politik treibt, „eine Politik, die den zahlreichen und immer zahlreicher werdenden Mittelstand anzieht, erhält und stärkt, die ohne bureaukratische Voreingenommenheit dem Talent auch im Staatsleben freie Bahn schafft, eine Politik, die an die besten nationalen Empfindungen appelliert", die den geistig regsamen Teil des Volkes und den Liberalismus nicht abstößt.

Es ist nicht möglich, auch nur die Kernpunkte der Staatsweisheit, die der vierte Reichskanzler in seiner Schrift niedergelegt hat, hier auf engem Raume alle zu würdigen; noch weniger ist es möglich, durch einen Auszug Ersatz zu bieten für die Lektüre der Schrift selbst. Bülows „Deutsche Politik" muß vielmehr in alle Hände kommen und gelesen, bedacht und wiedergelesen werden; so kann der erfahrene Staatsmann zum Praeceptor Germaniae auf dem Gebiet werden, wo es uns Deutschen am meisten fehlt. Nicht alle werden wohl den gleichen Nutzen daraus ziehen, aber eines können wir alle aus dem ehrlich und warmherzig geschriebenen Werke lernen: daß es keinen berechtigten Weg gibt, sich über die Mitmenschen zu erheben, als indem man ihnen dient.

Digitized by Google

Montenegro

Von

Graf Vay de Vaya E. A. S. M. — A. P.

I

Auf dem Wege nach dem Lande der Wolken

Die Straße, die Cattaro mit Cetinje vereinigt, bildet sicherlich den merkwürdigsten Verbindungsweg zwischen zwei Ländern. Von dem einen, am Meer gelegenen, nach dem andern in einer Höhe von etwa 1000 Fuß erbauten Ort muß sie buchstäblich erklettert werden. Um bequem hinaufzugelangen, müßte man sich eigentlich einer Flugmaschine bedienen.

Die Entfernungen könnten anstatt horizontal vertikal gemessen werden. Dalmatiens Grenze ist bei mehreren hundert Metern Höhe an der Felswand angezeichnet. Oberhalb fängt Montenegro an.

Da noch keine Aeroplane im öffentlichen Betriebe sind, erklimmen wir den steilen Berghang zu Pferde. Doch bin ich ganz einverstanden damit, denn dadurch habe ich wenigstens Gelegenheit, bei jedem Schritt den merkwürdigen Weg zu bewundern.

In die Felsenwand gehauen, bietet er die herrlichsten Ausblicke. An dem ungeheuren Absturz, der vom Meeresspiegel bis hoch in den Himmelsdom hineinragt, wurde wie ein Pfad die Landstraße mit wunderbarem Geschick angebracht. Unter uns gähnt der unermeßliche Abgrund, und über uns dehnt sich das weite Aetherblau. Wir haben wahrlich die Empfindung des Fliegens. Wenn wir umherschauen, gewinnen wir den Eindruck, als würden wir durch eine magische Kraft in den Weltenraum hinausgetragen.

An einem sonnigen Morgen verlasse ich Cattaro. Es ist gerade Markt, und die Erzeugnisse aus der Umgebung liegen auf Tüchern auf dem Boden ausgebreitet. Allwöchentlich finden sich die Leute aus nah und fern ein. Jedermann hat etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und für die abgesonderten Bewohner der Berge bilden die Märkte die einzige Gelegenheit, ihre bescheidenen Produkte zu verwerten.

Nachdem ich die Stadtmauern verlassen habe, führt der Weg noch an einigen Villen und Weingärten vorüber. Aber nach wenigen Wendungen bleiben sie zurück, und jegliche Pflanzenwelt wie menschliche Wohnungen hören auf. Dagegen weitet sich die Aussicht immer mehr. Tief unten schimmert gleich einem riesigen Saphir die Bucht von Cattaro, eingeengt durch metallisch glänzende Berge. Der Blick über die Stadt ist unvergleichlich. Die zwischen den winzigen Häusern sich bewegenden, drängenden Menschen erscheinen wie Ameisen, die ohne Zweck durcheinander rennen. Von oben herab betrachtet verliert die Einzelwelt an Wichtigkeit, alle tatsächlichen und vermeintlichen Werte vermindern sich mit der Entfernung.

Digitized by Google

Auf einem hervorragenden Höhepunkt erhebt sich die starke Festung. Ihre Türme ragen wie Zuckerhüte empor. Von unten gesehen, könnte man glauben, daß die Festungswerke die steilsten und höchsten Felsen krönen; je mehr man sich nähert, je mehr steigen noch schroffere, höhere Spitzen ringsum auf.

Eine Stunde und eine weitere vergeht; noch immer habe ich auf meinem Weg wie auf einer Art Leiter den Wolken entgegenzuklettern. Das schwindelnd steil abstürzende, massige graue Gestade, das den Bergen als Untergrund dient, ist zweifellos eine der überraschendsten Bildungen der Balkanhalbinsel. Während der unzähligen Drehungen, mit denen der Pfad sich emporschlängelt, stoße ich auf eine einzige menschliche Wohnung, das reinliche Zollhaus. Die Grenzen der beiden Länder berühren sich in dieser Höhe in der Mitte des Absturzes. Der untere Teil des Riesenblockes ist noch österreichisch, der Gipfel gehört Montenegro.

Es wird kaum ein merkwürdigeres, dramatischeres Land zu finden sein als Montenegro. Felsen über Felsen von den ungewöhnlichsten Formen erheben sich zu schwindelnden Höhen gegen das Himmelsgewölbe. Die Gipfel bilden eine Art weiter Krater. Das ist Montenegro.

Dantes Phantasie hätte keinen würdigeren Ort für sein Inferno finden können. Nacktes Gestein umgibt uns von allen Seiten, Steine jeder Form und Größe bedecken den Boden. Nirgends eine Fußspur, oft nicht die geringste Vegetation. Alles scheint ohne jedes Leben. Tiefe Stille ruht auf der ganzen Landschaft.

Auf den Wanderer, der von den lachenden Ufern der Adria kommt, muß diese Totenstimmung doppelt Eindruck machen. Neben der blühenden Bucht von Cattaro vermag man sich das Königreich der düsteren Berge auf dem Gipfel der Felsen nur schwer vorzustellen. Dort am Meere alles glänzend und leuchtend in einer sonnigen, üppigen Natur, hier die Landschaft von finsteren Wolken verhüllt.

Schon die einige Kilometer lange Straße, die in die Berge führt, ist mit ihren zahllosen Serpentinen durch die steilen Abstürze von packender Wildheit. Jede Wendung enthüllt neue Ausblicke, jeder Schritt bringt unerwartete Bilder. Mit dem Höhersteigen wechselt der Charakter der Gegend, selbst die Atmosphäre.

Nach kaum einer Stunde befinden wir uns in einem ganz andern Lande, als ob wir auf einem andern Planeten wären. Tatsächlich ruft dieser beständige Aufstieg die Empfindung hervor, auf dem Wege nach dem Monde zu sein. Die gleich hinter der Grenze des Königreichs sich erhebenden dunkeln Felsen können wohl die Meinung erwecken, daß wir uns auf den erloschenen Kratern des Nachtgestirnes befinden.

Beinahe ebenso unbekannt wie der Himmelskörper ist dieses ferne Reich. Das einzige europäische Land, zurzeit noch ohne Eisenbahnen, bietet wenig, um die Fremden anzuziehen. Außer dem Verbindungsweg von Antivari und Cattaro gibt es keine gebauten Straßen, keine bequemen Hotels. Abgesehen von jenen, die genötigt sind, dorthin zu reisen, geraten um des Vergnügens

Digitized by Google

willen nur wenige zufällig nach Montenegro. Diese vollständige Abgeschiedenheit hat dem Lande seine Eigenart bewahrt. Die physischen und moralischen Verhältnisse sind seit Jahrhunderten unverändert die gleichen geblieben. Die undurchdringlichen Felsen haben ihr wildes Gepräge behalten, und die Kinder der Schwarzen Berge sind noch ebenso kühn und kriegerisch wie ihre unbesiegbaren Vorfahren.

Eigentlich ist dieses Adlernest nie unterjocht worden, wenigstens nicht im strengen Sinne des Wortes. Der goldene Halbmond konnte als Großmacht wohl nominell seine rote Fahne dort aufpflanzen, in Wirklichkeit blieben die unangreifbaren Regionen jedem Eindringen verschlossen, und das Volk war nach wie vor vollständig frei.

Ueberdies kümmerte sich niemand viel um diesen verlorenen Weltwinkel. Er war zu unfruchtbar und zu arm, als daß man ihm Wichtigkeit beigemessen hätte. Die Bewohner führten als Bergvolk das denkbar einfachste Leben. Solange man sie in Ruhe ließ, waren sie zufrieden und beschäftigten sich mit ihrem bescheidenen Ackerbau.

Seit alten Zeiten Hirten, behielten sie ihre ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten unverändert bei. Das sehr arme Land verlangt, daß sein Volk mäßig sei, und da es zu harter Arbeit gezwungen wird, entwickelte es sich ausgezeichnet. Männer wie Frauen sind ausnehmend schön gebaut. In ganz Europa könnten keine kräftigeren und wohlgebildeteren Leute gefunden werden. Selbst auf dem Balkan, wo der Menschenschlag überhaupt so stark geblieben ist, ragen die Montenegriner hervor.

Schon an ihrer außerordentlichen Größe sind sie zu erkennen. Ueberdies läßt sie der sehr kleine, auf einem schlanken Nacken sitzende Kopf noch höher erscheinen. Die aufrechte Haltung und der stolze Gang, die im allgemeinen dem geringsten Hirten unter den Bergbewohnern eigen sind, geben ihnen ein edles Aussehen, und ihrer äußeren Erscheinung entspricht der Charakter.

Stolz und frei sind sie auch im Elend. Oft besitzen sie nichts, bewahren sich aber um so eifersüchtiger ihre Unabhängigkeit. Den Gipfel ihres Glückes bedeutet offenbar das schrankenlose Umherschweifen in ihrer undurchdringlichen Wildnis. Bis zu den Zähnen bewaffnet, machen sie den Eindruck, als seien sie stets im Begriff, in den Krieg zu ziehen. Kampf mit den Elementen ihrer finsteren Regionen oder mit den Nachbarvölkern bildet den Lebenszweck dieser Leute.

Kriegerisch veranlagt sind sie tatsächlich von jeher. Es ist interessant zu beobachten, wie tief dieser dem Menschengeschlecht im allgemeinen innewohnende Trieb bei ihnen eingewurzelt ist. Kaum vermag der Knabe zu gehen, so spielt er schon Schlachten. Die größte Freude empfindet dann der junge Mann, wenn er richtige Waffen erhält. Der erste Schuß gibt endlich die Möglichkeit, seinen Wert bestimmt festzustellen.

An Gelegenheit hierzu fehlt es gegenwärtig nicht. Scharmützel an den Grenzen mit den türkischen Posten waren immer an der Tagesordnung. Zwischen

Digitized by Google

der orthodoxen und muselmannischen Bevölkerung herrschten beständige Feindseligkeiten. Der geringste Meinungsunterschied gab Anlaß, die Waffen zu erheben. Jeden Augenblick fand der Kampfesinstinkt einen Vorwand, sich zu betätigen. Der kriegerische Beruf scheint ihnen der einzige, des Mannes würdige zu sein.

Weit weniger zieht sie der Ackerbau an. Daher wird der größte Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten von den Frauen ausgeübt. Gleich stark wie ihre Männer, schrecken sie auch vor den schwierigsten Leistungen nicht zurück; wir sehen sie von früh bis abends den steilen, harten Boden hacken, gewaltige Steine von den Feldern schleppen und auf dem Kopfe ungeheure Lasten tragen.

II

Leben und Sitten

In vieler Beziehung ist das Leben der Frau ganz orientalisch geblieben. Sie ist vollständig dem Willen und der Herrschaft ihres Mannes unterworfen. In kriegerischen Zeiten begleitet sie ihn in die Schlachten, und in den Tagen des Friedens nimmt sie gerne die mühevollsten Bürden im Kampf um das Dasein auf sich.

Die montenegrinischen Frauen besitzen außer ihrer blühenden Gesundheit eine seltene Würde. In ihrer sehr gleichmütigen, von ruhigen Bewegungen begleiteten Art und Weise stellen sie uns einigermaßen den Typus der römischen Matrone dar. Ihre selten regelmäßigen Züge, das feine, von schweren Haarflechten umrahmte Oval des Gesichtes könnte die Aufmerksamkeit jedes Künstlers auf sich ziehen. Zudem sind ihre Trachten höchst malerisch. Der weite, reich gestickte Ueberwurf mit geschlitzten Aermeln wirkt außerordentlich eigenartig. Auch die Hemden sind gestickt und gewöhnlich von ihnen selbst gewebt. Den Kopf bedeckt eine kleine zierliche Mütze, von der ein langer Schleier in breiten Falten auf den Rücken fällt.

Das alles gibt der Erscheinung der Frau ein orientalisches Aussehen. Wenn es auch mit der Zeit den europäischen Verhältnissen angepaßt wurde, hat es doch immer noch asiatisches Gepräge, und darin beruht der ästhetische Eindruck dieser malerischen Tracht in unserm farblosen Zeitalter.

Das starke Geschlecht ist noch konservativer in seinen Vorschriften. Das weite türkische Beinkleid wird noch immer ausnahmslos, wenn auch kürzer und in eine Art Gamaschen unter dem Knie mündend, getragen. Dazu die kleine türkische Weste und auf dem Kopf ein winziges rotes Käppchen. Rot ist stets auch die Weste, während das bauschige Beinkleid und die engen Gamaschen aus indigoblauem Tuch bestehen.

Alle Söhne der Schwarzen Berge tragen meist diese schöne Nationaltracht, die Prinzen der königlichen Familie wie die niedrigsten Hirten. In dem um den Leib gewundenen breiten Gürtel fehlen nie die Pistolen und geben den Trägern ein martialisches Aussehen. Oft stammen diese reich damaszierten

Digitized by Google

Waffen, die sich vom Vater zum Sohn vererben und den Stolz des Besitzers bilden, aus weit zurückliegenden Zeiten.

Wenn die Landschaft von Montenegro dramatisch wirkt, so bilden die Bewohner die würdige Staffage dazu. Die hohen Gestalten, gleich Riesenkindern, rufen in ihren prächtigen Gewändern eine merkwürdige Wirkung hervor. Die nahezu 1000 Meter Höhe, die das Land von der Adria trennen, bilden eine unberechenbare Entfernung. Es scheint, als ob alle gewöhnlichen Begriffe und Formen unten in der Ebene am Meere zurückgeblieben wären. In diesem Gebiet der Wolken stellt sich alles in einer andern Beleuchtung, unter einem andern Gesichtspunkt unerwartet dar. Schroffe Höhen erheben sich wie Mauern von allen Seiten. Finstere Berge über Berge türmen sich, wie willkürlich durch mythologische Wesen übereinander geworfen, auf. Und wie der Anblick von dem Gewöhnlichen abweicht, so ist auch das Leben von außergewöhnlichen Regeln und Vorschriften beherrscht.

Darin gerade liegt der Reiz dieser Gegenden. Wer in das jüngste Königreich mit den Erwartungen von Einrichtungen wie in einer abendländischen Monarchie kommt, wird allerdings enttäuscht sein. Wenig von allem, was der Fremde für des Lebens Annehmlichkeit oder selbst Notwendigkeit hält, wird er hier finden. Die europäische Zivilisation ist soeben erst im Begriff, ihre ersten Schritte in Tschernagora zu tun.

Trotzdem scheint überall Ordnung zu herrschen. Die Zucht der Bewohner ist vorbildlich; das Familienleben glücklich. Die sozialen Verhältnisse wie die öffentliche Sicherheit sind von guter und fester Beschaffenheit. Das Volk scheint, so bescheiden auch seine Lage sei, sich mit der Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse zu begnügen. Die Kartoffel gilt schon als eine Art Leckerbissen; Ausgaben für Rindfleisch gestatten sich nur die Reichsten, das Volk begnügt sich mit Hammel. Diese einfache und strenge Lebensweise hat die Montenegriner so sehr abgehärtet, ihnen die Stärke und guten Eigenschaften der ursprünglichen Menschen verliehen. Ihre Widerstandsfähigkeit und unermüdliche Arbeitskraft sind bekannt und lassen sie mit Leichtigkeit das tägliche Brot gewinnen. Für Erwerbung eines Vermögens oder unbestimmte Zukunftspläne haben sie keinen Sinn. Mäßigkeit, Entbehren in jeder Beziehung sind die Daseinsbedingungen in diesen südlichen Ländern. Selbst in der Hauptstadt bestehen zum Beispiel die Wohnungen nur aus kleinen, einstöckigen Häuschen, und auf dem Lande verdienen sie kaum Hütten genannt zu werden. Häuser mit einem Stockaufbau gelten als Paläste.

So gering nun auch die Wohnräume sind, so herrscht doch äußerste Reinlichkeit darin, selbst inmitten des größten Elends. Die jeden künstlerischen Schmuckes baren Wände sind wenigstens geweißt und die auf das Notwendigste beschränkten Möbel in gutem Zustand. Empfangsräume gibt es natürlich nicht. Besuche werden in das Schlafzimmer geführt. Die Häuschen sind im allgemeinen so klein, daß sie kaum mehr als zwei, höchstens drei Gelasse bergen, die vollkommen für die zahlreichste Familie genügen.

Digitized by Google

Ansprüche sind schließlich sehr relativ. Der moderne Mensch ist schwer zu befriedigen, und seine Bedürfnisse nehmen beständig zu. Unsre Vorfahren scheinen ohne all den Aufwand zufriedener gewesen zu sein. Wenn heute jeder wohlhabende Bürger auch die Zentralheizung, elektrische Beleuchtung und ein Badezimmer für unerläßlich hält, so fühlten sich unsre Großeltern doch ganz behaglich ohne die genannten Einrichtungen. So üppig das Schloß in Versailles zum Beispiel ausgestattet war, es besaß doch kein einziges Bad.

Wenn wir nach Montenegro kommen, versetzen wir uns um einige Jahrhunderte zurück, finden aber neben vielen Mängeln auch die Vorzüge der alten Zeit: die Einfachheit der alten Sitten, das schöne Familienleben und den heldenmütigen Patriotismus. Es ist wunderbar, diese sozialen Bande der Familie, der Gemeinschaft der Stämme, die durch Jahrhunderte ihren Wert behielten, zu sehen.

Das patriarchalische System hat alles überdauert. Der Herrscher ist bis zu einem gewissen Grade Vater seines Volkes. Als Abkömmling der alten Popen ist er nicht nur das Haupt des Staates, sondern auch das geistige Oberhaupt. Die Nation sieht in ihrem König gewordenen Prinzen stets den Sohn ihrer alten Priester, die sich jederzeit, selbst während der türkischen Okkupation, ihren Einfluß und sogar ihre moralische Herrschaft zu bewahren wußten.

Die so erhaltene Macht der Geistlichkeit erklärt uns manches. Nie haben die orthodoxen Balkanvölker aufgehört, ihre Popen als ihre Leiter anzusehen. Auch wenn sie den Befehlen des Paschas gehorchen mußten, in ihrem inneren Leben folgten sie doch der Führung ihrer Geistlichkeit. Und wenn auch viele unter ihnen Renegaten und als solche die unduldsamsten strengsten Mohammedaner wurden, die Hauptmasse blieben doch Christen.

Die in der Wildnis verborgenen Klöster müssen nicht nur für den Glauben, sondern auch für die Nationalität als Schutzwälle betrachtet werden. Sie bildeten den einzigen Zufluchtsort für geschichtliche Erinnerung. Hinter diesen oft unangreifbaren Mauern blieben die Ueberlieferungen erhalten.

Infolgedessen finden wir viele patriarchalische Einrichtungen bis heute tief eingewurzelt. Unter ihrer Einwirkung konnte dem Familienleben die Ehrwürdigkeit bewahrt bleiben. So herrscht denn auch in der geringsten Hütte eine beispiellose Zucht; der Vater der armseligsten Familie ist daheim ein Autokrat. Ebenso ist die Unterordnung unter den Vorstand der Ortschaften bei den Bewohnern eine unverändert vollständige, und in dem König sieht sein Volk den unumschränkten Herrscher.

III

Tschernagora

Die Sonne sendet ihre Strahlen glühend nieder, als ich endlich den letzten Anstieg überwinde. Die Aussicht wird wunderbar. Gegen Westen erstreckt sich der blaue Spiegel der Adria und vor mir gegen Osten ein Hochland, ein von steilen Felsen umgebenes Becken, offenbar ein vor undenklichen Zeiten erloschener

Digitized by Google

Krater. Heute bildet es eine der fruchtbaren Ebenen des Landes. Das heißt fruchtbar im ortsüblichen Sinn, wo an geeigneten Plätzen die Steine entfernt werden und die Bauern eine dünne Schicht meist aus weiter Entfernung hergetragener Erde über den Boden breiten.

Der erloschene, durch Mühe und Schweiß der Menschen teilweise zu einem Kulturland umgewandelte Krater macht einen ungemein schwermütigen Eindruck. In der ausgetrockneten Natur, inmitten der zerrissenen, durch furchtbare Umwälzungen übereinandergeworfenen und durch frühere Feuer verglühten Klippen nehmen sich die winzigen grünen Felder besonders armselig und gering aus.

Der Mensch scheint nicht in diese mythologische Landschaft zu gehören, die ergreifend und überwältigend in ihrer Größe wirkt.

Von den Höhen führt ein gerader Weg nach einem in der Mitte der Hochebene gelegenen Häuschen. Auch sonst erscheinen hier und dort menschliche Wohnungen, zur Seite der Landstraße Hütten, aus übereinander gelegten Steinen errichtet und mit Stroh bedeckt. Sie passen sich mit ihrer primitiven Bauart, wie Maulwurfshügel aussehend, ausgezeichnet der Landschaft an und bilden ein kleines, Nieguſch genanntes Dorf. Unter ihnen ragt eine Art Herberge hervor, die sehr an eine Karawanserei erinnert. Vor dem Gebäude sind Krippen für die Tiere aufgestellt. Während das meinige dort füttert, mache ich einen kleinen Erkundungsgang.

Viel berichtenswertes finde ich nicht. Alle die elenden Wohnungen haben das gleiche verkommene Aussehen und sind, ganz ohne Fenster, nur mit einer gewöhnlich offenstehenden Tür versehen. In den größeren gibt es Tabak und Schnaps zu kaufen. Häufige Gruppen von fröhlichen Trinkern kauern beisammen. Selbst in ihren Lumpen sehen diese Söhne der Berge noch vornehm aus. Mit einer großartigen Nachlässigkeit, würdig und gelassen geben sie sich dem Dolcefarniente hin.

Die Montenegriner sind eigentlich Serben, die sich nach der unglücklichen Schlacht von Koſſowo 1389 in die Berge der Tſchernagora flüchteten und — teils durch die unzugänglichen Felsen geschützt — teils durch ihre kriegerische Veranlagung eine gewisse Unabhängigkeit bewahren konnten.

Seit dem Einbruch der Türken auf der Balkanhalbinsel wurde Montenegro von Wladikas regiert. Sie waren Fürsten und Bischöfe zugleich, doch von äußerst bescheidener Stellung. Erst Peter I. gelang es, eine gewisse Oberherrschaft zu erringen. Er war eigentlich der erste, der als Fürst auftrat. Nach seinem Tode 1830 folgten auf mehrere innere Unruhen verschiedene Veränderungen im Lande. 1851 wurde Danilo zum Knias oder Fürsten mit Erbfolgerecht gewählt. Die Krone besitzt unbeschränktes Recht. Neben dem Herrscher stehen sechs Minister, ein von ihm selbst ernannter Senat und eine Skupschtina oder Unterhaus, deren Mitglieder die sogenannten Aeltesten bilden.

Bezüglich der Verwaltung vereinigen sich mehrere Dörfer zu Kreisen oder Kapitanaten, deren Oberhaupt juristische, administrative und militärische Tätigkeit ausübt. Der König ist oberster Kriegsherr des Heeres.

Digitized by Google

Des Lebens harte Sorge und Mühe bleibt dem Weib überlassen. Der Mann ist nur der Gebieter und wird auch von der Frau mit „gnädiger Herr" angeredet. Mit der Heirat in fast noch kindlichem Alter tritt sie in eine ganz untergeordnete Stellung und erträgt mit Ergebung das Ehejoch. Sie ist sogar stolz auf die Ueberlegenheit ihres Gatten und würde ihn tief verachten, wenn er ihr nicht zu imponieren vermöchte.

Von Nieguſch nach Cetinje ist ein neuer Bergsattel zu übersteigen, nachdem vorher die Durchquerung des Beckens eine gute Stunde beansprucht hat. Auf halbem Wege dahin wird mir ein geringes Haus als frühere Wohnstätte der königlichen Familie gewiesen. Es zeichnet sich vor den benachbarten Hütten nur durch den Aufbau eines Stockwerkes mit drei oder vier weiteren Räumen aus.

Am Ende der Hochebene beginnt der Aufstieg, weit weniger steil als der frühere. Gedrängt hintereinander lagernde Gipfel sind zu überwinden, doch die Serpentinen werden weiter, die Windungen des Weges sanfter.

Nachdem wir die Wasserscheide[1]) überschritten haben, dehnt sich unerwartet, wie mit einem Zauberschlag das ganze Montenegro vor unsern Blicken aus. Felsen über Felsen türmen sich auf, überall, wohin das Auge schweift, die gleiche Flut von grauem Gestein. Das Land, von dieser Vogelperspektive aus gesehen, macht den Eindruck eines sturmbewegten Meeres. Gleich ungeheuren, von Winden gepeitschten Wogen erscheinen die farblosen Felsengebilde.

Aber keine Beschreibung vermag einen Begriff von der gewaltigen Größe dieses phantastischen Panoramas zu geben, ebensowenig wie von den brüllenden Wassern eines sturmzerwühlten Ozeans. Die Uebereinstimmung ist so unsagbar und zugleich die Wirkung der Beleuchtung so wechselnd und strahlend, daß, ehe es recht erfaßt werden kann, alles sich schon wieder wandelt wie bei einem Märchenbild.

Ich halte mein Pferd an, um diesen einzigartigen Anblick möglichst lange in mich aufzunehmen. Ueber der ganzen Gegend ruht ein unendliches Schweigen und eine Trauer, als ob man im Lande des Todes wäre. Es ist wahrhaft das Land der Schwarzen Berge, das sich in seiner ganzen ernsthaften Gewalt vor uns entrollt. Wie eine Oase liegt die Hauptstadt inmitten der Steinwüste, etwa eine Stunde von uns entfernt. Um hinzugelangen, muß ich aufs neue zu einer andern Hochebene niedersteigen. Der Weg wird nie langweilig. So eintönig die Natur auch ist, wirkt sie doch packend in ihrer Größe, man ist ihrem Zauber fortdauernd unterworfen.

Kaum ist der Spiegel der Adria im Hintergrunde verschwunden, erscheint

[1]) Wenige Länder sind so wasserarm wie Montenegro, sowohl infolge des kalten, trockenen Klimas wie der Durchlässigkeit des Bodens. In den verschiedenen Niederungen sammelt sich das Wasser zu einigen Seen an, von denen die nennenswertesten Gormié-Blato, Plava und derjenige von Skutari sind. Die nichtssagenden Flüsse haben meist eine nordöstliche Richtung und vereinigen sich später zu der Drina. Die Mertoitza und Zeba gewinnen nur während der Regenzeit eine gewisse Bedeutung.

Digitized by Google

der silberne See von Skutari vor uns. Zwischen zwei Wassern eingebettet, sitzt wie ein Vogelnest Montenegro. Das ziemlich im Mittelpunkt gelegene Cetinje ist von beiden Seiten zugänglich.

Die große, bisher ganz einsame Straße zeigt jetzt einige Bewegung. Mit schweren Lasten beladene Frauen wandern der Hauptstadt zu. Von Zeit zu Zeit bringt auch die rote Uniform eines Soldaten Abwechslung in das allgemeine Grau der Landschaft.

Endlich erscheinen die ersten Häuser von Cetinje. Klein und ebenso gering wie die früher gesehenen, reihen sie sich einer breiten, staubigen und ungepflasterten Straße entlang, dem Boulevard der Residenz.

Um diese Abendstunde ist es belebt von heimkehrenden Herden. Aber keine stattlichen Rinder ziehen einher; in dem Ländchen beschränkt sich der Viehstand auf einige magere Ziegen und Hämmel. Dazu etwas Geflügel und Schweine auf den Höfen. In Ermanglung besserer Einrichtung teilen letztere häufig die Wohnungen mit den Menschen.

IV

Cetinje

Ein junger, von mehreren Freunden begleiteter Reiter galoppiert plötzlich über die Straße. Es ist der jüngste Sohn des Königs. Ohne jede Etikette hält er an, um einige Worte mit Bekannten zu wechseln, und unterhält sich mit jedermann gleich herzlich und zwanglos, wie auf dem Lande üblich.

Cetinje ist tatsächlich nur ein großes Dorf. Mit dem besten Willen kann es nicht als Stadt betrachtet werden. Aber der ländliche Charakter verleiht ihm zugleich seine Eigenart. Die Häuser sehen wie Hütten aus, und die öffentlichen Gebäude waren bis vor kurzem kaum besser. Auch die Ministerien unterscheiden sich hiervon nur durch die große Ueppigkeit, ein Stockwerk aufgebaut zu haben. Die innere Einrichtung entbehrt jeder Annehmlichkeit.

Der königliche Palast würde uns, unter einem andern Himmelsstrich gesehen, lächeln machen. Ohne Stil und Geschmack, bildet er ein gelbgestrichenes Viereck mit einigen kleinen Fenstern und einer einfachen, nach der Straße mündenden Türe. Weder Einfahrt, noch Hof, noch sonst irgend etwas könnte vermuten lassen, daß dies die Residenz des Staatsoberhauptes sei.

Das Innere erinnert sehr an ein Provinzhotel, oder besser an eines aus dem Orient. Auch die Möbel sind dementsprechend. Sofa und Lehnsessel aus zweifelhafter Zeit mit Baumwolldamast überzogen. An den Wänden hängen riesige Spiegel in reich vergoldeten Rahmen, wie in Kaffeehäusern. Teppiche und künstliche Blumen leuchten in Anilinfarben, und schwere, reich eingebundene Albums nebst sog. Galanteriewaren vertreten die Kunstgegenstände.

Diese königliche Einrichtung paßt auf den Balkan. Sie repräsentiert einen Uebergangsgeschmack vom Orientalismus zum Okzidentalismus in seinem ersten Stadium. Jedenfalls mutet sie sonderbar an. Obgleich jeder Gegenstand aus Wien, Berlin oder gar Paris kommt, ist die Wahl so außergewöhnlich und das

Digitized by Google

Durcheinander so merkwürdig, daß das Gesamte sofort die große Entfernung zwischen hier und dort vergegenwärtigt.

Dennoch ziehe ich das Haus des Königs der neuen Villa des Kronprinzen vor. Von kleinem Garten umgeben, ist sie nach Art der Villen in Industriestädten. Die Wände zartrosa angestrichen, die eiserne Veranda und das Zinkdach heben sich stark von der Umgebung ab.

Wenn Neuerungen auch unvermeidlich sind, hier passen sie sich doch gar zu schlecht allem übrigen so Rückständigen an. Die aus der Fremde herbeigerufenen Architekten haben den Vorzügen des Ortes nicht das mindeste Verständnis entgegengebracht. Auch die Legationen geben hiervon in trauriger Weise Zeugnis. Besonders die russische in falschem Barock mit Mansardendächern, aber aus wohlfeilem Material, zeichnet sich durch ein Uebermaß an schlechtem Geschmack aus. Die österreichische, die den Anspruch auf Renaissance macht, ist glücklicherweise bescheidener, so daß sie weniger bemerkt wird. Italien ließ erst vor kurzem einen prächtigen Palast erbauen, über dessen Kosten lange in der Kammer, sogar im Parlament, verhandelt wurde. Ich will ihn daher hier nicht weiter erörtern.

Kurz, man kommt zu der Ansicht, daß Hütten zu der wilden Gegend in Montenegro besser passen. Die neuen, zufällig und ohne Harmonie des Stiles, ohne Uebereinstimmung und auch ohne jedes System errichteten Bauten stechen zu sehr von der Umgebung ab und bilden, vereinzelt und zerstreut liegend, ebensoviele mißtönige Flecken in der veralteten, einfachen Hauptstadt.

Alle Verhältnisse in Cetinje sind verkleinert. Die Häuser sehen wie Schachteln aus, und der Königspalast erreicht kaum die Größe eines gewöhnlichen Hauses. Selbst die sog. Kathedrale würde überall anderweitig als Kapelle bezeichnet werden. Wenn man die Straßen durchschreitet, könnte man glauben, in Liliput anstatt in Cetinje sich zu befinden.

Die Bevölkerung dagegen ist um so größer, so daß man sich fragt, wie diese Titanen in ihren Wohnungen Platz haben. Man kann sich keine schöneren Menschen vorstellen. Wie sie in der breiten Straße in ihren reichen gestickten Gewändern und bis zu den Zähnen bewaffnet in der Sonne spazierengehen, könnten sie als Riesen auf einem Jahrmarkt ausgestellt werden.

Für die glücklicherweise noch nicht übersättigten Einwohner bildet dieser Abendkorso die einzige Zerstreuung. Nach den mancherlei Beschäftigungen des Tages legt jeder seine besten Kleider an und begibt sich auf die Hauptstraße, um dort mit Bekannten unzähligemal hin und wieder zu schreiten. Dabei besprechen die Frauen die Klatschgeschichten des Tages, und die Männer treiben hohe Politik.

An das unbedeutende Dasein sind sie so sehr gewöhnt, daß sie es kaum zu ändern wünschen. Auch wenn sie nach längerem Aufenthalt in der Fremde heimkehren, fallen sie mit Vergnügen wieder in ihre alten Gewohnheiten zurück. Sobald sie sich wieder zwischen ihren Schwarzen Bergen befinden, nimmt das dortige Leben auch wieder seinen unveränderten Fortgang.

Digitized by Google

In der abgeschlossenen Tschernagora ist alles in seinem Urzustand geblieben. Die alten Sitten sind noch kaum einer Umwandlung unterlegen. Oft infolge des Festhaltens an der Gewohnheit, oft auch aus Mangel an Mitteln hat sich die ursprüngliche Einfachheit erhalten. Die Bedürfnisse der einzelnen Familien wie die der Staatsverwaltung können nicht bescheidener und weniger kostspielig sein.

Der Hof gibt diesbezüglich das beste Vorbild. Es ist alles auf einen bürgerlichen Fuß gestellt. Die dem Lande entstammte Herrscherfamilie macht wenig Ansprüche. Die Prinzen sind in beständiger Berührung mit ihren Untergebenen. Der König empfängt jeden, der darum nachsucht, und genau wie die Patriarchen von einst hält er sich vor der Tür seines sog. Palastes auf, um die Bittsteller und die Berichte anzuhören.

Der jüngste der Könige Europas ist ein Patriarch im weiteren Sinne des Wortes. Familienvater von innigster Fürsorge, bemüht er sich um die Vorteile seiner Angehörigen wie um das Wohl seines Volkes. Nikita wurde als Jüngling nach dem Tode seines Onkels Danilo von Paris, wo er kurz studierte, zum Herrscher berufen. Seit Beginn seiner Regierung bezeigte er großen Eifer, um sein kleines Land in jeder Beziehung zu fördern.

Das größte Gewicht legte er offenbar darauf, gute Beziehungen zu den Mächten anzuknüpfen. Wir sehen ihn als treuen Freund der verschiedenen Nachbarn und gleicherweise beliebt bei den auswärtigen Kabinetten. Ueberall scheint er gemeinsame Interessen geltend zu machen und Nutzen zu erringen. Es ist ihm sogar gelungen, seine bescheidene Familie in den Rang der Dynastien emporzuheben.

Die noch vor wenigen Jahrzehnten unbekannten Petrovich Negos stehen heute in enger Verwandtschaft zu den russischen, italienischen und sogar zu den königlichen Familien von Deutschland und Großbritannien. Nikita I. wird nicht ohne Grund von seinen Landsleuten als der glücklichste Vater zahlreicher Töchter gerühmt. In der Tat hat er es mit einem ganz eigenen Geschick verstanden, nie eine dargebotene Gelegenheit des Schicksals zu versäumen.

In der Sturm- und Drangperiode, die die Balkanhalbinsel während der letzten hundert Jahre durchmachte, hat sich Montenegro wohl am wenigsten bloßgestellt und die geringsten Opfer gebracht. Vorteile sind ihm wie von selbst zugefallen, da es im gegebenen Augenblick ebenso verstand, Schwierigkeiten zu vermeiden, als sie hervorzurufen.

So sehen wir das kleine Reich sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts immer mehr aufschwingen, seine Grenzen bis an das Adriatische Meer erweitern und sich zum Königreich erheben.

In den herzlichen Beziehungen zwischen dem Herrscher und seinem Volk beruht jedenfalls größtenteils der Einfluß, den er auf alle Klassen ausübt. Die ungezwungene Art und Weise Nikitas I. half ihm zweifellos ebensowohl, sich seinem ergebenen Volke gegenüber populär zu machen, als bei den Großmächten Sympathien zu erwecken. Der Erfolg, womit er stets in seinem Lande seine Zwecke erreichte, ist der beste Beweis für seine Geschicklichkeit.

Digitized by Google

Der Aufschwung von Montenegro während seiner Regierung muß überraschen. Sowohl die innere wie die äußere Lage hat sich erstaunlich befestigt. Und wenn Nikita einerseits als Vater der Nation sein Volk emporgehoben hat, so ist er anderseits als Familienvater nicht weniger klug im Erlangen vorteilhafter Eheverbindungen gewesen. Nach so günstigen, mit geringen Opfern erreichten Ergebnissen hatte er ein wohlbegründetes Recht, sein teures Montenegro als Königreich zu proklamieren und sich die Königskrone aufs eigne Haupt zu setzen.

Welches werden seine weiteren Ziele sein? Eine geographische oder nationale Grenzlinie zu bestimmen ist schwer. Die Ausläufer der dunkeln Berge ebenso wie die Stammesgenossen seines Volkes reichen weit, weit über den Balkan hinaus. — — —

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Am 22. August/3. September sind zur Verstärkung der Westarmee ein Infanterieregiment und eine Batterie von Gornja-Studena eingetroffen, ferner zwei Kavallerieregimenter und eine Batterie aus Trnowa sowie eine Brigade der Donischen Kosaken.

Am 23. August/4. September sind die vor Plewna zu verwendenden 20 Belagerungsgeschütze in Poradim angelangt, zu deren Herschaffung aus Sistow ein großer Aufwand von Zeit und Kraft nötig war. Dieser ganze Belagerungspark bedurfte eines Trains von 5700 Fahrzeugen mit 1840 Ochsen.

Die Westarmee hatte jetzt eine Stärke von 107 Bataillonen, 74 Schwadronen und 442 Geschützen; doch ist der Mannschaftsstand der Abteilungen nur schwach, so daß die Infanterie kaum die Zahl von 75000 Mann überschreitet und die Kavallerie nur 8000 Pferde zählt.

Den 23. August/4. September begibt sich Fürst Carol zum Großfürsten nach Radenitza und erklärt ihm und dem General Nepokoitschitzki, daß er die russisch-rumänische Streitmacht vor Plewna für viel zu schwach halte, um den Angriff wagen zu dürfen, er rate deshalb entschieden, daß man Verstärkungen abwarte. Der Großfürst, dessen Stimmung durch die Erlebnisse der letzten Wochen und durch körperliches Leiden sehr beeinflußt ist, entgegnet nur: „Il faut attaquer absolument!“ Plewna müsse genommen werden, ehe Osman-Paschas Heer Verstärkungen erhält.

Digitized by Google

In der Nacht werden die Batterien erbaut und mit Belagerungsgeschützen armiert.

Fürst Carol schickt den Major v. Lignitz vom preußischen Generalstabe zu seinen Truppen, damit derselbe dem rumänischen Hauptquartier mit guten Ratschlägen zur Seite stehe. Die preußischen Majore Graf Wedell und v. Villaume sowie der österreichische Oberstleutnant v. Löhneisen kommen in das Hauptquartier des Fürsten, wo sie vorläufig verbleiben.

Am 26. August/7. September, der Disposition entsprechend, hat die Beschießung Plewnas angefangen. Fürst Carol ist am frühen Morgen in den feuernden Batterien hinausgeritten bis zu einem Punkte, der über die im Talkessel liegende Stadt einen Ueberblick gewährt. Als dem Fürsten nach der Rückkehr von diesem Inspektionsritte gemeldet wird, daß der Kaiser mit seinem Stabe auf einer Anhöhe unweit der rumänischen Batterien weilt, um Augenzeuge der Beschießung zu sein, begibt er sich dorthin und wird vom Kaiser auf das herzlichste empfangen. Es ist der Jahrestag der Krönung des Zaren. Alle vorbeimarschierenden Abteilungen begrüßen jubelnd ihren Herrscher, und auch Fürst Carol bringt ihm seine Glückwünsche dar. Kaiser Alexander freut sich, den Fürsten nun wirklich vor Plewna zu sehen, und nimmt alle Nachrichten über die rumänischen Truppen mit größtem Interesse entgegen.

Die Türken, welche erst eine halbe Stunde nach Beginn der Kanonade das Feuer zu erwidern anfangen, schießen regelmäßig und meist gut zielend; die Tragweite ihrer Geschosse ist bedeutend.

Um 5 Uhr abends kehrt Fürst Carol nach Poradim zurück. Die Kanonade aus 146 Geschützen wird die ganze Nacht durch fortgesetzt.

Am 27. August/8. September unterzeichnet Fürst Carol eine Proklamation an das rumänische Volk, welche die Vorgeschichte des Krieges in kurzen Zügen darstellt und mit einem feurigen Appell an dessen Mut und Opferfreudigkeit schließt.

Früh am Morgen begibt sich der Fürst zur Inspizierung der rumänischen 4. Division, von der seit 5 Uhr das Bombardement eifrig fortgesetzt wird, und wo er alles in bester Ordnung findet. Während der Nacht sind vier rumänische Batterien näher an die türkischen Befestigungen herangerückt und während des Vormittags fünf neue in Wirksamkeit gebracht worden. Alle neun Batterien richten ihr Feuer auf dasselbe Ziel, die Griwitzaredoute.

Gegen Mittag eröffnen die Türken aus ihren Nordbatterien ein stärkeres Feuer, und als Fürst Carol um 1 Uhr die Positionen von neuem inspiziert, bemerkt er, daß die Artillerie seiner 4. Division das Feuer eingestellt hat, weil ein nur 900 Meter entfernter türkischer Redan sie gezwungen hat, zum Teil hinter die Feuerlinie zurückzugehen. Infolgedessen wird der Befehl erlassen, dieses Erdwerk zu erstürmen, und bereits um $^1/_2 4$ Uhr ist das 13. Dorobanzenregiment, das sich mit Beihilfe des 1. Bataillons des 5. Regiments und einer Sektion der 1. Batterie des 3. Artillerieregiments dieser Aufgabe mit großer Energie entledigte, Herr des Redans, welcher sofort gegen den eben vertriebenen Feind nutzbar gemacht wird. Die Batteriesektion ist beim Angriff auf freiem

Digitized by Google

Felde bis auf 800 Meter an den Feind herangegangen. Diese Waffentat hat wegen der Nähe der starken türkischen Griwitzaredoute unverhältnismäßig schwere Verluste gekostet: 2 Offiziere, 112 Mann verwundet, 20 Tote.

Am Abend kehrt der Großfürst Nikolaus mit dem Fürsten Carol als dessen Gast nach Poradim zurück und diniert mit seinem Gefolge beim Fürsten, mit dem er auch das Schlafzimmer teilt. Beide werden oft durch Rapporte geweckt. Die Türken haben unter dem Schutze der Dunkelheit den vergeblichen Versuch gemacht, den vom 13. Dorobanzenregiment genommenen Redan zurückzuerobern, und von den Rumänen ist östlich neben dem Redan, 900 Meter von den türkischen Befestigungen, eine neue Batterie aufgestellt und durch Erddeckungen geschützt worden.

Am 28. August/9. September reitet um 5 Uhr früh Fürst Carol mit dem Großfürsten von Poradim ab. Nach der Vollendung seiner Inspektionstournee begegnet er dem Kaiser, der von Radenitza kommt und den Fürsten bittet, in den Wagen zu steigen. Der Kaiser begibt sich auf eine Anhöhe unweit der Straße Rustschuk—Plewna, 4 Kilometer vom Dorfe Griwitza, die er zu seinem Observationspunkte erlesen hat; hier verläßt ihn der Fürst, um die rumänischen Ambulanzen zu besuchen, die bereits 100 Verwundete zum Weitertransport nach der Heimat abgegeben haben. Dann reitet er zu den Truppen, die gestern den Redan genommen haben, um ihnen persönlich zu danken; er zeichnet eine große Anzahl der tapferen Soldaten und Offiziere mit dem Stern von Rumänien und der Tapferkeitsmedaille aus und verleiht der Fahne des 13. Dorobanzenregiments das Großkreuz des Sterns.

Die Beschießungen der feindlichen Stellungen dauern fort; es feuern 232 Geschütze, darunter 84 rumänische. Die östlich von Griwitza aufgestellte Belagerungsbatterie wird um einen Kilometer bis auf die Höhe von Radischewo vorgeschoben.

Zum Frühstück trifft der Fürst wieder auf dem Observationspunkte ein. Kaiser Alexander erhebt sein Glas und trinkt auf die rumänische Armee, welche gestern die erste Probe ihres Mutes so glänzend bestanden hat. Er schickt den Fürsten Demidoff Lapuschin, einen seiner Flügeladjutanten, zum 13. Dorobanzen- und 5. Linienregiment sowie zu der Batterie, die dem feindlichen Feuer sich so mutig ausgesetzt hat, um diesen Truppenteilen seine Anerkennung auszusprechen und 50 militärische Georgskreuze zuzustellen.

Am 29. August/10. September läßt der Thronfolger durch den Fürsten Dolgoruki im Kaiserlichen Hauptquartier seine Hoffnung aussprechen, daß er auf Verstärkungen seitens der gegen Plewna operierenden Streitkräfte rechne.

Am Nachmittage begibt sich Fürst Carol zum Kaiser, der mit dem Großfürsten sich auf seinem gewöhnlichen Observationspunkte befindet. Hier wird Kriegsrat gehalten, zu dem alle Korpsgenerale und Generalstabschefs berufen sind. Die Dispositionen werden noch einmal geprüft und der allgemeine Angriff auf den 30. August, 3 Uhr, festgesetzt.

Kaiser Alexander, wie immer sehr zurückhaltend, äußert keine eignen Ansichten, sondern fügt sich denjenigen seines Bruders. Fürst Carol spricht sich

Digitized by Google

gegen eine Ueberstürzung der Operationen aus und rät, den Sturm auf Plewna noch abzuschieben, weil das Bombardement trotz seiner viertägigen Dauer den erwarteten Erfolg nicht gehabt habe; er hält es für besser, einen eventuellen Angriff der Türken abzuwarten und inzwischen die Straße von Sofia zu besetzen. Da er jedoch mit seiner Auffassung allein bleibt, muß er seinen Widerspruch schließlich aufgeben und sich der Entscheidung des Kriegsrates für den 30. August, den Namenstag des Zaren, anschließen. Seine Lage ist zu schwierig, als daß er allein seine Weigerung aufrechterhalten könnte; er darf nicht den Anschein erwecken, als zögere er, seine noch nicht kampferprobten Truppen der Gefahr auszusetzen.

Bis 6 Uhr verweilt der Fürst noch auf dem Terrain und stellt hier die Spezialdispositionen für die rumänischen Truppen fest. Auf der Hinfahrt nach Poradim äußert er dem Großfürsten seine Befürchtung, daß der morgige Tag keinen Sieg bringen werde. Auch der Großfürst kann sich der Besorgnisse nicht entschlagen, hält aber für notwendig, anzugreifen, ehe Osman-Pascha neue Verstärkungen aus Sofia bekommt.

Bis spät abends arbeitet Fürst Carol mit General Sotow die Dispositionen für den folgenden Tag aus.

Der Morgen des 30. August/11. September kündigt einen wolkigen, nebligen Tag an. Es hat die ganze Nacht geregnet. Die Wege sind aufgeweicht.

Bratianu trifft ein und meldet dem Fürsten Carol, daß die Brücke bei Nikopoli vollendet ist.

Fürst Carol hegt nur geringe Hoffnung, daß der heutige Tag mit einem Siege schließen wird. Der Angriff ist erst auf 3 Uhr nachmittags angesetzt: eine Bestimmung, bei welcher Fürst Carol eher einen bösen als einen guten Ausgang ins Auge faßt, insofern, als bei vorgerückter Tageszeit im Falle eines Mißerfolges die Ausnutzung desselben durch den Gegner erschwert sein würde.

Die allgemeine Kanonade aus 256 Geschützen, die schon früh morgens begonnen hat, wird um 9 Uhr eingestellt, aber um 11 Uhr wieder aufgenommen.

Um 10 Uhr trifft der Kaiser mit seinem ganzen Stabe am Observationspunkt ein. Des Fürsten Glückwünsche zum Alexandertage nimmt er mit warmer Herzlichkeit entgegen. Nach einem Tedeum unter freiem Himmel wird ein kurzes Frühstück serviert, bei dem Fürst Carol das Wohl des Kaisers ausbringt.

Um 2 Uhr steigt Fürst Carol, den der Kaiser zum Abschied umarmt, zu Pferde und reitet mit seinem russisch-rumänischen Stabe nach einem Punkte nahe der Landstraße oberhalb des Dorfes Griwitza, von wo aus ein großer Teil des Schlachtfeldes zu überblicken ist und von wo, laut der Disposition für den heutigen Tag, der Höchstkommandierende die Operationen zu leiten hat.

Als besondere Ordonnanzoffiziere, um dem Zaren Nachrichten zu bringen, hat man dem Fürsten noch des Großfürsten Nikolaus' Sohn und den Prinzen Alexander von Battenberg zugeteilt.

Inzwischen hat der Nebel sich verzogen, und genau um 3 Uhr brechen sämtliche Sturmkolonnen vor, jede gegen den ihr vorgeschriebenen Frontteil der

Digitized by Google

türkischen Erdwerke; auf dem linken Flügel haben seit dem Vormittag die Kämpfe nicht aufgehört. Trotz des mörderischen Feuers, das die Sturmkolonnen auf der ganzen Linie empfängt, avancieren sie anfangs unbeirrt, müssen aber schließlich innehalten und wieder zurückgehen, den Weg, den sie gekommen sind, mit Leichen bedeckend.

Die türkischen Granaten schlagen dicht neben dem Fürsten ein, der mit Entsetzen die niedergemähten Reihen seiner Krieger daliegen sieht. Zweimal dringen in hoffnungslosem Ansturm die rumänischen Kolonnen bis an den Graben der todbringenden Griwitzaredoute vor, zweimal werden sie zurückgeworfen; da duldet es den Fürsten nicht länger auf seinem Beobachtungspunkte, er sprengt hinab mitten unter seine Truppen, um sie durch seine Gegenwart zu ermutigen; er spricht sie an, feuert sie zu erneutem Versuche an. — Es müsse gelingen! Die furchtbaren Opfer dürften nicht vergeblich gebracht sein! Es sei jetzt Ehrenpflicht, die Redoute zu erreichen! — Das Schlachtfeld ist mit Toten und Verwundeten bedeckt, viele Offiziere sind gefallen. Die Soldaten umringen begeistert ihren Fürsten und sind bereit, sich nochmals auf den grausigen Pfad zu werfen; Fürst Carol befiehlt, mit Aufgebot aller noch verfügbaren Kräfte einen letzten Versuch zu machen, und läßt den General Schilder-Schuldner auffordern, zur Unterstützung eine Angriffskolonne bereitzuhalten.

Ein Eingreifen in die Operationen der zum Sturm vorgehenden Truppen ist um so schwieriger, als die Entfernung vom rechten Flügel der rumänischen Armee bis zum äußersten Flügel des Detachements Skobelew etwa 16 Kilometer beträgt und der dichte Pulverdampf den Ueberblick hindert. Die Mißerfolge und die großen Verluste des rechten Flügels liegen an einem verhängnisvollen Irrtum, in dem bisher alle befangen gewesen sind. Nicht eine Griwitzaredoute, wie die russische Situationskarte verzeichnet, sondern zwei gibt es, und so haben die für die eine bestimmten Kolonnen sich zersplittert, sind gegen die Ostfront der ersten und gegen die Nordfront der zweiten zugleich vorgegangen. Diese zweite Redoute aber konnte erst dann gesehen werden, wenn man ein Tal durchschritten und die dahinter liegende Höhe erreicht hatte.

Die Truppen, welche die zweite Griwitzaredoute zu erstürmen versuchten, gehören der 3. Division an. Ein soeben von dort eingetroffener Generalstabsoffizier stattet dem Fürsten Bericht ab: Oberst Ipatesku feuerte seine Brigade an und drang mit ihr bis an den Graben des Erdwerks vor; zwei Bataillonskommandeure, Major Schontzu und Hauptmann Walter Maracineanu, sind gefallen, die Verluste sowohl an Offizieren als an Mannschaften sind bedeutend. Volles Lob verdienen auch die Truppen der 4. Division, deren Sturmkolonnen mit aufopfernder Tapferkeit vorstürmten. Der Fürst ist aufs tiefste bewegt von den schweren Verlusten und von dem Tode so vieler tapferer Offiziere. Von einem abermaligen Versuche auf die zweite Griwitzaredoute muß für heute abgestanden werden.

Fürst Carol reitet zu den Verbandplätzen, die noch in der Feuerlinie liegen. Hier erreicht ihn die entsetzliche Nachricht: auf der ganzen Linie haben die Türken den Angriff zurückgeschlagen.

Digitized by Google

Gegen 5½ Uhr begibt sich Fürst Carol zum Kaiser, bei dem der Großfürst Nikolaus war, um ihm Bericht zu erstatten. Schon von weitem hat dieser ihn erkannt und kommt ihm mit der bangen Frage entgegen: „Wie steht es?" Der Wahrheit entsprechend antwortet der Fürst, daß der Sturm mißglückt ist und daß er nur noch die Hoffnung hegt, es werde wenigstens die erste Griwitzaredoute erobert werden; den Befehl habe er bereits gegeben, und so stehe zu erwarten, daß der Namenstag Seiner Majestät, wenn nicht mit einem Siege, so doch mit einem Erfolge abschließen werde.

Während Fürst Carol noch mit dem Kaiser, der sehr erschüttert ist, spricht, sprengt mit verhängten Zügeln ein Kosakenoffizier heran und meldet, daß die türkische Kavallerie aus Plewna ausgebrochen ist und auf der Straße von Griwitza herannaht. — Alle Anwesenden bestürmen den Kaiser, sofort den Observationspunkt zu verlassen und sich in sein Hauptquartier in Sicherheit zu begeben. Der Kaiser willfahrt der allgemeinen Bitte; unter dem Schutze aller hier versammelten Eskorten kehrt er nach Radischewo zurück; sein ganzes Hauptquartier, in dreißig Wagen, folgt ihm. Ein trauriges Bild für die ihm Nachschauenden. Dieser Eindruck wird auch durch die gleich darauf eintreffende Nachricht nicht ausgelöscht, daß jene Meldung des Kosakenoffiziers blinder Lärm gewesen und die türkische Kavallerie nicht durchgebrochen ist.

Das Dröhnen der Geschütze, das Knattern der Gewehrsalven dauert unausgesetzt fort, wenn auch der Tag schon seinem Ende zuneigt. Noch immer hat der Fürst keine Nachricht, ob der von ihm befohlene Angriff auf jene Redoute zunächst bei Griwitza von Erfolg gewesen ist.

Zum Schutze des Großfürsten und des Fürsten wird aus der Reserve ein Bataillon herangezogen, und auch die Eskorten, welche den Kaiser nur eine Strecke weit begleitet hatten, kehren zu ihnen zurück. Ein großes Feuer wird angezündet, und um dasselbe strecken sich die beiden hohen Herren mit ihrer gesamten Begleitung. Ueber alle ist nach der Ueberregung des Tages eine dumpfe Müdigkeit gekommen.

Abends 9 Uhr hört man plötzlich einen Reiter heranjagen. Er bringt die unverhoffte und doch heißersehnte Nachricht, daß um 7½ Uhr durch einen letzten Sturmangriff das 2. Jägerbataillon, das 14. und 16. Dorobanzen- und das 5. Linienregiment die Griwitzaredoute genommen und dabei eine Fahne und drei Geschütze erobert haben. Vier russische Bataillone haben zu gleicher Zeit gegen die Südfront derselben Redoute einen siegreichen Vorstoß gemacht.

Die Nachricht von diesem erfreulichen Erfolge, der sich verspätet hat, weil das rumänische Hauptquartier erst vor kurzem erfahren hatte, auf welcher Stelle Fürst Carol zu biwakieren gedenke und weil der Ordonnanzoffizier durch die Dunkelheit und die schlechten Wege aufgehalten worden ist, wirkt wie eine Leuchte in finsterer Nacht. Der Fürst sendet die frohe Kunde unverweilt an den Kaiser weiter.

Das Geschütz- und Kleingewehrfeuer hält die ganze Nacht an. Aus der Ferne dringt vom Schlachtfelde her das Stöhnen der Verwundeten und erschüttert

Digitized by Google

aufs schwerste die Gemüter der beiden Heerführer, die in ihren nassen Kleidern, unter dem feinen Regen, der fortwährend herunterrieselt, den Morgen erwarten. Zurückkehrende Ordonnanzoffiziere bringen detaillierte Nachrichten von einzelnen Korps: alle bezeugen, daß die Verluste gewaltig sind und daß das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt ist.

Den 31. August/12. September erhebt sich Fürst Carol bereits um 4 Uhr. Es ist ein kalter, trüber Morgen.

Bei Tagesanbruch herrscht Ruhe. Nur vom linken Flügel ertönt noch Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Die Verluste stellen sich als überaus groß heraus — über 8000 Russen und 2000 Rumänen.

Die Türken haben in der Nacht den Versuch gemacht, die Griwitzaredoute wiederzunehmen, es ist ihnen aber nicht gelungen, da die Rumänen gleich nach der Einnahme einen Frontwechsel vorgenommen und sich gesichert hatten.

General Skobelew hat in seiner exponierten Stellung die ganze Nacht durch sich gegen die Türken behaupten müssen. Er meldet, er sei mit seinen Truppen hart vor Plewna vorgedrungen; aber die ungeheuren Verluste des gestrigen Tages hätten ihn so sehr geschwächt, daß jeder Angriff der Türken zu ihren Gunsten ausfallen werde. Er erhält den Befehl, sich in den eroberten Stellungen zu verschanzen und nur im äußersten Falle auf Tutschenitza sich zurückzuziehen.

Um 11 Uhr langt der Kaiser auf dem Observationspunkte an, den der Fürst seit 15 Stunden nicht verlassen hat. Zar Alexander ist schwer bedrückt und erschüttert durch die schweren Opfer, deren ganzer Umfang noch nicht festzustellen ist, freut sich aber über die Eroberung der Redoute und über die Erfolge auf dem linken Flügel. Er umarmt den Fürsten Carol, dankt ihm und spricht ihm seine Anerkennung für die Tapferkeit des jungen rumänischen Heeres aus. Der Fürst entgegnet, er sei glücklich, daß wenigstens die Hoffnung auf einen Teilerfolg, die er dem Kaiser gestern ausgesprochen, sich verwirklicht hat.

Schon morgens früh hat Fürst Carol Befehl erteilt, daß die Russen und Rumänen in ihren gegenwärtigen Stellungen bleiben und sich verschanzen sollen.

Gegen 4 Uhr verläßt der Kaiser den Observationspunkt. Der Fürst verweilt daselbst aber noch bis 7 Uhr. Unterdessen wird ihm die türkische Fahne überbracht, welche am 30. August/11. September das von Major Cardianu-Popescu geführte 2. Jägerbataillon erobert hat; getragen wird sie von dem Soldaten mit durchschossenem Hut und Mantel, der sie in der Redoute genommen hat. Fürst Carol verleiht dem Braven die Tapferkeitsmedaille und bestimmt, daß die Fahne nach Bukarest gebracht werde. Als der Tag sich neigt, kehrt der Fürst mit dem Großfürsten nach Poradim zurück.

Den 1./13. September begibt sich Fürst Carol auf das Schlachtfeld, um dem Aufleſen der Verwundeten und dem Bestatten der Toten beizuwohnen. Leider sind zu wenig Hände da, um der großen Anzahl Hilfsbedürftiger zu helfen. Ein schauerlicher Anblick, alle diese vor Schmerz sich windenden Menschen. Ungezählte Verwundete liegen noch in Schußweite des Feindes, so daß jeder, der sich ihnen naht, selber dem Tode zum Opfer fällt.

Digitized by Google

Die Gedanken des Fürsten wandern unwillkürlich zum Jahre 1864 zurück. Es scheint ihm wie gestern, daß er den Kriegsgraus im Schleswig-Holsteinischen Feldzuge erblickte. Auch damals mochte das ärztliche und Krankenpersonal unzulänglich gewesen sein; aber hier vor Plewna, um wieviel entsetzlicher ist die Not. Viele Unglückliche harren hier seit mehr als 40 Stunden auf Hilfe. Wie viele, die noch gerettet werden könnten, gehen elend zugrunde, weil es unmöglich ist, ihnen Pflege angedeihen zu lassen.

Fürst Carol hatte den General Sotow beauftragt, Osman-Pascha eine Waffenruhe zur Bergung der Toten vorzuschlagen; da letzterer diesen Vorschlag abgelehnt hat, können nur einige Teile des Schlachtfeldes abgesucht werden, und die Leichen in der Nähe der türkischen Positionen bleiben unbeerdigt liegen.

Von hier begibt sich Fürst Carol zur Inspektion der Stellungen seiner Truppen und beobachtet dann die des Feindes. Als er spät am Nachmittage nach dem Observationspunkt zurückkehrt, teilt ihm der Kaiser, welcher während seiner Abwesenheit dort eingetroffen war, mit, daß er eben einen Kriegsrat abgehalten hat. Er bedauert, daß Fürst Carol demselben nicht beigewohnt, bittet ihn aber, jetzt noch nachträglich seine Meinung äußern zu wollen. Der Beschluß des Kriegsrats war folgender: General Todleben zu berufen, die ganze Garde nach Bulgarien kommen zu lassen, einstweilen auf jeden Angriff zu verzichten und sich in den gegenwärtigen Stellungen zu verschanzen. Die Ansichten hierüber sind verteilt gewesen; der Großfürst und sein Generalstab, die Generale Nepokoitschitzki und Lewitzki hatten empfohlen, daß man die ganze Armee hinter die Osma zurücknähme, wogegen Kriegsminister Miljutin energisch für das Verbleiben in den jetzigen Stellungen eingetreten sei. Der Kaiser selbst neige mehr der Ansicht des letzteren zu. Fürst Carol erklärt, daß auch er, und zwar sehr entschieden, auf die Seite des Kriegsministers trete und dringend rate, die Truppen vor Plewna zu belassen: dieselben müßten sich hier verschanzen und bis zum Eintreffen der mit möglichster Eile heranzuziehenden Verstärkungen sich bestreben, Osman-Pascha alle Kommunikationen mit der Außenwelt abzuschneiden.

Die genommenen Berichte über die Verluste laufen ein und erweisen dieselben als bedeutender, als anfangs geglaubt wurde: mehr als 16000 Tote und Verwundete, wovon auf die Rumänen 2600 Mannschaften und 59 Offiziere entfallen. Der Gesamtverlust der Russen an Offizieren beträgt mehr als 300.

Nachdem Fürst Carol noch eine Besprechung mit dem Großfürsten und den Generalen Nepokoitschitzki, Sotow, Fürst Imeritinski, Lewitzki und Cernat hat, begibt er sich mit dem Großfürsten nach Poradim zurück. In dieser Besprechung ist beschlossen worden, daß man sich vollständig in der Defensive halten soll und daß die Rumänen sich um jeden Preis in der Griwitzaredoute zu behaupten haben.

Den 2./14. September bricht Fürst Carol wiederum von Poradim auf, um alle Positionen zu inspizieren und sich persönlich vom Zustande der Truppen zu überzeugen. Trotz der ungeheuren Verluste an Menschen und Material herrscht unter ihnen ein guter Geist; die taktischen Einheiten sind wiederhergestellt, und die Truppen lagern an Orten, die gegen das Gewehrfeuer gedeckt sind.

Digitized by Google

In der großen Belagerungsbatterie oberhalb Raditschewo haben der Fürst und der Großfürst mit sämtlichen Korpsgeneralen eine Zusammenkunft, um verschiedene Erfordernisse für die Truppenleitung zu beraten. Man beschließt, die zu ausgedehnte Stellung möglichst zu verkürzen. Diese Truppenverschiebungen haben gegen Abend zu beginnen. Außerdem wird noch auf Vorschlag des Fürsten beschlossen, daß jeder Truppenteil Feldbefestigungen anlegen soll, damit die Stellungen gegen das türkische Feuer geschützt seien und weiteren Verlusten vorgebeugt werde.

Am 3./15. September fährt Fürst Carol mit dem Großfürsten zum Kaiser nach Radenitza und überbringt dem Zaren das Großkreuz des Sterns von Rumänien mit den Schwertern, welches er als Erinnerungszeichen an die blutigen Kämpfe vom 30. August annehmen zu wollen bittet. Der Kaiser willfahrt mit freundlichem Wohlwollen und bindet mit eigner Hand dem Fürsten das Georgskreuz um den Hals. Auf die Bemerkung des Fürsten Carol, daß er diese hohe Kriegsauszeichnung noch nicht verdient habe, erwidert der Kaiser, dieselbe gebühre dem Fürsten durchaus, sowohl nach den Erfolgen der rumänischen Armee wie nach den Beweisen höchsten persönlichen Mutes, die er gegeben.

Im weiteren Verlaufe des Gespräches teilt der Kaiser dem Fürsten mit, daß er befohlen habe, die Verstärkungen aus Rußland eiligst heranzuziehen, und daß General Todleben demnächst eintreffen werde. Letzterer solle zum Adlatus des Fürsten Carol ernannt, Fürst Imeritinski Generalstabschef der Westarmee werden, während General Sotow sein Korps wieder übernehmen und der zum Generalleutnant beförderte Skobelew die Infanteriedivision erhalten würde.

Beim Frühstück stößt der Kaiser mit dem Fürsten Carol an, und alle Anwesenden beglückwünschen denselben zu der neuverliehenen Auszeichnung des Georgskreuzes. Beim Abschiede sagte der Kaiser dem Fürsten, daß er dem General Cernat die vierte Klasse des Georgsordens verliehen und für die rumänischen Truppen überhaupt mehrere hundert Georgskreuze bestimmt habe.

Um 3 Uhr fährt Fürst Carol mit dem Großfürsten nach Poradim zurück. Abends speist derselbe mit seinem ganzen Stabe an der Tafel des Fürsten.

Den 4./16. September um 7 Uhr vormittags begibt sich Fürst Carol mit dem Großfürsten Nikolaus zu den rumänischen Ambulanzen, wo sie den Verwundeten aufmunternd und tröstend zureden, und dann zu den rumänischen Truppenteilen, da der Großfürst ihnen seinen Dank für die bewiesene Bravour ausdrücken will. Die drei Divisionen sind bei ihren Lagerplätzen aufgestellt und begrüßen begeistert die beiden Heerführer. Großfürst Nikolaus und sein Stab sind überrascht durch die gute Haltung und das frische Aussehen der Truppen.

Hierauf besuchen Fürst und Großfürst eine Batterie, welche 1400 Meter von der zweiten Griwitzaredoute abliegt und diese beschießt; die Kugeln pfeifen rings um sie herum.

Um 1 Uhr wird im rumänischen Hauptquartier zu Wrbitza das Frühstück eingenommen. Der Großfürst bringt in bewegten Worten das Wohl der tapferen rumänischen Armee aus, und Fürst Carol erwidert. General Cernat

Digitized by Google

erhält aus der Hand des Großfürsten das Georgskreuz. Für die Verleihung russischer Orden an die Offiziere der russischen und rumänischen Truppen, die unter dem Oberbefehl des Fürsten Carol vor Plewna gefochten haben, bittet der Großfürst den Fürsten, ihm Vorschläge zu machen.

Die beiden Heerführer haben in Wrbitza noch eine Besprechung, in der die Bildung eines russisch-rumänischen Kavalleriekorps beschlossen wird, das zwischen Wid und Isker operieren und Osman-Pascha jede Verbindung nach dieser Seite abschneiden soll.

Um 4 Uhr verläßt der Großfürst Wrbitza, um nach Radenitza und von dort morgen mit dem Kaiser nach Gornja-Studena zurückzukehren. Er nimmt auf das herzlichste vom Fürsten Abschied. Dieser bleibt noch eine Zeitlang inmitten seiner Offiziere, um über die getroffenen und noch zu ergreifenden Maßregeln zu beraten, welche die Griwitzaredoute vor einem neuen Angriff sichern sollen.

Da die eroberte erste Griwitzaredoute sich ganz unter dem türkischen Feuer und in steter Gefahr befindet, wieder verloren zu gehen, so beschließt der Fürst, auch die zweite Redoute angreifen zu lassen und gibt die entsprechenden Befehle; zur Erleichterung des Sturmes sollen Approchen so nahe wie möglich an die Redoute angelegt werden.

Abends kehrte Fürst Carol nach Poradim zurück, wo er die in der ersten Griwitzaredoute genommenen Geschütze vorfindet. Er ordnet an, daß dieselben mit einem zu erlassenden Tagesbefehl gesendet werden. Dieser Tagesbefehl hebt die am 30. August bewiesene Tapferkeit des Heeres hervor und spricht die Absicht des Fürsten aus, zum ewigen Andenken die Trophäen jenes Tages in der Hauptstadt des Landes aufzustellen, und zwar: die Fahne im Arsenal, zwei Geschütze rechts und links neben der Statue Mihael des Tapferen, der einst bei Calugareni (1591) die Türken besiegt hat, und das dritte Geschütz vor der Wache des fürstlichen Palais, als immerwährendes Vorbild für das rumänische Heer.

Die Listen für die Verteilung von Orden und Medaillen an die Offiziere und Mannschaften des russisch-rumänischen Heeres vor Plewna werden zusammengestellt.

Den 5./17. September fand wie am 14., 15. und 16. ein türkischer Angriff auf die Griwitzaredoute statt, und zwar ein Nachtangriff, der aber, wie die andern, abgewiesen wurde. Die rumänische Besatzung der Redoute muß fortwährend gefechtsbereit sein und zu dem Ende häufig abgelöst werden.

Der Großfürst telegraphiert dem Fürsten: „Je te prie d'ordonner strictement au flanc gauche du IV Corps russe et de la division Imeritinski de se fortifier aussi fortement que l'a fait ton armée."

Osman-Pascha läßt fortwährend, besonders auf der Nordostfront, neue Erdwerke aufführen; die zweite Griwitzaredoute ist sehr verstärkt und von tiefen Gräben umgeben worden.

Am Abend kommt Ministerpräsident Bratianu beim Fürsten an; dieser

Digitized by Google

spricht ihm seine Zufriedenheit aus über die Weise, in der für die Verpflegung der rumänischen Truppen gesorgt worden ist.

Der 6./18. September ist zum Angriff auf die zweite Griwitzaredoute bestimmt. Fürst Carol begibt sich schon früh in Begleitung des Generals Sotow nach Wrbitza, um die letzten Anordnungen zu treffen.

Die Angriffskolonne besteht aus je einem Bataillon des 15. und 9. Dorobanzen- und des 1. Linienregiments. In der Reserve verbleibt das 7. Linienregiment. Es ist stürmisches Wetter, im Balkan hat es geschneit.

Fürst Carol steigt zu Pferde und reitet auf eine Anhöhe, von wo aus er das Gefecht übersieht. Nach einer starken Kanonade beginnt um $^1/_2$3 Uhr der Angriff; er wird aber trotz aller Bravour der stürmenden Truppen viermal abgeschlagen. Beim 2. Bataillon des 15. Dorobanzenregiments, das bis in den Graben der Redoute gelangt ist, fällt der Kommandeur, und alle vier Hauptleute sind verwundet. Beim 2. Bataillon des 9. Dorobanzenregiments sind fast alle Offiziere verwundet. Als der Fürst sieht, daß der Widerstand der Türken nicht zu besiegen und die Verluste so unverhältnismäßig groß sind, läßt er das Gefecht abbrechen.

Hauptmann Bogdan, der erst am Vormittage mit dem Oberst Slaniceanu angekommen war, hat eine tödliche Verwundung erhalten: er hatte gleich nach seiner Ankunft freiwillig einer Sturmkolonne sich angeschlossen. Fürst Carol heftete persönlich dem Sterbenden das Ritterkreuz des Sterns von Rumänien an die Brust.

Um 7 Uhr abends langt der Fürst wieder in Poradim an, wo ihm der kaiserliche Flügeladjutant Leutnant Nepokoitschitzki, ein Sohn des Generalstabschefs, folgendes Handschreiben des Kaisers überreicht: „Gornja-Studena: le 5/17 Septembre 1877. A son Altesse Sérénissime le Prince de Roumanie, Poradim. — Les troupes roumaines réunies à celles de mon armée, placées sous le Commandement de Votre Altesse Sérénissime, ont, dans les journées des 30/11 et 31 Août/12 Septembre fait preuve d'un courage héroique en combattant sous un feu des plus meurtriers de l'ennemi. Désirant consacrer le souvenir de cette confraternité d'armes, j'ai conféré à Votre Altesse l'Ordre de St. George de la troisieme classe, dont je lui ai transmis les insignes. Je La prie de recevoir l'assurance de ma sincère affection. Alexandre."

An der fürstlichen Tafel nehmen, wie allabendlich, die Obersten Gaillard und Baron Löhneisen, die Majore Graf Wedell und Villaume sowie die Timeskorrespondenten Obersten Havelock und Baker teil.

Den 7./19. September wird dem Fürsten eine Standarde nach Poradim gebracht, welche bei Kneja, jenseits des Iskers, in einem Gefechte mit Tscherkessen von einer Schwadron des 1. Roschiori- und einer Schwadron des 5. Kalaraschenregiments erobert worden ist. Fürst Carol befiehlt, die Trophäe nach Bukarest zu senden.

Großfürst Nikolaus schickt dem Fürsten eine Kibitka (kirgisisches Zelt aus Filz), die sofort im Hofe seines kleinen Hauses aufgestellt wird.

Digitized by Google

Den 8./20. September inspiziert Fürst Carol die Truppen des IX. Korps.

Telisch, das von türkischen Truppen besetzt worden ist, wird von Oberst Tutolmin mit seiner Kosakenbrigade beobachtet. General Krylow steht in Gornji-Dubnik.

Am 9./21. September trifft die Nachricht ein, daß eine feindliche Kolonne in der Richtung von Telisch auf Plewna marschiere; infolgedessen erhält General Loschkarew den Befehl, die Verbindung mit dem Kavalleriekorps des Generals Krylow herzustellen. Diesem letzteren schickt der Fürst durch einen Ordonnanzoffizier die Order, sich der heranrückenden Kolonne mit ganzer Kraft entgegenzuwerfen und ihr den Weg zu verlegen. Abends trifft die Meldung ein, daß türkische Truppen Gornji-Dubnik besetzt haben.

Fürst Carol inspiziert die Stellungen der rumänischen Truppen vor Plewna und überzeugt sich, daß fleißig an den Feldbefestigungen gearbeitet wird.

Den 10./22. September werden wiederum Ordonnanzoffiziere an die Generale Krylow und Loschkarew abgesandt, damit dieselben Maßregeln zur Sicherung der bedrohten Westfront und zur Abwehr jeder heranrückenden Verstärkung ergreifen. Da von Plewna aus eine anhaltende Kanonade stattfindet, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß Osman-Pascha eine Offensivbewegung beabsichtigt. Der Fürst ist sich über den Ernst der Lage völlig im klaren. Er schickt den Oberst Gaillard zum Großfürsten, um ihm auseinanderzusetzen, daß, falls die Verstärkungen nicht bald anlangten, der Stand der Dinge vor Plewna sehr bedenklich sein würde. Zugleich hält er mit General Cernat, seinen rumänischen Offizieren und v. Lignitz Kriegsrat und beschließt, auch rückwärts zwischen Wid und Osma Feldbefestigungen anzulegen, als Stützen gegen jeden hier zu erwartenden Offensivstoß Osman-Paschas.

Am 11./23. September besichtigt Fürst Carol die russischen Truppen in ihren Positionen; zuerst die II. Division des Generals Imeritinski bei Tuschenitza, dann die XVI. Division des Generals Skobelew und das IV. Korps bei Radischewo.

Sämtliche russische und rumänische Batterien richten ihr Feuer auf die Werke von Plewna, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken und dadurch die Bewegungen des Generals Krylow jenseits des Wid zu erleichtern. Dieser aber meldet, daß er der unter Befehl eines Paschas heranrückenden türkischen Munitionskolonne nicht energisch habe entgegentreten können, da diese, von Truppen aus Plewna unterstützt, ihm bei seinem Mangel an Infanterie überlegen gewesen sei; er habe somit nicht hindern können, daß die Kolonne bei Nacht nach Plewna hineingelangt und daß Gornji und Dolnji-Dubnik von einem starken Detachement besetzt worden sei. Der zurückgekehrte Ordonnanzoffizier berichtet, daß General Krylow ohne Nachdruck operiert und sich nach kurzer Demonstration mit einigen seiner Regimenter nach Trstenik zurückgezogen hat, während er die Kavallerie des Generals Loschkarew auf der Straße Plewna—Lowtscha hat zurückgehen lassen.

Den 9./21. September telegraphiert der Großfürst aus Gornja-Studena

Digitized by Google

an den Fürsten Carol: „Si Osman Pascha osait T'attaquer, je Te prie de tenir tête à l'ennemi et de tâcher de le battre. Le détachement de Plewna est assez fort pour le faire."

Nun gilt es dem Fürsten zwar selbstverständlich, daß er versuchen werde, einen Angriff abzuweisen, aber er kann sich nicht der Auffassung anschließen, als ob die Westarmee unter allen Umständen stark genug wäre. Die zu besetzende Linie ist zu ausgedehnt, als daß es möglich wäre, gegen einen Durchbruchsversuch Osmans auf jedem Punkte rechtzeitig genügende Streitkräfte zu konzentrieren.

Den 12./24. September wird bestätigt, daß es der türkischen Munitions- und Proviantkolonne gelungen ist, nach Plewna sich durchzuschlagen. Fürst Carol sendet General Krylow den Befehl, nachdem er seines Auftrags mit so wenig Umsicht und Erfolg sich entledigt habe, ein starkes Detachement auf dem rechten Flügel der russisch-rumänischen Armee aufzustellen, da von Westen her das Auftreten der Tscherkessenschwärme signalisiert sei, mit seiner Kavallerie aber die Verbindung Osman-Paschas mit Telisch, das von den Türken befestigt ist, zu verhindern.

Der anhaltende Regen hat die Wege grundlos gemacht.

Oberst Gaillard kehrt aus Gornja-Studena zurück. Seine dort gewonnenen Eindrücke sind wenig tröstlicher Art. Die Stimmung im kaiserlichen Hauptquartier ist gedrückt, weil auf dem ganzen Kriegstheater die Operationen stocken; doch will der Kaiser Bulgarien nicht verlassen, bevor eine günstige Entscheidung erfolgt sei.

Am 14./26. September ist General Krylow, ohne davon den Fürsten zu benachrichtigen, mit einem Teil seiner Kavallerie zu einem Rekognoszierungszuge gegen Rahowa ausgebrochen.

Den 15./27. September begibt sich Fürst Carol nachmittags nach den rumänischen Stellungen und besichtigt die am 30. August genommene Grivitzaredoute; man gelangt in dieselbe durch Laufgräben, die mit vier Bataillonen besetzt sind. Der Fürst wagt sich auf den neuangelegten Trancheen bis auf 100 Meter an die zweite, noch zu nehmende Grivitzaredoute vor, doch ist auf diesem Punkte wegen des Kleingewehrfeuers ein längeres Verweilen unmöglich. Er konstatiert, daß zwischen den beiden Redouten leider noch immer die Toten liegen.

In Gornja-Studena ist General Todleben eingetroffen.

Den 16./28. September kehrt Krylow von seinem eigenmächtigen Zuge gegen Rahowa zurück, ohne irgendeinen Erfolg davonzutragen. Der Fürst beantragt, daß er seines Kommandos enthoben wird.

Den 17./29. September ist die I. Garde-Infanteriedivision in Sistow angekommen.

General Skobelew ist abends beim Fürsten zu Tische in Begleitung seines ebenso energischen wie umsichtigen Generalstabschefs, des Majors Kuropatkin.

General Loschkarew meldet, daß die Türken sich in Telisch, Gornji und

Digitized by Google

Dolnji-Dubnik stark verschanzt haben. Seiner Kavallerie ist es gelungen, den Türken einen Wagenzug mit Proviant und einen Transport von Ochsen abzunehmen.

Großfürst Nikolaus telegraphiert aus Gornja-Studena: „Je pars demain huit heures du matin pour la position de Plewna. Installe mon quartier à la place de l'exbatterie de siège de 12 canons. Je viens direct par la chaussée sur les hauteurs, où nous avons déjeuné avec l'Empereur, sans passer par Poradim." — Um den Großfürsten zu treffen, beschließt Fürst Carol, sich gleichfalls auf jener Position einzufinden.

Den 18./30. September stellt sich General v. Todleben dem Fürsten Carol vor und wird von diesem, der sich freut, den berühmten Verteidiger Sebastopols kennen zu lernen, zum Frühstück zugezogen. Er macht einen höchst sympathischen Eindruck, ist trotz seiner Jahre von jugendlicher Erscheinung, von fesselnder Frische der Auffassung und dokumentiert sich in jedem Worte als eine bedeutende Persönlichkeit.

Nachmittags fährt Fürst Carol mit ihm nach den Positionen hinaus und gibt ihm an Ort und Stelle ein Resümee der russisch-rumänischen Angriffe. Der General spricht durchgehends den Auffassungen des Fürsten bei und erklärt sich, wie dieser, gegen jeden weiteren Sturm. Doch ist er auch nicht für eine förmliche Belagerung, sondern hofft, daß die Ergebung der türkischen Armee durch eine Blockade zu erreichen sei. Um aber hierfür hinreichend stark zu sein, müsse die ganze kaiserliche Garde herangezogen werden: erst mit ihrer Hilfe könne die Straße nach Sofia besetzt und jeder Zugang nach Plewna verhindert werden, so daß alsdann der Zeitpunkt der Ergebung nur von dem vorhandenen Proviant abhänge, falls Osman-Pascha nicht vorziehe, vorher einen Durchbruchsversuch zu machen.

In der großen Belagerungsbatterie bei Raditschewo hat Fürst Carol dann mit dem inzwischen eingetroffenen Großfürsten Nikolaus und den Generalen eine lange Besprechung über die zu ergreifenden Maßregeln. Es wird beschlossen, zur systematischen Zernierung Plewnas überzugehen und die ganze kaiserliche Garde zur Westarmee stoßen zu lassen. Die II. Gardedivision soll als allgemeine Armeereserve in Gornja-Studena zurückbehalten werden, da von dem neuernannten Befehlshaber der türkischen Streitkräfte in Rustschuk, Suleiman-Pascha, ein Angriff zu erwarten steht. General v. Todleben ist aber mit dieser letzteren Verfügung nicht einverstanden; er hält die II. Gardedivision für unumgänglich nötig zur Besetzung der Straße Plewna—Sofia und ist der Ansicht, daß, da die XVI. Division und die III. Gardedivision für die Straße Plewna—Lowtscha bestimmt sind, für die Straße Plewna—Sofia keine Truppen zur Verfügung blieben.

Bratianu kommt im Hauptquartier an und berichtet dem Fürsten, daß die Kredite zu Ende gehen, und setzt ihm auseinander, daß bis zum Falle Plewnas sicherlich noch vier bis sechs Wochen verstreichen würden, und daß es notwendig sei, warme Kleidung für die Truppen zu beschaffen.

Digitized by Google

Den 19. September/1. Oktober wird bestätigt, daß Mehemed Ali abgesetzt und Suleiman-Pascha an seine Stelle getreten ist. Reuf-Pascha soll das Kommando am Schipkapaß übernommen haben.

Fürst Carol fährt bereits um 8 Uhr früh nach der Belagerungsbatterie bei Raditschewo, die im Hauptquartier kurzweg als Position bezeichnet wird. Der Großfürst hat hier in einem Zelte übernachtet. Mit ihm wie mit General Todleben und dem ganzen Stabe reitet Fürst Carol darauf zur Inspektion des linken Flügels der russischen Stellung Tuschenitza; die beiden Heerführer gehen in alle Batterien und halten sich lange in den vordersten Linien, den türkischen Batterien gegenüber, auf, um die Dispositionen der Feinde genau zu beobachten. Es wird konstatiert, daß die Türken wiederum neue Verschanzungen errichtet haben, und man wirft die Frage auf, ob es nicht vorteilhafter wäre, die jetzigen Positionen weiter vorzuschieben, so daß man über das Tun und Lassen des Feindes stets im klaren wäre. Fürst Massalski spricht sich jedoch gegen jede Aenderung in der Aufstellung der Artillerie aus.

Erst um 2 Uhr kehren die Herren in das Quartier des Großfürsten zurück, welchem der Fürst bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Sterns von Rumänien überreicht.

In Poradim, wo Fürst Carol um 5 Uhr anlangt, konferiert er bis spät in die Nacht hinaus mit Bratianu über die Beschaffung der finanziellen Mittel zur Fortführung des Krieges; er ist der Ansicht, daß Rußland jedenfalls einen Vorschuß von mehreren Millionen Franken gewähren müsse.

Den 20. September/2. Oktober ist das Wetter kühl und regnerisch. Der Fürst fährt wiederum in der Frühe zum Großfürsten und reitet mit diesem um 9 Uhr nach den Stellungen des IX. Korps. Nach Inspizierung derselben begeben sich beide über das Griwitzadorf nach den rumänischen Positionen, gehen durch die Trancheen und kehren nach Wrbitza zurück. Hier nehmen sie gemeinschaftlich das Dejeuner ein, dem die Generale Todleben, Sotow, Massalski, Nepokoitschitzki, Krüdener, Depp und Reitlinger vom Ingenieurkorps teilnehmen. Nach Tische spricht der Großfürst mit Bratianu, der fünf Millionen zur Fortsetzung des Krieges verlangt; der Großfürst verspricht diese Forderung zu unterstützen.

Um 3 Uhr fahren Fürst und Großfürst wiederum über das Griwitzadorf unter dem Feuer der Türken nach den russischen Positionen und konferieren mit dem General v. Todleben über ein allgemeines Vorschieben und Verengern der ganzen Linie rings um Plewna, wodurch auch die einzelnen Truppenteile in engere Fühlung miteinander geraten würden. General v. Todleben erklärt abermals, daß Plewna nur durch vollständige Zernierung bezwungen werden könne, daß hierfür aber mindestens noch zwei Armeekorps notwendig wären; er bittet den Großfürsten daher, veranlassen zu wollen, daß ihm diese noch zur Verfügung gestellt würden.

Abends hört man von Poradim aus, wohin der Fürst um 5 Uhr zurückgekehrt ist, starkes Gewehrfeuer.

Digitized by Google

Den 21. September/3. Oktober konferieren mit dem Fürsten morgens General Cernat und Major v. Lignitz. Die Türken haben über Nacht Konterapprochen eröffnet und hindern dadurch die Arbeiten der Belagerer, die nunmehr in der Flanke bedroht werden. Major v. Lignitz äußert sich besorgt über die zu geringe Zahl der verfügbaren russisch-rumänischen Streitkräfte.

Zufolge eingegangener Nachricht steht Schefket-Pascha mit etwa 15000 Mann in Orhanieh.

Den 22. September/4. Oktober droht das stürmische Regenwetter zu einem Verhängnis für die Belagerungstruppen zu werden. Der Erdboden ist tief aufgeweicht und Nässe und Kälte fordern viele Opfer. Wenig erfreulich ist auch die Nachricht, daß schon wieder eine Proviantkolonne nach Plewna hineingedrungen ist.

Der Fürst fährt durch den Schmutz der grundlosen Wege früh um 9 Uhr zum Großfürsten, in dessen Zelt ein Kriegsrat stattfindet: außer Todleben, Nepokoitschitzki, Massalski, Sotow und Krüdener nimmt auch der soeben über Gornja-Studena aus St. Petersburg angekommene General Gurko daran teil. Letzterer hat das Kommando über die gesamte Kavallerie jenseits des Wid erhalten, und der Fürst, der ihn hier zum erstenmal sieht, drückt ihm die Hoffnung aus, daß jetzt mehr Leben in die Bewegungen der Kavallerie kommen und der General seine ganze Tatkraft entfalten werde, um zu verhindern, daß Plewna noch irgendeinen Zuzug erhalte. Der Eindruck, den General Gurko auf den Fürsten macht, entspricht der Vorstellung, die dieser sich von dem energischen Manne gebildet hatte. Unternehmungsgeist und kriegerischer Sinn sind auf seinen etwas derben Gesichtszügen ausgeprägt.

Drei Stunden lang wird im Kriegsrate diskutiert. Der Fürst erklärt unumwunden, daß er keine Hoffnung auf die Bezwingung Plewnas hegen könne, ehe nicht die Belagerungsarmee erheblich vermehrt und Osman-Pascha alle Kommunikationen nach außen hin abgeschnitten würden.

Das Resultat der Beratungen ist, daß um Plewna ein lückenloser Ring von Erdwerken errichtet werden und daß das Kavalleriekorps jenseits des Wid, solange die Zernierung des Platzes wegen Truppenmangels nicht möglich ist, die Verbindungen der Türken mit der Außenwelt unterbrechen und auch die Straße Plewna—Lowtscha beobachten soll. Mit der Oberleitung der gesamten russischen Artillerie wird General Moller betraut, da sich zur Erzielung der Einheit in ihren Operationen die Notwendigkeit der Ernennung eines Oberkommandeurs herausstellt, der die besonderen Instruktionen auszugeben hat. Ferner kommt man überein, die Truppen in möglichst geschützten Stellungen zu belassen und Erdhütten für sie zu errichten, damit sie tunlichst geschont werden. Doch müssen sie bei jedem Alarmsignal bereit sein, und es ist darauf zu sehen, daß die Ablösungen der vorgeschobenen Posten nur bei Nacht stattfinden. So oft wie möglich sollen, zur Erleichterung des Zusammenwirkens, die kommandierenden Generale zur Besprechung in das Zentrum der Stellung, jene Position benannte Batterie, berufen werden.

Digitized by Google

Später konferiert Fürst Carol noch lange mit General v. Todleben über die Sicherstellung des rechten Flügels am Wid, für welchen ebenfalls Erdwerke anzulegen sind. Um 3 Uhr ist der Fürst wieder in Poradim, wo abends die Nachricht eintrifft, daß die Verbindung mit dem rumänischen Donauufer durch Beschädigung der Brücke unterbrochen ist.

Den 23. September/5. Oktober ist es weniger kalt, so daß der Fürst mit dem Großfürsten und den Generalen, die am Vormittage zu ihm kommen, vor seinem Hause sitzen kann. Es sind neue Schwierigkeiten in der Frage der so notwendigen Verstärkungen aufgetaucht: der Thronfolger reklamiert die Garde, die in Friedenszeiten unter seinem Befehle gestanden hat, zur Verstärkung *seines* Operationskorps. Fürst Carol und General Todleben bestanden aber auf ihren Ansprüchen.

Um 1 Uhr fährt der Großfürst nach Gornja-Studena zurück, während Todleben beim Fürsten verbleibt. Zum Generalstabschef des Fürsten Carol ist Fürst Imeritinski ernannt worden.

Abends ist wieder starker Wind; der gestrige Sturm hat von der Donaubrücke mehrere Joche fortgerissen, so daß die Verbindung vollständig unterbrochen ist.

General v. Todleben bleibt mit seinem Stabe in Sgalewitza, 3 Kilometer von Poradim, während Fürst Imeritinski in Poradim beim Fürsten Carol Quartier bezieht.

Den 24. September/6. Oktober hält, zum Verhängnis für die Belagerer, das Unwetter mit Sturm, Regen und Kälte an. Die Wege sind bodenlos. Die Türken haben eine Etappenstraße vom Wid nach Dolnji- und Gornji-Dubnik gesichert; ein Ausfall, den Osman-Pascha gemacht hat, um Verstärkungen an sich zu ziehen, ist von der russisch-rumänischen Kavallerie kaum gestört worden. Schefket-Pascha ist mit zwölf Bataillonen, zahlreicher Kavallerie und einem großen Wagentransport von Orhanieh abgerückt.

Am 25. September/7. Oktober ist Schneegestöber.

Um $^1/_2$10 Uhr stellt General Krüdener die Offiziere seines Korps, die vom Fürsten dekoriert worden sind, vor. Um $^1/_2$12 Uhr meldet sich der zum IV. Korps zurückkehrende General Sotow in seiner neuen Stellung.

Die Beschädigung der Donaubrücke ist so bedeutend, daß sie nicht schnell beseitigt werden kann; die Proviantzufuhr wird dadurch sehr erschwert.

Nachmittags meldet sich General Gurko, der das Kommando über das kombinierte Kavalleriekorps jenseits des Wid angetreten hat. Der Fürst teilt ihm mit, daß es, wie ihm berichtet worden, einigen türkischen Bataillonen gelungen sei, von Telisch her in Plewna einzudringen, daß er, der Fürst, aber überzeugt sei, unter General Gurkos bewährtem Kommando würden hinfort keine derartigen unglücklichen Zwischenfälle mehr vorkommen; bisher sei das Kavalleriekorps mit wenig Umsicht geleitet worden. In Telisch ist Schefket-Pascha mit seiner Kolonne angekommen.

Der Kaiser hat der rumänischen Regierung für die Fortsetzung des Krieges mehrere Millionen zugesagt.

Digitized by Google

Am 26. September/8. Oktober hält der Regen an und dichter Nebel hüllt alles ein.

Zum Frühstück empfängt der Fürst den Kommandeur der Gardeartillerie, Baron Brewern. Nachmittags nimmt er den Vorbeimarsch der III. Gardedivision, General Katalei, ab. Die 2. Brigade der III. Gardedivision kommandiert General v. Bremsen; die Artillerie steht unter dem Befehle des Generals Sinowiew.

Später meldet General v. Todleben, daß Fürst Imeritinski nach Gornja-Studena geht, um vom Kaiser zu erlangen, daß die II. Gardedivision, anstatt, wie beabsichtigt, dem Thronfolger, der Westarmee vor Plewna zugestellt werde.

Ferner meldet Prinz Alexander von Oldenburg, daß die Brigade 1 der I. Gardedivision eingetroffen ist.

General Todleben bleibt bis spät abends beim Fürsten und erzählt höchst interessant und lehrreich über die Belagerung von Sebastopol.

Ein neuer Transport ist nach Plewna gelangt, ohne von der russischen Kavallerie gestört zu werden.

Den 27. September/9. Oktober nimmt der Fürst um 10 Uhr mit Graf Woronzow-Daschkow, dem Generalstabschef der Garde, den Vorbeimarsch der Gardeschützenbrigade ab, welche darauf nach Tauschenitza abmarschiert.

Drei Tage nacheinander, den 27., 28., 29. September/9., 10., 11. Oktober regnet es Tag und Nacht. Alle Wege sind aufgeweicht und unpraktikabel geworden.

Am 30. September/12. Oktober macht General v. Todleben brieflich Osman-Pascha den Vorschlag, in bezug auf die Beerdigung der Toten dasselbe Prinzip zu befolgen, wie dereinst in Sebastopol: es sollen von beiden Seiten je ein Kordon von Soldaten vorrücken, bis sie einander begegneten, und die Bergung der Gefallenen besorgen. Osman-Pascha nimmt diesen Vorschlag an.

Fürst Carol reitet nach den Ambulanzen von Sgalewitza, in denen Hunderte russischer Soldaten untergebracht sind, darunter viele, denen, wie es leider auch bei den Rumänen der Fall ist, in den naßkalten Trancheen die Füße erfroren sind.

Den 1./13. Oktober ist endlich klares, schönes Wetter.

Die Donaubrücke, von der zweiunddreißig Pontons fortgerissen sind, hat noch nicht wiederhergestellt werden können.

Nachmittags melden sich General und Major Lignitz beim Fürsten. Der Fürst besprach mit ihnen die Dispositionen für möglichst schnelle Erstürmung der zweiten Griwitzaredoute und betonte dabei, daß diese keilförmig in die rumänischen Linien vorspringende und die letzteren deshalb fortwährend bedrohende Position zwar nicht in den Händen der Feinde bleiben dürfe, aber doch von dem Gelingen oder Nichtgelingen eines solchen Teilangriffs der Erfolg der Gesamtoperationen vor Plewna nicht abhänge, und daß man daher den Kampf um diese Redoute keine zu großen Dimensionen annehmen lassen dürfte. Die Herren stimmten dieser Ansicht zu.

Den 2./14. Oktober reitet Fürst Carol in die Positionen hinaus und be-

Digitized by Google

sichtigt die rumänische II. Division in ihren Biwaks, darauf die Lünette bei Radischewo und die mit Kranken überfüllten Lazarette.

Um 6 Uhr ist der Fürst wieder in Poradim.

Den 3./15. Oktober geht dem Fürsten die Nachricht zu, daß die Westarmee keine weitere Verstärkung erhalten soll, da man im Großen Hauptquartier sich der Illusion hingibt, daß Plewna mit den vorhandenen Truppen zerniert werden könnte. Das letztere liegt außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Die bisher am Raljewo dislozierten Gardetruppen sind nach großen Schwierigkeiten endlich bei Jeni- und Eski-Brkatsch konzentriert worden; das Terrain war ihren Märschen höchst ungünstig und Mann und Tier derart ermattet, daß keine Ordnung mehr eingehalten werden konnte. Auch die Verpflegung war ungenügend und die Kleidung der Mannschaft seit Tagen überhaupt nicht mehr trocken geworden.

Prinz Arnulf von Bayern trifft von Gornja-Studena beim Fürsten ein, um die Lage von Plewna kennen zu lernen. Abends kommt General v. Todleben; er ist verzweifelt, daß weitere Verstärkungen nicht bewilligt worden sind, und hat den General Gurko ins Hauptquartier gesandt, um noch einen letzten Versuch zur Abänderung dieser Verfügungen zu machen. Auch Fürst Carol ist entschlossen, darauf zu bestehen, daß eine größere Anzahl von Truppenkörpern auf Plewna dirigiert werde. Bei allen Korps ist durch die Unterbrechung der Brückenpassage Brotmangel eingetreten, und trotz des gegenwärtig herrschenden Wetters will die Zahl der Kranken sich nicht verringern.

Den 4./16. Oktober telegraphiert General Gurko, daß nach seinen Darlegungen der Sachlage der Kaiser Befehl erteilt habe, die II. Grenadierdivision sofort nach Plewna marschieren zu lassen, so daß sie am 7./19. Oktober vor Poradim eintreffen werde. Die Gardekavallerie werde auch bald folgen.

Prinz Arnulf von Bayern begibt sich vormittags nach den rumänischen Positionen, während Fürst Carol bis Mittag mit seinem Generalstabe arbeitet und erst nachmittags hinausreitet; er besichtigt alle Lager und begrüßt die Truppen. Dann sucht er die erst vor kurzem von den Rumänen vollendete Redoute Alexander auf, von der aus er einer Rekognoszierung gegen die zweite Griwitzaredoute beiwohnt: das Gefecht dauert eine Stunde, die Türken bringen ihre Reserven vor und unterhalten ein heftiges Geschütz- und Kleingewehrfeuer, drei ihrer Batterien von Bukowa schießen, und einige verlorene Kugeln fallen bis ins Fort Alexander, wo der Fürst bleibt, bis alles wieder ruhig geworden ist. Darauf begibt er sich nach Wrbitza, um die Truppen in den dortigen Verschanzungen und Feldlazarette zu besuchen.

Von hier bis Poradim ist ein zweistündiger Ritt. Abends, bei schönem Mondschein, speist Fürst Carol mit seinem Gaste, dem Prinzen Arnulf; auch J. Bratianu ist anwesend. Mit ihm konferiert der Fürst bis Mitternacht und betont die Unmöglichkeit, jetzt schon, vor der Bezwingung Plewnas, eine Entscheidung über eine etwaige weitere Teilnahme der rumänischen Truppen am Kriege zu treffen: doch werde der Fürst keinesfalls sich noch weiter von der

Digitized by Google

Donau entfernen. Bratianu hat viele Sorgen, besonders wegen den Geldschwierigkeiten.

Wie General Cernat aus Wrbitza berichtet, werden die Rumänen von der türkischen 12-Zentimeter-Batterie an dem Wege von Plewna—Griwitza fühlbar belästigt: heute zwei Tote, acht Verwundete. Die rumänischen Erdarbeiten sind sehr gefördert, und die türkischen Konterapprochen werden bald abgeschnitten sein.

Einem Befehle des Fürsten entsprechend, inspiziert ein höherer Offizier täglich die Biwaks und rapportiert darüber.

Am 5./17. Oktober konferiert wiederum Fürst Carol mit Bratianu, während Prinz Arnulf von Bayern die russischen Positionen besucht. General v. Todleben, der nach Poradim übergesiedelt ist, teilt dem Fürsten mit, daß General Gurko aus dem kaiserlichen Hauptquartier zurückgekommen ist: das letztere hat sich erst nach langer Diskussion dazu entschlossen, die II. Gardeinfanterie- und die Gardekavalleriedivision an die Westarmee abzugeben; dieselben haben Gornja-Studena bereits verlassen.

General Arnoldi stellt sich dem Fürsten vor: er ist an die Stelle des Krylow getreten. Letzterer ist nach Petersburg zurückgekehrt; nach seiner Abschiedsaudienz beim Fürsten hat er dem rumänischen Stabe desselben sein Bedauern ausgesprochen, nicht dekoriert worden zu sein.

Graf Woronzow-Daschkow in Eski-Brkatsch fragt an, ob die am Wid stehenden Gardedivisionen bei Gornji-Dubnik die Straße von Sofia besetzen sollen. Dies wird verneint, bis weitere Verstärkungen eingetroffen sein werden.

Ein gefangener Offizier sagt aus, daß Achmed Hifzi-Pascha in Gornji- und Dolnji-Dubnik kommandiert und in diesen Orten je sechs Tabors stehen, während Telisch, das gleichfalls zu seinem Kommandobezirk gehört, von drei Tabors besetzt ist.

Den 6./18. Oktober treffen Depeschen über einen großen russischen Sieg in Asien ein. Mukhtar-Pascha ist in der zweitägigen Schlacht von Wissinkioi am 2./14. und 3./15. Oktober aufs Haupt geschlagen worden. Von seiner 40 000 Mann starken Armee haben 8000 Mann, darunter 2 Paschas und 150 Offiziere, die Waffen gestreckt und etwa 4000 Mann sind gefallen. Mukhtar-Pascha selbst mit dem Rest der Truppen hat sich eiligst auf Kars zurückgezogen. Die Verluste der Russen betragen 1500 Mann.

Den 7./19. Oktober nimmt der Fürst zu Pferde den Vorbeimarsch der II. Gardedivision, die in der Nacht eingetroffen ist, ab. Sie wird von Graf Paul Schuwalow befehligt; die Truppen sehen sehr schön und stattlich aus. Am Nachmittage marschieren die Truppen nach Bagot weiter.

Hierauf besichtigt der Fürst die aus drei Brigaden bestehende Kavalleriedivision, welche gleich vor ihm defiliert. Die langen Märsche im Regen und die Biwaks auf nasser Erde haben die Schönheit des Materials dieser Truppen schon stark beeinträchtigt. Die Division soll erst morgen nach Raljewo weitermarschieren.

Im Laufe des Nachmittags empfängt der Fürst die Nachricht, daß die

Digitized by Google

zweite Griwitzaredoute nach zwei Sturmangriffen endlich mit großen Verlusten genommen worden sei. Während die Generale Todleben und Imeritinski abends beim Fürsten sind, um über die Positionen für die eben angelangten Gardetruppen zu beraten, trifft die Meldung ein, daß die zweite Redoute nicht behauptet werden konnte. Die Rumänen — das 7. Linienregiment, das 1. Jägerbataillon und je ein Bataillon vom 5. und 13. Dorobanzenregiment — haben der Uebermacht weichen müssen; nach einem heftigen Gefecht bis in die Nacht hinein, zu dem die Türken Verstärkungen hatten heranziehen können, sind sie zurückgeworfen worden. Fürst Carol nimmt diese Trauerbotschaft um so schwerer, als es sich bestätigt, daß die Verluste bedeutend sind.

General Gurko übernimmt das Kommando der I. und II. Gardeinfanteriedivision, der Gardeschützenbrigade, der II. Kavalleriedivision und zwölf russisch-rumänischer Kavallerieregimenter.

Am 8./20. Oktober arbeitet General v. Todleben vormittags mit dem Fürsten; in großen Zügen werden die Maßregeln zur Einschließung von Plewna besprochen: es gilt, vorher jenseits des Wids festen Fuß zu fassen und Osman-Pascha alle rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden, was nur möglich ist, wenn die drei stark befestigten Etappenorte der Linie Plewna—Orhanjeh, Dolnji-Dubnik, Gornji-Dubnik und Telisch ganz unschädlich gemacht werden. General v. Todleben ist der Ansicht, daß man sich zuerst in den Besitz des mittleren dieser drei Orte, Gornji-Dubnik, setzen müsse — eine Aufgabe, die der Garde zu stellen sei; Dolnji-Dubnik und Telisch brauchten nur beobachtet zu werden, während ein Kavalleriekorps in Verbindung mit rumänischen Truppen diesen Operationen seine Mitwirkung zu leihen habe.

General Graf Woronzow, der den Befehl erhalten hat, sich zum Großfürsten-Thronfolger zu begeben und bei demselben zu verbleiben, stellt sich dem Fürsten vor und spricht ihm sein Bedauern darüber aus, daß er die Garde, deren Generalstabschef er ist, gerade jetzt verlassen muß, wo sie in Aktion tritt.

Am 9./21. Oktober sind 10 Grad Kälte, aber sonniges Wetter.

Fürst Karl wohnt der Einweihung der kleinen bulgarischen Kirche bei, die er durch den Protopopen aus Turnu-Magurele und den rumänischen Feldgeistlichen vollziehen läßt. Er hatte diese Kirche unvollendet vorgefunden und, da die Bulgaren den Wunsch aussprachen, sie dem Gottesdienste übergeben zu können, aus Turnu-Magurele Bauhandwerker, Maler usw. kommen lassen, um sie fertigzustellen, und ihr auch eine Glocke geschenkt. Bisher hatte kein einziges Bulgarendorf eine Kirchenglocke haben dürfen; so ertönt heute zum erstenmal das Geläute, das zum Gottesdienst ruft. Von den benachbarten Dörfern strömt die Bevölkerung herbei, um an der Feier teilzunehmen. Dieselbe dauert zwei Stunden; nach der Liturgie findet ein Tedeum statt, dem außer dem Stabe des Fürsten viele Russen und Rumänen beiwohnen.

In sein Quartier zurückgekehrt, konferiert der Fürst mit Todleben. Währenddessen läuft die Nachricht ein, daß die Türken den zweiten Kamm des Grünen

Digitized by Google

Berges (unweit Krschin) befestigen, obgleich die russische Artillerie ihnen die Arbeit möglichst zu erschweren sucht.

General Cernat berichtet vom gestrigen Tage aus Wrbitza, daß beim Angriffe am 7./19. das 7. Linienregiment und ein Jägerbataillon sich etwa eine Stunde lang in den Laufgräben der feindlichen Redoute behauptet hatten.

Nachmittags reitet der Fürst, nachdem er das Regiment Moskau der II. Gardedivision, das später angekommen ist, und drei Batterien besichtigt hat, nach Sgalewitza, um dort die russischen Feldlazarette zu besuchen. Das Regiment marschiert weiter nach Bogot.

Den 10./22. Oktober fährt bei schönem Wetter der Fürst früh über Trstenik nach Metschka, einem Bulgarendorfe, um die dortige große Ambulanz zu inspizieren. Von Metschka begibt sich Fürst Carol nach Tschalisewat zur Zentralambulanz, die mit einer sehr großen Anzahl Verwundeter und Sterbender belegt ist, und reitet dann zu den befestigten Positionen hinaus, um die rumänische II. Division (Cerchez) zu inspizieren. Dieselbe hat vor zwei Tagen die rumänische IV. Division abgelöst, da die Truppen der letzteren, die seit dem Donauübergange stets die exponiertesten Stellungen hatte einnehmen müssen, einer Ruhezeit sehr bedürftig waren und deshalb in das Biwak bei Wrbitza gesandt wurden.

Nachdem Fürst Carol einige im Bau begriffene Redouten besichtigt hat, reitet er nach Poradim zurück und erhält von einem eben eingetroffenen Quartiermeister des Kaisers die Mitteilung, daß der letztere nach Poradim zu übersiedeln gedenkt. Der Fürst erklärt sofort, daß er dem Kaiser sein Haus, nunmehr etwas wohnlicher hergerichtet, überlassen will.

Die II. Grenadierdivision, welche ursprünglich zur Verstärkung des Großfürsten-Thronfolgers bestimmt war, hat Befehl erhalten, zur Westarmee zu stoßen und marschiert nun, nachdem sie bei Zimnitza die Donau überschritten hat, in der Richtung nach Plewna.

Heute ist endlich eine dreistündige Waffenruhe zur Beerdigung der Toten zustande gekommen. Sofort nach Ablauf der gewährten Frist beginnt die Kanonade von neuem.

Am 11./23. Oktober stellt der Fürst mit General v. Todleben die Dispositionen für die auf den folgenden Tag geplante Aktion fest.

Seit der Verstärkung der Westarmee durch die II. Gardeinfanterie- und Gardekavalleriedivision sind vorläufig genügende Kräfte vorhanden, um zur Einschließung Plewnas auch auf der Westseite zu schreiten. Infolgedessen wird folgendes beschlossen: General Gurko soll zur Besetzung der Straße von Sofia mit der I. und II. Gardedivision über den Wid gehen und durch einen Nachtmarsch in die geeigneten Stellungen einrücken, während die III. Gardedivision zur Beobachtung der Straße von Lowtscha diesseits des Wid bleibt und mit einem ihrer Regimenter Medniwen besetzt. Die II. Gardeinfanteriedivision und die Gardeschützenbrigade haben den Auftrag, einen direkten Angriff auf Gornji-Dubnik, den Mittelpunkt der türkischen Aufstellung an der Straße nach Sofia, zu machen; die feindlichen Truppen von Telisch und Dolnji-Dubnik sollen durch

Digitized by Google

starke Detachements beobachtet werden, und einer aus Orhanieh etwa vorrückenden Verstärkung oder einem Ausfallsversuch von Plewna her energisch entgegengetreten werden. Die Kavallerie hat die Flanke zu decken und auf der Straße von Orhanieh vorzugehen, um die Bewegungen Schefket-Paschas zu beobachten.

Für den Scheinangriff gegen Telisch sind das Gardejägerregiment, die 2. Brigade der Kavallerie und 20 Geschütze bestimmt, eine rumänische Kavalleriebrigade (Formak) hat, zwischen Wid und Isker, Telisch von rückwärts zu beobachten.

Zum Scheinangriff gegen Dolnji-Dubnik sind zwei rumänische Bataillone von der Brigade Cantili, die Roschioribrigade, die russische IV. Kavalleriedivision und drei Batterien ausersehen; diese Truppen stehen unter dem Befehle des Generals Arnoldi. — Bei Riben sollen fünf rumänische Bataillone über den Wid gehen und Netropol besetzen, um mit zwei Batterien und einem Kosakenregiment einem eventuellen Ausfall von Plewna entgegenzutreten; dieses Detachement wird von Oberst Cantili befehligt. — Zwischen Gornji- und Dolnji-Dubnik stehen als allgemeine Reserve die I. Gardedivision mit zwölf Bataillonen, eine Brigade Kavallerie und sechs Batterien. Die XVI. Division und eine Brigade der XXX. Division besetzen die Straße von Lowtscha. General Loschkarew hat mit seiner Kavallerie die Uebergänge über den Wid zu beobachten und die Verbindung mit den Truppen Gurkos herzustellen.

Die Angriffskolonnen haben vormittags um 9 Uhr gefechtsbereit zu sein, und zur selben Zeit hat auf der ganzen Linie vor Plewna die Artillerie das Feuer zu eröffnen und dasselbe mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag anhalten zu lassen, um Osman-Pascha zu der Annahme zu verleiten, daß es sich um einen allgemeinen Angriff auf Plewna handle.

Nachmittags kommt Großfürst Nikolaus mit General Nepokoitschitzki nach Poradim, und Fürst Carol berät mit ihnen nochmals die für den morgenden Tag getroffenen Dispositionen. Später konferiert der Fürst mit Bratianu, dem er seine Hoffnung ausspricht, daß die Kampagne sich nunmehr ihrem Ende zuneige, da Osman-Pascha nach der Zernierung Plewnas zur Ergebung gezwungen sein würde.

Gegen Abend sieht der Fürst, der nach ein paar Tagen sein bisheriges Haus dem Kaiser abtreten wird, sich in Poradim nach einer neuen Unterkunft um und findet auch am äußersten Ende des Dorfes eine Hütte, die sich notdürftig als Quartier benützen läßt. Der strohgedeckte Raum, durch dessen Außenwände von allen Seiten der Wind bläst, zerfällt in zwei Gelasse, von denen das eine, in welches man bei seinem Eintreten durch die niedrige Haustüre gelangt, zur Hälfte von einem großen Herde eingenommen ist; der Versuch lehrt aber, daß, sowie man darauf Feuer anzündet, durch den Qualm und Rauch die ganze Hütte unbewohnbar wird. Der zweite, kleinere Raum, hinter dem Herde, hat nur ein winziges, mit Papier verklebtes Fensterchen und ist feucht und niedrig, und, gleich dem Vorraum, ungedielt: er wird aber trotzdem zum Schlafzimmer des Fürsten bestimmt. Vor der Hütte liegt ein ziemlich geräumiger Hof, auf

Digitized by Google

dem die Zelte aufgestellt werden sollen. Für die Herren des Gefolges und die Dienerschaft muß in den Nachbarhütten Unterkunft gefunden werden, da in der Hütte des Fürsten eben nur für ihn Platz ist. (Fortsetzung folgt)

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, 29. November 1860.

Die Schwark-Stiebersche Angelegenheit ist eine recht unangenehme und von der Presse vielfach ausgebeutet. Will man mit der eigentlich notwendigen Strenge untersuchen und verfolgen, so wird man nach notre régime in Regionen hinaufgeleitet, die bis zum unglücklichen König hinführen, dessen Umgebung unter der Maske der Frömmigkeit sich Rechtsverletzungen zuschulden kommen ließ. Die jetzige Regierung darf dies um keinen Preis zugeben; sie ist für die Vergangenheit nicht verantwortlich, aber sie muß hindern, daß in dem Schlamm von 1850 bis 1858 herumgewühlt werde.

Schwark und Stieber sind abgesetzt worden, und damit muß die Sache beruhen. Das jetzige Ministerium trifft nirgends eine Schuld, aber es darf nicht zu Verteidigungsmitteln greifen, die nach Sanssouci führen.

Minister Simons, ein sehr würdiger Mann, wird nun nächstens auch schon scheiden und sich in das Privatleben zurückziehen. Dieser Glückliche! An Katharina schreibe ich einen langen Brief, um ihr die Unmöglichkeit wegen Altenberg darzulegen. Ich hoffe, sie wird ihn Dir zu lesen geben, damit ich die Gründe nicht wiederholen brauche.

Die Königin ist außer sich über die Reise ihrer Nichte nach Madeira und daß Erzherzogin Sophie die Reise erst erfahren hat, als alles schon bestellt und festgesetzt war. Demnach ist sie erst in Kenntnis höchstens acht Tage vor der Abreise gesetzt worden.

In Frankreich liberale Institution, um mit Hilfe des Liberalismus gegen den Klerus zu agitieren oder vielmehr den Klerus dadurch rationell bekämpfen zu lassen.

Karl Anton.

Stieber war unter der ehemaligen Aera allmächtiger Polizeidirektor gewesen, und Oberstaatsanwalt Schwark kam ebenfalls durch Enthüllungen Stiebers in Untersuchung. Der Polizeidirektor hatte durch Rücksichtslosigkeit im Amte viele Feinde sich erworben. Der Oberstaatsanwalt Schwark beim Kammergericht behauptete, die Aussage Stiebers, als sei alles geschehen mit Wissen und Willen des Justizministers, sei Unwahrheit. Die Presse beschäftigte sich längere Zeit

Digitized by Google

mit der Geschichte. Das frühere Ministerium kam nicht gut weg bei der Angelegenheit.

Dr. Simons war Justizminister in dem Ministerium Hohenzollern.

Katharina war die Witwe des Fürsten Karl, Stiefmutter des Fürsten Karl Anton. Sie trug sich damals mit dem Gedanken, eine Benediktinerniederlassung in Preußen zu ermöglichen, und hatte dazu zuerst Altenberg ins Auge gefaßt. Ein Schreiben an ihren Stiefsohn beantwortete dieser eingehend, worin er die Gründe darlegte, daß die Benediktinerniederlassung in Altenberg unmöglich sei.[1]) Später, im Jahre 1863, wurde sodann Beuron gewählt und erwies sich als sehr geeigneter Ort.

Erzherzogin Sophie ist die Mutter des Kaisers Franz Josef.

Der Tod des Königs

Berlin, 3. Januar 1861.

Kaum daß ich zum Schreiben komme, so sehr bin ich stets zwischen Potsdam und Berlin. Verzeihe mir, im Geiste stets bei Dir, in Wirklichkeit aber am Grabe eines erlösten Königs.

Gleich auf meiner Durchfahrt in Potsdam am Neujahrstage erhielt ich die Weisung, ungesäumt nach Sanssouci zu kommen; ich fuhr nur schnell nach Berlin, um sofort wieder nach Potsdam zurückzukehren.

Hier war alles versammelt; es war ein langer Neujahrstag, weil man stündlich die Auflösung erwartete. Endlich gegen 11 Uhr ging ich in das Stadtschloß nach Potsdam, um ein wenig zu schlafen. Da wurde ich geweckt, kam aber leider nach Sanssouci, als der König schon gestorben war. Ich assistierte somit nicht dem Ende, das schmerz- und lautlos war. Alles wohnt in Sanssouci; es ist entsetzlich enge. Heute ist Testamentseröffnung, und während ich hier schreibe, seziert man den König. Am Montag ist Begräbnis; aus den Zeitungen wirst Du die Details ersehen.

Der König von Hannover kommt hierher, Erzherzog Max von Oesterreich, Großfürst Nikola von Rußland, Großherzog von Baden, Weimar und Hessen usw. Ce sera un terrible trouble. Verzeihe mein décousu; ich schreibe Dir im Zimmer der Königin Augusta, weil alles so eng ist, daß man keinen Platz hat und ich nicht weiß, wo ich unterkommen soll, um ein paar Zeilen zu schreiben. Abends gehe ich wieder nach Berlin, um meinem Konseil zu präsidieren und sodann morgen wieder nach Potsdam. Du wirst schon unbefriedigt über meinen Brief sein, allein während ich in einem engen Zimmer schreibe, sprechen auf dem Sofa Königin, Prinzeß Karl, Kronprinzessin, Prinz Friedrich Wilhelm, dazwischen tritt der König ein, kommt und geht usw. Ich muß schließen! Tausend Grüße Dein

Karl Anton.

*

[1]) Siehe Zingeler, Katharina Fürstin von Hohenzollern, die Stifterin von Beuron, S. 82 ff. Köselsche Verlagsbuchhandlung, Kempten, München 1912.

Digitized by Google

Berlin, 13. Januar 1861.

Endlich heute Sonntag fasse ich einen ruhigen Augenblick, um Dir zu sagen, wie sehr und wie viel ich an Dich denke und wie ich bekümmert bin, Dich leidend zu wissen. Es war mir ein Trost, Leopold bei Dir zu wissen. — Ich weiß kaum, wo mir der Kopf steht, nicht wegen Bewältigung der Geschäfte, sondern wegen der entsetzlichen Zersplitterung und der Masse von fremden Herrschaften.

Gottlob, gestern abend ist alles fort, und das Hochgewässer der kaiserlichen und königlichen Hoheiten hat sich wieder verlaufen. Nur Baden und Weimar sind noch hier. Prinz Murat ist hier erstaunlich gut aufgenommen worden, grâce à la Reine, und er hat mir bei jeder Gelegenheit versichert, er könne nicht genug dafür danken. Es sind ihm alle Ehren und Auszeichnungen eines kaiserlichen Prinzen erwiesen worden. Je lui ai cédé mon rang, und daher waren wir stets Tischnachbarn. Vor seiner Abreise erhielt er den Großen Roten Adlerorden — kurz er war sehr enchantiert. Albert von Sachsen war liebenswürdig, aber man fühlt ihm an, daß er nicht à son aise in Berlin ist. Der Herzog von Toskana ist herzlich unbedeutend, kurz und dick — alle diese Herrschaften beachten als Schloßgenossen, ebenso der lange Flandern, der jeden freien Augenblick benützte, bei mir zu sein, kurz mir blieb kein freier Augenblick à la lettre. Dazu war ich gestern und vorgestern jedesmal acht Stunden mit dem König, bei dem aber stets Unterbrechungen wiederum stattfanden, so daß man mit nichts fertig werden konnte. Die Königin habe ich kaum gesehen und nur immer auf Augenblicke. Sie ist sehr leidend, sieht schlecht aus und agitiert sich um vieles, was nicht zu ändern ist. Sie läßt Dich besonders grüßen.

Morgen ist Eröffnung des Landtags. Vorher gibt es noch recht viel zu tun; denn die ersten vierzehn Tage gehen mit Vorbereitungen dahin. Nachher dürfte es hitzig werden. Mir sind die vielen Visiten gênant, welche von den Mitgliedern gemacht werden.

Der Tod des ꝛc. Gerlach ist für die Königin-Witwe sehr traurig. Es ist hochtragisch, mit welch schweren Schlägen diese arme Frau verfolgt und mit welchem Uebermaß von Glücksfällen hingegen der Regierungsantritt bezeichnet wird. Die Amnestie ist gut, doch hätte ich eine großartigere Auffassung gewünscht. Alles ist gespannt und in großer Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Diejenigen behalten recht, die ihre Erwartungen nicht zu hoch spannen.

Die Kälte ist hier fortwährend stark und intensiv, mir bekommt sie ganz gut. Auch Karl ist ganz wohl. Den armen Jungen sehe ich nur hier und da in den Abendstunden. Gestern hat er einen großen Tee gegeben, wozu er Prinzeß Lauchek, Richard und Mathilde geladen hat. Es war eigentlich sein Teppicheinweihungsfest mit Knöpflereminiszenzen. Er hat bis $11^1/_2$ Uhr gedauert. Ich war eingeladen, zog aber mein Bett vor.

Heute ist Familiendiner bei dem Kronprinzen; bis jetzt war täglich große Tafel bei König und Königin, wir waren sogar hundert Kuverts. Es ist dies entsetzlich anstrengend für die armen gehetzten Majestäten gewesen.

Leopold wird Dir viel erzählt haben, ich freue mich, ihn in ruhiger Stunde

Digitized by Google

zu sehen, denn wie im Sturme habe ich ihn sprechen können. Er ist überglücklich und scheint allem nach, was man gehört hat, einen wahrhaften Schatz erobert zu haben.

Die sardinische Regierung hat anfragen lassen, ob es hier angenehm wäre, wenn J. Pepoli als Gesandter hierherkäme. Schleinitz hat geantwortet, daß es ein großer embarras für den Hof und die Familie wäre, wenn ein Verwandter des königlichen Hauses hier Mitglied des Diplomatischen Korps würde, daß man daher dringend bäte, eine Prinzessin von Hohenzollern nicht in eine fausse position zu versetzen.

Hoffentlich geschieht es nicht, weil Pepoli selber einsehen muß, welche Konflikte damit für die Stellung seiner Frau entstehen müßten. Mir persönlich wäre es das Unangenehmste, was passieren könnte. Karl Anton.

*

2. April 1861.

Glücklich hier angekommen und in Berlin die Temperatur auffallend wärmer und milder findend, der Tiergarten im schönsten Grün prangend — war ich heute bei den Majestäten und den kronprinzlichen Herrschaften. Alles erkundigt sich nach Dir, und ich muß viel erzählen. Die Kronprinzessin habe ich mit Vorwürfen überhäuft, daß sie so eilig durch Düsseldorf gekommen sei. Sie bereut es jetzt, nachdem sie sich in den Kopf gesetzt hatte, Dich nicht so früh zu genieren.

Mit dem König bin ich zu Winterhalter hingegangen. Sein Bild ist frappant. Alles in Berlin ist in guter Laune, und auch Herr v. Auerswald, mit dem ich schon drei Stunden konferiert habe, sagt mir, daß alles gut läge. Ueber die auswärtige Politik ist man etwas beunruhigt, obgleich nirgends Tatsachen vorliegen. Es ist die politische Schwüle daran schuld.

Karl Anton.

*

Berlin, 12. April 1861.

Gestern bin ich nicht zum Schreiben gekommen, weil ich von 3 bis 5 Uhr eine Konferenz bei dem König hatte. Sodann war ein kleines Diner bei den kronprinzlichen Herrschaften mit König und Königin, ich und Leopold, zu sechs Personen. Es war recht gemütlich und heimelnd. Heute ist große Familientafel zu Ehren der Kronprinzessin von Württemberg. Er, der Kronprinz, der erst durchfahren wollte, hat es für gut befunden, sich einen Tag hier aufzuhalten.

Soeben verläßt mich Karl, der triumphierend mit einem prachtvoll geputzten blendendweißen und tüchtig abgefeilten Gebiß direkt von Herrn Abitte kommt. Er ist wesentlich verschönert und ganz stolz über das Elfenbein seiner Zähne. Seine Nerven aber seien durch stundenlanges Feilen und Verkürzen seiner Eßwerkzeuge sehr erschüttert. Ich denke, eine wohl durchschlafene Nacht und ein paar Partien Billard auf dem Klub werden ihn wiederherstellen. Ein Heringsbutterbrot bei mir, das ich von meinem Frühstück übrig gelassen, hat ihm vortrefflich, trotz Nerven- und Kopferschütterung, gemundet.

Digitized by Google

Neues gibt es nichts; die Kammern reden von Schwierigkeit, aber diese Fluktuationen sind wir schon gewöhnt. Es kommt am Ende immer besser, als man es sich denkt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 18. April 1861.

Als ich gestern von der Eisenbahn kam, traf ich zu Hause Wilhelm von Baden, der von Petersburg zurückgekommen ist. Gestern habe ich mit ihm und Karl bei Ihren Majestäten gegessen, ein recht gemütliches Diner.

Die Broschüre Aumale ist ein furchtbarer Schlag ins Gesicht des Prinzen Napoleon, aber auch sehr gefährlich für den Kaiser. Auf der andern Seite wird der Kaiser dadurch legitimiert, in seinen Maßregeln gegen die Orleans die größte Strenge eintreten zu lassen, was wiederum den Parteien mehr gelten und sie unversöhnlicher machen wird. Man kommt immer mehr von der Szilla in die Charybdis und umgekehrt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 22. April 1861.

... Was die gräflich Speesche Hochzeit anbelangt, so rate ich Dir, dem kirchlichen Trauungsakte beizuwohnen, Diner und Ball aber auszuschlagen, weil man der Familie sans gêne den Genuß ihres Festes allein überlassen muß. Es ist ja schön, wenn Du dem Hauptakt beiwohnst und dadurch Dein Interesse für das junge Paar und die Familie überhaupt an Tag legst.

Nächste Woche beginnen gegen das Ende derselben die großen Kammerschlachten. Ueber den Ausgang läßt sich zur Zeit nichts sagen. Ich kam soeben aus der Sitzung, wo heftige Diskussionen über die Polen von den Polen waren. Sie sind gründlich durchgefallen, und Graf Schwerin wird ihnen alle Revolutionsgelüsten benommen haben.

Karl Anton.

*

Berlin, den 27. April 1861.

... Wilhelm von Baden ist noch immer hier, ich sehe ihn viel, weil er gewöhnlich zu den kleinen Diners eingeladen ist. Das Hilpersche Bild ist soeben angekommen; ich werde es Karl heute abend in Deinem und meinem Namen überreichen. Ich finde es wunderhübsch, und es wird ihn gewiß sehr freuen. Daß die Neffen noch nicht in Bonn angekommen sind, wundert mich nicht. Es ist das ein charakteristisches Merkmal von Marie, weder zu etwas noch zu nichts gelangen zu können. — Daß es mit Marie, unsrer Tochter, besser geht, beruhigt mich sehr. Das milde Wetter wird gewiß wohltätig einwirken; wenn es nur bald einträte.

Ich schreibe Dir diesen Brief aus dem Herrenhause während langweiligen Judendebatten. Nächste Woche beginnt die Grundsteuerschlacht; wahrscheinlich geht alles nach Wunsch.

Karl Anton.

*

Digitized by Google

Berlin, den 5. Mai 1861.

Ich komme soeben von Potsdam, wo große Parade des 1. Garderegiments war, sodann Dejeuner. Leopold fuhr mit mir herüber und ist gegenwärtig bei mir. Ich bin gestern sieben Stunden im Herrenhause gewesen und kam daher nicht zum schreiben. Die Regierung hat gestern einen großen Sieg erfochten, und wahrscheinlich geht alles gut. Man kann es beinahe mit Gewißheit sagen. Die Junker knirschen vor Wut, können aber nichts machen. Desoliere Dich nicht um mich, denn ich sitze nicht während der ganzen Zeit. Wenn einer lange und langweilig spricht, so promenieren wir in einem magnifiken, von allen Seiten geschützten Garten und rauchen Zigarren, alle Hohenlohes, Fürstenberg, Salm usw. Es sind eine Masse Fürsten eingetroffen und durch die Qualität der Stimmen wird die kleine Majorität derselben reichlich aufgewogen. Es ist ganz amüsant, dieser Kampf um Leben und Tod. Herr v. Kleist-Retzow ist ganz blaß vor Wut und wird wahrscheinlich noch krank werden. Preußen geht, wenn diese Sache einmal durchgefochten ist, einer ruhigen und sichern Zukunft entgegen. Es ist ein ungeheures Evenement für den König, eine Frage zu lösen, die während vierzig Jahren der Zankapfel der Parteien war und kaum lösbar schien. Alles beschäftigt sich mit dieser Frage. Man sieht überall entweder nur vergnügte oder nur traurige Gesichter. Cela.

Karl Anton.

In denselben Tagen fand eine musikalische Abendunterhaltung bei König und Königin statt. Karl Anton, der nicht musikalisch war, schickte der Fürstin ein Programm und begleitete dasselbe mit Randglossen. So schrieb er bei 2: La Zingara, Kanzonette, gesungen von Fräulein La Grua — sie hat einen Schnurrbart. Bei einer Transkription für das Pianoforte über das Quartett aus „Rigoletto" bemerkte er: „langweilig". Unten schrieb er an die Fürstin: „Guten Appetit!"

Schon am 6. Mai hatte Fürst Karl von Fürstenberg dem Fürsten Karl Anton sagen lassen, wie schlimm seine Frau krank sei. Karl Anton nahm sich die Krankheit, von der „Reckmann sagte, daß sie nicht mehr zum Besseren sich wenden werde" sehr schwer.

... Karl ist furchtbar niedergebeugt, schreibt er am 6. an die Fürstin Josephine, und erschüttert. Der Arme ist ganz Herz und Gemüt. Dabei die armen kranken Kinder, die ihre Mutter möglicherweise nicht mehr sehen werden.

Am Morgen des 7. Mai 6 Uhr wurde Karl Anton zu Fürstenberg geholt. Er schreibt:

Berlin, den 7. Mai 1861.

Ich fand Amalie Ratibor dort, welche eine Stunde vorher von Randen angekommen war. Um $7^1/_2$ Uhr starb die arme Frau, und zum letzten Todeskampfe traten wir in das Sterbezimmer. Es war ein furchtbares Röcheln, denn die Kropfbildung erschwerte ungemein die Atmung. Es war herzerschütternd, den armen Karl in seinem namenlosen Schmerz zu sehen. Der kleine Karl Egon liegt auch krank an den Masern. — Es haben mich diese Szenen sehr an-

Digitized by Google

gegriffen; die Teilnahme ist allgemein. Jedenfalls wird die Leiche nach Donaueschingen transportiert werden. Karl wird aber seiner Kinder wegen hier bleiben müssen. Ich rate Dir, dem armen Karl ein paar Zeilen zu schreiben.

Karl Anton.

*

Berlin, den 8. Mai 1861.

Ich wollte Dir gestern schreiben, aber ich mußte mit den Majestäten und den kronprinzlichen Herrschaften eine Landpartie nach Babelsberg machen und erfreuten uns zum ersten Male der warmen Luft und eines echten Frühlingshauches.

Nach der Rückkehr bin ich bei Fürstenberg, um Max und seine junge, wunderhübsche Frau zu sehen, ebenso auch Fritz Hohenlohe aus Kupferzell. Am Abend war die Ueberführung der Leiche nach der Dorotheenkirche, wo heute abend die Trauerfeier begangen wird. Die ganze königliche Familie wird zugegen sein. Morgen wird die Leiche in Begleitung von Emil, Dr. Reckmann und Freiherr v. Bodman auf der Eisenbahn bis Freiburg und von dort mit Wagen nach Donaueschingen transportiert werden.

Karl ist möglichst ruhig und vernünftig, hat sich in seinem Kummer erschöpft und litt in seinem stillen Schmerz. Er hat ein goldenes Herz, und mich hat diese traurige Erfahrung an der Seite eines treuen Freundes geläutert und gebessert. Ich bin sehr glücklich, ihm einigen Trost durch meinen Beistand verliehen zu haben.

Am 7. ich am Sterbebette und Du am Traualtar (Graf Spee) — das sind allerdings große Kontraste. Anfangs- und Endpunkte des menschlichen Lebens!

Karl (Prinz Karl sein Sohn) hat einen männlichen Entschluß vor ein paar Tagen gefaßt. Er bekam eine ungemeine Zahngeschwulst und opferte einen vom Zahnarzt zum Herausreißen verurteilten Zahn, sofern er ihn schmerzen sollte. Die Operation ging glücklich vonstatten und jetzt ist er von allem Unbehagen befreit und wedelt vor Vergnügen, daß er nicht mehr die Aussicht auf möglichen Zahnschmerz mit sich im Mund herumtragen muß.

Die Polizei macht uns viel zu schaffen. Die Demoralisation ist in dieselbe wie Rost tief eingefressen, und es kann noch zu großen Ereignissen führen, wenn der König sich nicht entschließt, Herr v. Zedlitz zu entlassen. Wenn der König so bleibt, kann es noch zu einer Ministerkrisis kommen. Beunruhige Dich übrigens nicht; denn mich läßt mit meinem guten Gewissen diese Angelegenheit ganz kalt, und ich werde nur so handeln, wie Pflicht und Ehre es gebieten. Es kostet mir keine Minute Schlaf. Die Militärvorlagen werden glänzend durchgehen, nur ist es notwendig, daß in der Polizei aufgeräumt wird. Hoffentlich entschließt sich der König dazu! Ueber die Huldigungsfeier verlautet nichts mehr. Ich wünschte, der König ließ sie fahren. Die Königin brennt vor Ungeduld, nach Koblenz zu reisen. Sie kann und darf es aber jetzt nicht; denn es würde keinen guten Eindruck im Lande machen, wenn sie gleich wieder an den Rhein ginge, ohne vorher anderswo gewesen zu sein.

Digitized by Google

Deine Feuerangst hat mich sehr amüsiert. Ich war zu Hause, als der Lärm entstand und erfuhr es erst, als die ganze Feuerwehr bereits im Schloßhof stand. Augenblicklich sprang ich zu Prinzeß Friedrich Karl hinauf, um ihr retten zu helfen, denn gerade oben ihrer Wohnung wollte man Flammen gesehen haben. Es war aber nicht einmal ein Kaminbrand, sondern ein von der untergehenden Sonne verursachte optische Täuschung, die den unnützen Alarm hervorrief. Nach fünf Minuten war alles vorbei und viele Tausende Menschen auf dem Schloßplatz mußten um Schauspiel kommen. Als der Alarm anfing, waren gerade Leopold, Karl, Stillfried und Lauchert bei mir; ich hätte also genug Rettungsmannschaft zur Hand gehabt.

Karl Anton.

*

Berlin, den 24. Mai 1861.

... Heute ist der Geburtstag der Königin von England, der aber still begangen wird. Die arme Königin soll immer noch in einer ganz ängstlichen Gemütsstimmung sich befinden, was gar nicht gleichgültig ist. Selbst Alicens Hochzeit soll sie kalt und teilnahmslos lassen.

Karl Anton.

Des Fürsten Gesundheit war nicht so gut, wie er die Gemahlin glauben ließ. Er wußte sehr wohl, daß Josephine sich sehr leicht Besorgnisse aufdrängten, deshalb teilt er ihr nicht alles mit, was ihn drückte. Und ihn drückten nicht nur die gesundheitlichen Zustände, sondern mehr noch, daß er seinen Posten nur unter Anrufung der Pflicht und der Ehre beibehielt. Was er bei der Uebernahme zu seinem Vertrauten gesagt, galt ihm noch immer als das höchste: der Wunsch, dem Prinzregenten, dem nunmehrigen König, ein zuverlässiger treuer Freund und Diener zu sein. Aber die Zustände, wie sie um ihn herum bestanden, machten ihm keine Freude. Das Nähere hierüber sehe man in meinem Buche: „Karl Anton Fürst von Hohenzollern".

Ende Mai 1861 fühlte sich der Fürst recht herunter und der Arzt schickte ihn nach Ems. Er teilt dieses der Fürstin in dem leichten Tone, den er stets anschlägt, wenn er von seiner Gesundheit spricht, mit, um sie nicht zu beunruhigen. Dann fährt er fort:

Berlin, den 28. Mai 1861.

Ich schreibe Dir diese Zeilen im Hause der Abgeordneten bei einer heißen Temperatur und noch heißern Debatte über die Militärfrage. Ich hoffe, daß alles durchgeht, doch kann man für nichts einstehen.

Wenn die Kammer aufgelöst werden müßte, so wäre es entsetzlich; denn dann würde im September das Haus wieder zusammentreten, und für mich wäre es eine Ehrensache und moralische Pflicht, noch im Amte zu bleiben. Aber ich glaube nicht an diesen tragischen Ausgang. Fort mit diesen Schreckbildern! Die Abendtees bei der Königin sind bei der jetzigen Temperatur eine wahre Tortur. Anstatt in den Abendstunden in der aromatischen Luft des Tiergartens sich zu erfreuen, muß man um 9 Uhr in dem kleinen Brutsalon sein. Die Kronprinzessin denkt so wie ich. Die Königin tut mir leid; sie hat gar kein Bedürfnis

Digitized by Google

zu einer andern Existenz und nichts stellt sie höher als die Salonatmosphäre. Das Leben in Baden-Baden zeigt hierin die Richtigkeit dieser Behauptung. Uebrigens will ich damit den vortrefflichen Eigenschaften dieser ausgezeichneten Frau nicht zu nahe treten; ich spreche nur deshalb von dieser Schattenseite, weil im Sommer diese fühlbarer ist als im Winter.

Karl Anton.

*

Berlin, den 30. Mai 1861.

Wir sind mitten in der Militärdebatte, die sehr heiß und leidenschaftlich, aber dennoch würdig ist. Morgen kommt sie zu Ende und damit wäre, wenn der Schluß befriedigend ist, ein ungeheurer Schritt in der Machtbefestigung Preußens vorwärts getan und mein Ministerium hätte weltgeschichtliche Taten für Preußen vollendet. Grundsteuer und Militärreform, Streitfragen, die vierzig Jahre lang schwebend waren und die Parteien im giftigsten Atem gehalten hatten! Also morgen ist die Entscheidungsstunde!

Velten meint, daß eine Kur von drei Wochen in Ems sehr ersprießlich wäre, um die Sensibilität meiner kleinen Blutgefäße, welche katarrhalische Zustände verursachen, zu vermindern. Ich habe eigentlich nichts dagegen einzuwenden, zumal ich mir denke, daß wir dann en famille mit Karl einige Wochen in Ruhe und Zurückgezogenheit verleben könnten, nur will ich noch vorher Böger konsultieren. Ich glaube, daß man vom 15. Juni bis 15. Juli ein Haus mieten könnte mit Garten und Stall wegen Menage, um à son aise und ungestört der Kur obzuliegen. Jedermann ratet mir, jenseits des Wassers zu wohnen, weil dort bessere Luft ist und man früher im Freien sich befindet.

Karl Anton.

*

Berlin, den 31. Mai 1861.

Die Militärvorlage ist gerettet und somit hat die Regierung einen glänzenden Sieg davongetragen. Ich habe heute bei dem Beginn der Diskussion das Gewicht meiner Person und meiner Worte in die Wagschale geworfen und habe somit durch den Eindruck meiner Erklärung die Sache gerettet. Ich halte demnach meine Mission für beendet und zwar ruhmvoll für Preußens Macht und Zukunft.

Die Debatten waren heiß, die Abspannung ist groß, und jedermann sehnt sich nach Ruhe. Ich sehe freier in die Zukunft, und wenn wir wieder vereinigt sein werden, wird es bleibend sein.

Mit dem Könige werde ich zwar noch einen schweren Stand wegen meines Abtretens haben. Die Königin habe ich schon dafür gewonnen und ich glaube, daß es mir gelingen wird. In größter Eile stets Dein

Karl Anton.

Am 5. Juni wurde die Kammer geschlossen, aber der Fürst mußte noch in Berlin bleiben, weil noch viel zu tun war, besonders auch wegen der bevorstehenden Huldigung. Karl Anton freute sich außerordentlich auf die ihm winkende Freiheit.

Digitized by Google

Wir beginnen den Briefwechsel erst wieder mit einem Schreiben von

Düsseldorf, den 12. September 1861.

Teuerste Josephine!

Heute ist ein großer wichtiger Familientag, den wir leider getrennt verleben müssen. Meine Gedanken sind bei Dir und in Lissabon. Gott segne den Bund und lasse ihn zum Glück unsrer alten und neuen Kinder erblühen!

Wir leben hier in fortwährendem Vergnügen. Man kommt nicht zu Atem. Ich schrieb Dir am 10. vormittags, nachmittags sah ich die Königin in Benrath. Das Diner in Benrath fand um 5 Uhr in einem großen Zelte bei strömendem Regen statt. Die Königin bekam nasse Füße, mir fielen fortwährend dicke Tropfen auf die Nase. Abends war Stadtfest in Düsseldorf, dessen Beschreibung die Zeitungen liefern werden. Beide Majestäten waren von unaussprechlicher Liebenswürdigkeit und ich mußte alle Personen nennen und vorstellen. Am 21. September ist großes Ministerkonseil in Koblenz bei dem König; ich werde daher schwerlich vor dem 22. loskommen. Karl Anton.

Die Königin sah es ungern, daß Karl Anton Abdankungspläne hatte, daher ihre scheinbare Ungnade, die aber nicht lange dauerte. (Fortsetzung folgt)

Die Blinddarmentzündung

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Küttner,
Direktor der Königlichen chirurgischen Universitätsklinik zu Breslau.

Der große Krieg gegen Frankreich hat uns 42000 Menschenleben gekostet, die Nation hat sie tief betrauert, aber sie sind nicht umsonst gestorben, denn sie haben uns die nationale Einigkeit und das Deutsche Reich erkämpft. Umsonst aber starben fünfmal so viel Menschen, welche seit dem Kriege 1870 der Appendizitis erlegen sind, denn diese Todesfälle sind vermeidbar gewesen." So etwa lauten die Ausführungen des um die Appendizitisforschung hochverdienten Jenenser Chirurgen Riedel. Nach seiner Statistik betrug die Zahl der Todesfälle an Blinddarmentzündung in Deutschland vom Jahre 1870 bis 1902 nicht weniger als rund 150000. „Weder Typhus noch Cholera haben auch nur entfernt so viele Opfer gefordert wie die Appendizitis; nur die Tuberkulose ist ihr überlegen." Wir haben also Ursache genug, uns immer wieder und auf das eingehendste mit dieser Krankheit zu beschäftigen.

Man hört so oft in Laienkreisen das Wort, „Blinddarmentzündung ist heute Mode". Nein, ein Modeleiden ist das nicht, sondern eine der furchtbarsten Krankheiten, die wir kennen, und tief erschütternd ist der Jammer, den diese sog. Modekrankheit jahraus jahrein über ungezählte Familien unsers Vater-

Digitized by Google

landes ausschüttet. Ich wähle die Blinddarmentzündung zum Thema meiner heutigen Ausführungen, weil nicht nur der Arzt, sondern auch der Laie die Krankheit kennen muß, damit er die drohende Gefahr rechtzeitig bemerkt und rechtzeitig ärztliche Hilfe nachsucht. Wie oft höre ich von tiefgebeugten Angehörigen, wenn es für den lebensrettenden operativen Eingriff zu spät ist, die Klage: „Wir haben ja nicht ahnen können, daß es so ernst ist, daß die Krankheit so furchtbar schnell verläuft, und daß das Leben nicht von Tagen, sondern von Stunden abhängen kann."

Die erste Frage, welche wir uns vorzulegen haben, ist die: Was verstehen wir überhaupt unter Blinddarmentzündung? Nun, die Bezeichnung „Blinddarmentzündung" ist eigentlich ganz falsch, denn es erkrankt gar nicht der Darmteil, den der Anatom Blinddarm nennt, sondern Sitz des Leidens ist sein kleiner wurmförmiger Anhang, welcher Wurmfortsatz genannt wird. Die Bezeichnung „Blinddarmentzündung" stammt noch aus einer Zeit, in der das Wesen der Krankheit wenig bekannt war und Operationsbefunde die anatomischen Vorgänge noch nicht aufgeklärt hatten. Die alten Aerzte nahmen an, daß die Geschwulst, welche bei der Krankheit so häufig in der rechten Unterbauchgegend auftritt, der kotgefüllte eigentliche Dickdarm sei und nannten das Leiden, welches sie nicht zu Unrecht auf die Kotstauung im Dickdarme bezogen, „Typhlitis", „Blinddarmentzündung". Diese Bezeichnung ist beibehalten worden, sollte aber durch die prägnantere, das Wesen der Krankheit weit besser treffende Benennung „Wurmfortsatzentzündung" ersetzt werden. Als medizinische Bezeichnung ist am gebräuchlichsten der auch den Nichtärzten geläufige Ausdruck „Appendizitis", den die Amerikaner eingeführt haben und der, obwohl er durch die Vermengung von Latein und Griechisch ein sprachliches Ungeheuer darstellt, doch die Erkrankung des „Anhängsels", des Wurmfortsatzes, besser kennzeichnet als andre Namen.

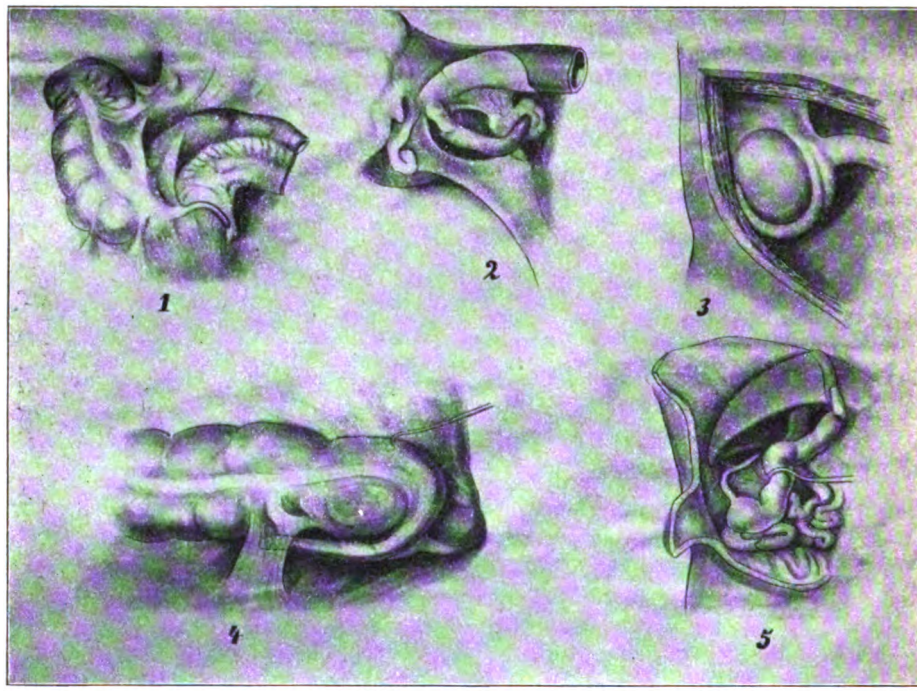
*

Einige Abbildungen mögen die anatomischen Verhältnisse wiedergeben. Auf der umstehenden Figur 1 [1]) sieht man den Anfangsteil des Dickdarms, den eigentlichen, in der rechten Darmbeinschaufel gelegenen Blinddarm, in welchen das untere Ende des Dünndarms einmündet. Das wurmartige Gebilde ist der Wurmfortsatz mit seinem, die ernährenden Blutgefäße führenden Gekröse, er geht vom unteren Teile des Blinddarmes ab und hängt in das kleine Becken hinunter. Diese Lagerung des Wurmfortsatzes ist zwar die häufigste, aber durchaus nicht konstant. So geht das Organ recht häufig auch von den medialen Partien des Blinddarmes ab, eine Lagerung, welche Abbildung 2 wiedergibt; sie ist für den Verlauf der Krankheit und die operative Entfernung ungünstiger als die erstgenannte. Etwas seltener, aber immer noch häufig genug ist die dritte Gruppierung (Fig. 3), bei der der Wurmfortsatz sich nach außen,

[1]) Die Abbildungen entstammen der Arbeit von R. Liertz, Ueber die Lage des Wurmfortsatzes. „Archiv für klinische Chirurgie", Bd. 89, 1909.

Digitized by Google

lateralwärts am Blinddarme hinaufzieht. Ungewöhnliche Lagen sind die beiden in Figur 4 und 5 dargestellten. In Figur 4 liegt der Wurmfortsatz nach hinten vom Blinddarm, welcher nicht, wie in den vorhergehenden drei Figuren, von vorn, sondern von der Seite gezeichnet ist. Von vorn her ist der Wurmfortsatz gar nicht zu sehen, sondern vollkommen vom Dickdarm überlagert, er kann bis in die Nierengegend hinaufreichen und bei Entzündungen Symptome hervorrufen, welche denen eines Nierenleidens gleichen. Auf Figur 5 schließlich sieht man den Wurmfortsatz nach oben hinaufgeschlagen; er erreicht die Leber und



1. Lage des Wurmfortsatzes zum kleinen Becken hin. 2. Lage medialwärts vom Blinddarm. 3. Lage lateralwärts vom Blinddarm. 4. Lage hinter dem Blinddarm. 5. Nach oben hinaufgeschlagener Wurmfortsatz.

liegt mit seiner Spitze dicht neben der Gallenblase. Diese Lagerung ist die Ursache, warum zahlreiche Blinddarmentzündungen unter dem Bilde von Gallensteinleiden verlaufen. Alle die hier wiedergegebenen Befunde sind noch zu den typischen zu rechnen, doch gibt es kaum eine Stelle der Bauchhöhle, an der der Wurmfortsatz nicht gelegentlich gefunden wird. So liegt er gar nicht allzuselten überhaupt nicht in der rechten, sondern in der linken Körperhälfte, eine wichtige Tatsache, welche für die Beurteilung linksseitiger Erkrankungen von Bedeutung ist. Ich habe ihn sogar mehrfach in linksseitigen Leistenbrüchen, einmal in der Gegend der links oben in der Bauchhöhle gelegenen Milz gefunden. Wir werden bei Besprechung des Krankheitsbildes noch des öfteren auf diese verschiedenen Lagen zurückzukommen haben.

Digitized by Google

Im übrigen ist über die Anatomie des Wurmfortsatzes nicht allzuviel zu sagen. Seine Länge wechselt außerordentlich. Im Durchschnitte ist er etwa 9 Zentimeter lang, kann sich aber einerseits so verkürzen, daß nur ein kleiner, wenige Millimeter langer knopfförmiger Vorsprung am Dickdarm seine Stelle bezeichnet, anderseits kann er eine Länge von 20 Zentimetern und mehr erreichen. Im normalen Zustande ist er leer oder mit etwas Schleim gefüllt.

Die Wand des Wurmfortsatzes ist ganz so gebaut wie die Wand andrer Darmabschnitte und besteht aus der Schleimhaut, der Muskelhaut und dem Ueberzuge des Bauchfells. Die der Lichtung zunächstliegende Schleimhaut enthält zahlreiche schlauchförmige Darmdrüsen und ist ausgezeichnet durch einen außerordentlichen Reichtum an Lymphdrüsengewebe, welches, wie wir sehen werden, für die Entstehung der Wurmfortsatzentzündung von hoher Bedeutung ist.

*

Welche Rolle spielt nun der Wurmfortsatz im Haushalte des menschlichen Körpers? Ist er etwa ein Organ, welches in ständiger Rückbildung begriffen ist und bei dem Menschen der Zukunft nicht mehr vorhanden sein wird? Diese Frage läßt sich mit Bestimmtheit nicht beantworten, da wir vom Menschen der Vorzeit naturgemäß nur die Knochen kennen. Sehr wahrscheinlich ist aber eine solche progressive Verkümmerung nicht, wenigstens besitzen die angeführten Argumente keinerlei Beweiskraft. So wird gesagt, daß in manchen niedern Tierklassen der Wurmfortsatz weit mehr entwickelt sei als beim Menschen; dies lasse auf eine fortschreitende Rückbildung schließen. Die Tatsache ist richtig, gilt aber nur für gewisse Pflanzenfresser, z. B. das Kaninchen, bei dem der Blinddarm der wichtigste und größte Abschnitt des ganzen Dickdarmes und für die Bewältigung der massenhaft aufgenommenen Pflanzenkost von großem Werte ist. Bei manchen Fleischfressern dagegen ist der Wurmfortsatz noch weniger entwickelt als beim Menschen; von einer der fortschreitenden Entwicklung des Tierreiches parallel laufenden Rückbildung kann also keine Rede sein. Auch die andre Tatsache, daß man hie und da Menschen ohne Wurmfortsatz findet, ist als Argument für die rudimentäre Natur des Gebildes nicht zu verwerten, da das Fehlen eines Organes an fast allen Teilen des menschlichen Körpers gelegentlich als Mißbildung vorkommt.

Viel ist über die Funktion des Wurmfortsatzes diskutiert worden, denn funktionslos ist dieser Darmteil keineswegs, wie denn kein Organ des Körpers ohne Funktion ist. Er ist ein in die große Gruppe des Lymphdrüsensystems eingereihtes Gebilde, und daß er ohne Schaden entfernt werden kann, hat darin seinen Grund, daß der menschliche Körper, vor allem auch der Darm, mit gleichgeartetem und gleich funktionierendem Gewebe überreichlich versehen ist. Das gilt auch von der Bildung sog. Hormone im Wurmfortsatze, von Stoffen, welche den Darm zu gesteigerter Tätigkeit anregen. Auch diese Funktion teilt der Wurmfortsatz mit andern Darmabschnitten, und die weitgehenden Schlüsse, welche neuerdings in der Tagespresse aus den diesbezüglichen Feststellungen

Digitized by Google

Robinsons gezogen worden sind, haben keine Berechtigung. Bei allen Diskussionen über die Funktion des kleinen Gebildes ist eines nicht zu vergessen: wenn das Organ krank ist, funktioniert es mangelhaft und schädlich, zugleich aber werden durch seine später zu besprechenden anatomischen Veränderungen so große Gefahren heraufbeschworen, daß das bißchen Funktionsausfall daneben überhaupt nicht in Betracht kommt.

*

Wie hängt es nun zusammen, daß man heutzutage so viel von der Blinddarmentzündung hört, während die Krankheit früher weit weniger bekannt war? Handelt es sich hier um eine wirkliche Zunahme oder ist diese nur vorgetäuscht dadurch, daß die Erkrankung heute viel häufiger richtig erkannt wird? Daß sie weit häufiger in Behandlung kommt als früher, geht mit Sicherheit aus der Statistik der preußischen Heilanstalten hervor, welche allein für die Jahre 1903 bis 1908 eine Steigerung von 8000 auf 18000 Fälle im Jahre ergibt. Dennoch bleiben auch heute noch viele, wahrscheinlich die Mehrzahl aller Appendizitisfälle unbehandelt und unerkannt, denn wir Chirurgen finden auch in scheinbar ganz frischen Fällen sehr häufig Reste früherer, abgelaufener Erkrankungen. Würde es in Zukunft gelingen, alle diese Blinddarmentzündungen zu diagnostizieren, so müßte auch ohne tatsächliche Zunahme ein ungeheures Ansteigen der Appendizitis die Folge sein.

Zweifellos ist, daß der verbesserten Diagnostik der Hauptanteil an der Vermehrung der Blinddarmentzündungen in den letzten Jahrzehnten zukommt. Wieviel hörte man früher z. B. von Todesfällen an „Darmverschlingung"! Heute wissen wir, daß es sich gar nicht um echte „Darmverschlingungen" mit Abknickung und mechanischem Verschluß des Darmes gehandelt hat, denn diese Erkrankungen sind selten; vielmehr haben die Endzustände der schweren Blinddarmentzündung vorgelegen, bei der die Eiterung am Wurmfortsatze auf das allgemeine Bauchfell übergreift und durch die eitrige Bauchfellentzündung eine die Symptome des mechanischen Darmverschlusses vortäuschende Darmlähmung hervorgerufen wird. Früher starben diese Patienten sämtlich, und man beruhigte sich, wenn nicht in seltenen Fällen eine Sektion Aufschluß ergab, mit der Diagnose „Darmverschlingung" oder „Bauchfellentzündung". Heute machen wir selbst noch in so verschleppten und verzweifelten Fällen den nicht selten erfolgreichen Versuch einer Rettung durch den operativen Eingriff und haben gefunden, daß von fünf Patienten dieser Art höchstens einer an wirklicher Darmverschlingung, vier dagegen an Blinddarmentzündung leiden. So haben wir gelernt, schon vor der Operation klinisch die beiden einander so ähnlichen Krankheitsbilder zu unterscheiden.

Auch statistische Belege können dafür angeführt werden, daß die Ursache für die Zunahme der Appendizitis vorwiegend auf diagnostischem Gebiete zu suchen ist. Ich nenne in erster Linie die Zusammenstellung des Generalarztes Villaret aus den amtlichen Berichten des Kriegsministeriums über die Kranken-

Digitized by Google

bewegung in der Armee. Villaret konnte feststellen, daß von 1873 bis 1900 die Blinddarmentzündung in der Armee zwar um 70 Prozent zugenommen hat, daß dagegen die Leberleiden um 64 Prozent, die Bauchfellentzündungen um 70 Prozent, die chronischen Magenleiden gar um 80 Prozent abgenommen haben. Die Blinddarmentzündung verursacht nämlich sehr oft Magenbeschwerden, und so mancher „schwache Magen" ist in einer chronischen Appendizitis begründet.

Auf der andern Seite gibt es aber Anhaltspunkte dafür, daß neben der durch die verbesserte Diagnostik bedingten Zunahme auch eine tatsächliche Vermehrung der Appendizitisfälle stattgefunden hat. So ergibt zum Beispiel die Statistik der Kaiserlichen Marine ebenfalls eine wesentliche Häufung der Blinddarmentzündungen, aber keine entsprechende Verminderung der für eine Verwechslung in Betracht kommenden Erkrankungen. Auch die große Sammelforschung der Berliner Medizinischen Gesellschaft, welche für Groß-Berlin eine Zunahme der Erkrankungen von mehr als 100 Prozent in den wenigen Jahren 1903 bis 1907 feststellte, spricht dafür, daß nicht nur die verbesserte Diagnostik, auch nicht etwaige durch die Appendizitispanik veranlaßte Fehldiagnosen oder die wachsende Vorliebe der Bevölkerung für die Behandlung in Krankenhäusern die alleinige Ursache der Zunahme sein können, sondern daß wir es hier mit einer zurzeit fast alle Kulturländer der Erde überziehenden periodischen Endemie zu tun haben, welche ziemlich genau im Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzte und in unvermindertem Umfange auch heute noch fortbesteht. Der untrügliche Beweis für das Bestehen dieser Endemie wird allerdings erst dann erbracht sein, wenn nach einer Reihe von Jahren die ansteigende Welle der Erkrankungen wiederum eine rückläufige Bewegung zeigen wird, wie sie zum Beispiel in der neueren Geschichte der Diphtherie beobachtet worden ist. Möge uns unsre Hoffnung nach dieser Richtung nicht täuschen!

*

Eine Frage von größtem, nicht nur theoretischen, sondern auch praktischen Interesse, weil sie außer einer gewissen Erklärung für die Zunahme der Erkrankungen auch die Möglichkeit einer Verhütung in sich schließt, ist die: Welches sind die eigentlichen Grundursachen der Blinddarmentzündung?[1])

Hier haben neuere Forschungen manch wichtige Tatsache ans Licht gefördert und viel abenteuerliche Anschauungen beseitigt. Unter den letzteren spielt auch heute noch die Beschuldigung des Fremdkörpers eine große Rolle; der Kirsch- und Apfelsinenkern wurde von den Emailsplittern der modernen Kochgeschirre, den Metallteilen der Konservenbüchsen und dem Sand der Kunst-

[1]) Vgl. die interessante Arbeit des Marineoberstabsarztes Dr. Mac Lean: „Zur Aetiologie der Appendizitis", Mitteilungen aus den Grenzgebieten der Medizin und Chirurgie. Bd. 21, 1910, S. 36 ff.

Digitized by Google

mühlsteine abgelöst. Nun, man darf sich über die Fremdkörpergefahr beruhigen, sie ist ganz unbedeutend. Wir haben unter der übergroßen Zahl von Wurmfortsätzen, welche an meiner Klinik von mir und meinen Assistenten entfernt worden sind, nur zweimal einen Fremdkörper gefunden, einmal ein Schrotkorn und das zweitemal eine Fischgräte. Die Obstkerne sind meist viel zu groß, um in den engen Kanal des Wurmfortsatzes einzudringen, und die Befürchtung, daß die Emailsplitter die Zunahme der Krankheit bedingt hätten, hat nur der Emailindustrie geschadet, entbehrt aber im übrigen, wie eine Rundfrage bei den bedeutendsten Chirurgen ergeben hat, jeder positiven Grundlage. Ueberhaupt hat sich bei dem Grübeln über die Ursache der Blinddarmentzündung gezeigt, wie reich die menschliche Phantasie ist. Ein Engländer beschuldigt die Abspaltungsprodukte des roten Gummis an den Verschlüssen der Limonadenflaschen, ein andrer die zur Fleischkonservierung benutzte Borsäure. Die moderne Aufbewahrung von Fisch, Fleisch und Gemüse auf Eis wird für ebenso gefährlich gehalten wie der Genuß von Nüssen, Ananas, Wurst, Käse, Pilzen, Muscheln und Hummer. In Amerika klagt man die Eisgetränke an, in Europa den reichlichen Biergenuß. Künstliche Nährmittel bei Kindern sollen auch nicht unschuldig sein. Nach einem englischen Autor sind „Hungarian waters, aperient salts and liver pills“ die eigentlichen Ursachen der Blinddarmentzündung, in Deutschland spielen Aloe, Aloin, Cascara und Quecksilberpräparate angeblich die gleiche Rolle: nur schade, daß so viele Leute Blinddarmentzündung bekommen, die diese Mittel nicht einmal von Hörensagen kennen! Ueberarbeitung soll nicht nur die Ursache der Neurasthenie, sondern auch die der Blinddarmentzündung sein; die Schule, das Leben an Bord und in den Tropen müssen ebenso herhalten wie die Militärdienstzeit, die ständige Fluktuation der Bevölkerung und das viele Eisenbahnfahren.

Daß alle diese Dinge mit der Grundursache der Appendizitis gar nichts zu tun haben, sondern nur, wie der Genuß von Pilzen, Muscheln und Eisgetränken, Gelegenheitsmomente schaffen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Die eigentlichen Ursachen liegen tiefer. Sie beruhen erstens darin, daß der Wurmfortsatz ein Anhängsel des Darmes ist und daher nicht nur an dessen Erkrankungen teilnimmt, sondern sie auch als blind endigender, in eine Sackgasse auslaufender, sehr enger Darmteil in eigentümlicher und meist besonders gefährlicher Form durchmacht. Ein zweites Moment für die häufige Erkrankung ist darin zu suchen, daß der Wurmfortsatz seinem ganzen Bau und seiner Funktion nach ein Organ ist, welches auf gleicher Stufe steht mit der dem Lymphdrüsensystem angehörigen Mandel im Halse, deshalb auch als die „Mandel des Dickdarmes“ bezeichnet werden kann und wie die Gaumenmandel sehr häufig Entzündungen durchmacht oder an Allgemeininfektionen teilnimmt. Ein drittes Moment schließlich liegt in besonderen Formanomalien des Wurmfortsatzes, die zur Erkrankung disponieren.

Die erstterwähnte Tatsache, die Kommunikation des engen Blindsackes mit dem übrigen Darmkanal, kann in mehrfacher Hinsicht schädlich wirken,

Digitized by Google

in erster Linie dadurch, daß der Wurmfortsatz an Darmkatarrhen teilnimmt. In der Tat sehen wir zu Zeiten, in denen Darmkatarrhe an der Tagesordnung sind, vor allem zur Zeit der Obstreife und um die Weihnachtszeit herum, auch die Blinddarmentzündung gehäuft auftreten. Ferner kann der Wurmfortsatz einen erwünschten Schlupfwinkel für Eingeweidewürmer bilden, namentlich für den so häufigen Madenwurm oder Pfriemenschwanz (Oxyuris vermicularis), der, wie auf Fig. 2 S. 213 ersichtlich, gelegentlich in großen Mengen die Appendix bewohnt und nicht nur heftige bohrende Schmerzen in der Blinddarmgegend, sondern auch echte, wenn auch meist leichte Anfälle von Appendizitis hervorruft. Auch Spulwürmer und Bandwurmglieder werden gelegentlich im Wurmfortsatz gefunden; eine große Rolle bei der Entstehung der Appendizitis spielen indessen die Eingeweidewürmer nicht.

Weit wichtiger ist eine andre, überaus häufige Affektion des Darmkanals, die chronische Stuhlverstopfung. Sie erzeugt chronische Dickdarmkatarrhe, die ihrerseits wieder die Blinddarmentzündung hervorrufen. Die chronische Stuhlverstopfung als Ursache erklärt manche Eigentümlichkeiten im Auftreten der Appendizitis, so das fast völlige Fehlen der Erkrankung im Säuglingsalter, die relative Häufigkeit bei angeblich besonders kräftigen, d. h. mit Eiern und Fleisch ernährten Kindern, das Ueberwiegen der Erkrankung bei den im Auslande wohnenden Europäern im Gegensatze zu der eingeborenen Bevölkerung. Ueber den letzteren Punkt liegen bereits zahlreiche interessante Beobachtungen vor. In Nordamerika zum Beispiel ist die Appendizitis überaus häufig bei den Weißen, fehlt fast völlig bei den Negern. In Algier erkrankt von den europäischen Truppen eine sechsmal größere Ziffer als von den eingeborenen Soldaten. Bei den Arabern ist die Blinddarmentzündung in den Städten häufig, während sie bei den nomadisierenden Stämmen vollkommen fehlt. Unter der bulgarischen Landbevölkerung kommt nur ein Appendizitisfall auf 22000 Kranke, in der Stadt Bukarest dagegen einer auf 234 Patienten. Der deutsche Arzt Raab, der jahrelang in Diabekr am Tigris tätig war, fand unter 6800 türkischen Patienten der Landbevölkerung nur 2 = 0,03 Prozent Blinddarmkranke, während im deutschen Hospital zu Konstantinopel, das von der Stadtbevölkerung des Europäerviertels frequentiert wird, die betreffende Ziffer nicht weniger als zehnmal so hoch ist. In China konstatierten unsre Marineärzte ein fast völliges Fehlen der Blinddarmentzündung bei den Chinesen, während die Europäerbevölkerung häufig erkrankt. Ich selbst habe sowohl im Orient wie in China die gleiche Beobachtung gemacht.

Es ergibt sich also aus dieser Zusammenstellung, daß Naturvölker, solange sie unter ihren natürlichen Verhältnissen leben, frei oder fast frei von Appendizitis sind; erst mit dem Einzuge der europäischen Kultur, mit dem Uebergange vom Lande zur Stadt, tritt eine Steigerung der Wurmfortsatzentzündungen ein, erreicht jedoch nicht die Höhe, die wir bei den Kulturnationen finden.

Wie kommt das? Unterschiede in Bau und Lage des Wurmfortsatzes bei Naturvölkern und Europäern können die Ursache nicht sein, sonst würden nicht

Digitized by Google

die gleichen Volksangehörigen häufiger erkranken, wenn sie unter den Einfluß europäischer Kultur gelangen. Außerdem ist durch zahlreiche und sorgfältige anatomische Untersuchungen festgestellt, daß derartige Unterschiede nicht bestehen. Die Ursache ist an andrer Stelle zu suchen, nämlich in dem Unterschiede der Lebensweise; und gerade die Unzweckmäßigkeit der Lebensweise ist es, welche die Häufung der Appendizitisfälle bei den Kulturvölkern wenigstens zum Teil erklärt. Gewiß spielt hier die moderne Unrast, das Hasten im Erwerbsleben und die dadurch bedingte Unregelmäßigkeit der Ernährung, das Hinunterschlingen mangelhaft gekauter Nahrung infolge Zeitmangels eine gewisse Rolle, es erklärt sich aber dadurch nicht die Häufung der Appendizitisfälle auch bei den Altersklassen und bei solchen Leuten, welche dieses Hasten nicht mitzumachen genötigt sind. Nein, nicht nur die Unzweckmäßigkeit der Nahrungsaufnahme ist anzuschuldigen, sondern vor allem die Unzweckmäßigkeit der Ernährung selbst, und zwar die übermäßige Fleischkost (Mac Lean), welche weit mehr als die sitzende Lebensweise, die auch der chinesische Großkaufmann, Gelehrte und Beamte ohne Schaden mitmacht, zu Stuhlverstopfung, chronischem Dickdarmkatarrh und damit zur Appendizitis führt. Der Genuß von Fleisch und Fisch ist bei den Völkern westlicher Kultur bedeutend höher als bei den Orientalen und Naturvölkern, ist höher bei der Stadtbevölkerung als auf dem Lande, ist bei uns heute höher als vor hundert Jahren und ist immer noch im Steigen begriffen. Der große französische Chirurg Lucas Championnière wies nach, daß in den Gegenden Frankreichs, in denen vegetarische Kost vorherrscht, wenig Appendizitis vorkommt, daß aber in der gleichen Gegend eingewanderte Fleischesser erkranken. In England, in den Vereinigten Staaten, in Hamburg, also in Gegenden, in denen nachgewiesenermaßen der Fleischkonsum besonders hoch ist, machte sich die Zunahme der Appendizitisfälle zuerst bemerkbar. Allgemein bekannt ist, daß die Blinddarmentzündung mehr eine Krankheit der wohlhabenden Klassen ist; diese essen aber weit mehr Fleisch als die ärmere, besonders die Landbevölkerung. Für die deutsche Marine stellte Mac Clean fest, daß die Heizer, welche in Rücksicht auf ihre anstrengende Arbeit mehr Fleischnahrung bekommen, häufiger von Appendizitis befallen werden als die Matrosen. Ueberhaupt erkranken beim Militär mehr Leute an Blinddarmentzündung als bei der gleichen Altersklasse des Zivils; auch hier dürfte der Umstand, daß die jungen Männer aus den ärmeren Volksschichten während ihrer Dienstzeit beträchtlich regelmäßiger und mehr Fleisch essen als zu Hause, die Erklärung abgeben. Forscht man bei allen Appendizitisfällen, besonders auch im Kindesalter, nach, ob der Patient mehr Fleisch- oder mehr Gemüseesser ist, so bekommt man auffallend häufig die Antwort: „Fleischesser."

Hier haben wir also Punkte, an denen Vorbeugungsmaßregeln angreifen können. Die übermäßige Fleischnahrung, überhaupt eine zu üppige Ernährung muß vermieden werden, man soll sich Zeit zu seinen Mahlzeiten lassen und soll die Nahrung gründlich durchkauen. Zu diesem Zweck ist auch eine gute Zahnpflege unerläßlich, denn auch hin-

Digitized by Google

sichtlich der Zähne ist der Angehörige eines Naturvolkes dem modernen Kulturmenschen weit überlegen.

*

Eine andre Tatsache, welche ein Licht auf die Ursachen und die Häufigkeit der Blinddarmentzündung wirft, ist die, daß die Krankheit zeitweise epidemisch auftritt. Ich meine hier nicht die schon erwähnte Häufung, welche durch die größere Zahl der Darmkatarrhe in der Zeit der Obststreife erklärt wird, sondern das eigentlich epidemische Auftreten, welches sich an Epidemien andrer Art, vor allem der Influenza, anschließt. Es ist eine sowohl in Deutschland wie in Frankreich sicher festgestellte Tatsache, daß jedesmal, wenn sich die Influenza und auch infektiöse Halsentzündungen (Anginen) stärker bemerkbar machen, die Blinddarmentzündungen ebenfalls an Zahl zunehmen; da nun die Influenza in den letzten Jahrzehnten beträchtlich häufiger geworden ist, so erklärt sich auch hieraus die Mehrung der Blinddarmentzündungen. Eine große Reihe Appendizitisforscher steht sogar auf dem Standpunkte, daß die Zunahme der Krankheit in allererster Linie auf Rechnung der Influenza zu setzen ist.

Wie erklärt sich nun die Erscheinung, daß der Wurmfortsatz an anderweitigen infektiösen Erkrankungen teilnimmt? Man könnte daran denken, daß die Erreger der betreffenden Krankheit, z. B. der Influenza oder Angina, auf dem Blutwege auch in den Wurmfortsatz gelangen und hier eine Entzündung hervorrufen. In der Tat sind einige Male Influenzabazillen in der Appendix gefunden worden, jedoch so selten, daß die Befunde zur Erklärung nicht ausreichen. Diese ist vielmehr in der schon erwähnten Tatsache zu suchen, daß der Wurmfortsatz seinem anatomischen Bau und seiner Funktion nach ein Organ ist, welches auf der gleichen Stufe steht wie die Gaumenmandel im Halse und andre ihr ähnliche Gebilde; man hat deshalb die Appendizitis mit Recht als eine „Angina des Wurmfortsatzes“ bezeichnet. Wie die Gaumenmandel bei vielen Infektionskrankheiten anschwillt und sich entzündet — ich erinnere nur an die Scharlachangina —, so auch der Wurmfortsatz; da alle diese Organe ihrer Funktion entsprechend im jugendlichen Alter weit mehr entwickelt sind als in der vorgeschrittenen Lebensperiode, so kommt auch die gewöhnliche Halsentzündung wie die Appendizitis weit häufiger im jugendlichen als im höheren Alter vor, und ebenso wie viele Kinder zu Anginen disponiert sind, die in sehr schwerer, nicht selten eitriger Form auftreten können, so ist bei manchen Patienten eine Neigung zur Blinddarmentzündung vorhanden, welche die Wiederholung und die wechselnde Schwere der einzelnen Anfälle erklärt. Wie die Disposition zu Halsentzündungen in vielen Fällen nicht eher aufhört, als bis die Mandeln entfernt sind, so nehmen auch die allermeisten Blinddarmentzündungen nicht eher ein Ende, als bis der Wurmfortsatz herausgenommen ist.

*

Schließlich ist noch ein Moment zu erwähnen, welches vielleicht die Häufung der Appendizitis in manchen Familien erklärt, das sind besondere Form-

Digitized by Google

und Lageveränderungen des Wurmfortsatzes, die durch ungünstige Gefäßversorgung zur Erkrankung disponieren und erblich sein können. Hierhin gehört zum Beispiel die bereits erwähnte Lagerung des nach oben heraufgeschlagenen Wurmfortsatzes hinter dem Dickdarm. Ich habe in einigen Familien, zu denen auch meine eigne gehört, die Neigung zu Blinddarmentzündungen durch drei Generationen verfolgen können.

Man könnte einwenden, daß eine derartige Familiendisposition durch falsche Ernährung, z. B. übermäßige Fleischnahrung aller Familienmitglieder, zu erklären sei. Gewiß spielt dies Moment eine große Rolle, es ließ sich jedoch einige Male — so auch für meine eigne Familie, in der Großvater, Vater und Sohn, neben mehreren entfernteren Verwandten, sämtlich an den schwersten akuten Formen erkrankten — feststellen, daß die Lebensbedingungen in den einzelnen, ganz getrennt lebenden Generationen durchaus verschiedene waren.

Die gleiche Rolle wie angeborene Formanomalien spielen auch Knickungen und Verlagerungen des Wurmfortsatzes durch Verwachsungen, welche von früheren leichten, vielleicht gar nicht einmal klinisch hervorgetretenen Anfällen zurückgeblieben sind. Schwillt das Organ durch Vermehrung des Inhaltes, durch verstärkte Blutzufuhr oder Schwellung des Lymphdrüsengewebes im Wurmfortsatz bei leichter Entzündung, so kann eine vorher unbedeutende Achsendrehung oder Knickung so erheblich werden, daß schwere Beeinträchtigungen der Ernährung bis zu brandiger Zerstörung die Folge sind.

*

Die anatomischen Veränderungen, welche sich bei der Blinddarmentzündung am Wurmfortsatze und seiner Nachbarschaft abspielen, sind in ihrer Bedeutung zuerst von dem Berliner Chirurgen Sonnenburg gewürdigt worden, dem überhaupt die größten Verdienste um die Lehre von der Wurmfortsatzentzündung zukommen.

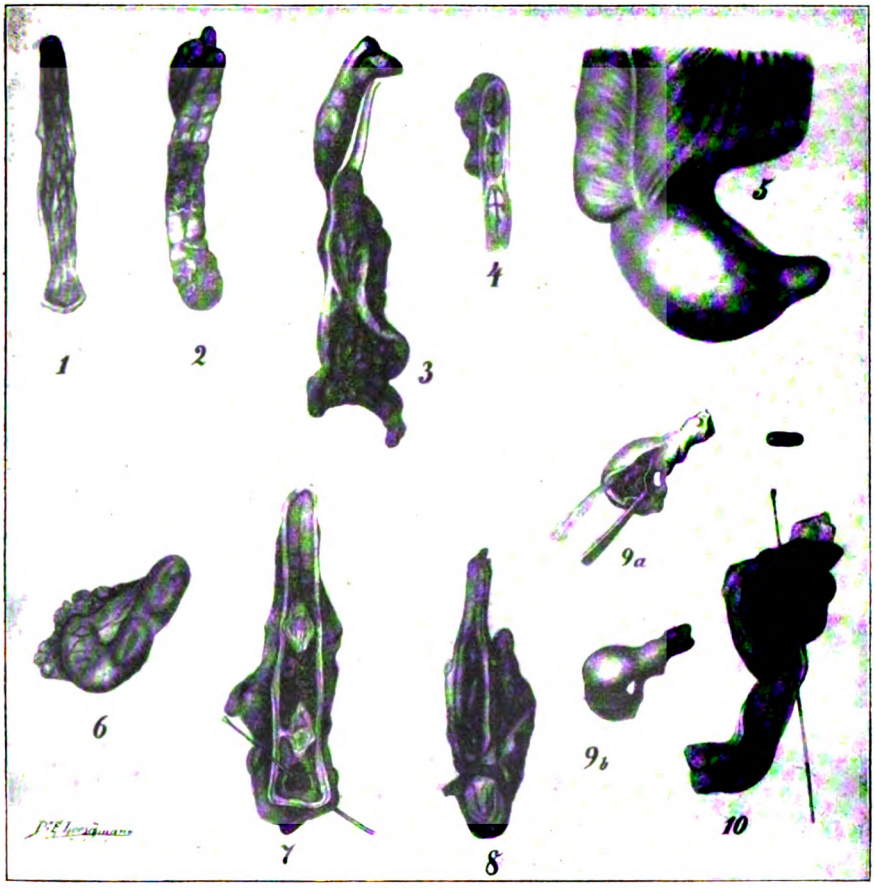
Die Veränderungen sind sehr mannigfach und ihrer Schwere nach außerordentlich verschieden.

Ist ein Darmkatarrh die Ursache der Appendizitis, so greift die entzündliche Schwellung der Darmschleimhaut, die bei jedem derartigen Katarrh vorhanden ist, auch auf den Wurmfortsatz über. Wir finden dann, wie auf den S. 213 wiedergegebenen Figuren 1, 2 und 3[1]) ersichtlich, seine Schleimhaut geschwollen, gewulstet, von kleinen Blutungen durchsetzt; das ganze Organ ist verdickt, aufgerichtet, erscheint prall gespannt und von reichlichen, entzündlich erweiterten Blutgefäßen durchzogen. Durch die starke Schwellung der Schleimhaut kommt es an der Basis des Wurmfortsatzes, also an der Stelle, die in den Dickdarm übergeht und normalerweise durch eine Art Klappe verengt ist, zu einem Verschlusse der Lichtung. Mit diesem Moment staut sich die infolge der Entzündung auch von

[1]) Alle Abbildungen auf S. 213 und 215 lassen infolge Fehlens der Farben die Veränderungen nicht in voller Deutlichkeit hervortreten.

Digitized by Google

der übrigen Wurmfortsatzschleimhaut reichlich abgesonderte Flüssigkeit, das sehr nervenreiche Organ wird ausgedehnt, gespannt, und unter heftigen Schmerzen setzt der „Anfall“ von „Blinddarmentzündung“ ein. Heilt nun der ursächliche Darmkatarrh ab, so geht in günstigen Fällen auch die Schwellung der Wurmfortsatzschleimhaut wieder zurück; der gestaute Inhalt kann in den Dickdarm abfließen, die Schmerzen hören auf, und der leichte Anfall ist vorüber, kann sich aber beim nächsten Darmkatarrh in gleicher Weise wiederholen.



Leider geht es nun aber nicht immer so glimpflich ab. Ist die Schwellung hochgradig, so drückt bei der Enge des Kanals die geschwollene Schleimhaut von allen Seiten ringförmig fest gegeneinander und wird schließlich durch den Druck brandig. Dadurch, daß die brandige Schleimhaut sich abstößt, kann die Passage wieder frei werden und der Anfall wieder vorübergehen; doch ist nun damit die Sache nicht abgetan, sondern der eigentliche Schaden kommt nach. Denn an der Stelle der durch Druckbrand abgestoßenen Schleimhaut besteht jetzt ein Substanzverlust, ein Geschwür; dieses hat die Neigung zu vernarben, die narbige

Digitized by Google

Schrumpfung aber führt, wie Figur 4 und 7 zeigen, zu ringförmigen Verwachsungen, welche die Lichtung ganz oder teilweise verschließen.

Nunmehr ist der Wurmfortsatz chronisch krank. An einer oder mehreren Stellen verengt, kann er die Sekrete der Schleimhaut nicht mehr frei in den Hauptdarm entleeren, es besteht eine chronische Stauung des Inhaltes mit all ihren schädlichen Folgen. So kann, wenn der Wurmfortsatz an der Basis vernarbt ist, der gestaute schleimige Inhalt ihn wie eine Blase ausdehnen. Dieser Zustand, den Figur 5 erkennen läßt, ist selten, er macht zwar dauernde Beschwerden, gibt aber nicht zu unmittelbarer Lebensgefahr Veranlassung.

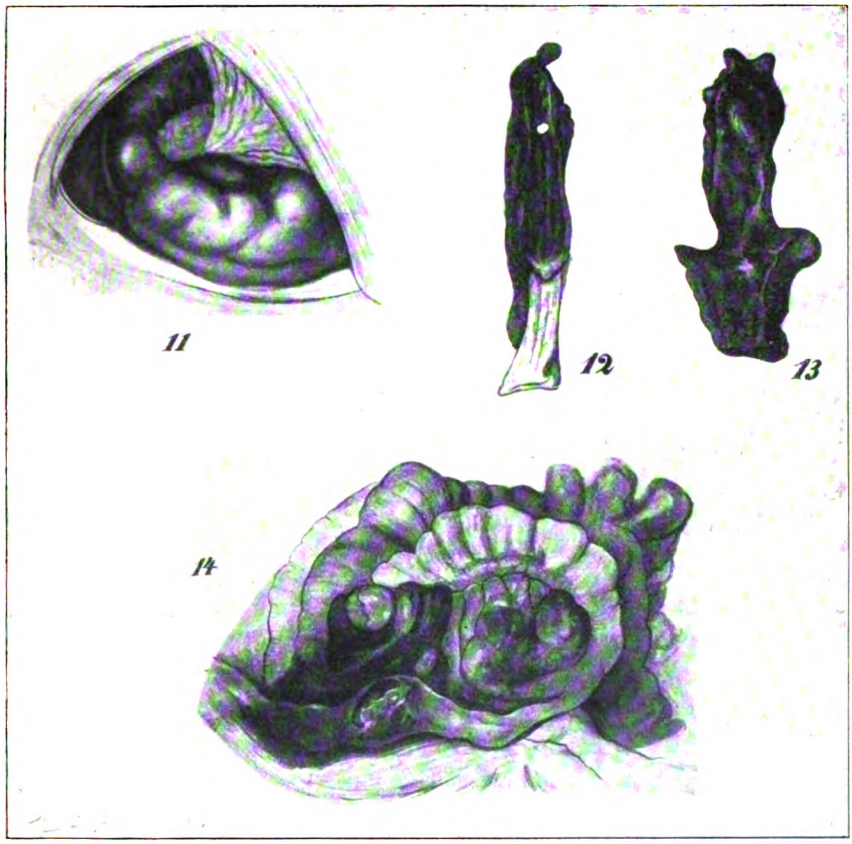
Diese tritt ein, wenn der gestaute Inhalt nicht aus Schleim, sondern infolge der Tätigkeit der stets im Wurmfortsatze vorhandenen Bakterien aus Eiter besteht. Dann stellt der Wurmfortsatz, wie Figur 6 zeigt, einen hochgradig entzündeten, eitergefüllten Schlauch dar, der schwere akute Anfälle und hochgradige Beschwerden verursacht. Jeden Augenblick kann hier die gespannte und verdünnte Wand vom Eiter durchfressen werden oder platzen, worauf der hochinfektiöse Inhalt sich in die Bauchhöhle ergießt und zum mindesten eine schwere Eiterung in der Nachbarschaft des Wurmfortsatzes, häufiger aber eine allgemeine eitrige Bauchfellentzündung veranlaßt. Figur 7 zeigt einen derartigen Wurmfortsatz mit mehreren Verengerungen; die Wand ist durchbrochen, eine Sonde steckt in dem entstandenen Loch, durch welches der eitrige Inhalt des Wurmfortsatzes in die Bauchhöhle ausgeflossen ist.

Ebenso gefährlich, aber weit häufiger noch ist der Zustand, bei dem es hinter einer oder zwischen zwei Einschnürungen, nicht selten aber auch in sonst unveränderten Wurmfortsätzen, durch Eindickung gestauten Darminhaltes zur Bildung von Kotsteinen kommt, die Riedel mit Recht als die eigentlichen Massenmörder bezeichnet hat. Solche Kotsteine sieht man in Figur 8 den ganzen Zwischenraum zwischen zwei Verengerungen einnehmen und in Figur 9a und b den kurzen Wurmfortsatz fast völlig ausfüllen. Der Kotstein wirkt in verschiedener Weise schädlich. Einmal übt er einen Druck auf die schon vorher meist chronisch kranke und infolgedessen wenig widerstandsfähige Wand der Appendix aus, wie dies Figur 9 klar erkennen läßt: er kann zu Druckgeschwüren und zur Durchlöcherung der Wand Veranlassung geben. Gar nicht selten findet man bei der Operation im schweren Anfall derartige Kotsteine, welche gerade im Begriff sind, das Darminnere zu verlassen, und aus der Durchbruchsstelle hervorragen. Figur 10 zeigt einen schwerentzündeten Wurmfortsatz; aus der durch eine Sonde gekennzeichneten Durchbruchsstelle ist der Kotstein bereits in die Umgebung ausgetreten.

Diese Durchlöcherung der Wand, die übrigens auch andre, hier nicht näher zu erörternde Ursachen haben kann, ist um so gefährlicher, als jeder Kotstein eine wahre Brutstätte von Bakterien, einen förmlichen Düngerhaufen, darstellt. So sehen wir in Figur 10, wie schwere Veränderungen er schon vor dem Durchbruche an der Schleimhaut des Wurmfortsatzes verursacht, wie die Schleimhaut graugrün belegt und der brandigen Zerstörung verfallen ist. Und nun denke

Digitized by Google

man sich, daß dieser Bakterienträger oder der im Innern des Wurmfortsatzes angesammelte Eiter (vgl. Fig. 6 und 7) in die vom Bauchfell ausgekleidete Leibeshöhle gelangt. Die Veränderungen, die dann eintreten, zeigt untenstehende Figur 11; man sieht die Spitze des entzündeten Wurmfortsatzes frei in die Bauchhöhle vorragen, die eigentliche Durchbruchsstelle ist nicht zu sehen, sondern von einer Eitermasse, einem Abszeß, bedeckt, der von der freien Bauchhöhle nur durch das Hauptschutzorgan der letzteren, das große Netz, abgeschlossen ist. Wird in diesem



Stadium nicht operativ eingegriffen, so vergrößert sich der Abszeß oft mit unheimlicher Schnelligkeit, sprengt die Verklebungen und spritzt den unter hohem Drucke stehenden, schwer infektiösen Eiter in den freien Raum der Bauchhöhle hinein, worauf unmittelbar die fast immer tödliche allgemeine eitrige Bauchfellentzündung einsetzt.

Trotzdem sind dies noch nicht die schwersten Formen der Wurmfortsatzentzündung, denn in diesen Fällen kommt es doch noch zu einer gewissen Abgrenzung, zu einer zunächst umschriebenen Eiterung in der Umgebung des Wurmfortsatzes. Die schlimmsten Formen geben die Figuren 12, 13 und 14 wieder, sie zeigen die brandige Zerstörung nicht nur der Schleimhaut

Digitized by Google

sondern der ganzen Dicke der Darmwand, die nun entweder, wie Figur 12 erkennen läßt, nur einen Teil oder, wie auf Figur 13 ersichtlich, den ganzen Wurmfortsatz betrifft. Derartige brandige Zerstörungen sind stets die Folge allerschwerster, ganz akut einsetzender Infektionen, an denen auch wieder, wie Figur 13 zeigt, der Kotstein nicht selten die Schuld trägt. Diese Formen sind deswegen so gefährlich, weil hier der Prozeß derart rapid verläuft, daß schützende Verklebungen, wie bei der umschriebenen Eiterung um den Wurmfortsatz in Figur 11, sehr oft nicht zustande kommen können. Ich selbst und mein ältester Sohn sind von einer derartigen Erkrankung nur infolge schleunigster Operation genesen. Trotzdem bei mir der operative Eingriff schon wenige Stunden nach Beginn der Erkrankung vorgenommen wurde, war, wie die mikroskopische Untersuchung ergab, bereits der ganze Wurmfortsatz von der Basis bis zur Spitze vollkommen zerstört; und dementsprechend blieb eine schwere Bauchfellentzündung nicht aus, von der ich durch zwei weitere Operationen gerettet wurde. Wie schwer diese von dem total brandigen Wurmfortsatze ausgehenden Bauchfellentzündungen sind, zeigt Figur 14, welche den Unterschied gegen die umschriebene Eiterung in Figur 11 gut erkennen läßt.

Man ersieht aus diesen Bildern, daß von den leichtesten Formen der Erkrankung eine kontinuierliche Kette anatomischer Veränderungen zu den schwersten Formen führt; man erkennt auch, daß trotz der Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Mandelentzündung die „Angina des Wurmfortsatzes" wegen der Lage dieser „Mandel" inmitten der Bauchhöhle unendlich gefährlicher sein muß.

*

Nach diesem Ueberblicke über die Ursachen und die pathologische Anatomie der Wurmfortsatzentzündung wenden wir uns dem klinischen Krankheitsbilde des heimtückischen Leidens zu.

Man hat, entsprechend den verschieden schweren anatomischen Veränderungen, die wir kennen lernten, leichte und schwere Fälle von Blinddarmentzündung zu unterscheiden.

Bei den leichten Fällen ist im allgemeinen der Entzündungsprozeß, entsprechend den auf Seite 213 wiedergegebenen Figuren 1, 2 und 3, auf den Wurmfortsatz selbst beschränkt, das Organ bleibt intakt, wird nicht durchbrochen, und die Entzündung greift nicht auf die Nachbarschaft und das allgemeine Bauchfell über. Hier sind nun wieder Krankheitsbilder zu unterscheiden, welche durch die bekannten eigentlichen Anfälle charakterisiert sind, und solche, bei denen die Anfälle fehlen und der chronisch entzündliche Prozeß am Wurmfortsatz auch chronische Beschwerden auslöst. Die mit Anfällen einhergehenden Erkrankungen sind die weitaus häufigeren.

Dem Anfalle von Blinddarmentzündung selbst gehen, namentlich wenn ein Darmkatarrh das auslösende Moment bildet, als Vorläufer nicht selten Erscheinungen von seiten des Magendarmkanals voraus, die als „verdorbener Magen" gedeutet zu werden pflegen; häufiger aber setzt der Anfall ganz un-

Digitized by Google

vermittelt ein, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Bei völligem Wohlbefinden wird der Patient plötzlich von einem intensiven bohrenden Leibschmerz befallen, der sich zunächst nicht bestimmt lokalisieren läßt und meist in die Magen- oder Nabelgegend verlegt wird. Dabei tritt häufig Uebelkeit und Erbrechen, bisweilen auch Durchfall auf. Die Unsicherheit der Angaben ist namentlich bei Kindern eine große, und die Unterscheidung von einfachem kolikartigem Leibweh hier oft recht schwierig. Für die Diagnose kann, allerdings nur mit großer Vorsicht, der Umstand verwertet werden, daß bei gewöhnlichen Magendarmkatarrhen Uebelkeit und Erbrechen zuerst auftreten und der Leibschmerz erst später folgt, während bei der Appendizitis der Schmerzanfall der Uebelkeit und dem Erbrechen vorausgeht. Bei Erwachsenen pflegt dann der anfänglich verbreitete, nicht begrenzte Schmerz sich in der Blinddarmgegend, also der rechten Unterbauchgegend, zusammenzuziehen, während er von Kindern meist dauernd in die Umgebung des Nabels verlegt wird. Betont muß werden, daß ein linksseitiger Schmerz keineswegs gegen eine Blinddarmentzündung spricht, da einmal, wie wir sahen, der Wurmfortsatz auch auf der linken Seite liegen kann, zweitens aber die Lokalisation des Schmerzes in der Bauchhöhle überhaupt eine unsichere ist. Naturgemäß kann der Schmerz nur dann in der sog. Blinddarmgegend empfunden werden, wenn der Wurmfortsatz sich wirklich an dieser Stelle befindet; ist er, wie auf der Abbildung Figur 5, Seite 204, weit nach oben verlagert, so betreffen Schmerz und örtliche Druckempfindlichkeit die Gegend der Gallenblase und können zu Verwechslungen mit Gallenblasenentzündungen Veranlassung geben; liegt der Wurmfortsatz nach hinten, wie in Figur 4, Seite 204, so ist die Nierengegend schmerzhaft; hängt er, wie in Figur 1, Seite 204, in das kleine Becken hinunter, so kann ein tastbarer Druckpunkt überhaupt fehlen, der Schmerz wird dann meist in der Nabelgegend oder im ganzen Unterleibe empfunden, oder aber es ist infolge der Nachbarschaft der Harnblase die Urinentleerung schmerzhaft. Bei Kindern kann sogar in solchen Fällen das ganze Krankheitsbild des appendizitischen Anfalles sich auf eine vorübergehende Behinderung der Urinentleerung beschränken.

Das Allgemeinbefinden pflegt bei leichten Anfällen nicht wesentlich beeinträchtigt zu sein, Puls und Temperatur sind entweder normal oder kehren doch schnell zur Norm zurück; der Gesichtsausdruck ist unverändert, nicht verfallen. Niemals aber darf uns dies leichte Krankheitsbild sorglos machen, denn jeder Anfall von Blinddarmentzündung ist *unberechenbar*, weil die im Vorhergehenden geschilderten anatomischen Veränderungen sich in der Tiefe der Bauchhöhle und zunächst in aller Stille abspielen, um dann unter Umständen plötzlich in ihrer ganzen Schwere auch im Krankheitsbilde hervorzutreten. Eine Blinddarmreizung, mit der sich die Patienten und ihre Angehörigen gern beruhigen, gibt es nicht, denn diese sog. „Reizungen" sind nichts als leichte Anfälle.

In den unkomplizierten Fällen, von denen wir hier zunächst reden, pflegt der Anfall in wenigen Tagen vorüberzugehen. *Ist nun aber der Kranke auch endgültig geheilt?* Diese Frage ist mit Sicherheit niemals zu beantworten, da wir den anatomischen Zustand des kleinen wurmförmigen Organes,

Digitized by Google

welches nur bei hochgradiger Verdickung und oberflächlicher Lage durch die Bauchdecken hindurch zu tasten ist, nicht kennen. Handelt es sich um einfache katarrhalische Schwellungen der Schleimhaut, so kann der erste Anfall auch der letzte sein; liegen aber schwerere Veränderungen, Geschwüre, narbige Einschnürungen, Kotsteinbildungen vor, so pflegt es bei dem einen Anfalle nicht zu bleiben, vielmehr führt der chronische Erkrankungszustand des Wurmfortsatzes zu neuen Attacken, deren Verlauf niemals berechnet werden kann. Diese Rückfälle der Blinddarmentzündungen aber sind durchaus die Regel, weil entweder der Wurmfortsatz aus dem ersten Anfalle irreparable anatomische Veränderungen davonträgt oder aber der erste Anfall nur das erste augenfällige Symptom einer schon länger bestehenden, sich allmählich verschlechternden chronischen Erkrankung des Wurmfortsatzes ist.

In der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Anfällen können alle Beschwerden fehlen, häufiger jedoch sind die Patienten nicht völlig beschwerdefrei. Sie klagen über die gleichen Belästigungen wie andre Kranke, bei denen eigentliche Anfälle überhaupt nicht auftreten, der chronische Erkrankungszustand des Wurmfortsatzes aber ein chronisches Krankheitsbild hervorruft. In diesen Fällen sind die Beschwerden von größter Mannigfaltigkeit und betreffen oft gar nicht die Blinddarmgegend, ja häufig nicht einmal den Darm, sondern äußern sich in Magenverstimmungen oder allgemeinen nervösen Störungen, deren richtige Beurteilung äußerst schwierig sein kann. Ebenso wie hier schwere, jahrelang bestehende Magenleiden oder hartnäckigste, durch nichts zu bekämpfende Stuhlverstopfung oder eine jeder Behandlung trotzende Nervosität mit einem Schlage durch die Entfernung des Wurmfortsatzes geheilt werden kann, so kommen anderseits gerade bei diesen schwer erkennbaren chronischen Formen ohne Anfälle auch nicht so selten Fehldiagnosen vor, und die nutzlosen Operationen, welche mit besonderer Vorliebe gegen die so segensreiche operative Behandlung der Blinddarmentzündung überhaupt ins Feld geführt werden, fallen gerade dieser larvierten chronischen Appendizitis zur Last.

*

Wir sprachen bisher von den leichten Formen der Blinddarmentzündung; seltener, aber leider noch häufig genug, sind die schweren Fälle. Bei ihnen beschränkt sich der Prozeß nicht auf den Wurmfortsatz selbst, sondern die Entzündung greift auf das benachbarte Bauchfell über und führt nun entweder zu einer umschriebenen oder zu einer allgemeinen Bauchfellentzündung.

Charakteristisch für die Fälle mit umschriebener Bauchfellentzündung ist das Auftreten einer entzündlichen Geschwulst, einer Ausschwitzung in der Umgebung des entzündeten Wurmfortsatzes. Das klinische Krankheitsbild kann zunächst auch hier ein ganz leichtes sein und den Ernst der in der Tiefe sich abspielenden Vorgänge verschleiern; häufiger tritt die Schwere der anatomischen Veränderungen auch in der Schwere des Krankheitsbildes zutage. Der Schmerz ist heftiger als bei den zuerst geschilderten leichten Erkrankungen, das

Digitized by Google

Fieber ist höher und setzt nicht selten mit einem Schüttelfrost ein; Erbrechen galligen Mageninhaltes fehlt selten, auch Diarrhöe kann auftreten, der schnell eine hartnäckige Stuhlverstopfung zu folgen pflegt. Die Patienten sehen verfallen aus, das Gesicht ist mit Schweiß bedeckt, der Puls klein und schnell, der Leib leicht aufgetrieben, auch bretthart gespannt und gegen Berührung äußerst empfindlich. Bei solchen stürmischen Anfangserscheinungen ist der Verdacht einer schweren, lebensgefährlichen Erkrankung stets gerechtfertigt und die sofortige Operation stets angezeigt. Gehen die ersten heftigen Erscheinungen zurück und bildet sich nicht im unmittelbaren Anschluß eine allgemeine Bauchfellentzündung aus, so gelingt es meist bald, die entzündliche Ausschwitzung, die appendizitische Geschwulst nachzuweisen. Dann ist es den Schutzkräften des Organismus gelungen, den gefährlichen Herd zunächst einzudämmen, durch Verklebungen der Därme untereinander und des Netzes die Entzündung auf die Nachbarschaft des schwer erkrankten Wurmfortsatzes zu beschränken und vom allgemeinen Bauchfellüberzuge fernzuhalten.

Der weitere Verlauf ist nun davon abhängig, ob es zur Eiterung, zur Bildung des appendizitischen Abszesses kommt oder nicht. Tritt keine Eiterung ein, so nimmt die Geschwulst langsam an Größe ab, um nach kürzerer oder längerer Zeit, oft erst nach vielen Wochen, zu verschwinden. Solange sie vorhanden ist, beweist sie einen immer noch währenden schweren Entzündungsprozeß, der jeden Augenblick von neuem aufflackern kann; größte Vorsicht und dauernde Beobachtung ist in solchen Fällen dringend geboten. Entwickelt sich aber eine Eiterung, wie sie zum Beispiel in Abbildung Fig. 11, S. 215, wiedergegeben ist, so darf nicht abgewartet werden, sondern der für das Leben höchst gefährliche Eiterherd ist durch rechtzeitige Operation zu eröffnen.

Die Entscheidung, ob eine derartige Ausschwitzung Eiter enthält oder nicht, kann recht schwierig sein. Im allgemeinen ergibt sie sich aus dem Zustande der fühlbaren Geschwulst, aus dem Verhalten von Puls und Temperatur und aus dem allgemeinen Eindruck, den der Kranke macht. Die Beurteilung der Geschwulst wird dadurch erschwert, daß sie sich bei Verlagerung des Wurmfortsatzes gar nicht in der charakteristischen Blinddarmgegend findet, sondern an ganz unzugänglichen Stellen, z. B. in der Tiefe des Beckens oder hinter dem Dickdarme liegt. Bleibt die Geschwulst dauernd sehr schmerzhaft und verkleinert sie sich nicht, sondern wächst sie auch nach den ersten Tagen noch, so kann mit Sicherheit eine fortschreitende Eiterung angenommen werden. Auf die Temperatur kann man sich dabei wenig verlassen, sie steigt in manchen Fällen, in andern bleibt sie ganz normal; wichtiger ist der Puls, der mit fortschreitender Eiterung schneller zu werden pflegt, und der allgemeine Eindruck des Kranken, dessen Verschlechterung dem geübten Auge des Arztes nicht entgeht und auch den Angehörigen aufzufallen pflegt.

Am ungünstigsten ist der Verlauf der Krankheit, wenn es zur Entwicklung einer allgemeinen Bauchfellentzündung kommt. Diese entsteht entweder gleich in den ersten Stunden und Tagen, wenn die in Fig. 12, 13 und 14, S. 215,

Digitized by Google

wiedergegebenen brandigen Prozesse am Wurmfortsatz spielen bzw. wenn die Entzündung, ähnlich wie bei der Wundrose der äußeren Haut, vom Bauchfellüberzuge des Wurmfortsatzes rapid auf das übrige Bauchfell übergreift. Oder aber die allgemeine Bauchfellentzündung entsteht dadurch, daß die eitrige Ausschwitzung um den Wurmfortsatz nicht rechtzeitig eröffnet wird; dann platzt der Abszeß und ergießt seinen furchtbar giftigen Inhalt in die freie Leibeshöhle. Diese letzteren Formen sind noch gefährlicher als die erstgeschilderten, obwohl auch diese meist tödlich verlaufen; denn zur Eindämmung des gefährlichen Eiterherdes hat der Körper bereits alle seine Schutzkräfte, seine Verteidigungsmittel aufgeboten und erliegt nun, wenn ihm das Messer des Chirurgen nicht zu Hilfe kommt, wehrlos dem übermächtigen Feinde.

Dies sind die Fälle, die unter dem schon erwähnten Bilde der Darmverschlingung verlaufen. Unter den heftigsten Schmerzen wird der Leib mehr und mehr aufgetrieben, die Därme sind gelähmt, es herrscht Totenstille in ihnen. Unstillbares Erbrechen quält den Kranken auf das furchtbarste; zuerst gallig, wird es bald braun gefärbt, und schließlich bildet sich das berüchtigte Krankheitsbild des „Miserere" aus, bei welchem der Darminhalt durch den Mund entleert wird, Koterbrechen eintritt. Unter zunehmender Erschöpfung des Kranken läßt schließlich das Erbrechen nach, die Schmerzen verschwinden, der Patient fühlt sich wohl. Aber es ist nur eine Täuschung, hervorgerufen durch die bevorstehende Auflösung, und so qualvoll das vorhergehende Leiden war, der unvermeidbare Tod tritt sanft und ohne Leiden ein.

*

Es ist klar, daß einem so schweren Leiden, einer Volkskrankheit, welche jahraus jahrein ungezählte Familien ins Unglück stürzt, mit der größten Energie entgegengetreten werden muß, und wenn es gelingt, von Jahr zu Jahr der Blinddarmentzündung immer mehr Opfer zu entreißen, so ist dies einzig und allein das Verdienst der Chirurgie, der alle Errungenschaften in der Erkenntnis und Behandlung dieser Krankheit zu danken sind. Denn die Appendizitis ist eine chirurgische Erkrankung. Handelt es sich um eine Lymphgefäßentzündung, eine Abszeßbildung, eine fortschreitende Zellgewebsweiterung oder einen Brand an Arm oder Bein, so wird niemand auf den Gedanken kommen, den chirurgischen Charakter dieser Erkrankung zu leugnen. Bei der akuten Blinddarmentzündung aber liegen, wie wir sahen, genau die gleichen Prozesse vor, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht an der Körperoberfläche, sondern in der Tiefe der Bauchhöhle in unmittelbarer Nähe des Bauchfelles abspielen, also weit schwerer in ihrer Tragweite abzuschätzen und unendlich gefährlicher sind. Deshalb soll heute in jedem Falle von Blinddarmentzündung der Chirurg der frühzeitige sachverständige Berater sein.

Noch bedeutungsvoller aber ist die Rolle des Hausarztes. Er stellt die Diagnose, er trifft die ersten so wichtigen Maßnahmen. Wenn es mir gelingt,

Digitized by Google

in einem schweren Falle von Blinddarmentzündung durch die sofortige Operation den Patienten in Kürze zu heilen, so verfehle ich nie, das Verdienst an der Rettung des Kranken auf den Hausarzt zu übertragen, denn er hat die drohende Gefahr rechtzeitig erkannt und für die Zuziehung des Chirurgen Sorge getragen. Unendlich viel Unheil aber wird dadurch herbeigeführt, daß die beginnende Krankheit, namentlich bei Kindern, zu leicht genommen, der Arzt überhaupt nicht zugezogen und der richtige Zeitpunkt für eine rationelle Behandlung versäumt wird.

Es ist sicher, daß mit einer nicht operativen Behandlung, welche zwecks Ruhigstellung des entzündeten Wurmfortsatzes hauptsächlich in strengster Diät und absoluter Bettruhe, vor allem aber in sorgfältigster Beobachtung des Kranken besteht, die Mehrzahl der akuten Anfälle von Blinddarmentzündung abheilt. Ebenso sicher ist es aber auch, daß trotz der rationellsten Behandlung der Charakter auch einer scheinbar harmlosen Erkrankung sich in jedem Augenblicke vollkommen ändern und die größten Gefahren mit sich bringen kann. Dann kann nur der frühzeitigste chirurgische Eingriff Rettung bringen, und da nun bei einem appendizitischen Anfalle nie vorhergesehen werden kann, wie er verlaufen wird, die Krankheit aber mit dem glücklichen Ablaufe des einen Anfalles nur ganz ausnahmsweise endgültig geheilt ist, vielmehr in ihren chronischen anatomischen Veränderungen weiterbesteht, so ergibt sich daraus die Forderung der Frühoperation innerhalb der ersten 24 Stunden, denn diese stellt die einzige Möglichkeit dar, gleichzeitig den gefährlichen Herd dauernd zu beseitigen und die zahlreich möglichen Komplikationen des Anfalles zu verhüten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frühoperation das Ideal jeder Behandlung der Blinddarmentzündung darstellt, deshalb ist sie unbedingt zu fordern. Ich bin in der glücklichen Lage, daß ich von den zahlreichen Patienten, welche ich innerhalb der ersten 24 Stunden der Operation unterzog, keinen einzigen verloren habe. Hier beträgt also die Sterblichkeit der Krankheit, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten Tausende und aber Tausende von Menschen entrissen hat, 0 Prozent! Nach den ersten 24 Stunden steigt die Sterblichkeit fast von Stunde zu Stunde. Die große, 2705 Fälle umfassende Sammelforschung der Berliner Medizinischen Gesellschaft ergab, daß von den am ersten Tage Operierten 0,9 Prozent starben, also nicht einmal einer von hundert Operierten; am zweiten Tage erreichte die Sterblichkeit bereits 7, am dritten Tage 18 Prozent, und von den später Operierten starben nicht weniger als 22 Prozent. Diese 22 Prozent der Spätoperierten aber starben nicht infolge der Operation — denn diese ist einfach und an sich ganz ungefährlich —, sondern trotz der Operation, sie wurden nicht nur spät, sondern zu spät operiert. Wenn wir uns die Abbildungen Fig. 11 bis 14 auf S. 215 vergegenwärtigen, so wird uns die Ursache dieses „Zu spät" recht eindringlich im Gedächtnis haften.

Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Frühoperation, diese wegen der überaus geringen Sterblichkeit ideale Behandlung der Blinddarmentzündung, oft schwierig

Digitized by Google

durchzuführen ist. Einmal gibt es Fälle, in denen die Diagnose nicht innerhalb von 24 Stunden gestellt werden kann, sie sind aber durchaus in der Minderzahl, und gerade die schweren Formen, welche der Frühoperation am meisten bedürfen, sind meist leicht zu erkennen. Das zweite, wichtigere Hindernis ist der Widerstand der Patienten oder ihrer Angehörigen gegen den operativen Eingriff, ja selbst schon gegen die Zuziehung des Chirurgen. Hier aber gerade kann die Aufklärung des Publikums segensreich wirken, denn wer die Krankheit mit allen ihren Gefahren kennt, wird die Scheu vor der Operation leicht überwinden und sich sagen, daß es weitaus das beste ist, mit einem Schlage allen Komplikationen des Anfalles aus dem Wege zu gehen und gleichzeitig den gefährlichen Herd endgültig loszuwerden. Denn wird der Wurmfortsatz nicht im Anfalle entfernt, so muß er nach Ablauf der akuten Erscheinungen beseitigt werden. Wer einmal eine Blinddarmentzündung durchgemacht hat, kann jederzeit die zweite bekommen und befindet sich in dauernder Gefahr, denn wie der zweite Anfall verlaufen und wann er einsetzen wird, kann niemand berechnen. Ich habe einen guten Bekannten verloren, der auf einer Hütte in den Alpen erkrankte und sterbend nicht mehr operiert werden konnte, als endlich der Chirurg eintraf. Der große Maler Segantini starb an Blinddarmentzündung auf dem Schafberge bei Pontresina. Während meiner Kriegstätigkeit in der Türkei, in Südafrika und China habe ich fünfmal unter den ungünstigsten Verhältnissen in verlassenen Häusern Appendizitiskranke operieren müssen, und selten geht eine Ferienreise vorbei, in der mein stets mitgeführtes Operationsbesteck nicht bei einem an entlegenem Orte an Blinddarmentzündung Daniederliegenden in Funktion getreten wäre.

So habe ich, als ich selbst einen schweren Anfall bekam, nicht eher geruht, als bis ich noch in der gleichen ersten Nacht operiert wurde, und auch mein ältester Sohn ist von einer schweren brandigen Blinddarmentzündung durch Frühoperation rasch geheilt worden. Folgende zahlenmäßige Angabe wird die Leistungsfähigkeit der Frühoperation ganz besonders klar hervortreten lassen: Während der ersten Zeit meiner Breslauer Tätigkeit boten die uns im akuten Anfalle zugeführten Fälle von Wurmfortsatzentzündung ein geradezu trostloses Bild. Nur bei 10 Prozent der Patienten war der Prozeß noch auf den Wurmfortsatz beschränkt, 70 Prozent kamen so spät zur Operation, daß bereits schwere Eiterung bestand, die bei 35 Prozent der Kranken schon zu allgemeiner eitriger Bauchfellentzündung geführt hatte. Die Gesamtsterblichkeit der im akuten Anfalle Operierten betrug, weil die Operation zu spät kam, vom 1. März 1908 bis zum 1. März 1909 fast 30 Prozent. So konnte es nicht weitergehen, und ich begann nun mit einer ganz systematischen Agitation für die Frühoperation, ließ keinen ärztlichen und militärärztlichen Fortbildungskurs vorübergehen, ohne eifrigst für die Frühoperation einzutreten, hielt Reden in ärztlichen Vereinen und populäre Vorträge. Und der Erfolg: Vom 1. März 1909 bis zum 1. März 1910 stieg gegenüber dem Vorjahre, dessen traurige Resultate ich mitteilte, die Zahl der Frühoperationen an meiner Klinik um das 9,5fache, die Zahl der umschriebenen Eiterungen ging von 35 auf 19 Prozent, die der allgemeinen

Digitized by Google

Bauchfellentzündungen gar von 35 auf 8 Prozent herunter, und die Gesamtsterblichkeit der im akuten Anfall Operierten sank von 29,4 auf 8,5 Prozent. Gewiß ein Beweis, welche Bedeutung der Frühoperation in der Behandlung dieser heimtückischen Krankheit zukommt, die fast in jeder Familie schon ihr Opfer gefordert hat! Bei keiner Krankheit tönt das furchtbare „Zu spät" erschütternder in den Ohren trostloser Angehöriger, bei keiner Krankheit aber erntet auch der Arzt so viel Dankbarkeit und erlebt so viel Freude am Erfolg wie bei der rechtzeitig operierten Blinddarmentzündung.

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

II

Am 7. September zogen schwere, graue und düstere Wolken am Himmel hin; sie hingen so weit herunter, daß sie die Gipfel der Bäume zu berühren schienen. Es fiel ein Nebel ein, der in der Atmosphäre wie bei allen Wesen eine trübe Stimmung hervorrief.

Es war ungefähr 7 Uhr morgens. Die Feldwachen des VI. französischen Korps, die zwischen Vigneulles und Woippy standen, sahen von Saulny auf der Landstraße von St. Privat eine geschlossene, ungleichförmige Gruppe von fünfhundert Menschen herunterkommen, die mit weißen Taschentüchern winkten.

Neugierig gemacht, verließen Wachtposten und Soldaten ihre Deckungen und ihre Gräben und gingen vorwärts, um besser zu sehen, wer so daher käme.

Bald war die Gruppe in den französischen Linien. Sie wurde umringt, und das Fragen begann.

Es waren Soldaten von der Armee des Marschalls de Mac Mahon, und zwar von allen Korps derselben; vier Feldwebel befanden sich darunter. Sie waren am 1. September bei Sedan im Verlaufe einer großen Schlacht, deren Ausgang sie nicht mit angesehen hatten, gefangengenommen worden. Eine Woche lang waren sie marschiert, und gestern hatten sie in Saulny übernachtet. Diesen Morgen hatten die Soldaten, von denen sie bewacht wurden, sie bis an die deutschen Vorposten geführt, ihnen die französischen gezeigt und ihnen befohlen, zu diesen zu gehen, mit der Drohung, daß auf sie geschossen würde, wenn sie umkehren würden. „Wir sind auf der Landstraße weitergegangen und da sind wir jetzt," sagten sie.

Der die Feldwache befehligende Offizier führte die Feldwebel zum Marschall Canrobert, dessen Hauptquartier in geringer Entfernung lag, während die Gefangenen sich nach rechts und links in die Biwaks zerstreuten.

Digitized by Google

Vom Marschall ausgefragt, wiederholten die Feldwebel ihre ersten Erklärungen und fügten hinzu, daß ihnen die Deutschen, als sie sie freiließen, von der völligen Niederlage der französischen Armee, ihrer Kapitulation und der Gefangennahme des Kaisers Mitteilung gemacht hätten.

Als Marschall Canrobert dies erfahren hatte, ließ er alle Gefangenen wieder zusammenrufen, die sich bereits über die verschiedenen Lager zerstreut hatten und eben dabei waren, den Soldaten, die sich in Gruppen um jeden einzelnen von ihnen scharten, „Geschichten" zu erzählen.

Als sie wieder versammelt waren, wurden sie nach Ban St. Martin geführt, wohin sich auch der Marschall mit den Feldwebeln begab.

Während Marschall Canrobert mit dem Marschall Bazaine sprach, wurden die vier Unteroffiziere in das Bureau des Generalstabs geführt und erzählten hier zum drittenmal, wie sie nach Metz gekommen waren.

Ein Billett, das ihnen von einem deutschen Offizier mitgegeben worden war, wurde sogleich übersetzt. Es lautete ungefähr folgendermaßen:

„General v. Stiehle an den Oberbefehlshaber der französischen Armee:

„Es war notwendig, so zu handeln, weil am 19. August mittags die Vorposten auf unsern Parlamentär, der im Interesse der französischen Verwundeten abgesandt worden war, geschossen haben.

„Die 134 Gefangenen, die fehlen, werden binnen kurzem geschickt werden."

In ein paar Augenblicken war die Neuigkeit bei den Stäben, den Verwaltungsbehörden, den Eskorten und in den bei Ban St. Martin zunächst befindlichen Lagern bekannt, und eine Menge Neugieriger kam, die Gefangenen zu betrachten und auszufragen.

Vor der Villa Herbin warteten auf der kotigen, mit großen Blättern übersäten Landstraße, deren Kastanienbäume in Wasserlachen standen, in dem feinen, unaufhörlich fallenden Regen 500 Soldaten mit abgezehrten, seit acht Tagen nicht rasierten und von langen Haaren umrahmten Gesichtern, angetan mit schmutzbefleckten Mänteln oder Röcken, einen Sack auf den Schultern und mit gekrümmten Rücken.

Bald wurden sie umringt und ausgefragt, und in einem Nu verbreiteten sich die Nachrichten, die sie brachten, im Umkreis des Hauptquartiers und im Innern der Stadt Metz, wo sie noch schneller kolportiert wurden.

Der Major Samuel nahm die Feldwebel beiseite, um sie auszufragen, und die andern Gefangenen wurden auf den Bahnhof jenseits der Porte Serpenoise gewiesen. Hier fragten sie Oberst Fay, Major Vanson und die Hauptleute Méquillet, Costa de Serda und Guioth aus.

Als alle Gefangenen ihre Aussagen gemacht hatten, ließ sich mit einiger Gewißheit feststellen, daß in der Nähe von Sedan zwei Schlachten stattgefunden hatten: in der ersten hatte das Korps des Generals de Failly, das allein daran beteiligt war, schwere Verluste erlitten; in der zweiten, die am 1. September unter den Mauern von Sedan stattgefunden, hatte die ganze Armee bis zum

Digitized by Google

Abend gekämpft, aber die Gefangenen, die im Verlaufe der Schlacht die Waffen niedergelegt hatten, wußten nichts über ihren Ausgang.

Als Marschall Bazaine von diesen Tatsachen durch den Hauptmann Guioth Kenntnis erhalten hatte, begnügte er sich zu antworten: „Also kam uns Marschall de Mac Mahon wirklich entgegen."

Den ganzen Abend wurden diejenigen, die die Berichte der Gefangenen kannten, die Angst nicht los.

Was mochte das Ergebnis dieser großen Schlacht sein, die der Marschall de Mac Mahon geliefert hatte, um der Metzer Armee Entsatz zu bringen?

Die Pessimisten meinten, Marschall de Mac Mahon müsse geschlagen worden sein, andernfalls würde sich seine Ankunft in der Umgegend schon bemerklich gemacht haben. Manche Leute hielten sogar die von den Preußen berichtete Kapitulation seiner Armee und die Gefangennahme des Kaisers für Wahrheit.

Die Optimisten hingegen machten geltend, daß die von dem Feinde stammenden Nachrichten erfunden sein könnten, um einen Mißerfolg auf seiner Seite zu verbergen. Was die Erzählungen der Gefangenen betreffe, sagten sie, so seien sie sicherlich übertrieben, wenn nicht falsch; denn die Leute, die mitten in einer Schlacht die Waffen streckten, hätten immer die Gewohnheit, die Dinge in den düstersten Farben darzustellen, um ihr Verhalten zu entschuldigen.

Schwere Sorge herrschte im Generalstab, wo man imstande war, die Folgerungen, die sich aus dem an diesem Tage angestellten Verhör ergaben, zu beurteilen. Aber der Traurigkeit, die sich der Herzen bemächtigte, gesellte sich ein Gefühl des Unwillens und des Aergers über das Billett des Generals v. Stiehle, das die Feldwebel gebracht hatten. Seine Form wie sein Inhalt und die Art der Uebermittlung waren verletzend. Der Feind erklärte sich genötigt, von der Beobachtung der zwischen zivilisierten Völkern geltenden Höflichkeitsbräuche absehen zu müssen, weil wir sie nicht beobachteten, und behauptete, daß er, da wir auf einen seiner Parlamentäre am 19. August geschossen hätten, keine weiteren der Eventualität aussetzen könne, getötet zu werden.

Diese Vorwürfe wegen Verletzung des Respekts, den man sich unter Gegnern gegenseitig schuldet, schienen unannehmbar und sogar höchst ungehörig.

Am 24. August hatte Marschall Bazaine den Deutschen alle ihre vor Metz gefangengenommenen Offiziere und Soldaten zurückgeschickt und ihnen geschrieben, er hoffe, daß man ihm dafür eine gleiche Anzahl französischer Offiziere und Soldaten zurückschicken werde.

Der deutsche Generalstab hatte mit einem Dankesbrief geantwortet, in dem sich der unterstrichene Satz befand: „Der französische General vertraut mit Recht dem deutschen Ehrgefühl."

Als aber der Oberst Fay, der beauftragt war, dem deutschen Generalstab den Entschluß des französischen Generals über die Rücksendung der Gefangenen mitzuteilen, sich bei den Vorposten eingefunden, hatte er mehrere Schüsse aus nächster Nähe von einigen Ulanen erhalten, die dann wie Schuldige geflohen waren. Dabei hatte eine Trompete fortwährend Halbappelle geblasen und ein

Digitized by Google

Unteroffizier eine riesige, $1^1/_2$ Meter lange weiße Fahne geschwungen. Oberst Fay hatte diesen Vorgang zuerst dem Leutnant Emmich, der die deutsche Feldwache befehligte und zu dem er geführt worden war, und in zweiter Instanz dem Generalstabschef des Generals v. Goeben, Oberst v. Witzendorff, gemeldet. Der französische Oberbefehlshaber hatte jedoch diesen wenig liebenswürdigen Empfang auf Rechnung der Unerfahrenheit oder Unwissenheit der deutschen Vedetten gesetzt und nicht daran gedacht, deswegen die ganze deutsche Armee zu beschuldigen.

Oberst d'Andlau, der unter den Offizieren des Generalstabes die größte Erregung über den Fall an den Tag gelegt hatte, übernahm es, dem General v. Stiehle zu antworten. Er tat es in einem Brief, in dem er die Tatsachen anführte und dem deutschen Generalstabe das Urteil darüber überließ, welcher der beiden Gegner mit mehr Höflichkeit gehandelt hatte.

Ohne Zweifel fand Prinz Friedrich Karl, dessen hoher ritterlicher Sinn bekannt war, die Bemerkungen im Briefe des Obersten d'Andlau berechtigt, denn ein neues, von Offizier zu Offizier übergebenes Schreiben dankte dem französischen General für die Art und Weise, wie er den deutschen Gefangenen gegenüber gehandelt hatte.

Am 7. September hatte es fast den ganzen Tag geregnet. Am folgenden Tag, den 8., war das Wetter noch schlechter, und die Truppen blieben überall untätig.

Im Laufe des Vormittags berichtete der Agent Flahaut dem Marschall Bazaine, daß er vergebens versucht habe, durch die Linien durchzukommen, und brachte ihm die Depesche, die er drei Tage vorher erhalten hatte, mit dem Bemerken wieder, daß er es aufgebe, sie zu überbringen.

Der Marschall sagte kein Wort zu ihm und begab sich einige Augenblicke, nachdem er ihn empfangen hatte, ins Lager des 90. Linienregiments, um mit einem Musiker dieses Regiments namens Antermet zu sprechen, der sich als Ueberbringer von Depeschen angeboten hatte. Dieser Antermet war ein schlechter Soldat; man hatte ihn mehrere Male in einen andern Truppenteil versetzen müssen, und im Jahre 1867 war er sogar desertiert.

Trotz dieser wenig ermutigenden Antezedentien befragte ihn der Marschall und befahl ihm, im Laufe des Nachmittags nach Ban St. Martin zu ihm zu kommen.

In die Villa Herbin zurückgekehrt, hatte Marschall Bazaine eine Unterredung mit dem Obersten Napoléon Boyer und dem Major Samuel. Die Angst war allgemein, und es schien wünschenswert, sobald wie möglich Gewißheit über die Ereignisse zu bekommen und zu erfahren, was man von den im Umlaufe befindlichen Gerüchten glauben sollte.

Am vorvorigen Tage war ein Brief des Obersten v. Hertzberg, des Oberquartiermeisters der Armee des Prinzen Friedrich Karl, eingelaufen, der anfragte, ob man etwas von dem Obersten v. Schack vom 13. Ulanenregiment und dem Unteroffizier Eckert von den Zietenhusaren wisse, die beide am 16. August verschwunden seien.

Digitized by Google

Es war nicht das geringste über ihr Schicksal bekannt. Ihre Namen fanden sich weder in den Totenlisten noch in den Listen der Verwundeten oder der Gefangenen. Oberst d'Andlau entwarf wieder einen Brief, der von der Erfolglosigkeit der bisher angestellten Nachforschungen berichtete, und schlug einen Austausch zugunsten des Majors de Musset vom 7. Linienregiment vor, der an der Wirbelsäule schwer verwundet und wahrscheinlich für den Rest seiner Tage gelähmt war. Major Samuel hatte diesen Brief zu überbringen und sollte sich mit deutschen Offizieren unterhalten, um etwas Bestimmtes zu erfahren.

Drei Stunden später war er zurück. Man hatte ihm seinen Brief zwischen den Linien der beiden feindlichen Armeen abgenommen und ihn nicht zu den Deutschen durchgelassen.

Am Nachmittag kam Antermet nach Ban St. Martin in Begleitung einer Person, die er als seine Frau vorstellte.

Das Paar wurde in das Kabinett des Marschalls geführt, wo sich Oberst Lewal, Major Samuel und der Leutnant Albert Bazaine befanden.

Oberst Lewal erteilte den beiden Boten verschiedene Ratschläge, übergab jedem eine kugelförmig zusammengedrehte, mit Guttapercha überzogene Depesche und eine Summe Geldes, deren Betrag sich einschließlich einer andern vorher gezahlten Summe auf 1100 Franken belief. Dann wendete sich der Marschall an die Frau, der er sein Vertrauen zu schenken schien, und beauftragte sie, seiner Gemahlin Nachrichten über ihn und die Seinigen zu geben.

Die Eheleute Antermet kehrten, wie nach ihren Antezedentien zu erwarten war, nachdem sie zweimal versucht hatten, durchzukommen und von den deutschen Wachen zurückgetrieben worden waren, nach Metz zurück.

Die Frau begab sich nach der Kapitulation nach Brüssel und übergab dem französischen Gesandten Tachard am 4. November die Depesche, die ihr am 8. September anvertraut worden war. Ihr Mann, der seine Mission dazu ausgenutzt hatte, sich in den Kneipen von Metz herumzutreiben, wurde von der Gendarmerie aufgegriffen und wieder zu seinem Truppenteil geführt. Bei der Kapitulation desertierte er abermals und ließ sich, nachdem seine Frau wieder zu ihm gekommen war, mit ihr für die Truppe des Zirkus Bazola engagieren, der in der Welt herumreiste.

Die Depesche, die ihnen übergeben worden war, war dieselbe wie jene, die am 1. September an den Kaiser gerichtet und Flahaut am 5. übergeben worden war. Nur war folgender Passus hinzugefügt: „Ich habe 500 französische Gefangene, die aus den Kämpfen bei Sedan gekommen waren, im Austausch für diejenigen, die ich zurückgeschickt hatte, erhalten. Die Preußen verbreiten das Gerücht, daß Mac Mahon kapituliert habe und der Kaiser gefangengenommen oder in Sedan eingeschlossen sei."

In dem strömenden Regen sahen die Lager aus, als wären sie leer. Jeder suchte Schutz unter seinem kleinen Zelt und vermied es so viel wie möglich, in dem Meer von Schmutz herumzupatschen, das sich über das ganze Moseltal, besonders auf dem linken Ufer, ausdehnte.

Digitized by Google

Diejenigen, die sich eines Hauses oder einer soliden Unterkunft erfreuten, schlossen sich darin ein und kamen nicht heraus. Wenn sie allein waren, ließen sie die Ereignisse an ihrem Geist vorüberziehen und versuchten die Wahrheit zu ergründen von alle dem, was erzählt worden war. Wenn mehrere beisammen waren, tauschten sie ihre Gedanken aus, diskutierten und stritten sich sogar manchmal.

Die eine Partei bildeten die Apathischen, die Sorglosen und die Resignierten, die bereit waren, die Ereignisse hinzunehmen und ihnen ihren Lauf zu lassen.

Die andre bildeten die Energischen, die irgend etwas unternehmen wollten und ungeduldig wurden über die Unbeweglichkeit, in der die Armee verharrte.

Die Armee des Marschalls de Mac Mahon, ob sie nun geschlagen ist oder nicht, kommt uns zu Hilfe — warum reicht man ihr nicht die Hand?

Im Stabe der Garde wurden diese verschiedenen Fragen erörtert. „Nach der Ansicht des Generals d'Auvergne ist es unmöglich, jetzt noch irgend etwas zu unternehmen. Alles ist von der auswärtigen Politik zu erwarten. Die militärische Frage ist in die zweite Reihe gerückt ..."

Diese Worte versetzten den Major Le Perche in Wut: „Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder hierbleiben; dann muß man, wenn die Vorräte erschöpft sein werden, kapitulieren. Oder ernstlich versuchen durchzubrechen. Wir," rief er aus, „wir bilden den besten und größten Teil der französischen Armee, und wir warten, bis man kommt, uns zu befreien! Wenn wir nur ein klein wenig rasch handeln, können wir uns auf irgendeinen beliebigen Punkt der Einschließungslinien werfen, und es wird dem Feind unmöglich sein, dort 100000 Mann zu versammeln. Der Erfolg ist sicher, wenn wir mit unsrer ganzen Macht vorgehen.

„Wir werden noch immer zahlreich genug bleiben, um den Widerstand hinter der Loire fortzusetzen. Schande über die Regierung, die sich in Unterhandlungen einläßt und sich dazu versteht, auch nur einen Fußbreit Landes abzutreten, Schande über den Führer, der kapituliert! Je größer unser Unglück wird, desto heftiger müssen wir einen Kampf auf Leben und Tod führen, vor dem die Sieger erschrecken würden."

Streitreden dieser Art wurden von Tag zu Tag häufiger; sie steigerten sich in der Folge bis zu einer sehr unangenehmen Heftigkeit und führten peinliche Szenen unter Freunden herbei.

Im Innern der Stadt flogen die zusammenhangloseſten Schwätzereien von Mund zu Mund.

Hauptmann de Rochas vom Stabe des Gouverneurs hatte erzählen hören, daß General de Failly, nachdem er sich habe überfallen lassen, von seinen wütenden Soldaten erschossen worden sei. Er erzählte es dem General Coffinières weiter, und dieser antwortete: „Der arme Failly, diesmal wird er kaum gefunden haben, daß die Chassepots Wunder tun."

Am Ende der Nacht vom 8. zum 9. ereignete sich ein Vorfall, der auf eine Abschwächung im moralischen Zustand der Armee hindeutete und zeigte, wie die

Digitized by Google

Untätigkeit dieser letzten Tage und der Widerwille oder die Enttäuschung, die den verfehlten Unternehmungen vom 26. und 31. August entsprangen, den Geist der Truppe beeinträchtigt hatten.

Vor Tagesanbruch hörte man im Hauptquartier des Marschalls Leboeuf, das im Dorfe St. Julien aufgeschlagen war, Gewehrfeuer von der Dauer einiger Minuten in südöstlicher Richtung.

Sofort ritten Marschall Leboeuf und General Changarnier in der Richtung ab, aus der die Schüsse gefallen waren, und eine halbe Stunde später kamen sie auf der Landstraße nach Saarbrücken heraus.

In dem Regen und der trüben Dämmerung, die alles grau und traurig erscheinen ließ, wurde eine Truppe auf der Chaussee sichtbar. Als der Marschall mit seinen Begleitern näher herankam, erkannten sie den General Metman, der zu Fuß war, und einige Meter von ihm entfernt ein Bataillon in aufgelöstem Zustand: die Soldaten waren durchnäßt und schmutzig und sahen müde, abgespannt und verschlafen aus. General Metman, der gefragt wurde, was los sei, wußte nichts und konnte keine Auskunft geben. Der Bataillonskommandeur, der ganz verstört war, gab ebenfalls keine Antwort.

Indes gelang es schließlich, herauszubringen, was geschehen war.

Das vorgeschobene Bataillon, das den Meierhof Bellecroix besetzt hielt, war gegen das Ende der Nacht angegriffen worden und hatte sich in der Dunkelheit und bei dem Regen, ohne zu kämpfen, zurückgezogen. Während des Rückzuges waren zwei Mann getroffen worden.

Der Marschall Leboeuf benachrichtigte den Marschall Bazaine durch ein Schreiben, erteilte aber keine Befehle; als dies der General Changarnier sah, trat er vor und sagte mit seiner dünnen Stimme zu ihm: „Herr Marschall, Sie sollten den Offizier, der seinen Posten verlassen hat, ohne zu kämpfen und ohne angegriffen zu sein, auf dem Platz erschießen lassen. Sie sollten auch den General Metman tadeln, daß er nicht sofort den Pachthof hat wieder besetzen lassen, in dem der Feind sich nicht gehalten zu haben scheint ...“ In diesem Augenblick meldete ein Unteroffizier, der vom Obersten Davout hergeschickt war, daß eine Kompagnie des 95. Infanterieregiments Bellecroix wieder besetzt habe; sie hatte dort nur drei Deutsche gefunden, die damit beschäftigt waren, einen Brand anzufachen, den sie angelegt hatten und der sich nicht ausbreiten wollte.

Man wußte in diesem Augenblick nicht, daß der eine der Generale von der Division Metman, als er den Befehl erhalten hatte, den Pachthof wieder zu nehmen, eingewandt hatte, es sei mindestens eine Division erforderlich, um ein derartiges Unternehmen zu wagen. Auf die Weigerung dieses Generals hin hatten dann General Clinchant und Oberst Davout, als sie davon erfuhren, den Pachthof, obwohl er außerhalb ihres Befehlsbereichs lag, durch eine Kompagnie wieder besetzen lassen.

Etwa hundert Deutsche hatten jenen Handstreich unternommen. Zwei 300 Meter nördlich und südlich aufgestellte Schildwachen von der französischen

Digitized by Google

Feldwache waren auf ihren Posten geblieben, wo die Kompagnie des 95. Infanterieregiments, als sie die Stellung wieder besetzte, sie ablöste.

„Als alles zu Ende war," erzählt uns einer der Begleiter des Marschalls Leboeuf, „kehrten wir beschmutzt und durchnäßt, aber vor allem betrübt über das, was wir gesehen hatten, zurück."

Diese Schwäche einer Truppe wie die unaufhörlich sich wiederholenden Auseinandersetzungen unter den Offizieren offenbarten die Abnahme des Wertes der Armee.

Die Schuld daran lag vor allem bei ihrem Oberbefehlshaber. Durch die Scheinausfälle vom 26. und 31. August hatte er seine Armee enttäuscht, und durch die Untätigkeit, in der er sie hielt, lähmte er den Geist der Initiative und die Energie in der Truppe, während er zu gleicher Zeit die Offiziere dahin brachte, über alles zu reden und alles zu tadeln.

Man ging geradeswegs auf die Kapitulation los. Gewiß hätte Marschall Bazaine sie gern vermieden, aber wie hätte er das machen sollen? Das sagten ihm sein Geist und sein Herz nicht.

Eine oder zwei Stunden nach der Wiedereinnahme des Pachthofes Bellecroix, aber auf der entgegengesetzten Seite von Metz, auf der Straße von Ars, führte ein deutscher Offizier die 134 französischen Gefangenen heran, die den Franzosen noch auszuliefern und tags zuvor angekündigt worden waren. Er übergab sie dem Kommandanten der französischen Vorposten mit einem Briefe.

Kaum befanden diese neuen Gefangenen sich innerhalb der französischen Linien, so ergingen sie sich in Vorwürfen gegen ihre Generale. Sie seien ohne Patronen und ohne Brot gelassen worden ... Vier Armeekorps seien infolge der Unfähigkeit ihrer Führer gezwungen gewesen, zu kapitulieren ...

Major Debize vom Stabe der Division de Cissey sammelte sie, setzte sie in Marsch und führte sie nach Ban St. Martin, wo die Offiziere des Generalstabes sie ausfragten.

Sie hatten ebenso wie die am vorigen Tage zurückgeschickten Gefangenen zu der Armee des Marschalls Mac Mahon gehört und waren nach einer großen Schlacht, in der die Armee bei Sedan umzingelt worden war, durch eine daraufhin abgeschlossene Kapitulation Gefangene geworden. Der Kaiser war wie seine Truppen gefangen, und sie hatten in Ars sagen hören, daß die deutsche Armee vor Metz eine Verstärkung von 70000 Mann erhalten werde.

Obwohl Marschall Bazaine den Offizieren, die beauftragt waren, Erkundigungen einzuziehen, befohlen hatte, alles zu verschweigen, was sie erfahren hatten, so verbreitete sich doch die Nachricht von der Kapitulation von Sedan rasch bei den Stäben und in der Stadt. Es war für die edelsten Naturen ein furchtbarer Schlag.

„Nachrichten von Sedan," lesen wir in dem Notizbuch des Hauptmanns Sounois, des Adjutanten des Generals Picard, „verwünscht! ... Und Marschall Bazaine hält uns hier ohne Sinn und Zweck zurück! Er bleibt lächelnd, teilnahmslos in seiner Villa, nur für die Seinigen sichtbar. Er ahnt die Unzu-

Digitized by Google

friedenheit und die Besorgnis nicht, die in den Gemütern, selbst den disziplinierteſten, groß wird ...

„Was tut man, um die Arbeiten des Feindes zu hemmen? Niemals wird ein Handſtreich unternommen, niemals eine jener Operationen bei Nacht oder bei Tag, wie ſie bei Belagerungen üblich ſind.

„Bei dieſer Untätigkeit wird die moraliſche Kraft der Armee ſchwinden. Jeder Tag vermehrt unſre Sorge.“

Nur die Generale und die Offiziere, die nicht weit entfernt von Ban St. Martin kampierten, waren erſt über unſre Niederlage unterrichtet, als es um 2 Uhr, ehe die Nachricht davon in die entfernteſten Lager und Hauptquartiere gelangt war, zu regnen begann. Bald ſtrömte der Regen in Güſſen herab. Jeder ſchützte ſich, ſo gut er konnte, und niemand verſpürte Luſt, ſich über die in Umlauf befindlichen Gerüchte zu erkundigen.

Um 7 Uhr ſetzte der Regen mit doppelter Gewalt ein, und alles hatte ſich unter irgendein Obdach gekauert. Plötzlich dröhnte ein Kanonenſchuß, und in kurzer Zeit wurde das Feuer äußerſt lebhaft. Ununterbrochen folgten die Detonationen aufeinander, von den verſchiedenſten Punkten der deutſchen Linien aus.

Fluchend verließen die Truppen ihre Zelte und traten in der Dunkelheit und im ſtrömenden Regen an.

Eine Granate platzte im Lager der Eskorte des Generals de Ladmirault und ſprengte ſie auseinander. Zwei oder drei andre explodierten bei den Zelten des IV. Korps, und einige Soldaten liefen bis zur Porte de France, um ſich in Sicherheit zu bringen.

General de Ladmirault, den dieſe Kanonade beſorgt machte, ſchickte den Leutnant de Baſſoigne zum General Bourbaki und ließ dieſen um die Hilfe der Garde bitten. Dann erſchienen im Zeitraum von zehn Minuten die Majore Tierſonnier und de l'Eſpée vom Generalſtabe triefend vor Näſſe bei General Bourbaki mit der Weiſung, er ſolle ſich bereithalten, das IV. Korps zu unterſtützen, wenn es angegriffen würde; die Kanonade ſcheine ſich aber bis jetzt hauptſächlich gegen Montigny und das II. Korps zu richten.

Es regnete immer ſtärker. Es war finſter wie in einem Keller, und man ſah nur die Lichtblitze von der Exploſion der Granaten oder die Feuerſtrahlen der ſchweren Geſchütze des St. Quentin, die nachdrücklich auf das Feuer der Deutſchen antworteten.

Nirgends griff der Feind an; man fragte ſich, wofür der Lärm ſei, der doch keine andre Wirkung hatte, als daß alles wachgehalten und durchnäßt wurde.

„In der Stadt,“ ſo ſchrieb der Korreſpondent des „Gaulois“, Spoll, der mit der Armee eingeſchloſſen war, „hatte die Turmuhr der Kathedrale eben 7 Uhr geſchlagen, und wir ſaßen beim Abendeſſen, als eine furchtbare Kanonade auf allen Punkten des Kreiſes der Einſchließungslinien begann.

„Alles ſpringt auf und fragt ſich gegenſeitig. Woher kommt dieſes Geſchützfeuer? Man öffnet die Fenſter. Der Regen peitſcht einem ins Geſicht. Es iſt finſter wie in einem Ofen. Viele ſtürzen auf die Straße hinaus und eilen nach

Digitized by Google

der Esplanade. Alles glaubt an einen allgemeinen Angriff des Feindes. Dieser Höllenlärm dauert eine Stunde, dann tritt wieder Stille ein."

Man wartete ungefähr vierzig Minuten nach Einstellung des Feuers, dann wurde den Truppen der Befehl erteilt, in ihre Lager zurückzukehren. Sie kamen dorthin zurück mit nassen Füßen und in Kleidern, die wie vollgesogene Schwämme waren.

Der Rest der Nacht verstrich ohne Störung der Ruhe, nur der noch immer fallende Regen trommelte eintönig und unaufhörlich auf die Leinwand der Zelte.

Am andern Morgen hörte der Regen mit Anbruch des Tages auf, und sobald dieser erschien, ließ Marschall Bazaine den General du Preuil, den Kommandeur der Gardekürassiere und -karabiniers zu sich bitten unter dem Vorwand, sich mit ihm über die Belohnungen, die in seiner Brigade zu verteilen wären, besprechen zu wollen. Nachdem er einige Augenblicke von Kreuzen und Medaillen gesprochen hatte, wechselte der Marschall das Thema und bemerkte mit gespielter Gleichgültigkeit: „Ich habe zuviel Kavallerie hier. Ich kann ihre Pferde nicht füttern. Wählen Sie vier Regimenter von dieser Kavallerie aus, sehen Sie sich die günstigsten Durchbruchspunkte genau an, schlagen Sie sich durch die Linien durch und suchen Sie ins Innere des Landes zu gelangen. Sie haben volle Aktionsfreiheit."

Voll Eifer rief General du Preuil seinen Adjutanten und seine Ordonnanzoffiziere, den Rittmeister Furst und die Karabinierleutnants St. James und de la Redorte. Er wiederholte ihnen die Worte des Marschalls und bezeichnete jedem von ihnen den Sektor des Einschließungskreises, den sie untersuchen sollten.

Den ganzen Tag suchten die drei Offiziere die günstige Stelle, kamen aber am Abend zurück, ohne sie gefunden zu haben. Schon bei genauerer Ueberlegung hatte sich der Feuereifer des Generals du Preuil gelegt; er begriff die Nutzlosigkeit eines solchen Unternehmens.

Marschall Bazaine hatte einen Brief von General Desvaux erhalten, der darin gegen den allzu großen Anteil an Auszeichnungen protestierte, der der Gardekürassier- und Karabinierbrigade zugewiesen worden war. Als General du Preuil fort war, ließ der Marschall den General Desvaux rufen. Er hörte seine Bemerkungen an, und als der General damit fertig war, sprach der Marschall auch zu ihm von einem Ausfall der Kavallerie als von einer „möglichen" Sache. Dann fügte er sogleich hinzu: „Aber dafür brauchen wir schönes Wetter, und es regnet alle Tage ... Wir werden wieder darauf zurückkommen."

Daraufhin verabschiedete er den General Desvaux, indem er bemerkte, daß er „die Kapitulation des Marschalls Mac Mahon als sicher betrachte", aber ohne ihm zu sagen, daß er eben den General du Preuil empfangen habe, mit dem Desvaux wegen der Belohnungen auf gespanntem Fuße stand.

Jetzt kam die Reihe an den General de Cissey. Er wurde in die Villa Herbin gerufen, und kaum hatte Marschall Bazaine ihn in sein Kabinett eintreten lassen, so teilte er ihm mit (wie General de Cissey selbst in seinen Tagebuch-

Digitized by Google

aufzeichnungen erzählt), daß er durch den Generalstab einen Durchbruch nach Süden, in der Richtung nach Château-Salins, erwägen lasse. Man müßte die Bahnlinie nach Remilly abschneiden und auf das Plateau von Langres zu gelangen suchen, um sich auf diese Festung und auf Besançon zu stützen. „Ich weiß nicht," fährt General de Cissey fort, „welche Erwägungen ihn bestimmt haben, darauf zu verzichten. Ich glaube, er hat gedacht, daß Paris einem Angriff der Deutschen nicht standhalten, daß man Verhandlungen anknüpfen und daß seine Armee intakt und ohne Niederlagen erlitten zu haben übrig bleiben würde."

Marschall Bazaine hatte niemals die Absicht, irgendeine dieser Operationen zu unternehmen, denn sonst würde er nicht mit einem Brigadegeneral und zwei Divisionsgeneralen, sondern mit den Korpskommandeuren und den Chefs der verschiedenen Dienstzweige wie auch mit dem Leiter der Intendantur davon gesprochen haben. Er hätte vor allem seinen Stab benachrichtigt und durch ihn Pläne vorbereiten und ausarbeiten lassen, die nur nach sorgfältigsten Studien und auf bestimmte und eingehende Befehle hin ausführbar gewesen wären. Wenn man eine militärische Operation gelingen lassen will, begnügt man sich nicht, darüber ein paar Worte in einem Gespräch so nebenher in die Luft zu reden.

Seit einigen Tagen hatten mehrere Generale dem Marschall Bazaine seine Unbeweglichkeit vorgeworfen. Von ihnen hatte General Lapasset ihm ausdrücklich zu einem Durchbruch seiner unnütz und sogar hinderlich gewordenen Kavallerie geraten. Wenn es ihr glückte, ins Freie zu gelangen, so könnte sie um so leichter durch Streifzüge dem Feind zusetzen, als die deutsche Armee vor Metz nur eine kleine Anzahl von Pferden besäße. Ebenso hatte General Bourbaki mehrere Male von den günstigen Aussichten eines Durchbruches in der Richtung nach Château-Salins gesprochen, und im Großen Generalstab hatten die Obersten Lewal, d'Andlau und Fay in mehreren Besprechungen erklärt, daß dies der einzige Versuch sei, den man mit Aussicht auf Erfolg machen könne.

Marschall Bazaine hoffte, indem er in der Form vertraulicher Mitteilungen energische Pläne ankündigte, die fiebernde Ungeduld zu beschwichtigen, seine wirklichen Absichten zu verschleiern und den Glauben zu erwecken, daß lediglich Umstände, die mit seinem Willen nichts zu schaffen hätten, ihn hatten zwingen können, sich nicht vom Fleck zu rühren.

Als General de Cissey sich verabschiedet und der Marschall, der jetzt allein war, dejeuniert hatte, bat bald nach 12 Uhr General Castagny, ihm eine Meldung von höchster Wichtigkeit machen zu dürfen.

Wir müssen hier auf den Tag nach der Schlacht bei Rezonville zurückgreifen, an dem die Hospitäler von Metz und alle Lokale, die es ebenfalls werden konnten, von Verwundeten voll waren und lange Reihen von Wagen fast ohne Unterbrechung weitere Verwundete vom Schlachtfelde herbrachten.

Der Gouverneur, der nicht mehr wußte, wo er sie unterbringen sollte, hatte einen Aufruf an die Bevölkerung gerichtet, der seine Wirkung nicht verfehlte.

Digitized by Google

In allen Gesellschaftskreisen wetteiferte man, die Leute, deren sich die Verwaltung nicht annehmen konnte, aufzunehmen und mit rührender Hingebung zu pflegen.

Der Brücken- und Straßenbauingenieur Petsche, der mit dem Bau der Straße von Verdun nach Metz beauftragt war und später Direktor der Ostbahn wurde, hatte sich an die Porte de France begeben, durch die die Wagenzüge kamen, um einen Verwundeten zu suchen und ihn mit sich zu nehmen. Als er über den Pont des Morts kam, begegnete ihm ein Wagen, in dem sich ein deutscher Offizier befand. Nachdem er ihm angeboten hatte, ihn zu beherbergen, und das Anerbieten angenommen worden war, wurde der Offizier Gegenstand der sorgsamsten Pflege von seiten der Frau Petsche. Vierzehn Tage später war er hergestellt und beabsichtigte, sich gemäß den Bedingungen des Abkommens vom 24. August auswechseln zu lassen, aber er wollte seine Gastfreunde nicht verlassen, ohne sie zu fragen, wie er ihnen seine Dankbarkeit bezeigen könne.

Frau Petsche hatte einen Bruder, Hauptmann Lejoindre, der bei Forbach verwundet worden war und sich noch in Behandlung in Saarbrücken befand. Frau Petsche hätte gewünscht, daß er nach Metz komme. Sie trug diesen Wunsch dem General Coffinières vor und bat auf dessen Rat ihren Gast', sobald er in Freiheit gesetzt sei, sein möglichstes zu tun, daß Hauptmann Lejoindre gegen ihn ausgewechselt würde.

Der deutsche Offizier versprach es, und er hielt sein Wort.

Er verließ Metz am 3. November, und am 10., eine Woche später, stellte sich gegen $10^1/_2$ Uhr morgens, von Saarbrücken kommend, Hauptmann Lejoindre bei den französischen Vorposten in Grigy ein.

Der Offizier der Feldwache, zu dem er geführt wurde, brachte ihn zum General Castagny in das Dorf Queuleu. Obwohl es 11 Uhr war, lag General Castagny noch zu Bett, und als er von der Ankunft eines bei Forbach gefangengenommenen und von den Deutschen ausgelieferten Offiziers in seinem Lager erfahren hatte, stieß er zuerst einen Fluch nach dem andern aus, bequemte sich aber dann, aufzustehen.

Hauptmann Lejoindre erklärte ihm, wie es komme, daß er sich hier befinde, dann gab er ihm einen Ueberblick über die Ereignisse, bestätigte die Kapitulation von Sedan und die Gefangennahme des Kaisers und berichtete von der Abreise der Kaiserin und der Proklamation der Republik.

Ein Zweifel war nicht möglich. Der Hauptmann hatte die offiziellen Depeschen gelesen, die am Rathaus von Saarbrücken angeschlagen waren.

General Castagny blickte den Hauptmann Lejoindre durchbohrend an, er wollte ihm nicht glauben und fuhr fort zu fluchen und zu schwören.

„Ich schaue Sie an," sagte er, „weil ich sehen will, ob Sie auch richtig bei Sinnen sind ... Ich glaube jedoch, daß Sie nicht verrückt sind ... Ich werde Sie zum Marschall Bazaine führen."

Als sie den Hof der Villa Herbin betraten, bat der General seinen Begleiter, auf ihn zu warten, und ging zum Marschall hinein.

Digitized by Google

Er wollte ihn vor den Erzählungen warnen, die er zu hören bekommen würde. Vielleicht hatte der von den Preußen zurückgeschickte Offizier den Verstand verloren ... vielleicht war es ein überspannter Mensch, der geneigt war, alles zu übertreiben ...

Nach viertelstündigem Warten sah der Hauptmann Lejoindre den Marschall Bazaine in Begleitung des Generals Castagny erscheinen. Auf ein Zeichen des Marschalls folgte er ihnen in den Garten, und nachdem er dazu aufgefordert worden war, erzählte er, was er erfahren hatte.

Auf und ab gehend in den Hainbuchenalleen oder um das runde, mit Grottensteinen besetzte Bassin, bestätigte er die Kapitulation der Armee, die Gefangennahme des Kaisers, die Abreise der Kaiserin und die Proklamation der Republik in Paris und in den großen Zentren. Die angeschlagenen offiziellen deutschen Depeschen ließen keinen Einwand zu, und das „Journal des Débats" vom 5. September bestätigte die Tatsachen. Er gab auch die Liste der Regierungsmitglieder und der Minister wieder, und er bemerkte, daß, als er den Namen de Kératry aussprach, der Marschall lächelte.

General Jarras, der im Laufe des Gespräches herangekommen war, hörte dessen Schluß mit an.

Nachdem Hauptmann Lejoindre in Gegenwart der Generale Castagny und Jarras versprochen hatte, absolutes Stillschweigen zu bewahren, wurde er entlassen und zu seinem Regiment zurückgeschickt, wo er einige Tage lang trotz der dringendsten Fragen so gut die Rolle eines Stummen spielte, daß seine Vorgesetzten und seine Kameraden ihn einen Augenblick für einen Tölpel hielten.

Ueber einige neuere Ergebnisse der Spektralanalyse

Von

Professor E. Goldstein (Berlin)

(Schluß)

Doch nicht nur als Zerfallsprodukte so seltsamer und seltener Substanzen, wie es die radioaktiven Körper sind, lehrte uns die moderne Spektroskopie ganz neue Elemente kennen, sondern sie fand neue elementare und zugleich stabile Bestandteile auch in tausendfach durchforschtem Material, das wir im eigentlichsten Sinne des Wortes fortwährend vor Mund und Augen haben: die atmosphärische Luft dürfte wohl als die am besten bekannte und am meisten untersuchte Substanz gelten, — in ihr noch Neues aufzufinden mochte gegenüber der Feinheit chemischer Methoden als hoffnungslos erscheinen. Wirkt es unter diesen Umständen nicht verblüffend, daß es neuerdings gelungen ist, in der Luft, die wir einatmen, vier ganz neue Elemente und außerdem das schon erwähnte, früher nur in der Sonnenatmosphäre beobachtete Helium nachzuweisen? In

Digitized by Google

der Tat haben Sir W. Ramsay und Lord Rayleigh in der atmosphärischen Luft das Argon, Ramsay außerdem noch das Neon, Krypton, Xenon sowie das Helium entdeckt. Wenn die neuen Gase auch nur in sehr kleinen Mengen der übrigen Atmosphäre beigemengt sind (Helium und Neon zum Beispiel bilden in ihr nur je $^1/_{200\,000}$), scheint ihre so späte Auffindung nicht beschämend für die Chemie zu sein? Nicht so sehr, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Denn wie kann die Chemie verfahren, wenn sie in einem Körper eine kleine Beimengung erkennen will? Sie wird sie mittels eines andern Körpers, mit dem die Beimengung sich chemisch verbindet, von dem ersten abtrennen und kann dann, wenn große Massen des Gemisches zur Verfügung stehen, die neue Substanz prinzipiell in beliebig großen Mengen herausholen und rein darstellen. Wie aber, wenn das gesuchte Element sich mit keinem andern Stoffe chemisch verbindet? Vor kurzem noch hielt man ein derartiges Verhalten für unmöglich und sah es als selbstverständlich an, daß jedes Element zu andern ein größeres oder geringeres Verbindungsstreben hat; in jenen fünf neuen Bestandteilen aber hat man, und zwar zum ersten Male in der Geschichte der Chemie, tatsächlich Substanzen kennen gelernt, die keinerlei chemische Verwandtschaft zu irgendeinem andern Körper besitzen! Darin liegt zu einem wesentlichen Teil der Grund ihrer so späten Auffindung — hat man sie doch in der Tat hauptsächlich auf physikalischem und nicht auf chemischem Wege zu isolieren und zu erkennen vermocht. Denn so träge sie in chemischer Hinsicht sind, so stark ist anderseits ihre physikalische Wirksamkeit, z. B. ihr Lichtausstrahlungsvermögen im elektrischen Strome noch bei äußerster Verdünnung. Durch das Spektrum ihres hellen Leuchtens sind sie daher auch in äußerst kleinen Mengen noch zu entdecken, und Soddy fand zum Beispiel, daß noch der zweitausendste Teil eines Kubikmillimeters Helium zum Nachweis dieses Gases durch sein Spektrum genügt.

So erfuhren wir durch die Spektralanalyse, daß die Zahl der existierenden Elemente eine bei weitem größere ist, als man noch vor wenigen Dezennien angenommen hatte. Aber auch für die schon lange bekannten und untersuchten Elemente sind wir neuerdings zu einer ausgedehnteren Kenntnis ihrer Spektra gelangt. Nach zwei Richtungen wurde dabei unser Wissen bereichert: die eine führte zu einer erweiterten Kenntnis der einzelnen Spektra und dabei zugleich zur Kenntnis von Strahlen mit teilweise ganz neuen und unerwarteten Eigenschaften.

Für die gewöhnliche Betrachtung beginnt ein Spektrum im Rot und endet im äußersten Violett, wo für das menschliche Auge wieder dunkle Nacht beginnt. Aber weiter als das Auge sieht die photographische Platte, und auf ihr dehnt eine Aufnahme des Spektrums sich noch tief in das Gebiet der sogenannten ultravioletten Strahlen aus, deren Schwingungswellen geringere Längen als das sichtbare Licht besitzen. Ihre Erforschung gelingt nur durch besondere Kunstgriffe: Glas ist für sie undurchsichtig, und man muß an seiner Stelle Bergkristall oder Flußspat zu Prismen und Linsen benutzen. Für die kürzesten Wellen aber wird selbst die Luft undurchsichtig. Schon Luftstrecken von

Digitized by Google

wenigen Millimetern Dicke halten diese Strahlen auf wie ein ganz schwarzer Körper. Um sie trotzdem studieren zu können, muß man nach dem Vorgang von Schumann (Leipzig) die gesamte Apparatur in einen luftleeren Raum versetzen. Ueberaus merkwürdig sind die Eigenschaften dieser äußersten Strahlen des Spektrums: selbst unsichtbar, erregen sie doch intensives, phosphoreszierendes Leuchten fester Körper, erteilen sonst farblosen Körpern wie Kochsalz, Bromkalium u. dgl., lebhafte Farben auch nach dem Leuchten; sie verwandeln elektrische Isolatoren in leitende Körper, sie üben intensive chemische Wirkungen aus, und sie sind sogar imstande, aus den Atomen der Körper Elektronen auszutreiben (lichtelektrische Wirkungen). Eine Schilderung ihrer bemerkenswertesten Eigenschaften würde eine ausgedehnte besondere Darstellung erfordern. In dem hier gegebenen Rahmen müssen wir darauf verzichten und werfen lieber noch einen kurzen Blick auf das andre Ende des Spektrums, das für das Auge mit rotem Lichte schließt.

Auch an dieser Seite verlängert die photographische Platte das Spektrum über seine sichtbare Grenze hinaus in das Gebiet der ultraroten oder Wärmestrahlen. Aber schon nach einer kurzen Strecke versagt hier die Platte, das sonst so vielfach bewährte Hilfsmittel der Forschung. Nicht aber versagte die Erfindungskraft des Physikers, und der Amerikaner Langley schuf in seinem Bolometer (Strahlenmesser) ein überaus empfindliches neues Instrument, mit dem er im Spektrum bis zu Wellen vordrang, die etwa 32mal länger sind als die Wellen des äußersten spektralen Rotlichts! In Schwingungszahlen ausgedrückt, wurde das Spektrum, dessen ganze sichtbare Region eine Oktave einnimmt, um volle fünf Oktaven verlängert. Glaubte man hiermit schon Aeußerstes erreicht zu haben, so führte Rubens (Berlin) durch weitere Ausgestaltung der Untersuchungsmethoden abermals in noch unerforschte weite Regionen des Wärmespektrums. Seine Arbeiten sind bereits bis zur zwölffachen Länge der längsten Langleyschen Wellen vorgedrungen und haben somit das Wärmespektrum abermals um $3^1/_2$ Oktaven verlängert.

Welchen Zweck hat nun dieses Streben, im Spektrum immer längere Wellen zu erreichen? Handelt es sich gewissermaßen nur um eine Art Rekordsport, dem ein tieferer wissenschaftlicher Gedanke nicht zugrunde liegt? Eine solche Auffassung würde das Motiv derartiger Arbeiten völlig verkennen. In ihnen winkt der Forschung eine Frucht, die voraussichtlich eine der größten wissenschaftlichen Errungenschaften bilden wird. Einige Andeutungen seien hierzu gestattet. Unumstößlich haben bereits ältere Untersuchungen erwiesen, daß von den großen Agentien der Natur Licht und Wärme qualitativ identisch sind und sich nur durch die verschiedene Länge ihrer Schwingungswellen unterscheiden. Seit den berühmten Untersuchungen von Heinrich Hertz weiß man, daß auch die Elektrizität sich durch den Raum in Wellen fortpflanzt. Während aber die Lichtwellen im Mittel etwa $^1/_{2000}$ Millimeter lang sind, gibt es zum Beispiel in der drahtlosen Telegraphie elektrische Wellen, die mehrere Kilometer lang sind. Die Physik hat an solchen elektrischen Wellen alle wesentlichen Eigenschaften der

Digitized by Google

kurzen Lichtwellen nachgewiesen, z. B. Spiegelung, Brechung, Beugung, den transversalen Schwingungszustand, und besonders die lichtgleiche Fortpflanzungsgeschwindigkeit (300000 Kilometer in der Sekunde). Sie nimmt daher an, daß auch diese Riesenwellen von gleicher Natur sind wie die kurzen eigentlichen Lichtwellen und die nicht viel längeren Wellen der strahlenden Wärme, d. h. sie nimmt an, daß Elektrizität, Wärme und Licht im Prinzip ein und dasselbe Agens sind. Aber doch wünscht man zu jenen überzeugenden Indizien noch den ganz direkten Beweis für diese Identität, bzw. für den lückenlosen Uebergang von elektrischen zu Wärmewellen. Wie könnte ein solcher direkter Beweis wohl gestaltet werden? Man müßte offenbar versuchen, auf elektrischem Wege möglichst kurze elektrische Wellen herzustellen und anderseits durch hohe Temperaturen ebenso lange Wärmewellen. Zeigen beide dann völlig identische Eigenschaften, so ist offenbar der gesuchte direkte Beweis geliefert. Und dank den Untersuchungen, die Nichols, Righi, Bose von der einen Seite, Rubens und seine Mitarbeiter auf der andern Seite ausgeführt haben, ist die Spalte, die im Spektrum noch zu überbrücken bleibt, schon überraschend klein geworden. Denn Rubens hat die Wärmewellen schon auf $^1/_3$ Millimeter verlängern können, während die längsten elektrischen Wellen eine Länge von etwa $^1/_2$ Zentimeter besitzen. In Schwingungszahlen ausgedrückt, bedeutet jenes enge Intervall, da jede Verdoppelung einer Oktave entspricht, freilich immer noch fünf Oktaven, aber von beiden Seiten wird rüstig an der Ueberbrückung gearbeitet, und hoffnungsvoll sind die Aspekten, daß das angestrebte Ziel erreicht wird — denn schon zeigen die längsten Rubensschen Wärmewellen gewisse merkwürdige Eigenschaften, die den kürzeren Wärmewellen fremd sind, dagegen bei allen elektrischen Wellen sich wiederfinden!

Noch nach einer zweiten Richtung aber hat die Kenntnis der Spektra altbekannter Elemente sich neuerdings erweitert; die fortschreitende Forschung hat die Zahl der Spektra dieser Elemente gesteigert, indem sie zeigt, daß ein und dasselbe Element unter verschiedenen Bedingungen ganz verschiedene Spektra ausstrahlen kann!

In den ersten Jahren der Spektralanalyse kannte man nur „das" Spektrum eines Elements, man war überzeugt, daß jedes Element ein Spektrum, aber nur ein einziges besitzt, und es galt als ein besonderer Vorzug der Spektralanalyse, daß sie Substanz und Spektrum in ganz eindeutiger Weise miteinander verknüpfte.

Aber bereits 1865 führten Plücker und Hittorf den Nachweis, daß zahlreiche Elemente zwei Spektra, und zwar von ganz verschiedenem Habitus besitzen: das eine besteht aus vereinzelten schmalen, scheinbar unregelmäßig verteilten Linien auf dunkelm Grunde, das andre aus dicht aneinander anschließenden breiten Bändern von überaus regelmäßiger Verteilung und Struktur. Man fand sich mit der Erscheinung durch die Annahme ab, daß das Linienspektrum den freien einzelnen Atomen des Elements, das Bandenspektrum seinen aus Atompaaren zusammengesetzten Molekülen zukomme. Da freie ein-

Digitized by Google

zelne Atome wieder etwas Eindeutiges waren, so galt es nun wieder lange Zeit als selbstverständlich, daß ein Element nur ein einziges Linienspektrum besitzen kann.

Aber wiederum hat sich gezeigt, daß die Natur mannigfaltiger ist als die aprioristische Annahme ihr gestatten möchte. Vor wenigen Jahren hat man beobachtet, daß viele und vermutlich alle Elemente die Fähigkeit besitzen, unter verschiedenen Bedingungen zwei ganz verschiedene Linienspektra auszustrahlen: das eine, das sogenannte Serienspektrum, besteht nur aus verhältnismäßig wenigen Linien von einfach gesetzmäßiger Verteilung und tritt bei relativ niederer Temperatur der Lichtquelle auf. Es verschwindet bei höherer Temperatur und wird durch ein völlig verschiedenes Spektrum (das „Grundspektrum") aus zahlreichen, scheinbar regellos verteilten Linien ersetzt, die aber wieder von Element zu Element verschieden sind. Man hat zur Erklärung des Phänomens die Vermutung geäußert, daß das Grundspektrum die völlig voneinander losgesprengten Atome charakterisiert, während das Serienspektrum von Atomen geliefert wird, die in geringer Zahl aneinander haften. Noch komplizierteren Aggregaten der Atome würde das Bandenspektrum entsprechen.

*

Von früh an hatte man sich gewöhnt, von der Spektralanalyse leuchtender Substanzen neue Erkenntnisse nur durch die Spektra des gasförmigen Zustandes zu erwarten. Denn wenn Körper in festem Zustande ins Glühen gebracht werden, so geben sie sämtlich, welches auch im übrigen ihre chemischen oder physikalischen Unterschiede sind, ein für alle gleichartiges Spektrum in Gestalt eines kontinuierlichen Lichtbandes. Zwar konnte man eine Anzahl fester Substanzen und auch viele Flüssigkeiten auch bei relativ niedrigen Temperaturen durch bloße Bestrahlung zu sogenanntem phosphoreszierendem Leuchten bringen, aber auch dann zeigte sich bei allen das gemeinsame kontinuierliche Spektrum. So war es wiederum ein Glaubenssatz geworden: Diskontinuierliche Spektra werden nur von glühenden gasförmigen Substanzen geliefert.

Da entdeckte W. Crookes (London), daß eine ganze Gruppe von Elementen existiert, die auch im festen Zustande diskontinuierliche Spektra aussenden, welche für jedes Element charakteristisch sind. Das sind die Elemente der sog. farbigen seltenen Erden. Ihre Zahl ist groß, und sie wächst durch Neuentdeckungen noch immer an, ohne daß die Kenntnis dieser merkwürdigen Substanzen bisher tiefer in weitere Kreise eingedrungen ist. Namen von Elementen, wie Neodym, Praseodym, Yttrium, Erbium, Thulium, Lutetium, Dysprosium usw., sind wohl auch vielen Gebideten noch wenig geläufig. Das hängt wohl damit zusammen, daß sie überall nur in sehr geringen Mengen vorkommen, ein Umstand, der ja auch ihren Namen — die „seltenen" Erden — veranlaßt hat. Aber dem seltenen Vorkommen entspricht anderseits umgekehrt eine ungeheure Wirksamkeit kleinster Mengen dieser Stoffe.

Mischt man zum Beispiel zu reinem Gips auch nur den millionsten Teil von einem Salze dieser Elemente, so gewinnt der Gips die Fähigkeit, in den Kathoden-

Digitized by Google

strahlen im luftleeren Raume mit hellem Lichte zu phosphoreszieren, und das Spektrum dieses Lichtes ist, obwohl es von einem festen Körper stammt, diskontinuierlich. Jedem Element der erwähnten seltenen Erden gehört dabei ein besonderes Phosphoreszenzspektrum an, an welchem es ebenso sicher wie durch die gewöhnliche chemische Analyse erkannt werden kann. — Daß so überaus geringe Mengen, die der chemischen Analyse sich entziehen, bei der spektralen Analyse noch wirksam sind, hat natürlich dazu geführt, daß bei solchen Spektraluntersuchungen bisweilen neue, unbekannte Phosphoreszenzspektra aufleuchteten, die auf die Existenz neuer, noch unbekannter seltener Erden hinweisen. Mehrfach ließen die letzteren dann in der Tat durch systematische chemische Arbeit, indem man große Ausgangsmengen heranzog, sich so weit konzentrieren, daß sie in greifbaren und wägbaren Mengen isoliert und nun auch auf ihre sonstigen physikalischen und chemischen Eigenschaften untersucht werden konnten.

So war denn der Bereich der Spektralanalyse durch Crookes auch auf den festen Aggregatzustand ausgedehnt. Aber wieder erschien es als selbstverständlich, daß man bei der Spektraluntersuchung fester Körper sich für immer auf das Reich der anorganischen Substanzen zu beschränken haben würde. Denn organische Substanzen werden natürlich durch Glühen zersetzt; sie verdampfen, wenn man sie in luftleere Gefäße bringt, und nicht verdampfte Reste werden ebenfalls zersetzt, wenn man sie auch nur bei Zimmertemperatur den Kathodenstrahlen aussetzt.

Da erstand der Forschung eine unerwartete Unterstützung von einem ganz andern Untersuchungsgebiet her: Pictet und Cailletet, nach ihnen andre ingeniöse Physiker und Chemiker, hatten den „permanenten" Gasen diesen jahrhundertelang gewahrten Titel entrissen und die sämtlichen Bestandteile der Atmosphäre, zunächst Stickstoff und Sauerstoff, in Flüssigkeiten verwandelt — in Flüssigkeiten von überaus niedrigem Siedepunkt, der für Sauerstoff und Stickstoff bei ungefähr minus 190 Grad Celsius liegt. Das bedeutet: Wenn wir Sauerstoff und Stickstoff oder ihr Gemenge, die atmosphärische Luft, als Flüssigkeit vor uns haben, so hat diese Flüssigkeit jederzeit mindestens eine Kälte von — 190 Grad Celsius. Umgekehrt, wenn wir irgendeinen Körper in hinreichende Mengen flüssiger Luft eintauchen, so können wir ihn auf diese tiefe Temperatur von — 190 Grad abkühlen. Ein so stark abgekühlter Körper — mag er auch bei gewöhnlicher Temperatur flüssig und beliebig flüchtig sein — verdampft starr gefroren auch im luftleeren Raum nicht mehr erkennbar, und wenn wir ihn bei der tiefen Temperatur mit Kathodenstrahlen behandeln, so erleidet er ebenfalls jetzt keine Zersetzung mehr.

Nun können wir also auch jede beliebige, sonst noch so empfindliche organische Substanz in den Kathodenstrahlen prüfen. Und da zeigte sich, daß eine ausgedehnte Klasse von organischen Verbindungen in diesen Strahlen hell leuchtend wird, und daß dieses Leuchten diskontinuierliche Spektra liefert, dergestalt, daß jeder einzelnen Verbindung ihr besonderes, für sie charakteristisches Spektrum zukommt.

Digitized by Google

Man sieht leicht, inwieweit hier wieder ein prinzipieller Fortschritt erreicht ist: Die Crookesschen Mischungen charakterisieren ein in der Mischung enthaltenes Element und nicht die dem Gips usw. zugesetzte einzelne Verbindung dieses Elements. Bei der Bestrahlung der organischen Substanzen aber haben wir nicht nur den Schritt vom anorganischen ins organische Gebiet zurückgelegt, sondern wir beobachten auch zum erstenmal Leuchtspektra, die für feste Verbindungen charakteristisch sind, dergestalt, daß von einer zur andern Verbindung bei noch so geringem Unterschiede der Zusammensetzung das Spektrum sich in der auffälligsten Weise ändert. Wie fein die spektrale Reaktion hierbei ist, zeigt sich zum Beispiel darin, daß innerhalb irgendeiner Gruppe sogar chemisch ganz gleich zusammengesetzte Verbindungen, in denen die identischen und in gleichen Mengenverhältnissen verbundenen Bestandteile nur verschieden gegeneinander gelagert sind, die sog. Isomeren — völlig verschiedene Spektra besitzen. — Man kennt, einschließlich der radioaktiven, in runder Zahl gegenwärtig etwa hundert Elemente. Die Spektra der Elemente könnten nach oben angeführten also bis zur Gesamtzahl von einigen hundert steigen. Aber es gibt jetzt schon Zehntausende und in wenigen Jahrzehnten wahrscheinlich Hunderttausende von organischen Substanzen, die jede ihr besonderes Leuchtspektrum besitzen. —

Als dieses Gebiet sich zuerst der Forschung eröffnete, wurde vorausgesetzt, daß jede der betreffenden Verbindungen, wie sie stofflich für den Chemiker eine eindeutige Substanz ist, auch nur ein einziges Spektrum besitzt. Aber wieder zeigte, wie so oft, die Wirklichkeit sich reicher als die menschliche Voraussetzung. Denn die weiteren Untersuchungen haben ergeben, daß im allgemeinen jeder Verbindung drei verschiedene Spektra zukommen. Sie werden mit besonderen Namen bezeichnet: das Anfangsspektrum (oder Vorspektrum), das Hauptspektrum und das Lösungsspektrum. Das Vorspektrum zeigt sich, wenn man die (gekühlte) Substanz in dem Zustande bestrahlt, in welchem sie aus der Hand des Chemikers kommt. In kurzem aber tritt unter dem Einfluß der Bestrahlung ein komplizierteres, für jede einzelne Substanz besonders charakteristisches Spektrum hervor — das Hauptspektrum. Die bestrahlte Substanz selbst hat dabei keinerlei chemische Veränderung erfahren; nur die physikalische Anordnung ihrer Teilchen ist eine andre geworden. Und abermals nimmt dieselbe Substanz ein ganz neues, aber wieder nur ihr eigentümliches Spektrum an, wenn man sie in irgendeiner andern Substanz löst. (Die Lösung wird wiederum durch Abkühlung in den festen Zustand übergeführt.) Ueberraschend ist nun, in welcher Verdünnung dabei das Spektrum einer Substanz noch erkennbar bleibt: $^1/_{100\,000}$ einer solchen Verbindung und weniger läßt sich in einer Mischung durch ihr Lösungsspektrum noch mit Sicherheit nachweisen. Die Erkennung wird noch dadurch erleichtert, daß das Lösungsspektrum, also das Spektrum der Beimengung, die Eigenschaft zeigt, die erregende Strahlung zu überdauern, daß es „nachleuchtet", während das dem Lösungsmittel (d. h. der

Digitized by Google

weit überwiegenden Komponente der Mischung) zugehörige Spektrum mit der Bestrahlung zugleich erlischt.

Wie man sieht, liegen hier die Ansätze zu einer neuen, äußerst empfindlichen Prüfungsmethode für die Homogenität und Reinheit organischer Verbindung vor.

In rein wissenschaftlicher Beziehung interessieren daneben die Lösungsspektra durch die auch schon in andern Gebieten der physikalischen Chemie beobachtete Erscheinung, daß eine Substanz in starker Verdünnung völlig andre Eigenschaften zeigen kann als in konzentriertem oder ganz reinem Zustande.

*

Die Spektralanalyse ist, wie auch die obigen Darlegungen zeigen, in neuerer Zeit mit Vorliebe Problemen nachgegangen, die sich auf das Gefüge und das Spiel von Atomen und Molekülen beziehen. Doch hat sie darüber niemals den Blick auch für die Vorgänge im Makrokosmos verloren und hat auch hier bis in die neueste Zeit zu mannigfachen interessanten Resultaten und Ausblicken geführt. Wenigstens auf zwei von diesen Ergebnissen soll zum Abschluß dieser Mitteilung noch eingegangen werden: Die Entdeckung der spektroskopischen Doppelsterne und die neuere Erklärung der Sonnenflecken.

Seit mehr als hundert Jahren weiß man, daß am Himmel zahlreiche Sonnen als Zwillingssterne strahlen, die, physisch miteinander verbunden, einen gemeinsamen Schwerpunkt umkreisen — die sogenannten Doppelsterne. Die Umlaufszeiten dieser im Fernrohr als enge Doppelpunkte erscheinenden Gestirne betragen mehrere Jahrhunderte bis herab zu einigen Jahren. Die Anzahl der Doppelsterne wuchs für die Astronomie nicht nur mit dem Fleiß der Beobachter, sondern naturgemäß auch mit der fortschreitenden Größe und Güte der Fernrohre, die bei gesteigerter Vergrößerung und zunehmender Schärfe der Bilder auch immer mehr bisher für einfach gehaltene Fixsterne in Paare und selbst in drei- und mehrfache Systeme auflöste. Aber endlich fingen auch die mächtigsten Teleskope an zu versagen. Da trat hilfreich wieder die Spektralanalyse ein. Wenn nämlich zwei Sterne einander so nahestehen, daß sie durch Fernrohr und Auge nicht mehr getrennt werden, sondern ihre Strahlen wie die eines einzigen Lichtpunktes gemischt zu uns senden, so kann immer noch die Spektralanalyse das Leuchten beider trennen und unterscheiden. Denn wenn von den beiden um den gemeinsamen Schwerpunkt kreisenden Sternen der eine in seiner Bahn sich auf uns zu bewegt, bewegt der andre sich von uns fort. Die Fraunhoferschen Linien des ersten müssen dann gemäß dem schon erwähnten Dopplerschen Prinzip sich nach Violett verschieben, die Linien des zweiten Sterns müssen nach Rot wandern. Nach einem halben Umlauf kehren beide Verschiebungen, wie man unmittelbar einsieht, ihre Richtungen um. Es pendeln daher in dem Spektrum des Doppelsterns zwei Systeme von Linien gegeneinander in regelmäßiger Periode. Sind die beiden Sterne ungleich hell und ist der eine so lichtschwach, daß man sein Spektrum nicht wahrnimmt, so müssen doch die Linien des andern während der

Digitized by Google

Umlaufsperiode hin und her wandern. Umgekehrt also, wenn man bei einem scheinbar einfachen Fixstern ein solches periodisches Schwanken seiner Linien beobachtet, so darf man schließen, daß es sich in Wirklichkeit um einen Doppelstern handelt, wobei in jedem Falle die Periode der Schwankung zugleich die genauen Umlaufszeiten ergibt.

Die kürzeste Umlaufszeit in einem Doppelsternsystem, das in den gegenwärtigen Fernröhren noch direkt und deutlich auflösbar ist, beträgt nahe sechs Jahre. H. C. Vogel aber hat nach der spektroskopischen Methode zahlreiche Doppelsterne entdeckt, die noch außerordentlich viel kürzere Umlaufszeiten, bis herab zu anderthalb Tagen, besitzen. Der gegenseitige Abstand der beiden Sterne eines solchen Systems ist so gering, daß auch das mächtigste Fernrohr sie nicht trennen könnte. Als Beispiele teleskopischer Doppelsterne seien erwähnt: der Polarstern, der im Fernrohr bereits als ein visueller Doppelstern erscheint; der hellere der beiden Sterne aber hat sich wieder als ein spektroskopischer Doppelstern vor nur vier Tagen Umlaufszeit erwiesen. Mizar, der mittlere Stern in der „Deichsel" des „Wagens" (großer Bär) ist ebenfalls schon visuell doppelt; jede seiner Komponenten erweist sich aber wieder als spektroskopischer Doppelstern, so daß das ganze System also einen vierfachen Stern darstellt. Das Gleiche findet statt bei dem hellen Stern Castor im Sternbild der Zwillinge. Die beiden visuellen Komponenten haben hier eine Umlaufszeit von einigen hundert Jahren — die beiden spektroskopischen Paare dagegen nur von etwa drei Tagen und neun Tagen. — Von besonderem Interesse ist auch, daß der lange bekannte Lichtwechsel des Sterns Algol (im Perseus), dessen Helligkeit in Perioden von nahe drei Tagen zwischen der zweiten und vierten Größe wechselt, durch Vogel und Scheiner mittels des Spektroskops definitiv erklärt worden ist: Algol ist, wie die im Rhythmus seines Helligkeitswechsels erfolgende Verschiebung seiner Linien zeigt, ein enger Doppelstern, und zwar besteht derselbe aus zwei ungleich hellen Komponenten. In Perioden von nahe drei Tagen tritt der schwächer leuchtende Körper zwischen uns und den helleren Stern und verfinstert dadurch für uns den letzteren teilweise.

Die Zahl der Doppelsterne, die man neben den visuellen mittels des Spektroskops schon bisher als solche erkannt hat, ist so außerordentlich groß, daß vielleicht die Mehrzahl der überhaupt existierenden Sterne Doppel- oder mehrfache Systeme darstellen, und daß unsre Sonne als einfacher Stern sich nur einer Minderzahl von Gestirnen anschließt.

Auch als „einfacher" Körper bietet die Sonne noch genügend Rätsel und Probleme dar. Eines derselben, die Natur der sog. „Flecken" der Sonne, ist in den letzten Jahren durch den amerikanischen Astronomen Hale der Lösung entgegengeführt worden. Hale ist zu der Anschauung gelangt, daß die Sonnenflecken ungeheure Wirbel glühenden Wasserstoffs darstellen. Glühende Körper zeigen, da aus ihrem Innern Elektronen austreten, elektrische Ladungen, und wenn diese Ladungen in Wirbeln herumkreisen, so stellen sie kreisförmige elektrische Ströme dar, von denen, wie von allen elektrischen Strömen, zugleich magnetische

Digitized by Google

Wirkungen ausgehen. Danach müßten in den Sonnenflecken starke magnetische Kräfte wirksam sein. Aber nach Zeemans Entdeckung beeinflussen, wie wir oben sehen, magnetische Kräfte das Spektrum in sehr charakteristischer Weise: sie spalten die einfachen Spektrallinien in doppelte und dreifache Linien, und das Licht dieser Linien ist, wie wir ebenfalls sahen, in ganz bestimmter Weise „polarisiert". War Hales Theorie der Sonnenflecken also in der Tat zutreffend, so müssen die sonst einfachen Fraunhoferschen Linien in den Sonnenflecken gespalten und polarisiert sein — und das ist es, was die Beobachtung wirklich gezeigt hat. Dabei gibt die Größe der Spaltung uns zugleich die Stärke der elektrischen Ströme an, die in den Flecken kreisen.

Dieser durch die Spektralanalyse gewonnene Erfolg einer Zurückführung solarer Phänomene auf elektrische Wirkungen hat den Versuchen neue Nahrung gegeben, auch andre kosmische Phänomene auf ähnliche Wirkungen und elektrische Strahlungen zurückzuführen. So ist zum Beispiel die zuerst vor zirka dreißig Jahren in Deutschland aufgestellte Hypothese, daß das Nordlicht durch Kathodenstrahlen verursacht werde, die von der Sonne durch den Weltraum bis zur Erdatmosphäre fließen, in neuester Zeit durch die skandinavischen Forscher Birkeland und Stoermer wieder aufgenommen und eingehend bearbeitet worden.

In noch bestimmterer Weise werden als elektrische Wirkungen gewisse Strahlungsphänomene gedeutet, deren direkter Zusammenhang mit der Sonne unmittelbar beobachtet und deren materielles Substrat durch die Spektralanalyse festgestellt worden ist. So werden die schon erwähnten Protuberanzen der Sonne, gewaltige rosenrot leuchtende Hervorragungen von mannigfachen Formen am Sonnenrande, deren Spektrum die hellen Linien des Wasserstoffs, Heliums und einiger Metalle zeigt, von manchen Forschern als elektrische Strahlungen angesehen, die den Kanalstrahlen verwandt sind. Noch viel gewaltigere Lichtbündel breiten in Gestalt der silberweißen bis gelblichen „Korona" sich als leuchtender Strahlenkranz rings um die ganze Sonne aus und werden bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbar, wenn die diffuse Erhellung der Erdatmosphäre, durch die das Koronalicht sonst überdeckt wird, für kurze Zeit wegfällt. Sie werden von verschiedenen Forschern als ungeheuere Bündel von Elektronenstrahlen angesehen, deren Länge bisweilen auf mehr als eine Million Kilometer, also auf das Mehrfache des Abstandes von Erde und Mond sich erstreckt. Das Spektroskop weist in der Korona neben bereits bekannten Stoffen ein auf der Erde bisher noch nicht aufgefundenes Gas nach, dem man vorläufig den Namen Koronium beigelegt hat.

Wie können nun auf der Sonne solche Strahlungen zustande kommen, zu denen die Erdatmosphäre anscheinend keinerlei Seitenstück bietet?

Man hat es versucht, für diese und manche andre kosmische Phänomene eingehende Erklärungen aufzubauen, neuerdings besonders unter Zuhilfenahme der mit dem radioaktiven Zerfall von Elementen verknüpften Erscheinungen. Vielleicht wird man in der Tat einmal eine große Anzahl kosmisch-physikalischer Erscheinungen erklärend von der Annahme aus zusammenfassen können, daß Sonne

Digitized by Google

und Fixsterne Weltkörper mit einem ganz besonders großen Gehalt an radioaktiven Substanzen sind, deren Zerfallsprozesse zu mächtig entwickelten Strahlungserscheinungen Anlaß geben. Doch kann dabei von feststehenden Ergebnissen noch nicht gesprochen werden und verschiedene, teilweise einander ausschließende Hypothesen wetteifern noch miteinander. Ihre allgemeine Rechtfertigung mag vorerst gefunden werden in der zu aller Zeit unabweisbaren Sehnsucht der Menschenbrust, von dem planetarischen Pünktchen aus, das sie bewohnt, sich ein wenn auch nicht dauernd gültiges, so doch für die jeweilige Generation widerspruchslos vorstellbares Bild des Universums, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft zu gestalten. Oft wird dann die Hypothese — die unschädlich ist, so lange sie weder als Wahrheit verkündet noch dafür genommen wird — mit wirklicher Erkenntnis verwechselt. Gern drängen ernste Forscher deshalb die Hypothese zurück, um mit der Aufstellung von Theorien bis zur Entdeckung sicher und eindeutig darauf führender Tatsachen zu warten. Gleichwohl kann auch die Hypothese den wissenschaftlichen Fortschritt fördern, wenn ihre Konsequenzen mit der Wirklichkeit verglichen werden und dann auf neue Erscheinungen führen, die der planlos und ungeleitet vorgehenden Forschung zunächst entgangen wären. Sehr oft wird dann durch die mit ihrer eignen Hilfe gewonnenen Tatsachen die Hypothese selbst widerlegt und vernichtet. Doch zeigt dann regelmäßig die nun erkannte Wirklichkeit sich reicher und schöner als das durch sie zerstörte Bild. So darf auch in dem jetzt noch unvollkommenen Zustand kosmologischer Lehren der menschliche Geist hoffen, für Hypothesen, die an sich dem Untergange geweiht sind, bei geduldigem und sorgfältigem Weiterforschen wirkliche Erkenntnisse einzutauschen, die reicher und mannigfaltiger sein werden als alle Bilder, welche die glänzendste menschliche Phantasie der Erfahrung vorauseilend sich erschaffen konnte.

Englische Märchen

Von

Universitätsprofessor Dr. Albert Eichler (Graz)

Bei der Beschäftigung mit englischen Märchen fällt uns vor allem auf, daß dort kein einheitliches Wort für diese auf der ganzen Welt bekannten und beliebten Geschichten üblich ist: man nennt sie hier Volkserzählungen, Feengeschichten, Kindergeschichten, Geschichten schlechtweg. Aber ein deutlicher Name fehlt: ein Rätsel, dessen Lösung schnell gefunden ist, wenn wir die Art der englischen Märchen näher ins Auge fassen: sie ist selber bei weitem nicht so einheitlich als die unsrer deutschen Märchen. Dem nüchternen Sinn des Engländers gebildeter Stände und der Jugend dieser Schicht, aber auch der gesamten Fabrikarbeiterklasse erscheint das eigentliche Märchen offenbar als etwas Abergläubisches und daher Sinnloses. Nur in den Kreisen der bäuerlichen

Digitized by Google

Bevölkerung, die jedoch bekanntlich durch den Industrialismus immer mehr zurückgedrängt wird, und bei der phantasievolleren keltischen Rasse in Großbritannien, also in Wales, Cornwall, Irland und Schottland hat es sich bewahrt. Hier wird es nun heute, vielleicht knapp vor seinem Aussterben, eifrigst von Erforschern der Volkskunde aufgezeichnet und gesammelt, nachdem bereits zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts trotz aller aufklärerischen, märchenfeindlichen Bestrebungen jener Zeit Interesse an der Erhaltung dieses Volksgutes zutage getreten war. Das englische Kind der großen Städte, also der kleine Londoner etwa, weiß so gut wie nichts von diesen noch im Volksmunde lebenden, bodenständigen, ins Englische übersetzten Märchen. Auch ihm wird ja in Jugendschriften mancherlei an Feengeschichten und ähnliches aufgetischt: im besten Falle sind das mehr oder minder gute Bearbeitungen der Märchen der Brüder Grimm oder Wilhelm Hauffs oder Andersens; im gewöhnlicheren, schlechteren Falle aber sind es entweder von Kinderstubenmoral triefende schale Erzählungen mit äußerem Aufputz an Feen, Riesen, Zwergen u. dgl. oder für unser Empfinden albern übertriebene Phantastereien, natürlich alles beides ganz moderne Mache. Aber auch den echten Volksmärchen des eigentlichen England fehlt sehr häufig jene für das deutsche Märchen bezeichnende Mischung von Gemüt und Humor, jenes liebevolle Ausmalen der Beziehungen des Menschen, insbesondere des Kindes zur Natur, jene optimistische Verherrlichung der guten alten Zeit. Dagegen bieten diese englischen Märchen meistens, dem Wirklichkeitssinne der Briten entsprechend, einen Zusatz durch eine oft recht äußerliche Anknüpfung an bestimmte historische oder sagenhafte Figuren, vornehmlich an König Artur und seine Tafelrunde, oder Oertlichkeiten, so etwa in einem Stiefmuttermärchen von der Prinzessin von Colchester. Solche Bemühungen, die Wahrhaftigkeit der Geschichte zu erhärten, sind wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Sagen, von denen auch in England noch manche lebendig sind.

Die echt volkstümlichen Märchen zeigen eine solche Reichhaltigkeit und Originalität in der Anreihung der einzelnen Motive, verbunden mit wirklicher Anpassung an die Volksart, daß sie hierin wohl an die deutschen „Kinder- und Hausmärchen" heranreichen. An die Odysseussage, in die massenhaft Märchenmotive eingedrungen sind, erinnern zum Beispiel zwei Geschichten, eine aus Yorkshire, die andre aus Northumberland.

Der geblendete Riese. In einer Mühle bei Dalton hauste ein einäugiger Riese, der Menschenknochen zu Mehl mahlte. Eines Tages fing er sich einen Burschen namens Hans, der ihm nun ohne Lohn dienen mußte. Nicht einmal Urlaub zu dem in der dortigen Gegend berühmten Jahrmarkte von Topcliffe gewährte der hartherzige Herr seinem Knecht. Das nahm sich dieser so zu Herzen, daß er dem schlafenden Riesen dessen eignes Messer, das einer nicht gekrümmten Sense glich, ins einzige Auge stieß. Nun versperrte der wütende Riese die Hütte, in der sein Diener noch steckte; der schlaue Hans aber tötete seines Herrn Hund, häutete ihn ab, warf sich die Haut über den Rücken und kroch so, indem er das Bellen des Hundes nachahmte, zwischen den Beinen des Riesen, als dieser in der geöffneten Türe Wache hielt, hinaus ins Freie.

Ainsel (d. h. Selber). Ein Knabe, der Sohn einer armen Witwe, war eines Tages noch nicht schläfrig. Anstatt zu Bett zu gehen, blieb er, trotz der Warnung seiner Mutter,

Digitized by Google

die Elfen würden kommen und ihn fortführen, am Herdfeuer sitzen. Alsbald kam nun wirklich ein Wesen, das etwa so groß wie eine Kinderpuppe war, den Schornstein herabgestiegen. Die Elfe nannte sich „Selber", der Knabe aber gab hierauf seinen Namen als „Ich Selber" an. Die beiden plauderten und spielten recht vergnügt miteinander; als jedoch der Knabe das dem Verlöschen nahe Feuer aufschürte, sprang ein Funke auf Ainsels Fuß, worüber sie fürchterlich aufheulte. Der Knabe flüchtete entsetzt hinter seine Mutter ins Bett. Da hörte man aber auch schon die alte Feenmutter rufen: „Wer hat dir etwas getan?" Und die Tochter antwortete nun: „Oh, Ich Selber war's!" — „Nun dann," sagte ihre Mutter, und trieb sie mit Stößen den Schornstein hinauf, „wozu der Lärm? Da kann niemand sonst etwas dafür."

Kobolde freundlicher und widriger Art, Menschen, die für eine lange Zeit vollständig oder mit Unterbrechungen in Bären oder andre wilde Tiere verwandelt sind („Der braune Bär von Norwegen"; „Schönheit und das wilde Tier"), Katzen, die besonders in Irland und Schottland mit ganz außerordentlich gespenstischer Gewalt und Wildheit ausgestattet sind, gehören zu den beliebtesten Motiven der Märchen Britanniens. An die Melusinengeschichte erinnert ein Motiv in einem Märchen aus Shropshire.

Der wilde Edrik. Dieser Ritter verirrte sich auf der Jagd und traf auf ein Schloß, in dem Elfen tanzten; er raubte sich eine der schönsten weiblichen Elfen und brachte sie glücklich heim. Nachdem sie drei Tage lang geschwiegen, versprach sie ihm am vierten Glück, Gesundheit, Frieden und Wohlstand, solange er ihr nicht ihre Schwestern (d. h. ihre Abkunft) vorwerfen wolle. In diesem Falle müßte sie ihn verlassen, er aber werde dann einem frühen Tode entgegenwelken. Unter dieser Bedingung wurde die Hochzeit gefeiert, und die Schönheit der jungen Frau erregte allgemeines Staunen. Sogar König Wilhelm I. (1066—1087) ließ sie vor sich kommen, um sie zu bewundern. Die Gatten lebten eine Zeitlang glücklich. Eines Abends aber kam der wilde Edrik von der Jagd heim und fand seine Frau nicht zu Hause. Als sie endlich spät eintraf, schalt er mit zornigen Blicken: „Dich haben wohl deine Schwestern so lange aufgehalten, he?" Auf diese Worte verschwand die Elfe sofort, der bekümmerte Gatte jedoch, der sie auf keine Weise mehr zurücklocken konnte, starb bald darauf an gebrochenem Herzen.

Die Elfen in ihrem Treiben zu stören, ist überhaupt sehr gefährlich; man darf sie wohl als einzelner still belauschen, aber jedes laute oder gar beleidigende Wort ist von Uebel.

So wird ein verwegener Bursche bei Midridge in Durham (Nordengland), als er sie auf ihrem Tanzplatz auf einem Hügel reizt, von Hunderten der kleinen Gesellen verfolgt und entgeht nur mit Mühe dem Tode, der ihm von Oberons abgeschleudertem Wurfspieß drohte. Oder Cherry, ein Mädchen aus Zennor in Cornwall, wird von einem geheimnisvollen Fremden in Dienst genommen und in sein unterirdisches Haus geführt. Als sie sich gegen sein Verbot die Augen mit einer wunderbaren Salbe bestreicht, erblickt sie ihren Herrn, der über tags nie zu Hause ist, in winzig kleiner Gestalt mit Elfen im Wasser eines Brunnenschachtes sein Wesen treiben. Sobald er merkt, daß sie ihn durchschaut hat, entläßt er sie, reich beschenkt. Aber die an die Oberwelt zurückgeführte Cherry ist seither nicht mehr recht bei Sinnen und sehnt sich stets nach dem Hause des Elfen zurück.

Eine merkwürdig bösartige Rolle weisen englische und irische Märchen dem Hasen zu, als dem einzigen einheimischen freilebenden Vierfüßler, der erheblichen Schaden anrichtet. Er gilt, besonders wenn er sehr dunkelhaarig ist, als das Tier, in das sich gerne Hexen verwandeln, um den über Nacht frei weidenden Kühen Milch abzuzapfen. Nicht selten werden dann diese an-

Digitized by Google

scheinenden Hasen von Hunden verfolgt und verwundet, entrinnen aber doch noch in eine Hütte, in der die Verfolger dann das blutende alte Weib noch atemlos oder schon im Sterben antreffen.

Natürlich fehlen auch nicht Geschichten von besonders schlauen und mutigen Burschen oder von außergewöhnlich starken Leuten.

Hans der Riesentöter, ein Bauernsohn aus Cornwall, lebte zu König Arturs Zeiten (!) und war so listig, daß er einen 27 Fuß hohen und 3 Ellen dicken Riesen leicht in einer Grubenfalle fing und dann mit der Spitzaxt erschlug. Ein zweiter Riese überraschte ihn dann im Schlafe und brachte ihn auf sein Zauberschloß. Dort gelang es Hans abermals, seinen Gegner und noch einen zweiten Menschenfresser zu töten und so drei Damen zu befreien. Durch List vermochte er auch einen sehr tölpischen zweiköpfigen Riesen dazu zu bewegen, sich selber den Bauch aufzuschlitzen u. dgl. mehr.

Gegenüber diesem kleinen Kerl, dessen Heldentaten etwas dick aufgetragen erscheinen, steht dann der zu Wilhelms I. Zeiten lebend gedachte Cambridger Thomas Hickathrift, unser „starker Hans", dessen Hand so groß ist wie eine Schöpsenschulter, der ein Fuder Stroh von 2000 Pfund Gewicht tragen kann, der ganze Bäume aus dem Boden reißt u. dgl. mehr. Auch er vollbringt ungeheuerliche Heldentaten im Kampfe mit Riesen und Bestien. Doch wirkt auch dieses Märchen durch seine unwahrscheinlichen Häufungen und Uebertreibungen und den Mangel jeder Gemütstiefe wenig anziehend.

Auch im Däumlingsmärchen (Tom Thumb) und in Hans und der Bohnenstengel sind uns wohlbekannte Motive in allzu großer Häufung verwendet. Lügenmärchen- und andre Motive vereinigt das Märchen von Herrn und Frau Essig, das sehr an unsern „Hans im Glück" anklingt. In ähnlicher Weise erzählt ein Märchen „Der faule Hans" von einem dummen Gesellen, der aber sein Glück macht.

Als seine arme Mutter droht, den faulen Schlingel endlich hinauszuwerfen, entschließt er sich zur Arbeit und vermietet sich einem Bauer um einen Pfennig für den Tag. Als er aber am ersten Abend heimkommt, verliert er die Münze beim Sprunge über den Bach. „Du hättest sie in die Tasche stecken sollen," meint die Mutter; das merkt er sich, als er am nächsten Tage von einem Kuhhirten mit einem Krug Milch bezahlt wird. Als er so heimkommt und die Mutter die Bescherung sieht, sagt sie: „Du hättest sie auf deinem Kopfe tragen sollen." Am dritten Tage dient er einem Bauern, der ihn mit einem weichen Rahmkäse entlohnt. Hans trägt ihn auf dem Kopfe heim, wobei er die eine Hälfte verliert, die andre in seinen Haaren festklebt. „Du hättest ihn sorgsam auf den Händen tragen sollen," rügt die Mutter, und am nächsten Tage befolgt er diesen Rat, als ihm der Bäcker, bei dem er gearbeitet, einen Kater gibt, der ihm natürlich die Hände zerkratzt und zerbeißt, so daß er ihn schließlich entschlüpfen lassen muß. „Du hättest ihn an einen Strick binden und hinter dir herziehen sollen," lautet diesmal die mütterliche Mahnung, die aber wenig glücklich befolgt wird, als Hans am nächsten Tage mit einer durch den Straßenschmutz gezerrten Hammelschulter anrückt. „Du hättest sie auf der Schulter tragen sollen," heißt es nun. Und am nächsten Tag belohnt ihn ein Viehhändler mit einem Esel, den er trotz seines Gewichtes mit zusammengebundenen Füßen auf den Rücken lädt. Da sieht ihn aber ein Edelfräulein, das taubstumm ist und nicht früher gesund wird, bis sie einmal lacht. Der Anblick des sich heftig sträubenden Esels und seines schwer keuchenden Trägers bringt sie nun zum Lachen. So wird sie also geheilt und heiratet zum Danke dafür den faulen Hans.

Digitized by Google

„Sie wohnten in einem prächtigen Hause, und Hansens Mutter lebte mit ihnen in großem Glück, bis sie starb."

Erheblich schlechter ergeht es dem Burschen in Tölpels dummen Sprüchen, der die ihn gelehrten Redensarten jedesmal auf ganz verkehrte Dinge und Lagen anwendet, weshalb er oft geprügelt, schließlich sogar eingekerkert und gehenkt wird. Zum Unterschiede hiervon feiert das Märchen „Vom Müller bei der Professorsprüfung" den Sieg des verschmitzten Mutterwitzes über akademische Gelehrsamkeit, erinnert also an den „Abt von St. Gallen", dessen Motiv Bürger ja übrigens auch aus England übernahm. Sehr wirksam ist hier stummes Gebärdenspiel als Situationskomik verwendet.

Eines der schönsten Märchen ist das zum Teil im Suffolker Dialekt geschriebene „Tom Tit Tot", das die Hauptmotive unsers „Rumpelstitzchen", aber in echt englischem Kostüme in humorvoller, naiver Weise wiedergibt. Von irischen Märchen haben die Brüder Grimm etliche prächtig übersetzt; als besonders charakteristisch seien hiervon genannt „Die Brauerei von Eierschalen", „Die Flasche" und „Der verzauberte See".

In letzterer Geschichte ist das in der Artursage meist als Schluß verwendete keltische Motiv vom „Land der ewig Jungen" märchenhaft frei ausgestaltet, das auch sonst (etwa im Märchen „Die drei Kronen") in den glänzendsten Farben ausgemalt wird. In diesem Elfenreich, das durch das Wasser eines Sees oder durch einen tiefen Ziehbrunnenschacht zugänglich ist, gibt es allerhand Wunder, aber weder Alter noch Tod; wer es aber einmal betreten hat, kann es nur nach bestimmter Frist wieder verlassen, doch ist die Rückkehr auch dann meist unheilvoll, ja todbringend. Es ergeht den Betreffenden dann oft wie unserm Mönch von Heisterbach, daß er mehrere hundert Jahre dort verlebt hat, ohne es zu wissen, und nun in eine völlig fremde Welt zurückkommt.

Auch das „Schlummern im Berge", ein altes Märchenmotiv, treffen wir in Verbindung mit den Artursagen an, nach denen dieser König bei seiner Wiederkunft die alte keltische Herrschaft wiederherstellen wird.

Zum Unterschiede von unsern deutschen Märchen ist der sicher nachzuweisende altgermanische Motivenschatz viel geringer als der keltische, wenn auch moderne englische Märchensammlungen über den Umfang des letzteren im englischen Vollbesitz vielfach täuschen, indem da allerhand künstliche Neubelebungen, Ausgestaltungen altertümlicher Dichtungen u. dgl. mit aufgenommen erscheinen. Jedenfalls bedarf es sorgsamer und feinfühliger Hände, hier das reichlich vorhandene, unbewußt vererbte Gut von hochpoetisch Nachempfundenen zu scheiden.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Tierpsychologie

Ein Besuch bei dem denkenden Hunde

Es kann kein Zweifel sein, die Tiere denken wirklich, und denken viel mehr als man je geglaubt hat. Die Elberfelder Pferde und der Mannheimer Hund sind jetzt von so vielen kritischen Beobachtern verschiedener Nationen geprüft worden, daß die Tatsachen nicht mehr zu bestreiten sind.[1]) Zwischen den Elberfelder Beobachtungen und den Mannheimer Berichten besteht eine merkwürdige Uebereinstimmung, so daß sie sich gegenseitig zur Bestätigung dienen. In beiden Fällen liegen nun zahlreiche sog. unwissentliche Versuche vor, bei welchen die Antwort keinem der Anwesenden bekannt war, und an beiden Orten haben die Tiere sehr oft ganz unerwartete Antworten gegeben, so daß von irgendwelchen Zeichen, absichtlichen oder unabsichtlichen, nicht mehr gesprochen werden kann.

Ueber die erstaunlichen Leistungen der Elberfelder Pferde habe ich schon in einem früheren Artikel berichtet.[2]) Heute will ich nun von einem Besuche bei dem denkenden Hunde „Rolf" erzählen. Die Besitzerin, Frau Dr. Moekel in Mannheim, nahm diesen Hund — einen Airedale-Terrier — vor etwa zwei Jahren aus Mitleid in ihr Haus auf. Als durch Zufall seine Begabung entdeckt worden war, hat sie ihn im Rechnen unterrichtet und ihm die von W. v. Osten und Karl Krall bei den Pferden angewandte Buchstabiermethode gelehrt. Seine Leistungen setzen jetzt alle Besucher in Erstaunen.

Ich hatte den Hund schon im Frühjahr gesehen[3]) und wollte nun noch einige neue Versuche vornehmen. Frau Dr. Moekel gestattete mir freundlichst eine zweite Prüfung, zu welcher ich am 6. Dezember in Begleitung zweier Fachkollegen[4]) nach Mannheim fuhr. Der Hund erkannte mich sofort wieder, kam auf mich zu und gab mir die Pfote, während er meine Begleiter kaum beachtete. Ich sprach ihm zu und nahm vom Tisch die Schachtel mit Gebäck, welche ich mitgebracht hatte, um ihn durch einige Leckerbissen in eine gute Stimmung zu bringen. Er wurde gefragt, ob er sich meiner noch erinnere, und antwortete sofort „ja", was bei ihm durch zwei Schläge mit der Pfote auf einen von seiner Herrin hingehaltenen Pappendeckel ausgedrückt wird. Auf die Frage, wann ich früher dagewesen war, schlug er 4, 5; in der Tat war ich am 4. Mai dort gewesen. Er wurde nun gefragt, ob er noch wisse, wer damals dabei war; er antwortete wieder „ja" und gab richtig die Namen Sarasin und Grmr (soll heißen Kraemer) an.[5]) Die Buchstaben werden wie bei den Elberfelder Pferden durch Zahlen ausgedrückt, und zwar kommen hier die Zahlen 1 bis 23 in Betracht; der Hund schlägt alle Zahlen mit der linken Pfote, während bei den Elberfelder Pferden jeder Buchstabe durch eine zweistellige Zahl bezeichnet wird, wobei die Einer mit dem rechten Fuß, die Zehner mit dem linken Fuß angegeben werden.

Wir hatten unterwegs eine Quadratzahl ausgerechnet und stellten dem Hund die Aufgabe $\sqrt{2809}$; Frau Dr. Moekel sagte, daß Rolf neuerdings Wurzelrechnungen verweigere und statt dessen zu sagen pflege: „Herr sagt nicht nötig;" es hatte nämlich ein Besucher eines Tages die Aeußerung getan, daß das Wurzelrechnen überflüssig sei, da zuweilen auch bei Idioten und Epileptikern eine erstaunliche Fähigkeit im Rechnen vorhanden sei. Aber

---

[1]) Eine Zusammenstellung der Berichte findet man in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" (Elberfeld 1913/14) und in der neuen Zeitschrift „Die Tierseele" (Bonn 1913).

[2]) „Deutsche Revue", Dezember 1912.

[3]) Vgl. den Bericht von Prof. Dr. Kraemer in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" Nr. 2.

[4]) Prof. Dr. Klunzinger und Dr. Lindner.

[5]) Dr. Paul Sarasin (Basel) und Prof. Dr. H. Kraemer (Hohenheim).

Digitized by Google

ich versprach Rolf mehrere Stückchen Gebäck, so daß er lieber von seinem Eigensinn abstand und ohne Schwierigkeit die Zahl 53 schlug, was uns alle in freudiges Erstaunen versetzte. Es ist zwar nicht besonders schwierig, zu einer vierstelligen Quadratzahl die Wurzel anzugeben, aber es verlangt doch immerhin eine gewisse Ueberlegung; die erste Zahl muß im vorliegenden Falle 5 sein, denn 28 liegt zwischen 5^2 und 6^2; die zweite Zahl kann nach der Endziffer 3 oder 9 sein, es muß aber hier 3 richtig sein, weil 28 näher an 25 als an 36 liegt.[1])

Da der Hund das Geld kennt, legte ich ihm zwei Zweimarkstücke und ein Zehnpfennigstück vor; er wurde gefragt: „Wie viele Mark?" Antwort: „Vier." „Wie viele Pfennige?" Antwort: „Zehn."

Nun nahm ich das Bilderbuch vor, das ich mitgebracht hatte und das allen andern Anwesenden unbekannt war. Ich bat Frau Dr. Moekel, eine beliebige Seite so aufzuschlagen, daß sie selbst das Bild nicht sehe und wir das Bild auch nicht sehen könnten; wir traten alle hinter ihren Stuhl, und sie hielt das Buch so vor den Hund hin, daß ihr und uns der Rücken des Buches zugewandt war. Der Hund klopfte die Buchstaben: „glei medllib", also „klein Mädel, lieb". Wir betrachteten nun das Bild; es stellte ein kleines, etwa einjähriges Kind dar, das nach einer Milchflasche griff.

Wir wiederholten den Versuch mit einem andern Bilde des Buches. Rolf klopfte: „ein bal rod braun br", also „ein Ball rot, braun Bär". Wir kehrten wieder das Buch um und sahen rechts einen blau und rot gemalten Ball, links einen Bären.

Es wurde nun noch ein dritter solcher „unbewußter" Versuch gemacht. Frau Dr. Moekel schlägt wieder eine Seite auf, welche sie und wir alle nicht sehen. Rolf gibt eine Reihe von Buchstaben: „sdiflwasgosd," also „stiefel, was kost?" Das Bild zeigt ein Paar Kinderschuhe. Der Zusatz beruht auf einer leicht verständlichen Assoziation. Denn einer Hausfrau, welche mehrere Kinder hat, werden gar oft Kinderstiefel vom Schuhmacher gebracht, und sie wird wohl manchmal beifügen: „Was kost's?"

Um die Reihe dieser Versuche zu beenden, schlage ich nun eine Seite des Bilderbuches auf, welche ein Kind in einer Badewanne zeigt. Frau Dr. Moekel darf aber das Bild nicht sehen und hält das Buch wie vorhin vor den Kopf des Hundes. Er antwortet: „badmidgarla," d. h. „Bad mit Carla." In der Familie ist ein kleines Kind Namens Carla, welches oft in einer Wanne gebadet wird, wie es das Bild zeigte.

Ich hatte vier Postkarten mitgebracht, auf welchen Pferde, Hunde und Katzen dargestellt waren. Sie werden Rolf gezeigt und er soll sagen, was ihn dabei interessiert hat. Er antwortet: „gadsingorbhundlasdirnidgn," d. h. „Katz in Korb, Hund laßt ihr nicht gehen." Auf einer der Postkarten war eine Katze gezeichnet, die sich auf einen Korb geflüchtet hat und von zwei Hunden angebellt wird. Diese dramatische Szene hatte offenbar auf Rolf einen tieferen Eindruck gemacht als die andern drei Bilder, welche ruhig stehende Tiere zeigten.

Um festzustellen, daß der Hund die Schreibschrift lesen kann, schreibt Dr. Lindner auf ein Blatt Papier ein Wort, worauf das Blatt Rolf vorgehalten wird, ohne daß wir die Schrift angesehen haben. Der Hund wird von seiner Herrin aufgefordert, das Wort zu lesen und orthographisch zu buchstabieren. Ganz richtig schlägt er nun die Buchstaben des Wortes „Affe".

Der Hund benutzt seine Buchstabierkunst auch zu eignen Meinungsäußerungen. Es liegen darüber sehr merkwürdige Nachrichten vor. Ich will aber hier nur berichten, was ich selbst gesehen habe. Da Frau Dr. Moekel leidend ist, habe ich ihr dringend abgeraten, sich auf langdauernde Vorführungen einzulassen und ausländische Psychologen, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, zu mehrtägigen Versuchen zuzulassen. Plötzlich fängt Rolf ungefragt etwas zu buchstabieren an; es ergab sich: „had rgd," d. h. „hat Recht".

---

[1]) Ich verweise auf meinen Artikel über das Angeben der Wurzeln zu Potenzzahlen in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" Nr. 2 und 3.

Digitized by Google

Ich hoffe, daß der Leser dasselbe sagen wird, wenn ich nun mit der Behauptung schließe, daß der Verstand der Tiere unzweifelhaft erwiesen ist.

Nachschrift. Unser Besuch bei dem Mannheimer Hund hatte noch ein kleines Nachspiel, von dem ich erst später Kenntnis erhielt. Zwei Tage nach uns kam der Privatdozent der Zoologie, Dr. Karl Gruber aus München, und wollte ähnliche Versuche anstellen; der Hund kannte ihn bereits und hatte ihm früher sehr gut geantwortet.[1]) Aber diesmal weigerte sich Rolf ganz entschieden, auf die Fragen einzugehen, um so mehr, als Frau Dr. Moekel nicht im Zimmer war und ihre Tochter die Antworten entgegennehmen sollte. Schließlich fing er an zu buchstabieren und klopfte folgende lange Buchstabenreihe, in welcher er seinen Unwillen ganz unzweideutig aussprach und mit einer etwas unhöflichen Redensart schloß, die er von einem Knaben im Haus gelernt hat und öfters in solchen Fällen anwendet: „sr fil bildr gsn und sagd was is bei dsglr gnug is nigd mr sagn wil was is dum lign lasn r al hrs mir bugl sdeign." Wenn man diese Worte aus der eigenartigen Schreibweise in die gewöhnliche Orthographie überträgt, so ergibt sich folgendes: „Sehr viele Bilder gesehen bei Ziegler und gesagt, was ist; genug ist, nicht mehr sagen will (ich), was ist; dumm; liegen lassen er (ihn); alle Herren mir Buckel steigen!"

Prof. Dr. H. E. Ziegler (Stuttgart).

Literarische Berichte

Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. 3., 4. und 8. Band. Leipzig 1912/13, Insel-Verlag. Geb. je M. 3.—.

Von den drei neuesten Bänden dieser schönen Heine-Ausgabe enthält der dritte, den Jonas Fränkel herausgegeben hat, das dichterische Hauptwerk Heines, den „Romanzero", den Zyklus „Gedichte 1853 und 1854" in derselben Gestalt, in der ihn Heine seinen Lesern dargeboten hat, ferner „Rimini" und eine „Nachlese"; in dieser sind in vier Reihen („Liebesverse", „Romanzen und vermischte Gedichte", „Zeitgedichte", „Aus der Matratzengruft") solche vom Dichter einzeln in Zeitschriften gedruckten oder nach seinem Tode veröffentlichten Gedichte zusammengestellt, deren Entstehen in die Zeit nach Abschluß des „Buchs der Lieder" fällt, während die zwei Schlußabteilungen „An Personen. Widmungen" und „Fragmente" das ganze Leben Heines umfassen. Band 4 (herausgegeben von J. Petersen) enthält die drei Teile der „Reisebilder" mit einem Anhang zur „Harzreise", Band 8 (herausgegeben von O. Walzel) eine Reihe kleinerer Prosaschriften („An die hohe Bundesversammlung", „Ueber die französische Bühne", „Shakespeares Mädchen und Frauen", „Der Schwabenspiegel", „Schriftstellernöten", „Ludwig Börne" usw.). Wir hoffen, bald über den Abschluß der Ausgabe berichten zu können. B—r.

Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Uebersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen von Max Frischeisen-Köhler. Erster Jahrgang. Berlin, Mittler & Sohn. M. 8.—.

Das genannte Werk, dessen erster Band uns vorliegt, gibt einen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Philosophie in der Weise, daß für jedes ihrer Gebiete in einem besonderen Abschnitt eine kritische Charakteristik der herrschenden Lehren, gewonnen aus dem Gedankeninhalt der wichtigsten Erscheinungen der Literatur, dargeboten wird. Ist selbst für denjenigen, der sein Leben der Beschäftigung mit der Philosophie widmet, bei dem außerordentlichen Umfang der jährlichen literarischen Produktion und der Teilung der Philosophie in viele Zweige ein derartiges Werk als Hilfsmittel der Orientierung von höchstem Wert, so wird es die große Zahl derer um so mehr zu schätzen wissen, die, in einer Einzelwissenschaft tätig, aus dem Bedürfnis über deren Grenzen hinauszublicken und auf Fragen eine Antwort zu finden, die

[1]) Dr. Gruber berichtet darüber im 4. Heft der „Mitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie".

Digitized by Google

nur in einem tieferen Zusammenhange gelöst werden können, eine Kenntnis der heutigen Philosophie erstreben. Diese zu vermitteln, sind die „Jahrbücher" durch ihre Einrichtung vortrefflich geeignet. Sie beschränken sich nämlich keineswegs darauf, wie der Name vermuten lassen könnte, die philosophische Literatur des letzten Jahres zu berücksichtigen, sondern greifen überall soweit zurück, als die Begründung und der Zusammenhang der dargestellten Lehren es erfordert. Der vorliegende Band behandelt Erkenntnistheorie, Naturphilosophie, Psychologie, Geschichtsphilosophie, Soziologie und Aesthetik. Zwei besondere Kapitel sind den interessanten, Raum und Zeit betreffenden Problemen gewidmet, welche, aus Untersuchungen der neuesten Physik erwachsen, zu den unter dem Namen des Relativitätsprinzips bekannten Theorien geführt haben. Selbst die Darstellung dieses außerordentlich schwierigen Gegenstandes ist in einer für jeden höher Gebildeten verständlichen Sprache gehalten. Die nächsten Bände werden die praktische Philosophie, die Metaphysik und die Religionsphilosophie umfassen, und in Zwischenräumen weniger Jahre sollen die Berichte über die Hauptgebiete sich regelmäßig wiederholen. Dr. G. M.

Die Geschichte Judas und Israels im Rahmen der Weltgeschichte. Von Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt. Tübingen 1911, Mohr. 93 S. M. 1.—.

Um der Sache willen ist es mit lautem Danke anzuerkennen, wenn die Geschichte Israels auch von Vertretern der allgemein weltgeschichtlichen Forschung zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht wird. Wie dies bei Ed. Meyer in seiner großen Geschichte des Altertums der Fall ist, so auch bei C. F. Lehmann, der kürzlich von Berlin nach England berufen worden ist. Die Darlegungen des letztgenannten Gelehrten über die Geschichte Israels sind um so mehr zu beachten, als er bei aller Kritik doch auch die Glaubwürdigkeitsspuren der hebräischen Berichterstattung vor der jetzt so häufigen Verkennung zu schützen sucht. So entwirft er ein in vielen Beziehungen interessantes Bild von den geschichtlichen Schicksalen des Volkes der Religion. Ed. König.

Die Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren. Von Jakob Hoffmann. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. XVI und 280 S. 8°. M. 2.80.

Eine Pädagogik der Flegeljahre, der Backfischlaunen, des ganzen rätselhaften Pubertätsalters des Menschen versucht dieses Buch zu entwerfen, vernünftigerweise auf der Grundlage der physiologischen Verhältnisse des Heranwachsenden. Der Versuch ist auf jeden Fall interessant als erster seiner Art, interessant aber auch durch manches frische Anpacken von Problemen, um die unsre Pädagogik bisher scheu und ängstlich herumgeschlichen ist, endlich durch die starke Betonung des religiösen Moments. Nicht jeder wird jeden Satz des Buches unterschreiben wollen, aber Hoffmann ist ein ernst zu nehmender Mann der Praxis und hat darum nicht nur das Recht, gehört zu werden, sondern hat uns auch allen wirklich etwas zu sagen.

Dr. Hans Zimmer.

Schriften des Vereins für Sozialpolitik. 147. Band. 1. Teil. Die Ansiedlung von Europäern in den Tropen. 1. Band: Deutsch-Ostafrika (als Siedelungsgebiet für Europäer unter Berücksichtigung Britisch-Ostafrikas und Nyassalandes). Bericht der 1908 unter Führung des damaligen Unterstaatssekretärs Dr. v. Lindequist nach Ostafrika entsandten Kommission. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Der genannte Verein eröffnet mit diesem Bande nach einem einheitlichen Plane eine Reihe von Untersuchungen, durch die etwas mehr Klarheit über eine Grundfrage unsrer Kolonial- und Auswanderungspolitik geschaffen werden soll. Bekanntlich gehen die Ansichten über die Besiedelungsfähigkeit von Deutsch-Ostafrika weit auseinander. Lindequist kommt zu dem Ergebnis, daß in den von ihm bereisten Gebieten des Innern im Norden 12000 Quadratkilometer, im Süden 15000 Quadratkilometer zur dauernden Besiedelung wirtschaftlich und gesundheitlich geeignet sind. Er betont zum Schluß mit Recht, daß das bei den Verkehrsverhältnissen von heute etwas ganz andres ist als früher, wo die Kolonisten durch mehrere Generationen ohne jede persönliche, wirtschaftliche und kulturelle Verbindung mit der Heimat in den Tropen leben mußten. — Wenn das Ergebnis der Lindequistschen Reise richtig ist, rechtfertigt und fordert es zugleich eine ganz andre Besiedelungspolitik als die zurzeit geübte! — 2. Band. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Karl Sapper, Prof. Dr. van Blom und Dr. J. A. Nederburgh: Mittelamerika, Kleine Antillen, Niederländisch-West- und Ostindien. Ebenda. Mittelamerika ist wirtschaftlich viel günstiger gestellt als gesundheitlich. Seine weiße Bevölkerung setzt sich zum größten Teil aus Leuten zusammen, die nur vorübergehend sich dort aufhalten. Auf den Kleinen Antillen ist das weiße Element gegenüber dem schwarzen und farbigen zurzeit im Zurückgehen begriffen, weniger aus gesundheitlichen Gründen als aus politischen. Der Abschnitt über Niederländisch-Westindien bringt zahlreiche Belege dafür, wie die Kolonisten ohne Blutauffrischung durch weitere weiße Einwanderung unfehlbar durch In-

Digitized by Google

zucht degenerieren. Für Niederländisch-Ostindien läßt sich die gestellte Frage nicht beantworten, da es dort eine scharfe Trennung von Farbigen und Weißen nicht gibt. Klimatisch günstig für dauernden Aufenthalt von Europäern sind nur einzelne, nicht zu große Teile. Wirtschaftlich ausnützen läßt sich der indische Archipel nur mit Hilfe einer starken Eingeborenenbevölkerung.

Lothar Franke.

Der unbekleidete Mensch in der christlichen Kunst seit 19 Jahrhunderten. Von B. Haendke. Straßburg, Ed. Heitz. Broschiert M. 6.—.

Dem antiken Kunstideal, der Darstellung des nackten Menschen, stand die beginnende christliche Periode verständnislos, ja feindlich gegenüber: selten trat der Gegensatz von griechischem Lebensgefühl und asketisch-pessimistischer Weltbetrachtung so klar zutage wie hier. Und dieser Gegensatz zog sich durch die Kunstgeschichte der folgenden Jahrhunderte hindurch, in denen die Nacktkunst immer breiteren Boden, immer größere Bedeutung gewann, bis ihr die Renaissance ungeahnte Triumphe bereitete. Heute ist sie berufen, das Ringen unsrer Zeit nach harmonischer Einheit der physischen und geistigen Kräfte künstlerisch widerzuspiegeln. In diesem Sinne charakterisiert der bekannte Kunstforscher die Geschichte der Nacktdarstellung, indem er — keineswegs erschöpfend — nur die großen Bahnbrecher zu Worte kommen läßt und die großen Zusammenhänge beleuchtet. Einzelnen kleinen Mängeln (manches ist entschieden zu leicht skizziert, und gelegentlich durch den Stoff bedingte Einseitigkeiten sind nicht zu leugnen) steht so viel Hervorragendes gegenüber, daß der Gesamteindruck dieses mit sprachlicher Meisterschaft geschriebenen Werkes ein selten erfreulicher ist.

O. B.

Das deutsche Kolonialreich. Von Paul Rohrbach. 156 Seiten. Gebunden M. 3.20. Leipzig, Gloeckner.

Eine Darstellung der deutschen Kolonien aus der Feder Rohrbachs, der wie nur wenige unsrer Landsleute offenen Auges weite Gebiete der Erde gesehen hat, der selbst drei Jahre in südwestafrikanischen Reichsdiensten gestanden hat und fast alle Kolonien aus eigner Anschauung kennt, wird jedem Anregung zu bieten wissen. Dankenswerterweise hält er mit seinem offenen Urteil nicht zurück. Besonderes Interesse können daher die beiden ersten Kapitel: Der Entwicklungsgang unsrer Kolonialpolitik und kolonialpolitische Grundfragen, die zur Eingeborenenfrage, zur europäischen Besiedlung usw. Stellung nehmen, beanspruchen. In den folgenden Kapiteln gibt uns dann der Verfasser in knappen Zügen ein umfassendes Bild der einzelnen Schutzgebiete. Der wirtschaftliche Ueberblick endlich ist bei der schnellen Entwicklung unsrer Kolonien schon überholt. Wer sich ein treffendes Urteil über unsre Schutzgebiete bilden will, wird gern nach dem Buche greifen.

Dr. Johannes Riedel.

Erinnerungen einer Erzieherin. Nach Aufzeichnungen von *** mit einem Vorwort von Professor Ernst Mach. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 319 Seiten. M. 4.— (5.50).

Die Verfasserin erzählt in schlichter, geist- und gemütvoller Darstellung von ihren oft seltsamen, auch zuweilen traurigen Erfahrungen als Erzieherin im südöstlichen Europa. Das Werk zeigt gute Beobachtungsgabe, schriftstellerisches Geschick und eine ernste und gediegene Lebensauffassung. Die einzelnen Erinnerungsbilder werden teilweise zu fesselnden Erzählungen und liefern daneben beachtenswerte Beiträge zur Völker- und Rassenpsychologie. Angefügt sind einige anschauliche und lehrreiche Betrachtungen über das Seelenleben der Kinder und der Tiere.

Br.

Das goldene Buch der Sitte. Verlag W. Spemann, Stuttgart. Preis gebunden M. 6.—.

Dieses prächtige Vademekum des guten Tones, der Höflichkeit und Nächstenliebe, das sich schlicht eine „Hauskunde für jedermann" nennt, zieht soeben in einer neuen, durchgesehenen und von W. Graf v. Baudissin bearbeiteten Ausgabe hinaus in die Welt. Wie alle „Goldenen" Bücher Spemanns, so enthält auch dieses auf seinen mehr als 700 Seiten eine unendliche Fülle gediegener Schätze, die hier von um so praktischerer Bedeutung sind, als sie dem täglichen Leben dienen, dem persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr förderlich sein sollen. Was dabei diesen vorzüglichen Ratgeber noch besonders auszeichnet, ist, daß er voll Geist und Laune seines Amtes waltet und den mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen der Menschen untereinander Rechnung trägt. —Kz—

Erziehungslehre in Verbindung mit der Psychologie. Von Max Jahn. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. VI und 112 S. 8°. M. 1.40.

Das Werkchen ist zunächst für künftige Erzieherinnen in Familie und Kindergarten bestimmt, aber der Kreis derer, die es mit Vorteil benutzen können, ist größer: Lehrern und Lehrerinnen aller Stufen, auch Vätern und Müttern kann es eindringlich empfohlen werden. Seine Vorzüge sind völlige Beherrschung und übersichtliche Gliederung des Stoffes, ferner möglichste Gedrängtheit, dabei aber sicherste Klarheit der Darstellung, wie

Digitized by Google

sie nur oft wiederholte Erprobung in der Praxis gewährleisten konnte. Der Gedanke der psychischen Entwicklung steht im Mittelpunkt. Man sieht erstaunt, welche Fülle gewichtigen Inhalts sich auf diesen hundert Seiten zusammendrängen ließ, bedauert aber freilich um so mehr das Fehlen eines Registers.

Dr. Hans Zimmer.

Musikergeschichten. Von Karl Söhle, Wilh. Schmidtbonn, Rud. Hans Bartsch, Ernst v. Wolzogen. Verlag der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung. Hamburg-Großborstel. Geb. M. 1.—.

Als 38. Band der Hausbücherei der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung, zugleich 8. Band des Novellenbuches, erscheint hier, zu einem artigen Strauße zusammengefaßt, von Richard Batka kurz angekündigt, eine Anzahl beliebter Erzählungen, deren Verfassernamen für sich selber sprechen. Sehr anzuerkennen ist das Entgegenkommen der verschiedenen Verleger, die den Abdruck mit Rücksicht auf den gemeinnützigen und edlen Zweck des Unternehmens gestatteten. Am erfreulichsten ist wohl Söhles „Eroica", worin der entscheidende Eindruck geschildert wird, den ein Dorflehrer von einem Beethovenkonzerte in der Stadt bekommt.

Dr. K. Gr.

Einsame Seelen. Reimbuch eines Einsiedlers von Rolf Leibfried. Berlin, K. Siegismund. M. 2.50.

Die Sammlung zerfällt in die zwei Abschnitte „Nachklänge der Liebe" und „Stimmen der Einsamkeit". An diesen Gedichten ist in sprachlicher und metrischer Hinsicht manches auszusetzen. Der Verfasser hätte vor dem Druck eine sorgfältige Auswahl und genaue Durchsicht vornehmen sollen. Einzelnes Gelungene rechtfertigt nicht die ganze Sammlung.

E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus vergilbten Pergamenten: Band X: Christian v. Martens: Vor hundert Jahren; Band XI: v. Wachholtz: Unter der Fahne des schwarzen Herzogs 1809; Band XII: Die Hansestädte unter dem Kaiserreich Napoleons. Leipzig, Georg Wigand. à Band geb. M. 3.—.

Bode, Wilhelm, Goethes Liebesleben. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 8.—.

Brause du Freiheitsgesang. Ein Gedenkbuch zur Jahrhundertfeier. Schweidnitz, L. Heege. M. 1.50.

Bruck-Auffenberg, Natalie, Die Frau comme il faut. Berlin, J. Gnadenfeld & Co. Geb. M. 5.—.

Büttner, A., Von der Materie zum Idealismus. Skizze eines einheitlichen Weltbildes. Krefeld, Albert Fürst Nachf. Geb. M. 6.—.

Dove, Prof. Dr. Karl, Marokko. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

El Mensajero de Ultramar. Revista ilustrada mensual de literatura, ciencias, artes é industrias, editada por el Instituto Sud-Americano Alemán. 1. Jahrg. Nr. 1. Jährlich 12 Hefte M. 20.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Flaubert, Gustave, La Légende de Saint Julien l'hospitalier. Troppau, Buchholz & Diebel. 30 Pf.

Fleischmann, Dr. Max, Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts. Tübingen, J. C. B. Mohr. Pro Lief. M. 2.—.

Frankfurter, Dr. S., Wilhelm von Hartel. Sein Leben und Wirken. Wien, Carl Fromme.

Franze, Paul Christian, Das höchste Gut. Führer auf den Pfaden der Vollendung. Berlin, Leonhard Simion Nachf. Geb. M. 5.—.

Freis, Dr. Wilhelm, Bettina von Arnims Königsbuch. Ein Beitrag zur Geschichte ihres Lebens und ihrer Zeit. Schwerin i. M., Alfred Schmidt. M. 2.50.

Freud, Prof. Dr. Sigm., Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. 2. Aufl. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. M. 5.—.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. Heft 10. XIV. Jahrg. Wien XI/2, Selbstverlag.

Friedrich, Theodor, Der arme Fischer. Erzählung. Leipzig-Leutzsch, Gustav Abel. Geb. M. 2.80.

Grabowsky, Dr. Norbert, Blutreinigung und ihre Bedeutung für den Gesunden wie Kranken. Leipzig, Max Spohr. 50 Pf.

Günther, Prof. Dr. S., Das Zeitalter der Entdeckungen. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Hellen, Eduard von der, Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 1.70.

Heltau, Karl, Rom-Not. Kulturpolitische Briefe gegen welsche Anmaßungen, Zentrums-Legenden und andere reaktionäre Intrigen. Augsburg, Theodor Lampart. M. 2.40.

Henkelmann, Karl, Auf dem Frankenstein. Roman. Darmstadt, Heinrich Schroth. M. 3.—.

Herbertz, Dr. Richard, Die philosophische Literatur. Ein Studienführer. Stuttgart, W. Spemann. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Histoire de l'Europe. Paris, Librairie C. Klincksieck.

Holzhausen, Paul, Die Deutschen in Rußland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.

Digitized by Google

Hundert Jahre Bote aus dem Riesengebirge. Festschrift. Hirschberg i. Schlesien, Verlag des Boten aus dem Riesengebirge.

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. 1. Jahrgang. Heft 1. Leipzig und Wien, Hugo Heller & Cie. 6 Hefte M. 15.—.

Keyserlingk, Dr. Graf R. von, Wege und Ziele preußischer Verwaltungsreformen. Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 1.—.

Kipling, Rudyard, Puck. Geschichten aus alten Tagen. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. Geb. M. 4.—.

Koppin, Richard O., Grundlagen zu einer Philosophie der Relation. Leipzig, Excelsior-Verlag. M. 1.50.

Kroczak, Ferdinand, Der Liebespreis. Schauspiel. Brünn, Carl Winiker. M. 3.—.

Kromayer, Prof. Dr. J., Roms Kampf um die Welt-Herrschaft. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Kürschners Jahrbuch 1913. Berlin, Hermann Hillger Verlag. Geh. M. 1.20, geb. M. 1.80.

Kuh, Emil, Biographie Friedrich Hebbels. 3. Aufl. Wien, Wilhelm Braumüller. Zwei Bände geb. M. 12.—.

Kurze, Prof. Dr. F., Deutsche Geschichte. II. Zeitalter der Reformation und der Religionskriege. (Sammlung Göschen.) Leipzig, Göschen'sche Verlagsbuchh. Geb. 80 Pf.

Lossli, C. A., Ist die Schweiz regenerationsbedürftig. Bümplitz, Selbstverlag des Verfassers. Fr. 1.50.

Liliencron, Adda Freifrau von, Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Berlin, R. Eisenschmidt. Brosch. M. 5.50, geb. M. 6.50.

Lodge, Olivier, La Survivance Humaine. Étude de Facultés non encore Reconnues. Paris, Librairie Félix Algan. Fr. 5.—.

Mühlenhardt, Karl, Agni-Christus, der Feuergott! Berlin-Wilmersdorf, Theismus-Verlag. 50 Pf.

Müller, Georg, Das Recht in Goethes Faust. Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung. Berlin, Carl Heymanns Verlag. Brosch. M. 12.—.

Müller, Prof. P. Joh., Die Welträtsel im Lichte der neueren physikalisch-chemischen und astronomischen Forschung. Wien, Karl Prochaska. M. 3.—.

Sarason, Dr. D., Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Gebunden in Leinw. M. 15.—, gebunden in Halbfr. M. 18.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 147 II. Die Ansiedelung von Europäern in den Tropen. 2. Bd. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 4.60.

Schücking, Walther, Der Staatenverband der Haager Konferenzen (Das Werk vom Haag. 1. Band). München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 8.50.

Schubart, Wilhelm, Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 4.50.

Schulze, Berthold, Kleists „Penthesilea" oder von der lebendigen Form der Dichtung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Schurz, Carl, Lebenserinnerungen. Band 3. Briefe und Lebensabriß. Berlin, Georg Reimer. Geb. M. 9.—.

Schwittau, G., Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes. Eine volkswirtschaftliche Untersuchung auf dem Gebiete der gegenwärtigen Arbeiterpolitik. Berlin, Julius Springer. Geb. M. 14.—.

Strecker, Karl, Lebensstudenten. Roman. Wismar, Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. M. 3.50.

Stüber-Gunther, Fritz, Der Schönheitspreis. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.50.

Stubenberg, Gräfin Mathilde, An der Sehnsucht ew'gem Wanderstab. Gedichte. Wien und Leipzig, Carl Fromme. M. 3.50.

Sulzer, Georg, Die Willensfreiheit oder der ichbewußte menschliche Wille und seine Entwicklung. Leipzig, Oswald Mutze. M. 2.50.

Sturm, Bruno, August Brunetti-Pisano. Ein Kampfruf. Wien, Carl Konegen.

Sturm, Bruno, Gegen Weininger. Ein Versuch zur Lösung des Moralproblems. Wien. Wilhelm Braumüller. M. 1.20.

Veith, Georg, Cäsar. Ein Lebensbild des Feldherrn und des Staatsmannes in seinem Heldentum und seiner Tragik. Leipzig, Quelle & Meyer. Geh. M. 1.25.

Wellner, K., Akt-Zeichnen. Zwölf Vorlagen. Ravensburg, Otto Maier. M. 1.—.

Widmann, J. V., Buddha. Epische Dichtung. Bern, A. Francke. Geb. M. 2.40.

Winternitz, M., Geschichte der indischen Literatur. 2. Band, 1. Hälfte. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Brosch. M. 7.—.

Wirth, Dr. Albr., Geschichte der Türken. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.80.

Wissen ist Macht. Monatshefte für lebendiges Wissen. Berlin, J. V. Neumann. Einzelhefte 30 Pf., 12 Hefte M. 3.—.

Wolff, Johanna, Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die englisch-deutschen Beziehungen und der Weltfriede

Von

Sir Charles Bruce

Als ich vor einigen Wochen die Einladung des Herausgebers der „Deutschen Revue", einen kurzen Artikel über den Fortschritt der englisch-deutschen Beziehungen für diese Zeitschrift beizusteuern, annahm, konnte ich die kräftige Reaktion gegen die künstliche Steigerung der Rüstungen nicht vorhersehen, die in Europa mit dem Beginn des neuen Jahres zum Ausdruck gekommen ist. Ein deutliches Zeichen der Reaktion in England war die Rede, die Herr Churchill als Vertreter der Admiralität im Hause der Gemeinen am 26. März 1913 hielt. Er erklärte, obwohl die Erhaltung unsrer maritimen Sicherheit immer als die erste Aufgabe betrachtet würde, deren Erfüllung die Finanzkraft des britischen Reiches in Anspruch nehmen müsse, sei die schlimme, unsinnige Torheit, die in dem liege, was jetzt in England und in der ganzen Welt vor sich gehe, selbst für die geringste Intelligenz so offenkundig, daß ein planmäßiges Bestreben, ihr Einhalt zu tun, das erste aller internationalen Ziele sein sollte. Und bei dem Lordmayorbankett in Guildhall am 9. November, einer Veranstaltung, der alle europäischen Staatskanzleien wegen der Andeutungen, die bei dieser Gelegenheit über die auswärtige Politik Englands gemacht zu werden pflegen, erwartungsvoll entgegensehen, erklärte Herr Churchill, indem er die Notwendigkeit eines erhöhten Aufwandes für die Flotte darlegte, daß die Regierung jede Gelegenheit ergreifen und herbeizuführen suchen würde, „dem Wetteifer in den Aufwendungen für Marine und Militär ein Ende zu machen, der der Ruin und eine Schande für das moderne Europa ist". Bei derselben Gelegenheit erklärte der Premierminister, wenn es mit dem Anwachsen der Rüstungen so weiterginge, würde es der Steuerkraft und dem Kredit der Nation mehr und mehr eine schwere und sogar gefährliche Belastungsprobe auferlegen, die ihrerseits auf die Quellen der Industrie und auf den allgemeinen Fortschritt des materiellen Wohlstands zurückwirken müsse. Er erklärte nachdrücklich, daß es für Staatsmänner und Geschäftsleute Zeit sei, miteinander zu erwägen, wie sich für eine vernünftigere und fruchtbarere Benutzung der gemeinsamen Hilfsmittel der Menschheit sorgen ließe.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Diesen Erklärungen der Minister folgte eine ebenso entschiedene Erklärung von seiten der liberalen Partei. In Leeds wurde im November folgende Resolution von der „National Liberal Federation" angenommen:

„Die Versammlung gibt ihrer lebhaften Hoffnung Ausdruck, daß angesichts der augenfälligen Besserung in den Beziehungen zwischen Großbritannien und auswärtigen Mächten keine Gelegenheit versäumt werden wird, in freundschaftlichen Unterhandlungen mit diesen Mächten fortzufahren, damit dem Mißtrauen und den Mißverständnissen, den fruchtbarsten Ursachen der verhängnisvollen Rivalität im Rüsten zwischen den Nationen Europas, ein Ende gemacht werde."

Daß das Streben der Regierungen wie des Volkes darauf gerichtet war, bessere Beziehungen zwischen dem Dreibund und der Tripelentente herbeizuführen, um das europäische Konzert wiederherzustellen, wurde vom deutschen Reichskanzler, Herrn v. Bethmann Hollweg, in einer Rede, die er im Reichstag am 9. Dezember hielt, dargetan. Er erklärte, daß während der ganzen Balkankrisis die Großmächte zusammengehalten hätten und ihre Anerkennung der Tatsache, daß der allgemeine Friede durch die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auf dem Balkan nicht gestört werden dürfe, stärker und nicht schwächer geworden sei. Das Verdienst an diesem Zusammenwirken komme allen Mächten zu, und eine zukünftige Zeit werde wahrscheinlich zeigen, wieviel Dank wir der Londoner Botschafterkonferenz schulden. Deutschland würde auch weiterhin in demselben Geist wie bisher mitarbeiten. Es habe die besonderen Interessen seiner Verbündeten, Oesterreich-Ungarn und Italien, nachdrücklich und wirksam unterstützt und zugleich in loyalem Zusammenwirken mit England und gestützt auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, den Interessen des europäischen Konzerts gedient. Seine Bemühungen seien durch seine glücklicherweise vollkommen korrekten Beziehungen zu Frankreich erleichtert worden.

Einem Leitartikel der „Times" über die Rede des deutschen Reichskanzlers entnehme ich folgenden Passus, der unzweifelhaft die Anschauungen eines guten Teils der öffentlichen Meinung in England wiedergibt:

„Alle Großmächte, meint er, befinden sich in wesentlicher Uebereinstimmung über die Zukunft der Türkei. Alle, meint er, akzeptieren die Grundprinzipien, die von Sir Edward Grey und Mr. Asquith über diese Frage aufgestellt worden sind. Alle wünschen, daß die Besitzungen der Türkei unangetastet bleiben und deren Prestige aufrecht erhalten wird, aber auf der Grundlage jener inneren Reformen, die durchzuführen, und zwar mit europäischer Hilfe durchzuführen — wie wir ihr so oft gesagt haben und wie auch er wiederholt — in ihrem eignen Interesse liegt. Der Kanzler hat unter diesen Umständen nicht gezögert, die Hoffnung auszusprechen, daß wegen der Zukunft dieses Reiches kein politischer Zwist unter den Großmächten zu erwarten sei. Was die wirtschaftliche Rivalität betrifft, so versichert er seinen Landsleuten, daß ihre Interessen der Gegenstand seiner wachsamen Sorge sind. Das ist besonders in Kleinasien der Fall, wo die Bagdadbahn in vergangener Zeit eine Quelle der Reibung mit uns zu werden drohte. Die Unterhandlungen, die mit unsrer Regierung geführt werden, um

Digitized by Google

die Möglichkeit dieser Reibung zu verhindern, haben, wie man uns mitteilt, einigen Fortschritt gemacht. Sie sind, wie es scheint, ein Teil eines allgemeinen Bestrebens, die Beziehungen der beiden Länder wieder dauernd in die ruhigen Bahnen zu leiten, die sie einige Zeit lang zu verlassen drohten. Dieses Ziel hofft man durch die Methode zu erreichen, die sich bei der Beilegung unsrer lange Zeit bestehenden Differenzen mit Frankreich als erfolgreich erwiesen hat; nämlich durch ein Uebereinkommen über die besonderen Fragen, die aus unserm Wettbewerb im Welthandel und in der Kolonialpolitik entstehen."

Der Rede des Reichskanzlers, die eine Unterstützung in den Kommentaren der „Times" und die allgemeine Zustimmung der Presse des vereinigten Königreichs fand, folgte bald, am 17. Dezember, die Entsendung einer großen Deputation von Parlamentsmitgliedern zum Premierminister, deren Aufgabe es war, auf die Einschränkung der Flottenrüstungen zu dringen und ihm die Besorgnisse der Anhänger der Regierung über die wachsenden Ausgaben für Verteidigungszwecke zu schildern. Der Premierminister gab, wenn er auch den für die Vervollständigung der bereits beschlossenen Rüstungen notwendigen Aufwand verteidigte, zu, daß die für Marine und Heer aufgewendeten Summen ein Gegenstand schwerer Sorge für die Regierung seien, die sich der Bedeutung der Frage und ihrer Einwirkung auf die soziale Gesetzgebung völlig bewußt sei.

Der Neujahrstag bietet immer eine natürliche Gelegenheit zur Aussprache von Hoffnungen für den internationalen Frieden und den sozialen Fortschritt, und am Neujahrstag 1914 veröffentlichte „The Daily Chronicle" einen Bericht über ein Interview mit dem Schatzkanzler, Mr. Lloyd George, in dem dieser nachdrücklich die Notwendigkeit eines entschiedenen Versuchs zu einer Einschränkung unsers übertriebenen Aufwandes für Rüstungen betonte. Der Kanzler gab drei Gründe an für seine Ueberzeugung, daß die Zeit für eine Revision unsers Rüstungssystems günstig sei. Ueber diese Gründe hat er sich folgendermaßen ausgesprochen:

„Der erste Grund ist, daß unsre Beziehungen zu Deutschland unendlich freundschaftlicher sind, als sie seit Jahren gewesen sind. Die Spannung ist zum großen Teil dank der klugen und geduldigen Diplomatie Sir Edward Greys vollkommen gemildert. Beide Länder scheinen eingesehen zu haben, daß ... sie alles zu gewinnen und nichts zu verlieren haben durch eine Rückkehr zu der alten Politik freundschaftlicher Gesinnung, die zwischen Deutschland und unserm Lande Jahrhunderte hindurch bis in die letzten Jahre befolgt worden war.

„Mein zweiter Grund ist, daß die Nationen des Kontinents ihre Kräfte mehr und mehr der Verstärkung ihrer Landstreitmacht zuwenden ... Die deutsche Armee ist unbedingt notwendig nicht allein für die Existenz des Deutschen Reiches, sondern geradezu für das Leben und die Unabhängigkeit der Nation selbst, da Deutschland von andern Nationen umgeben ist, die beinahe ebenso mächtige Heere besitzen, wie es sein eignes ist ... Es ist daher durch die jüngsten Ereignisse besorgt geworden und gibt ungeheure Summen Geldes für die Vergrößerung seiner Militärmacht aus. Infolgedessen bin ich überzeugt, daß, selbst wenn

Digitized by Google

Deutschland je irgendeinen Gedanken gehabt hätte, unsre Suprematie zur See in Frage zu stellen, die Erfordernisse der militärischen Situation ihn ihr notwendigerweise aus dem Kopf schlagen müssen. Unter diesen Umständen scheint es mir, daß wir die Ueberlegenheit, die wir gegenwärtig besitzen, ganz ruhig aufrechtzuerhalten vermögen, ohne daß wir fieberhafte Anstrengungen machen, sie noch weiter zu vergrößern. Wenn wir diesen Stand der Dinge erhalten, kann sich niemand beklagen, wenn wir aber fortfahren würden in unsern Bemühungen, darüber hinauszugelangen, würden wir nur andre Nationen herausfordern.

„Der dritte Grund ist der hoffnungsreichste von allen. Es ist das Umsichgreifen der Auflehnung gegen die militärische Bedrückung in der ganzen Christenheit, jedenfalls im ganzen westlichen Europa ... Der gesunde Menschenverstand der industriellen Klassen, sei es der Kapitalisten oder der Arbeiter, hat sich gegen diesen organisierten Wahnsinn erhoben."

Die von dem Schatzkanzler am Neujahrstag ausgesprochenen Ansichten fanden Unterstützung durch einen Brief des Präsidenten der National Liberal Federation, der am gleichen Tage in der Presse erschien. Er schlug vor, daß vor Ende Januar alle liberalen Vereinigungen Resolutionen zugunsten einer Einschränkung der Rüstungsausgaben annehmen sollten.

Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten, in verschiedenen Organen der Presse die Ansicht ausgesprochen, daß es keinen dauernden Frieden in Europa geben kann, bis das Konzert der Großmächte vollendet ist, und daß das Konzert niemals vollendet werden kann, solange nicht eine Verständigung zwischen England und Deutschland erzielt ist, die als Brücke für eine Verständigung zwischen der Tripelentente und dem Dreibund dienen kann. Die Rede des Herrn v. Bethmann Hollweg im Reichstag am 9. Dezember zeigte, daß die Erhaltung des europäischen Friedens während der Krisis, die sich aus dem Balkankrieg entwickelte, dem offenen und aufrichtigen diplomatischen Zusammenarbeiten der beiden Gruppen der Großmächte zu danken war. Und es wird, denke ich, nicht bestritten werden, daß dieses Zusammenwirken in nicht geringem Grade auf die gebesserten Beziehungen zwischen England und Deutschland zurückzuführen ist. Beide Mächte widmeten sich bis zum Aeußersten ihrer Kräfte der Erhaltung des Friedens. England mit seinem Einfluß auf Frankreich, Rußland und Italien, und Deutschland mit seinem Einfluß auf Oesterreich, Italien und Rußland bildeten einen Bund, der alle Schwierigkeiten überwand, ohne daß Deutschland dem Dreibund untreu oder England illoyal gegen die Tripelentente gewesen wäre.

Die Frage des Tages ist, wie sich der Fortbestand des Konzertes sichern läßt. Erstens muß man den Gedanken aufgeben, daß irgendeine ernstliche Einschränkung des Aufwandes für die Flotte dadurch möglich ist, daß England allein vorgeht. Daß die englische Flotte für Englands Feinde oder Verbündete eine „quantité négligeable" werden dürfte, ist undenkbar. Ebenso absurd wäre es, anzunehmen, daß irgendeine ernstliche Einschränkung der Ausgaben für Heereszwecke von Deutschland allein ausgehen könnte. Mr. Asquith, der vor einigen Wochen in Leeds sprach, sagte: „Ich fürchte, es ist wahr, daß nichts

Digitized by Google

geschehen kann ohne das durch die Forderungen der Völker zustande gebrachte Zusammenwirken der Großmächte der Welt." Und weiter: „Was ich in meiner Kollegen und in meinem eignen Namen Ihnen sage, ist: Sie können versichert bleiben, daß wir eifrig jede Gelegenheit ergreifen werden, die wir entdecken oder schaffen können, einer gemeinschaftlichen Verminderung der Lasten und der übermäßigen Ausgaben Vorschub zu leisten, die auf die Hoffnungen und die Bestrebungen der Menschheit drücken."

Ich würde gerne noch meine Ansichten über zwei Fragen aussprechen, die der deutsche Reichskanzler in seiner Reichstagsrede behandelt hat: die Interessen Deutschlands in der asiatischen Türkei und in Zentralafrika — Interessen, die, wie ich glaube, mit dem Interesse Englands vollkommen vereinbar sind. Doch die Raumverhältnisse zwingen mich, meine Ausführungen zu beenden, und ich schließe mit einem Auszug aus einem in der englischen Zeitschrift „The Nation" vom 13. Dezember 1913 erschienenen Briefe aus der Feder Mr. Holford Knights. Er gibt vortrefflich meine eignen Ansichten wieder:

„Ohne Ausnahme sind die Großmächte der Welt über die Steigerung der Flottenausgaben in Schrecken geraten. Diese Last bringt eine allgemeine Verantwortung mit sich, der alle der Reihe nach zu entfliehen wünschen. Der Weg dazu kann, wie uns der Premierminister sagt, nur durch ein internationales Uebereinkommen eröffnet werden. Das Hauptwerkzeug zu einer internationalen Verständigung ist die Haager Konferenz. Wird die nächste Haager Konferenz, die im Jahre 1915 zusammentreten soll, Erlösung bringen von dieser Last? Wenn nicht, wird der Wettlauf im Rüsten mit unheilvollen Ergebnissen weitere sieben Jahre lang fortgesetzt werden. Bringt die Konferenz Abhilfe, so wird sie die Hilfsquellen des modernen Europa vom Wege des Zerstörens auf den des Aufbauens leiten; jedes Land wird in eine neue Periode wirtschaftlicher Entwicklung eintreten, und der Weltfriede kann auf Jahre hinaus ausreichend gesichert werden. Würde uns als Volk nur eine Möglichkeit geboten, diese große Aussicht zu verwirklichen, so würden wir uns gegen die Zivilisation versündigen, wenn wir sie uns entgehen ließen. Großbritannien darf nichts ungeschehen lassen, um das größte Maß von segensreichen Wirkungen der Haager Konferenz zu sichern."

Nachschrift

Ich möchte gern noch ein paar Worte über den Besuch anfügen, den Fürst Lichnowsky kürzlich der Stadt Newcastle und andern großen Industriezentren im Norden Englands gemacht hat. In mehreren Reden von sehr glücklicher Form betonte er, daß in der Vervollkommnung der Mittel zum Austausch der Produkte der beiden Nationen die Hoffnung für die Zukunft beider liege. Bei einem Bankett zur Unterstützung der Deutschen Mission für Seeleute in Newcastle sagte Seine Exzellenz: „Mein Wunsch ist immer gewesen, in die Fußstapfen meiner Vorgänger zu treten und den freundschaftlichen Geist zu pflegen, der unsre beiden mächtigen Nationen in den Stand gesetzt hat, auf Jahrhunderte ungetrübten Friedens und harmonischen Strebens zurückzublicken, denn ich bin

Digitized by Google

fest überzeugt, daß mit Hilfe eines vollständigen gegenseitigen Einvernehmens und einer noch besseren Verwirklichung der Möglichkeiten einer friedlichen Entwicklung diese guten Beziehungen immer aufrechterhalten bleiben werden."

Die Begeisterung, mit der Fürst Lichnowskys reges Bemühen, nicht nur in seinen Beziehungen zum Auswärtigen Amte, sondern auf dem weiteren Felde der internationalen Handelsinteressen aufgenommen worden ist, kann als Beweis dienen, daß das britische Volk entschlossen ist, nicht zuzugeben, daß etwas zwischen ihm und den guten Absichten Deutschlands steht. Diesen Entschluß gegen die Tripelentente mit der Loyalität in Einklang zu bringen, ist das für das Schicksal von Europa bedeutungsvolle Problem des Tages. Die Ankündigung des angeregten Besuches Ihrer Majestäten des Königs und der Königin in Paris ist ein glückliches Vorzeichen, denn er wird, wie nicht zu bezweifeln ist, als ein Pfand und eine Versicherung dafür aufgefaßt werden, daß ein vollständiger Ausgleich mit Deutschland und ein treues Festhalten an der „Entente" mit Frankreich wohl vereinbar sind.

Kardinal Rampolla

Von

Raffaele de Cesare, Senator des Königreichs Italien (Rom)

Der Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro entstammte einer vornehmen Familie, die aber weder von altem noch von feudalem Adel ist. Polizzi-Generosa, wo er im Jahre 1843 zur Welt kam, ist eine große alpine Gemeinde der Provinz Palermo in den sog. Madonischen Bergen, in einer Höhe von mehr als 1000 Meter über dem Meer. Sein Vater, ein reicher Grundbesitzer, schickte ihn als Jüngling nach Rom und brachte ihn zuerst in das Seminar von St. Peter, dann in das Seminar Capranica. Da er von dem starken Wunsch erfüllt war, Karriere zu machen, und seine vornehme Abstammung nachweisen konnte, trat er in die Akademie der adeligen Geistlichen ein und verließ sie als Sekretär der Kongregation für die außerordentlichen geistlichen Angelegenheiten; dann wurde er als Sekretär der Nunziatur unter Monsignore Simeoni nach Madrid gesandt. Als Simeoni nach Rom zurückkehrte, um der Nachfolger des Kardinals Antonelli zu werden, wurde Rampolla zum Nunzius befördert und blieb in diesem Amt bis zum Jahre 1887, in dem ihn Leo XIII. zum Kardinal und Staatssekretär ernannte. Die rasch aufeinanderfolgenden Beförderungen des jungen Prälaten, der nur wenig mehr als vierzig Jahre zählte, riefen in den hohen geistlichen Kreisen allgemeines Erstaunen hervor, weil nichts so viel Glück bei ihm hatte vorausahnen lassen, weder bedeutende Geistesgaben noch andre hervorragende Eigenschaften. Doch mit einer sehr hohen Auffassung von seiner Pflicht widmete er sich den Geschäften des neuen Amtes. Seine fast aszetisch strenge Lebensführung, sein Mißtrauen gegen die Menschen, das seiner von den Arabern ab-

Digitized by Google

stammenden Rasse im Blut liegt, seine Abneigung gegen jede Mitteilsamkeit, die ihn so wenig wie nur möglich sprechen ließ, und eine grenzenlose Ergebenheit gegen Leo XIII. machten ihn zum ersten Minister eines Papstes, der in der Geschichte als eine der unbeugsamsten Persönlichkeiten, die je auf dem Stuhl des heiligen Petrus gesessen haben, fortleben wird — eines politischen und streitbaren Papstes, der im Kampf mit dem neuen Italien keine Ermüdung, kein Nachlassen kannte. Rampolla verstand ihn, wurde seine Stütze und erwarb sein ganzes Vertrauen, in höherem Maße als seine drei Vorgänger. Der Kardinal Franchi, der erste Staatssekretär Leos XIII., starb nach sechs Monaten eines beinahe unerwarteten Todes; der Kardinal Lorenzo Nina, der ihm folgte, harmonierte nicht mit dem Papst, der ihn in brüsker Weise entließ; und der Kardinal Ludovico Jacobini starb nach zwei Jahren, wie man sagte, infolge des vielen Aergers, den ihm der unzufriedene Papst bereitete. Rampolla hingegen war und blieb der geschätzte Staatssekretär Leos XIII. von dem Tage seiner Ernennung an bis zu jenem, an dem Leo XIII. starb, d. h. sechzehn Jahre lang, ohne sich je von Rom zu entfernen, ohne je seine Amtsgeschäfte aus der Hand zu geben, ohne einen einzigen Tag der Ruhe und der Erholung. Er bewohnte das Stockwerk, das sich über den Gemächern des Papstes befand, und ging zu diesem tagtäglich zur gleichen Stunde auf der kleinen innern Treppe hinunter, um den Papst über alles, was vorging, zu unterrichten und seine Befehle entgegenzunehmen, sowohl für die interne Leitung der allgemeinen christlichen Kirche, wie für die politische Haltung in den verschiedenen Fragen, die in jenen Jahren Europa in Aufregung hielten — Fragen, in denen der Papst um jeden Preis seine Rolle spielen wollte.

*

Die Arbeit Leos XIII. und seines Ministers war zum großen Teil politisch und ganz auf das Ziel gerichtet, die Welt davon zu überzeugen, daß ohne die Wiedereinsetzung des Papstes in die weltliche Herrschaft weder die Kirche noch die bürgerliche Gesellschaft in Italien und in Europa Friede haben würde. Mit Halbheiten war hier nichts getan; das hatte Leo bei früheren Gelegenheiten noch in ziemlich gemäßigter Weise erklärt, aber in dem berühmten Brief vom 15. Juni 1887 an den Kardinal Rampolla, der damals das Amt des Staatssekretärs übernahm, und dem er hier das zu befolgende Programm entwickelte, offenbarte er seine ganzen politischen Pläne. Es muß daran erinnert werden, daß der Eindruck, den dieser Brief hervorrief, verhängnisvoll war. Er zerstörte jede Hoffnung und Aussicht auf einen Ausgleich mit Italien, während er zugleich den europäischen Regierungen die ganze Hilfe der Kirche und des ganzen päpstlichen Einflusses zur Ueberwindung der inneren Schwierigkeiten, die den verschiedenen Staaten durch die Unruhe verbreitenden revolutionären Parteien erwuchsen, anbot und einzig und allein verlangte, daß der Papst in eine unabhängige Lage, mit einer wirklichen und wahrhaftigen Souveränität, versetzt werde. Ich wiederhole es, der Brief vom 15. Juni zerstörte jede Illusion über

Digitized by Google

einen Ausgleich mit Italien, die durch die Konsistorialallokution vom 23. Mai — also vierundzwanzig Tage vorher — entstanden war und den Benediktinerpater Tosti dazu begeistert hatte, in einem kleinen Werk, das Aufsehen erregte, die Versöhnung Italiens und des Vatikans zu besingen. Auch in der Abgeordnetenkammer wurde darüber gesprochen, und die illustrierten Zeitschriften stellten den König Umberto dar, wie er Leo XIII. die Hand reichte. Die Periode der Illusionen war kurz, und nach dem Briefe vom 15. Juni änderte sich alles von Grund aus; es begann jetzt die Periode jenes heftigen Kampfes, der von beiden Parteien mit Erbitterung geführt wurde, zumal sich zwei Sizilianer gegenüberstanden, die die Eigenschaften der Unversöhnlichkeit und der Impulsivität miteinander gemein hatten und einander auch persönlich wegen ihres verschiedenen politischen Ursprungs haßten, denn Rampolla gehörte einer bekannten, den Bourbonen ergebenen Familie an, während Crispi die rechte Hand Garibaldis bei der Eroberung Siziliens gewesen war.

Crispi, der vor kurzem die Regierung übernommen hatte, die er sozusagen als Diktator ungefähr vier Jahre lang führte, nahm die im Briefe des Papstes enthaltene Herausforderung an, und der Kampf wurde mit der größten Erbitterung geführt. Crispi setzte in der ersten Erregung den Herzog von Torlonia als Bürgermeister von Rom ab, weil er in dieser Eigenschaft dem Kardinalvikar die Glückwünsche für den Papst überbracht hatte, der am 1. Januar 1888 sein Priesterjubiläum feierte. Es war die Periode des heftigsten Kampfes, in der auch das Denkmal Giordano Brunos mit offizieller Feierlichkeit eingeweiht wurde und Leo XIII. ernstlich daran dachte, Rom und Italien zu verlassen, wie es hieß auf den Rat Frankreichs, dem aber wegen der Schwierigkeit seiner Ausführung keine Folge gegeben wurde.

In der diplomatischen Arbeit trat keine Pause ein, und die Noten und Allokutionen des Papstes folgten einander, eine immer heftiger und anmaßender als die andre. Es war die reine Verschwörerarbeit; die Fäden des Netzes liefen durch die Kanzleien und die Sakristeien, durch die Kabinette der Minister und die Diözesen, durch die Parlamente und die Presse. Frankreich blies aus vollen Lungen ins Feuer und täuschte dem Papst und seinem Staatssekretär sogar die Möglichkeit eines Krieges mit Italien vor, so daß sie auf diesen hinarbeiteten. Es war eine verblendete und starrsinnige Politik, die erst mit dem Tode Leos XIII. ihr Ende fand und in der selbst nach dem Attentat von Monza kein Stillstand eintrat — eine Politik der Mißerfolge, denn es wurde nichts von dem, was man wollte, erreicht, und zum Schluß spielten der Papst und Rampolla die Rolle der Getäuschten. Der Dreibund, gegen den sie mit so großer Hartnäckigkeit arbeiteten, wurde nicht zertrümmert, und noch weniger trat an seine Stelle der andre Dreibund, den sie sich wünschten, der von Frankreich, Rußland und dem Vatikan gebildete.

*

In einem vor zwei Jahren erschienenen Buch mit dem Titel „La politica di Leone XIII. da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla“ sind interessante

Digitized by Google

Enthüllungen und merkwürdige Schriftstücke über jene Zeit veröffentlicht worden. Ehe Leo XIII. den Brief vom 15. Juni geschrieben hatte, waren die beiden genannten Prälaten Freunde gewesen, so daß Rampolla in seinem Testament vom Jahre 1879 dem Kardinal Galimberti das kostbare Hirtenkreuz vermachte, das er vom Deutschen Kaiser nach dem endgültigen Frieden zum Geschenk erhalten hatte. Es sei hier daran erinnert, daß dem beharrlichen und einsichtsvollen Wirken Galimbertis das Ende des Kulturkampfes zu verdanken war. Das genannte Buch frischt die Erinnerung an jene Tage wieder auf und ist daher sehr interessant. Galimberti, der sich von den Intransigenten und von Frankreich gehaßt wußte sowie vorhersah, daß er sich unter der neuen vom Papste inaugurierten Politik unbehaglich fühlen und das Vertrauen des neuen Staatssekretärs nicht genießen würde, bat den Papst, ihn als Nunzius nach Wien zu schicken, und begab sich auf seinen neuen Posten, ehe Rampolla die Geschäfte des Staatssekretärs übernahm. Doch solange er in Wien war, mußte Galimberti jemand haben, der ihn über die Vorgänge in Rom getreulich informierte und ihm sozusagen den Rücken deckte, und er wählte für dieses Amt Monsignore De Montel, einen intelligenten, ihm befreundeten Prälaten, den Vertreter Oesterreichs in der Sacra Ruota. De Montel schickte ihm merkwürdige, aufmunternde Briefe. Auch Schlözer schrieb an ihn; er ermutigte ihn, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen, und sprach die Hoffnung aus, ihn bald in Rom wiederzusehen. Es gibt noch andre, sehr charakteristische Briefe De Montels. In einem vom 6. Januar 1889 datierten schrieb er: „Der hochwürdigste Staatssekretär, der häufig die beklagenswerte Lage des Heiligen Stuhles zum Gegenstand seiner Gespräche mit den Diplomaten macht, wobei er auf den unbarmherzigen Kampf hinweist, der von der italienischen Regierung gegen das Papsttum geführt wird, und die ihm drohende ernste Gefahr sowie die nicht fernliegende Folge, daß es außerhalb Italiens eine Zuflucht suchen muß, hervorhebt, beobachtet über dieses Thema dem Herrn Gesandten Schlözer gegenüber vollkommenes Schweigen ...“ In einem andern Briefe, vom 22. Dezember 1888, heißt es, immer in bezug auf den erbitterten Kampf zwischen dem Vatikan und Italien und das eventuelle Fortgehen des Papstes von Rom: „Viele schreiben diese Erbitterung und diesen rücksichtslosen Kampf, der von der italienischen Regierung gegen die Kirche geführt wird, zum großen Teil der Rivalität der beiden sizilianischen Landsleute zu, richten in dem lebhaften Wunsche, daß wieder ein wenig Ruhe eintrete, ihre Augen auf Wien, auf Eure Eminenz, und wünschen sehnlichst, daß Sie recht bald als Staatssekretär unter uns weilen mögen.“ Dies wünschte in der Tat der gemäßigtere Teil der klerikalen Welt, die überzeugt war, daß Rampolla, statt den leidenschaftlichen politischen Eifer des Papstes zu zügeln, ihn immer mehr ermutigte. Das war die allgemeine Ansicht, und man nahm an, daß Leo XIII., wenn eine andre Persönlichkeit Staatssekretär würde, weniger Eigensinn in seiner Politik zeigen würde, die ganz auf die Erlangung der weltlichen Souveränität gerichtet war und alles diesem Ziel opferte. An einer Stelle des genannten Buches, wo von andern Erinnerungen aus jenen Tagen

Digitized by Google

die Rede ist, wird erwähnt, daß Monsignore Galimberti mit Zustimmung des Papstes in den Zeitungen die Notwendigkeit des religiösen Friedens mit Deutschland verfochten hatte, daß Herr v. Schlözer, als er nach Rom kam, in ihm einen wertvollen Verbündeten fand und seitdem die Arbeit zielbewußter wurde, wenn sie auch immer schwer blieb. Schlözer war in Rom kein Neuling; er war vor 1870 unter Arnim dort gewesen. Er sprach gut Italienisch, wenn auch mit stark teutonischem Akzent; er war ungezwungen in seinen Umgangsformen, einfach in seiner Lebensweise und besaß ein genügendes Kapital von Schlauheit und Energie, um den großen Kampf zu unternehmen, der sich gleichzeitig gegen die Intrigen Frankreichs, das nicht ohne heimlichen Grimm den neuen Papst sich Deutschland nähern sah, gegen die in Rom durch den Kardinal Ledochowski gestützten deutschen Intransigenten und die hitzköpfigen und kurzsichtigen italienischen Intransigenten richtete. Doch den schwersten Stand hatte er gegenüber den Intrigen Frankreichs, das damals Graf Lefebvre de Béhaine, ein herrischer und rücksichtsloser Diplomat, vertrat.

*

Es war ein denkwürdiger Kampf, der einige Jahre lang unter mannigfachen Wechselfällen fortging, aber durch die Energie des Herrn v. Schlözer und die Gewandtheit Galimbertis zu Ende geführt werden konnte, als der letztere im Juli des Jahres 1886 zum Sekretär der Kongregation für die außerordentlichen geistlichen Angelegenheiten, die eine politische Behörde und ein Appendix des Staatssekretariats ist, ernannt wurde. Die Freundschaft zwischen dem deutschen Diplomaten und dem römischen Prälaten wurde völlig intim, und es war selbstverständlich, daß in der mißgünstigen geistlichen Gesellschaft diese große Intimität Anlaß zu Verdächtigungen und zu üblen Nachreden in Rom und in Paris, unter den deutschen und italienischen Intransigenten wie unter den eifernden Bischöfen Preußens und Oesterreichs bot. Günstig gestimmt zeigte sich dagegen der Papst; er hatte sich durch die wiederholten Aufmerksamkeiten des Fürsten Bismarck betören lassen, der ihn zum Vermittler in dem Streit mit Spanien wegen der Karolineninseln hatte haben wollen, dann ihn in einem berühmten Briefe mit „Sire" angeredet hatte und ihn nicht ohne Bosheit die Hoffnung nähren ließ, daß die römische Frage nicht abgetan sei, daß man aber die Dinge ganz allmählich regeln müsse.

Unter den Dokumenten, die in dem erwähnten Bande veröffentlicht sind, befinden sich auch einige Instruktionen, die Rampolla als Staatssekretär an den Nunzius in Wien bezüglich der zweiten Mission Galimbertis nach Berlin schickte. Sie offenbaren das Bestreben, ihm Schwierigkeiten zu schaffen, sei es dem großen Kanzler, sei es dem Papst gegenüber, und beziehen sich immer auf das ewige Thema der Stellung des Papstes in Rom und der Notwendigkeit, ihm die wirkliche Souveränität zu verschaffen. Andre Instruktionen scheinen absichtlich erteilt zu sein, um dem Nunzius bei der Staatskanzlei in Wien Schwierigkeiten zu schaffen, wie in dem verwickelten Streit über die slawische Liturgie; wieder andre

Digitized by Google

sind geradezu kindisch, wie die Weisung, beim Episkopat, beim Klerus und bei den intransigenten Katholiken für die Veranstaltung von Kongressen zu wirken, die die Notwendigkeit dartun sollten, dem Papst die weltliche Macht zu geben. Gleichzeitig bereiteten sie auf andern Wegen, aber mit größerer Vorsicht, dem Deutschen Reiche Schwierigkeiten, vor allem nach dem zweiten Besuch Kaiser Wilhelms II. beim Papste, und den bekannten Vorfällen, die ihn begleiteten. Die Mißstimmung gegen Schlözer wuchs bis zu dem Grade, daß seine Abberufung erwirkt wurde; und schließlich wurde Galimberti im Konsistorium von 1893 zum Kardinal ernannt und nach Rom zurückberufen: promoveatur, ut amoveatur. Nach Rom zurückgekehrt, lebte er nur noch zwei Jahre und starb, ehe er noch die Sechzig vollendet hatte. Rampolla verlor in ihm seinen Rivalen, der sicherlich dazu beigetragen hatte, die Regierung in Wien zu veranlassen, von dem Veto Gebrauch zu machen.

*

Das historisch sensationellste Ereignis im Leben Rampollas war seine Ausschließung vom Pontifikat in dem Augenblick, wo er es erreichte. Er sah es unerwartet seiner Hand entgleiten. Er hatte aufrichtige und zahlreiche Freunde. Leo XIII. erneuerte während seines langen Pontifikats fast das ganze Heilige Kollegium, und die neuen Kardinäle waren wenn auch nicht alle vom Staatssekretär ausgesucht, doch alle mit seiner Genehmigung gewählt. Indessen hatte er auch beharrliche und offene Gegner, wie den kürzlich verstorbenen Kardinal Oreglia, und mehr heimliche Widersacher, als man glaubte. Seine lange Amtsführung hatte ihm Freunde und auch Gegner eingetragen, die sich an das Motto erinnerten, das dem Kardinal Lambruschini, dem Staatssekretär Gregors XVI., im Konklave von 1846 verhängnisvoll wurde, an das Motto nämlich, daß man nicht zweimal Papst sein könne. Es gab auch nicht wenige Kardinäle, gottesfürchtige und erleuchtete Männer, die nicht ohne Sorge für die Kirche und für Italien das lange Sichhinziehen der Richtung Leos XIII. mitansahen, deren getreuer und strenger Fortsetzer Rampolla als Papst geworden wäre; zu erwähnen sind da der durch seine Werke, seine Gelehrsamkeit und seine Frömmigkeit bekannte Kardinal Capecelatro, der im vorigen Jahre starb, und der Kardinal Agliardi, der gegenwärtig noch lebt und durch seine Antezedenzien bekannt ist. Aber weder den einen noch den andern wäre es gelungen, die Wahl Rampollas zu hindern, wenn nicht das Veto Oesterreichs erfolgt wäre, das der Kardinalbischof von Krakau bei der ersten Abstimmung des zweiten Tages, am 2. August, aussprach, als die Zahl der für Rampolla abgegebenen Stimmen mehr als ein Drittel aller ausmachte: 29 von 62 Anwesenden. Niemand sah das Veto voraus, das ein reiner politischer Anachronismus war, da der Papst ja kein weltlicher Fürst mehr ist. Das Veto traf den Fürsten, nicht den Papst. Die Kardinäle hätten sich nicht daran zu kehren brauchen, aber das Veto lähmte sie; es nahm den Anhängern Rampollas die Kraft und steigerte die seiner Gegner. Wir möchten hier an die dramatische Szene erinnern, die sich im Konklave ab-

Digitized by Google

spielte, nachdem der Kardinal Puzyna, beinahe stammelnd vor Erregung, die Ausschließung des Kardinals Rampolla vom Pontifikat ausgesprochen hatte. Dieser erhob sich von seinem Sitze und sprach, seine majestätische Gestalt hoch aufrichtend, mit lauter und fester Stimme die historischen Worte: „Vehementer doleo de gravi vulnere illato Ecclesiae libertati; quod autem ad me attinet, nihil gratius, nihil iucundius accidere poterat.“ Dann nahm er, anscheinend ruhig, wieder Platz auf seinem Sitz, sagte nichts weiter und beeilte sich nur, unter den ersten zu sein, die dem eben gewählten Kardinal Sarto huldigten. Ehe das Veto ausgesprochen worden war, hatte der spanische Kardinal Vives, sein begeisterter Anhänger, nach der ersten Abstimmung, bei der Rampolla 24 Stimmen erhalten hatte, beantragt, daß er durch Akklamation ernannt werde. Der Kardinal-Camerlengo Oreglia, der den Vorsitz im Konklave führte, widersprach, da der Antrag den Bestimmungen nicht entspreche. Und wenn auch unmittelbar nach dem Veto die Zahl der Stimmen auf 30 stieg, so begann sie dann merklich zu sinken, und am Morgen des 4. August ging sie auf 10 herab, während die Zahl der für den Kardinal Sarto abgegebenen auf 50 stieg und er gewählt wurde. Die Zahl der anwesenden Kardinäle betrug 62, daher genügten 42 Stimmen für die Wahl. Die spanischen Kardinäle mit Vives an der Spitze und beinahe alle französischen blieben bis zuletzt Rampolla treu, der keine Erregung zeigte, vielmehr, wie erzählt wird, bei der Rückkehr in seine Gemächer, den Hut hinwerfend, ausrief: „Gottes Wille geschehe!“ Dieser Ausruf wurde von seinem Konklavisten Don Filippo Rocchi gehört, und es wurde allgemein bemerkt, daß bei der Feier der Krönung des neuen Papstes, die im Vestibül von St. Peter am 9. August stattfand, Pius X. und Kardinal Rampolla sich mit überströmendem Gefühl umarmten; Pius X. hatte Tränen in den Augen.

Das österreichische Veto, das den Kardinal Rampolla von der päpstlichen Würde ausschloß, war mit Deutschland und Italien verabredet worden. Man sah von vornherein und fürchtete in ihm den Fortsetzer der Politik Leos XIII. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen den Kabinetten des Dreibundes waren schon zu jener Zeit begonnen worden, da Monsignore Galimberti Nunzius und Graf Nigra italienischer Botschafter in Wien war. Die italienische Regierung hatte in diesem Sinne eingewirkt. Es sei hier daran erinnert, daß von den beiden letzten Vetos in der Geschichte das eine, das vom Kardinal Marco ausgesprochen wurde, gegen den Kardinal Giustiniani von seiten Spaniens gerichtet worden war und die Wahl des Kardinals Cappellari della Colomba herbeiführte, der sich Gregor XVI. nannte; das andre Veto ging von Oesterreich aus in dem Konklave, das auf den Tod Pius' VII. folgte. Es traf den Kardinal Severoli, weil er sich der Sanktionierung der Ehescheidung Napoleons und dessen zweiter Heirat mit der Prinzessin Marie Luise widersetzt hatte. Unter den veränderten Verhältnissen des Papsttums wird das Veto der drei katholischen Mächte hinfort nur noch eine Erinnerung an andre Zeiten sein. Der jetzige Papst hat es durch eine Bulle abgeschafft.

*

Digitized by Google

Nachdem Kardinal Rampolla das Amt des Staatssekretärs niedergelegt hatte, verließ er ganz ruhig und ohne jedes Bedauern die große Wohnung im Vatikan, zog in die bescheidene, stille Wohnung des Erzpriesters von St. Peter bei Santa Marta und widmete sich vollständig den Studien und den Geschäften der zahlreichen Kongregationen, denen er angehörte. Hier führte er das schwierige Werk „Santa Melania Giuniore, Senatrice Romana" zu Ende, das in einer großen Luxusausgabe der vatikanischen Druckerei mit dem Datum MDCCCCV erschien. Den Text begleiten zeitgenössische Urkunden und Anmerkungen, die durch Untersuchungen und Gegenüberstellungen Zeugnis von seiner tiefen Gelehrsamkeit ablegen und den Ruf befestigten, in dem er stand, daß er mehr Gelehrter als Kritiker war.

Grundlage und Keim dieses großen Werkes ist das unveröffentlichte synchronische Leben der heiligen Melania in lateinischer Sprache, das Rampolla im Kloster Eskurial fand, als er Nunzius in Madrid war; aber es ist zugleich eine sorgfältige kritische Studie über jene Periode.

Die Ereignisse im Leben der Heiligen sind weder zahlreich noch von außergewöhnlicher Bedeutung. Sie entstammte der Senatorenfamilie der Valerier und war die einzige Erbin eines ungeheuren Vermögens. Sie wurde, noch nicht vierzehnjährig, von ihrem Vater Valerius Publicola gezwungen, ihren Verwandten Valerius Pinianus, einen Jüngling von 18 Jahren, zu heiraten. Nachdem sie zwei Söhne geboren hatte, die nur ganz kurze Zeit am Leben blieben, auch ihr Vater gestorben war, der ihr vollständig freie Verfügung über sein Vermögen ließ, ergab sie sich dem strengsten Aszetismus und faßte den Entschluß, sich ihrer Reichtümer zu entäußern, um sie den Armen zu schenken; nachdem sie auch ihren Gatten bewogen hatte, das Gelübde der Keuschheit abzulegen, ergab sie sich ganz dem Dienste Gottes. Im Jahre 404 verließ sie ihren herrlichen Palast auf dem Caelius und zog sich, schlicht in Kleidung und Lebensweise, in ein vorstädtisches Landhaus zurück; dann ging sie, unterstützt von der Prinzessin Serena, der Adoptivschwester des Kaisers Honorius, an den Verkauf ihrer Erbgüter in Rom, in Kampanien, in Sizilien, Afrika und Spanien, um den Erlös unter die Armen zu verteilen, reiste mit ihrer Familie nach Messina hinüber, dann nach Tagaste in Afrika und hierauf nach Jerusalem. Dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens mit Gebeten und Bußübungen, gründete und dotierte Klöster und Kirchen und starb im Jahre 439.

*

Diese Erzählung füllt einen kleinen Teil des Buches; den Hauptinhalt bildet der lateinische Text der Lebensbeschreibung und eine griechische Fassung derselben, die erst in neuerer Zeit von den Bollandisten nach einer barberinianischen Handschrift veröffentlicht und von Rampolla mit einer ausgezeichneten italienischen Uebersetzung versehen und aufs genaueste mit andern bekannten Handschriften, griechischen und lateinischen, verglichen worden ist. Voraus geht eine gelehrte Untersuchung über diese historischen Quellen, die die Beziehungen zwischen dem

Digitized by Google

lateinischen und dem griechischen Text darzulegen und die Frage, wer der Verfasser der Biographie ist, zu beantworten sucht. Hinsichtlich der ersten Frage kommt er zu dem Schlusse, daß nicht die griechische, sondern die lateinische Fassung den Originaltext darstellt; daß jene, wie sie im Kodex Barberini erhalten ist, nicht nur der Zeit nach die neuere, sondern außerdem in späterer Zeit, zwischen dem sechsten und dem neunten Jahrhundert, überarbeitet worden ist. Die Untersuchung über den Verfasser, die mit großer Feinheit und Meisterschaft durchgeführt ist, kommt zu dem Ergebnis, daß die Biographie einem Augenzeugen der Taten der Heiligen zu verdanken ist, dem Priester Gerontius, der aus Jerusalem gebürtig und als Kind in Rom im Hause der Melania aufgenommen worden war, die ihn für das Studium und den Priesterberuf erziehen ließ, ihn dann zu ihrem Kaplan machte und ihn fünfunddreißig Jahre lang als Vertrauten ihrer frommen und barmherzigen Werke bei sich hatte.

Doch von dem begrenzten Feld der Hagiographie werden wir auf das der Geschichte im ersten Kapitel der Einleitung geführt, die uns ein Bild gibt von der römischen Gesellschaft um die Wende des vierten und in den ersten dreißig Jahren des fünften Jahrhunderts, von den Verhältnissen des Christentums, der Reaktion des Heidentums und dem orientalischen Aszetismus, wie ihn vor allem der heilige Athanasius und der heilige Hieronymus verkündeten, den die heilige Melania kannte und häufig in seiner auf dem Aventinus im Palast der Marcella eröffneten Schule besuchte. Ebenso bedeutsam und reich an vielseitigem gelehrtem Wissen sind die Anmerkungen, die den Inhalt des Bandes vervollständigen oder sogar seinen größten Bestandteil bilden und in denen nicht nur strittige Stellen aus der Lebensbeschreibung der heiligen Melania, ihrer Freunde und ihrer ebenfalls heilig gesprochenen, durch das Beiwort „die Aeltere" gekennzeichneten Großmutter gleichen Namens, sondern auch historische, archäologische, theologische und liturgische Probleme besprochen und untersucht werden. Hier offenbart sich die Vielseitigkeit und der tiefe Geist des Verfassers, und hier werden Ergebnisse gewonnen, die dem Fortschritt der Wissenschaft dienen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen in archäologischer Hinsicht die Anmerkungen, die das Haus der Valerier auf dem Caelius und die von Melania bewohnte vorstädtische Villa betreffen, in historischer Hinsicht das Kapitel „Santa Melania e la schiavitù", in religiöser die Abhandlung über das Bekenntnis zur Jungfräulichkeit, wie es in den römischen Familien seit der konstantinischen Zeit erscheint, in liturgischer Hinsicht die Bemerkungen über den Brauch der täglichen Kommunion, das Abendmahl für die Kranken, die Fasten und die Verehrung der heiligen Melania in den Kirchen des Orients und des Okzidents. Es ist ein Werk, das einen zu den schwierigsten Forschungen befähigten Geist offenbart und eine der verworrensten und dunkelsten Perioden des frühen Mittelalters beleuchtet.

*

In seinem Familienkreise erlebte er wenig Glück. Er verlor seine Eltern, ehe sie alt waren, und von seinen beiden Brüdern, die ebenfalls schon längere

Digitized by Google

Zeit nicht mehr leben, war einer in einen Strafprozeß verwickelt, der sich vor einer Reihe von Jahren in Mailand abspielte und Aufsehen erregte. Die Brüder starben ohne Nachkommenschaft, daher war der Kardinal der letzte seines Stammes. Seine einzige Schwester hatte den Baron Perrana, der ebenfalls Sizilianer war, geheiratet, und dieser Ehe entstammte der Fürst von Campobello. Um die Familie immer fester mit dem Adel zu verknüpfen, hatte der Kardinal diesen einzigen Neffen mit einem Fräulein aus dem Hause Altieri verheiratet, trotz des Widerstandes des Fürsten und der Familie Altieri. Dieser Ehe sind zwei Söhne entsprungen, denen der Kardinal sein Vermögen in seinem zweiten Testament vermacht haben soll, das noch nicht aufgefunden und, wie angenommen wird, in den ersten Stunden nach seinem Tode beiseite geschafft worden ist. Nach dem ersten Testament, das aus dem Jahre 1887 stammt, ist die Universalerbin seine Schwester, die Mutter des Fürsten Campobello. Dieser, der von seiner Gemahlin getrennt ist, war nicht in Rom, als der Onkel starb, und erschien nicht bei der Beisetzungsfeier, die in St. Peter mit Pomp und wahrhaft königlichem Zeremoniell begangen wurde. Für die Familie des Verstorbenen war eine besondere Tribüne errichtet worden, auf der der Baron und die Baronin di Perrana und die Fürstin von Campobello, außerdem einige Verwandte Leos XIII. Platz nahmen.

Die beständigste und vielleicht am besten vergoltene Zuneigung des Kardinals besaß sein Kammerdiener Giuseppe, den alle unter dem Diminutiv „Peppino" kannten, ein treuer und intelligenter Mann, der ihm ungefähr vierzig Jahre lang diente, seit der Zeit, wo Rampolla Zögling der geistlichen Akademie und dann Nunzius in Madrid war. Peppino war es, der ihn am besten kannte und verstand; er drückte ihm in jener verhängnisvollen Nacht, in der der Kardinal fast unerwartet entschlief, die Augen zu und beweinte ihn mit dem aufrichtigsten Schmerze. Er besaß eine Hingebung für seinen Herrn, die an das Unglaubliche grenzte, aber er hatte keinen Einfluß auf das intime Leben des Kardinals, der geradezu wie ein Anachoret unter Mühsalen und Entbehrungen dahinlebte. Das Haus, in dem der Kardinal wohnte, seitdem er den Vatikan verlassen hatte, und in dem er auch starb, ist, wie ich schon andeutete, in völliger Einsamkeit gelegen. Es enthält wenige Zimmer, im ganzen acht, von denen der Kardinal nur vier bewohnte; sie waren alles eher als reich möbliert, das Schlafzimmer fast kahl, ohne Tapeten, ohne Ofen und ohne weiteren Schutz gegen die Tramontana, die in dieser Gegend der Stadt stark bläst.

*

Das Begräbnis Rampollas in St. Peter war, wie gesagt, das eines Fürsten. Etwas Großartigeres hatte man bisher nicht gesehen. St. Peter ist die päpstliche Basilika; und da Rampolla ihr Erzpriester und Baupräfekt war, läßt sich die Großartigkeit bis zu einem gewissen Punkt erklären. Tatsächlich hatte er sich um die Basilika verdient gemacht wie kein Erzpriester und Präfekt vor ihm. Er hatte reiche Schenkungen von Kelchen und Meßgewändern gemacht und zwei

Digitized by Google

Pilaster des Gebäudes wiederherstellen lassen. Man muß wissen, daß die Basilika von St. Peter in ihrer kolossalen Größe noch nicht fertig genannt werden kann. Nicht alle inneren Pilaster sind von Stein. Es ist jetzt davon die Rede, sie in gleichartigem Marmor neu herzustellen. Einen davon hatte das Kapitel einsetzen lassen, zwei der Papst, zwei weitere Rampolla, der die Verpflichtung übernahm, noch einen dritten herstellen zu lassen. Und außer den Säulen hatte er das Pflaster der sog. Gregorianischen Kapelle zu erneuern beschlossen, in der sich das Monument Gregors XVI. erhebt. Am 8. Dezember hatte er Monsignore De Bisogno, dem Bauschatzmeister und ältesten Kanonikus des Kapitels, sein Wort dafür gegeben. Sie trafen sich in der Basilika in den Nachmittagsstunden jenes Tages; dabei tat ihm der Kardinal seinen vorerwähnten Entschluß kund und sagte ihm, daß er 30000 Lire für die Kosten reserviert habe. Monsignore De Bisogno, ein Neapolitaner, ehemaliger Geheimkämmerer Pius' IX., war ein Jugendfreund Rampollas und mit ihm zusammen in der geistlichen Akademie gewesen; daher genoß er verdienterweise sein ganzes Vertrauen. Der Kostenvoranschlag lautete auf 30000 Lire, aber es ist deswegen nicht gesagt, daß der Kardinal die entsprechende Summe beiseite gelegt hatte, wie behauptet wird. Alle seine Vertrauten sind überzeugt, daß ein zweites Testament vorhanden war. Seit dem Jahre 1889 hatten sich die Familien und die politischen Verhältnisse erheblich geändert. Im Jahre 1889 war die Ehe seines Neffen, die einen so bedauerlichen Verlauf nehmen sollte, noch nicht geschlossen, und in dem Testament ist dem Kardinal Galimberti ein reiches Andenken vermacht. Noch fester überzeugt, daß ein zweites Testament vorhanden war, ist Peppino, der Kammerdiener, der wirklich untröstlich ist, weil er annahm, daß er darin reichlicher bedacht worden sei. Dieser Peppino, ein leidenschaftlicher Lottospieler, erzählt interessante Einzelheiten aus dem häuslichen Leben seines Herrn: vor allem von den Wohltaten, die der Kardinal andern erwies, und seinen wirklich unglaublichen Entbehrungen im Essen und Trinken und in allem übrigen. Er gönnte sich nichts Ueberflüssiges, nur das, was notwendig war zum Leben, und war in allen Dingen von der größten Strenge gegen sich selbst. Oftmals ließ er sich das Essen auf seinem kleinen Schreibtisch servieren, zwischen Papieren und Nachschlagewerken: ein höchst frugales Mahl, auf das er möglichst wenig Zeit verwendete, denn er studierte fortwährend und nahm eifrig teil an den Arbeiten der vielen Kongregationen, deren Mitglied er war, so daß seine Gutachten immer die gründlichsten und vollkommensten waren und fast autoritative Geltung hatten. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß er Mitglied der bedeutendsten Kongregationen war, so derjenigen für die Inquisition, die Propaganda, der Congregatio Consistorialis, der Kongregationen für die geistlichen Angelegenheiten und die Studien; ferner war er seit dem Tode des Kardinals Capecelatro Präfekt der vatikanischen Bibliothek, außerdem Großprior des Malteserordens und Protektor unzähliger religiöser Orden, männlicher und weiblicher. Es gab keinen Kardinal, der unermüdlicher in der Arbeit gewesen wäre. Seine einzige Erholung war eine Spazierfahrt vor die Tore, die

Digitized by Google

er an schönen Tagen unternahm, oder nach Santa Cecilia, solange die Restaurierungsarbeiten an der Krypta dauerten, die seinen Namen in der Geschichte der christlichen Archäologie der Stadt Rom lebendig erhalten werden.

*

Seit dem Tage, an dem er Kardinal wurde, war er nach der Kirche der heiligen Cecilia betitelt. Die Basilika ist eine der ältesten und interessantesten. Sie hat einen höchst charakteristischen Glockenturm aus dem elften Jahrhundert, den ich für den schönsten von Rom halte. Die Basilika erhebt sich auf den alten Häusern, die nach der Ueberlieferung der Familie der Märtyrerin Cecilia im zweiten Jahrhundert gehörten. Sie steht auf dem rechten Ufer des Tiber, in dem tiefst gelegenen Teil der Stadt und ist daher Ueberschwemmungen stärker ausgesetzt. Um hinzugelangen, muß man noch durch die alten, schmutzigen und engen mittelalterlichen Straßen gehen. Das Kloster gehörte und gehört noch den Benediktinerinnen, mit denen jetzt die Franziskanerinnen von St. Silvester vereinigt sind. Das Kloster ist geräumig und besitzt einen großen Obstgarten. Mit einem Kunstsinn, der in Wahrheit der großen Renaissancekardinäle würdig gewesen wäre, begann und vollendete Kardinal Rampolla die Restaurierung der Basilika und verknüpfte für alle Zeiten seinen Namen mit ihr. Er hatte das Glück, einen Architekten von großer Genialität und Bildung zu finden, Herrn Giovenale, einen Römer, der ein Kenner der Antike und Künstler und Archäologe zugleich ist. Die von ihm und dem Kardinal ausgeführten Restaurierungsarbeiten haben Santa Cecilia geradezu zu einem Museum der ersten christlichen Jahrhunderte gemacht. Alles, vom Portikus an, der mit Grab- und Reliefragmenten aus dem vierten und fünften Jahrhundert und einem vortrefflich mit dem Ganzen harmonierenden Mosaikfußboden geschmückt ist, bis zur Krypta, die hinter andern Räumen unter dem Niveau der Kirche liegt und noch tieferliegende Böden aus der letzten Zeit der Republik aufweist, ist wirklich von außerordentlichem Interesse. In der an Marmorwerken und Gemälden reichen Krypta sind Episoden aus dem Leben der Heiligen dargestellt; die venezianischen Mosaikbilder sind aszetische Figuren voll Gefühl und einer beinahe rührenden Gläubigkeit. Sie erinnern an die Gemälde Fra Angelicos. Diese Arbeiten wurden in verschiedenen Jahren ausgeführt und sind in einem an Gelehrsamkeit reichen Werk desselben Architekten Giovenale eingehend behandelt. Sie kosteten den Kardinal 160000 Lire. Außerdem schenkte er der Kirche Sant' Agnese auf der Piazza Navona, die unter dem Patronat des Hauses Doria steht, und deren Protektor er war, ein kostbares Reliquiarium, für das er 50000 Lire ausgab; ferner stiftete er einen bedeutenden Beitrag zum Monument Leos XIII. in San Giovanni Laterano, einem hervorragenden Werk des römischen Bildhauers Giulio Tadolini. Er schenkte, und zwar stets freigebig, daher ist nicht anzunehmen, daß sein hinterlassenes Vermögen bedeutend ist. Manche behaupten, daß es sich auf eine Million beläuft, andre versichern, daß es nicht die Hälfte davon beträgt. Allerdings bezog er an Renten und an Vergütungen für die vielen Aemter, die er

Digitized by Google

bekleidete, ungefähr 90000 Lire, aber wenn er auch wenig für sich ausgab, da er mönchisch sparsam lebte, so verbrauchte er doch viel für Geschenke und Almosen. Er war freigebig gegen alle, ausgenommen seine eigne Person. Er hat verfügt, daß er in Santa Cecilia begraben werde. Die Stelle seines Testaments, die sich auf seine Beisetzung bezieht, lautet:

„Gleich nach meinem Tode sollen meine Erben 200 Messen für mein Seelenheil lesen lassen gegen eine Entschädigung von je 5 Lire. Mein Leichnam soll provisorisch in der bescheidensten Weise auf dem Friedhof von Campo Verano in der Kapelle der heiligen Propagandakongregation, der ich angehöre, beigesetzt werden. Wenn die vom Gesetz vorgeschriebene Zeit abgelaufen ist, befehle ich meinen Erben, ihn exhumieren zu lassen und seine Reste in völlig privater Weise in meine Kardinalskirche von Santa Cecilia überzuführen, wo ich meine dauernde Ruhestätte haben möchte. Ich will also, daß meine Reste in der Gruft der genannten Kirche bestattet und unmittelbar bei dem Grabe der ruhmreichen Jungfrau und Märtyrerin Cecilia beigesetzt werden, neben dem Grabmal des Kardinals Sfrondato, auf der Seite gegen den Altar der heiligen Agnes zu.

„Mein Grab soll mit einer einfachen Marmorplatte bedeckt werden, auf der nur oben das Monogramm Christi und unten die biblischen Worte eingemeißelt werden sollen: „Expecto donec veniat immutatio mea."

„Ich verbiete meinen Erben, auf meinem Grabe Inschriften irgendwelcher Art anzubringen."

*

So war der Mensch und der Kardinal beschaffen. In der Bilanz seines Lebens überragen die Aktiva sicherlich die Passiva. In unsrer Zeit hat die Kirche keinen Kardinal gehabt, der an Frömmigkeit, Freigebigkeit und mystischem Empfinden größer gewesen wäre als er. Sein Glaube war tief, wiewohl politisch nicht erleuchtet, und gewiß nicht glücklich. Er war von einer Konsequenz, die beinahe bis zum Absurden ging. Weder der Papst noch er regten sich über die Mordtat von Monza auf; was die skandalöse Note betrifft, die jedes menschliche und christliche Gefühl verletzte und beleidigte, so hieß es, daß sie nicht sein Werk gewesen sei oder daß er widerstandslos dem Papst gehorchte und ihm nicht einmal bei den offenkundigsten und unentschuldbarsten Fehlern zu widersprechen wagte. Das Verhalten des Vatikans bei dieser Gelegenheit war direkt grausam. Wenn Rampolla dem Papste nicht offen entgegenzutreten wagte, so hatte er andre Mittel, seine Entschlüsse abzuschwächen und seine Gefühle zu mildern; aber diese Mittel wandte er nie an. Leo XIII. und sein Minister ergänzten sich. Rampolla übte mehr Einfluß aus, als man glaubte, aber er widersprach dem Papst nie direkt, war vielmehr immer unterwürfig und demütig und schmeichelte ihm in einer Form, die dem Papst sehr gefiel. Er war ganz anders als Antonelli, der sich in vielen Fällen dem Papst Pius IX. bei seinen Entschlüssen ab irato widersetzte. Doch der Kardinal Antonelli war ein Skeptiker, und Rampolla war ein Mystiker, der im Papst den unfehlbaren Menschen und den Stellvertreter Christi sah. Leo XIII. war seinem Wesen nach nicht zu halben Maßregeln

Digitized by Google

geneigt, aber er war eine mittelalterliche Natur, die vom Papsttum die ausgesprochene Vorstellung menschlicher und göttlicher Allmacht hatte. Und Rampolla war sechzehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, sein Minister, der Minister des stolzesten Papstes, den die Geschichte der Kirche vielleicht aufzuweisen hat.

Rampolla ist aus der Welt geschieden, nachdem er eine Seite in der politischen und Kirchengeschichte unsrer Zeit geschrieben hat, die nicht ausgelöscht werden wird. In dem hohen Bestreben, seinen Namen an bleibende Werke zu knüpfen, hat er sich auch um die Kultur, die Kunst, die Archäologie verdient gemacht. Man sagt, daß er in den letzten Zeiten seine politischen Anschauungen geändert und die Dinge der Welt mit weiterem Blick angesehen habe und sich der Gefahren vollkommen bewußt gewesen sei, die die bürgerliche Gesellschaft wie die Kirche bedrohen und auf die Notwendigkeit hinweisen, alle konservativen Kräfte, katholische und freisinnige, zu sammeln, vor allem in Italien, um der Flut der revolutionären Parteien zu widerstehen. Persönlichkeiten, die ihn intimer kannten, versichern es und meinen, daß er, der bei niemand mehr Verdacht erregte und fast wie ein Mann erschien, der sich selber überlebte, der Nachfolger Pius' X. geworden wäre. Der Tod hat diesen Konjekturen ein jähes Ende bereitet. Sicherlich war im Heiligen Kollegium kein Kardinal von größerem Ansehen als er; aber er hatte die Siebzig überschritten, und sein Pontifikat würde nicht lang gedauert haben. Gewiß haben sich die Verhältnisse des Heiligen Kollegiums während der letzten zehn Jahre vielfach geändert, ebenso die politischen Verhältnisse Italiens, derart, daß jener Staatssozialismus auf religiöser Grundlage unzulänglich erscheint, von dem Leo XIII. und mit ihm sein Staatssekretär schwärmte, der aber dennoch ein Segen wäre, wenn er ohne Unterschied des Landes, der Religion und der Regierungsform angewendet würde.

Deutsch-englische Interessengemeinschaft in Afrika

Von

Prof. Dr. Karl Dove

Es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, daß die Kriege der Neuzeit ihre Ursache weit weniger in dynastischen Strebungen als in dem Gegensatz wirtschaftlicher Interessen haben. Das klare Erkennen dieser unbestreitbaren Wahrheit führt von selbst zur Stellung der Frage: Ist unter solchen Umständen die Gemeinsamkeit wichtiger Lebensinteressen großer, an Kultur einander ebenbürtiger Völker nicht das denkbar stärkste Mittel, den Frieden zwischen ihnen zu erhalten? Jeder verständige Mensch wird diese Frage wenigstens bedingt bejahen, d. h. er wird unumwunden zugeben, daß diese Verknüpfung in der Tat das festeste Band zwischen solchen Nationen abgeben müsse, wenn nicht innere Gründe leidenschaftlicher Natur, wie wir sie etwa in übertriebener Ruhmsucht,

Digitized by Google

in der Sorge um einen eingebildeten Vorrang vor andern Reichen und ähnlichen Gefühlen erblicken dürfen, eine Verständigung verhindern oder gar unmöglich machen. Bei einem Rückblick auf die Vorgänge der letzten Jahre wird man bei oberflächlichem Hinschauen kaum begreifen, warum zwei so praktisch veranlagte Völker wie das deutsche und das britische, in deren gegenseitigem Verkehr jene gefährlichen Gedankengänge kaum eine Rolle spielen, nicht ganz gut sollten miteinander auskommen können, ohne daß jemals ein Kampf zwischen beiden ausgefochten würde. Bei genauerem Zuschauen ist die Erklärung hierfür indessen gar nicht so schwer zu finden. Trotz aller Fortschritte der Bildung und trotz ihres Eindringens in immer weitere Kreise beider Länder ist die Kenntnis der Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens, wie sie uns in den Kolonien entgegentreten, noch recht mangelhaft. Das liegt daran, daß die vernunftgemäße Arbeit in den unfertigen Gebieten, um die es sich dabei zumeist handelt, überhaupt erst seit wenigen Jahrzehnten eingesetzt hat; es liegt aber auch daran, daß die den Unterricht und die Erziehung leitenden Stellen bisher diesen Dingen in beiden Reichen nicht die wünschenswerte Beachtung haben zuteil werden lassen.

Um so wichtiger scheint hiernach die Aufklärung der Beteiligten wenigstens über einige der wichtigsten gemeinsamen Interessen, die sowohl Deutschland wie Großbritannien mit den überseeischen Ländern verbinden und die für ihre Staatsbürger ein Ansporn zu gemeinsamer friedfertiger Arbeit über See sein werden, wenn ihre Bedeutung erst allgemein erkannt wird. Dazu wenigstens in etwas beizutragen ist die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen, die das Thema zwar in keiner Weise erschöpfen können, die aber zu weiterer Arbeit auf dem Gebiet der Aufklärung vielleicht eine Anregung geben können.

Es ist vielleicht ein günstiger Zufall, daß Großbritannien und Deutschland in besonderem Maße an dem afrikanischen Kontinent beteiligt sind und daß die jungen, noch auf den untersten Stufen der Entwicklung stehenden Wirtschaftsgebiete gerade dieses Weltteils zum großen Teile dem Einfluß zweier Völker unterstellt sind, die beide den lebhaften Wunsch hegen, sich neue Produktions- und Absatzländer zu schaffen. Nun gibt es aber eine gemeinsame Gefahr, die beide in ihren Lebensinteressen gleichermaßen bedroht und die abzuwehren beide den gleichen schwerwiegenden Anlaß haben. Gemeinschaftlicher Kampf gegen dieselben Mißstände bildet aber schon ein starkes Band zwischen Einzelnen so gut wie zwischen Völkern. Die Sorge, die die Industriestaaten mit ihrer dichten Bevölkerung immer mehr zum Handeln drängt, ist die durch die ungeheuer schnelle Entwicklung einzelner Riesenländer entstandene Monopolwirtschaft in einigen für Westeuropa unentbehrlichen Welthandelsgütern. Sie zu brechen, ist eine Aufgabe, die eine nahe Zukunft lösen muß, und in diesem Bestreben werden wir unsre beiden am meisten bedrohten europäischen Reiche voraussichtlich einiger sehen als die letzten Jahrzehnte sie der Welt gezeigt haben.

Greifen wir nun einige der bedeutsamsten Beispiele heraus, um diese sichere Folgerung zu begründen. Der wichtigste Rohstoff, mit dem die deutsche wie die englische Industrie neuerdings zu rechnen hat, ist zweifellos die Baumwolle.

Digitized by Google

Nächst den Vereinigten Staaten sind an ihr hauptsächlich Großbritannien und Deutschland interessiert, denn diese Länder beschäftigen von den auf der Erde tätigen Spindeln gegenwärtig: Großbritannien 38, die Union 21 und das Deutsche Reich 8 vom Hundert. Nun ist noch immer die Baumwollerzeugung der Vereinigten Staaten der aller andern Ländern so sehr überlegen, daß dies riesige Reich den Weltmarkt in dem wichtigen Stoffe völlig beherrscht. Zugleich wächst aber der Eigenverbrauch Nordamerikas von Jahr zu Jahr, ohne daß die Erntemengen, von ungewöhnlich guten Jahren abgesehen, eine erhebliche Steigerung erfahren hätten. Damit wird die Gefahr, die das Handelsmonopol der Union ohnedies für die westeuropäischen Industrieländer bedeutet, durch die Wahrscheinlichkeit einer immer schwächer werdenden Baumwollausfuhr aus dem Haupterzeugungsgebiet immer mehr gesteigert. Will England nicht seine beinahe wichtigste Industrie zugrunde gehen sehen, so muß es mit aller Kraft auf die Schaffung neuer Baumwollgebiete hinarbeiten. Deutschland aber hat ein, wenn auch nicht gleich, so doch ähnlich starkes Interesse an solchen. Denn während die britische Baumwolleinfuhr abzüglich der Ausfuhr 1911 einen Wert von 1200 Millionen Mark hatte, erreichte diejenige Deutschlands ebenfalls schon einen solchen von 550 Millionen Mark. Das sind Summen, die ein einzelnes Kolonialprodukt betreffen und deren Ersparung für das eigne Nationalvermögen allein hinreichenden Anlaß zu gemeinsamer Arbeit auf dem Felde friedlichen Wettbewerbes wäre. Nur energische und nach gleichen Grundsätzen befolgte Tätigkeit in dem nächst Nordamerika größten Produktionsgebiet der Zukunft, im tropischen Afrika, vermag die britische wie die deutsche Industrie vor schweren Krisen zu bewahren, da Indien aus verschiedenen Gründen für eine sonderliche Steigerung der Erzeugung ebensowenig in Frage kommen kann wie Aegypten. In Sachen der Baumwollerzeugung in Afrika kann es sich für beide Länder nicht um eine Konkurrenz, sondern im eigensten Interesse nur um eine in vielen Einzelheiten einheitliche und gemeinschaftliche Kulturarbeit handeln. Auch müssen beide die ihnen nicht gehörenden, für Baumwolle geeigneten Gebiete des Südkontinents auf Grund gemeinsamer Sorge für die Zukunft wirtschaftlich in ihrem Sinne zu beeinflussen suchen. Ein Gegeneinanderarbeiten in dieser Angelegenheit würde jedem der zwei Leidensgefährten nachteilig sein und noch mehr natürlich ein Gegensatz, der die Entwicklung der Kolonien des andren Teiles durch Maßnahmen beliebiger Art zu hemmen sucht. Wenn die Mächte, von denen hier die Rede ist, nicht schon jetzt zu dieser Einsicht kommen, so wird in einer nahen Zukunft die Not der Industrie sie ihnen aufzwingen. Daß die afrikanischen Besitzungen Englands in erster Linie für die künftige Lieferung von Baumwolle in Betracht kommen, beweist nichts besser, als daß sie trotz der Jugend der Kulturen 1911 schon fast die Hälfte der aus allen britischen Besitzungen (natürlich mit Ausnahme von Indien) überhaupt ausgeführten Menge dieses Stoffes lieferten.

Zeigt uns das Beispiel dieses wichtigsten von allen kolonialen Rohstoffen, in welcher Richtung das gemeinsame Ziel der afrikanischen Kolonialwirtschaft beider Länder liegt, so hat Großbritannien auf einem anderen Gebiet einen

Digitized by Google

ganz persönlichen Grund, sich mit seinem deutschen Nachbar daselbst freundschaftlich zu stellen, ebenso wie wir, uns in ihm einen der wichtigsten Abnehmer zu sichern. Ebenso wichtig wie die Einfuhr von Rohstoffen ist für das Vereinigte Königreich diejenige von Lebensmitteln und unter diesen beansprucht bei der Lebensweise seiner Bevölkerung die Zufuhr von solcher tierischen Herkunft eine der wichtigsten Stellen. Betrug doch bereits im Jahre 1908 der Wert des von Großbritannien und Irland eingeführten Fleisches fast 700 Millionen Mark, zu denen noch eine Summe von mehr als 400 Millionen allein für Butter kam, der sonstigen Dinge wie kondensierte Milch usw. nicht einmal zu gedenken. Es darf somit ohne weiteres behauptet werden, daß das Inselreich alle Veranlassung hat, sich einen weitgehenden Einfluß auf die großen Fleischmärkte der Erde zu sichern, denn es ist als Käufer mehr als irgendein Land der Welt an diesen interessiert. Von denen, die es unmittelbar zu beeinflussen vermag, liefert Australien nur Hammel, während Kanadas ohnehin beschränkte Weidegebiete mehr und mehr von der schnell wachsenden eigenen Bevölkerung in Anspruch genommen werden. Hat doch dort die Ausfuhr von Nahrungsmitteln tierischer Herkunft im Laufe des letzten Jahrzehnts eine nicht unwesentliche Abnahme erfahren. Die andern amerikanischen Fleischländer aber geraten immer mehr auf eine Bahn, die letzten Endes zu einem Riesentrust führen muß. Somit bleibt zur Sicherstellung einer nach Güte und Preis der Ware geregelten Fleischeinfuhr abermals nur Afrika, dessen höchst entwicklungsfähige Viehzuchtgebiete, der außertropische Süden und die innern Hochländer von Ostafrika, sich abermals in den Händen beider Mächte, Deutschlands und Englands, befinden. Dieses muß einen außerordentlichen Wert darauf legen, daß hier ein großzügiges System der Viehhaltung durchgeführt werde, das in wahrhaft wirksamem Seuchenschutz und ähnlichen Maßnahmen der Zukunft ein unmittelbares Hand in Hand gehen beider Mächte voraussetzt. Andrerseits müssen wir, deren Fleischmarkt aus verschiedenen Gründen für die Einfuhr südafrikanischer Ware wenig in Frage kommt, besonders im Interesse unsrer südafrikanischen Kolonie großen Wert darauf legen, uns einen solchen in Großbritanniens längst übervölkerten Landschaften zu sichern.

Auch hinsichtlich ihrer Ausfuhr müssen beide Länder mit einer Schaffung neuer, von ihnen abhängiger außereuropäischer Absatzgebiete rechnen. Deutschland aus dem einfachen Grunde, weil es bis vor nicht gar so langer Zeit überhaupt noch keine Kolonien besaß — diese allein sind solche Absatzländer. Großbritannien aber ist ebenfalls in dieser Lage. Denn je selbständiger seine von Europäern besiedelten Länder werden, um so wahrscheinlicher wird auch die allmähliche Befriedigung vieler Handelsbedürfnisse durch deren sich steigernde eigne Gewerbetätigkeit. Indien ist dann das einzige Gebiet unter britischer Herrschaft, das als Käufer britischer Erzeugnisse in großem Maßstabe bestehen bleiben würde. Gerade Indien mit seinen bedürfnislosen, vorwiegend Ackerbau treibenden Menschenmassen wird schwerlich eine starke Steigerung seiner Abnahmefähigkeit erfahren. Wenigstens ist das für eine irgendwie absehbare Zukunft nicht anzunehmen.

Digitized by Google

Es bleibt also wieder nur ein großes Gebiet des britischen Weltreiches übrig, das berufen ist, dem Mutterlande einen Ersatz für die dereinst fortfallenden Käufer englischer Ausfuhrgegenstände zu bieten. Und das ist abermals die afrikanische Riesenprovinz des Imperiums. Nun könnte man meinen, daß ja der Wettbewerb auf dem Gebiete des Einfuhrhandels in Afrika zwischen Deutschland und England, weit entfernt, sie zu einen, zu einem Widerstreit der Interessen und damit zu Zwistigkeiten und Mißhelligkeiten führen werde. Ich will durchaus nicht bestreiten, daß das an einzelnen Stellen gelegentlich einmal der Fall sein wird. Aber doch nur in Kleinigkeiten. Sieht man sich die Aufgaben, die beider Reiche bei der immer weiteren Förderung des Einfuhrhandels harren, etwas genauer an, so erkennt man, daß gerade hier das Hand in Hand Arbeiten eine ungemein große Bedeutung gewinnen muß, ja, daß es wie schließlich alles vernünftige Tun und Treiben auf der Welt auch wirtschaftlich unmittelbaren Nutzen bringt.

Es handelt sich darum, in der Erziehung der Afrikaner zu einer höheren Zivilisation die am meisten geeigneten Wege einzuschlagen. Daß die beiden an der Spitze der europäischen Kulturvölker stehenden Nationen dazu in erster Linie berufen sind, haben sie bereits an vielen Stellen der Erde bewiesen. Dagegen läßt eine volle Entwicklung der in den Eingeborenen des Südkontinents schlummernden wirtschaftlichen Kräfte sich nur denken, wenn dabei nach einheitlichen, von großen Gesichtspunkten ausgehenden Grundsätzen verfahren wird. Das ist abermals nur bei engem Zusammenarbeiten zu erreichen, wie wir es nicht etwa nur auf dem Gebiete der Schule und Mission, sondern auch auf dem weiten Felde unmittelbar praktischer Arbeit wünschen. Die Formen der Seßhaftmachung wie der Wanderung (namentlich der immer wachsenden Scharen farbiger Arbeiter), die Einführung bestimmter Kulturen, hygienische Maßnahmen, die Ueberleitung der bloßen Sammelarbeit der Naturvölker zu einer wirklichen Gütererzeugung und vieles andre fordern jetzt, wo Afrika erst so recht eigentlich zu erwachen beginnt, mit zwingender Gewalt jene Regelung, wenn anders die beiden Hauptindustrievölker Europas für ihre Zukunft sorgen wollen. Daß zugleich die Ordnung des gesamten Verkehrs sowie die Ausnutzung der ungeheuren, in der Tropenzone vorhandenen Wasserkräfte des Weltteils sich ebenfalls nur dann in wünschenswertem Grade durchführen läßt, wenn die genannten Mächte für- und nicht gegeneinander arbeiten, bedarf kaum noch einer weiteren Ausführung. Kurz, auf den verschiedensten Gebieten erwachsen uns so gut wie den Briten Aufgaben kultureller Art, deren Lösung zugleich den Wohlstand beider Nationen in staunenswertem Maße zu heben vermag, wenn sie über das Trennende, über den Konkurrenzneid hinweg sich die Hand zu freundschaftlichem Zusammengehen zunächst wenigstens in Afrika reichen. Wachsende Einsicht in die äußeren und inneren Vorteile des Zusammenstehens gegen die rücksichtslosen Handelskreise der Neuen Welt wie gegen die Stumpfheit weniger hochstehender Völker und Staaten in den verschiedenen Teilen der Erde wird sie schließlich auch in der europäischen Heimat enger zusammenführen.

Digitized by Google

Freilich, ohne Opfer von beiden Seiten geht es auch in Afrika nicht. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß Großbritannien den größeren und in einzelnen Gebieten auch den wertvolleren Besitz in Händen hat und behalten wird. Großbritannien aber wird sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß es nicht nur über die Verteilung von Interessensphären fremder Staatshoheit Verträge schließt, sondern dem deutschen Nachbarn auch einmal von dem eignen Besitz das gibt, was dieser zur Entwicklung seiner eignen Kolonien notwendig braucht. Dahin gehört nicht nur der Verzicht auf Vorrechte, wie etwa auf die ganze Stromrinne des wasserspendenden Oranjeflusses bis hinüber zum deutschen Ufer und auf ähnliche unsinnige Festsetzungen einer früheren Zeit, sondern auch die eine oder andre wirkliche Landabtretung, wie etwa die des zwischen Niger und Benuë gelegenen Gebiets, das unserm Kameruner Hinterland erst zu seiner vollen Bedeutung verhelfen würde. Das alles aber sind Dinge, die das riesige afrikanische Reich der Engländer ohne jeden Schaden seinerseits zu bewilligen vermag und die mit einem Male die bei uns verbreitete Meinung zerstören würden, als sei Großbritannien stets nur der nehmende, nie dagegen der gebende Teil. Hier, auf afrikanischem Boden, wo außer im äußersten Süden noch keine seit Menschenaltern festbegründeten Werte vorhanden sind, wo alles erst noch geschaffen werden soll, vermag das Britenvolk diese Anschauung am leichtesten zu widerlegen. Und wir dürfen vielleicht hoffen, daß es sich dazu entschließt, denn es ist ein klug rechnendes Volk, das sicher auch geben wird, wenn es den Vorteil solchen Handels nur erst eingesehen hat. Und wie bei uns schon jetzt kein vernünftiger Mensch einen Kampf mit der britischen Welt wünscht, so wird bei wirklichem Entgegenkommen unsrer Blutsverwandten über dem Meere das Mißtrauen schwinden, das durch die bisherige, wie ich gezeigt zu haben glaube, für England selbst auf die Dauer unvorteilhafte und einseitige Richtung seiner außereuropäischen Politik so lange genährt wurde.

Lola Montez und die Studenten

Unedierte Berichte

Mitgeteilt von

August Fournier

Die kurze Herrlichkeit der Favoritin König Ludwigs I. von Bayern, die sich einen Platz in der Geschichte zu sichern wußte, ist an der sittlichen Entrüstung der Münchner Studenten zuschanden geworden. Merkwürdig: ein junges, ausnehmend schönes Weib, voll durchstrebenden, leidenschaftlichen Wesens, das mit seinem heißen Temperament gierig nach den Zärtlichkeiten männlicher Kraft verlangt, wird der gehaßte Abscheu von über tausend Jünglingen bester Art, und kaum ein Dutzend von ihnen gibt es, die ihr freundlich gesinnt sind.

Digitized by Google

Freilich, ihr Ruf war der schlechteste, als sie nach München kam, und ihr Auftreten hier eine Kette brutaler Ungezogenheiten.[1]) Aber das mochte die Polizei angehen. Nur, daß man alsbald keinen Geringeren als den König in den Fesseln dieser Unwürdigen sah, deren unbändige Skandalsucht selbst jeder Fessel spottete, die königliche Würde zum Spielball einer Abenteurerin herabgesunken, das ertrug man nicht, das Volk nicht und nicht seine Jugend, soweit sie zu eigner Meinung und selbständigem Urteil gelangt war. Sie, die leichter zur Tat neigte, empörte sich und riß die Bevölkerung aller Stände mit sich fort. Die Empörung siegte; die Favoritin mußte das Feld räumen, auf dem sie es durch die Gunst des Monarchen zu hohem Rang und Einfluß gebracht hatte. Der äußere Hergang dieser Dinge ist oft erzählt worden. Von dem psychologischen Prozeß aber, den er begleitete, ist bisher noch manches dunkel geblieben. Vielleicht vermögen die unten mitgeteilten Dokumente einiges aufzuklären.

*

Die Neigung des alternden Königs für die spanische Tänzerin Lola Montez, die in aller Welt das größte Aufsehen erregte, hatte im Februar 1847 den Sturz des klerikalen Kabinetts Abel herbeigeführt und das liberale Ministerium Maurer an dessen Stelle gesetzt.[2]) Dieser Systemwechsel würde wohl der allgemeinen Stimmung entsprochen haben. Da man aber anfangs in weiteren Kreisen noch nicht wußte, daß Abel wegen der Indiskretion entlassen worden war, durch die er ein vertrauliches, bloß für den König bestimmtes Memorandum in die Oeffentlichkeit brachte, sondern glaubte, nur seine mannesmutige Offenheit in der Beurteilung der königlichen Liebelei hätte ihm sein Portefeuille gekostet, war alles, ob liberal oder klerikal, in großer Aufregung. Der Magistrat und die Stadtverordneten Münchens sandten eine Dankadresse an Abel, und im Senat der Universität regte Professor Ernst v. Lasaulx, Philologe von Beruf und seiner politischen Gesinnung nach ultramontan, den Gedanken einer Zustimmungserklärung für das geschiedene Ministerium an, obgleich dieses die hohen Schulen nicht gerade mit freundlichen Maßregeln bedacht hatte. Es kam auch nicht zu der vorgeschlagenen Kundgebung, aber Lasaulx' kräftige Agitation dafür blieb dem König kein Geheimnis, der sofort, Ende Februar, den Professor mit geringer Pension quieszierte. Nun war aber der Gemaßregelte — vielleicht, weil er seinerzeit für ein paar Jugendtorheiten einige Wochen in Haft gesessen hatte — ein Liebling der Studenten, die ihm gleich am andern Tage eine solenne Huldigung darbrachten. Und da sich von der Demonstration die unteren Schichten der Bevölkerung nicht fernhalten ließen und der Anlaß zu der Verfügung des Königs in der Spanierin gesucht wurde, so artete die Bewegung noch am

[1]) Siehe „Deutsche Revue", September 1902, den Polizeibericht an Metternich vom März 1847.

[2]) Siehe den Aufsatz „Lola Montez und der Regierungswechsel in Bayern 1847" in der „Deutschen Revue", Oktober 1909, und in meinen „Historischen Studien und Skizzen", III.

Digitized by Google

1. März in einen argen Tumult vor deren Wohnung und später sogar vor der Residenz aus, die dabei einige Fensterscheiben einbüßte. Dabei wurden acht Studenten verhaftet und in Untersuchung gezogen. Man hatte Militär aufbieten müssen, um Ordnung zu schaffen, und Militär und Gendarmen hielten auch an den nächsten Tagen die Ruhe aufrecht.[1])

An der Universität war sie bald wieder eingekehrt. Ein mahnender Aufruf des Senats und eine kräftige Rede des Professors Thiersch, Dekans der philosophischen Fakultät, aus der sich die erregtesten Elemente rekrutierten, taten ihre Wirkung, und da mit Schluß des Wintersemesters viele Kommilitonen die Stadt verließen, herrschte bald Friede an der Hohen Schule, der auch den Sommer über nicht gestört wurde. Der König hatte wohl noch einige Professoren ultramontaner Richtung: Moy, Höfler, Philipps, entlassen, denen man nicht gerade nachweinte, er hatte aber auch den Prozeß gegen die acht Studenten niedergeschlagen. Und als die neue Regierung den akademischen Verbindungen größere Freiheiten gewährte, trug dies viel zur Besänftigung der jungen Gemüter bei. Sie kamen erst im nächsten Winter wieder in Wallung.

Auch in der übrigen Bevölkerung war mehr Beruhigung eingetreten. Man hatte schließlich erfahren, daß Abel nicht ohne eigne Schuld verabschiedet worden war, und gab dem neuen Kurs der Politik seinen Beifall. Als der König nach kurzer Krankheit wieder im Theater erschien, wurde er mit Jubel empfangen, und so auch auf der Fahrt nach seinem Sommersitz Brückenau, in Kissingen, in der Pfalz. Damals war es ja, wo Ludwig das gegen die Jesuiten gerichtete Sonett verfaßte, worin er sie zürnend apostrophiert:

„Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!"

und in dem es am Schlusse heißt:

„Die Wolken fliehn, der Himmel ist gelichtet;
Ich preis es, das entscheidende Ereignis,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet."

Der im Abelschen Memorandum angedrohte Abfall des Volkes von seinem Herrscher war ausgeblieben, und der Landtag, der im Herbst 1847 zusammentrat, funktionierte, ohne daß sich das Verhältnis zwischen Fürst und Volksvertretung geändert hätte. Ja man ertrug jetzt auch die Beziehung zu der Tänzerin etwas leichter, in der die liberalen Kreise den Anlaß zum Systemwechsel erblickten und der sie deshalb weniger gram waren. Man kennt ja die Verse, die Grillparzer dazumal niederschrieb:

„Kehrt euch nicht verachtend von dem Weib,
In dessen Arm ein König ward zum Mann."

Und man nahm es schließlich auch hin, als „die Maria von Porris und Montez (Lola Montez)", wie es im „Regierungsblatt für das Königreich Bayern"

---

[1]) Siehe über Einzelheiten den Bericht an Metternich in der „Deutschen Revue", September 1902.

Digitized by Google

vom 9. September 1847 hieß, zur Gräfin v. Landsfeld erhoben und ihr das Indigenat in Bayern verliehen wurde.[1]) Man duldete es, wenn auch mit Indignation und in den Taschen geballten Fäusten. Denn die Favoritin, die anfänglich sich in ihrem äußeren Benehmen gebessert zu haben schien, war bald wieder in ihre frühere unartige Heftigkeit zurückgefallen, zu der sich nun auch noch der Ehrgeiz gesellte, als einflußreich in Staatssachen zu gelten. Daß man sie als den Grund zum Umschwung der Politik bezeichnete, hatte ihr außerordentlich geschmeichelt, und sie nahm es jetzt übel, wenn einer an ihrer Geltung beim König auch in diesen Dingen zweifelte. Maurer selbst mußte es erfahren. Als er im Herrenhaus auf einen Vorwurf Abels in scharfen Worten antwortete, unter seinem Ministerium sei der Dame des königlichen Herzens nie der geringste Einfluß auf die Staatsgeschäfte eingeräumt worden, erklärte sich Lola für beleidigt, und Maurer sah sich aus diesem Anlaß zur Demission genötigt.[2]) Ebenso der Kriegsminister v. Hohenhausen, der eine Einladung in die Barerstraße, wo die Gräfin jetzt ihr eignes Haus bewohnte, nur für die Zeit der Anwesenheit des Königs angenommen hatte. Und da auch Zu-Rhein und die andern nunmehr nicht bleiben wollten, war bald das ganze Februarministerium entlassen (30. November 1847). Fürst Wallerstein bildete ein neues und meinte sich gegen die Ränke der Landsfeld am besten dadurch zu sichern, daß er ihren Reisekavalier, Herrn v. Bercks, als Minister des Innern ins Kabinett aufnahm, womit er es allerdings von vornherein schwer belastete. Denn die Geltung der Montez beim Könige, die in der Entlassung oder Quieszierung von ihr nicht genehmen Persönlichkeiten zutage trat, erzeugte nun doch, und zwar in jedem Parteilager, eine immer steigende Aufregung. Voraus beim Adel, dessen Vorrechte die neue Gräfin auch für sich in Anspruch nahm und der seine ablehnende Haltung ihr gegenüber keineswegs aufgab. Einer nach dem andern von den aristokratischen Flügeladjutanten des Königs, denen es oblag, die Majestät in die Gesellschaften der Tänzerin zu begleiten, legte seine Charge nieder und zog sich zurück. Das änderte aber alles nichts daran, daß das Verhältnis Ludwigs zu Lola dasselbe blieb, und derselbe blieb auch ihr Einfluß.[3]) Darunter litt nicht nur das Ansehen des Königs, sondern auch das seiner Regierung, trotz mehrfachen liberalen Maßregeln, die sie traf, trotz der Aufhebung der Zensur für Schriften, die sich mit

[1]) Maurer hatte, als er im März das Indigenatspatent unterzeichnete, vom König die Gunst erbeten und zugestanden erhalten, daß nicht sofort davon Gebrauch gemacht werde. Es ist nicht zutreffend, wenn man heute noch erzählt, der König habe seine Zusage nicht gehalten. Ein halbes Jahr verfloß bis zur Kundmachung.

[2]) Maurer hatte sich bei Uebernahme des Portefeuilles ausbedungen, nicht der Tänzerin aufwarten zu müssen, und der König war darauf eingegangen. Danach scheint die Annahme unrichtig, das Ministerium sei darüber gestürzt, daß Maurer die Favoritin nicht besuchte. Vgl. Stern, Geschichte Europas, VI, 287. Politische Differenzen mit dem Landtage mögen ihm das Scheiden erleichtert haben.

[3]) Ueber diese Dinge enthalten die Briefe Therese Kaulbachs an den entfernten Gatten anschauliche Schilderungen. Sie sind auf der Münchner Bibliothek deponiert und verdienten veröffentlicht zu werden.

Digitized by Google

Landesangelegenheiten beschäftigten, und trotz einer freisinnigen Studienordnung für die Universitäten.

An der Münchner Hohen Schule hatte die große Mehrheit der Studenten ihre tiefe Abneigung gegen Ludwigs Geliebte nicht aufgegeben. Sie äußerte sie aber erst, als die Gräfin die Veranlassung zu neuen Zwistigkeiten wurde. Einige Mitglieder der akademischen Verbindung „Palatina" hatten an Gesellschaften im Hause der Montez teilgenommen und waren dafür von ihrem Korps ausgeschlossen worden, ja noch mehr, dieses selbst mußte sich auflösen. Darauf gründeten die Ausgeschlossenen mit einigen neuen Ankömmlingen ein neues Korps „Allemannia" — der König selbst gab ihm den Namen —, dessen Mitglieder, etwa ein Dutzend an der Zahl, förmlich in den Dienst der Spanierin traten, mit ihr, und zuweilen, wie man sagte, mit Seiner Majestät, in ihrem Hause kneipten, zu ihrer ständigen Begleitung gehörten und sicher auch ihren verlangenden Reizen dienten, wogegen der hohe Gönner ebensowenig wie gegen jene Offiziere einzuwenden hatte, denen die Sultanin ihr Schnupftuch zuwarf. Er förderte vielmehr die „Lolamannen", wie sie hießen, durch allerlei Aushilfen und Stipendien und wollte damit wohl nur aufs neue erhärten, was er seinem Freunde, dem Bischof Diepenbrock von Breslau, in einem Briefe feierlich versichert hatte, daß *seine* Neigung für die Landsfeld keine banale Liebschaft sei.

Des Königs ausgesprochene Gnade bewahrte aber die Alemannen nicht davor, daß sie von den andern Studenten in Verruf erklärt wurden. Und als dann auch noch Minister Bercks auf einem ihrer Kommerse unkluge Worte sprach, die sie verteidigen sollten und nur die andern tief erregten, da gedieh die Sache soweit, daß man mit ihnen nicht mehr in einem Kolleg sitzen wollte. Beim Begräbnis des großen Ultramontanen Görres, Ende Januar 1848, dem Lola mit ihren Satelliten beiwohnte, kam es zu einem argen Konflikt, den die Polizei schlichten mußte, und seitdem gab es an der Universität keine Ruhe mehr. Die Alemannen wurden entweder aus den Hörsälen hinausgewiesen oder man ging selbst hinaus und machte dadurch die Vorlesungen unmöglich. Fürst Wallerstein, der auch das Unterrichtsportefeuille übernommen hatte, kam zu den Studenten, um Ruhe zu stiften; aber es gelang ihm nicht, obgleich man wußte, daß er bei der Landsfeld in Ungnade gefallen war. Der Tumult dauerte fort und nahm am 9. Februar einen bedrohlichen Charakter an, als einer der Verfemten — ein Graf Hirschberg — sich durch Dolchstiche seiner Bedränger zu erwehren suchte. Es erfolgte eine Massendemonstration, an der sich auch viel Volk beteiligte und die sich später gegen die Montez, als die Ursache alles Uebels, wandte. Der König selbst erschien nun auf der Universität. Aber er fand nicht die gewohnte Ehrerbietung, und als er eine barsche Anrede an die Kommilitonen hielt, machte sie wenig Eindruck. Schließlich gab er Befehl, die Vorlesungen zu schließen und erst im Oktober wieder zu eröffnen. Das hatte aber seine Nachteile für die Bürgerschaft, die mit den Studenten einen Teil ihres Erwerbs sich entgehen sah und nun gemeinsame Sache mit ihnen machte. Es kam zu Deputationen des Magistrats an den König, von den Massen unterstützt, und so erregt war

Digitized by Google

die Stimmung der ganzen Bevölkerung, daß die Zurücknahme des Verbots der Vorlesungen nicht mehr hinreichte, sie zu besänftigen. Ludwig mußte auch die neue Forderung der Bürgerschaft erfüllen und Lola aus München abschaffen lassen. Unter Hohn und Spott verließ sie die Stadt, in der sie noch vor kurzer Zeit dominiert und sogar den Wahn gehegt hatte, von ihrem königlichen Freunde noch höher erhoben zu werden. Schon hatte sie ernstlich gegen die Verwandten der Königin und gegen diese selbst zu intrigieren begonnen und zu ihrer Umgebung gesagt, es stünden zwischen ihr und dem Thron nur noch zwei Augen. Dieser Thron aber war in einer Zeit, die allenthalben gegen die monarchische Autorität heranbrandete, auch für Ludwig I. ein unsicherer Besitz geworden. Er hatte vielleicht gemeint, daß seine königliche Würde durch die Göttlichkeit ihrer Herkunft alles, was er tue, mit ihrem Glanze zu veredeln und unanfechtbar zu machen imstande sei. Daß sie dennoch abbröckelte und in den Staub fiel, merkte er lange nicht. Als er es endlich gewahr wurde, verzichtete er darauf.

Diese Vorgänge sind bereits im ganzen und großen in unsre Geschichtskenntnis übergegangen.[1]) Was diese im einzelnen noch zu erweitern imstande wäre, sind die aus München nach Wien, an Metternich, gerichteten Geheimberichte, von denen eine Anzahl bereits in diesen Blättern veröffentlicht wurde. Als ernste historische Dokumente sind sie von besonderem Wert, da sie auch dort einiges Licht verbreiten, wohin die Beobachtung des Zuschauers aus dem Publikum nicht leicht zu gelangen vermochte.

Berichte an Metternich

1.

1. März 1847.

[Im neuen Ministerium ist der Minister für Kultus und Unterricht und der Finanzen Freiherr Zu-Rhein die Hauptperson. Er ist in der Rechtswissenschaft und in der Literatur gut bewandert, hat vorteilhafte gesellige Eigenschaften und liebt die Tafelfreuden. In der letzten Ständeversammlung hatte er sich in Gemeinschaft mit Fürst Wallerstein „unter der Aegide der vier Prinzen" gegen die kirchlichen Ansichten der Regierung (Abel) gewandt. Der Protestant Maurer ist ein gelehrter Jurist, aber kein praktischer Geschäftsmann und auch kein selbständiger Charakter. Der Kriegsminister General Hohenhausen, früher Erzieher des Kronprinzen, gilt für einen ehrgeizigen Projektenmacher.][2])

Ein gestern eingetretener Vorgang hat eine lebhafte Bewegung unter den Studenten hervorgerufen. Professor Lasaulx (!), ein durch Wissenschaft und

---

[1]) Wertvoll, wenn auch nicht immer zutreffend, sind die in der „Neuen Deutschen Rundschau", September 1901, von Richard Reuter veröffentlichten Briefe einer in München damals lebenden Dame, die für manches, das sie berichtet, als Augenzeugin gelten will.

[2]) Das in Klammern Mitgeteilte wird im Auszug wiedergegeben. Längst Bekanntes oder Unwesentliches wurde weggelassen. Die Berichte sind nicht immer von demselben Vertrauensmann verfaßt. Die meisten rühren von Diplomaten her, die sich wohl vorzugsweise in konservativen Kreisen unterrichteten.

Digitized by Google

Geist ausgezeichneter Lehrer im Fach der Philologie, Ephorus der philosophischen Fakultät, dessen Vorlesungen zu den besuchtesten gehören, brachte im akademischen Senat den unklugen Antrag vor, dem Herrn v. Abel durch eine Deputation den Dank und die Achtung der Universität und deren Sympathie in Beziehung auf die von ihm bewährten Grundsätze und Gesinnungen zu bezeugen. Der letzte Teil des Vorschlags wurde wegen der dabei bemerkten politischen Tendenz einmütig abgelehnt und die Dankadresse nach einigem Schwanken ebenfalls beseitigt. Indessen hatte der dermalige Rector magnificus Doctor med. Weißbrod das Protokoll der Beratungen dem Ministerium mitgeteilt, und der König beschloß darauf die Entsetzung des Professors Lasaulx. Heute haben sich gegen 500 Studenten versammelt, diesem ein Lebehoch zu bringen. Hoffentlich wird die Sache keine weiteren Folgen haben.

Dem Vernehmen nach hat der König an den Fürstbischof von Breslau ein Schreiben gerichtet, worin er sein königliches Wort dafür einsetzt, daß sein Verhältnis zur Lola kein fleischliches, die Liebe für weibliche Reize aber für ihn ein unentbehrliches Bedürfnis sei. Dieses Schreiben soll allen Bischöfen des Königreichs in Abschrift mitgeteilt worden sein ...[1])

Die Königin ist erst seit kurzem von dem Aufsehen unterrichtet, welches die der Lola zugewandte königliche Gunst erregt. Bisher galt ihr die Sache als eine Vorliebe für spanische Unterhaltung. Sie scheint bis jetzt dem ihr eignen Charakter unbegrenzter Duldung treu bleiben zu wollen.

2.

2. März 1847.

Bei der gestern morgens stattgefundenen Studentenversammlung war die Absicht, nach dem dem Professor gebrachten Lebehoch nach der Wohnung der Spanierin zu ziehen und ihr ein Pereat zu bringen. Dies unterblieb auf Lasaulx' Zureden. Nachmittag ging die Rede von einem für Professor Lasaulx zu veranstaltenden Fackelzug, welcher jedoch durch die Polizeibehörde untersagt ward. Indessen veranlaßte dies das Zusammentreten vieler Studierenden, welchem sich ein größerer Haufe Neugieriger anschloß, und gegen 4 Uhr versammelten sich die Volksmassen um das Haus der Lola Montez,[2]) wo unter häufigen Schmähungen gegen sie geschrien und Steine und Eisstücke nach den Fenstern geworfen wurden. Sie selbst trat ans offene Fenster, wie man sagt, mit drohender Gebärde, wodurch der Haufe noch mehr gereizt wurde. Der König, davon unterrichtet, begab sich um 5 Uhr allein und zu Fuß nach der bedrohten Wohnung, zu deren Schutz gegen 6 Uhr eine Abteilung Küraſſiere nebst mehreren

[1]) Siehe über das Schreiben Ludwigs I. an seinen Freund, den Fürstbischof Diepenbrock, das Metternich in seinem vollen Wortlaut von dem Adressaten selbst mitgeteilt worden war, meinen Aufsatz in der „Deutschen Revue" und Sepp, Ludwig Augustus, S. 856. Es scheint über den Kreis der bayrischen Bischöfe hinausgedrungen zu sein. So findet sich z. B. ein wahrheitsgetreues Exzerpt auch in Wilhelm Kaulbachs hinterlassenen Papieren.

[2]) Sie wohnte damals noch zur Miete in der Theresienstraße.

Digitized by Google

Infanterieposten aufgestellt wurden. Gegen 1/2 7 Uhr kehrte der König, wiederum zu Fuß, jedoch begleitet vom Polizeidirektor, einem Gendarmerieoffizier und gefolgt von mehreren Gendarmen, nach der Residenz zurück. Die Theresienstraße war durch Truppen gesäubert worden. — Nun aber wandten sich die Massen schreiend und pfeifend gegen die Residenz, und es fielen einige Steinwürfe vom Theaterplatz aus in die Fenster des Erdgeschosses im Königsbau. Doch wurde bald das Volk aus der dortigen Umgegend durch die bewaffnete Macht entfernt, durchzog aber noch bis gegen 10 Uhr lärmend mehrere Straßen, wobei in mehreren Häusern, in deren Nähe sich Steinhaufen als Material zur Ausbesserung der Straßen befinden, ohne sonstigen besonderen Anlaß einige Fenster eingeschlagen wurden. Am Abend, wo kein Theater war, fand bei Hof das gewöhnliche Lottospiel statt, an welchem der König in gewohnter Gemütsruhe teilnahm.

3.

6. April 1847.

Hier gehen die Sachen ihren unerfreulichen Gang. Der König ist so montiert, daß selbst den provisorischen Herren[1]) angst wird. Die Diplomaten tragen mit ihren Intrigen zur Verwirrung bei. Die Lola Montez besucht fleißig die königliche Residenz, wobei sie der Königin zum zweitenmal im Tor begegnete. Sowie man auch erzählt, daß Seine Majestät der Geliebten die Zimmer der Königin zeigte, von dieser aber, unerwartet heimgekehrt, in selben überrascht wurde. — Lola hat bereits dem neuen Regierungspräsidenten, Baron Godin, einen Besuch gemacht und fängt mit allen den Leuten, mit denen sie früher unartig war, an, liebenswürdig zu sein. Wirklich beginnt sie etwas populär zu werden!! — Ihre Gesellschaft besteht, wie ich jetzt gewiß weiß, nur mehr aus nachstehenden: General Heidegger, Professor der Architektur Metzger, Bildhauer Leeb, Polizeidirektor Mark, zuweilen Baron Poißl, zuweilen Literat v. Ploetz, Israelite Hopfen, früher in Wien, Angelika Mayer, eine Wienerin, Ballettänzerin.[2])

4.

4. Mai 1847.

... Wie der von Athen zurückgekehrte Flügeladjutant Freiherr v. Hunolstein erzählt, habe der Kronprinz über jene Verbindung[3]) mit großem Tadel gesprochen, aber seine Freude ausgedrückt über die hiesigen neuen Veränderungen und dabei bemerkt, wie das Ministerium Abel stets eine Scheidewand zwischen dem König und ihm gewesen. — Als der König nach seiner Krankheit zum erstenmal wieder im Theater erschien, erhob sich alles, nur die Lola blieb in einem Fauteuil liegen, was allgemeinen Unmut erregte. Ihre Anmaßungen werden neuestens wieder stärker.

---

[1]) Den Ministern, die zunächst nur provisorisch die Ressorts verwalteten.

[2]) Die Liste ist nicht vollständig. Frau Kaulbach nennt in einem Schreiben an den Gemahl noch: den „Schokoladenmacher Mayerhofer", „Leutnant Nußbaumer", „zwei verworfene Frauen aus Würzburg", „eine Parapluiemacherstochter aus Bayreuth" u. a.

[3]) Des Königs mit Lola Montez.

Digitized by Google

5.

5. September 1847.

Herr v. Maurer hat zu dem preußischen Gesandten gesagt, die Standeserhöhung der Gräfin v. Landsfeld sei erfolgt, weil der König in einer schwachen Stunde sie ihr zugesagt und letztere sie ihm förmlich abgedrungen habe.[1]) Er habe dem König erklärt, daß kein Minister wagen dürfe, vor den Ständen zu erscheinen, der seinen Fuß je in das Haus der Gräfin Landsfeld gesetzt hätte, und er sei seinerseits fest entschlossen, dies nicht zu tun. Uebrigens, behauptet er, sehe der König selbst ein, daß er hier zu weit ging, es sei nun von ferneren Gunstbezeugungen keine Rede; der König bleibe auch darum so lange von München fern, weil er zeigen will, daß ihm dieser Umgang nicht unentbehrlich sei. Ich gestehe, daß ich nicht imstande bin, zu beurteilen, inwieweit den Aeußerungen Herrn v. Maurers überhaupt Vertrauen zu schenken sei; manche seiner obigen Behauptungen scheinen mir, aus sonstigen bekannt gewordenen Umständen zu schließen, nicht ohne Grund bezweifelt werden zu dürfen ...

6.

26. September 1847.

... Ein Abgeordneter, welcher keineswegs der sog. ultramontanen Partei angehört, hat mich versichert, daß alles in bezug auf die erwähnten Personen[2]) Vorgefallene in jeder Bauernhütte Bayerns bekannt sei und in verschiedener Richtung seine Nachwirkung fühlbar mache. So würden Grundherren, Geistliche u. dgl. häufig in Verlegenheit versetzt, wenn sie Leute aus der unteren Volksklasse wegen eines unsittlichen Verhältnisses zurechtweisen und von diesen zur Antwort erhalten: „Macht's ja unser König auch so."

7.

30. Januar 1848.

Der alte Görres ist vorgestern gestorben, mit großer Ruhe und Bewußtsein. Er sprach noch viel in den letzten Tagen, und seine Aeußerungen über sein ereignisreiches Leben und die heutige Weltlage sollen höchst merkwürdig und poetisch erhaben gewesen sein. Der König, der ihn einst so sehr liebte, hat nicht einmal sich nach seinem Befinden erkundigen lassen ...

Im übrigen dauert hier der gewöhnliche klägliche Zustand fort. Ein Freiherr v. Seefried, ehemaliger Leutnant, zuletzt Unternehmer des Theaters in Bamberg, war hierhergekommen, um vom König die Wiederherstellung des Isartortheaters und die Uebergabe der Direktion an ihn zu bewirken, zu welchem Zweck er sich mit Lola in Verbindung setzte. Es scheint nun gewiß, daß der König ihn zu seinem Flügeladjutanten ernennen wird, da alle vier bisherigen Adjutanten ihre Entlassung begehrt und zwei sie wirklich erhalten haben ...

---

[1]) Sie war Metternich am 26. August bereits gemeldet worden. Das „Regierungsblatt für das Königreich Bayern" brachte sie erst in seiner Nummer 41 vom 9. September 1847.

[2]) König und Lola Montez.

Digitized by Google

Nach kaum zweimonatlichem Dasein ist Fürst Wallerstein bereits im Wanken. Natürlich aus der einfachsten Ursache, weil Lola ihm nicht verzeiht, daß er sich bisher standhaft durch alle erdenklichen Ausflüchte geweigert hat, zu ihr zu gehen. Sie nennt ihn bereits un lâche, un jésuite usw. Er selbst spricht sehr viel und offen von seiner prekären Stellung, und dies wäre in meinen Augen eher ein Grund, zu vermuten, daß die Sache noch nicht so arg ist. Aber seine Gründe hiezu sind leicht zu erraten. Gelingt es ihm, sich zu erhalten, so macht er dann glauben, daß trotz aller Intrigen er allein imstande war, der Lola die Stirne zu bieten; fällt er aber durch sie, so will er wenigstens mit Eklat fallen. Auf dem letzten Kammerball machte ihm der König vor aller Augen eine Szene und soll ihm hierbei unter anderm gesagt haben: „Sie sind der Napoleon der Phrasen!"

Zu demselben Ball waren auch die Satelliten Lolas geladen. Kein Mensch sprach mit ihnen, und bei dem Souper mußten sie sich allein an einen Tisch setzen, da alles ihnen den Rücken kehrte. Um $^1/_2$9 Uhr verließ der König mit einem Engländer Namens Murray, einem Freunde der Lola, der vor kurzem zum königlichen Kammerherrn ernannt wurde, das Lokal der Kammerbälle und begab sich in seine Appartements, wo bereits Lola und Bercks, der Minister des Innern, Seine Majestät erwarteten. Da wurde dann Tee getrunken. Mittlerweile nahte die Stunde des Soupers. Man wartete einige Zeit vergebens. Endlich schickte die Königin den Zeremonienmeister hinab, um dem König zu sagen, man warte auf ihn, um zum Souper zu schreiten. Der Zeremonienmeister kam zurück mit der Antwort, er habe den König eingeschlafen auf dem Ruhebett gefunden. Nach einer Weile abermals hinabgeschickt, brachte er die Nachricht, der König schlafe noch immer. Endlich ließ Seine Majestät sagen, man möge nur soupieren, er komme nicht mehr ...

Alles, was hier täglich vorgeht, sieht wohl einer schlechten Farce ähnlich. Aber wenn man bedenkt, wie an allen Ecken und Enden Europas im Norden und Süden dunkle Wetter aufsteigen, Throne wanken und vielleicht schon von fern die eisernen Würfel rasseln, so macht die königliche Posse, die man hier in idyllischer Sorglosigkeit spielt, einen beinahe tragischen Eindruck auf den ernsten Beobachter. Zudem wird die Stimmung hier immer schlechter und durchdringt die obersten wie die untersten Schichten der Bevölkerung. Fast möchte man befürchten, es bedürfe nur eines zufälligen Anstoßes, einer geringfügigen Veranlassung, und aus dem unterwühlten Boden werden verderbliche Elemente hervorbrechen.

8.

7. Februar 1848.

Seit Lola dem Fürsten Wallerstein guerre à outrance erklärt hat, ist dessen Stellung prekär geworden, und wenn seit einigen Tagen etwas mehr Sicherheit wieder eingetreten ist, so verdankt er es nur dem Bercks, seiner ehemaligen Kreatur. So haben die Rollen gewechselt! ...

Lola arbeitet jetzt daran, die Königin zu isolieren. Darum will sie die

Digitized by Google

Gräfin Elß, Prinz und Prinzessin Eduard von Altenburg entfernt sehen. Die beiden Prinzen würden Divisionskommanden in der Provinz bekommen.[1]) Lola sagte: „Entre le trône et moi il n'y a que deux yeux."

Seit einigen Tagen herrscht Aufregung unter den Studenten, die sich bisher durchaus tadellos und, trotz sehr entschiedener Gesinnung, gelassen benommen haben, eine Aufregung, die leicht zu Exzessen führen kann. Und da jetzt die Stimmung in allen Klassen derart ist, daß der geringste Anstoß eine Katastrophe veranlassen kann, so ist man in täglicher Besorgnis vor irgendeinem gewaltsamen Ausbruch, wobei das Militär kaum die gewohnten Dienste leisten würde.

9.

14. Februar 1848.

Die Befürchtungen, die ich in meinem letzten Brief aussprach, haben nun ihre Bestätigung gefunden. München hat seine drei glorieuses journées gehabt, und Lola ist einstweilen aus der Stadt und aus Bayern, aber keineswegs aus dem Herzen des Königs vertrieben. Er gab nach, im letzten Augenblick, aus Furcht vor den Demonstrationen der Bürgerschaft und der Reichsräte, aus Besorgnis für Lolas Leben und aus Liebe zu ihr, weil sie um diesen Preis allein zu retten war. Ich habe diese gefahrlose Revolution von Anfang bis zu Ende in den Straßen mit angesehen und die Verblendung eines Monarchen beklagt, der ein solches Volk bis zur äußersten Erbitterung reizt. Und doch war in der ganzen Bewegung der drei Tage keine Spur revolutionärer Gesinnung, kein aufrührerischer Ruf ertönte, alles wollte nur das verhaßte Weib loswerden. Seit aber das Volk gewahr wurde, daß er trotz dem ihm abgedrungenen Zugeständnis doch seine Ueberzeugung nicht geändert hat, daß er sie sogar noch nachher gesehen hat, mißtraut man ihm, und die Stimmung hat erst seither einen bedenklichen Charakter angenommen. „Wir sind noch nicht fertig mit ihm, das ist erst der Anfang," so hörte man vielfach die Bürger äußern.

Der König hat die fixe Idee, daß die ganze Bewegung abermals nur ein Werk der Ultramontanen war, und die gleich darauf erfolgte Suspendierung des Gardekapitäns Baron Zweibrücken, der einer von Lolas entschiedensten Gegnern war und über ihren Sturz laut seine Freude aussprach, läßt befürchten, daß der König, im Gefühl der erlittenen Niederlage, statt sie zu verbergen, sich von Rachsucht zu Maßregeln hinreißen läßt, welche den übelsten Eindruck machen würden. Anderseits ist außer den Alemannen noch kein einziger von Lolas Satelliten entfernt worden. Die allgemeine Erbitterung ist vorzüglich gegen den Minister Bercks gerichtet, dessen Entlassung wahrscheinlich die nächste Forderung der Bürgerschaft sein wird. Wallerstein hat bei dem ganzen Hergang viel Glück gehabt, und die Rolle, die er gespielt, ist einigermaßen rätselhaft. Ueber das Benehmen der Prinzessin Luitpold[2]) ist nur eine Stimme der Bewunderung und

[1]) Die Prinzen Georg und Eduard von Altenburg waren Brüder der Königin Therese.

[2]) Prinzessin Augusta, eine Oesterreicherin, war die Gemahlin des Prinzen Luitpold, Schwiegertochter Ludwigs I., die Mutter des jetzt regierenden Königs.

Digitized by Google

des Dankes unter der Bürgerschaft, die ihr eine feierliche Dankadresse überreichen will. Ohne ihre kniefällige Verwendung, welche die Bürger zu Tränen rührte, hätte der König die Deputation nie empfangen, und dann wäre eine blutige Katastrophe unvermeidlich gewesen.

Ich habe über die Ereignisse der drei Tage, soviel ich Zeit übrig hatte, ein Tagebuch geführt, welches ich hier zur beliebigen Einsicht beischließe.

Tagebuch

München, den 9. Februar.

Das Studentenkorps „Alemannia", welches die nächste Veranlassung zur gegenwärtigen Aufregung gab, verdankt seine Entstehung folgenden Umständen. An der hiesigen Universität bestehen vier bis fünf von der Regierung anerkannte Studentenverbindungen, welche sich im allgemeinen durch ruhiges, ordentliches Betragen auszeichnen und seit den Märzereignissen des vorigen Jahres sich ganz neutral verhalten haben. Gegen Ende des vorigen Semesters suchten mehrere Glieder der „Palatina", aus Pfälzern bestehend, die Bekanntschaft der Lola Montez zu machen, von der sie auch sehr gut aufgenommen wurden. Die Senioren der „Palatina" hielten hierauf einen Konvent und stießen obige Mitglieder aus der Gesellschaft aus. Die Senioren der übrigen Verbindungen, hierdurch noch nicht zufriedengestellt, forderten die Palatinen, unter Androhung des Verrufs, auf, sich aufzulösen, was denn auch geschah. Gleich im Anfang des gegenwärtigen Semesters stifteten die obigen ausgestoßenen Studenten einen neuen Verein, dem sich mehrere neue Ankömmlinge anschlossen, und der auf Lolas Verwendung vom König autorisiert wurde, der ihm den Namen „Alemannia" beilegte und auf alle Weise seine königliche Gunst bezeugte. Von den übrigen Korps wurde aber diese neue Verbindung nicht nur nicht anerkannt, sondern in den akademischen Verruf und deren Mitglieder für unehrbar und nicht satisfaktionsfähig erklärt, welches natürlich von Lola sowohl als vom König sehr übel aufgenommen wurde, ohne daß er etwas daran ändern konnte. Diese Alemannen bilden nun seit mehreren Monaten auf die auffallendste Weise die Gesellschaft der Lola, bringen einen großen Teil ihrer Zeit bei ihr zu, begleiten sie ins Theater und auf die Promenade, sind natürlich in ihrem Salon in häufiger nächster Berührung mit dem König und feiern, wenn dieser Lola um 10 Uhr abends verläßt, oft Orgien, die bis spät in die Nacht dauern. Einem solchen Gelage soll (!) der König selbst beigewohnt haben, wo er, Lola auf dem Knie, den Schläger in der Rechten, das karmesinrote Vereinsmützchen auf dem Kopf, den sog. Landesvater mit anstimmte und erst gegen 1 Uhr morgens, ziemlich weinselig, wie in seiner einstigen Studienzeit, in die Residenz zurückkehrte.

Diese Schar kräftiger junger Leute, ihrer zwölf bis vierzehn, bilden nun eine Art männlichen Harems und zugleich Trabantenwache der Lola. Deren Senior, ein gewisser Sänger, brachte die letzten Wochen jede Nacht bei ihr zu. Dennoch beteilte sie der König mit allen an der Universität erledigten Stipendien, gab noch überdies den meisten eine besondere Zulage . . ., was natürlich bei den

Digitized by Google

Professoren, die über die gute Aufführung der Akademiker wachen sollten, als auch bei den übrigen Studenten, deren gesundes sittliches Gefühl dadurch verletzt wurde, sehr böses Blut machte. Die ersten Monate des Studienjahres gingen übrigens ziemlich ruhig vorüber. Die Alemannen ließen sich nie auf der Universität sehen, und die übrigen Studenten beobachteten eine musterhafte, ebenso feste als von jeder Herausforderung entfernte Haltung. Statt dieses freiwillige Ausbleiben der Alemannen als einen glücklichen Umstand zu ignorieren, beging der gegenwärtige Rektor, Hofrat Thiersch, den Fehler, die akademische Vorschrift des Kollegienbesuchs den Alemannen vor ungefähr vierzehn Tagen in Erinnerung zu bringen, und als sie dieser Mahnung Folge leisteten, ging der Tanz los. Sobald sich ein Alemanne oder „Lolaner", wie man sie auch nennt, im Kolleg zeigte, wurde er entweder hinausgeworfen oder ausgepfiffen, oder alles verließ den Hörsaal und ließ den Professor mit zwei bis drei Alemannen allein zurück. Da dies immer ärger wurde, so trug sich Fürst Wallerstein als Kultusminister dem König zur Beschwichtigung solchen Skandals an und wurde hierin von Seiner Majestät beifällig bestärkt.

Als gestern, am 8. vormittags, eine ähnliche Szene vorfiel, begab sich Fürst Wallerstein auf die Universität und harangierte die in der Aula versammelten Studenten, indem er ihnen vorstellte, daß Antipathien und Sympathien mit den Studien nichts zu schaffen hätten, und daß die akademische Freiheit mit der Ordnung allein bestehen könnte usw. Er schloß mit einem Lebehoch auf den König, worin die anwesenden Studenten einstimmten, während die auf dem Platz vor der Universität Versammelten darauf mit einem Lebehoch auf die akademische Freiheit antworteten. Als diese dann nach Hause gehen wollten, ließen sich unglücklicherweise zwei vorübergehende Alemannen blicken. Die ganze Masse von 200 bis 300 Studenten zog ihnen nun durch die ganze Ludwigstraße nach, bis sie, am Hofgarten angelangt, noch ein donnerndes „Pereat Alemannia!" ausbrachten und dann ruhig auseinandergingen.

Schon gestern abend erfuhr man, daß heute eine noch großartigere Demonstration beabsichtigt sei. Die Sache fing, wie am gestrigen Tag, in der Ludwigstraße mit der Verfolgung von ein paar Alemannen, mit Zischen und Pfeifen an. Einer derselben, als sie bis zum Basar gekommen waren, zog, durch offene Verhöhnung eines neben ihm gehenden Studenten gereizt, einen Dolch hervor und stieß nach diesem, dessen dicker Mantel glücklich den Stoß abwehrte. Hierauf fiel ein Gendarm dem Alemannen in den Arm und forderte einen andern, neben ihm stehenden Studenten, namens Parceval, Sohn des Obersten des hiesigen Kürassierregimentes, auf, ihm das Gewehr zu halten, damit er des Dolchträgers Meister werden könne. Als Herr v. Parceval nun das Gewehr wirklich nehmen wollte, versetzte ihm der Alemanne auch einen Stich, der ebenfalls glücklicherweise nur die Brust seines Oberrocks aufschlitzte. Ersterer entwand sich darauf den Händen des Gendarmen und floh in das Rottmannsche Kaffeehaus, in der nördlichen Ecke des Basars, wo die Alemannen gewöhnlich ihre Kneipe zu halten pflegten. Die herandrängenden Studenten erklärten dem Gendarmen, sie würden

Digitized by Google

keine Gewalt gebrauchen, wenn man den Alemannen verhaften wolle. Der Gendarmerieleutnant, der gerade hinzukam, verweigerte dieses aber unter dem Vorwand, daß das Tragen eines Dolches nur ein Disziplinarvergehen sei. Die inzwischen herbeigezogene Gendarmerie zu Fuß und zu Pferd besetzte alle Zugänge zum Kaffeehaus, das von einer zahlreichen Menge von Studenten und anderm Volk umlagert war. Mittlerweile war es 12 Uhr geworden. Um 11 Uhr hatte aber gerade ein Déjeuner dansant bei Hofe begonnen, wozu, da es nur ein Kammerball war, das Diplomatische Korps keine Einladung erhalten hatte. Als der obige Vorfall dem König gemeldet wurde, verließ er den Ball und verfügte sich allein zu Fuß auf die Universität, ließ dort den Rektor Thiersch vor sich kommen, dem er ziemlich unangenehme Dinge sagte, wurde von den Studenten nicht mit der gewohnten Ehrfurcht begrüßt, harangierte sie in kurzen Sätzen: „Mit König Ludwig spaßt man nicht; es ist, als ob man in der Türkei wäre“ usw. Darauf ging er fort, der Briennerstraße zu. Da begegnete ihm Lola. Er gab ihr den Arm und führte sie in ihre Wohnung zurück. Ich stand gerade vor meinem Haus, als er zurückkam, und werde nie den Eindruck vergessen, den mir sein Anblick machte: das Gesicht war von Todesblässe bedeckt, der Blick war wild und unstet, alle Züge waren verzerrt. Dazu hatte er die Balltoilette an: weiße Halsbinde usw., nur einen leichten grünen Jagdrock statt des schwarzen Fracks. So kehrte er in die Residenz und auf den Ball zurück.

Inzwischen war es 1 Uhr geworden. Neugierde und das warme, wunderschöne Wetter hatten eine ungeheure Menschenmasse herbeigelockt, die teils vor dem Kaffeehaus, wo die Alemannen noch immer blockiert waren, teils auf dem Platz vor der Residenz und Feldherrnhalle sich sammelte. Plötzlich erscholl ein gellendes Geschrei von der Theatinerkirche her. Rechts von dieser befindet sich nämlich das Ministerium des Innern, und dort war Lola vorgefahren, um zu dem Minister Bercks sich zu begeben. Als sie nach einer Weile wieder herauskam, verschmähte sie, in ihren Wagen zu steigen, sondern ging zu Fuß, nur von einem Bedienten gefolgt, gegen die Ludwigstraße zu. Nun ging das Brüllen und Pfeifen los. Man drängte sich auf sie hin; ein Student faßte sie, gerade neben der Tür der Theatinerkirche, umklammerte ihren Hals, als wollte er sie erdrosseln; sie gibt ihm einen so tüchtigen Faustschlag ins Gesicht, daß er losließ. Sie flieht in die Kirche, worin sich schon viel Leute befanden, kniet vor dem Marienaltar nieder und spricht laut: „Mon Dieu, protégez mon meilleur ami!“ Dann steht sie auf und zieht ein Pistol aus der Tasche, das ihr aber von einem herbeigeeilten Freund entwunden wird. Inzwischen waren vier reitende Gendarmen herbeigeeilt, die sich vor der Kirchentüre aufstellten. Sie tritt heraus und schreitet, von ihnen eskortiert, lachend und mit der Faust drohend, gegen die Ecke der Residenzstraße. Die ganze Zeit brüllte und pfiff das Volk ganz unmenschlich, aber niemand wagte es, Hand an sie zu legen. Nur sechs bis acht Gendarmen genügten, um diese brüllende Menge im Zaum zu halten, während sie, von einigen wenigen ihrer Freunde umgeben, zwar leichenblaß, aber zornig und unerschrocken zu dem Volke sprach. Das dauerte 8 bis 10 Minuten, worauf sie endlich, immer

Digitized by Google

umbrüllt, aber unbeirrt, in die königliche Residenz hineingeht zu ihrem obersten Schutzherrn, während vor dem Tor, neben der Hauptwache, das tausendstimmige Gejohle fortdauert. Nach anderthalbstündigem Verlauf erschien endlich Militär. Die Residenzstraße wurde abgesperrt, vor der Theatinerkirche eine Kompagnie aufgestellt, auf dem Odeonsplatz eine Schwadron Kürassiere, die Barerstraße, wo Lolas Haus steht, ward durch zwei Kompagnien Infanterie abgesperrt. Infanterie- und Kavalleriepatrouillen durchstreiften die Ludwigstraße und die Nebenstraßen.

Ich konnte nicht genug die Haltung des hiesigen Volkes bewundern, sei es Gutmütigkeit, sei es Apathie. Das Ganze war nur eine Emeute der Lungen, denn sie heulten und pfiffen barbarisch, aber rührten sich nicht und wichen den paar Gendarmen auf das allerhöflichste aus, bis sich endlich bei der Dämmerung alles nach und nach ruhig verlief. Anderseits muß man über den Mut und die Verwegenheit eines Weibes erstaunen, das allein, zu Fuß, sich mitten unter eine gegen sie erbitterte Volksmenge wagt und noch so viel Geistesgegenwart und kaltes Blut hat, in der Kirche die Komödie jenes Gebetes für den König zu spielen.

Es ist ein wahres Glück, daß das Volk zu keiner Gewalttat schritt. Denn nach allem, was ich über die Stimmung der Truppen und der Offiziere erfuhr, hätten sie sich nur höchst langsam und ungern herbeigelassen, um einer solchen Person willen auf das Volk zu schießen. Ein Zug ist hier bezeichnend. Die Infanterie, welche die beiden Eingänge zur Barerstraße, wo Lolas Haus steht, besetzt hielt, war von 1 Uhr nachmittags an bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht unbeweglich aufgestellt, da sie wegen der Schwäche der Besatzung, die sämtlich auf den Beinen war, nicht abgelöst werden konnte. Von 9 Uhr abends an fiel der Regen in Strömen. Um 11 Uhr schickte Lola hinab und ließ den Truppen sagen, sie könnten Bier, Wein, Braten haben, soviel sie wollten. Die Soldaten, durchfroren und durchnäßt und seit zwölf Stunden nüchtern, gaben zur Antwort: „Von so einem Mensch wollen wir nichts."

10. Februar.

Heute um 9 Uhr morgens versammelten sich die Studenten, 500 bis 600 an der Zahl, auf dem Universitätsplatz, wo durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht war, daß die Universität infolge königlichen Befehls bis zum Oktober laufenden Jahres geschlossen sei, und zogen von da, ein lautes, vollstimmiges „Gaudeamus igitur" singend, das sich in der weiten Straße vortrefflich ausnahm, in geordneter Kolonne zu dem Haus des Rektors Thiersch. Dieser trat auf den Balkon und hielt eine kurze, eindringende Rede, worin er die Studenten zur Ruhe und Unterwerfung unter den königlichen Befehl ermahnte und ihnen versprach, daß er und seine Kollegen nichts unversucht lassen würden, um eine Milderung der über die Universität verhängten Maßregel zu erwirken. Hierauf zogen sie, abermals singend, aber in großer Ordnung vor das Kultusministerium und brachten dort dem Fürsten Wallerstein ein Lebehoch — als plötzlich eine Abteilung Gendarmen zu Fuß und zu Pferd aus einer

Digitized by Google

Seitenstraße hervorbrach, ohne alle vorhergehende Aufforderung auf die Studenten einstürmte, die in die Tore des Ministeriums Flüchtenden mit gefälltem Bajonett verfolgte, wobei drei Personen verwundet wurden, davon einer im Laufe des Tages bereits verstorben sein soll.[1]) Hierauf wurde der Platz gesäubert, und alle zerstreuten sich.

Die Schließung der Universität bis zum künftigen Oktober hatte indessen bei der Bürgerschaft große Aufregung hervorgerufen, da sie dadurch mit einem materiellen Verlust von 600000 bis 700000 Gulden bedroht wäre wegen des schleunigen Abgangs und der längeren Abwesenheit von 1200 bis 1300 Studenten. Um 1 Uhr versammelten sich gegen tausend Bürger auf dem Rathaus und beschlossen nach lebhafter Beratung, eine Deputation an den König zu senden, um eine Audienz zu begehren. Um 2 Uhr begab sich der Magistrat in die Residenz, wo er aber den König nicht fand, der zur Lola gegangen war. Von dort verfügten sie sich auf den Universitätsplatz, wo sich gerade die Studenten versammelt hatten, und ermahnten sie zur Ruhe, indem die Bürgerschaft ihre Sache in die Hand genommen habe. Ein Student hielt hierauf eine Rede an seine Kommilitonen, worin er ersuchte, sich ruhig zu verhalten und auf die Bürgerschaft zu verlassen. Die Studenten gingen darauf ruhig auseinander. Die meisten begaben sich vor das Rathaus, um dort das Weitere zu erwarten.

Nach 3 Uhr zogen alle versammelten Bürger, gegen tausend an der Zahl, je vier und vier, auf den großen Residenzplatz und ließen den König für ihre Deputation um Gehör bitten. Seine Majestät, der gerade zum Essen gehen wollte, ließ ihnen sagen, er werde sich nach Tisch entscheiden, bedeutete übrigens dem abgeordneten Magistrat, daß er von einmal Beschlossenem nicht abgehe, daß er sich eher die Krone nehmen lasse als seinen Willen beugen usw. Als die Deputation fort war, beschwor Prinzessin Luitpold den König auf den Knien, er möchte seiner Bürger Wünschen gnädigst Rücksicht gewähren. Inzwischen harrten die vor der Residenz versammelten Bürger unbeweglich und schweigend durch drei Stunden auf eine Botschaft des Königs. Endlich gegen 7 Uhr ließ Seine Majestät sagen: sie möchten auf das Rathaus gehen, wo ihnen sein Wille eröffnet werden soll. Dort kam auch bald darauf der Minister Bercks an und verkündete drei Konzessionen: 1. Daß die Universität im Mai wieder geöffnet wird; 2. daß das gegenwärtige Semester den Studenten als ein volles gerechnet werden soll, und 3. daß der Hauptmann Bauer, welcher diesen Morgen die Gendarmen bei ihrem Angriff auf die Studenten geführt hatte, abgesetzt werden würde.

Die Meinung der Bürger war aber seit heute morgen weiter gegangen: von der Wirkung auf die Ursache. Es schien sich ihnen nicht mehr um Studenten und Universität, sondern um die Veranlassung von allem Uebel, um Lola und ihre Entfernung zu handeln. Die obigen Zugeständnisse wurden daher von den Bürgern nichts weniger als günstig aufgenommen. Und als Herr v. Bercks

[1]) Das Gerücht bewahrheitete sich nicht.

Digitized by Google

ihnen eindringlich die königliche Wohltat hervorheben wollte, wurde er von dem allgemeinen Ruf: „Nieder mit dem H.... miniſter!“ übertäubt und mußte ſich aus dem Staube machen. Die Bürger verabredeten darauf, ſich mit dem Gebotenen nicht zufriedenzuſtellen, ſondern den folgenden Morgen in Landwehruniform ſich abermals zu verſammeln. — Bald nach Einbruch der Dämmerung wurden an zwei Stellen Exzeſſe begangen. In der Barerſtraße ſuchte eine Schar von etwa fünfzig Menſchen, mit Stöcken bewaffnet, gegen Lolas Haus vorzudringen, wurde aber von den dort aufgeſtellten Gendarmen zurückgeſchlagen, wobei mehrere Gendarmen und von den Angreifern ein Gartenjunge durch einen Säbelhieb lebensgefährlich verwundet wurden. Das Linienmilitär ſah ruhig zu und rührte ſich nicht. Die andre Szene fiel in der Nähe der Polizei vor. Ein Bierwagen wurde umgeworfen, um als Barrikade zur Sperrung der Perulagaſſe zu dienen und die Reiterei abzuwehren. Hierauf wurden ſämtliche Fenſter des Polizeigebäudes eingeworfen und einige Gendarmen geprügelt. Dabei hatte es für diesmal ſein Bewenden, und dieſen Abend kam keine Gewalttätigkeit mehr vor. — Mittlerweile hatte ſchon vormittags Fürſt Wallerſtein eine Eingabe an den König gerichtet, worin er Seiner Majeſtät erklärte, er habe geſtern inmitten der Emeute es für ſeine Pflicht gehalten, den König nicht zu verlaſſen, und ſeinen Befehl der Univerſität kundgemacht. Da er aber dieſen Schritt als konſtitutioneller Miniſter nicht vertreten könne, ſo bitte er Seine Majeſtät um Entlaſſung von ſeinem Poſten. Ein gleiches taten (die Miniſter) Beisler und Heres, die Verweſer des Juſtiz- und Finanzminiſteriums. Bis abends 8 Uhr hatten ſie noch keine Antwort vom König.

Die Stimmung hat ſich im Laufe des heutigen Tages weſentlich verſchlechtert. Die Bürgerſchaft hat ſich der Sache der Studenten, die ſie ſelbſt ſo nahe berührt, mit einer bedenklichen Entſchiedenheit angenommen, und das Ziel der Bewegung iſt nun eingeſtandenermaßen die Entfernung der Lola, die ſich übrigens heute nirgends ſehen ließ, aber in ihrem Haus den Alemannen und ſonſtigen Freunden ein großes Diner gab. Der König ſeinerſeits war wie gewöhnlich, als ob nichts vorginge, abends im Theater, wo vor leeren Bänken geſpielt wurde. Die hier anweſenden Reichsräte beſchloſſen heute abend, ſich insgeſamt, den Fürſt von Leiningen an der Spitze, morgen zum König zu begeben und Seine Majeſtät eine Adreſſe zu überreichen, worin ſie die bedenkliche Lage der Dinge, die Notwendigkeit einer Abhilfe vorſtellen und geradezu die Ausweiſung Lolas verlangen.

11. Februar.

Heute um 8½ Uhr morgens fuhr die Herzogin von Leuchtenberg[1]) zum König, um ihn zum Nachgeben zu bewegen, konnte aber nichts erlangen. Zu gleicher Zeit verſammelten ſich die Bürger in großer Zahl, wie geſtern, auf dem Rathaus und beſchloſſen, abermals bei Seiner Majeſtät um eine Audienz für

[1]) Aelteſte Schweſter König Ludwigs I., Witwe Eugen v. Beauharnais', des Stiefſohnes Napoleons I.

Digitized by Google

ihre Deputation zu bitten, und sollte diese ohne Erfolg bleiben und der König die Ausweisung der Lola verweigern, um 2 Uhr in Landwehruniform und bewaffnet gegen das Haus der Lola auszurücken, um dort ihre Absicht mit Gewalt durchzusetzen. Die Nachricht von dieser gefährlichen Stimmung wurde durch den Polizeidirektor dem König hinterbracht, der sogleich seine Minister versammelte und verfügte, 1. daß die Vorlesungen an der Universität sofort wieder beginnen sollen, 2. daß Lola binnen einer Stunde München und sodann Bayern zu verlassen habe, 3. daß der Hauptmann Bauer von der Gendarmerie untersucht und abgestraft werden solle. Fürst Wallerstein begab sich sogleich mit dieser königlichen Entschließung auf das Rathaus, um sie dort zu verkünden. Hier folgte eine Szene unbeschreiblichen Jubels. Man umarmte sich, vergoß Tränen, rief dem König und dem Fürsten Wallerstein Lebehoch, trug diesen auf den Armen hinab, und die ganze Bürgerschaft, von dem Minister geführt, begab sich auf den Max-Josephs-Platz oder Residenzplatz und stellte sich dort vor dem königlichen Schloß auf. Der König war bereits ausgegangen, aber die Königin erschien mit dem Prinzen Eduard von Altenburg am Fenster und wurde mit einer dreimaligen Salve von Lebehoch begrüßt, das nimmer enden wollte.

Die Kunde von der Lola betreffenden Verfügung hatte sich indessen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet und überall den größten Enthusiasmus bei der in den Straßen wogenden Bevölkerung hervorgebracht. Alles zog nun in die Barerstraße, um Zeuge von der Abfahrt der Person zu sein, die seit einem Jahr eine wahre Geißel des Landes gewesen war, den König seinem Volk entfremdet hatte. Lange harrte man vergebens mit steigender Ungeduld. Endlich, um $^1/_2$11 Uhr, ging das Tor auf, und heraus rollte der der Bevölkerung wohlbekannte braune Brougham. Die Pferde in gestrecktem Galopp, fuhr er pfeilschnell gegen die Pinakothek zu fort. Darin saß Lola mit ihrem Schützling Leutnant Weber. Gellendes Geheul und Verwünschungen ertönten ihr zum Abschiedsgruß. Die anwesenden Studenten stimmten ein jubelndes „Gaudeamus igitur" an, wobei die Menge mitsang. Gleich darauf machte man Anstalten, das Haus zu demolieren, obwohl dessen Türen und Läden geschlossen waren. Man schleppte Steine herbei und warf nach den Fenstern. Die Kürassiere standen in geringer Entfernung unbeweglich. Da die Türen und Läden widerstanden, so umging man das Haus und suchte hinten durch den Garten einzudringen. Die Nebenzäune und Planken wurden umgerissen, die Gartenmauer mittels einer herbeigeschafften Leiter überstiegen. So drangen 200 bis 300 Personen in den inneren Hofraum und begannen dort das Zerstörungswerk. Ich stand auf einige Entfernung von der Gartenmauer neben einem Detachement Infanterie, das von einem Korporal befehligt wurde. Dieser sagte laut, so daß ich und die Umstehenden es hören konnten: „Ich bin hier aufgestellt, und solange ich keinen Befehl bekomme, rühre ich mich nicht." Dies bezeichnet die Stimmung des Militärs im allgemeinen. Es ließ geschehen, was geschehen wollte. Auf einmal sah man den König von der Pinakothek her kommen. Die ungeheure Menschenmasse in der Barerstraße hatte ihn verhindert, von vorn ins

Digitized by Google

Haus zu bringen. Er ging daher hinten herum, wo ich ihn über den Zaun des Gartens steigen sah. Mittlerweile hatte von der Straße aus das Bombardement mit Steinen fortgedauert, und als der König vor das Haus selbst gelangte, traf ihn ein faustgroßer Stein am Arm. Einige Offiziere, die dort standen, erkannten den König, beschützten ihn mit ihren Säbeln. Einem davon gab er den Auftrag, das Volk aufzufordern, ruhig auseinander zu gehen, indem die Studenten dableiben sollten und die Ursache des Mißvergnügens bereits entfernt worden sei. Bald darauf trat er selbst vor das Volk, das ihn mit Lebehoch empfing, befahl den Leuten, das Haus zu schonen, das *sein* Haus sei, und ließ durch herbeigerufenes Militär die Straße säubern. Von dort begab er sich — immer zu Fuß — in die Residenz zurück und zeigte sich an einem Fenster des Max-Josephs-Platzes, wo er von den dort noch aufgestellten Bürgern und dem Volk, das den großen Platz dicht ausfüllte, mit lebhaftem Zuruf begrüßt wurde, bis er endlich im Zurückgehen ihnen winkte, nach Hause zu gehen. Dies geschah denn auch in großer Ordnung, wie sie immer waren, und eine Stunde später hatte sich alles Volk verlaufen und kehrte zu seinen täglichen Verrichtungen zurück. In dem äußeren Anblick der Stadt war keine Spur mehr zu sehen von der Aufregung und den inhaltschweren Ereignissen, die kurz vorher stattgefunden hatten.

Lola selbst war, als sie ihr Haus verließ, auf dem Umweg durch den Englischen Garten wieder zur Stadt zurückgefahren und hatte die Frechheit, hinter dem Theater neben dem mit Menschen übersäten Max-Josephs-Platz in die Residenz dringen zu wollen. Dort waren aber seit gestern abend alle Tore geschlossen. Sie mußte daher umkehren und fuhr mit Blitzesschnelle über die Isarbrücke hinaus auf die Innsbrucker Straße. Graf Louis Arco fuhr ihr in seinem Wagen eine Poststation nach, und die letzten Nachrichten von ihr reichten bis Wolfratshausen auf der Tiroler Straße. Das Volk wollte nicht recht an ihre Entfernung glauben, und noch abends veranlaßte ein an der Residenz vorgefahrener Fiaker, worin man sie in Verkleidung zu erblicken glaubte, Zusammenrottungen und Aufläufe. Im ganzen ist aber alles zur gewöhnlichen Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, und in den Bierhäusern ertönt der Jubel des Volkes über den ohne Blutvergießen gegen den König errungenen Sieg.

*

Soweit die Berichte. Wie der letzte es andeutet war die Bewegung noch nicht zu Ende. Sie war es erst, als Ludwig I. am 20. März 1848 die Krone niederlegte.

Digitized by Google

Die Frage nach der Erfindung und Vervollkommnung des Kompasses

Von

Prof. Dr. S. Günther,

Prorektor der Technischen Hochschule in München

In der Völkerkunde wird seit mehr denn einem Menschenalter eifrig eine Streitfrage erörtert, die sich als überaus fruchtbar und anregend für die Forschung erwiesen hat, und deren Kernpunkt sich etwa in der folgenden Weise kennzeichnen läßt: Stößt man bei zwei Völkern von großer räumlicher Entfernung auf gewisse Uebereinstimmungen materieller oder geistiger Art, muß dann stets an eine Uebertragung oder darf an eine spontane, unbeeinflußte Entstehung an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gedacht werden? Für diese letztere Auffassung, die unter dem Namen „Völker- oder Elementargedanke" in der Wissenschaft bekannt ist, war seinerzeit der Altmeister der deutschen Ethnologie, Adolf Bastian, auf Grund einer umfassenden Kenntnis der Menschheit aller Zonen eingetreten, während anderseits das „Uebertragungsprinzip" in Friedrich Ratzel einen mit den geographischen Bedingungen der Völkerverschiebungen ganz besonders vertrauten Vertreter gefunden hatte. Heute geht die allgemeine Ansicht mehr und mehr dahin, daß mit absoluter Sicherheit keine der beiden Möglichkeiten als die allein zulässige hingestellt werden darf, daß vielmehr im Einzelfalle geprüft werden muß, wie sich für die eine oder andre Wahrscheinlichkeit — an Gewißheit wird nur selten zu denken sein — bestimmende Gründe auffinden lassen. Und auf diese Weise ist schon wiederholt ein tieferer Einblick in das physische und psychische Leben der Völker erzielt worden.

Es scheint noch nicht daran gedacht worden zu sein, daß der hiermit umschriebenen Klasse von Problemen auch dasjenige zugezählt werden muß, welches sich an die erste Entstehung des Kompasses knüpft. Denn es ist nicht zu leugnen, daß dieses Instrument bei drei verschiedenen Völkerkreisen uns begegnet, ohne daß wir imstande wären, darzutun, daß es auf angebbarem Wege von dem einen zu einem andern Lande gebracht worden wäre. Zeitlich erscheint es zuerst in China, um sodann viel später einerseits im christlichen Westen und anderseits im Bereiche der arabischen Kulturwelt wieder aufzutauchen. An und für sich könnte man somit auch an einen dreifachen Ursprung unter abweichenden Bedingungen glauben, allein freilich ist ein solcher diesmal recht unwahrscheinlich. Handelt es sich doch nicht um Naturvölker in isolierter Lage, sondern vielmehr um Kulturnationen, zwischen denen nachweislich gar manche Verbindungsfäden hin und her liefen. Man wird also eine direkte Verpflanzung aus dem heimischen auf einen fremden Boden als das Näherliegende zu betrachten berechtigt sein, wobei es immerhin auffällig erscheinen kann, daß es an direkten Beweisen für eine solche Einbürgerung einstweilen noch gänzlich mangelt, und daß zunächst nur die Hypo-

Digitized by Google

theſe die beſtehende Lücke auszufüllen beſtrebt ſein muß. Den augenblicklichen Stand der Frage, auf deren Löſung ſchon ein ſtattliches Maß gelehrter Arbeit verwendet worden iſt, in möglichſt objektivem Sinne zu ſchildern, iſt der Zweck der nachſtehenden Zeilen.

Die griechiſch-römiſche Antike kannte, wie die ausgedehnten Unterſuchungen von Henri Martin und Palm an der Hand einer Fülle klaſſiſcher Belegſtellen nachgewieſen haben, ſehr wohl die Anziehung und bis zu einem gewiſſen Grade die Polarität des Magneten, nicht aber die magnetiſche Richtkraft. Man wußte, daß es ein Mineral mit ſolchen Eigenſchaften gäbe, und von der Tatſache, daß man dasſelbe in der Nähe der kleinaſiatiſchen Stadt Magneſia in größeren Mengen vorkommend annahm, leiten ſich ja auch die Bezeichnungen Magnet und Magnetismus her. Auch war das Gegenteil der Anziehung, die Abſtoßung, nicht völlig unbekannt, denn in dem Lehrgedichte: „Von der Natur der Dinge", dieſem in naturwiſſenſchaftlicher Hinſicht überhaupt einen Ehrenplatz im römiſchen Schrifttum einnehmenden Werke des Lucretius, wird bereits erwähnt, daß ein ſolch natürlicher Magnet, und von einem künſtlichen konnte ja noch keine Rede ſein, auf Eiſen anziehend oder abſtoßend wirke; und Lucrez wußte auch ſchon, daß die magnetiſche Attraktion durch ein unmagnetiſches Zwiſchenmittel nicht aufgehoben werde. Im übrigen jedoch diente dieſe Naturerſcheinung weſentlich nur dazu, eine Unmenge von Fabeln aller Art in die Welt zu ſetzen, wie man dies aus den Sammelwerken eines Plinius, Iſidorus Hiſpalenſis uſw. zur Genüge erſehen kann. Die Tatſache, daß ein frei bewegliches, längliches Stück Magneteiſenerz die Neigung hat, ſich in einer beſtimmten Richtung einzuſtellen, war vollſtändig unbekannt, und demgemäß mußte auch die Schiffahrt auf ein Hilfsmittel verzichten, welches ſie dazu befähigen konnte, das ängſtliche Kleben an der Küſte aufzugeben und ſich zur Hochſeeſchiffahrt auszugeſtalten.

Wie bemerkt, waren es die Chineſen, die den dem Altertum verſagt gebliebenen Schritt machen durften, und es iſt dies um ſo auffälliger, weil „das Reich der Mitte" eigentlich niemals lebhaftere ſeemänniſche Intereſſen bekundet hat. War auch ſchon vorher dieſe geſchichtliche Wahrheit nicht eben unbekannt, ſo trat ſie doch erſt dann in ein helleres Licht, als 1834 der berühmte Sprachforſcher H. J. Klaproth an Alexander von Humboldt ſein Sendſchreiben: „Sur l'invention de la boussole" richtete, wovon wir erfreulicherweiſe 1885 eine durch A. Wittſtein beſorgte Neuauflage erhalten haben. In ihm wird feſtgeſtellt, daß das Lexikon des Schu-wang, welches mit großer Sicherheit auf das Jahr 121 v. Chr. verlegt werden kann, vom natürlichen Magneten handelt und dieſes Eiſenerz als den „Stein" charakteriſiert, „mit dem man der Nadel die Richtung geben kann". Man verſtand ſich alſo bereits auf die Kunſt, künſtliche Magnete anzufertigen, indem man einen Eiſenſtab oder eine Nadel mit dem „Steine" beſtrich. Beſchrieben wird dieſer Vorgang allerdings erſt weit ſpäter, nämlich in einem dem zwölften nachchriſtlichen Jahrhundert entſtammenden Werke. Um dieſelbe Zeit wird in einer Schrift, die ſich als „Mediziniſche Naturgeſchichte" einführt, der älteſten Form Erwähnung getan, in welcher uns

Digitized by Google

der wirkliche Kompaß entgegentritt; mit Wachs befestigt man die Mitte eines zuvor bestrichenen Eisenstäbchens an einem baumwollenen Faden, und wenn dann jenes frei schwebt, so stellt es sich ganz von selbst in der Südrichtung ein. Daß China in allen Dingen das Umgekehrte von dem tut oder schreibt, was uns geläufig ist, kann nicht wundernehmen, und die Richtung nach Süden gilt für den Nordpol der Nadel ebenso, wie die Richtung nach Norden für den Südpol. Dies sind diejenigen Angaben, die auf völlige Zuverlässigkeit Anspruch erheben können und die Priorität der Chinesen ganz außer Zweifel setzen. Klaproth, der auf möglichste Vollständigkeit sah, nimmt noch eine Reihe andrer Erzählungen in seine Abhandlung auf, die zum Teile, wie das nun einmal bei jenem Volke Sitte ist, in ein ungemein hohes Alter hinaufreichen sollen. Mit dem Hamburger Nautiker A. Schück, der sich sehr eingehend mit dieser halbmythischen Historie beschäftigt hat, wird man indessen zu dem Schlusse kommen müssen, daß diesen Berichten nur eine recht bedingte Vertrauenswürdigkeit zukommt. Der sogenannte „magnetische Wagen", dessen wiederholt von den Annalisten gedacht wird, und der um 700 n. Chr. auch in Japan Eingang gefunden haben soll, dürfte mehr nur ein Spielzeug, als ein ernsten Zwecken gewidmetes Instrument gewesen sein, mit dessen Hilfe chinesische Sendboten sich angeblich in den pfadlosen Steppen der Mongolei orientiert haben. Vermutlich waren dies kleine Nachbildungen der bekannten ostasiatischen „Ritscha" auf zwei Rädern, deren Vorderteil ein Loch enthielt, und in dieses wurde eine winzige menschliche Figur gesteckt, deren Hand einen Magnetstab trug. Stellte man den „Wagen" auf eine horizontale Platte, so konnte das Figürchen der magnetischen Richtkraft nachgeben und sich so einstellen, daß der Arm nach Süden zeigte. Schück hat mit Unterstützung des Ethnographen Thilenius einen derartigen Apparat nachgebildet und gezeigt, daß derselbe im Ruhezustande seinem Zweck entspricht, wogegen er ganz unbrauchbar wird, sobald der „Wagen" rollt. Man wird deshalb nicht umhin können, den Nachrichten der alten Chronikenschreiber einiges Mißtrauen entgegenzubringen.

Auch wenn man dies tut, muß man aber daran festhalten, daß die ersten beglaubigten Berichte über die Bestimmung der Mittagslinie mittels der magnetischen Richtkraft aus dem fernen Osten stammen. Den Bussolen, deren man sich dort noch heute zu astrologischen Zwecken bedient, und von denen wir durch Schück eine Abbildung erhalten haben, kommt unter allen Umständen ein respektables Alter zu. Außer gewissen chinesischen Schriftzeichen lassen sie den chinesischen Tierkreis erkennen, der zwar auch, wie der okzidentalische, zwölf Zeichen aufweist, in deren Bezeichnung dagegen von jenem abweicht; es ist ein richtiger Zodiakus, der nicht tierische und menschliche Symbole durcheinanderbringt, sondern sich ausschließlich an diese hält (Stier, Tiger, Hase, Drache [spezifisch chinesisches Fabeltier], Schlange, Pferd, Lamm, Affe, Hahn, Hund, Schwein, Maus). Auch die Schiffe verwenden Kompasse mit solch zwölfteiliger Anordnung, an deren Stelle Schück gelegentlich auch eine vierundzwanzigteilige treten sah. Eduard Biot, der, ähnlich wie Klaproth, ausgezeichnete Sprach-

Digitized by Google

und Sachkenntnisse in sich vereinigte, war der Meinung, daß erst im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung der Schiffskompaß auf den Dschunken sich heimisch gemacht habe.

Höchst auffällig muß man es finden, daß Marco Polo, der doch fast ein Vierteljahrhundert auf chinesischem Boden weilte, daselbst eine sehr angesehene Stellung einnahm und die große Mehrzahl aller Provinzen zu bereisen Gelegenheit hatte, vom Kompaß nichts gewußt zu haben scheint, während er doch sonst mit großer Vorliebe alle Einrichtungen namhaft macht, betreffs deren sein Adoptivvaterland dem Westen voraus war. Da der so gründlich erfahrene Reisende auf der Heimfahrt den Seeweg benützte, so hätte er, falls eben ein solches Instrument sich auf seinem Schiffe befand, schwerlich dasselbe unbesprochen gelassen. Daß Chinesen und Araber — dieses Wort in üblicher Weise für alle Mohammedaner Asiens und Afrikas gebraucht — in Seeverkehr standen, ist zweifellos, und es wäre mithin für die letzteren mannigfach Veranlassung gegeben gewesen, sich die Kenntnis des Kompasses anzueignen; gleichwohl mangelt es an jeder literarischen Notiz, die in diesem Sinne gedeutet zu werden vermöchte. Gänzlich unvermittelt erscheint die Bussole im islamitischen Kulturkreise, und wir sind nicht in der Lage, zu erkennen, ob und in welcher Art chinesische Einwirkung stattgehabt haben mag.

Erst Eilhard Wiedemann, einem der wenigen deutschen Gelehrten, die mit ihrem Fachwissen, hier in der Physik, eine vollständige Beherrschung der semitischen Sprachen verbinden, hat auf ein arabisches Gedicht aus dem Jahre 834 n. Chr. hingewiesen, welches es so gut wie gewiß mache, daß ihr Verfasser von der Nordweisung der Magnetnadel Kunde gehabt haben muß. Auch einige andre arabische, bezüglich persische Quellen müssen nach Wiedemann berücksichtigt werden, weil sie darauf hinweisen, daß man mit Hilfe einer Magnetnadel, der man die Gestalt eines länglichen Fischchens gab, die „Quibla", d. h. jene Richtung herauszubringen versuchte, welche nach der heiligen Stadt Mekka hinführt und, als für den Gebetskultus der Moslemin wichtig, in keiner Moschee fehlen darf. In präziserer Form ist vom Magneten die Sprache bei dem Turanier Bajlak, von dem ein 1242 geschriebenes mineralogisches Lehrbuch herrührt („Schatz der Kaufleute für die Kenntnis der Steine"). Hier wird mit unzweideutigen Worten eine Vorrichtung beschrieben, die man später Schwimmkompaß genannt hat. „Die Schiffer des Syrischen Meeres nehmen ein mit Wasser gefülltes Gefäß, das sie zum Schutze gegen den Wind im Innern des Schiffes aufstellen; dann stecken sie eine Nadel quer durch einen Holzpflock oder Halm, so daß beide ein Kreuz bilden; hierauf legen sie die Nadel auf die Oberfläche des Wassers in jenem Gefäße, wo dieselbe obenauf schwimmt. Sodann nehmen sie ein Stück Magneteisenstein, nähern es der Wasserfläche und machen mit der Hand eine Drehung nach rechts, infolge wovon auch die Nadel eine Kreisbewegung ausführen wird. Nunmehr ziehen sie rasch und unversehens ihre Hand zurück — und wahrlich, die Nadel ist jetzt beiderseits, nach Norden und Süden, eingestellt." Von Schück, einem Augenzeugen, erfahren wir, daß noch in unsern

Digitized by Google

Tagen der Führer eines zwischen Tripolis und Alexandria verkehrenden Schiffes nach solch urwüchsiger Manier seine Nordrichtung ermittelt habe. Etwa hundert Jahre nach Bajlak schrieb ein andrer Araber, der Historiker Ibn Chaldûn, seine berühmt gewordene „Geschichte der Berber", und in diesem Werke führt er den Gebrauch der Mittelmeerfahrer an, an einem nach den Hauptwindrichtungen geteilten Blatte, „al konbas" genannt, ihre Orientierung vorzunehmen. Es wird dies wohl die erste geschichtlich erkennbare Erwähnung des Wortes Kompaß sein, aber an das Instrument selbst ist wohl weniger als an jene Art von Seekarten zu denken, die während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in den Händen aller geschulten Seeleute sich befanden und uns in der Gegenwart als „Kompaßkarten" bekannt sind. H. Wagner hat die Entstehung dieser Darstellungen der Meere und Küsten näher geprüft und sich zu dem Schlusse führen lassen, daß dieselben oft mit anerkennenswertem Geschick aus einzelnen kleineren Karten in sogenannter Zylinderprojektion zusammengefügt und hinterher mit einem Netze von Kompaßstrichen überzogen wurden. K. Kretschmer, der sich mit diesen Gebilden viel befaßt hat, zählt neunzehn Kartographen, zumeist italienischer und katalanischer, jedoch auch portugiesischer und griechischer Herkunft auf, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, und eines ihrer Erzeugnisse lag offenbar dem Ibn Chaldûn vor, als er die oben zitierte Bemerkung machte. In der Tat besitzt die Mailänder Ambrosiana eine Kompaßkarte mit arabischen Legenden, die offenbar als Kopie eines italienischen Musters zu betrachten ist.

Aus all dem geht hervor, daß die arabische Nautik bei den Europäern Entlehnungen gemacht hat, womit indessen noch keineswegs gesagt ist, daß auch der Kompaß selbst, für den im späteren Mittelalter die Bezeichnung Büchse — buxola, bussola, boussole — üblich ward, in Europa früher als in den islamitischen Ländern bekannt gewesen sei. Fast allenthalben wird das allerdings auf Grund literarischer Zeugnisse als ganz gewiß hingenommen, und diese würden ja auch eine sehr eindringliche Sprache reden, wenn nicht eben das genannte, von Wiedemann aufgefundene Bruchstück eines arabischen Gedichtes einen gewissen Gegenbeweis in sich schlösse. Wie es aber sich damit auch verhalte, ganz sind auch die Möglichkeiten nicht von der Hand zu weisen, daß zwei Völker, an die wir bisher noch nicht zu erinnern hatten, irgendwie ihren Einfluß ausgeübt haben könnten. Wir meinen da die Inder und die Normannen.

Was die ersteren anlangt, so hat es den Anschein, daß die das Erythräische Meer durchkreuzenden Seefahrer schon frühzeitig die Handhabung des Kompasses sich zu eigen gemacht hatten. Wahrscheinlicher ist es aber, daß diese Instrumente, wie der Portugiese De Castanheda berichtet, aus Italien, namentlich aus Genua, ihren Weg nach dem Indischen Ozean gefunden haben, als daß sie auf Indien als Stammland verweisen. Denn diesem Volke läßt sich ja überhaupt in praktischen Sachen kein besonderes Verdienst nachrühmen, und zudem haben wir einen verlässigen Zeugen, den Italiener Niccolò Conti. Früher wollte man ja diesem weitgereisten Manne keinen rechten Glauben schenken,

Digitized by Google

allein durch die Arbeiten von Gardina und Sensburg ist demselben eine Ehrenrettung zuteil geworden, die seine Wahrhaftigkeit in ein unvergleichlich besseres Licht stellt. Daß er tatsächlich Hindostan gesehen, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, und wenn er, der sich als geborener Venezianer auf das Schiffswesen doch wohl verstanden hat, ausdrücklich erklärt, die indischen Seeleute verstünden nicht mit der „Calamita", dem Kompaß, umzugehen, so sind wir, im Gegensatze zu Schück, sehr geneigt, diese mangelhafte Eigenschaft der Inder als wahr gelten zu lassen. Das von Conti gebrauchte Wort war im Laufe des fünfzehnten Säkulums neben der älteren Bezeichnung, der Bussole, nahezu herrschend geworden; es entspricht der zumeist von den Praktikern angewandten Form des Strohhalmkompasses, der vielerorts die noch ältere Modalität des Holzkompasses verdrängt hatte.

Kaum hat es in einer Zeit, die etwa vom achten Jahrhundert anhebt, ein unruhigeres Volk gegeben, als es die Normannen waren, denen in diesen frühen Zeiten auch die Dänen zugerechnet wurden. Sie erobern den größten Teil von England, das zuletzt einem ihrer Herzöge ganz zur Beute fällt; sie kolonisieren die nördlichen schottischen Inseln, die Färöer, Island, Grönland und — was allerdings von Nansen bestritten, von der großen Mehrzahl der Fachmänner hingegen aufrecht erhalten wird —, ein namhaftes Stück von Nordamerika; sie gründen selbständige Reiche in Westfrankreich und Unteritalien; sie setzen sich fest am Süd- und Ostufer des Baltischen Meeres und unterwerfen fast ganz Rußland der „warägischen Herrschaft"; sie bedrohen Konstantinopel und stellen gleichzeitig den byzantinischen Kaisern ihre bevorzugten Leibgarden. Ein Volk solchen Charakters mußte in hohem Maße seetüchtig sein, und wir dürfen uns überzeugt halten, daß diese nordischen „Wikinger" sich von allen ihren Zeitgenossen in allem auszeichneten, was mit Navigationskunde zusammenhing. So mochten sie sich auch am besten dazu eignen, neue Errungenschaften auf diesem Gebiete anderen Ländern und Stämmen zu übermitteln. Vielleicht läge der Gedanke nicht ferne, daß aus dem Apulien Bohemunds und Tankreds die Verwendung der Magnetnadel ihren Weg zu den Sarazenen gefunden hätte. Aber auch die umgekehrte Alternative erscheint denkbar, daß normannische See- und Handelsleute irgendwo im Osten das Geheimnis der freien Meerschiffahrt erkundet und nach den Westländern übertragen hätten. Diesen Gedanken hat R. Hennig anläßlich der Naturforscherversammlung in Münster i. W. (1912) ausgesprochen, indem er darauf aufmerksam machte, daß schon im zehnten Jahrhundert die Waräger an das Schwarze und Kaspische Meer vorgedrungen sind. Es fragt sich nur: Haben wir irgendeinen Anhaltspunkt dafür, daß die Normannen schon frühzeitig etwas vom Kompaß gewußt und durch seine Hilfe jene gewaltigen nautischen Unternehmungen glücklich zu Ende geführt haben, in denen sie alle andern seefahrenden Völker so weit überragten?

Und eine gewisse Berechtigung für diese Vermutung scheint nun wirklich zu bestehen. Thorwald Thoroddsen, der treffliche Kenner isländischer Geschichte und Landeskunde, teilt uns mit, daß das „Landnamabok", jenes wichtige Quellen-

Digitized by Google

werk, welches die Geschichte der ersten Besiedelung der Eisinsel zum Gegenstande hat, ausdrücklich von Naddodr und Flóki, den ersten Konquistadoren, berichtet: „Damals hatten die Seefahrer im Norden noch keinen Magneten." Sie hätten sich durch eine primitive Gestirnbeobachtung, durch Wind und Meeresströmungen, endlich durch „den Flug von Raben" [1]) ihren Weg weisen lassen. Schon bald danach aber tritt uns als ein wertvolles Werkzeug der Pfadfindung auf dem Meere der Leitstein („Leidarsteinn") entgegen, von dem zwar nur der Name bekannt ist, der jedoch wohl nur als Magnetnadel aufgefaßt werden kann. Thoroddsen läßt es unentschieden, ob dieser Leitstein identisch war mit den Sonnensteinen, von denen nach 1300 mehrere isländische Kirchen ein Exemplar besaßen, diejenige zu Hrafnagil sogar „in einem Futteral". Das Verfahren, dessen sich der „Lebensbeschreibung Olafs des Heiligen" zufolge isländische Bauern bedienten, um durch Betrachtung eines Sonnensteins den ungefähren Ort des Aufgangs der Sonne ausfindig zu machen, läßt mit voller Sicherheit auf die Kompaßnadel schließen. Vergegenwärtigt man sich die geographische Lage, so kann man recht wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit für die Uebertragung des wichtigsten nautischen Orientierungsmittels aus dem Osten in die baltischen Provinzen und von da nach Norwegen eintreten. Dabei wird stets vorausgesetzt, daß die Araber, welche im Bereiche der slawischen Länder mit den Normannen in Berührung kommen konnten, mindestens schon um 1000 n. Chr. die Polrichtung der Horizontalnadel gekannt haben. Und von den Nordmännern kann diese Kenntnis sehr wohl auf dem Wege über England und Frankreich nach dem Süden verpflanzt worden sein.

Hier erscheint dieselbe gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, und damit treten wir in die zweite, auf gefestigterem Boden stehende Periode unsrer geschichtlichen Darstellung ein. Ungefähr um das Jahr 1185, vielleicht auch erst 1190, entstand in altfranzösischem Idiome ein satyrisches Gedicht, welchem sein Verfasser den Namen „La Bible" gab. Wer indessen dieser Autor war, ist nicht mit vollkommener Sicherheit festzustellen, denn in dem einen der beiden Manuskripte, welche man von der Schrift besitzt, wird Guyot de Provins, in dem andern wird Hugue de Bercy genannt. Gemeiniglich läßt man den erstgenannten Namen gelten. Die Schilderung, welche der Franzose von der „Kunst der Seeleute, die sie nicht täuschen kann", entwirft, trifft ganz genau auf den uns schon bekannten Schwimmkompaß zu; nur ist aus ihr auch zu entnehmen, daß man nicht immer in jedem Einzelfalle erst der Nadel ihren Magnetismus erteilte, so wie dies Bajlak tat, sondern daß man ein für allemal durch Berühren der ersteren mit einem Naturmagneten diesen Endzweck zu erreichen suchte.

Nahezu gleichzeitig mit der „Bibel" wurden auch in England zwei Literatur-

[1]) Die sehr kurzen Andeutungen der normannischen Schriftsteller über die Beobachtungen des Vogelfluges auf dem einem bestimmten Ziele entgegensteuernden Schiffe hat unlängst Schück einer eingehenden Untersuchung unterworfen, die zu einem leidlich positiven Ergebnis verhalf. An diesem Orte würde eine weitere Erläuterung kaum angezeigt sein.

Digitized by Google

produkte vollendet, welche uns gleichmäßig angehen. Alexander Neckam, geboren 1157, war ein Milchbruder des Königs Richard Löwenherz; in Paris hatte er seine Studien gemacht und dort auch hernach seine Lehrtätigkeit ausgeübt, die ihn zum berühmten Manne machte. Was er uns über die hier in Rede stehende Angelegenheit mitzuteilen hat, findet sich in den beiden Enzyklopädien „Von der Natur der Dinge" und „Von den Gebrauchsgegenständen", die 1857 und 1873 von Thomas Wright im Druck herausgegeben worden sind. Weit zugänglicher wurden sie uns durch G. Hellmanns „Rara magnetica" gemacht, eine Veröffentlichung, der überhaupt das große Verdienst zukommt, das Studium der älteren Geschichte der Lehre vom Erdmagnetismus sehr erleichtert zu haben. Nach Neckam zieht der Schiffer seinen Kompaß bei Nacht oder auch bei bedecktem Himmel zu Rate, um sich über die Nordrichtung zu vergewissern. Was er jedoch über das Instrument selber beibringt, entbehrt der dem Guyot de Provins nachzurühmenden Klarheit, indem sich nicht zuverlässig wahrnehmen läßt, ob ein Schwimmkompaß oder bereits die etwas höher stehende Form des Trockenkompasses gemeint ist. Von neueren Gelehrten hat sich Bertelli für die erstere, D'Avezac für die andre Annahme entschieden. Jedenfalls geht auch aus diesen, die Magnetnadel betreffenden Stellen hervor, daß man ein Eisenstäbchen durch längere Berührung — ein Streichprozeß wird es allem Vermuten nach gewesen sein — mit einem Naturmagneten selbst magnetisch machte. Das war selbstverständlich kein permanenter Magnetismus, aber für eine nicht zu lange Zeitdauer mag er doch wohl vorgehalten haben.

Der dritte Westeuropäer, der für uns in Betracht kommt, ist Jacques de Vitry, der wiederholt im Heiligen Lande war und auf Grund seiner dort gesammelten Erfahrungen eine „Geschichte des Ostens" abfaßte. Das scheint zwischen 1215 und 1220 geschehen zu sein. Er behandelt die Nordweisung der Nadel als eine bereits ziemlich bekannte Sache; das Erz, durch dessen Berührung die Uebertragung der magnetischen Eigenschaft erfolge, stamme aus Indien. Eine besondere Bezeichnung für den Magneten hat es bis dahin nicht gegeben, während Jacques de Vitry dafür das Wort „Adamas" (Diamant) gebraucht, wie denn auch im Altertum gelegentlich der Magnetstein und jener Edelstein verwechselt worden zu sein scheinen. Den Versuch, aus Adamas das französische „Aimant" abzuleiten, wird von Poggendorff mit Recht abgelehnt, denn es ist ja nur natürlich, daß man einen Stein, der mit dem Eisen eine so innige Verbindung einging, als „pierre aimante" vor andern Mineralien auszeichnete. Auch im Chinesischen soll der Magnet „thsu-chy" („liebender Stein") heißen. Uebrigens ist der erste geschichtlich nachweisbare Schriftsteller, der von der französischen Beziehungsweise Gebrauch macht, erst ein um die Mitte des Jahrhunderts lebender Dichter, Gauthier de l'Espinois. Er scheidet die Nadel („aiguille") von dem „aimant", der jene zu sich hinziehe.

Die neue Nomenklatur fand rasch Anklang. Der Jude Berachja, dem der gelehrte Moritz Steinschneider zuerst auf die Spur kam, und der mutmaßlich den ersten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts schriftstellerisch angehörte,

Digitized by Google

unterscheidet in seinem „Steinbuch" vier Arten von „aimant". Der das Eisen anziehende Magnetstein gehöre der nämlichen Art wie der Diamant an. Was er über die größere Kraft des letzteren sagt, welche ihn dazu befähige, die durch einen gewöhnlichen Naturmagneten in eine gegebene Richtung gebrachte Nadel abzulenken und ihr eine andre Richtung aufzuzwingen, ist so unklar gehalten, daß sich dem Ausspruche kein rechter Sinn unterlegen läßt. Offenbar war die irrige Meinung, daß der Diamant mit einer ganz besonders starken Richtkraft begabt sei, weit verbreitet, denn Thomas von Cantimpré, an dessen enzyklopädisches Werk sich hauptsächlich der Deutsche Konrad von Megenberg in seinem sehr kompilatorisch abgefaßten „Buch der Natur" anlehnte, ist von der gleichen Unwahrheit fest überzeugt.

Etwas höher als diese vom Hörensagen ausgehenden und von tieferer Kenntnis nicht getrübten Mitteilungen sind gewisse Andeutungen zu bewerten, die uns bei geachteten Gelehrten des dreizehnten Jahrhunderts begegnen. Ein solcher war der große Franziskaner Roger Bacon, der sich zwar nur kurz über die zu seiner Zeit schon ziemlich bekannt gewordene Neuerung im Schiffswesen ausspricht, aber doch die damals überhaupt erreichbare Sachkenntnis bekundet. Von ihm hinwiederum stammt, was Brunetto Latini, der mit naturwissenschaftlichen Dingen sehr wohl vertraute Lehrer Dante Allighieris, seinem „Schatzbuche" (livre du trésor) einverleibt hat. Ein Schreiben Bacons, welches diesen Sachverhalt feststellt, ist noch vorhanden. Auch mehrere hervorragende Scholastiker des Kontinentes tun des Kompasses Erwähnung; so Albertus Magnus, der bedeutendste Physiker des Mittelalters, und Vinzenz von Beauvais, der um 1250 die Wirkung des „Adamas" mit wesentlich den nämlichen Worten darlegt, wie wir sie uns von Bajlak her erinnern. Nicht viel anders lautet auch eine Stelle bei dem Belgier Jean de St. Amand (1261).[1]) Im ganzen dürfte aus den hier zusammengestellten Daten erhellen, daß im dreizehnten Jahrhundert sich die Kenntnis des Kompasses schon ziemlich durchgesetzt hatte, und es besteht für uns kein Grund, an der Behauptung des Jesuiten Riccioli (1661) zu zweifeln, daß die französischen Meerschiffer in der Regierungszeit Ludwigs IX. (des Heiligen) den Kompaß unter den eisernen Bestand ihrer Berufsutensilien aufgenommen hatten.

Aber allerdings nur in einer überaus primitiven, genauen nautischen Peilungen durchaus unangemessenen Gestalt. Nur eben ganz obenhin konnte durch den Schwimmkompaß, zumal wenn die See bewegt war, die Orientierung erzielt werden. Als weiterer Uebelstand trat hinzu die auch im günstigsten Falle wenig Sicherheit gewährende Methode der Magnetisierung. Ueber diesen letzteren Punkt hat sich Ernst Gerland einläßlich verbreitet. In den drei Hauptberichten

---

[1]) A. Schück in Hamburg (s. o.) hat unlängst bemerkt, daß auch schon im „Vaterunser" des Heinrich v. Krolewitz (ed. F. Lisch, Quedlinburg-Leipzig 1839), der vielleicht um 1250 in Schwerin gelebt haben dürfte, der „edele magneo", d. h. der Kompaß, genannt wird.

Digitized by Google

ist in der Tat, wie er betont, von einem Bestreichen der eisernen Nadel nicht die Rede, und ebensowenig wird man anzunehmen berechtigt sein, daß Stahlnadeln verwendet worden seien. Letzteres ist schon deswegen ausgeschlossen, weil, wie sich in Bälde zeigen wird, dann und wann das Ummagnetisieren der Nadeln notwendig wurde. Es wird wohl dabei sein Bewenden haben, daß man dünne Stäbchen von weichem Eisen auf den Schwimmkörper legte, aber ein wenn auch nur kurzes, so doch für den augenblicklichen Gebrauch hinreichendes Hinbewegen des Naturmagneten über die Nadel dünkt uns doch als wahrscheinlich zugelassen werden zu müssen. Den historisch erstmals nachweisbaren Bestreichungsakt hat Gerland in der „Chorographie" des bekannten Astronomen und Copernicusschülers Joachim Rheticus (um 1540) aufgedeckt, und in rascher Folge reiht sich daran das Sendschreiben, welches (1544) der Nürnberger Geistliche Georg Hartmann an den preußischen Herzog und früheren Hochmeister Albrecht gerichtet hat, und welches zuerst von der magnetischen Inklination zu berichten weiß. Da beide Männer sich nicht als Erfinder der Streichmethode bezeichnen, dieselbe vielmehr als etwas allgemein Bekanntes behandeln, so wird man Gerland darin beipflichten müssen, daß in Deutschland dieses Magnetisierungsverfahren, angewandt auf Stahlnadeln, längst geübt worden war und wahrscheinlich mit der Konstruktion jener Sonnenkompasse in Verbindung stand, zu denen uns der Schluß dieser Studie zurückführen wird.

Ein dieses Ehrennamens würdiges Instrument ist der Kompaß in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch auf keinen Fall gewesen, sondern bestenfalls eine recht unvollkommene Vorrichtung, die nur notdürftig das zu leisten imstande war, was man von ihr verlangte. Der beträchtliche Fortschritt, der die wahre Bussole erstehen ließ, wurde, soweit wir jetzt sehen können, erst gegen das Ende der sechziger Jahre gemacht, und zwar durch eine Persönlichkeit, über die erst vor nicht sehr langer Zeit Klarheit verbreitet worden ist. Noch vor dreißig Jahren spielte in der Physikgeschichte ein Gespenst des Namens Adsigerius eine sehr unvorteilhafte Rolle, das sich durchaus nicht vertreiben lassen zu wollen schien, wenngleich bereits 1866 der Holländer Wenckebach die Ursache des Irrtums zutreffend enthüllt hatte. Nachmals sind Forscher von Ruf der Frage näher getreten; so D'Avezac, Bertelli, Kretschmer, Hellmann, Gerland und, in allerjüngster Zeit, P. Erhard Schlund in der inhaltreichen historischen Zeitschrift seiner Kongregation („Archivum Franciscanum Historicum"). In diesem letzteren Essay sind auch für denjenigen, der noch tiefer schürfen will, zahlreiche weitere Belegschriften genannt.

Dieser Mann ist der pikardische Ritter Pierre de Maricourt, oder, wie er nach lateinischer Zeitsitte auch zubenannt wird, „Petrus Peregrinus de Maharn-Curia". Etwa fünf Namensbrüder Petrus können nach Schlunds Ansicht in einen engeren Zusammenhang mit ersterem gebracht werden, ohne daß dadurch in die Personalverhältnisse ein klarerer Einblick erreicht würde. Was wir von ihm wissen, ist wesentlich in der Schrift enthalten, die uns demnächst beschäftigen soll; ob der von Roger Bacon ehrenvoll als „Lehrer" erwähnte Petrus der

Digitized by Google

allgemeinen Annahme gemäß wirklich der Magnetiker ist, kann noch nicht als unbezweifelte Gewißheit angesehen werden, mag auch ein größeres Maß von Wahrscheinlichkeit für die Einerleiheit in die Wagschale fallen. Zumal indirekt würde für sie der Umstand sprechen, daß Bacon dem Betreffenden sehr gute Kenntnisse in Mathematik und Naturlehre zuschreibt.

Weder Geburts- noch Todesjahr des Sieur de Maricourt sind bekannt, und was den Geburtsort betrifft, so kann der Flecken Méharicourt im Departement der Somme auch nur bedingt als solcher gesichert gelten. In den Gesichtskreis der Geschichte tritt der nordfranzösische Ritter erst im Jahre 1269, in welchem er als Gefolgsmann des Karl von Anjou unter den Belagerern der von den Anhängern Manfreds besetzten unteritalienischen Stadt Luceria auftritt. Da er als solcher auch im Dienste des Papstes stand, kann ihm leicht der Titel „Peregrinus", soviel wie Kreuzfahrer, beigelegt worden sein. Als geschickter Techniker hat er möglicherweise Ingenieurdienste bei der ziemlich schwierigen Belagerung geleistet. Aus dem Feldlager schrieb er an seinen in der Heimat gebliebenen Freund Suger oder Syger de Foucaucourt einen von magnetischen Dingen handelnden Brief, und eben diese „Epistola Petri ad Sygerum" hat den Anlaß gegeben, daß Thévenot irrtümlich „Epistola Petri Adsigerii" las, womit die Konfusion eingeleitet war. Dieses Sendschreiben ist sonder Zweifel die bedeutendste physikalische Leistung, welche das Mittelalter vor 1400 hervorgebracht hat, „die erste Arbeit nach der rein exakten, induktiv-empirischen Methode der Naturwissenschaft" (Schlund); die Anzahl der davon auf uns gekommenen Handschriften ist nach der sorgfältigen Uebersicht, die der neueste Bearbeiter der Peregrinusfrage gegeben hat, eine ungemein große, während sechs gedruckte Ausgaben vorliegen, von denen drei — von Libri, Bertelli und Hellmann — der neuesten Zeit angehören.

Um den Inhalt der denkwürdigen Schrift kurz wiederzugeben, die „alles, was man damals über den Magneten wußte, in einer für den Nichtfachmann berechneten Darstellungsweise in großer Vollständigkeit bringt" (Gerland), so setzt sich derselbe aus zwei Abteilungen mit je zehn und dreizehn Abschnitten zusammen. Der erste Teil ist rein theoretischer Natur und gipfelt in dem hier zuerst mit Bewußtsein ausgesprochenen Satze, daß gleichnamige Pole sich gegenseitig abstoßen, ungleichnamige sich gegenseitig anziehen. Im zweiten Teile kommt zuerst der Schwimmkompaß an die Reihe, und im nächsten Kapitel beschreibt der Ritter die „Büchse" (pixis), in welcher die Magnetnadel auf einer Drehungsachse spielt; auch ist bereits für einen geteilten Kreis und eine Peilvorrichtung Sorge getragen. Die Art und Weise freilich, wie noch ein Draht hinzugefügt wird, der auf der magnetischen Achse senkrecht steht, hat etwas Unklares an sich; es müßte denn sein, daß Potamins erst vor neun Jahren verlautbarte Interpretation zutrifft, der zufolge dieser Draht bloß den Zweck hatte, das an sich sehr kurze Magnetstäbchen zu genauerer Ablesung des Teilstriches, an dem sich sein Ende befindet, zu befähigen; hat ja ganz ähnlich in unsern Tagen Leyst die Verlängerung des Magneten einer Inklinationsbussole durch unmagnetische Fort-

Digitized by Google

sätze befürwortet. Ob diese Verlängerung in die Achse selbst zu liegen kommt oder senkrecht zu ihr steht, ist ziemlich gleichgültig.

Es leuchtet ein, daß Pierre de Maricourts Trockenkompaß, wenn er stabil aufgestellt war und von Erschütterungen verschont blieb, allen an ein solches Instrument zu richtenden Anforderungen gerecht ward und sogar Winkelmessungen im Azimut ermöglichte. Freilich auf dem Schiffe verlor er diese Brauchbarkeit, und doch waren es ja nautische Interessen gewesen, die gebieterisch die Verwertung der magnetischen Richtkraft verlangt hatten. Diese tiefgreifende Verbesserung muß im vierzehnten Jahrhundert durchgeführt worden sein. Um 1380 hielt in Pisa der Stadtschreiber Francesco di Bartolo da Buti einen Vortrag über die „Divina Commedia" des großen toskanischen Landsmannes und bemerkte bei dieser Gelegenheit, die Seeleute hätten eine Dose, in deren Boden ein Zapfen angebracht sei, und auf diesem sei der Mittelpunkt einer kleinen Kreisscheibe angebracht, so daß diese sich um den Zapfen drehen könne; habe man dann das mitgeführte Stäbchen magnetisiert (mit magnetischer Kraft „trunken gemacht", d. h. gesättigt), so lege man es gleichfalls auf, und nun sei die Nordrichtung abzulesen. Wenn auch mancherlei störendes Beiwerk, dessen wir hier nicht weiter gedenken, die Angabe da Butis schwer verständlich macht, so scheint es eben doch, daß sich in den etwas mehr als hundert Jahren, die zwischen ihm und Peregrinus liegen, der Umschwung angebahnt hatte. Wer aber war es, der als Urheber derselben anzusprechen wäre?

Damit sind wir zu dem viel besprochenen Probleme oder Rätsel gekommen, welches mit dem Namen Flavio Gioja von Amalfi untrennbar verbunden ist. Die nahe bei Neapel gelegene Seestadt, deren lebhafter Handel und Seeverkehr sich sogar noch in der Epoche raschen Aufstrebens der nebenbuhlerischen Republiken Genua und Venedig sehen lassen konnten, war und ist noch davon überzeugt, daß in ihren Mauern die Erfindung der Schiffsbussole sich vollzogen habe. Eine dort zu findende Inschrift, welche nach Schücks Ermittlungen einem gewissen Beccatelli ihre Entstehung verdankt, hat den Wortlaut: „Prima dedit nautis usum magnetis Amalphis" (zuerst hat Amalfi die Schiffer mit dem Gebrauche des Magneten bekannt gemacht). Nun ist richtig, daß Hinweise auf dieses angebliche Verdienst der Stadt erst ziemlich spät hervortreten, denn zuallererst scheint der Frühhumanist Flavio Biondo in seiner der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstammenden Landeskunde von Italien eine einschlägige Notiz gebracht zu haben. Erst seit 1540 mehren sich dann die Stimmen, die einem „Flavio de Malpha" die Erfindung des Seekompasses zuschreiben. Daß dieser Name apokryph ist, wird gegenwärtig wohl allgemein zugestanden werden, und S. Ruge deutet an, wie wohl allenfalls durch einen Lesefehler — die betreffende Handschrift war undeutlich gehalten — der urkundlich durchaus nicht nachweisliche Eigenname in die Welt gesetzt werden konnte. Wenn jedoch über der Person ein Schleier liegt, der anscheinend allen Hebungsversuchen widerstrebt, so braucht doch darum die Sache noch lange nicht als Irrtum über Bord geworfen zu werden.

Digitized by Google

An dieser Stelle nun trat im Jahre 1883 der bekannte Geschichtsschreiber der Navigationskunde, Arthur Breusing in Bremen, in die Diskussion ein. Jeder Schiffskapitän mußte wünschen, daß die bisher der Bussole gegebene Gestalt durch eine andre, auch bei unruhiger See noch brauchbare ersetzt werde, und diesem Wunsche kam ein Amalfitaner, mochte er wie immer heißen, dadurch entgegen, daß er eine mit Strichrose versehene Kreisscheibe auf der schwingenden Nadel befestigte. Bei dieser Anordnung ließ sich der Kurswinkel des Schiffes sofort ablesen. Wie gesagt, ist dann die Persönlichkeit des sog. Gioja recht gleichgültig geworden, und wenn der mustergültig gründliche Bertelli die Existenz eines solchen Mannes überhaupt in Abrede stellte, so konnte doch auch er nicht leugnen, daß die Stadt Amalfi mit einem gewissen Rechte als die Mutter des ersten diesen Namen verdienenden Schiffskompasses angesprochen werde. Es ist in Italien viel über diese Frage gestritten worden, und vor elf Jahren, als der internationale Historikerkongreß in Rom tagte, machte in dessen geographischer Sektion ein Heißsporn der Giojagegner den ganz ernstgemeinten Versuch, die ganze Sache durch eine Resolution einfach aus der Welt zu schaffen. Dem ward von deutscher Seite entgegengehalten, auf so diktatorische Weise könne man zweifelhafte wissenschaftliche Angelegenheiten unmöglich zur Entscheidung bringen.

Und das war gut, denn seitdem ist wieder eine gewisse Wendung eingetreten. Ein italienischer Geograph, Filippo Porena in Neapel, hat sich mit staunenswerter Betriebsamkeit der Aufgabe gewidmet, alle bedenklichen Punkte nachzuprüfen, und bei dieser Arbeit hat sich immer klarer herausgestellt, daß in der Giojasage ein berechtigter Kern enthalten ist. Auch ein früher unbekanntes Gedicht, welches G. Canevazzi auffand und 1901 in Livorno der Oeffentlichkeit übergab, wird sich eher für die Auffassung Porenas als für die ihr entgegenstehende verwerten lassen. Es ist nicht bewiesen, aber keineswegs unwahrscheinlich, daß die letzte Hand an die Vervollkommnung des Kompasses, durch welche derselbe erst die bis zum heutigen Tage dem Grundzuge nach fortbestehende Einrichtung erhielt, durch einen Amalfitaner Bürger gelegt worden ist. Und zwar mag das etwa um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschehen sein.

Von da ab war eine Neuerung von namhafter Tragweite kaum mehr zu erwarten, obwohl es sich ganz von selbst versteht, daß bis in unsre Tage herein die Bestrebungen der Physiker, Nautiker und Techniker, das Hauptinstrument der Schiffsführung noch zu verbessern, nicht gerastet haben. Durch Hellmann und A. Wolkenhauer sind wir über eine Reihe lange verkannter Tatsachen unterrichtet worden, aus denen sich ergibt, wie sehr zumal die Deutschen gegen Ausgang des Mittelalters auf diesem Arbeitsfelde tätig gewesen sind. Man wußte ja längst, daß in manchen Städten, vorab in dem damals kulturell an der Spitze marschierenden Nürnberg, die Verfertigung von Bussolen in großem Stile betrieben wurde; gildeartig zusammengeschlossen waren diese Kompaßmacher allerdings nicht, wie es denn in jener Reichsstadt nach Mummenhoffs Feststellungen Zünfte im herkömmlichen Wortsinne niemals gegeben hat, sondern jeder einzelne

Digitized by Google

übte sein Handwerk frei, in künstlerischer Geltung aus. Einstmals hielt man dafür, daß diese Künstler, da ja das Wort compassus auch soviel wie Zirkel bedeutet, eben gewöhnliche Zirkelschmiede gewesen seien, allein nach und nach konnte man sich überzeugen, daß die Werkstätten Nürnbergs — und andrer Städte — den größten Teil aller Interessenten von nah und fern mit den immer entschiedener ihre Existenzberechtigung erweisenden Kompassen versorgt haben. Wenigstens trifft das gewiß für alle festländischen Kompasse zu, während die Fahrzeuge der See ihre Instrumente auch großenteils aus Genua und Antwerpen bezogen haben.

Am beliebtesten waren im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die sog. Sonnenkompasse, eine Verbindung von Kompaß und Sonnenuhr, von denen auch in des Rheticus vorhin angeführter Schrift gehandelt wird. Erst später ging man daran, den Kompaß von dieser doch eigentlich nicht unerläßlichen Beigabe zu trennen. Aber gerade diese mit Magnetnadel und Kreisteilung ausgestatteten Sonnenuhren haben ihrer Zeit zu einer hochwichtigen Entdeckung verholfen, die nur von den Zeitgenossen in ihrer Bescheidenheit nicht entsprechend eingeschätzt wurden. A. Wolkenhauers Messungen, die an einer Anzahl deutscher Museumsexemplare vorgenommen wurden, haben uns mit Gewißheit erkennen lassen, daß jene wackeren Handwerksleute bereits die magnetische Mißweisung oder Deklination berücksichtigt haben und wußten, daß die magnetische Nordrichtung mit der astronomischen nur in Ausnahmefällen übereinstimmt. Die Geschichte dieser Entdeckung hat viele Federn in Bewegung gesetzt, darunter auch diejenige des hochverdienten Leiters des geomagnetischen Dienstes der Vereinigten Staaten, L. A. Bauer. Eine Täuschung, der selbst der musterhafte Arbeiter Bertelli verfallen war, bestand darin, daß man auch bei Petrus Peregrinus schon die Kenntnis dieser Ablenkung voraussetzte; wohl aber scheinen sich die im Rechte zu befinden, welche die fehlerhafte Orientierung einzelner Kathedralen, deren Chor doch genau nach Osten gerichtet sein sollte, auf die Verwechslung des magnetischen und geographischen Meridians zurückführen möchten (Wehner). Literarisch machte diese Tatsache aber durch Dezennien gar nicht von sich reden, und erst durch Columbus, der auf seiner ersten Reise am 13. September 1492 sowohl die Deklination selber als auch deren Veränderlichkeit von Ort zu Ort konstatierte, fängt dieser Fundamentalsatz der Geomagnetik bestimmtere Formen zu gewinnen an. Hellmann zeigt, daß sich zuerst geachtete deutsche Gelehrte des Reformationszeitalters des wichtigen Fundes bemächtigten und in ihren Wohnorten Beobachtungen anstellten, um die Größe der Deklination zu ermitteln. So handelten Glareanus (Loriti aus Mollis bei Glarus), Collimitius (Tannstätter aus Rain am Lech), Peter Apian (Bennewitz aus Leisnig in Sachsen) und Jakob Ziegler (aus Landau an der Isar). Aber noch 1545 und 1546 wollten sich zwei spanische Nautiker, Pedro de Medina und Martin Cortez, nicht überzeugen lassen, daß da eine unwandelbare Naturerscheinung vorliege, sondern redeten sich ein, bei ganz richtiger Behandlung der Nadeln und großer Vorsicht müsse sich der fatale Winkel auf Null herabdrücken lassen. Und doch

Digitized by Google

hatte schon viel früher der durch seltene Objektivität beim Beobachten ausgezeichnete Portugiese João de Castro an der vorderindischen Küste die Wahrnehmung gemacht, daß nicht allein die magnetische Erde, sondern sogar mit Eigenmagnetismus begabte Gesteinsmassen die Nadel aus der korrekten Nordsüdrichtung herauszudrehen befähigt seien.

Um Abweichungen solcher Art außer Zweifel zu stellen, bedurfte es natürlich einer guten, von Konstruktionsfehlern möglichst freien Bussole; und wir sehen somit, daß gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hin die Verfertigung dieser Instrumente einen ziemlich hohen Grad der Vollendung erreicht haben mußte. Und mit dieser Erkenntnis glauben wir auch die Lösung der Aufgabe zu Ende geführt zu haben, die wir uns eingangs gestellt haben. Es hat sich gezeigt, daß die Geschichte des Kompasses noch gar viele dunkle Punkte aufweist, deren Aufhellung schwerlich in vollem Umfange erwartet werden darf. Die Möglichkeit, daß die Einsicht in die Einwirkung gewisser Erze auf das Eisen, die Herstellung von Kunstmagneten und die Entdeckung der Nordweisung zu verschiedenen Malen und an distanten Orten stattgefunden habe, bleibt auch nach den gründlichsten Erörterungen theoretisch bestehen. Die Uebertragung von einem Volke zum andern bleibt einstweilen dunkel; wie sich Chinesen, Araber, Normannen, Romanen verhalten haben, sind wir nur sehr bedingt zu erkennen in der Lage. Erst vom sechzehnten Jahrhundert ab und noch mehr seit dem Erscheinen von William Gilberts Fundamentalwerk (London 1600) beginnt die Unsicherheit gänzlich zu verschwinden. Manch strittige Frage bringt ja auch noch die Folgezeit, und an interessanten Problemstellungen fehlt es auch später in keiner Weise,[1]) aber es handelt sich doch wesentlich nur um Momente von mehr untergeordneter Bedeutung. Für diese Darstellung der Ur- und Entwicklungsgeschichte kommen die Begebenheiten seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr in Betracht.

---

[1]) Als beachtenswerte Beiträge zur Erforschung auch der feineren Einzelheiten der späteren Perioden seien die nachstehenden angeführt: Schück, Zur Einführung des Kompasses in die westeuropäische Nautik, Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 4. Band; derselbe, Alte Schiffskompasse und Kompaßteile im Besitze Hamburger Staatsanstalten, Hamburg 1910 (Selbstverlag des Verfassers).

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Den 12./24. Oktober fährt Fürst Carol morgens nach Raditschewo, steigt dort zu Pferde, reitet die Positionen, auf denen die Truppen in Kriegsbereitschaft stehen, ab und begibt sich über Tuscheniza nach der Chaussee von Lowtscha, wo General Todleben ihn erwartet. Das Artilleriefeuer auf der ganzen Linie hat bereits begonnen. Außer General v. Todleben erwarten den Fürsten die Generale Sotow und Skobelew, und mit ihnen reitet er, nachdem er den Vorbeimarsch der in ihre Positionen jenseits der Straße von Lowtscha abrückenden XVI. Division abgenommen hat, nach Brestowetz, von wo aus er die Bewegungen der Türken genau beobachten kann.

Osman-Pascha scheint zum erstenmal sich wirklich haben täuschen lassen: aus seinen Maßregeln geht hervor, daß er glaubt, der Gegner werde seine Hauptmacht auf dem rechten Widufer entwickeln. Da General Skobelew nur einen Scheinangriff zu machen hat, ist ihm der Befehl erteilt worden, keine Patrone zu verschießen und sich keinen Verlusten auszusetzen, sondern sich auf Artilleriefeuer zu beschränken.

Auf die Richtung von Gornji-Dubnik ertönt eine starke Kanonade: dort ist das Ziel des heutigen Angriffs der II. Gardedivision, und dorthin eilen alle Gedanken des Fürsten. Als er nachmittags seinen Standort verläßt, wird derselbe gleich darauf von den Türken besetzt; es war also ein gefährdeter Platz gewesen.

Um 5 Uhr trifft Fürst Carol in Tauschenitza wieder mit General v. Todleben zusammen. Die Nachrichten von jenseits des Wids sind spärlich; die Angriffe Gurkos auf Dolnji-Dubnik sollen mit großen Verlusten abgewiesen worden sein. Auf der ganzen Linie von Plewna verhalten sich die Türken abwartend und ruhig.

Großfürst Nikolaus befindet sich in Mediwen am Wid, wo General Bremsen mit dem Regimente Wolhynien steht. Bis abends spät harrt Fürst Carol vergebens auf die Nachricht von der Einnahme von Gornji-Dubnik; daß die Verluste bedeutend sind, bestätigt sich, und es heißt, daß die Türken sich in ihren Stellungen behauptet haben.

In Poradim findet der Fürst die Kunde vor, daß der Kaiser am 14./26. Oktober dort eintreffen werde, um seiner Garde näher zu sein.

Oberst Budisteanu ist heute in den Trancheen von einer Gewehrkugel schwer verwundet worden.

Digitized by Google

Abends, in der Dunkelheit, ist es den Russen doch gelungen, die große Redoute von Gornji-Dubnik zu erobern. Damit ist die Einschließung von Plewna vollendet.

Am 13./25. Oktober in der Frühe erhält Fürst Carol die Trauerkunde, daß Herzog Sergius von Leuchtenberg aus Lom durch eine feindliche Kugel den Tod gefunden hat; diese Nachricht betrübt ihn aufrichtig für die kaiserliche Familie; auch er selbst hat einen lieben Verwandten verloren.

Der Fürst fährt am Vormittage zu den Ambulanzen und besucht hier den Obersten Budisteanu, dessen Kugel bisher noch nicht gefunden werden konnte. Dann reitet er mit General Cernat an den Befestigungen des rechten Flügels entlang und dehnt diesen Inspizierungsritt bis auf einige Kilometer vom Wid aus. Die II. und III. Division hat den ganzen gestrigen Tag in Gefechtsbereitschaft gestanden und aus allen Batterien die türkischen Positionen beschossen, es ist aber nirgends zum Kampfe gekommen. Oberst Romovanu hat mit seiner Kavalleriebrigade und drei Kompagnien Dorobanzen eine Demonstration von Biwolar (Susurlu) gegen Opanetz gemacht und die Verbindung mit der Brigade Cantili in Netropol hergestellt; auch dort ist nichts vorgefallen.

Von seiner Inspektion nach Poradim zurückgekehrt, bezieht der Fürst sogleich sein neues Quartier, mit dem er sich zufrieden gibt, obgleich es nicht einmal den einfachsten Ansprüchen genügen könnte. Er findet hier die Rapporte über die Einzelheiten des heißen Sturmes auf die Redoute von Gornji-Dubnik vor. Die Garde hat enorme Verluste, namentlich an Offizieren, gehabt; dafür aber auch 3000 Mann und einen Pascha gefangen genommen und drei Kanonen erobert. Sie hat damit bewiesen, daß sie nicht nur eine Paradetruppe, sondern auch eine Elitetruppe ist, die in der Schlacht tapfer und ausdauernd zu kämpfen und zu sterben weiß.

Der Verlauf der Affäre war folgender: Nachdem General Gurko mit der II. Gardedivision in drei Kolonnen den Wid schon am frühen Morgen überschritten hatte, ging er gegen Gornji-Dubnik vor, entwickelte seine Artillerie und beschoß die starke Position der Türken von 9 bis 10 Uhr; von der mittleren Kolonne, General Seddeler, erstürmte dann das Leibgrenadierregiment eine kleine Redoute, aus der die türkische Besatzung vertrieben wurde, während gleichzeitig das Regiment Moskau gegen eine größere Redoute vorging, von deren Brustwehren es aber mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Nunmehr griffen auch die rechte Kolonne unter General Ellis sowie die linke unter General v. Rosenbach in den Kampf ein: die Gardeschützen setzten sich in den von den Türken aufgeworfenen Schützengräben fest, die Regimenter Finnland und Pawlosk suchten die Hauptredoute zu nehmen, mußten jedoch mit bedeutenden Verlusten zurückgehen.

Inzwischen erhielt Gurko die Meldung, daß das Gardejägerregiment bei Telisch zum Rückzug gezwungen worden war, und gab daher, um zu verhüten, daß von Telisch aus türkische Verstärkungen nach Gornji-Dubnik kämen, nachmittags den Befehl zu einem allgemeinen Angriff auf die starke türkische Position. Die rechte Kolonne brach aber zu früh los; dadurch ward die Gleichzeitigkeit

Digitized by Google

und das Zusammenwirken beim Angriff vereitelt und der letztere abgeschlagen. Die Verluste waren sehr groß: die Generale Seddeler und Rosenbach verwundet, 18 Offiziere tot, 95 verwundet, etwa 800 Mann tot und über 3000 verwundet. Zum Glück sollte dies Mißgeschick aber wieder wettgemacht werden: zwei Bataillone des Regiments Ismailowsk schlichen sich bei einbrechender Nacht an die Hauptredoute heran und erstürmten sie von allen Seiten; die überrumpelte Besatzung mußte sich nach kurzem Kampfe ergeben. Ahmed Hifzi-Pascha mit 50 Offizieren und 2300 Mann geriet in Gefangenschaft, 4 Geschütze wurden erobert. In Telisch, wo nur hatte demonstriert werden sollen, hatte das Gardejägerregiment sich zu einem ernstlichen Angriff verleiten lassen und ward mit dem enormen Verlust von 26 Offizieren und über 900 Mann an Toten und Verwundeten zurückgeworfen. Die 1. und 2. Gardekavalleriebrigade bewahrte eine lediglich beobachtende Haltung gegenüber den Verschanzungen der Türken. Bei Dolnji-Dubnik blieb es gleichfalls bei einer einfachen Demonstration und Beobachtung.

Der Kreis um Plewna ist jetzt enger gezogen und Osman-Paschas rückwärtige Verbindungen sind abgeschnitten. Der Scheinangriff auf Plewna wird fortgesetzt.

Am 14./26. Oktober wird aus dem rumänischen Hauptquartier Wrbitza berichtet, daß die Feldbefestigungen gut vorschreiten. Jenseits des Wids haben die Rumänen keine Verluste gehabt, aber von der II. Division sind am 12./24. und 13./25. Oktober außer dem Oberst Badisteanu noch 2 Offiziere verwundet, 2 Mann tot, 32 verwundet, und von der III. Division 1 Offizier tot, 1 verwundet.

Nachmittags um 2 Uhr trifft der Kaiser mit seiner ganzen Suite in Poradim ein. Der Fürst empfängt ihn und erklärt ihm sogleich an der Hand der Karte, auf welche Weise Plewna zerniert worden ist; es scheint jedoch, daß Osman-Pascha noch für mindestens vier Wochen mit Lebensmitteln versehen ist.

Am 15./27. Oktober fährt Fürst Carol vormittags nach Bogot ins Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus. Nachdem er in dessen Kibitka lange mit ihm und den Generalen Todleben und Imeritinski konferiert hat, besuchte er die verwundeten Generale v. Seddeler und v. Rosenbach. Nach dem Frühstück, zu dem auch der Kaiser eintrifft, findet ein Kriegsrat statt, in dem beschlossen wird, die III. Grenadierdivision, die erst vor drei Wochen Warschau verlassen hatte, sofort heranzuziehen und bei Riben über den Wid setzen zu lassen, um sie dort der Zernierungsarmee einzuverleiben. Man ist endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß von Plewnas Einnahme der Erfolg des Feldzugs überhaupt abhängt, und alle Mittel aufgeboten werden müssen, um hier den entscheidenden Schlag zu führen.

Ehe der Fürst Bogot verläßt, besucht er noch die Verwundeten der Garde und ist zugegen, als der gefangene Pascha dem Kaiser vorgeführt wird.

Die rumänischen Truppen besetzen Gornji-Netropol und sind nun bis auf

Digitized by Google

2 1/2 Kilometer von Dolnji-Dubnik vorgerückt. Es ist beschlossen worden, Telisch nicht zu stürmen, sondern zu beschießen.

Am 16./28. Oktober begibt sich der Fürst vormittags nach Tutschenitza zu einer militärischen Besprechung mit den Generalen Todleben und Imeritinski. Ersterer beklagt sich darüber, daß der Großfürst direkt in die militärischen Operationen eingreift und Befehle erteilt, ohne sich mit ihm in Beziehung gesetzt zu haben, und Fürst Carol bemüht sich, die berechtigte Empfindlichkeit des Generals zu mildern. Todleben sagt, er habe Gurko erklärt, daß die Einnahme von Gornji-Dubnik, die nur mit so unverhältnismäßig bedeutenden Verlusten erreicht worden, ihn noch mehr in seiner Ansicht bestärkt habe, daß Plewna nur durch Blockierung zu nehmen sei: je enger der Kreis um Plewna geschlossen werde, desto eher werde Osman zur Uebergabe oder aber zur Aufbietung aller Kräfte gezwungen werden, um die Blockadelinie zu durchbrechen. Für diesen letzteren Fall müßten schon jetzt alle Vorkehrungen getroffen werden. Er habe die Beruhigung, daß der Kaiser seine Auffassung vollständig billige, könne aber dasselbe leider von einem Teile des Großen Hauptquartiers nicht sagen.

Um 1/2 11 Uhr trifft der Kaiser mit seiner ganzen Suite in Tutschenitza ein, um nach der großen Belagerungsbatterie zu reiten, wo er zwei Stunden mit dem Fürsten verweilt, während auf der ganzen Linie ein von den Türken nur schwach erwidertes Bombardement stattfindet.

Gleichzeitig wird auch Telisch scharf beschossen, da man hofft, auf diese Weise den Platz zur Uebergabe zu zwingen. Später wird auf der ganzen Linie, speziell aber gegen Krschin eine Demonstration angeordnet: der Kaiser und der Fürst können von ihrem Standorte aus das Vorgehen der Kosaken und ihren Empfang durch die Schützenschwärme der Türken genau verfolgen. Der Kaiser begibt sich hernach noch nach Bogot, um den Großfürsten, der unwohl ist, zu besuchen.

Um 4 Uhr reitet Fürst Carol mit General Sotow nach Tutschenitza zurück, besteigt hier seinen Wagen und fährt wieder nach Poradim. Unterwegs begegnen ihm Züge von türkischen Verwundeten, die nach Nikopoli gehen.

Oberst Slaniceanu, der mit einem rumänischen Detachement zwischen Wid und Isker steht, erhält den Auftrag, mit fünf Kompagnien, drei Schwadronen und einer Batterie über Wadin an der Donau eine Rekognoszierung in der Richtung auf Rahowa zu unternehmen.

Den 17./29. Oktober vormittags überbringt ein kaiserlicher Adjutant dem Fürsten die Nachricht, daß Telisch sich nach zweistündigem Bombardement ergeben hat. Ein Pascha und viele Offiziere sind in Gefangenschaft geraten.

Fürst Carol besucht den Transport der türkischen Gefangenen von Gornji-Dubnik und spricht mit vielen der Offiziere, die in traurigem Zustande sind.

Später teilt der Kaiser dem Fürsten aus den eingelaufenen Depeschen die Details der Einnahme von Pelisch mit. Der Ort war durch vier Regimenter der II. und III. Gardedivision (16 Bataillone) und durch die Gardekavalleriebrigade von allen Seiten eingeschlossen und ward von 11 bis 2 Uhr mittags

Digitized by Google

aus 66 Geschützen beschossen. Hierauf sandte General Gurko durch einen bei Gornji-Dubnik gefangenen türkischen Unteroffizier dem Kommandanten von Telisch die Aufforderung zur Uebergabe, widrigenfalls er die ganze Ortschaft zusammenschießen lassen würde. Sieben Bataillone (3000 Mann), 100 Offiziere und ein Pascha wurden kriegsgefangen: die Geschütze und bedeutende Munitionsvorräte fielen gleichfalls in die Hände der Russen. Die Verluste der letzteren waren nicht nennenswert, dagegen lagen viele türkische Leichen in den Verschanzungen.

General v. Todleben hat den Generalstabschef des Großfürsten, General Nepokoitschitzki, brieflich darauf aufmerksam gemacht, daß, wie aus der ihm durch General Loschkarew übermittelten Abschrift eines Briefes des Großfürsten an General Skobelew, sowie aus einem Befehl, den General Gurko heute erhalten hat, erhellt, Großfürst Nikolaus diesen Generalen direkte Befehle erteilt, mit Umgehung des Kommandos der Westarmee. Er müsse in dieser Gepflogenheit nicht nur eine Kränkung, sondern auch eine Gefahr sehen, und bittet, den General Nepokoitschitzki veranlassen zu wollen, daß hinfort alle Befehle nur durch ihn übermittelt würden; andernfalls müsse er jede Verantwortung für die erfolgreiche Durchführung der ihm übertragenen Aufgabe ablehnen.

Den 18./30. Oktober fährt der Fürst nach Bogot zum Großfürsten, um womöglich die Mißhelligkeiten zwischen diesem und dem General v. Todleben auszugleichen. Der Großfürst besteht aber auf seiner Berechtigung zu direkter Befehlserteilung außerhalb des Belagerungsrayons, wenn er auch bestrebt sein will, die Empfindlichkeit des Generals zu schonen.

Fürst Carol macht bei dieser Gelegenheit mit dem Großfürsten ab, daß im Falle der Kapitulation Plewnas diese von ihm, dem Fürsten, als Kommandeur der Belagerungsarmee zu unterschreiben sei.

Nachmittags inspiziert der Fürst auf der Straße von Lowtscha die XVI. Division Skobelew und reitet darauf zur 1. Brigade der XXX. Division. Durch die Felsenschlucht der Tutschelnitza gelangt er nach dem Orte desselben Namens, und teilt hier dem General Todleben mit, daß fortan jeder Art von Mißhelligkeit mit dem Oberkommando vorgebeugt sein wird durch die Unterscheidung zwischen den eigentlichen Zernierungstruppen und den Detachements, die jenseits des Wids sowie bei Selwi-Lowtscha operieren.

Der Großfürst hat dies dem General v. Todleben in seiner Antwort auf dessen Schreiben selbst mitgeteilt, nämlich, daß die auf dem westlichen Kriegsschauplatz operierenden Truppen in drei Detachements eingeteilt werden sollen: das erste, welches Plewna unmittelbar blockiert und unter dem Oberbefehl des Fürsten Carol von Rumänien und der unmittelbaren Leitung des Generals v. Todleben als Adlatus des Fürsten Carol steht, — das zweite, welches auf dem linken Widufer operiert, — endlich das dritte in Selwi-Lowtscha.

Die vom General v. Todleben bezeichnete Stellung von Utschindol wird heute befestigt.

Digitized by Google

Erst um 1/2 10 Uhr abends, in der Dunkelheit, kehrt der Fürst in sein Quartier zurück.

Die 1. Brigade der III. Grenadierdivision ist heute in Wrbitza angelangt.

Das südlich von Telisch gelegene Radomirtze ist noch von den Türken besetzt; die 3. Gardekavalleriebrigade macht eine scharfe Rekognoszierung bis Petrewen und jagt die kleinen türkischen Detachements ins Gebirge.

Am 19./31. Oktober reicht General v. Todleben dem Fürsten einen Bericht über den augenblicklichen Stand der Dinge ein, worin er ausführt, daß auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes — am Schipka, am Lom und Jantra und vor Plewna — die Türken mit überlegenen Kräften, die Russen verteidigungsweise operiert haben. Im Osten hat der Feind dieses Uebergewicht der Kräfte bis jetzt behalten, während vor Plewna seit der Ankunft der Gardekorps das umgekehrte Verhältnis eingetreten ist. Deshalb wird hier auch das Schicksal des ganzen Feldzuges sich entscheiden müssen, denn wenn die Westarmee die 50000 Mann Osman-Paschas zur Kapitulation zwingt, ist der Feldzug für die Türken verloren; wenn dagegen die Türken alle verfügbaren Kräfte und, wie sie es jedenfalls versuchen müssen, Osman-Pascha entsetzen, dann ist für die Russen in diesem Jahre kein großer Erfolg mehr möglich. Die Türken wären sicherlich imstande, von ihren sehr starken Stellungen in Rasgrad, Schumla und Schipka aus mit nur einem Teil ihrer Truppen die Russen aufzuhalten; einen nicht unbedeutenden Teil könnten sie dann, mit Benutzung der Eisenbahn von Jamboli nach Tatar-Pasardschik, in sechsundzwanzig Tagen nach Plewna werfen, oder, falls sie mit dieser Bewegung schon vor zehn Tagen, seit dem Zurückgehen der türkischen Ostarmee, angefangen hätten, sogar bereits in sechzehn Tagen von heute an gerechnet. Plewna ist aber höchstwahrscheinlich noch für wenigstens vier Wochen verproviantiert; die Maisfelder, welche innerhalb des türkischen Befestigungsgürtels ein großes Areal einnehmen, sind noch nicht abgeerntet, und 36 Mühlen sind unablässig im Gang, um das Getreide in Mehl zu verwandeln.

Eine neue Belagerungsbatterie, deren Feuer auf die Stadt Plewna selbst gerichtet werden soll, ist heute beendet worden. Radomirtze ist durch ein Bataillon des Garderegiments Moskau besetzt, und Slaniceanu telegraphiert dem Fürsten, daß er bei Wadin die Türken — wahrscheinlich ein kleines Detachement, das sich dort festgesetzt — zurückgeschlagen hat.

Die Gardeartillerie erhält den Befehl, über den Isker zu gehen und die Gegend bis an den Skitfluß aufzuklären. Die Gardedragoner sollen über Kneja marschieren und Fühlung mit dem rumänischen Detachement Slaniceanu nehmen.

Den Abend verbringt Fürst Carol beim Kaiser, der ernst gestimmt ist und von starkem Husten geplagt wird. Der Fürst erklärt ihm noch einmal auf der Karte die russisch-rumänischen Positionen von Netropol und Trstenik, wo die russische Gardedivision ihre Aufstellung nehmen soll.

Digitized by Google

Den 20. Oktober/1. November findet in der kleinen Kirche von Poradim eine Seelenmesse für die Kaiserin-Mutter, deren Todestag heute ist, und für den Herzog Sergius von Leuchtenberg statt. Kaiser und Fürst wohnen derselben bei.

Vorher hat Fürst Carol den Fürsten Suworow empfangen, der ihm mitteilt, daß die tiefe Verstimmung und Erschütterung des Kaisers von den Verlusten der Garde herrühre, besonders von dem Tode so vieler Offiziere, die er alle persönlich gekannt hat.

Nach Beendigung der Totenmesse begibt sich der Fürst zum Kaiser, der ihm alle eingetroffenen Depeschen vorlegt.

Nachmittags reitet der Kaiser der 2. Brigade der III. Grenadierdivision entgegen. Zugleich treffen auch sein Sohn, Großfürst Sergius, und sein Neffe, der junge Großfürst Konstantin, ein.

Großfürst Nikolaus teilt dem Fürsten telegraphisch mit, daß die Türken Dolnji-Dubnik aufgegeben haben. Der Fürst schickt die erfreuliche Kunde durch einen Ordonnanzoffizier dem Kaiser nach.

Jetzt hat sich der Ring um Plewna vollständig geschlossen, und Osman-Pascha kann sich nur durch einen Durchbruch retten.

Den 21. Oktober/2. November trifft eine Meldung des Generals Cernat aus Wrbitza an den Fürsten Carol ein: „Ein am 20. Oktober/1. November dort angelangter Ueberläufer behauptet, daß die Türken einen Minengang bis unter die von den Rumänen besetzte Griwitzaredoute angelegt hätten. Ueber die Stimmung der Belagerten hat der Ueberläufer ausgesagt, daß eine allgemeine Entmutigung eingetreten sei, seitdem man wisse, daß der Weg nach Sofia abgeschnitten sei; man habe deshalb diese Tatsache auch möglichst lange geheim gehalten."

Am 18./30. Oktober hat das rumänische Geniekorps mit dem Bau des Minenganges begonnen, von dem aus man die zweite Griwitzaredoute in die Luft zu sprengen hofft.

Heute ist auch bei Trnen eine Redoute von Truppen der III. Gardedivision erbaut worden.

Der Fürst unternimmt eine Inspektion jenseits des Wids, um sich persönlich von der Aufstellung und dem Zustande der dort befindlichen Truppen zu überzeugen und Maßregeln für den Fall eines Angriffs auf diese Linie zu verfügen. Er wünscht auch bei dieser Gelegenheit der Garde seine Anerkennung und Bewunderung für ihre am 12./24. bewiesene Tapferkeit auszusprechen.

Am 23. Oktober/4. November kehrt Fürst Carol von seiner Inspektion zurück; die letzte Nacht hat er auf einer Tragbahre in einem Zelte bei den Feldlazaretten geschlafen. Nach eingehender Prüfung aller Feldbefestigungen jenseits des Wids hat er befohlen, sie sämtlich zu verstärken und in der zweiten Linie mehrere Redouten neu anzulegen. Auch das Kavalleriekorps des Generals Arnoldi und speziell die rumänische Kavallerie, die der Fürst seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatte, sind inspiziert worden; er fand sie in besserem Stande, als er nach ihren vielen Strapazen erwartet hatte.

Digitized by Google

Der Kaiser ist auf zwei Tage über Mediwen und Gornji-Dubnik gefahren, um die Gardedivisionen zu inspizieren und ihnen zu danken.

Auf der ganzen Linie finden sich fortwährend Deserteure aus Plewna ein, von denen man erfährt, daß Osman-Pascha noch für drei Wochen Lebensmittel hat.

Bei Sofia bilden die Türken ein Korps, das die Aufgabe hat, Plewna zu entsetzen; die Belagerer sind jedoch ohne Sorge, da sie jetzt stark genug sind.

General v. Todleben hat eine Denkschrift verfaßt und dem Kaiser überreicht, worin er die rechtzeitige Bildung eines selbständigen Detachements empfiehlt, welches die Aufgabe haben würde, einer heranrückenden türkischen Entsatzarmee im offenen Felde entgegenzutreten. Natürlich dürfte dieses Detachement nicht der nur 140 000 Mann starken Blockierungsarmee entnommen werden, da diese alle ihre Kräfte unbedingt nötig habe zur Zernierung Plewnas.

General Gurko dagegen hält die Westarmee für zu zahlreich und dringt darauf, mit einem ihr entnommenen Detachement (ungefähr 40 Bataillone stark) über den Balkan vorzugehen und so die Entscheidung zu beschleunigen.

Den 24. Oktober/5. November hat General Skobelew die Höhen von Brestowetz, welche Krschin zunächstliegen, besetzt und mit Batterien versehen, die jetzt auf 2000 Meter die großen Krschinredouten beschießen; die Reserven sind im Dorfe Krschin untergebracht, das von den Türken scharf beschossen wird. Die Verluste sind unbedeutend.

Der Kaiser ist aus Dolnji-Dubnik nach Poradim zurückgekehrt. Fürst Carol begibt sich sofort zu ihm, um ihm über seine Inspektionen jenseits des Wids zu berichten, und erfährt hier aus einer Depesche des Großfürsten Michael, daß die Russen unweit Erzerum einen großen Sieg über Muktar-Pascha errungen haben: die Truppen des letzteren sollen gänzlich aufgerieben worden sein.

Den 25. Oktober/6. November hat General Gurko seinen Plan eines neuen Balkanüberganges dem Großfürsten vorgetragen und entwickelt. Derselbe ist damit einverstanden, will aber den Fall Plewnas abgewartet wissen.

Fürst Carol besucht einen durchpassierenden Gefangenentransport von 2000 Mann und fährt dann nach Bogot zum Großfürsten. Mit diesem bespricht er in längerer Konferenz eine Expedition gegen Rahowa und die Maßregeln, wie mit Hilfe der Kavallerie ganz Westbulgarien von den Türken zu säubern sei.

General Todleben gibt in seinem heutigen Bericht an den Fürsten die Aussage eines Bulgaren, der in Plewna gewesen ist, wieder: „In dem belagerten Rayon gäbe es noch viel Vieh, und er selbst wäre vor 20 Tagen mit einem großen Karrentransport von Biskuits und Zelten in die Stadt gelangt, die Herden würden aber durch Heumangel dezimiert, und die Mannschaft werde durch Krankheit gelichtet und litte unter dem Mangel an Schuhzeug und Kleidern.

Von verschiedenen Seiten ist die Nachricht eingetroffen, daß Mehemed Ali-Pascha bei Sofia ein Entsatzheer für Plewna zusammenzieht. Da General v. Todleben der Ansicht ist, daß man diesem Korps ein starkes Detachement entgegensenden muß, um ihm den Uebergang über den Etropolbalkan zu ver-

Digitized by Google

sperren, so wird General Gurko, dem hierfür die I. und II. Gardedivision sowie ein Kavalleriekorps unterstellt werden sollen, mit dieser Aufgabe betraut; der Zeitpunkt seines Abmarsches hängt aber von dem Eintreffen der II. Grenadierdivision ab, welche die I. Gardedivision ersetzen soll. In Zusammenhang hiermit wird General Karzow mit seiner III. Infanteriedivision (augenblicklich zwischen Selwi und Lowtscha), der am 31. Oktober den Türken Tetewen am Wid entrissen hatte, die Pässe des Etropolbalkans beobachten und mit einer Brigade gegen Jablanitza und Lukowitz operieren, um die Verbindung Orhanieh—Plewna zu unterbrechen.

Es heißt, daß in Plewna noch 3000 Stück Vieh sind. Bewahrheitet sich das, so könnte die Stadt sich noch zwei Monate halten.

Nachmittags, nachdem der Fürst die Feldlazarette besucht hat, fährt er nach Tutschenitza zu General v. Todleben, den eine Verletzung durch einen Schlag seines Pferdes hier ans Lager gebannt hat, und verbringt eine Stunde bei ihm. Der General ist sehr unzufrieden, daß der Großfürst fortfährt, sich direkt ins Kommando einzumischen, und mit der Garde vorrücken will, bevor die Verstärkungen eingetroffen sind.

Abends findet der Fürst in Poradim die Nachrichten vor, daß das Dorf Krschin in Brand geschossen und daß Oberst Bobrikow nach Serbien geschickt worden ist, um den Fürsten Milan zum Eintritt in die Aktion zu veranlassen; die Russen wünschen, daß, falls sie den Etropolbalkan überschreiten, die serbischen Truppen auf Sofia marschieren möchten.

Den 29. Oktober/7. November haben die rumänischen Vorposten eine türkische Patrouille aus einem Felde verjagt, wo sie damit beschäftigt war, die uneingeernteten Maiskolben zu brechen, und haben einen Mann gefangen eingebracht, welcher aussagt, daß in Plewna die Rationen schon sehr vermindert werden und kein Hafer mehr vorhanden sei.

Seit einigen Tagen herrscht wieder schönes Wetter. Um 1 Uhr findet ein Dankgottesdienst zur Feier des vom Großfürsten Michael über Mukhtar-Pascha errungenen großen Sieges statt. — Nach den jüngsten Nachrichten über diesen Sieg hatten die Türken auf dem Höhenzuge von Dewe-Boyun (östlich von Erzerum) eine Defensivstellung inne, in der sie von den beiden Kolonnen der Generale Heinemann und Fergu Kasiow so energisch in der Front und in der Flanke angegriffen wurden, daß Mukhtar-Pascha, um seine bedrohte Rückzugslinie zu retten, eiligst seine Positionen räumen und sogar einen Teil seiner Artillerie im Stich lassen mußte. Von der russischen Kavallerie verfolgt, flohen die Türken in vollständiger Auflösung auf Erzerum und ließen außer 44 Kanonen, 4000 Gefangene und mehrere Fahnen in den Händen der Russen, denen dieser glänzende Sieg etwa 1000 Mann gekostet hat. Dieser Erfolg wird auf den weiteren Verlauf des Feldzugs in Asien die günstigste Wirkung ausüben; es bleiben noch Kars und Erzerum zu bezwingen.

Den 27. Oktober/8. November ist auf der ganzen Linie um Plewna Ruhe.

Der Kaiser empfängt in der Frühe den rumänischen Stab des Fürsten Carol,

Digitized by Google

den er durch Orden ausgezeichnet hat, und sagt demselben: „Les décorations vous rappelleront la fraternité d'armes entre les deux armées que votre Prince commande."

Darauf besucht der Kaiser in Begleitung des Fürsten die rumänischen Feldlazarette und besichtigt die rumänischen Truppen. Zu Fuß schreitet er die Front von fünf Bataillonen der III. Division ab, was ihn bei der Länge der Linie, der Unebenheit des Bodens und seiner asthmatischen Beschwerden sehr ermüdet.

Den 28. Oktober/9. November berichtet Fürst Imeritinski über das Verhör, dem man bei dem Detachement des Generals Skobelew zwei gefangene Türken unterzogen hat. Die sehr gut equipierten Leute sagten aus, daß die Besatzung von Plewna aus 120 bis 140 Tabors zu je 600 Mann bestehe, daß aber jeder Tabor etwa 100 Kranke habe. Die vorhandene Kavallerie schätzte der eine auf 2000, der andre auf 8000 Pferde. Munition und Provisionen seien in den Kellern der Bürgerhäuser und in den Moscheen untergebracht. Osman-Pascha befinde sich wohl und wohne in einem Zelte. Die größten Verluste an Toten und Verwundeten würden durch die Batterien des rechten russischen Flügels und durch die rumänischen Geschütze angerichtet. Auch der gemeine Mann wisse, daß die Stadt zerniert sei, hoffe jedoch auf Entsatz.

General Cernat bittet um Bescheid, was er mit der großen Anzahl bulgarischer Einwohner von Plewna machen solle, die an den rumänischen Vorposten eintreffen. Fürst Carol entscheidet, daß sie zurückzuschicken sind, so grausam diese Maßregel auch ist; denn alle diese unglücklichen Menschen kann man nicht ernähren.

Es herrscht wieder dichter Nebel.

General v. Todleben telegraphiert dem Fürsten, daß Skobelew eine Offensivbewegung gegen den Grünen Berg machen müßte, da der Besitz desselben für die Zernierung wichtig sei. — General Manu trifft aus Wadin ein, wohin ihn der Fürst nach dem Gefechte des Obersten Slaniceanu gesandt hatte, um genaue Nachrichten über diese Affäre einzuholen: Wadin war von den Türken nur schwach besetzt gewesen, und nachdem durch das Feuer der Rumänen das Munitionsdepot der Redoute in die Luft gesprengt worden war, hatten sich die Türken fliehend nach Rahowa zurückgezogen. Es werden jetzt die Instruktionen für den Vormarsch auf Rahowa ausgearbeitet.

Den 29. Oktober/10. November schickt der Kaiser dem Fürsten durch seinen Adjutanten die Nachricht, daß Skobelew in der Nacht den Grünen Berg genommen hat mit einem Verluste von 200 Mann. Von dieser Position aus beherrscht man die Stadt Plewna.

Zum Frühstück sieht Fürst Carol, außer dem General v. Werder und dem Prinzen A. v. Battenberg, auch einen Vetter des Fürsten von Montenegro, den Woiwoden Radowitsch, bei sich.

Abends bringt der serbische Oberst G. Catargin, Onkel des Fürsten Milan, dem Fürsten die Nachricht, daß Serbien bereit ist, der Türkei den Krieg zu erklären.

Digitized by Google

Die Türken sollten zum Entsatze Plewnas bedeutende Truppenmassen in Sofia sammeln. In Philippopel soll große Bestürzung wegen der Hinrichtung resp. Verbannung angesehener Bulgaren herrschen.

Der Fürst erhält den Rapport über die Besetzung des ersten Kammes des Grünen Berges. Der dichte Nebel hatte die Aufstellung der Truppen begünstigt; der Vormarsch begann um 5 Uhr abends, und dank dem Nebel wurden die ersten Anhöhen ohne Verlust überschritten. Gegen 6 Uhr eröffneten drei Batterien vom Dorfe Brestowetz aus das Feuer gegen den zweiten Kamm, und die vorgehenden Schützenlinien vertrieben die türkischen Vorposten hier. Zwei folgende russische Kompagnien mit Schanzzeug legten Schützengräben an, die in der Nacht stark benutzt wurden. Die Türken suchten das durch Salvenfeuer zu hindern. Am folgenden Tage um 5 Uhr griff der Feind die Russen in ihren neuen Stellungen mit Uebermacht an; es kam zu heftigem Kampfe, doch gelang es Skobelew, der seine Reserven ins Feuer führte, den ersten Kamm zu behaupten.

General Cernat berichtet, daß wiederum 123 Bulgaren aus Plewna sich nach Wrbitza geflüchtet haben. Sie sagen aus, daß die Türken auf Entsatz durch Suleiman-Pascha hoffen; der größte Teil ihrer Munitionsvorräte steht schon, auf Hunderten von Karren verpackt, außerhalb der Stadt, für den Durchbruchsversuch bereit.

Am 27. Oktober/8. November und 28. Oktober/9. November haben die Russen sich durch einen Handstreich der Außenwerke von Erzerum bemächtigt.

Am 30. Oktober/11. November war in der Nacht eine so starke Kanonade, daß der Kaiser sich beunruhigt von seinem Läger erhoben hatte. Die Türken haben versucht, Skobelews Stellung auf dem Grünen Berge zurückzuerobern; nachts 2 Uhr brachen sie auf der ganzen Linie zum Sturm vor, wurden aber von den Russen mit einem so mörderischen Feuer empfangen, daß sie unter großen Verlusten zurück mußten. Um 4 Uhr war alles wieder ruhig.

Fürst Carol begibt sich vormittags zum Großfürsten nach Bogot und erfährt hier, daß Wratza schon am 28. Oktober/9. November von der Kavallerie besetzt worden ist. General Leonow hatte mit den Grenadieren à cheval und den Kaiserulanen die Türken nach kurzem Widerstande ins Gebirge zurückgeworfen, wohin die Kavallerie ihnen nicht nachfolgen konnte, und die Stadt besetzt. — Er fand große Vorräte vor, die für Orhanieh bestimmt waren.

Der Großfürst teilt dem Fürsten seine Absicht mit, Osman-Pascha brieflich zur Uebergabe aufzufordern: da nach dem Falle von Dubnik und Telisch die Zernierung Plewnas vollständig geworden sei, würde weiterer Widerstand nur ein unnützes Blutvergießen bedeuten.

Nach dem Frühstück fährt der Fürst mit dem Großfürsten nach den Stellungen der russischen II. Division und wohnt der Beschießung der Stadt Plewna bei. Auf dem Grünen Berge ist den Tag über alles ruhig geblieben; die Russen haben zur Verstärkung ihrer Stellung zwei Batterien erbaut. — Abends, vor seiner Rückreise nach Poradim, besucht der Fürst noch das Lager der XVI. Division, wo er alles in musterhafter Ordnung findet; General Skobelew, der in

Digitized by Google

der Schlacht keine Schonung kennt, sorgt im Biwak väterlich, wie kein zweiter, für seine Soldaten.

Bulgarische Flüchtlinge von Plewna behaupten, daß in der Stadt nur noch für zwanzig Tage Lebensmittel wären. Im russischen Hauptquartier ist man dagegen der Meinung, daß die Belagerung noch zwei Monate dauern würde.

Am 31. Oktober/12. November fährt der Fürst nach Wrbitza, steigt dort zu Pferd und reitet nach den befestigten Linien hinaus, die Netropol gegenüber, oberhalb von Susurlu (Bivolar), angelegt sind. Ein schöner Ritt bei dem sonnigen leichten Frostwetter, mit weitem Blick auf Netropol und die Positionen jenseits des Wids. Kommandeur der Stellung von Netropol ist Oberst Rosnovanu, der den Fürsten empfängt. Die Infanteriebrigade hat ihre Vorposten 1200 Meter weit vorgeschoben und so die jenseitigen Höhen besetzt. Aus den dort errichteten Batterien werden auf den Befehl des Fürsten nicht nur die feindlichen Redouten, sondern auch die weidenden Herden, deren man ansichtig wird, unter Feuer genommen; die türkischen Batterien antworten nicht.

Von einer Abteilung der IV. rumänischen Division und der russischen III. Grenadierdivision werden die Stellungen vor Opanetz besetzt und befestigt.

Auf der ganzen rumänischen Linie bis an den Wid sind die Erdbefestigungen sehr weit vorgeschritten und so gut angelegt, daß die Stellung in jeder Beziehung gesichert erscheint. Die Reserven sind unter Zelten und in Erdhütten untergebracht, das Lager in jeder Weise musterhaft gehalten.

Als der Fürst abends wieder in Poradim eintrifft, erhält er vom Großfürsten die telegraphische Nachricht, daß Osman-Pascha morgen 2 Uhr auf die ihm durch einen Parlamentär überbrachte Aufforderung zur Ergebung seine Antwort schicken wird.

Den 1./13. November ist dichter Nebel.

Der Kaiser fährt nach Bogot, um die II. Grenadierdivision zu besichtigen, ehe dieselbe ihren Vormarsch über den Wid antritt.

Fürst Carol fährt nachmittags nach Tutschenitza und hat mit General v. Todleben eine Besprechung über Verschiebungen einzelner Truppenteile in der Blockadelinie: die I. und II. Gardedivision und die Gardeschützen können in zwei bis drei Tagen ihren Vormarsch gegen Orhanieh antreten, da dann die II. Grenadierdivision deren Stellungen übernehmen wird, und die III. Gardedivision bleibt bei Mediwen-Trnen. Der Kreis soll noch enger gezogen und stärker fortifiziert werden. Jenseits des Wids, wo Osman-Pascha vermutlich den Durchbruch versuchen wird, müssen die Truppen noch verstärkt werden.

Abends kommt General Strukow, vom Großfürsten gesandt, zum Fürsten mit der Bitte, er möge Befehl zum Vormarsch gegen Rahowa geben.

Der Großfürst schreibt dem Fürsten: Da ihm von kompetenter Seite versichert worden sei, daß es kein andres Mittel gäbe, den Heeren in Bulgarien Brennholz zu verschaffen, als es aus dem Olt in die Donau schwemmen zu lassen, so bitte er den Fürsten, anordnen zu wollen, daß die Brücke bei Nikopoli zwei- oder dreimal wöchentlich während einiger Stunden geöffnet werde, um das

Digitized by Google

Holz durchzulassen; der Verkehr der Truppen und Wagen dürfe aber nicht darunter leiden.

Den 2./14. November in der Nacht erhält der Fürst durch den Großfürsten die Antwort Osman-Paschas: Er habe noch nicht alle Mittel erschöpft und könne deshalb noch nicht kapitulieren; seine Pflicht als Soldat schreibe ihm vor, bis zum Aeußersten auszuharren.

Bratianu trifft beim Fürsten in Poradim ein, er plädiert dafür, daß Rumänien auch nach dem Falle von Plewna den Krieg fortsetze, indem es durch seine Truppen Rahowa und Lom-Palanka nehmen lasse. Fürst Carol erklärt ihm, daß er eine Expedition gegen Rahowa bereits in seine Kombination einbezogen habe, im übrigen aber es für ratsam erachte, einen Winterfeldzug zu vermeiden.

Abends speist Oberst Wellesley beim Fürsten; er spricht seine Ueberzeugung aus, daß der Krieg im nächsten Jahre fortgesetzt und England dann aktiv eingreifen würde, da es nie zugeben könnte, daß die Russen in Konstantinopel einrückten. Auch Graf Sollogub, der Historiograph des Kaisers, ein sehr vielseitiger Schriftsteller, ist beim Fürsten zu Tisch; er ist ein angenehmer Gesellschafter und guter Erzähler.

Die II. Grenadierdivision hat heute die Stellungen besetzt, welche bisher von der Gardedivision eingenommen waren.

Den 3./15. November vormittags ist Bratianu beim Fürsten. Oberst Slaniceanu, der in Ostrowo steht, erhält den Befehl, auf Rahowa zu marschieren, und zwar stehen ihm für diese Unternehmung folgende Truppen zur Verfügung: das 10. Dorobanzenregiment, je ein Bataillon des 1., 4. und 15. Dorobanzenregiments sowie eine Kompagnie des 6. Dorobanzenregiments und eine Geniekompagnie (zusammen 3700 Mann Infanterie); dazu das 2., 7. und 9. Kalaraschenregiment und 22 Geschütze. — Oberst Lupu ist beauftragt, das Kommando über die in Becket zusammengezogenen Truppen zu übernehmen und den Angriff Slaniceanus von dort aus mit seiner Artillerie zu unterstützen. Der Major der Flottille, Dimitresku-Maican, bekommt Order, den türkischen Monitor, der sich bei Lom-Palanka befindet, zu beobachten.

Nachmittags fährt der Fürst nach Griwitza zu den Feldlazaretten des IX. Korps. Erst spät trifft er wieder in Poradim ein, da wegen des dichten Nebels der Weg in der baumlosen Gegend hinter Sgalnewitza verfehlt worden ist. Infolgedessen gibt der Fürst Befehl, zur Markierung des Weges von 50 zu 50 Metern kleine Erdhügel aufzuwerfen.

Auf der ganzen Linie ist nichts Neues vorgefallen, abgesehen von einem unbedeutenden Nachtgefecht, welches General Skobelew unternommen hat, um die türkischen Angriffsapprochen zu zerstören, die bereits bis hart an seine Befestigungen vorgetrieben waren. Dies ist ihm mit geringen eignen Verlusten gelungen.

General Gurko verabschiedet sich von den bisher seinem Kommando unterstellten rumänischen Truppen mit einem Tagesbefehl, in dem er ihnen das Lob

Digitized by Google

spendet, daß sie immer auf der Höhe ihrer Aufgabe gewesen wären und die Anerkennung verdient hätten, welche „der Kaiser und unser Verbündeter, Seine Hoheit der Fürst Carol, ihnen ausgesprochen hätten, wünschend, daß dieses Bündnis auch in der Zukunft die dauernde Grundlage einer Waffenbrüderschaft zwischen beiden Nachbarvölkern sein möge". — General Gurko marschiert mit seinem Detachement auf der Straße nach Orhanieh ab. Fürst Carol hat einen Stabsoffizier, Major Barkanesku, dem Kommando attachiert. (Fortsetzung folgt)

Chauvinismus — Politik — Heer[1]

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Als Chauvinismus pflegt man einen „übertriebenen und säbelrasselnden Patriotismus" zu bezeichnen. Er blüht augenblicklich in Frankreich, wo er seit dem Marokkoerfolge mächtig gewachsen ist. Das bekannte Hetzblatt, die „France Militaire", schürt ihn besonders. In Rußland sind Panslawisten und besonders das bekannte Hetzblatt „Nowoje Wremja" ähnlich tätig.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg sprach einmal im Reichstage bedauernd davon, daß „alarmierende Gerüchte vielleicht in mißverstandenem Patriotismus auch bei uns in erregten Preßartikeln ausgestreut würden, um notwendige Rüstungsmaßregeln angeblich zu fördern". Der Kanzler berief sich allgemein darauf, „daß lärmende und fanatisierte Minoritäten" ihre Länder in den Krieg hineingetrieben hätten. Dem Reichskanzler schwebte mit Recht wohl das Verhalten gewisser Schreier im Juli 1870 in Frankreich vor. Dr. Müller-Meiningen bezog des Kanzlers Ausspruch im besonderen auf unsre deutschen Verhältnisse in neuerer Zeit, wobei er die Herbeiziehung der Bemittelten zu den Kosten von Wehrvorlagen als beste Waffe gegen den Chauvinismus bezeichnete. Eines solchen bezichtigten Sozialdemokraten und andre besonders die „Junker" und die Schwerindustrie, die Armeelieferanten und den Wehr- und Flottenverein, das „Deutsche Armeeblatt", die „Tägliche Rundschau" und die „Post", eine Anzahl Zentrumsblätter und endlich die verabschiedeten Offiziere, welche in der Presse für den Ausbau des Heeres zu wirken suchen. Freiherr v. Gamp bezeichnete die damaligen Auslassungen des Abgeordneten Haase über Chauvinismus in Deutschland als „große Verkennung der Stimmung im Volke", das durchaus Verständnis für die Militärvorlage habe. Auch von „Präventivkrieg", von angeblichen Versuchen der Konservativen, innere Schwierigkeiten durch äußere

[1]) Anmerkung der Redaktion. Wir behalten uns vor, das obige Thema auch von andrer Seite behandeln zu lassen.

Digitized by Google

Konflikte zu beseitigen, war die Rede. In bezug auf einen Präventivkrieg gegen Frankreich kann man wohl sagen, daß der Zeitpunkt für einen solchen verpaßt ist. Ueber seine Zweckmäßigkeit und Zulässigkeit heute zu reden, wäre also eine „Leichenpredigt". Was das Verhalten der „Post" und der „Täglichen Rundschau" anlangt, so kann auch ich es nicht für richtig halten, daß beide Blätter, besonders in der Zeit vor einem Jahre, durch vorzeitiges „Gegackel" über eine zu erwartende Heeresvorlage die Aufmerksamkeit des Auslandes erregten und im Verein mit „Danziger" und „Leipziger Neuesten Nachrichten" Mißtrauen gegen die Heeresverwaltung durch Angriffe auf dieselbe wegen Unzulänglichkeit hervorriefen. Ich habe mich damals in der „Kreuzzeitung" gegen dieses Verfahren gewendet.

Der konservative Abgeordnete Oertel hat einmal zugegeben, daß hier und da in Deutschland das getrieben werde, was man Chauvinismus (Kriegshetze) nenne, gleichzeitig aber hinzugefügt, daß das so vereinzelte Erscheinungen wären, daß es eine große Uebertreibung sei, wenn man (Dr. David) mit Keulenschlägen gegen diesen strohernen Popanz fechte. Herr Dr. Oertel fügte noch hinzu, daß, wenn man unter Chauvinismus „selbstbewußte Staatsgesinnung" verstünde, er den Deutschen „einen reichlichen Tropfen" mehr davon in ihrem Blute wünsche.

Von den linksstehenden Parteien wird — wie ich schon sagte — der inaktive Offizier als Chauvinist betrachtet. Herr v. Payer von der Freisinnigen Volkspartei meinte im Reichstag einmal, jedermann wisse, daß der inaktive Offizier von jeher eine heftige Neigung verspüre, „ein papiernes Blutvergießen herbeizuführen". Auch aktive Offiziere betrachteten es als ihre Aufgabe, „bei Kontrollversammlungen und ähnlichen Veranstaltungen die versammelten Mannschaften mit chauvinistischen Redensarten bis an den Hals aufzufüllen". Ein hochgestellter Offizier (Generaloberst v. Eichhorn?) aber habe „öffentlich mit alarmierenden Redensarten um sich geworfen". Zu diesen Bemerkungen ist zu sagen, daß gerade, weil der aktive Soldat keine Politik treiben darf, der inaktive nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, die Heeresinteressen, und zwar gerade in der Presse, wenn er Gelegenheit hat, zu vertreten. Soll denn immer nur derjenige, der der Armee möglichst fern im Leben gestanden hat und steht, sich zu dem äußern dürfen, was ihr nottut oder nach seiner Meinung eben nicht nottut? Soll ausgerechnet in Heeressachen der inaktive Offizier schweigen, wenn dieser oder jener stets „untauglich" gewesene Reporter oder Korrespondent sich mit vollkommener Unkenntnis äußern darf? Das wäre doch mindestens ungerecht!

Wenn sodann über Wendungen geklagt wurde, die bei Kontrollversammlungen oder bei patriotischen Festlichkeiten von aktiven Offizieren gebraucht wurden, dann ist folgendes zu bemerken. Gegenüber den beständig verhetzenden Artikeln und Redensarten, denen unsre entlassene Mannschaft ausgesetzt ist, muß jede Gelegenheit benutzt werden, auch vaterländische, militärische, monarchische Gedanken anzuregen. Sollen ferner vielleicht bei patriotischen Festen oder bei Kontrollversammlungen Friedensreden à la Suttner gehalten werden, oder ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß darauf hingewiesen wird, daß auch der zur Reserve

Digitized by Google

beurlaubte Soldat und der Landwehrmann dazu da sind, in den Krieg zu ziehen? Das ist doch kein Chauvinismus!

Die obige Bemerkung, daß der aktive Soldat keine Politik öffentlich treiben darf, bedarf weiterer Ausführung. Oeffentlich treibt man Politik in Schrift, Wort und in Wahlen (auch in geheimen). Dem aktiven Soldaten ist dienstlich untersagt, in öffentlichen Versammlungen Reden zu halten, deren Inhalt ein politischer ist, und ebenso auch, sich in öffentlichen Blättern politisch zu äußern.[1]) Unbenommen aber ist dem Soldaten, im militärischen Kreise, der stets ein geschlossener, nicht öffentlicher ist, zu reden. Da kann er auch über Politik sprechen, und er wird das selbstverständlich nur in königstreuer Art tun. Seine Politik ist ihm durch sein Verhältnis zum Kriegsherrn vorgezeichnet.

Daß der Offizier in einer militärischen Versammlung keine Rede hält, die sich etwa für den Haager Friedenspalast eignen würde, versteht sich von selbst. Das fehlte gerade noch, daß wir unsre Soldaten zu Friedensaposteln ausbildeten! Gerade in allen Ansprachen an seine Untergebenen hat der Offizier zu betonen, daß Ziel und Zweck aller militärischen Ausbildung und Friedensarbeit der Krieg ist. Der Soldat, der ihn nicht wünscht, ist ein schlechter Soldat. Das ist dasselbe, wie jeder kundige Geländereiter sich nicht nur ein Hippodromreiten, sondern schweres Hindernisrennen wünscht. Wenn also der Offizier seine Untergebenen auf den Krieg hinweist als Ziel, dann treibt er nicht Chauvinismus oder Politik in verbotenem Sinne. Das ist auch in allen tüchtigen Armeen Grundsatz. Man lese doch die Ansprachen, welche z. B. in Frankreich gelegentlich der „présentation du drapeau" an die neuangestellten Rekruten von den Regimentskommandeuren gehalten werden. „Rekruten! Ich stelle euch die Fahne eures Regiments vor. In ihren Falten sind die Namen von Siegen eingeschrieben. Behaltet die Namen im Herzen als Erbteil des Ruhmes in der Vergangenheit, als sichere Siegesgewähr für die Zukunft!" Oder: „Liebt die Fahne von Herzen, wie eure Mutter. Vielleicht kommt der Tag, an welchem ihr sie über euren Köpfen werdet wehen sehen, in den großen Zukunftsschlachten, wenn ihr dann zur Verteidigung von Frankreichs Ehre kämpfen werdet, unsers schönen Vaterlandes, und zum Schutze des Bodens der Republik." Ein andrer Kommandeur weist auf die an der Fahne verzeichneten Siege hin und sagt dann: „Vielleicht — und das ist mein teuerster Wunsch — wird es euch beschieden sein, noch weitere zu verzeichnen, wenn die Republik an euren Mut und eure Ergebenheit appelliert. Dann werdet ihr — ich bin dessen sicher und schwöre in eurem Namen es der Fahne — eurer Väter und euer selbst euch würdig zeigen, würdig auch eurer Söhne, die so ein Erbteil aus eurer Hand empfangen werden, auf das sie mit Recht stolz sein können." Der Kommandeur des 148. russischen Infanterieregiments aber schrieb demjenigen des 148. französischen zu Neu-

[1]) Schon die Teilnahme an politischen Vereinen und Versammlungen ist den zum aktiven Heere gehörenden Militärpersonen nach dem Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 verboten.

Digitized by Google

jahr 1914: „In heutiger Zeit, da der Kriegsgeist beständig Europas Kontinent in Flammen zu setzen droht, richten sich die Blicke der russischen Armee auf die tapferen französischen Truppen, die ihnen durch die Bande der Freundschaft und des Vertrauens verbunden sind." Das sind militärische, kriegerische Wendungen, und kein vernünftiger Mensch wird sie als chauvinistisch oder politisch bemängeln können. Sollen die Offiziere der Deutschen, die in „den Backen des französisch-russischen Schraubstockes festsitzen", wie die „France Militaire" vom 8. August 1912 so geschmackvoll sagte, vielleicht nicht von der Möglichkeit eines Krieges ihren Untergebenen gegenüber reden dürfen?

Es ist in der Monarchie selbstverständlich, daß sozialdemokratischen Versuchen, in die Armee einzudringen, Widerstand entgegengesetzt wird. Solchem Bestreben gegenüber klingt der Antrag Ablaß und Genossen etwas pharisäisch: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dahin zu wirken, daß kein Angehöriger des Heeres wegen seiner religiösen oder seiner politischen Ueberzeugung irgendwelche Zurücksetzung erfährt." Der Antrag wurde angenommen. Daß die Antragsteller die Wendung von der religiösen Ueberzeugung nur aus Rotblockrücksichten für das freisinnige Judentum gebrauchen, im übrigen aber auf die „politische Ueberzeugung" im eignen Interesse Gewicht legen, ist zweifellos. Ein Konservativer bemerkte damals sehr richtig, der Antrag wolle die Betätigung der politischen Gesinnung der militärischen Disziplin entziehen, und fügte hinzu: „Na, das könnte ja recht hübsch werden. Wenn auf dem Marsche, auf dem Kasernenhofe oder auch bei der Schießübung plötzlich irgendein Genosse, der augenblicklich eingezogen ist, das Bedürfnis fühlt, eine Ansprache über die Legion zu halten, vielleicht in dem Sinne, wie sie Herr Ledebour oder Herr Noske hier zu halten pflegen, dann soll wohl gar der Hauptmann „Stillgestanden!" kommandieren und das Gewehr anfassen lassen, damit der Genosse in der Betätigung seiner Gesinnung nicht beeinträchtigt wird. Die sozialdemokratische Partei hat durch ihre Redner erklären lassen, was sie für die Armee vorhat. Sie wünscht eine demokratische Armee, die nicht dem Kommando einiger weniger Persönlichkeiten untersteht. Wenn diese einigen wenigen Persönlichkeiten vielleicht der sozialdemokratische Parteivorstand wäre, dann würden die Herren vielleicht nichts dagegen einzuwenden haben."

Was endlich das Politiktreiben durch die Wahl anlangt, so ruht für den aktiven Soldaten bekanntlich das Wahlrecht.

§ 49 Abs. 1 des Reichsmilitärgesetzes vom 2. Mai 1874 lautet: „Für die zum aktiven Heere gehörigen Militärpersonen, mit Ausnahme der Militärbeamten, ruht die Berechtigung zum Wählen, sowohl in betreff der Reichsvertretung als in betreff der einzelnen Landesvertretungen usw." Reserve und Landwehr sind von dieser Beschränkung nur betroffen, wenn sie zur Fahne gerufen werden. Der Feldmarschall Graf Moltke sagte in bezug hierauf einmal im Reichstag: „Wollten Sie die Ordnung der Armee dadurch lockern, daß Sie einen Teil derselben (die einberufenen Reservisten oder Wehrleute nämlich) in das politische Treiben hineindrängen? Seien wir froh, daß wir in Deutschland eine Armee

Digitized by Google

haben, die nur gehorcht. Blicken wir auf andre Länder, wo die Armee nicht die Schutzwehr gegen die Revolution ist, sondern wo diese aus der Armee hervorgeht. Ich empfehle Ihnen dringend, niemals die Hand dazu zu bieten, daß es bei uns anders werde."

Wohin das Hineinziehen der Armee in die Politik führt, zeigt die Geschichte. Aus neuester Zeit warnen in Europa die Vorgänge in Portugal und in der Türkei vor solchen Versuchen.

Deshalb ist es weise, bei uns alles beim alten zu lassen. Das Verhältnis des Soldaten zu seinem Kriegsherrn in der Monarchie ist ein durchaus persönliches. Durch den Fahneneid ist der Soldat auf Gedeih' und Verderb nur seinem Kriegsherrn verpflichtet. Deshalb wird beim Thronwechsel der Fahneneid neu geleistet. Völlig unabhängig ist dieses Verhältnis von den Strömungen der öffentlichen Meinung, von Parteirichtungen und Parlamentsmehrheiten. Gerade in dieser Unabhängigkeit liegt großer Segen. In welche seelische, in welche Gewissenskonflikte käme ein katholischer Soldat z. B. in sog. Kulturkampfszeiten, wenn nicht der Fahneneid ihm die Richtschnur wäre. In welche Schwierigkeiten führte gerade im konstitutionellen Staat eine Abhängigkeit von der Politik jeweiliger Parlamentsmajoritäten, die beständig wechseln. Gerade deshalb erstreben „links gerichtete" Parteien das Parlamentsheer.

Für den Soldaten gibt's nur eine Lösung: regis voluntas. Seinem Kriegsherrn ist er unbedingt ergeben, ihn fragt er: „Wo befiehlst du, Herr, daß ich für dich sterben soll?"

Justizirrtümer

Von

Prof. Dr. Karl v. Lilienthal

Pas d'erreur judiciaire! corrigea Pillon. Il n'y en a jamais, affirma Souzier — wie gut wäre es, wenn wir dem eifrigen Geschworenen glauben dürften, dem E. Rod in einem auch juristisch sehr interessanten Romane „Le glaive et le bandeau" diese Worte in den Mund legt. Leider lehrt uns die Erfahrung das Gegenteil. In einem umfangreichen Buche[1]) hat der bekannte Berliner Verteidiger Erich Sello 153 Fälle zusammengestellt, in denen im Laufe von hundert Jahren richterliche Fehlsprüche zu Todesstrafe und lebenslänglicher Zuchthausstrafe geführt haben. Die zahlreicheren Fälle, in denen zeitige Freiheitsstrafen verhängt worden sind, in einen zweiten Band zu bringen, und eine Untersuchung über die Ursachen dieser Irrtümer hinzuzufügen, hat der Tod den Verfasser gehindert. Jeder fleißige Zeitungsleser kann übrigens Jahr für Jahr Fälle der Art in recht erheblicher Anzahl feststellen.

---

[1]) „Die Irrtümer der Strafjustiz und ihre Ursachen". Bd. I, Berlin 1911, 523 Seiten.

Digitized by Google

Man wird geneigt sein, die Ursachen solcher fehlbaren Justiz in den Mängeln unsres Strafprozeßrechtes zu suchen und schon deshalb eine baldige Reform zu verlangen. Und gewiß ist die Strafprozeßordnung nicht vollkommen, dennoch liegt der eigentliche Fehler nicht in dem Gesetze, sondern in dessen Handhabung.

Es soll hier nur von den Justizirrtümern die Rede sein, die auf mangelhafter Tatsachenfeststellung, also darauf beruhen, daß der Richter entweder die Tatsachen nicht vollständig kennen lernt oder nicht richtig würdigt. Die Sammlung des Beweismaterials ist Aufgabe der Staatsanwaltschaft und des Untersuchungsrichters, sie kann aber durch das erkennende Gericht ergänzt werden. Nun steht, und darauf hat Alsberg in einem sehr beachtenswerten Buche[1]) neuerdings wiederum hingewiesen, ein häufiger Fehler darin, daß die Bestrebungen der Beschuldigten zu Ergänzung des Beweismaterials nicht genügend berücksichtigt werden. Daß unsre Strafprozeßordnung dazu nicht genügend zwingt, ist zweifellos ein Uebelstand, der aber die denkbar ausgiebigste Heranziehung nicht hindert. In dem Vorverfahren sind sowohl Staatsanwalt wie Untersuchungsrichter von dem Gesetze ausdrücklich angewiesen, die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln und die Beweise zu erheben, deren Aufnahme zur Vorbereitung der Verteidigung erforderlich erscheint. Ein Recht der aktiven Mitwirkung steht dem Beschuldigten nicht zu. Ob seine Anträge berücksichtigt werden, hängt lediglich von dem Ermessen der leitenden Beamten ab. Bei der Vorbereitung der Hauptverhandlung kann der Beschuldigte Beweismaterial auch selbständig herbeischaffen. In der Hauptverhandlung endlich kann er Beweisanträge stellen, die entweder berücksichtigt oder durch begründeten Beschluß abgelehnt werden müssen. Aber auch diese Rechte vermag der Angeklagte nicht immer richtig auszunützen. Für die selbständige Ladung von Zeugen zur Hauptverhandlung fehlen ihm häufig die Mittel, und in der Hauptverhandlung stolpert er häufig über den juristischen Unterschied zwischen einem „Antrag" und einem „Beweiserbieten", das keiner formellen Erledigung bedarf und meist unbeachtet bleibt. Eine neue Strafprozeßordnung müßte deshalb vorschreiben, daß auch im Vorverfahren Beweisbegehren nur durch begründeten Beschluß abgewiesen werden können, und daß in jedem Falle der Beschuldigte darauf aufmerksam zu machen ist, wie er sein formlos ausgedrücktes Verlangen rechtsverbindlich vorbringen muß.

Wichtiger ist die Prüfung des vorhandenen Beweismaterials auf seine Zuverlässigkeit. Eine solche Prüfung ist selbst gegenüber dem Geständnis der Angeklagten durchaus erforderlich. Es ist auf den ersten Blick geradezu staunenswert, wie häufig Angeklagte auf Grund der eignen Angaben zu Unrecht verurteilt sind. Ein ganz besonders auffallendes Beispiel ist der österreichische Fall Bratuscha, in dem ein Vater sich selbst beschuldigte, seine, wie sich später herausstellte, noch lebende Tochter umgebracht, die Leiche teilweise verbrannt, teilweise verzehrt zu haben. Allein in der Selloschen Sammlung finden sich aus Deutsch-

[1]) „Justizirrtum und Wiederaufnahme", Berlin 1913.

Digitized by Google

land sechs ähnliche Beispiele. Ein solches Geständnis ist entweder auf geistige Minderwertigkeit oder auf eine mehr oder minder starke Einwirkung von Polizei- und andern Beamten zurückzuführen. Ein einmal abgelegtes Geständnis aber ist in seiner Wirkung auf die Richter fast niemals wieder gutzumachen. Das einzige Mittel, diese Fehlerquelle zu verschließen, ist der Verzicht auf das Drängen nach dem Geständnis, eine Unsitte, die auch heute noch das Verhör des Angeklagten, das dem Gesetze nach Gelegenheit zur Verteidigung bieten soll, praktisch oft ins Gegenteil verkehrt. Jedenfalls aber sollte nur ein vor dem erkennenden Gericht abgelegtes Geständnis als Beweismittel benutzt und die heute noch zulässige Beweiserhebung über ein früher abgelegtes Geständnis untersagt werden.

Immerhin sind falsche Selbstbezichtigungen gewiß nicht die Regel und seltener Veranlassung zu Justizirrtümern als die Zeugenaussagen. Es kann dabei von den bewußt wahrheitswidrigen abgesehen werden, denn nicht sie, sondern die gutgläubig abgegebenen sind die praktisch gefährlichsten, weil häufigsten. Sich vor ihnen zu schützen, ist nur möglich bei ausreichender Kenntnis der Psychologie der Aussage.[1]) Die gerichtliche Praxis geht durchweg davon aus, daß jemand, der einen Vorgang beobachtet hat, mit gutem Willen darüber richtig und vollständig aussagen werde. Das aber ist keineswegs zweifellos, ja man kann mit weit mehr Recht sagen, daß wirklich fehlerfreie Aussagen verhältnismäßig selten sind. Bei einem Berichte über Wahrnehmungen sind nicht die Sinneseindrücke selbst die Hauptsache, sondern deren Einprägung in das Gedächtnis. Dies hängt zunächst ab von der Fähigkeit zu beobachten überhaupt. Aerzte und Künstler wissen es genau, daß gutes Beobachten eine schwere Kunst ist. Zudem ist die Aufnahmefähigkeit für Gehörs- und Gesichtseindrücke oder Bewegungserscheinungen so wenig gleichmäßig entwickelt, daß man geradezu von einem auditiven, visuellen oder motorischen Gedächtnisse spricht. Stets aber wird die Schärfe der Beobachtung und damit der Einprägung durch die Aufmerksamkeit beeinflußt, und wo diese fehlt, da hängt es vom Zufall ab, was im Gedächtnis hängen bleibt. Uebrigens läuft selbst der aufmerksame Beobachter Gefahr, sich zu täuschen. Denn jede Einprägung enthält eine Deutung von Sinneswahrnehmungen, die sich unter Zuhilfenahme allgemeiner Erfahrungssätze vollzieht. Dadurch kann sehr wohl ein Bild entstehen, dessen Einzelheiten unbewußt über das wirklich Wahrgenommene hinaus vervollständigt sind. Die Wiedergabe der Einprägung nun stellt eine künstlerische Leistung dar, bei der häufig das Bedürfnis, anschaulich zu schildern, die Darstellung sicherer und genauer macht, als sie sein dürfte. Die Wiedergabe aber hat, so oft sie wiederholt wird, den Wert einer neuen Einprägung, die schließlich die ursprüngliche verändern und sogar ganz verdrängen kann. Die Erfahrung lehrt, daß nicht selten die Darstellung immer mehr Einzelheiten umfaßt, deren der Zeuge sich erst nachträglich hat entsinnen können. Das ist um so häufiger, je wichtiger die Aussage erscheint. Die

[1]) Eine gute Uebersicht bietet: Adolf Stöhr, Psychologie der Aussage. Berlin 1911.

Digitized by Google

anfangs gleichgültige Beobachtung wird Gegenstand einer nachträglichen Aufmerksamkeit, und auf dem Wege der Autosuggestion, der vielleicht auch durch Fremdsuggestionen nachgeholfen wird, befestigt sich in dem Aussagenden die Meinung, das wirklich wahrgenommen zu haben, was er wahrgenommen haben müßte, wenn seine Aussage wertvoll sein soll. Gesehen hat er vielleicht einen Mann, der eine Last trug. Wenn das der gesuchte Mörder gewesen sein könnte, der die Leiche seines Opfers in einem Sacke fortträgt, dann paßt sich häufig, je mehr von der vielleicht erheblichen Wahrnehmung die Rede ist, die Erinnerung an Ort, Zeit, Aeußeres der gesehenen Person, die Form der Last usw. dem Bestreben an, bei der Ermittlung des Mörders mitzuwirken. Daher die zahlreichen Zeugen bei sensationellen Prozessen, die sich nach vielen Monaten sehr wichtiger Dinge mit einer Genauigkeit erinnern, von der sie anfangs gar nichts haben verlauten lassen.

Auch das persönliche Interesse an dem Inhalte der Aussage spielt bei der Einprägung keine geringe Rolle. Daß Freunde des Verletzten und des angeblichen Täters den gleichen Vorgang ganz verschieden schildern, ist allbekannt. Der Verletzte selbst hat meist ein ganz besonderes Interesse daran, den Beschuldigten zu belasten, und darum sind seine Aussagen häufig trotz ihrer Bestimmtheit und anscheinenden Genauigkeit nur mit Vorsicht aufzufassen. Einige Gesetzgebungen, z. B. die italienische, verbieten deshalb geradezu eine Vereidigung.

Weiter hat man damit zu rechnen, daß Angaben über Entfernungen, Masse, über Zeitdauer und Zeitpunkt eines Vorganges nur dann Anspruch haben, als zuverlässig zu gelten, wenn ihr Inhalt sofort tatsächlich festgelegt ist. Außerdem kommen die sonderbarsten Erinnerungstäuschungen vor, nicht selten im Zusammenhang damit, daß die Einprägung mit Nebenvorstellungen assoziiert wird, die dann unvollständig oder ungenau bei der Wiedergabe reproduziert werden und dadurch Verwechslungen herbeiführen. Der Zeuge hat den Beschuldigten zweimal an demselben Ort, das eine Mal mit A, das andre Mal mit B zusammen, gesehen, er verwechselt dann nicht selten die Beobachtungen, die er jedesmal gemacht hat und kann dann gutgläubig ein falscher Zeuge dem A oder B gegenüber werden.

Wie kann sich nun der Richter gegen mangelhafte Zeugenaussagen schützen?

Zunächst am besten dadurch, daß er sie nicht selbst hervorruft, daß er ängstlich jede Suggestion vermeidet. Eine solche liegt aber schon in jeder Frage, die eine bestimmte Antwort als die richtige andeutet. Am besten werden Fragen überhaupt vermieden und der Zeuge zu selbständigem Bericht veranlaßt. Das schreibt auch das Gesetz vor, und Experimente haben bewiesen, daß die Berichtsaussagen immer erheblich zuverlässiger sind als Antworten auf Fragen. Sehr bedenklich ist namentlich die Unsitte, die Zeugen nach den polizeilichen Protokollen abzufragen und dem Zeugen Vorwürfe zu machen, wenn seine Aussagen von deren Inhalt abweicht. Denn in diesen Protokollen sind gar nicht die wirklichen Aussagen wiedergegeben, sondern nur das Bild, das sich der vernehmende Beamte von dem Vorgange gemacht hat, den er meist nach kurzen Notizen über die erhaltenen Mitteilungen in einem späteren Berichte schildert. Ferner darf der Richter von dem Zeugen nicht zuviel verlangen; was er nicht mehr weiß,

Digitized by Google

kann man zwar nicht aus ihm heraus-, wohl aber in ihn hineinfragen. Sehr wichtig ist es auch häufig, genau festzustellen, was der Zeuge wirklich wahrgenommen und was er nur aus seinen Wahrnehmungen geschlossen hat. Ganz besondere Vorsicht ist geboten, wenn widersprechende Aussagen vorliegen. Sehr viele irrtümliche Entscheidungen beruhen darauf, das man einzelne Zeugen, z. B. Beamte, deshalb für besonders glaubwürdig hält, weil sie ehrenwerte Persönlichkeiten sind, ohne zu bedenken, daß Ehrenhaftigkeit durchaus nicht vor Irrtümern schützt. Ueberhaupt muß sich der Richter stets die möglichen Fehlerquellen vergegenwärtigen, besonders da, wo man erfahrungsgemäß häufig auf sie stößt. Das ist der Fall einmal bei Kinderaussagen, bei denen die große Suggestibilität des Kindes, seine starke und ungezügelte Phantasie, seine Neigung, sich wichtig zu machen, stets in Betracht gezogen werden muß. Daß bei Sittlichkeitsverbrechen Kinder, die einen ganz guten Eindruck machen, die entsetzlichsten Beschuldigungen geradezu aus der Luft greifen, ist ja ziemlich allgemein bekannt. Ebenso ist es bekannt genug, daß beim Wiedererkennen bestimmte Persönlichkeiten Illusionen und Erinnerungsfälschungen eine große Gefahr bedeuten. Es ist deshalb ebenso vorsichtig wie sachgemäß, wenn z. B. die italienische Strafprozeßordnung vorschreibt, daß Rekognitionen nur so geschehen sollen, daß der Zeuge aus einer ihm gegenübergestellten Anzahl ähnlicher Personen die wiederzuerkennende herauszusuchen hat.

Eine weitere wichtige Erkenntnisquelle bilden die Spuren der Tat, die Indizien. Sie sind im allgemeinen zuverlässiger wie die Aussagen, bedürfen freilich einer ebenso sorgfältigen Prüfung. Der Schluß, daß der Beschuldigte am Orte der Tat gewesen ist, wenn die dort gefundenen Fingerspuren seinen Fingern entsprechen, ist freilich sicher, aber so einfach liegt die Sache nicht immer. Der Richter, der aus Spuren der Tat den Täter erschließen will, muß sich stets vergegenwärtigen, daß sein Schluß nur berechtigt ist, wenn jede andre Möglichkeit vernünftigerweise ausgeschlossen erscheint, und darf es deshalb niemals unterlassen, andre Erklärungsversuche sorgfältig zu prüfen.

Das gleiche gilt auch für den Sachverständigen. Die Fälle sind sehr häufig, daß ein ungenügendes Gutachten großes Unheil anrichtet. So wäre z. B. der bekannte Mordprozeß gegen den jüdischen Schächter Buschhoff in Xanten wahrscheinlich unterblieben, wenn nicht ein Arzt, beide Male irrtümlich, angegeben hätte, daß nach der Menge des Blutes an dem Ort, an dem die Leiche gefunden wurde, die Tat dort nicht begangen sein konnte, und dann, daß ein bei Buschhoff gefundenes Messer so sehr zur Beibringung der tödlichen Wunde geeignet sei, daß man es geradezu mit Sicherheit als das Mordinstrument bezeichnen könne. In diesem Falle wurden diese Irrtümer rechtzeitig richtiggestellt, in andern aber haben irrtümliche chemische Untersuchungen, mangelhafte Schriftexpertisen usw. zu ungerechtfertigten Verurteilungen Veranlassung gegeben.

Alle diese Mängel des Beweismaterials können durch gesetzliche Vorschriften kaum behoben werden, sondern nur durch die gewissenhafte Sorgfalt des erkennenden Gerichtes.

Digitized by Google

Sehr wohl aber kann durch das Gesetz dafür gesorgt werden, daß entstandene Irrtümer berichtigt und, soweit das möglich ist, wieder gutgemacht werden. Das einzige Mittel dazu ist die wiederholte Prüfung des Beweismaterials in einer neuen Verhandlung. Gerade aus diesem Grunde wird von vielen Seiten die Wiedereinführung der Berufung verlangt. Trotz großer, dem gegenüberstehender Bedenken wird wohl die neue Strafprozeßordnung die Berufung bringen. Im geltenden Rechte soll dem bestehenden Bedürfnisse durch die Wiederaufnahme des Verfahrens abgeholfen werden, die übrigens neben der Berufung unentbehrlich bleibt, da Irrtümer ja auch erst nach dem Eintritt der Rechtskraft eines Urteils erkannt werden können. Der gesetzgeberische Gedanke ist dabei gewesen, daß unrichtige Urteile jederzeit sollen aufgehoben werden können, daß aber eine neue Verhandlung nur dann zulässig sein darf, wenn ein Fehler der ersten wenigstens wahrscheinlich gemacht ist. Zuungunsten eines Freigesprochenen ist das möglich, wenn er ein glaubwürdiges Geständnis ablegt, wenn falsche Urkunden, meineidige Zeugenaussagen oder Gutachten vorgebracht worden sind, zugunsten des Verurteilten aus denselben Gründen, aber auch dann, wenn ein zivilgerichtliches Urteil, auf welches das Strafurteil gegründet ist, durch ein andres, rechtskräftig gewordenes Urteil aufgehoben ist und wenn neue Tatsachen oder Beweismittel beigebracht sind, welche allein oder in Verbindung mit den früher erhobenen Beweisen die Freisprechung oder in Anwendung eines milderen Strafgesetzes eine geringere Bestrafung zu begründen geeignet sind. Die „neuen Tatsachen und Beweismittel" sind der wichtigste Wiederaufnahmegrund, denn wenn sie auf die Behauptung einer Urkundenfälschung, eines Meineides oder einer Rechtsbeugung gegründet werden soll, muß erst wegen dieser Handlungen eine rechtskräftige Verurteilung ergangen sein.

Bei der Frage, ob diese Bestimmungen genügen, hängt für die Beantwortung alles davon ab, wie die Richter, die über die Zulässigkeit der Wiederaufnahme entscheiden, das Gesetz auslegen. Daß dabei nicht zu weitherzig vorgegangen wird, beweist, daß z. B. im Jahre 1911 auf 1520 Urteile erster Instanz nur ein Wiederaufnahmeverfahren kommt. Einen praktischen Einblick aber in die Schwierigkeiten, denen ein Wiederaufnahmegesuch begegnet, gewährt das erwähnte Buch von Alsberg. Hier wird eine Reform einzusetzen haben. Freilich wird jede denkbare wirkungslos bleiben, wenn nicht die Gerichte, die zur Entscheidung berufen sind, die Befürchtung, daß eine ungerechtfertigte Freisprechung im Wiederaufnahmeverfahren erfolgen kann, hinter den Wunsch zurücktreten lassen, daß kein möglicher Justizirrtum aufrechterhalten bleibt.

Digitized by Google

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

III

Die Nachricht von dem Sturz des Kaiserreiches und der Einsetzung der Republik verbreitete sich nicht sofort, und vierundzwanzig Stunden lang waren die Offiziere des Bataillons in Grigy und die des Großen Generalstabes so ziemlich die einzigen, die davon Kenntnis hatten.

Dieses Ereignis rief bei ihnen keine besondere Aufregung hervor. Die Niederlage der Armee bei Sedan, die seit achtundvierzig Stunden bekannt war, machte weit mehr Eindruck.

Man hatte den Kaiser gesehen, wie er sich todkrank von Ort zu Ort schleppte, und man war jeden Tag darauf gefaßt, von seinem Ableben und vom Ende des Kaiserreiches zu hören.

Als das Ereignis bekannt wurde, wunderte man sich nicht darüber und begann über seine wahrscheinliche Folgen nachzudenken. Man stellte sich von neuem die seit achtundvierzig Stunden schon so oft aufgeworfene nnd erörterte Frage: Was wird Marschall Bazaine tun und was wird aus der Armee werden? Wenn wir die feindlichen Linien damals nicht hatten durchbrechen können, als der Marschall de Mac Mahon im Anmarsch war, um uns die Hand zu reichen, so konnten wir es jetzt noch viel weniger.

Und das Land? Welche Folgen würde eine angesichts des siegreichen Feindes entstandene Revolution für das Land haben?

Was ließ eine so verzweifelte Regierung, wie die, von der man jetzt hörte, erwarten?

Unter den Mitgliedern dieser Regierung befanden sich unruhige Geister, Feinde aller Hierarchie und jedes Autoritätsprinzips wie Henri Rochefort und Antipatrioten wie Garnier Pagès, der es auf der Tribüne offen ausgesprochen hatte, daß ihm eine Niederlage lieber sein würde als ein Sieg.

Die Leute ließen sich tausend Ideen durch den Kopf gehen, aber nachdem sie lange überlegt hatten, ohne eine befriedigende Lösung zu finden, überließen sie sich wieder dem Gefühl der Niedergeschlagenheit.

Marschall Bazaine hatte ohne Zweifel den baldigen Zusammenbruch des Kaiserreiches erwartet. Als er verbittert von Mexiko zurückkam, war er zu den Führern aller Parteien in Beziehungen getreten: zu Berryer, Thiers, Jules Favre, und hatte versucht, eine Verbindung mit dem Prinzen von Orleans anzuknüpfen. Von Anbeginn des Feldzuges an hatte er sich in scharfen Worten über Napoleon III. ausgesprochen und es geduldet, daß die Offiziere seines besonderen Stabes in seiner Gegenwart dem Kaiser beleidigende Epitheta beilegten.

Digitized by Google

Für den Abend des 13. August war der Leutnant Garnier (vom 2. Chasseurregiment), der an diesem Tage den Zug der Eskorte für den Marschall geführt hatte, ins Schloß Borny zum Diner eingeladen. Er war aufs tiefste empört über den gehässigen Ton, in dem die Tischgäste sich über den Kaiser unterhielten. Der Marschall, der es bemerkte, rief seine Offiziere mit folgenden Worten zur Ordnung: „Nun, meine Herren, wir müssen nicht mehr daran denken anzuklagen, sondern uns tapfer zu schlagen."

In der Nacht, die auf die Schlacht von St. Privat folgte, hatte Marschall Bazaine, als er nach Ban St. Martin kam, vor einer Batterie Halt gemacht. Es befanden sich dort die Hauptleute Morlière und Leclerc mit den Leutnants de Maistre und Favarcq. Die beiden Hauptleute hatten den Marschall in Mexiko kennen gelernt und die beiden Leutnants waren mit zweien seiner Neffen in der Ecole Polytechnique gewesen. „Als der Marschall stehengeblieben war, um zu betrachten, was die Dunkelheit im Tal erkennen ließ," so schreibt Hauptmann Morlière in seinen Aufzeichnungen, „ließ sich Albert Bazaine, ein guter Junge, den ich sehr gerne hatte, und der sich bereits recht wichtig gab, folgendermaßen vernehmen: ‚Wir sind futsch, wir werden gezwungen sein, zu kapitulieren. Man muß sich darein ergeben und in Frankeich eine ordentliche Republik einrichten. In zwanzig Jahren haben wir wieder Soldaten, und dann werden wir unsre Revanche nehmen.'"

Die vier Offiziere riefen alle auf einmal: „So seien Sie doch still! Man könnte meinen, daß das die Gedanken Ihres Onkels sind, zu deren Echo Sie sich machen."

Der Bruder des Marschalls Bazaine, der Vater der Leutnants Albert und Adolphe Bazaine, ein hervorragender Ingenieur, war ein intimer Freund von Jules Favre, neben dem er in der Rue d'Amsterdam wohnte und den er sehr oft sah. Jules Favre hatte eine Anzahl von Abgeordneten bestimmt, mit ihm Schritte zu tun, um die Ernennung des Marschalls Bazaine zum Oberkommandierenden der Armee durchzusetzen, und jetzt war er das einflußreichste Mitglied der Regierung. Der Polizeiminister, Graf de Kératry, war ebenfalls ein alter Bekannter Bazaines. Er war sein Ordonnanzoffizier in Mexiko gewesen, und als er eines Tages im Spiel eine große Summe verloren hatte, die er unmöglich bezahlen konnte, hatte der Marschall ihm den großen Dienst erwiesen, sie für ihn zu erlegen. Marschall Bazaine war also berechtigt, anzunehmen, daß die neue Regierung, die sich „Regierung der nationalen Verteidigung" betitelte, günstig für ihn gestimmt war. Demnach ließ er in der Oeffentlichkeit nichts von seinen Gedanken verlauten, brachte aber die Unzufriedenheit zum Ausdruck, die ihm die unerwartete Ankunft des Hauptmanns Lejoindre in den französischen Linien verursachte.

Am Abend erhielt der Major Samuel vom Obersten Napoléon Boyer den Befehl, einen Brief zu entwerfen, um sich beim General v. Stiehle über die Auslieferung eines Offiziers zu beschweren, dessen Austausch nicht geregelt war, und ihn zu bitten, keinen mehr ohne vorausgegangene Verständigung zwischen den beiden Generalstäben auszuliefern.

Digitized by Google

Nachdem Major Samuel den Obersten Boyer angehört hatte, fragte er nach den Absichten des Marschalls, insbesondere, ob er sich nicht in möglichst kurzer Zeit mit den Waffen einen Weg werde zu bahnen suchen. Der Oberst antwortete, seiner Ansicht nach sei jede militärische Aktion nutzlos geworden und könnte sogar verhängnisvoll werden.

Darauf sprach Major Samuel von Unterhandlungen. „Vor allem," sagte er, „ist es unumgänglich notwendig, zu wissen, was in Frankreich vor sich geht ...

„Wenn die Regierung der nationalen Verteidigung noch besteht und sich behauptet, braucht man nur im Einverständnis mit ihr vorzugehen ... Man kann an den Prinzen Friedrich Karl einen ernsthaften Parlamentär schicken, um ihn zu fragen, ob dadurch, daß der Kaiser sich ergeben hat, nicht die Beziehungen der beiden Völker und damit auch die der Armeen sich geändert haben ... ebenso müßte man die Genehmigung für einen andern Offizier zu erlangen suchen, sich nach Paris zu begeben, um sich über die Absichten der neuen Regierung in bezug auf den Frieden oder die Fortsetzung des Krieges zu informieren.[1])

„Wenn der König von Preußen," fuhr der Major Samuel fort, „den Frieden wünscht, wie man annehmen darf, so könnte es sein, daß er eine insurrektionelle Regierung nicht anerkennen wollte. Dann wird er nur den Marschall Bazaine und seine Armee als Vertreter einer legalen Autorität vorfinden. Mit ihm werden also dann die Verhandlungen eingeleitet werden müssen, und dem Marschall wird sich da eine schöne Rolle bieten, wenn er das Land zu retten und es von den Fremden zu befreien versucht."

Die Idee gefiel dem Marschall Bazaine und wurde am folgenden Tage zur Ausführung gebracht.

Bis hierher hatte der Oberst Napoléon Boyer, der erste Adjutant und Kabinettschef des Marschalls Bazaine, immer nur im Hintergrunde der Vorgänge gestanden. Er stieg nie zu Pferde und begab sich nie aufs Schlachtfeld, seine Tätigkeit beschränkte sich ausschließlich auf die Bureauarbeit. Da Marschall Bazaine von nun an auf aktive Operationen verzichtete, um den Weg der Verhandlungen zu beschreiten, trat der Oberst Napoléon Boyer jetzt in den Vordergrund der Ereignisse.

Seit dem 2. September, dem Tage nach der letzten Schlacht, hatten seine Befugnisse an Bedeutung zugenommen. Das Zivilpersonal des Kriegsministe-

---

[1]) Dieses Gespräch ist nach den Mitteilungen des Obersten d'Andlau wiedergegeben, der es vom Major Samuel hatte. Oberst d'Andlau datiert es vom 12. September; wir haben es auf den 10. gesetzt, weil die Aufzeichnungen des Generals Letellier-Blanchard, die durch die Tagebuchnotizen seines Adjutanten eine Bestätigung erfahren, keinen Zweifel lassen: Major Samuel hat dieses Gespräch am 11. September im Laufe des Nachmittags dem General und seinem Adjutanten mitgeteilt.

Dank den vorerwähnten Tagebuchnotizen und durch ihre Kollationierung mit den verschiedenen Aussagen des Majors Samuel, den Billetts des Generals Boyer, die wir wieder aufgefunden haben, den Korrespondenzen des Hauptquartiers mit dem General v. Stiehle und andern Schriftstücken, die für die Untersuchung im Prozeß Bazaine zusammengestellt wurden, haben wir die nachfolgenden Tatsachen rekonstruieren können.

Digitized by Google

riums und das der Nationaldruckerei waren vom Generalstab, von dem sie abhingen, abgetrennt worden, um dem Befehl des ersten Adjutanten unterstellt zu werden. Die Ernennungen und Personalfragen sollten künftig von ihm bearbeitet werden, und die sog. Personalabteilung des Generalstabs hatte keine Existenzberechtigung mehr.

Ebenso blieb das Notizbuch des Generals Jarras von Anfang September an leer. Der Marschall hörte auf, ihm Befehle zu diktieren, er teilte sie seinem ersten Adjutanten mit, den er beauftragte, sie zur Ausführung bringen zu lassen, und die meiste Zeit wußte der Generalstab nichts von diesen Befehlen.

Oberst Lewal, mit dem der Marschall zu wiederholten Malen zusammengearbeitet hatte, war von jetzt an — sei es, daß er sich selbst entschlossen hatte, sich fernzuhalten, sei es, daß der Marschall sich nicht mehr an ihn gewandt hatte — nicht mehr der Vertraute in der Villa Herbin, wie er es Ende August noch gewesen war.

Der ohnehin schon so unbeständige und haltlose Wille des Marschalls Bazaine wurde immer ungreifbarer, bis er sich schließlich ganz auflöste und verschwand. Der Marschall sah die Kapitulation kommen. Sie war für ihn das unvermeidliche Ende. Er hätte sie gerne vermieden, aber wie hätte er das machen sollen? Es hätte dazu einer Energie bedurft, deren er sich nicht fähig fühlte. Er schloß die Augen und ließ sich von seinem Adjutanten leiten, auf den er sich seit acht Jahren in allem, was nicht ausschließlich militärisch war, vollkommen verließ.

Oberst Napoléon Boyer wurde der Inspirator seines Chefs. Mehr als die „Graue Eminenz" wurde er der Impresario, der alle Fäden der Marionettenfigur in der Hand hielt und diese nach seinem Belieben spielen ließ.

Sehen wir uns also diese Persönlichkeit näher an.

Der Oberst Napoléon Boyer war der Sohn des Generals Baron Pierre Boyer, der bei der alten Armee unter dem Namen „Boyer, der Kopfabschneider" oder „Pierre der Grausame" bekannt war wegen der Unmenschlichkeiten, die er im Jahre 1831 gegen die Araber begangen hatte, als er Kommandant in Oran war.

Ueber seine Mutter, geborene Marthe Lévi, wissen wir nichts.

Er war ziemlich groß, aber mager und von kränklichem Aussehen; die Haare, die früher aschblond gewesen waren, begannen grau zu werden; seine Nase war dick, seine Lippen schmal, sein Unterkiefer war auffallend groß, und sein breites Kinn sprang vor wie ein Keil. Seinen Hut oder sein Käppi pflegte er zu tief auf den Kopf zu setzen, und sie sahen aus, als würden sie durch seine zwei großen, vom Schädel abstehenden Ohren aufgehalten.

Vor allem seine Augen fielen jedem auf, der ihn ansah. Sie waren ganz klein, tiefliegend und von einem so blassen Blau, daß man hätte meinen können, sie hätten ihre Farbe verloren; ihr Blick war so flüchtig, daß man ihn nicht erhaschen konnte.

Er blieb immer ruhig. Sein Gesicht verzog sich niemals und ließ nicht ahnen, was er dachte oder empfand.

Digitized by Google

Im Verkehr war er umgänglich und immer sehr höflich; nie wurde er ärgerlich. Ob jemand eine unfreundliche Bemerkung oder ihm einen Vorwurf machte, ob man sehr lebhaft oder gereizt mit ihm sprach — er blieb sich immer gleich und hörte mit zerstreuter Miene zu, als ob man sich an eine Person wende, von der er niemals habe reden hören. An solchen Naturen gleitet alles ab.

Er war ein Mann von seltener Intelligenz und klarem Geist, mit einem vorzüglichen Gedächtnis und einer außergewöhnlichen Assimilationsfähigkeit ausgestattet und besaß eine bedeutende Arbeitskraft. Sein Stil war klar. Er verstand die Tatsachen zu gruppieren und sie gefällig darzustellen; er war ein gewandter und geschätzter Redakteur.

Er war stets bereit, alle Arten von Missionen, selbst die heikelsten, zu übernehmen, und besaß die Fähigkeiten, sie zur Zufriedenheit der Beteiligten auszuführen. Beim Staatsstreich spielte er als Adjutant des Generals de Saint-Arnaud eine wichtige, entscheidende Rolle, die andre nicht hätten übernehmen mögen und in der sie nicht die gleiche Gewandtheit bewiesen hätten.

Seit 1862 war er dem Marschall Bazaine zugeteilt, dessen Wesen er rasch durchschaut und begriffen hatte. Er verstand es, auf seine Pläne einzugehen und entlastete ihn besonders von allen langweiligen Geschäften. Nach und nach gewann er sein Vertrauen und brachte es dahin, daß er ihm unentbehrlich wurde. Zuerst besorgte er alle Bureauarbeit: Notizen, Briefe, Vorschläge, Berichte. Der Marschall brauchte nur noch zu unterschreiben. Dann trat Oberst Boyer, je älter der Marschall wurde und als nach seiner zweiten Heirat seine intellektuelle Kraft abnahm und seine Willenskraft immer schwankender wurde, immer mehr an seine Stelle. Er insinuierte ihm, was er tun sollte, er inspirierte ihn, und seine Ideen wurden ohne Einwendungen befolgt. Er überlegte und faßte die Entschlüsse, er war das Gehirn des Marschalls Bazaine geworden.

Er verstand mit vollendeter Geschicklichkeit die Empfindlichkeit des Marschalls zu schonen. Niemals versuchte er mit Gewalt etwas bei ihm durchzusetzen, im Gegenteil, er wußte die Vorstellung in ihm zu erwecken, daß die Ideen, die er ihm einflüsterte, seine eignen seien. So hatte die Eigenliebe des Marschalls nicht zu leiden.

Er besaß weder dünkelhaften Stolz noch Anmaßung. Er zog keinen Vorteil aus seiner Allmacht, noch weniger rühmte er sich ihrer. Er blieb im Schatten; man sah ihn nicht, er machte nicht von sich reden. Nur diejenigen, die mit dem Marschall in Mexiko gelebt hatten, hatten eine Ahnung von seinem beständigen und allmächtigen Einfluß.

Diese Beschlagnahme des Marschalls hatte dessen junge Gattin eifersüchtig gemacht, und sie haßte den Obersten Boyer. „Er ist der böse Geist meines Mannes," wiederholte sie immerwährend, und sie beschuldigte ihn, daß er ihn zu unheilvollen Schritten verleite, ohne daß der Marschall es ahne.

Ebenso wie er selbst in den Hintergrund treten mußte, um den Marschall nicht in den Schatten zu stellen, wußte er auch vorsichtig zu handeln und nichts hinter sich zurückzulassen, was seinen vorwiegenden Anteil an den Ereignissen

Digitized by Google

hätte enthüllen können. Billetts oder Briefe, die vielleicht hätten kompromittierend werden können, wurden weder kopiert noch registriert; sie wurden sogar vernichtet. Es ist also heute sehr schwer, das Tun einer so genau unterrichteten und so vorsichtigen Persönlichkeit zu verfolgen und darüber ins klare zu kommen.

Oberst Boyer war weder ehrgeizig noch eitel.

Doch über alles liebte er die Intrige, und er machte es wie die Politiker, die meinen, daß man die Aufrichtigkeit durch die Geschicklichkeit ersetzen und an die Stelle der Pflicht treten lassen könne.

Er hätte dem Marschall raten können, sich an seine militärischen Pflichten zu halten, aber wie ein alter Spieler, der von den Karten und Würfeln nicht lassen kann, selbst wenn er alles verloren hat, konnte er sich nicht enthalten, seine geheimen und versteckten Machenschaften fortzusetzen, die, statt die Kapitulation zu verhindern und den Marschall zu retten, seinen Untergang verursachten und seine Verurteilung herbeiführten.

Er war recht wenig Militär: er suchte absichtlich nicht als solcher zu erscheinen, trug sogar während des Feldzuges nur selten die Uniform; und wenn er sie doch einmal anzog, so verbarg er sie unter einem Zivilmantel. Er ritt nicht, entfernte sich nicht aus dem Hauptquartier, begab sich nicht auf die Schlachtfelder und schloß sich in sein Bureau ein. Es war also ganz natürlich, daß er den Marschall dazu trieb, die Operationen einzustellen und Verhandlungen einzuleiten. Er hoffte deren Fäden in den Händen zu halten und sie zu lenken, da er die Eigenschaften eines Diplomaten zu besitzen glaubte.

Darin täuschte er sich. Die Generäle sind dazu da, zu kämpfen und nicht, sich in die Politik zu mischen. Die Politik tötet sie, wenn sie daran rühren, und das war der Fall in Metz.

Neben dem Obersten Napoléon Boyer erschienen die andern Offiziere des besonderen Stabes des Marschalls bedeutungslos.

Da war der mit der Führung des Hauswesens betraute Major Wilette, ein schöner, großer Offizier mit einem majestätischen weißen Bart. Er war der Vater des Malers Wilette. Er legte eine Ergebenheit gegen seinen Chef an den Tag, die ihm die allgemeine Achtung erworben hat.

Der Hauptmann Pierre de Mornay-Soult, von den Guiden, mütterlicherseits ein Enkel des Marschalls Soult, war klein, beleibt, freundlich und immer dienstfertig. Er hatte einen paradoxen Geist. Er war dem Marschall stets aufrichtig zugetan und verteidigte ihn in der würdigsten Weise. Er chiffrierte und dechiffrierte die Depeschen, aber seit dem 1. September hatte er, da die Verbindungen abgeschnitten waren, nichts zu tun.

Rittmeister Gudin von den Gardekürassieren, ein endlos langer, magerer Mann, war der Enkel des Marschalls Mortier und des Generals Gudin aus der Zeit des ersten Kaiserreiches. Er hatte keine besonderen Funktionen.

Die beiden Neffen des Marschalls waren zwei wackere junge Leute, die alle Offiziere von Mexiko, wie der Hauptmann Morlière, schätzten und wie verzogene Kinder behandelten. Besonders die Artillerieoffiziere haben den Leutnant

Digitized by Google

Adolphe Bazaine in der besten Erinnerung behalten, der bei Rezonville verwundet worden war und gegenwärtig als Oberst des Ruhestandes in Toulouse lebt.

Doktor Maffre, der Arzt des Hauptquartiers, war in Metz, wie er es schon in Mexiko gewesen war, der Gast des Marschalls Bazaine; er speiste an seinem Tisch und schlief in der Villa Herbin. Er hatte bei der Geburt der Kinder des Marschalls ärztlichen Beistand geleistet. Manchmal erzählte er seinen Kollegen von der Armee, was bei dem Marschall vorging.

Der Maler Beaucé endlich hatte, wie Doktor Maffre, in Mexiko in der Umgebung des Marschalls gelebt und lebte jetzt wieder bei ihm in Metz.

Alle diese Persönlichkeiten wohnten unter demselben Dach, frühstückten und aßen an dem Tisch des Marschalls und spielten nach dem Essen, Zigarren oder Pfeife rauchend, Billardpartien.

Natürlich gingen ihre Meinungen auseinander und sie beurteilten die Ereignisse von verschiedenen Standpunkten aus. Der Marschall ließ sie reden und bewahrte für den Augenblick Zurückhaltung.

Auch Oberst Boyer schwieg vor seinen Kameraden, aber am Abend gewann er den Marschall für seine Ideen. Vor allem mußte man sich über die Dauerhaftigkeit der Regierung der nationalen Verteidigung zu unterrichten trachten. Wenn sie Garantien bot, wollte man Anschluß an sie suchen. Wenn nicht, wollte man sehen, ob man dem Kaiser treu bleiben oder ob man sich andern Parteien nähern sollte, die möglicherweise Aussichten auf Erlangung der Macht hatten.

Es wurde beschlossen, daß der Major Samuel sich wieder als Parlamentär zu den Deutschen begeben sollte, um einen Brief zu überbringen, in dem gegen die unzeitgemäße Rücksendung des Hauptmanns Lejoindre protestiert und um die Auswechslung von sechs Offizieren gegen den Major von der Dollen vom 16. Ulanenregiment sowie die Premierleutnants und Sekondeleutnants v. Wedel, v. Hodenberg, Cox, Vogel, Sommersbach und Goltz ersucht wurde. Er sollte den Weg zu den deutschen Linien in der Richtung auf Ste.-Barbe nehmen, wo der Oberstleutnant von der Burg einquartiert war, und ihn zu sprechen versuchen.

Oberst Lewal war, wie erwähnt, seit dem 26. August nicht mehr in die Villa Herbin gekommen; er grollte dem Marschall und warf ihm vor, den Versuch zur Durchbrechung der Einschließungslinien nicht nachdrücklich genug gemacht zu haben. Am Abend des 10. September gab er seinen Vorwürfen schärferen Ausdruck und klagte den Marschall Bazaine förmlich an, daß er seine Unterführer getäuscht und ihnen die Wahrheit verborgen habe, zu dem Zweck, von ihnen eine Meinungsäußerung zu erlangen, die seinem Plane, unbeweglich in Metz zu bleiben, günstig war.

Gegen 6 Uhr abends sah man ihn Ban St. Martin verlassen. Er begab sich nach La Ronde und sprach beim Marschall Canrobert vor. Ging er nur zu ihm, um einen früheren Chef zu besuchen, mit dem er immer freundschaftliche Beziehungen aufrechterhalten hatte? Wollte er ihm die im Lauf des Tages

Digitized by Google

im Hauptquartier eingelaufenen Neuigkeiten mitteilen? Oder hatte er wirklich die Absicht, weiter zu gehen?

Alle Vermutungen sind erlaubt. Sicher bleibt, daß an diesem Abend der Oberst Lewal formell die schwerste aller Beschuldigungen gegen den Marschall Bazaine schleuderte, die gegen ihn erhoben worden sind.

Marschall Canrobert erzählt in seiner bilderreichen Sprache über die Unterredung, die er am 10. September abends mit dem Obersten Lewal hatte, folgendes:

„In seiner Eigenschaft als früherer Adjutant kam Oberst Lewal bisweilen zum Plaudern zu mir ... Während einer Unterhaltung,[1]) die wir zwei oder drei Wochen nach den Ereignissen hatten, sprachen wir vom 26. August und von der Lage, in der wir uns damals befanden und die nicht heiter war. ‚Oh, mein Gott,' sagte ich, ‚was für ein Unglück, daß dieser Regen vom 26. August den Marschall Bazaine aufgehalten hat und daß wir nicht haben abziehen können! Wir hätten vielleicht das Unglück vermieden, das später eingetreten ist.' — ‚Herr Marschall,' erwiderte Oberst Lewal, ‚das Unglück war vielleicht noch größer, als Sie denken.' — ‚Erklären Sie sich deutlicher,' sagte ich zu dem Obersten. Dann erzählte er mir — er hat es wahrscheinlich auch andern erzählt —, im Hauptquartier habe man Kenntnis davon gehabt, daß Marschall de Mac Mahon aufgebrochen war, um der Rheinarmee entgegenzueilen, und zwar habe man dies am Tage der Zusammenkunft der Armeekorpskommandanten und der Waffenchefs in Grimont gewußt. Das erschien mir so ungeheuerlich, daß ich ausrief: ‚Gehen Sie, mein lieber Oberst, erzählen Sie das einem andern. Das ist nicht möglich. Das wäre doch zu stark gewesen, und solange mir nicht das Gegenteil bewiesen wird, werde ich Ihnen nicht glauben.'

„Ich ließ ihn denn auch nicht fortfahren. Ich glaube nicht," schließt Marschall Canrobert, „daß der Marschall diese Depesche erhalten hat."

Trotz der Versicherungen des Obersten Lewal scheint es, daß man sich in der Sache an den Kommandanten des VI. Korps halten und jene Beschuldigung zurückweisen muß.

Das Wetter war wieder besser geworden, und der 11. September war ein schöner Tag.

Um 6 Uhr machte sich Major Samuel auf den Weg. Er wurde auf der Straße von Saarbrücken durch die deutschen Linien gelassen und von zwei Offizieren, denen er schon unterwegs begegnet war, zum Oberstleutnant von der Burg in Ste.-Barbe geführt.

Er übergab seinen Brief und wurde, wie bei seinem ersten Besuch, zum Dejeuner eingeladen. Diesmal hielt er es für klüger, anzunehmen. Eine neue Ablehnung wäre affektiert erschienen.

Beim Essen plauderten die beiden Offiziere. Oberstleutnant von der Burg gab dem Major Samuel zuerst Kenntnis von dem Entschluß des Prinzen Friedrich

[1]) Das Datum des 10. September wird uns in zwei Tagebüchern angegeben.

Digitized by Google

Karl bezüglich der Verbindungen zwischen den beiden Armeen, die künftig nur auf der Landstraße von Moulins nach Ars stattfinden sollten. Es sei Befehl erteilt worden, die Parlamentäre nicht mehr zu empfangen, wenn sie sich an andern Punkten zeigen würden, und sie sogar mit Schüssen zurückzutreiben. Sie würden sich also ohne Zweifel von nun an lange nicht mehr sehen.

Nachdem die Unterhaltung auf die Ereignisse des Tages übergegangen war, zeigte der deutsche Offizier dem französischen die letzte Nummer der am selben Morgen im Lager eingetroffenen „Kreuzzeitung". Major Samuel las sie mit der größten Aufmerksamkeit, und nach einem letzten Gespräch über die Auswechslung der Gefangenen verabschiedete er sich, kehrte nach Ban St. Martin zurück und erstattete dem Marschall Bazaine eingehend Bericht über das, was er in der deutschen Zeitung gelesen hatte. Der wesentliche Inhalt seines Berichtes war folgender:

Auf die Ereignisse von Sedan hin sei der Sturz des Kaiserreiches am 5. September vom gesetzgebenden Körper mit allen gegen 12 Stimmen und vom Senat einstimmig proklamiert worden.

Der von der provisorischen Regierung zum Präsidenten gewählte General Trochu sollte sofort an König Wilhelm einen Brief geschrieben haben, in dem er ihn gebeten habe, mit seiner Armee das französische Gebiet zu räumen, damit über den Frieden unterhandelt werde, wobei er sich auf die Erklärung des Königs stützte, daß er nicht mit Frankreich, sondern mit seiner Regierung Krieg führe.

Jules Favre sei Minister des Aeußern, Le Flô Kriegsminister, Gambetta Minister des Innern, Kératry Polizeiminister.

Napoleon III. sei als Gefangener nach Schloß Wilhelmshöhe gebracht worden.

Die von den Gefangenen gebrachten Nachrichten hatten ihre Bestätigung gefunden: die Republik war auf das Kaiserreich gefolgt, und die neue Regierung suchte zu unterhandeln. Wenn der Oberst Boyer den Marschall noch nicht vollständig bestimmt hatte, diesen Weg einzuschlagen, mußte ihm die an die preußische Regierung ergangene „Aufforderung" des Generals Trochu die letzten Zweifel nehmen.

Nachdem Marschall Bazaine nachmittags mit dem Kommandanten der Vorposten bei Moulins, Arnous-Rivière, eine Unterredung gehabt hatte, schrieb er einen Brief an den Prinzen Friedrich Karl (oder ließ ihn durch den Obersten Boyer schreiben), den der Hauptmann Méquillet vom Generalstab — der Schwiegersohn des Malers Meissonnier — mitnahm und einem preußischen Offizier in Gegenwart von Henry Arnous-Rivière übergab, der ihn mit einem Hornisten und einem die weiße Fahne tragenden Unteroffizier begleitet hatte.

Wir wissen nicht, was Marschall Bazaine geschrieben hat. Wenn Arnous-Rivière und der Major Samuel nicht gesprochen und vor allem Arnous-Rivière nicht die oben berichteten Einzelheiten in sein Notizbuch eingetragen hätte, würden wir nichts wissen von der Existenz dieses Briefes, da sich sein Text nicht in den Akten des Generalstabes befindet und sein Konzept vernichtet worden ist.

Digitized by Google

Als Marschall Bazaine gefragt wurde, was aus den Briefen geworden sei, die er mit dem Prinzen Friedrich Karl gewechselt habe, erklärte er, daß alles von dem General Boyer bei der Kapitulation verbrannt oder zerrissen worden sei.

General Boyer seinerseits stellte in Abrede, daß er der Urheber dieser Vernichtung sei. Er leugnete auch, die Dokumente nach England mitgenommen zu haben, aber er gab zu, daß zwei an den Prinzen Friedrich Karl gerichtete Briefe nicht kopiert worden seien.

Wir wollen uns in keine Auseinandersetzung mit dem Marschall und seinem Adjutanten einlassen; sie würde müßig sein. Sicher ist folgendes: Die Akten des Generalstabs enthalten die Kopien einer Anzahl von offiziellen Briefen des französischen Generalstabes an den deutschen Generalstab. Ebenso befinden sich die Antworten auf diese offiziellen Briefe in den Archiven der Rheinarmee. Diese Korrespondenz bezieht sich auf den Austausch der Gefangenen und auf Bitten um Auskunft über Offiziere.

Aber außer dieser eingestandenen Korrespondenz unterhielt Marschall Bazaine noch eine weitere, geheime, und wir werden später sehen, warum es ihm darum zu tun war, sie versteckt zu halten.

Wir haben die Absendung von dreizehn dieser geheimen Briefe an den Prinzen Friedrich Karl konstatieren können, von denen Marschall Bazaine und General Boyer nie mehr als zwei eingestanden haben. Es ist wahrscheinlich, daß es noch mehr waren. Was die dreizehn in Frage stehenden Briefe betrifft, so werden wir seinerzeit von ihrer Aushändigung bei den deutschen Vorposten sprechen.

Wenn man bedenkt, daß man sich nicht davor zu fürchten brauchte, die Abschriften dieser Schriftstücke in die Hände des Feindes fallen zu sehen, da dieser ihre Originale oder die Entwürfe hatte, ist man gezwungen, den Schluß zu ziehen, daß man sie vernichtet hat, weil sie für ihren Verfasser kompromittierend waren.

Obwohl wir den Brief vom 11. September, den Hauptmann Méquillet überbrachte, nicht gesehen haben, so erlauben uns doch die vertraulichen Mitteilungen des Majors Samuel an den General Letellier-Blanchard und an seinen Adjutanten, den Hauptmann Léonce Arnous-Rivière, Schlüsse auf seinen Inhalt zu ziehen.

Um 3 Uhr wurde der General Manèque beerdigt, und eine große Anzahl von Generälen und Offizieren, besonders vom Generalstab, waren in die Kirche des Dorfes St. Julien gekommen, wo die Trauerfeier stattfand.

Nach Erteilung der Absolution begab sich die Trauerversammlung auf den Friedhof. In den Reihen des Zuges, der einen Vizinalweg einschlug, rühmte sich Major Samuel, der zu seiner Rechten den General Letellier-Blanchard, zur Linken den Hauptmann Léonce Arnous-Rivière hatte, diesen gegenüber, „daß er den Rat gegeben habe, jemand mit einem preußischen Paß zu entsenden, um sich mit der neuen Regierung in Verbindung zu setzen und zu erwägen, ob es angezeigt wäre, ihre Befehle entgegenzunehmen."

„Da Marschall Bazaine vom Kaiser an die Spitze der Armee gestellt worden ist," sagte Major Samuel, „muß er wenigstens wissen, wer an seine Stelle tritt."

Digitized by Google

„Mir scheint," schrieb am Abend Hauptmann Léonce Arnous-Rivière in sein Notizbuch, „daß das Verhandlungen anknüpfen wollen heißt, während die Armee noch imstande ist, zu kämpfen. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Preußen damit einverstanden sind, jemand nach Paris zu schicken . . ."

„Ein derartiger Vorschlag wäre gleichbedeutend mit einer Kapitulation," notiert am selben Tage General Letellier-Blanchard.

Nach dem Verlassen des Friedhofes kehrte die Trauerversammlung gruppenweise zurück. Am Eingang zur Insel Chambières waren einige Generäle stehengeblieben, der Marschall näherte sich ihnen und teilte ihnen den Inhalt der Kreuzzeitungsnummer mit. Etwas weiterhin erzählte Hauptmann L. Arnous-Rivière den Hauptleuten Sonnois und Grosjean, was Major Samuel ihm eben gesagt hatte.

Als drei Tage danach General Letellier-Blanchard den Marschall Canrobert aufsuchte, erzählte er ihm dasselbe, und der Marschall antwortete ihm, „um in eine ernsthafte Unterhandlung mit der preußischen Regierung einzutreten, dürfe man als Bevollmächtigten nicht einen Offizier wählen, dem seine Herkunft und seine Vergangenheit Hindernisse schaffen könnten, sondern man müsse einen höheren Offizier dazu nehmen, der sich eines tadellosen Rufes und eines unbestrittenen Prestiges erfreue".

Nach und nach verbreitete sich bei einigen Stäben die Nachricht, daß die Rede davon sei, jemand nach Paris zu schicken, und am 15. September wurde im Hauptquartier der Garde die Opportunität dieser Mission erörtert.

(Schluß folgt)

Fürstin Luise Radziwill, geborene Prinzessin von Preußen

Biographische Skizze aus den Jahren 1806 bis 1836

Von

Julie v. Goßler

(Schluß)

1815 bis 1830

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die neue Stellung eines Statthalters von Posen lediglich als eine repräsentative, nicht als eine staatsmännische gedacht war. Sie war in der Hauptsache eine Aufmerksamkeit für die Polen, die dadurch, daß ein Haus mit besonders glänzender Geselligkeit, an dessen Spitze ein Fürstenpaar stand, in welchem sich ein polnisches Magnatengeschlecht mit dem Hohenzollernhause vereinigt hatte, nach Posen verpflanzt wurde, in möglichst zwangloser Weise mit der neuen preußischen Herrschaft versöhnt werden sollten. Wie sehr man dabei auf Fürstin Luisens gesellige Talente gerechnet hatte, geht

Digitized by Google

aus einer Tagebuchnotiz des Generals v. Natzmer hervor, der anläßlich eines Besuches im Statthalterpalais mit dem jungen Prinzen Wilhelm von Preußen im Januar 1818 schreibt: „Die Prinzessin findet hier großen Beifall und nützt uns mehr als alles übrige." (Natzmer: Kaiser Wilhelm I., die Prinzessin Elisa Radziwill und die Kaiserin Augusta, S. 15). Ihr selbst wurde die Trennung von der geliebten Heimat, in der ihr ältester Sohn als Kapitän beim 2. Garderegiment zurückgeblieben war, von dem altvertrauten Kreise dort schwerer als sie geglaubt. Trotzdem war sie mit der ganzen Elastizität ihrer Natur bemüht, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Am 27. September d. J. hielt sie ihren feierlichen Einzug in Posen, und der enthusiastische Empfang, den man ihr bereitete, bewies ebenso wie das glänzende Fest, das der polnische Adel am Abend des Einzugstages dem Fürstenpaar gab, wie weitgehende Sympathien man ihnen persönlich entgegenbrachte. Daß trotzdem die Zwischenstellung zwischen Preußen und Polen Fürst Anton in der Folge so schwere Enttäuschungen bereitete, hat wohl seinen Grund darin, daß er dieselbe loyale Gesinnung, die er Preußen gegenüber hegte, unbeschadet all seiner Vaterlandsliebe, auch bei seinen Landsleuten voraussetzte. Von Anfang an ging aber deren Bestreben dahin, die polnischen Lande von Preußen wieder loszureißen und mit dem Königreich Russisch-Polen zu einem selbständigen Reich zu vereinen.

Nicht nur die Trennung von der alten Heimat, auch die abschreckende Häßlichkeit der neuen Umgebung war es, die Fürstin Luise das Einleben dort erschwerte. Die Stadt Posen bestand in der Hauptsache damals aus einem Gewirr von uralten Kirchen, verfallenen Palästen, schmutzigen Hütten, und nur das Statthalterpalais selbst, ein früheres Jesuitenkollegium, entschädigte mit seinen hohen Räumlichkeiten und Bogengängen, von einem weiten Park umgeben, einigermaßen für den bösen Tausch. Mit der ganzen Warmherzigkeit ihres Wesens war die Fürstin trotzdem bestrebt, ihren neuen Pflichten gerecht zu werden. Außer den regelmäßigen Empfängen am Sonntag und Mittwoch, an denen abwechselnd getanzt, gespielt, lebende Bilder gestellt wurden, suchte sie durch Besuche und Empfänge in den Morgenstunden nähere Beziehungen zu den einzelnen Familien, vor allem zu denen der preußischen Beamten und Offiziere anzuknüpfen. Dagegen trat der Verkehr mit dem polnischen Adel, der durch die Napoleon gebrachten Opfer damals finanziell schwer erschüttert war, in den ersten Jahren noch zurück und beschränkte sich vorwiegend auf die Reihe offizieller Winterfestlichkeiten. Dafür entschädigte ein reger Briefwechsel mit allen ihren in Berlin zurückgelassenen Lieben die Fürstin für die Trennung. Unerschöpflich ist die Zahl der Briefe, mit denen sie nicht nur Verwandte und Freunde, auch näherstehende Bekannte ihres Hauses bedachte. In großer, klarer Schrift geschrieben, mit unzähligen Abkürzungen, Unterstreichungen und mit einem Einschlag von Berliner Dialekt, der dem heiteren Temperament der Schreiberin entsprach, sind diese Briefe der getreue Spiegel ihres Wesens, voll Originalität und Tiefe und einer ursprünglichen Herzenswärme, die noch heute den verblaßten Zügen etwas Lebendiges geben. In den Morgenstunden, nach der

Digitized by Google

Andacht mit den evangelischen Gliedern ihres Hauses, wurde diese ungeheure Korrespondenz erledigt, die zeitweise sogar nachteilig auf die Gesundheit der Fürstin einwirkte. Dabei fand sie noch Zeit, dem Unterricht der Kinder beizuwohnen, kunstvolle Handarbeiten zu entwerfen und sich mit Literatur und Wissenschaft zu beschäftigen. Der Nachmittag war den Besuchen und Ausfahrten in die allerdings wenig verlockende Umgebung Posens gewidmet, der Abend, wenn keine Gäste geladen waren, gemeinsamer Lektüre und Musik. Immer reger nahmen auch die Kinder an dem geistigen Leben des Hauses teil, und es war das zweite große Glücksmoment in dem Leben der Fürstin, das wundervolle Heranblühen der eignen wie der geliebten Pflegekinder. Waren auch nicht alle gleichgeartet, nicht alle gleich leicht erziehbar, so herrschte doch im ganzen ein Geist der Liebe und der Eintracht, vor allem des Sichverstehens und Einandertragens in diesem Familienkreis, der jeden, der ihm nähertrat, mit Bewunderung und Rührung erfüllte. „Dabei sind sie gar nicht blind einer für den andern. Sie lieben sich und verzeihen sich ihre Fehler. So soll es sein, so muß es sein," schreibt Frau v. Kleist, eine nahe Freundin des Radziwillschen Hauses (Hennig, S. 155). Diese Grundstimmung ist hauptsächlich dem religiösen Einfluß der Fürstin zuzuschreiben, die, was sie selbst als tiefste Lebenswahrheit empfand, den Glauben an einen persönlichen Gott, der in Liebe unsre Schritte leitet, den katholischen Söhnen ebenso warm einprägte wie den Töchtern, unbeschadet des konfessionellen Unterschiedes. — Nur vorübergehend weilte die Fürstin während der ersten zwei Jahre ihres Posener Aufenthaltes in Berlin; erst der Sommer 1817 brachte einen längeren Aufenthalt dort, anläßlich der bevorstehenden Abreise der Prinzeß Charlotte, der ältesten Tochter des Königs, die im Juni d. J. ihre Brautfahrt nach Rußland antrat, begleitet von ihrem Bruder Wilhelm. Eine rege Korrespondenz mit diesem ließ die Fürstin an allen Eindrücken dieser Reise des zwanzigjährigen Prinzen teilnehmen, die durch den mündlichen Bericht bei seinem schon erwähnten Besuch in Posen im Januar 1818 ergänzt wurde. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß der Prinz die vierzehnjährige Elisa als fast erwachsen wiedersah und, entzückt von ihrem Liebreiz, den ersten tiefen Eindruck von ihr empfing. Ob Fürstin Luisens Mutterherz schon damals all die Leiden und Kämpfe dieser Annäherung vorausgeahnt hat — wer weiß es —, sicher ist eins, gewünscht hat sie diese Verbindung immer nur vom rein menschlichen Standpunkt für Elisa, als die mit einem durch und durch edeln Manne; der äußere Glanz dabei hat ihr immer nur Sorge bereitet.

Nach wundervollen Herbsttagen desselben Jahres, zum Teil mit dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm in Schlesien verlebt, langte die Radziwillsche Familie am 22. Dezember 1818 in Berlin an, diesmal wieder zu monatelangem Aufenthalt. — Mit Jubel wurde das gastfreie Haus von allen Kreisen, besonders von der fürstlichen Jugend begrüßt. Hatte sich auch die Geselligkeit am Hof seit dem Jahre 1815 sehr verändert, indem an die Stelle der steifen Polonäsencouren kleinere, zwanglosere Feste getreten waren, so vereinigte doch kein Haus in der Weise alle heiteren und belebenden Elemente, wie es das Radziwillsche tat. Bei

Digitized by Google

der unerschöpflichen Genußfreudigkeit des Fürsten brachte jeder Tag neue Anregung zu erneutem Zusammensein, und der künstlerische Hintergrund dieser Geselligkeit, die Aufführung guter, ernster Musikstücke, wie in diesem Winter die Vorbereitung der ersten Faustaufführung, nahm ihr den Stempel großer Oberflächlichkeit, den man ihr sonst wohl nicht hätte absprechen können.

Von den ersten Anfängen an hatte Fürstin Luise das Lebenswerk ihres Gatten, die Komposition zu Goethes Faust, mit regster Anteilnahme begleitet. Wie sehr auch der Fürst wünschte, dies den eigentlichen Inhalt seines Lebens bildende Werk zu ihr in Beziehung zu setzen, geht aus dem Umstand hervor, daß er zu den ersten Aufführungen in größerem Rahmen jedesmal den Geburtstag der Fürstin wählte. Am 24. Mai 1819 fand nach jahrelangen Vorbereitungen, als Abschluß aller festlichen Veranstaltungen dieses Winters, die erste Vorführung zweier Szenen aus Faust statt, die Szene im Studierzimmer und der Osterspaziergang, in einem eigens dazu erbauten Theater in Monbijou, dem Wohnsitz des Herzogs Karl von Mecklenburg, der selbst in „unübertrefflicher Weise" den Mephisto spielte. Zu ihrer Freude fand Fürstin Luise ihr früheres Urteil, daß diese Komposition ihres Gatten wahrhaft genial sei, durch eine begeisterte Aufnahme bestätigt. In Wahrheit bestand neben dem künstlerischen Wert das Hauptverdienst dieser Aufführung wohl darin, die Kenntnis des Faust endlich in weitere Kreise getragen zu haben. — Von nun ab siedelte die Radziwillsche Familie bis zum Jahre 1823 in den Wintermonaten wieder regelmäßig nach Berlin über. Nicht nur die Anwesenheit der hier in Garnison stehenden Söhne, auch der Zusammenschluß von Verwandten und Freunden, die heitere Geselligkeit ohne die Pflichten der Repräsentation, vor allem aber der jugendliche Kreis, den ihre Kinder mit denen des Königs bildeten, fesselte die Fürstin mit unauflöslichen Banden an die alte Heimat. — Der Winter 1819/20 verlief verhältnismäßig still durch die Trauer um Prinzeß Ferdinand, die am 9. Februar 1820 verschieden war, wie durch die Einsegnung von Prinzeß Elisa und Blanche v. Wildenbruch, die am 28. März in der Schloßkapelle in Anwesenheit des Königs und des ganzen Hofes stattfand.

Den Abschluß dieses an gemeinsamen Vergnügungen reichen Frühjahrs bildete ein Ausflug der Radziwillschen Familie mit den königlichen Prinzen und Prinzeß Alexandrine nach dem Lustschloß Freienwalde, bei dem sich das junge Paar, der jetzt dreiundzwanzigjährige Prinz Wilhelm und Elisa Radziwill wohl zum erstenmal der in ihnen aufkeimenden tiefen Neigung bewußt wurden. Es darf nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, das Elisadrama noch einmal aufzurollen. Nur insoweit sollen dessen verschiedene Stadien berücksichtigt werden, als sie mit dem innern und äußern Erleben der Fürstin in engem Zusammenhang stehen, doch soll gleich an dieser Stelle versucht werden, ihren Standpunkt in der so unendlich schwierigen, dauernden Schwankungen unterworfenen Angelegenheit festzulegen. Ein unüberwindliches Hindernis gegen die Verbindung ihrer Tochter mit dem Königssohn hat die Fürstin nie anerkannt. Wohl verschloß sie sich nicht den daraus notwendigerweise erwachsenden Schwierigkeiten,

Digitized by Google

doch entsprangen dieselben ihrer Ansicht nach lediglich aus der Verschiedenheit ihrer Nationalität, nicht aus der des Standes. Als geborene Prinzessin von Preußen wie als Gemahlin eines Fürsten aus ehemals souveränem Geschlecht hat sie die Untersuchungen, die über die Ebenbürtigkeit ihrer Tochter angestellt wurden, lange Zeit als eine Ungerechtigkeit empfunden. Erst als spätere Jahre sie zu einer wundervollen Abgeklärtheit geführt hatten, hat sie auch den Segen dieser Erfahrung, die jede Regung von Stolz und Hochmut in ihr erstickte, anerkannt.

Dem heitern Idyll von Freienwalde folgte im Sommer 1820 ein Zusammensein der Radziwillschen Familie mit Prinz Wilhelm in Schlesien, das den ersten Schatten auf das bis dahin besonders innige Verhältnis zwischen ihm und der Fürstin werfen sollte. Damals zum Verzicht auf Elisa entschlossen, war der Prinz „steif und kalt", so daß, wenn sich auch bald darauf das alte herzliche Verhältnis wieder herstellte, die Fürstin doch an eine Sinnesänderung bei ihm glauben mußte. Nur ungern kehrte sie daher, trotz aller Sehnsucht nach Berlin, in dem folgenden Winter dorthin zurück mit der siebzehnjährigen, noch ganz unbefangenen Elisa, in der sich nun aber auch, durch das fast tägliche Zusammensein mit dem Prinzen begünstigt, die Neigung zu ihm in voller Stärke entfaltete. Von diesem Augenblick ab, in dem die Ueberzeugung von der tiefen, gegenseitigen Neigung des jungen Paares für die Fürstin zur Gewißheit geworden war, ist sie mit voller Entschiedenheit für dieselbe eingetreten. Es ist dies charakteristisch für ihre Anschauungsweise, daß lediglich die seelischen Werte als das Entscheidende im Leben anzusehen seien. Trotz dieser Parteinahme blieb sie vom Sommer 1822 an acht volle Jahre Berlin fern. Es war dies ein Opfer, das sie nicht nur Elisas und des Prinzen Ruhe, sondern auch ihrer eignen Würde schuldig zu sein glaubte.

Eine freundliche Fügung war es, daß in dem Augenblick, in dem sich die alte Heimat für sie schloß, sich ihr eine neue auftat, in der sie fortan vor den Stürmen des Lebens eine Zuflucht finden sollte. In Schlesien, im schönen Schmiedeberger Tal, das sich wie ein weiter Park, von Oder und Bober umflossen, am Fuße des Gebirgskammes ausbreitet, fand sie in Ruhberg, einem der Fürstin v. Biron gehörigen Schlößchen, alles, was ihren Neigungen entsprach, einen angenehmen Aufenthalt in teils lieblicher, teils großartiger Umgebung, und vor allem einen Kreis von Menschen, der alles in sich vereinigte, was sie im Verkehr am höchsten schätzte. Im Oktober 1825 ging Ruhberg in ihren Besitz über, während schon früher Fürst Anton für sich und die Seinen eine Heimat nicht weit von Posen geschaffen hatte, das nach ihm benannte Jagdschloß Antonin, das er auf seiner in der Bartschniederung gelegenen Besitzung Przygodzice hatte erbauen lassen. Von nun ab bis zum Jahre 1830 muß Antonin als die eigentliche Heimat der Radziwills betrachtet werden, Ruhberg als der jährliche Sommeraufenthalt, Posen als das ständige Winterquartier. Mit dem verlängerten Aufenthalt hier trat auch das polnische Element, das der Fürstin bis dahin ziemlich fremd geblieben war, mehr in seine Rechte. Begünstigt wurde dies durch die

Digitized by Google

Verlobung ihres ältesten Sohnes mit seiner Cousine Helene Radziwill im Frühjahr 1824, die ebenso wie der Fürst durchaus polnischer Nationalität war. Durch sie wurden auch die Familienbeziehungen zu den Radziwills aufs neue angeknüpft, vor allem zu den Brüdern des Fürsten, von denen der eine in russischen, der andre lange in französischen Diensten gestanden hatte. Auch monatelange Besuche von Berliner Freunden entschädigten die Fürstin für die Trennung von ihrer eigentlichen Heimat, aber die frühere Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele konnte ihr selbst das Glück ihres Familienlebens nicht wiedergeben. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle frohen und ernsten Ereignisse dieser Zeit bis zum Jahre 1826 die Entwicklung von Elisas Liebesleid. — Ein reger Briefwechsel mit Prinz Wilhelm unterrichtete die Fürstin über alle wechselnden Momente dieser Angelegenheit, die schon damals mehr als einmal völlig beendet schien, zur fortgesetzten Qual aller Beteiligten aber immer wieder in ein neues Stadium von Hoffnung oder völliger Aussichtslosigkeit trat. Auch Kaiser Alexander gehörte, wohl im Andenken an seine Freundschaft mit Königin Luise, zu denen, die die Neigung des Prinzen begünstigten, weshalb Fürst Anton im Sommer 1823 den einzigen, uns von ihm bekannt gewordenen selbständigen Schritt in dieser Angelegenheit unternahm, in der ihm seine Stellung eine besondere Zurückhaltung auferlegte, eine Reise nach Petersburg. Da überdies in dieser Zeit die Verlobung des Kronprinzen die Thronfolgerfrage für Prinz Wilhelm in den Hintergrund drängte, so schien die Sachlage gerade in diesem Jahre keine ungünstige; um so schmerzlicher war die Fürstin daher überrascht, als Anfang Februar 1824 die Aufforderung an sie erging, dem König gegenüber den völligen Verzicht Elisas auszusprechen. Es war dies die Folge einer zwischen dem König und Prinz Wilhelm stattgehabten, sehr heftigen Unterredung, nach welcher dem letzteren keine andre Lösung mehr möglich schien. Blutenden Herzens erfüllte die Fürstin das Verlangen, aber der Trost, dadurch wenigstens für alle Teile einen endgültigen Abschluß herbeigeführt zu haben, sollte ihr nicht werden. Wieder wurde der König, durch seine Vorliebe für Elisa beeinflußt, schwankend in seinem Entschluß. Wie es scheint, wollte er seine definitive Entscheidung von einer Begegnung mit der Radziwillschen Familie, vor allem mit Elisa, abhängig machen, und so fand im September 1824, nachdem die Fürstin durch die Aufregungen der letzten Jahre längere Zeit gekränkelt hatte, im Schmiedeberger Kreis die erste der vier großen Vereinigungen der königlichen Familie statt, von denen der König später schrieb: „Sie werden mir unvergeßlich bleiben." Es war kein leichtes Opfer, das die Fürstin brachte, indem sie Elisa bei dieser Gelegenheit gleichsam einer öffentlichen Prüfung aussetzte; es belohnte sich aber, indem nach dem günstigen Eindruck, den der König empfangen, die Angelegenheit nun noch einmal in Fluß kam. Das schon lange bestehende Adoptionsprojekt, das Elisa zur Ebenbürtigkeit verhelfen sollte, wurde, nachdem eine diesbetreffende Bitte an den Kaiser Alexander von diesem aus Familienrücksichten abschlägig beschieden worden war, Anfang Februar 1825 auch dem Fürstenpaar unterbreitet, zugleich mit der Aufforderung an die Fürstin, ihre Zustimmung zu einer

Digitized by Google

Adoptierung Elisas durch ihren Bruder, Prinz August von Preußen, zu geben. Schwerer ist der Fürstin wohl kaum etwas geworden, als diese von ihr geforderte Zustimmung zu einer in ihren Augen sichtlichen Ungerechtigkeit, die auch ihre eigne Ehe zu einer unebenbürtigen herabdrückte. Trotzdem brachte sie das Opfer, um nichts unversucht zu lassen, einem auf so inniger Liebe aufgebauten Herzensbunde zur Verwirklichung zu helfen. Ein kurzer Glücksstrahl war der daraufhin vom König gestattete Besuch des Prinzen Wilhelm in Posen im Februar 1825, bei dem er und Elisa sich „vollständig als Brautleute betrachteten" (Oncken: „Unser Heldenkaiser"), zu einem restlosen Glücksgefühl jedoch im Hinblick auf Elisas Schicksal ist die Fürstin nicht mehr durchgedrungen. Ihr gesundes Empfinden sagte ihr wohl, daß eine auf einer derartigen schwankenden Rechtsgrundlage aufgebaute Verbindung dauernd den schwersten Stürmen ausgesetzt sein müsse. Als daher im Frühjahr 1826 sich eine abermalige Schwenkung in der Stimmung für oder gegen diese Ehe vollzog, und zwar diesmal eine ungünstige, vom russischen Hofe ausgehend, wo man jetzt, da eine Enkelin der Kaiserin-Mutter, Prinzeß Marie von Sachsen-Weimar, im Begriff stand, sich mit einem jüngeren Bruder des Prinzen Wilhelm, Prinz Karl, zu vermählen, nicht mehr dessen Verbindung mit einer Prinzeß Radziwill wünschte, deren Nachkommen jedenfalls nicht als thronberechtigt anerkennen wollte, war sie wohl in Elisas Seele aufs tiefste erschüttert, aber nicht überrascht. Ende Juni 1826 unterrichtete ein Brief des Königs das Fürstenpaar von der Unmöglichkeit einer Verbindung seines Sohnes mit Elisa. Nicht ohne nachhaltige Bitterkeit hat die Fürstin den schweren Schlag ertragen. Nicht nur, daß Elisas Lebensglück unverwirklicht blieb, hat sie so tief geschmerzt, aber daß sie es dem Parteistreit der Meinungen, den Hofintrigen zum Opfer bringen mußte, das hat sie jahrelang nicht verwunden.

Zur selben Zeit, als Elisas Lebensglück scheiterte, schloß Blanche v. Wildenbruch im November 1826 einen sie und die Fürstin gleichermaßen beglückenden Bund mit Fritz v. Röder, dem Sohn des kommandierenden Generals in Posen. Gerade die Zukunft dieses so eigenartig beanlagten Pflegekindes hatte die Fürstin oft mit Sorge erfüllt, nun empfand sie desto dankbarer deren freundliches Geschick. Ihr und Elisa bot die Stille von Ruhberg Trost und Stärkung in diesen schweren Jahren. Seit dem Herbst 1825 war Goßner, der ehemalige katholische Priester, der geistliche Mittelpunkt der kleinen Gemeinde geworden, die sich im Schmiedeberger Kreis zusammengefunden hatte. Zwar ist die Fürstin ein eigentliches Mitglied dieser „Stillen im Lande", der Pietisten, nicht gewesen. Ihr frohes Lebens- und Kraftgefühl, das bis zuletzt allem Schönen und Beglückenden dieser Erde anhing, hinderte sie wohl daran, aber doch stand sie dem Kreis, in dem so sichtbar der Friede von oben waltete, sehr nahe. Regelmäßig besuchte sie mit den Töchtern die Versammlungen Goßners, die er im Herbst dort hielt, und fand in den nächsten Jahren, als ihr ein Opfer nach dem andern abgefordert wurde, immer wieder Kraft und Frieden in dieser Umgebung. — Im Winter 1826/27 meldete sich zum erstenmal der Feind in der Radziwillschen Familie,

Digitized by Google

der von nun ab nicht wieder weichen sollte, die Schwindsucht. Helene, die Schwiegertochter, war die erste, die daran erkrankte, während aber bei ihr die Krankheit schleichend auftrat, raffte sie den Liebling der Fürstin, den schönen, blühenden, eben verlobten Ferdinand, der ihr in seiner liebevollen Art nie eine trübe Stunde bereitet hatte, im Alter von neunundzwanzig Jahren binnen wenigen Wochen dahin. Nach neunzehntägigem Kampfe, währenddessen er immer wieder seiner Mutter geschenkt zu werden schien, nur um ihr immer wieder entrissen zu werden, entschlief er am 8. September 1827 mit einer Glaubensfreudigkeit, die für die Fürstin der beste Trost in ihrem Leiden war. Eins ihrer Kinder aus dem vollen Lebensglück heraus so selig sterben zu sehen, war eine Quelle zu tiefer, inniger Erhebung für sie, als daß sie selbstsüchtig dem eignen Schmerz Raum gegeben hätte. In wahrhaft kindlicher Glaubensinnigkeit verlegte sie von nun ab das Dasein ihrer Verstorbenen gleichsam nur in eine andre Sphäre, in der sie ihr zwar entrückt, aber doch nahe blieben. „Ich kann mit meinen Toten so wohltuend sprechen im Geist, es kommt dann eine Ruhe, ein Frieden in meine Seele, den gewiß der Herr uns sendet und sie, die Teuren, uns erbitten," schreibt sie wenige Jahre später, nach dem Tode ihres jüngsten Sohnes. Tiefer war vielleicht für sie der Schmerz, daß ihrem Gatten der gleiche Trost der Religion versagt war. Sein fast trotziges Lebensgefühl bäumte sich gegen die ihm beschiedenen schweren Schicksalsschläge auf, die sein bis dahin so glückliches Familienleben zerstörten.

Im Dezember 1827 verschied die Schwiegertochter Helene, im Mai darauf deren zweijähriges Töchterchen. Zu gleicher Zeit spitzten sich die politischen Verhältnisse in der Provinz Posen derartig zu, trat die Feindschaft der Polen, besonders das Ueberläuferwesen, in einer Weise zutage, daß eine vermittelnde Stellung für den Fürsten nicht mehr möglich war. Im Frühjahr 1830 legte er daher seine Stellung als Statthalter nieder und kehrte im Oktober desselben Jahres, nachdem auch bei dem jüngsten Sohne, dem siebzehnjährigen Wladislaus, sich Anzeichen der Schwindsucht gezeigt, mit seiner Familie zum dauernden Aufenthalt nach Berlin zurück.

1830 bis 1836

In der Mittagsstunde eines schönen Herbsttages, am 9. Oktober, langte Fürstin Luise in Berlin wieder an. „Mama hat mich unbeschreiblich gerührt," schreibt Elisa (Baer, S. 107). „Ein Gefühl heiligster Verehrung ergriff mich, wie sie ihre Häuslichkeit und alle ihre alten Diener und alle alten Diener Großmamas sie schluchzend empfingen." Verehrungswürdig erschien sie allen, die herbeieilten, sie zu begrüßen. An Stelle der früheren Lebensfrische und Genußfreudigkeit war ein so milder Ernst, eine so abgeklärte Ruhe getreten, daß niemand sich deren Einfluß zu entziehen vermochte. Trotz des Frohgefühls, wieder in der alten Heimat zu sein, konnte die Fürstin sich nicht verhehlen, daß nach den schweren Erfahrungen der letzten Jahre weder sie noch Elisa mehr in das Hofleben paßten. Zwar hatte eine versöhnende Zusammenkunft mit Prinz Wilhelm

Digitized by Google

kurz vor seiner Vermählung im Sommer 1829 in Antonin das alte herzliche Verhältnis zwischen ihnen wieder hergestellt, aber doch war der Kreis, den die Heimgekehrten vorfanden, ein wesentlich andrer geworden wie früher. Dazu kamen die politischen Wirren; die am 29. November 1830 ausgebrochene Revolution in dem unglücklichen Polen, für das durch die jahrelange Berührung die Sympathien der Radziwills, auch die der Fürstin, doch wesentlich stärkere geworden waren. Dankbar empfand sie es in dieser Zeit, in der ein Bruder und Schwager ihres Gatten zu den Führern, freilich den besonnenen, der Revolution gehörten, vor dem Konflikt bewahrt worden zu sein, den die Ehe Elisas mit einem preußischen Prinzen notwendigerweise hätte herbeiführen müssen.

Während der Fürst und die Töchter bald wieder in den vollen Strudel der Geselligkeit hineingezogen wurden, beschränkte die Fürstin sich soviel wie möglich auf die Geselligkeit im eignen Heim, einesteils um ihrer eignen schwankenden Gesundheit willen, anderseits um sich ganz der Pflege ihres jüngsten Sohnes widmen zu können. Nach einem leidlich verbrachten Winter trat im Frühjahr 1831 eine Verschlimmerung in dessen Zustand ein, so daß niemand außer dem Kranken selbst an dem Ernst des Leidens zweifeln konnte. Neunzehn Jahre alt, lebhaft, begabt, so hing er mit allen Fasern seiner Seele am Leben, dadurch die Qual der Mutter ins Unerträgliche steigernd. Wochenlang dauerte der furchtbare Kampf, bis er endlich am 8. Juli von seiner Pein erlöst wurde. Nur wenige Wochen später, nach kaum neunmonatlicher Anwesenheit in Berlin, verließ die Radziwillsche Familie ihr Heim wieder, um auf ein ganzes Jahr nach Teplitz überzusiedeln. Der Grund zu dieser Reise war das immer weitere Vordringen der Cholera, die jetzt auch in Posen und Schlesien um sich griff, so daß der gewohnte Aufenthalt in Antonin und Ruhberg unmöglich wurde. Hier in Teplitz, in dem heiteren Getriebe eines eleganten Kurortes, von neuen Eindrücken, bald geknüpften Freundschaften umgeben, schien der geprüften Familie noch einmal eine Spanne Glück beschieden zu sein. In dem sog. Herrenhaus, dem Wohnsitz der Besitzer des Bades, der fürstlich Clary-Aldringenschen Familie, nahmen auch Radziwills Wohnung, veranlaßt durch frühere freundschaftliche Beziehungen der Fürstin zu ihnen. Bald knüpfte die Verlobung des verwitweten Wilhelm Radziwill mit der ältesten Gräfin Clary ein verwandtschaftliches Band zwischen den beiden Familien, das durch die Verlobung von Boguslaw, dem dritten Sohne der Fürstin, mit der dritten Tochter Clary an der Hochzeit des Bruders noch befestigt wurde. So dankbar die Fürstin das Glück ihrer Söhne empfand, so schwer trug sie an dem Geschick der Töchter. Schon im Frühjahr 1831 hatte Wanda, ihre jüngste Tochter, sich mit ihrem Vetter Adam Czartoryski verlobt, zwar nicht gegen den Willen der Mutter, aber doch nur unter widerstrebender Zustimmung, da die zarte Gesundheit des Prinzen wie dessen äußerlich kaltes und steifes Wesen, das so gar nicht zu Radziwillscher Art paßte, sie um die Zukunft Wandas besorgt machte. Schwerer als alles aber wog eine wiederum enttäuschte Glückshoffnung Elisas. Durch die Bekanntschaft mit Fürst Friedrich Schwarzenberg in Teplitz im Herbst 1831 wandte

Digitized by Google

sich deren scheinbar schon so ganz der Erde entfremdetes Herz diesem noch einmal zu in dem Aufflammen einer Liebe, die, obwohl leidenschaftlich, sich an Tiefe und Stärke doch nicht mit der für Prinz Wilhelm empfundenen messen konnte. Während anscheinend pekuniäre Schwierigkeiten der Verwirklichung dieser Neigung entgegenstanden, war es in Wahrheit das richtige Gefühl Fürst Schwarzenbergs trotz seiner Liebe für Elisa, daß seine zwar nicht unedle, aber doch unendlich zwiespältige Natur nicht zu der ihren passe. Auch die Fürstin scheint von Anfang an diese Ansicht geteilt zu haben, denn trotz aller Bewunderung für die glänzenden Eigenschaften Schwarzenbergs konnte sie sich nicht einer „unsäglichen Wehmut um Elisa" erwehren, wie sie an deren beste Freundin, Gräfin Lulu Stosch geborene v. Kleist, schreibt (Hennig, S. 264). Bis in den Sommer 1832 hinein zog sich, wenigstens für die Radziwillsche Familie, die Entwicklung dieser so trüben Angelegenheit, die der Fürstin einen Teil ihrer Lebenskraft kostete. Die Unmöglichkeit, Elisas Glück erringen zu können, trotz der innigsten, zu jedem Opfer bereiten Mutterliebe, warf sie in Ruhberg, wohin man im Juli 1832 vor der in Teplitz ausgebrochenen Cholera geflüchtet war, lange Zeit auf das Krankenlager. Erst im Januar 1833 kehrte sie mit dem Fürsten und Elisa, dem einzigen noch im Elternhause weilenden Kinde, nach Berlin zurück. Und hier begann jene unselige Zeit für sie, in der sie, selbst leidend, zitternd um die zarte Gesundheit Elisas, diese von Fest zu Fest eilen sehen mußte auf Wunsch des Fürsten, dem entgegenzutreten die Fürstin sich nicht entschließen konnte, war es ihr doch durch eine lange, glückliche Ehe zur lieben Gewohnheit geworden, sich all seinen Wünschen zu fügen. Der furchtbare Zusammenbruch Elisas im März 1833 öffnete dem Vater endlich die Augen über deren wahren Zustand, zerbrach aber zugleich mit dieser Erkenntnis, wie die Fürstin vielleicht gefürchtet hatte, seine Lebenskraft. Eine leichte Grippe, an der er erkrankt war, nahm plötzlich eine tödliche Wendung, so daß sie in der Nacht zum ersten Osterfeiertag, am 7. April, seinem Leben völlig unerwartet ein Ende bereitete. Uebermenschlich war, was der Fürstin zu tragen auferlegt wurde, der Tod des Gatten, die Verheimlichung desselben vor der todkranken Tochter noch über einen Monat hinaus, aber übermenschlich war auch die Kraft, die ihr Glaube ihr in dieser Prüfungszeit verlieh. Während ihr eignes Leben mit dem Verlust des Gatten vernichtet war, widmete sie sich mit aller ihr wunderbar zurückkehrenden Spannkraft ihrem kranken Kinde. Ihr die Tage zu erleichtern, zu erhellen, war einzig jetzt der Zweck ihres Daseins. Nach einem leidlichen Herbst und Winter, dem im Frühjahr 1834 sogar eine wunderbare Besserung in Elisas Befinden gefolgt war, erlosch im Sommer langsam die Lebensflamme dieser rührenden Dulderin. In Freienwalde, wohin die Fürstin mit der Kranken übergesiedelt war, um der Hitze Berlins zu entgehen, von der Erinnerung ihrer glücklichsten Jugendtage umgeben, entschlief Elisa sanft am 27. September glaubensfreudig und selig wie Ferdinand. „Es war mein unendlich geliebtes Kind, meine treueste, beste Freundin," schreibt die Fürstin nach ihrem Tode (Hennig, S. 294) ... „Die Krone meines Lebens ist dahin."

Digitized by Google

Noch zwei Jahre in Einsamkeit, von der Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihren Lieben erfüllt, waren der Fürstin beschieden. Aeußerlich hatten diese Jahre des Leidens ihre Gestalt gebeugt, innerlich war die alte Liebesfähigkeit unverändert geblieben. Mit derselben Treue, mit der sie mit ihren Verstorbenen fortlebte, umfaßte sie auch die Lebenden. Freud und Leid mit den Ihren zu teilen, ihnen die Wege zu ebnen, das war jetzt der Inhalt ihrer Tage. Den Winter verlebte sie in Berlin, nach alter Gewohnheit in einem verhältnismäßig großen Kreis, aber die Schar ihrer nächsten Freunde lichtete sich mehr und mehr. Wilhelm v. Humboldt, Heim, ihr langjähriger Hausarzt, Frau v. Kleist u. a. gingen ihr voran. Den Sommer im stillen Ruhberg benutzte sie zur Vollendung ihrer Memoiren, die ursprünglich nur für ihre Familie bestimmt waren. Als sie im Oktober 1836 zum letztenmal dieses so geliebte Heim verließ, war sie zwar leidend, aber nach einer schweren Erkrankung im vergangenen Sommer doch verhältnismäßig erholt, so daß niemand ihr so nahes Ende ahnte. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf daher ihre Angehörigen und Freunde die Nachricht von ihrem Scheiden am 7. Dezember 1836, über dessen nähere Umstände alle Nachrichten fehlen. Noch im Tode begründete sie ein Lebensglück, das ihres Pflegesohnes Louis v. Wildenbruch, dessen Vermählung mit ihrer Hofdame Ernestine v. Langen sie durch ein Vermächtnis ermöglichte. — In ihrem geliebten Schmiedeberger Kreis fand sie ihre erste Ruhestätte in der Annenkapelle in Schmiedeberg, in der auch Ferdinand ruhte, bis im Jahre 1837 alle Radziwillschen Särge in der ein Jahr später vollendeten Grabkapelle in Antonin versammelt wurden.

*

Selten glücklich und selten schmerzensreich zugleich war das Leben Luise Radziwills, das wohl alles an Leid und Freud in sich vereinigt hat, was ein Menschenherz bewegen kann. Wie aber letzten Endes der sittliche Wert eines Menschen nicht durch das Erlebte an sich bestimmt wird, sondern dadurch, wie er es zu ertragen und zu benutzen weiß, so besteht auch die heute noch fortwirkende Kraft und Schönheit von Fürstin Luisens Leben darin, daß sie ihre auf den Glauben an das Gute im Menschen aufgebaute Lebensanschauung, die später in die höhere Sphäre eines felsenfesten Gottesglaubens hinaufgehoben wurde, in die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens übertrug. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß dieses Leben nur die Vorstufe zu einem reineren, höheren sei, betrachtete sie Menschen und Ereignisse von diesem Standpunkt aus, ohne doch an den kleinen Dingen dieser Welt vorüberzugehen. „Es war ein selten Herz, voll Liebe und treuer Selbstvergessenheit. Es ist ein schönes Erbteil, was sie ihren Kindern hinterläßt, und ich hoffe, es soll Früchte tragen, Früchte für die Ewigkeit!“ Diese Worte, die Gräfin Reden, die Nachbarin von Ruhberg, am Beisetzungstage an Prinzeß Marianne von Preußen schrieb, mögen auch diesen kurzen Lebensabriß der Fürstin beschließen, der in beschränktem Rahmen nur den Haupteigenschaften ihres Wesens gerecht werden durfte.

Digitized by Google

Schutztruppen

Die Etatsentwürfe für unsre Schutzgebiete Ost- und Südwestafrika auf 1914 sehen zum ersten Male nennenswerte und allgemeine Beiträge dieser Kolonien zu den Kosten ihrer Schutztruppen vor. Bei der dritten und letzten unsrer von einer Schutztruppe beschirmten Kolonien, bei Kamerun, verzichtet man notgedrungen noch auf einen solchen Zuschuß: die Finanzlage Kameruns macht ihn zurzeit unmöglich.

Als Dernburg seinerzeit den Etats der Schutzgebiete ihre neue Gestalt gab, steckte er ihnen zunächst das Ziel, daß sie ihre Zivilausgaben selbst decken, daß die Militärausgaben aber zu Lasten des Reiches gehen sollten. In den letzten Jahren ist im Reichstage von Abgeordneten und von der Schatzverwaltung immer stärker betont worden, daß letzten Endes auch die Militärkosten auf die Kolonien abgebürdet werden müßten. In der vorjährigen Etatsberatung nahm der Reichstag die durch seine Abstriche von den Zivilausgaben Südwests frei werdenden Mittel schon für die Schutztruppe in Anspruch. Die Regierung konnte an diesem Beschluß das Etatsgesetz nicht scheitern lassen und gab ihm nach. Jetzt aber ist es der Vorschlag der Regierung, daß Ost und Südwest für ihr Militär zahlen sollen. Damit gewinnt die Sache Bedeutung über den Tag und über die diesmal getroffenen Kolonien hinaus. Wie ihnen heute geschieht, wird ihnen auch morgen und wird morgen auch Kamerun geschehen.

Soweit Kamerun und Ost in Frage kommen, wird gegen den Grundsatz, daß sie nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit ihre Schutztruppen selbst bezahlen sollen, nichts einzuwenden sein. Die Truppen sind dort lediglich Organe der inneren Verwaltung, wie die Polizeitruppe in Togo, die sich von ihnen nur dem Namen nach unterscheidet und längst von der Kolonie selbst bezahlt wird. Immerhin sollte man die Mittel des Landes für die Schutztruppen in Kamerun und Ost verständigerweise nur so weit in Anspruch nehmen, wie sie nach Erfüllung aller andern Kultur- und Wirtschaftsaufgaben, insbesondere der Eingeborenenfürsorge und der Ausgestaltung der Verkehrsanlagen, verfügbar sind. Und man sollte dabei an diese vorgehenden Aufgaben einen recht großen Maßstab legen und nicht der Versuchung nachgeben, sie auch nur im geringsten zu vernachlässigen, um dem Reiche etwas mehr von den Militärlasten abzunehmen. Wie weit hierin der Vorschlag der Regierung für Ostafrika auf 1914 das Rechte trifft, wollen wir an dieser Stelle nicht untersuchen. Uebrigens ist der Militäretat für Ost und Kamerun viel kleiner als der für Südwest: dort handelt es sich um farbige Fußsoldaten, hier um weiße Reiter.

Südwest muß in dieser wie in den meisten andern kolonialen Fragen für sich eine Sonderbehandlung beanspruchen. Es ist unsre politisch wichtigste Kolonie. Wirtschaftlich steht sie wahrscheinlich den Tropenländern Kamerun und Ost nach. Auch die Kulturmission an den Millionen Eingeborenen dieser beiden Länder ist natürlich viel größer als die an den paar tausend Farbigen zwischen Kunene

Digitized by Google

und Orange. Aber Südwest ist weißen Mannes Land, ist Siedlungskolonie, ist politisch wie geographisch Eckpfeiler unsrer Kolonialbestrebungen. Hier soll ein Neudeutschland erstehen, dessen Bürger, in der Weite und Freiheit der Steppe zu Hause, Frische und Größe der Seele mit Gesundheit und Stärke des Leibes vereinen und, in stetem und engem Verkehr mit dem Mutterlande und seinem Geistesleben, nehmend und gebend unserm Volke stählender Jungborn werden können. Hier soll Rohrbachs „deutscher Gedanke in der Welt" eine hervorragende Stätte haben. Es sind zarte, geistige, ideelle Werte, die den Beziehungen zwischen Deutschland und diesem seinem Tochterlande die Farbe geben. Krämerrechnungen passen hier nicht hinein.

Eine vornehmliche Sorge hüben und drüben wird es sein, diese Beziehungen zwischen Mutter und Tochter rege und innig zu halten. Heute ist die Schutztruppe — sie hat in Südwest, wie erwähnt, im Gegensatz zu den tropischen Kolonien weiße Mannschaft — ein starkes Band zwischen alter und neuer Heimat. Was für die unter fremder Fahne lebenden Auslandsdeutschen der Besuch eines unsrer Kriegsschiffe ist, das bedeutet in Südwest die Anwesenheit der reichseignen Schutztruppe: Kriegsschiff dort und Schutztruppe hier sind ein Stück Heimat, sind Träger und Sinnbild des Reichsgedankens und werben für das Deutschtum. Uebertragen wir die Truppe vom Reich auf die Kolonie, so geben wir einen großen sittlichen Wert preis: eine von der Kolonie bezahlte Truppe kann jene Werbekraft nicht haben, nicht Bindeglied zwischen Alt- und Neudeutschland sein.

Die ideelle Wirkung der südwestafrikanischen Truppe beschränkt sich auch nicht etwa auf die Kolonie selbst, sondern greift über deren Grenzen hinaus: sie ist wie ein Flottenstützpunkt ein realer Wert für unsre internationale Politik, ein Wert, auf den diese nicht wird verzichten wollen. Möglich, daß die Truppe diesen Wert wenigstens teilweise behalten könnte, wenn die Kolonie sie bezahlte; dann wäre es doppelt unrecht, ihre Kosten der Kolonie aufzupacken.

Wir meinen nach alledem: die Kosten der südwestafrikanischen Schutztruppe müssen grundsätzlich im wesentlichen beim Reich bleiben; die Truppe selbst muß Reichs-, nicht Schutzgebietstruppe sein.

Dieser Grundsatz läßt die Möglichkeit frei, daß die Kolonie einen Beitrag zu den Militärkosten zahlt. Das wird sie gern tun, wenn sie das Geld dazu hat, denn die Truppe leistet ihr viele unmittelbare Dienste. Vielleicht wäre der Beitrag am besten in der Form zu geben, daß die Kolonie von Fall zu Fall die Kosten der Unternehmungen und Hilfsleistungen trägt, zu denen sie jeweils die Truppe heranzieht. So ist die Sache unsers Wissens in vielen englischen Kolonien geregelt. Die Kolonie würde sich vermutlich aber auch mit einem festen Beitrag befreunden, wenn er nicht zu hoch ausfällt und nicht der jährlichen Willkür der Reichsgesetzkörper überlassen, sondern auf eine genügende Reihe von Jahren mit der Maßgabe festgelegt wird, daß er nach Ablauf dieser Zeit nur auf dem Wege der Vereinbarung zwischen Reich und Kolonie geändert werden kann. Ob dann die Truppenausgaben wie bisher im Schutzgebietsetat stehen

Digitized by Google

oder im Reichsetat ausgebracht werden, ist eine Frage untergeordneter Bedeutung; folgerichtig wäre allerdings wohl die zweite Lösung. Das Reich sollte dann aber auch nicht in der bisherigen Weise Jahr für Jahr die Verkleinerung der Truppe versuchen mit der Begründung, daß die zunehmende Befriedung des Landes die geringere Kopfstärke gestatte. Die Truppe muß auch zur Erfüllung ihrer oben in den Vordergrund geschobenen ideellen Aufgaben eine gewisse Mindeststärke haben: ein Linienschiff wirkt auch in Friedensarbeit kräftiger als ein Kanonenboot. Man mag sich, wenn es nicht anders geht, darüber einigen, noch eine oder zwei Kompagnien zurückzuziehen. Aber dann gebe man der Kolonie und der Truppe Ruhe und lasse ihren Bestand unverändert. Um Zahlen zu nennen: man wähle die Stärke von 1800 Mann — sie werden ungefähr 7 500 000 Mark laufender Ausgaben verlangen neben etwa 4½ Millionen Mark für Pensionen der Aufstandsinvaliden — und setze dann den Beitrag des Landes auf 1 000 000 Mark an. Zu solchem Opfer ist die Kolonie voraussichtlich dank ihren großen Diamanteneinnahmen imstande. Es wäre freilich wohl noch besser, sie könnte auch diese Million, wie sie es hoffentlich mit den übrigen Diamantenmillionen macht, zur Abtragung ihrer für werbende Anlagen aufgenommenen Schuldenlast von ungefähr 100 Millionen Mark und zur Ausführung weiterer werbender Anlagen und zur Errichtung großer Kulturwerke, kurz zur Befruchtung des Landes verwenden. Aber für den Lohn endgültiger finanzieller Auseinandersetzung mit dem Reiche wird die Kolonie schon etwas wagen dürfen.

Eine Million ist auch ungefähr die Summe, die der Etatsentwurf von der Kolonie für die Truppe fordert. Er fordert sie aber augenscheinlich nur als Abschlagszahlung, und das ist das Gefährliche. Auf diese Weise wird der Beitrag eine Schraube ohne Ende. Erzielt das Schutzgebiet einmal Einnahmen, die nach der Meinung der Reichsgesetzgeber für Landeszwecke nicht sofort wieder ausgegeben zu werden brauchen, flugs wird das Reich sie mit Beschlag belegen. Und daß es dabei den Eigenbedarf der Kolonie sehr hoch einschätzen wird, ist nach dem seinen Wortführern leider innewohnenden Geist nicht eben anzunehmen. Darunter muß die Entwicklung des Landes leiden. Selbst aber bei solcher Beschneidung seiner Eigenbedürfnisse wird es nach menschlicher Voraussetzung die ganzen Militärkosten in den nächsten zwanzig Jahren noch nicht zu tragen vermögen. Unsre mit erfreulichem Selbst- und Freiheitsgefühl ausgestatteten Kolonisten sehen sich auf absehbare Zeit am Gängelbande des Reiches. Das kann zu nichts Gutem führen. Sie vertauschen ihre heutige Reichsfreudigkeit mit Reichsverdrossenheit.

Gewiß, auch sie haben den Bogen überspannt. Sie haben jährlich mit großem Nachdruck jede Verminderung der Schutztruppe bekämpft, aber gleichzeitig die Verminderung der von ihnen selbst zu bezahlenden, in gewisser Beziehung die Truppe ergänzenden Landespolizei betrieben. Das führte dann in der letzten Reichstagung zu dem Beschlusse, die Kosten von Truppe und Polizei zusammenzurechnen und der Kolonie von der Gesamtsumme einen bestimmten Verhältnisanteil zu belasten. Aber erstens unterliegt der Verhältnisanteil der jährlichen Neufestsetzung, und zweitens sind Truppe und Polizei keine einfach

Digitized by Google

addierbaren gleichartigen Größen: den ideellen Aufgaben der Truppe wird der Beschluß in keiner Weise gerecht. Zudem bedeutete er auch nur den zeitweiligen, nicht den endgültigen und grundsätzlichen Verzicht der Abbürdung der gesamten Militärkosten auf die Kolonie.

In die Angelegenheit spielen noch gewisse andre Erwägungen hinein. Eine der Voraussetzungen für die volle Selbstverwaltung der Kolonie ist ihre volle Selbsterhaltung. Die Kolonisten erstreben begreiflicherweise — schlimm, wenn es anders wäre — die möglichst baldige Selbstverwaltung — jetzt haben sie nur die ersten Ansätze dazu — und wollen den Kreis ihrer finanziellen Pflichten, deren Erfüllung der Nachweis der Selbsterhaltung sein würde, natürlich eng gezogen wissen. Das paßt nicht jedem heimischen Politiker in den Kram. Von den Leuten angefangen, denen es Lebensbedürfnis ist, in alles dreinzureden, bis zu den ernsthafteren Männern, denen das Land zur Selbstverwaltung, auch abgesehen von der Finanzkraft, noch nicht reif erscheint, beraubt man sich nicht gern des Vorwandes der finanziellen Unselbständigkeit der Kolonie, um ihr die Selbstverwaltung noch vorenthalten zu können. Das ist aber weder vernünftig noch tapfer. Die Forderung, daß Südwest die ganzen Militärkosten deckt, ist ungerecht. Ungerechte Forderungen verbittern.

Auch wir bekennen uns zu der Ueberzeugung, daß Südwest zur Selbstverwaltung noch nicht reif ist, auch wenn es seine Pflichten bezüglich der Militärkosten erfüllt und damit, da es sich im übrigen schon jetzt selbst erhält, finanziell ganz auf eigne Füße zu stehen kommt. Diese Erkenntnis der einstweiligen Unreife und Unfertigkeit des Landes fehlt übrigens seinen eignen Vertretern keineswegs. Einer ihrer einflußreichsten und geachtetsten Führer hat dem gelegentlich mit anerkennenswertem Freimut Ausdruck gegeben. Sie haben Selbsterkenntnis genug, um zu wissen, daß sie nicht von heute auf morgen, ohne langjährige Schulung, große Staatsmänner und Gesetzgeber werden. Und wenn sie auch mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß der Landesrat — die teils gewählte, teils ernannte und im wesentlichen noch nicht gesetzgebende, sondern nur gesetzberatende Körperschaft — mit großem Ernst und Fleiß und in würdigen Formen seine Pflicht tut, so verkennen sie selbst nicht, daß sie noch viel zu lernen haben. Wichtiger aber und ausschlaggebend ist in unsern Augen die Tatsache, daß die weiße Bevölkerung, welche die Geschicke des Landes von der anderthalbfachen Größe des Deutschen Reiches bestimmen soll, einstweilen erst aus wenig mehr als 10000 Köpfen besteht und daß sich der natürliche Hauptwirtschaftszweig der Kolonie, Land- und Viehwirtschaft, noch in den ersten Anfängen befindet. Das Land ist erst teilweise besiedelt und gänzlich unfertig. Es muß eine gewisse Sättigung des Landes und eine gewisse Stetigkeit der Bevölkerung erreicht sein, ehe die volle Selbstverwaltung möglich ist. Man stelle z. B. das Ziel, daß mindestens in der Hälfte der Bezirke die Zahl der wirtschaftlich selbständigen weißen Haushaltungen auf das Doppelte des derzeitigen Bestandes gestiegen sein soll, ehe die letzten Rechte der Selbstverwaltung gegeben werden. Eine derartige Forderung ist gerecht und wird von allen vernünftigen Kolonisten

Digitized by Google

als gerecht empfunden werden. Daß daneben die finanzielle Selbständigkeit vorhanden sein muß, ist klar. Aber man schraube diesen Begriff nicht höher, als nötig ist, indem man Pflichten konstruiert, die sich nicht aus der Natur der Dinge ergeben. Und man gebe, wie Staatssekretär Solf und Gouverneur Seitz begonnen haben, auch in der Zwischenzeit nach Möglichkeit und rechtzeitig, d. h. mit der Entwicklung des Landes Schritt haltend, mehr und mehr Selbstverwaltungsrechte, damit die Kolonisten in ihre Aufgabe hineinwachsen.

Es gibt höhere Gesichtspunkte als nur das Geld für unsre Beziehungen zu Südwest. Mit dem Rechenstift ist's hier nicht getan. Nobel und hochherzig sei das Reich: das ist die beste Kapitalanlage.

Die Weltpolitik und die innerpolitischen Machtfaktoren[1])

Die Umgestaltung der diplomatischen Methoden durch die moderne Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens ist eine so umfassende, daß eine auch nur einigermaßen erschöpfende Schilderung in diesem Rahmen nicht unternommen werden kann. Das ganze weite und vielgestaltige Gebiet der Weltwirtschaft ist Gegenstand der Politik geworden. Der moderne Diplomat hat sich nicht nur mit Anleihen, mit den verwickelten Zusammenhängen des internationalen Geldmarkts zu befassen; er hat nicht nur, gleich dem Vertreter einer Firma, seinem Heimatland Bestellungen zu ergattern, die großen verkehrspolitischen Fragen zu verfolgen und zu trachten, daß da und dort das Land, das er vertritt, einen kleinen Vorteil dieser Art an den andern reiht; hat die sich immerzu komplizierenden handelspolitischen Verträge zu schließen, den Kaufleuten die Wege zu ebnen — kurz, auf diesem ganzen ungeheuer verwickelten Gebiet zu Hause zu sein. Nur wenige geben sich darüber Rechenschaft, was diese Umgestaltung des diplomatischen Geschäfts bedeutet. Es ist eine ganz allgemeine Erscheinung, daß heute eine Unmasse von Fragen, die noch vor wenigen Jahrzehnten den Diplomaten nichts angingen, in sein Betätigungsgebiet fallen. Nicht nur, weil das Wirtschaftsleben sich so entwickelt hat, sondern weil die internationale Konkurrenz sich überall verschärft hat und die wirtschaftliche Expansion in steigendem Maße ein Teil der politischen geworden ist. Infolgedessen wird auch die politische Vertretung eines Landes viel mehr als früher von den wirtschaftlichen Interessenten in Anspruch genommen. Wie die Formen des politischen Kampfes sich geändert haben, so haben sich auch die Methoden geändert, und mit ihnen der Typus der Beamten, der diese Methoden anzuwenden

[1]) Aus dem demnächst im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erscheinenden Werke von J. J. Ruedorffer: „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart".

Digitized by Google

hat. Trotzdem ist das alte, rein politische Geschäft nicht etwa in dem wirtschaftlichen untergegangen, sondern besteht neben ihm fort; und von dem gleichen Vertreter, der dafür zu sorgen hat, daß sein Land durch die Art der Ausschreibung von Submissionen für öffentliche Arbeiten nicht benachteiligt wird, muß verlangt werden, daß er die komplexen Verhältnisse der politischen Konstellation überschaue und in dem rein politischen Schachspiel die Blößen des Gegners zu erspähen vermöge. Es ist klar, daß diese Umwandlung des diplomatischen Typus im allgemeinen langsam vor sich gehen wird und da und dort die wirtschaftlichen Kreise, sei es über die veralteten Methoden der Diplomatie, sei es über die wirtschaftspolitisch unzulängliche Befähigung Klage führen. Ebenso klar aber ist, daß die Vielgestaltigkeit und Verschiedenheit der Obliegenheiten und der ihnen entsprechenden Befähigungen es den einzelnen Ländern nicht leicht macht, diese Ankläger zufriedenzustellen.

Was indes die diplomatische Methode wie den Typus der modernen Diplomaten ebenso stark beeinflußt hat, als die Umgestaltung des Wirtschaftslebens und seine Verquickung mit der Politik, das ist die Verschiebung der innerpolitischen Machtfaktoren. Das Ziel der äußeren Politik ist überall Einfluß und Macht. Die Methoden, Einfluß und Macht zu erlangen, hängen ab von der Eigenart der Machtträger und der Machtverteilung in den einzelnen Ländern, also von dem Charakter der inneren Politik. Die Umwälzung, die dieses Gebiet in dem letzten Jahrhundert erfahren hat, ist eine ungeheure. Früher war die Machtverteilung eine relativ einfache. Die Macht lag in den Händen der Monarchen und ihrer Umgebung, der Beichtväter, Mätressen von Fürsten und Ministern, und das Instrument, mit dem man Macht und Einfluß gewinnen konnte, war die Hofintrige. Wer dieses Instrument mit Meisterhand zu handhaben vermochte, galt als guter Diplomat und war es. Diese Verhältnisse haben den traditionellen Typus des Diplomaten erzeugt. Die Vorstellung dieses Typus hat sich fortgepflanzt und eine gewisse Macht bewahrt, um so mehr, als die Eigenschaften, die diesen Typus zieren, auch heute noch da und dort manches zuwege bringen mögen.

Gegenüber dieser einfachen Struktur der Machtverteilung in früheren Zeiten liegen die Verhältnisse unsers Zeitalters ungeheuer verwickelt. Auch da, wo der Schein der Macht nur an wenigen Persönlichkeiten und Körperschaften haftet, ist die Verteilung der realen Macht eine breitere, infolgedessen unfaßbarere geworden. Wo man es früher nur mit den Interessen, Vorlieben, Eigenarten, Eitelkeiten eines Fürsten, weniger Minister, vielleicht einiger Frauen zu tun hatte, handelt es sich heute um die Interessen, Eigenarten, Eitelkeiten einer Reihe von parlamentarischen Führern, von Ministern und von solchen, die es werden wollen, von Zeitungsbesitzern, Redakteuren, Finanziers und der Vertreter jenes modernen Typus des stillen Machthabers, der auf den Schein der Macht verzichtet hat und sich begnügt, von seinem telephongezierten Schreibtisch aus die Drähte zu ziehen und als Regisseur die andern im hellen Licht der Rampe und des Tagesruhmes sich bewegen zu lassen. Die Macht also ist ungreifbarer geworden,

Digitized by Google

die Methoden, sie zu erlangen, haben sich verwickelt, sie erfordern einen andern Typus.

Da die Macht sich auf eine viel größere Anzahl von Persönlichkeiten verteilt, ist sie überhaupt von den Persönlichkeiten mehr und mehr auf die Verhältnisse übergegangen. Eine einzelne Persönlichkeit konnte früher durch einen Entschluß weit mehr in Bewegung setzen als heute, wo auch der Mächtigste in den sich durchkreuzenden Machtanteilen und Strebungen der andern, kurz, in den Verhältnissen, allerorten auf eine Mauer stößt, die seiner Bewegungsfreiheit enge Grenzen zieht.

Diese Zerbröckelung der Macht und ihr Uebergang von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse gehört mit zur Charakteristik der modernen Politik. Es ist nicht die Zeit, in der ein Mann weit ausschauende Pläne konzipiert und an ihre Verwirklichung geht; die wenigsten Regierungen handeln frei in ihren Entschlüssen, vermögen zu wählen, ob sie aus dem Interesse der auswärtigen Politik heraus etwa eine Annäherung an ein Land betreiben wollen, dem ihre Heimat bisher in Feindschaft gegenüberstand. Die Verhältnisse, das ist die Machtverteilung der inneren Politik, erlauben es nicht. Viele Regierungen unsrer Zeit haben nur wenig Freiheit, Kriege zu planen oder zu vermeiden. Die italienische Regierung hätte, auch wenn sie gewollt hätte, das tripolitanische Unternehmen nicht ablehnen können; in der inneren Politik Frankreichs spielt die Gegnerschaft gegen Deutschland und die Macht der Empfindungen, von der sie getragen ist, eine so große Rolle, daß jedes Ministerium, das nicht diese Macht der Empfindungen von den Gegnern gegen sich ausnutzen lassen will, darauf bedacht zu sein pflegt, sich gegen den Verdacht besonderer Hinneigung zu Deutschland zu schützen.

Dieser Uebergang der Macht von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse, die Einschränkung der Bewegungsfreiheit der formellen Machtträger ist nun freilich in den einzelnen Ländern eine ganz verschiedene. In manchen ist sie größer und deutlicher, in andern geringer und undeutlicher; vergleicht man indes unsre Zeit mit früheren Zeitaltern, in denen andre Staatsformen bestanden, so wird man zugeben, daß diese Erscheinung trotz aller graduellen Verschiedenheiten in den einzelnen Ländern heute eine allgemeine ist. Darin aber liegt begründet, daß jener Einfluß auf ein fremdes Land und den Gang seiner Politik, wie ihn in früheren Zeitaltern ein geschickter Diplomat auf Hintertreppen über Frauen und Beichtväter wohl gelegentlich hat erringen können, heute weder auf diese noch eine andre Weise, sondern überhaupt nicht mehr errungen werden kann. Er ist keine mögliche Aufgabe mehr. Die möglichen Aufgaben des bei modernen Staaten beglaubigten Diplomaten unsrer Zeit sind neben der Führung der diplomatischen Verhandlungen und der Regelung der laufenden Fragen die Beurteilung und Beobachtung des Landes, seiner Möglichkeiten, seiner wahrscheinlichen Entwicklung, seiner zu erwartenden Aktionen und Reaktionen, die Erringung kleiner Vorteile politischer und wirtschaftlicher Art, aus deren Häufung große Erfolge entstehen können. Mit dem Uebergang der Macht von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse ist die Diplomatie aus einer Frage des Ge-

Digitized by Google

schicks und der Schlauheit auch eine solche der Bildung und der Urteilskraft geworden.

In allen modernen Staaten ist neben die Macht der Regierung und des Staatsoberhauptes die Macht der gesetzgebenden Körperschaften und die öffentliche Meinung getreten. Die Macht der Regierung bewegt sich im allgemeinen in den weiteren oder engeren Grenzen, die die Macht der Parlamente und die öffentliche Meinung ihr lassen. Frägt man nach der realen Macht, so läßt sich die Macht der Parlamente nicht von den Interessen der Parteien, den Einflüssen und Gruppen, die hinter den Parlamentariern stehen, isolieren. Auch das Parlament ist wieder von der Macht der öffentlichen Meinung abhängig. In einzelnen Detailfragen mag diplomatische Geschicklichkeit auf den Machtfaktor des Parlaments da und dort einmal Einfluß gewinnen können; derjenige Machtfaktor in einem Lande aber, um den die Diplomatie des Auslandes planmäßig sich bemühen kann und zu bemühen pflegt, ist die öffentliche Meinung, d. h. diejenige Institution, von der die öffentliche Meinung, die ja auch keine letzte gegebene und faßbare Größe ist, ihrerseits wieder abhängt oder abzuhängen scheint: die Presse.

Es ist jedem, der die Zeitungen verfolgt, bekannt, daß jede diplomatische Kontroverse, jeder politische Gegensatz, ja jede wirtschaftliche Rivalität in unsrer Zeit in der Presse ihren Widerhall findet. Die Rolle der Presse aber ist nicht die der Felswand, die nur immer das Echo des Streitlärmes widergibt, sie steht selber mitten im Streit, der mit ihr und durch sie gekämpft wird, ist eine der wichtigsten Waffen oder Waffengattungen. Der ganze vielfältige Kampf, den die nach Weltgeltung ringenden Nationen heute um ihre Position miteinander kämpfen, wird, mag es sich nun um die wirtschaftliche, politische und kulturelle Stellung der Konkurrenten handeln, zu einem großen Teil mit der Feder des Journalisten geführt. Kein Staat und kein Staatsmann, er mag die Existenz dieses grotesken, unheimlichen, unfaßbaren Ungeheuers Presse noch so verwünschen, ist heute imstande, diesen Kampf nicht zu kämpfen, auf diese Waffengattung zu verzichten. In unsrer Zeit ist nun einmal die Macht oder ein großer Teil der Macht, auf dies Ungetüm, das öffentliche Meinung heißt, oder vielmehr auf die Menschen übergegangen, die mit diesem Ungetüm am besten umzugehen vermögen. Den Verschiebungen der Macht folgt die Methode der Politik. Dies neue Instrument der Presse, das unser Zeitalter der Politik in die Hand gegeben hat, wird zu allen möglichen Zwecken und auf die verschiedenste Weise benutzt. Jeder Staat hat da seine verschiedenen Methoden und auch seine verschiedenen Fähigkeiten. Es ist nicht unsre Aufgabe, uns hier in den mannigfaltigen Einzelheiten zu verlieren. Im Umriß ist zu sagen, daß auf der einen Seite das Instrument der Presse von den Staaten, ebenso wie von den privaten Interessenten allerorten verwandt wird, um irgendeine bestimmte politische Aktion, irgendein wirtschaftliches Interesse in irgendeiner Einzelheit zu unterstützen, zu schmeicheln oder zu drohen, das Interesse der öffentlichen Meinung auf eine falsche Fährte zu lenken oder sachte vorzubereiten. Auf der andern Seite aber wird von allen Staaten

Digitized by Google

heute eine umfangreiche Propaganda allgemeiner Art im Auslande betrieben, eine Art Expansion der Idee oder der Stimmungen, nicht zu bestimmten umgrenzten Zwecken einer einzelnen Aktion, sondern zu dem Behufe, für alle Aktionen, gegenwärtige wie zukünftige, politische, wirtschaftliche, kulturelle, einen günstigen Boden zu bereiten, sich mit einer Atmosphäre der Macht, der wirtschaftlichen, finanziellen Leistungsfähigkeit, des kulturellen Ansehens, kurz, mit Prestige zu umgeben. Nachdem einmal der politische Kampf nicht mehr zwischen den Regierungen gekämpft wird, sondern zwischen den Völkern, und auch der Kampf der konkurrierenden Firmen zum Teil ein Kampf der Nationen geworden ist, bedarf eine um Weltgeltung ringende Nation zu politischen wie zu wirtschaftlichen Zwecken den Glauben der Masse an ihre Vorzüge. Nun genügt es nicht mehr, mächtig zu sein: man muß mächtig scheinen. Es ist nicht mehr ausreichend, gute Waren zu fabrizieren; man hat dafür zu sorgen, daß überall die Menschen an die Güte der Waren glauben. Natürlich hatte auch in früheren Zeiten der Schein seine Bedeutung. Es genügte aber, vor wenigen zu scheinen, und die Inszenierung des Scheines war einfacher. Heute ist sie unendlich kompliziert geworden, daher denn die politische Kunst in unsrer Zeit zu einem guten Teil eine Kunst der Inszenierung ist. Viel mehr als früher kommt es auf die Fassade an. Manche Staaten haben aus der Behandlung ihrer eignen Fassade eine ganz besondere Kunst gemacht, in der sie allen andern voran sind. Da scheint die Fassade mehr zu versprechen, als das Haus hält; und da es in unserm Zeitalter aus den bei Erörterung der Konstellation erwähnten Gründen nicht leicht dazu kommt, daß das Haus selbst auf die Festigkeit seiner Konstruktion geprüft wird, so mag sich mit einer solchen glänzenden und mächtigen Fassade, wenn sie auch nur aus elendem Stuck besteht, eine Zeitlang eine ganz leidliche Politik machen lassen. Wieder andre Staaten gibt es, die es nicht verstehen, einem soliden Gebäude eine solche Fassade zu geben und daher in den Meinungen der Menschen allerorten auf Hemmnisse stoßen. Mit der Macht der öffentlichen Meinung ist in die Politik eine ungeheure Macht des Scheins eingeführt worden. Da die öffentliche Meinung aber nichts Festes, sondern etwas ist, das sich schaffen und erzeugen läßt — denn eigentlich hat die Oeffentlichkeit gar keine eigne Meinung, sondern im besten Falle eine Art Stimmung, das ist eine Disposition zu Meinungen —, so ist aus der Handhabung all der vielfältigen Künste, mit denen sich öffentliche Meinung machen oder beeinflussen läßt, eine regelrechte Kunst geworden, deren Notwendigkeit den allgemeinen Aspekt der diplomatischen Methode verändert hat.

Jener allgemeine Weltkrieg, der trotz aller Rüstungen mit den Waffen nicht ausgetragen wird, wird in den Zeitungen auf eine zwar heftige, aber für die Sache der Menschheit nicht allzu schädliche Weise ohne Unterlaß gekämpft. Diese Art Krieg hört nie auf. Es lassen sich kleine und vorübergehende Vorteile über den Gegner erringen und aufeinanderhäufen, aber der Gegner kann nicht vernichtet werden. Ueberblickt man die Gesamtheit dieser Preßfehden, so ist sie ein Bellum omnium contra omnes, mit Gruppierungen, die mit den Gelegenheiten

Digitized by Google

wechseln. Er ist der uralte Kampf, mit dem die Menschheitsgeschichte begonnen hat, nur in neuer, sublimerer Form und mit neuen, durch die veränderten Verhältnisse veränderten Mitteln. Dieser Kampf ist unschädlicher, aber nicht ohne weiteres moralischer, wie überhaupt die Verfeinerung der Kampfmittel nicht ohne weiteres ihre Moralisierung bedeutet.

Soweit dieser Kampf nicht zu den speziellen Zwecken irgendeiner einzelnen Aktion durch gelegentliche Artikel oder Notizen, sondern um die allgemeine Atmosphäre von Meinungen gekämpft wird, in der alle Politik sich zu bewegen hat, haben die beiden ältesten weltpolitisch orientierten Großmächte der Gegenwart, England und Frankreich, einen natürlichen Vorsprung. Nicht nur, weil ihre Sprachen schon Weltsprachen waren, lange, ehe unser Zeitalter begonnen hat, weil ihre Kultur sich schon seit lange Weltgeltung erkämpft hat, sondern auch aus einer Reihe von speziellen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Die wichtigsten dieser Gründe sind die ererbte Beherrschung des Nachrichtenhandels in dem größten Teil der Welt und eine gleichfalls ererbte Befähigung in der Behandlung fremder Mentalitäten.

Dieser Kampf um die Meinungen wird nicht nur mit den Mitteln der Presse, sondern auf alle mögliche Weise ausgefochten: durch Bücher, Professorenaustausch, Vorträge, Ausstellungen und vornehmlich durch die Schulen. Alle modernen Großstaaten unterhalten Schulen im Auslande und suchen so, um die Meinungen der Männer für sich zu haben, schon die Meinungen der Kinder zu bilden.

Es ist klar, daß der Kampf mit diesen Waffen desto mehr an Bedeutung gewinnt, je weniger von den Waffen des Kriegs Gebrauch gemacht wird und gemacht werden kann. Je mehr die Welt davon abkommt, die Probe aufs Exempel zu machen, die Häuser selbst auf ihre Solidität zu prüfen, desto mehr gewinnt die Kunst zu scheinen, die schöne Fassade, an Bedeutung.

Es läßt sich also sagen, daß die politische Methode unsrer Zeit sich von der Methode früherer Zeiten durch zweierlei unterscheidet. Das erste ist die politische Ausnutzung der vielgestaltigen, durch die moderne Entwicklung des Wirtschaftslebens geschaffenen Abhängigkeiten und Einflußmöglichkeiten, das andre das Ringen um die Meinungen der Menschen.

Beide Momente aber schließen ein gemeinsames Charakteristikum ein, das den politischen Kampf unsrer Zeiten von dem früherer Zeiten unterscheidet. Der Kampf wird heute nicht mehr diplomatisch zwischen den Regierungen oder militärisch zwischen den Soldaten, sondern zwischen den Völkern selbst unter ständiger Beteiligung aller Volksgenossen ausgefochten. Er beherrscht nicht nur das Leben der regierenden Kreise, der politischen Beamten und der Soldaten, sondern das Leben aller, die alle mehr oder weniger, aber immer irgendwie, an ihm beteiligt sind. Kein Winkel bleibt von ihm verschont. Er dringt bis in die Kleinigkeiten unsers Lebens. Seine Methoden sind derart, daß sie nur dann siegreich sein werden, wenn ein jeder an seinem Platze ständig das seine tut, ganz gleich, ob er Produzent oder Konsument, Gelehrter, Kaufmann, Matrose oder Journalist ist. In diesem Kampf ist jeder, der ins Ausland geht, Soldat, je nachdem ein

Digitized by Google

guter oder ein schlechter, ob er will oder nicht will, seine Sünden und Vergehen werden seinem Lande ebenso angekreidet wie seine Tugenden und Vorzüge; wie er sich benimmt, ob er, wenn es heiß wird, zu früh die Hemdsärmel sehen läßt, wie der Deutsche, oder auch dann die kühle Würde zu wahren weiß, wie der Engländer, ob er gut zu reden weiß, höflich zu Frauen ist, die Würde seines Landes mit sich herumträgt oder die Heimat verleugnet. Nichts ist gleichgültig; fällt auch der einzelne Fall nicht ins Gewicht, so ist doch die Gesamtwirkung die Summe aller einzelnen Fälle. Ergibt diese Summe das Vorzeichen Minus, so kann der größte Staatsmann mit dem stärksten Heere keine Weltpolitik treiben. Nicht nur, wer ins Ausland geht, ist Soldat in diesem Kampfe; auch jeder, der im Inlande bleibt, in allem, was er tut.

Daher gehört auch in unsrer Zeit der dauernde Erfolg nicht mehr der einzelnen kühnen Tat, auch nicht mehr dem Genius des einzelnen Staatsmannes, sondern der stillen, Kleines auf Kleines häufenden Arbeit der Millionen. Politik ist, nicht an dem einzelnen Erfolg, sondern an dem schließlich bleibenden Resultat gemessen, eine Arbeit der Gesamtheit; und letzten Endes entscheidet der bessere Durchschnitt. Die Tat des einzelnen verschwindet hinter der großen Zahl. Diese Entwicklung ist das Pendant zur Entwicklung des Staates. Sie entspricht dem Werden und Wachsen des Nationalstaats.

So werden schließlich in diesem vielgestaltigen Kampf, der Weltpolitik heißt und dessen Umrisse wir hier zu zeichnen unternommen haben, diejenigen Nationen am besten vorwärts kommen, welche mit der größten sachlichen Leistung, dem Fleiß, der Tüchtigkeit und Begabung jedes einzelnen die größte Vaterlandsliebe und die höchste Idee von der Würde und dem Berufe ihrer Nation verbinden, diejenigen also, die der Idee der Nation und des Nationalstaats, als eines in sich geschlossenen, aber im höchsten Grade lebendigen, allseitig belebten und sich entfaltenden Organismus am nächsten kommen.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Brühl, den 14. September 1861.

Er ist vorüber der große Akt, der uns eine Tochter zugeführt hat. Gottes Segen ruhe auf dieser Ehe! Ich kann es noch nicht recht fassen, daß Leopold nunmehr Gemahl ist, aber der Lauf der Dinge ist, daß die Alten verschwinden, während die Jungen aufkommen. Leider haben wir ungenügende Nachrichten, und es wäre zu wünschen gewesen, daß täglich ein kurzes Telegramm erschiene, damit wir doch wissen, was geschieht. Den 12. selbst habe ich auf dem Manöver-

Digitized by Google

terrain verlebt. Die Majestäten und alle zahllosen Fürstlichkeiten nahmen großen Anteil, und bei Tisch in Brühl trank mir jedermann zu.

Um 10 Uhr abends erhielt der König die erste Nachricht durch Rosenberg, sodann ich erst jenes Telegramm, das von Pedro herrührte. Gestern erhielt ich erst eines von Leopold und Antoinette, die kindliche Meldung Deiner Depesche und Deines Briefes.

Ich danke für alles. Man lebt hier in einem ziemlichen Trubel. Die Distanzen sind ungeheuer weit, und man begreift nicht, wie beide Majestäten diese enormen Fatigen aushalten. Ich habe noch keinen einzigen Moment gefunden, mit der Königin allein zu sprechen.

Bis jetzt fährt man um 9 Uhr per Eisenbahn von Brühl über Köln nach irgendeiner Station. Dort stehen 200 Wagen, da stürzt sich alles hinein; man kommt nach einigen Stunden auf das Manöverterrain, dort stehen die Reitpferde. Man reitet los. Man amüsiert oder ennuyiert sich je nach der individuellen Auffassung während vier Stunden. Dann rennt alles auf dieselbe Manier wieder fort; man kommt ziemlich abgespannt gegen 5 Uhr nach Brühl. Hier kopfüber neue Galatoilette und immense Tafel zu 3- bis 400 Personen. Das dauert bis 8 Uhr. Nach 9 Uhr nun langweiliger Thee, und um 11 Uhr ist man dann froh, nach dreizehnstündiger Hatz endlich allein zu sein. Heute ist wieder dasselbe: ich stehe um 7 Uhr auf und schreibe Dir gerade, während Ihr wahrscheinlich auf der Weinburg beim Frühstück seid, wozu ich mich unnennbar hinsehne. Am Montag geht die Königin nach Koblenz zurück; wenn ich zur Ministersitzung am 21. dahin muß, kann ich sie sprechen. Gestern abend ist noch der Herzog von Cambridge angekommen. Ich wohne hier in einer sehr schönen Villa, nahe beim Schloß, das zum Ersticken gefüllt ist. Karl Anton.

Der Fürst zählt dann alle anwesenden Fürstlichkeiten auf. Es sind mit dem Königs- und Kronprinzenpaar fünfzehn Personen; erwartet werden noch vier. Es ist ein ruheloses Leben, das er führen muß. Bald in Brühl, bald in Düsseldorf, dann in Koblenz, dann in Münster: „Wenn leere Festlichkeiten amüsant sein können, so befinde ich mich mitten im höchsten Stadium des Amüsements," schreibt er ingrimmig und voll guten Humors an seine Gemahlin. Noch bis Ende Dezember dauert es, bis er sich endlich losreißt von Berlin und dann über Düsseldorf sofort nach Hyères in Südfrankreich reiste. Am 18. Oktober 1861 hatte ihm der König zu Münster das Prädikat Königliche Hoheit verliehen. Von Hyères aus schrieb er dem König vom 28. Dezember 1861 den staatsmännischen, eingehenden Brief, den ich in „Karl Anton Fürst von Hohenzollern" S. 116 ff. mitgeteilt habe.

Karl Anton blieb bis zum Mai in Hyères. Mehr als je zeigte sich hier das Fußleiden, so daß ihn die Aerzte sofort nach Wildbad schickten. Am 30. Mai 1862 kam er dort an und schrieb der Fürstin:

Endlich wäre ich glücklich hier angelangt, nachdem ich eine sehr glückliche Reise, die zugleich als Luftveränderung mir sehr gut getan hat, gehabt; ich schlief

Digitized by Google

wie ein Sack. Abends 10½ Uhr bin ich in Frankfurt angekommen und besuchte am folgenden Tage Holstein und Usedom. Ersterer ist sehr unzufrieden mit seiner Stellung in Frankfurt und will in Posen, wo er eine Besitzung gekauft, sich dem Ruhestand hingeben. Er läßt Dich dringend bitten, wenn Du durch Frankfurt kommst, es ihn wissen zu lassen. Vielleicht besucht er uns in Sigmaringen oder Weinburg.

In Baden kam ich um 3 Uhr an. Graf Boos empfing mich am Bahnhof, und ich fuhr gleich in der Equipage der Königin zu ihr. Sie empfing mich sehr freundlich, ich aß dort um 5 Uhr. Nach Tisch eine Spazierfahrt Tête-à-tête in das Geroldsauer Tal, sodann zu Fuß über den Cäcilienberg in die Lichtentaler Allee. Abends Thee à trois. Die dritte Person war Fürstin Feodora von Hohenlohe, eine gescheite, artige Frau, Halbschwester der Königin Viktoria. Gestern in der Frühe Promenade mit der Königin in der Lichtertaler Allee, sodann Frühstück bei ihr und um 10 Uhr Abfahrt nach Karlsruhe.

Der Großherzog empfing mich auf dem Bahnhof; ich fuhr ins Schloß, dinierte en famille mit Großherzogin Luise, dem Kleinen usw., fuhr um 2 Uhr nach Pforzheim, und um 6 Uhr abends war ich in Wildbad bei ungemein schönem Wetter. Bergmann (sein Hund) empfing mich mit Freudengeschrei, und ich habe mich mit ihm gleich in meiner schönen Wohnung eingerichtet.

Die erste Dame, welche ich antraf, war Gräfin Monts. Ich setzte mich zu ihr und machte Bekanntschaft mit Frau v. Luck aus Stuttgart, Cousine der Gräfin Lecorrée. Ich unterhielt mich recht gut, erfuhr von beiden Frau Basen alle Wildbader Neuigkeiten, und bereits heute früh habe ich beide Damen wieder gesehen, die um die Wette ihrer Zunge die Zügel schießen lassen. Heute habe ich schon getrunken und unter Aufsicht des Arztes Dr. Hausmann gebadet. Es ist eine süperbe Einrichtung. Der Arzt glaubt, daß es mir keine Kongestionen machen werde.

Heute begegnete ich außer vielen Bekannten Fürst Wolfegg-Waldsee, General v. Spitzemberg und Reischach aus Stuttgart, General v. Freiberg aus München, Hofmarschall des Herzogs Max in Bayern, Herrn Trost aus Müllheim u. a. m. Der Arzt sagt, daß der Juni die beste Zeit zum Baden wäre, weil das Wasser am wirksamsten sei. —

Er geht noch einmal auf den Baden-Badener und den Karlsruher Aufenthalt zurück:

... Die Königin war in vortrefflicher Stimmung und ganz die alte. Nur kann sie es uns nicht recht verzeihen, daß wir in Hyères Schattenseiten gefunden hätten. Von Berlin weiß sie wenig — nur so viel, daß die Verhältnisse trostlos sind. — In Karlsruhe tausend Grüße für Dich. Der Großherzog wollte allerdings nach Düsseldorf kommen, um uns zu besuchen, und daher die Zeitungsnachricht, weil er davon gesprochen hatte. Nur weil er durch die Königin erfuhr, daß ich bald nach Wildbad ginge, hat er das Projekt aufgegeben. — Ich finde Wildbad sehr hübsch, die Promenaden sind reizend, bei Regen mag es etwas feucht sein.

Karl Anton.

Digitized by Google

Im Juli war Karl Anton in Sigmaringen, wo er, trotz den bösen Erfahrungen, die er 1848/49 dort gemacht, gerne weilte. Die Fürstin war nach St. Moritz zum Gebrauch der Kur gereist. Ueber den andern Tag schrieb der Fürst an seine Gemahlin. So am

24. Juli 1862.

Ich habe heute vergeblich einen Brief von Dir erwartet, hoffentlich kommt morgen einer, der mir sehr gute Nachrichten bringen wird. Das Wetter ist hier stets veränderlich und zum Regnen geneigt, nichtsdestoweniger machen wir täglich Spaziergänge und Partien. Gestern abend waren wir in Inzigkofen beim Souper. Es war ein finsterer, umwölkter Himmel, für die Ueberraschung aber schon günstig; denn Punkt 9 Uhr erglänzten viele Partien im Garten in bengalischer Beleuchtung, Monumentfelsen, hängende Brücke, Kreuzfelsen und Eremitage, es war ein magischer Effekt. Auch das Schloß Sigmaringen antwortete in ähnlicher Beleuchtung in dunkler Entfernung. Jedermann war sehr befriedigt — nur Bergmann (der Teckel) hatte keine Freude daran.

Soeben lese ich im „Schwäbischen Merkur" zu meinem Entsetzen, daß Joachim Pepoli als Gesandter nach Berlin käme. Es wäre mir das wegen Frida das Unangenehmste, was geschehen könnte. Hoffentlich ist es nicht wahr!

Aus Berlin höre ich kein Wort. Viel bin ich mit Marie (der jüngsten Tochter), die sich außerdem emsig beschäftigt. Leopold und Antoinette sehen wir täglich — hier oder dort (d. h. im fürstlichen Schloß oder im Prinzenbau, der in der Stadt liegt). Meine Gesundheit ist unberufen vortrefflich, auch mein Fuß macht wesentliche Fortschritte ... Karl Anton.

Mit Beginn des Monats August begab sich Karl Anton nach Ostende, um einige Seebäder zu nehmen. Schon war aber eine andre Reise projektiert, zu der König Wilhelm bereits seine Einwilligung gegeben hatte und die ganz besonders in militärischer Beziehung von Wichtigkeit genannt werden durfte. Es handelte sich darum, das Lager von Châlons zu besuchen, wozu Napoleon den Fürsten eingeladen. Der König von Preußen hatte Ende April drahtlich geantwortet: „Einladung ist anzunehmen und davon zu sprechen. Schriftlich das Nähere."

Diese Reise nach Châlons zog sich jedoch in die Weite, und vorher ging Karl Anton auf etwa vierzehn Tage nach Ostende. Von hier aus schrieb er am

2. August 1863.

Gestern abend bin ich glücklich hier angekommen und habe heute bereits mein erstes Bad genommen. Das Wasser hat 18 Grad, der Wellenschlag ist bedeutend. Es ist eine immense Menschenmasse hier, und gestern abend schon habe ich mindestens zwanzig Bekannte getroffen. Salm-Dyck, Graf Nesselrode, Rittmeister v. Helden, General Phuel, Prinz Hermann von Weimar mit Weib und Kind, Pauline Hohenlohe und preußische Geheimräte aus Berlin und vom Rhein.

Digitized by Google

Morgen soll König Leopold auf mehrere Wochen herkommen. Trotz meines Inkognitos werde ich zu ihm gehn und ihm sagen, daß ich nur vorübergehend in Ostende sei. Ich freue mich eigentlich darauf, ihn zu sehen.

Neues kann ich Dir eigentlich gar nichts mitteilen, denn ich bin erst eine Nacht hier. — Ich hoffe, daß dieser Brief Dich in Weinburg glücklich treffen wird, vielleicht mit König Ferdinand zusammen, von dem die Kinder à leur grand désespoir gar nichts mehr erfahren haben. Es ist nicht schön, sie im unklaren mit allen Reiseplänen zu belassen.

An den König habe ich wegen Anton geschrieben; ich bitte Dich nun, dem Kaiser Napoleon mit ein paar Worten zu danken und ihm zu sagen, daß ich Anton mitbringen werde. Ich weiß, dieser Brief wird Dir nicht sehr angenehm sein, auf der Reise zu schreiben, allein es muß sein, als Gebot dankbarer Höflichkeit.

Ich kann mir denken, daß die Sachsen wegen des Prinzen Karl Theodor erneute Anläufe machen. Karl Anton.

Anton, der jüngste Sohn des Fürsten, sollte mit nach Châlons gehen. Die „Sachsen" hätten gerne eine Verbindung zwischen Herzog Karl Theodor in Bayern und der Prinzessin Marie von Hohenzollern gesehen.

Ostende, den 4. August 1863.

Was soll ich Dir von Ostende schreiben, wo ich bade, Meerluft einatme, esse und schlafe. Heute ist der dritte Tag meines Aufenthalts; es ist herrliches Wetter, nur zu warm, wenig Wellen, aber desto mehr Menschen. Gestern ist König Leopold mit seiner ganzen Familie angekommen. Dem Grafen von Flandern habe ich bereits begegnet, und heute muß ich Seiner Majestät eine Visite machen. Auch das Brabanter Paar ist hier, und diesen Morgen sah ich beide um 8 Uhr unter meinem Fenster vorübergehen.

Vom Prinzen Hermann von Weimar, der soeben von London kam, höre ich Details über die Angelegenheiten Deiner Schwester. Danach hätte sie 6000 Pfund Witwengehalt, was für deutsche Verhältnisse sehr viel, für englische aber minder bedeutend ist. Mary hätte ein Kapital von 60000 Pfund bekommen, was enorm ist, und Carlo 100000 Pfund, was gleichfalls für ihn ein glänzendes Vermögen ist. Er hat diese Details von seinem Bruder Eduard, der sie von dem Testamentsvollstrecker selbst gehört hat. Ich bin begierig, zu erfahren, ob Du etwas davon in Baden gehört hast.

Meine Gedanken verfolgen Dich in das hinterste Prätigau! Wie gerne möchte ich die Bergluft einatmen und die stolzen Häupter der Bergriesen anstürmen, allein man muß mit dem Meere auch zufrieden sein, zumal es meinem Fuß außerordentlich gut tut.

Die Königin von England soll um 9 Uhr hier ankommen und mit dem jungen König von Griechenland, der sich hier embarquiert, ein Rendezvous an demselben Tage haben. Ich werde mich bei dieser Gelegenheit nicht sehen lassen, weil ich auch keine Toilette bei mir habe. Karl Anton.

Digitized by Google

Der Fürst erzählt von der ersten Zusammenkunft mit der späteren Gemahlin und deren Schwester Marie: „Josephine hat ein Madonnengesicht; sie war der Mutter rührend anhänglich und immer selbstvergessen. Marie war ein pikanter Backfisch voll Leben und Schalkhaftigkeit.“ Letztere heiratete 1843 den Herzog von Hamilton. Marie und Carlo (William) waren ihre Kinder. Die Prinzessin Marie heiratete 1869 den Fürsten von Monaco. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn. Später wurde die Ehe jedoch für nichtig erklärt (päpstlicher Seite), und Marie Hamilton vermählte sich 1880 mit dem Grafen Tassilo von Festetics.

Düsseldorf, den 14. August 1863.

Deine glückliche Ankunft in Davos hat mich sehr gefreut. Du hast durchaus recht gehabt, fortzugehen, denn sonst hättest Du viele kostbare Zeit verloren. Wie gerne möchte ich mit Dir sein, anstatt im staubaufgelösten Düsseldorf zu sitzen.

Am 12. Juli bin ich von Ostende glücklich hier angekommen. In Mecheln begegnete ich Lord Tabley, der nach Baden zu Deiner Schwester reiste. Er wußte nichts Neues, auch nichts über das Testament. Ich gab ihm Grüße auf.

Den Tag meiner Ankunft in Düsseldorf fuhr ich nach zweistündigem Aufenthalt abends nach Wesel. Gestern inspizierte ich die 7. Artilleriebrigade, wobei ich sechs Stunden zu Pferde war, hernach Diner und Rückkehr. Es hat mich gar nicht ermüdet und auch meinem Fuß nichts gemacht, was für mich ein gutes Zeichen ist.

... Morgen kommt Anton, und dann habe ich doch einige Zerstreuung, da ich ihn lange nicht mehr gesehen habe.

Am 18. reisen wir nach Châlons, den ersten Tag nach Metz, den zweiten Tag nach Châlons. So hat mir der Kaiser durch Prinz Reuß schreiben lassen.

Der Empfang in Schiers hat mich für Dich sehr gefreut. Du hast sehr recht getan, etwas zu schenken, jedenfalls muß man sehr freigebig mit Trinkgeldern sein, auch in Davos. Für die Abgebrannten in Seewis habe ich durch Herrn Roth 100 Franken zahlen lassen.

Hier gastiert gegenwärtig die Ristori auf dem Stadttheater. Ich kann es bei der ungeheuern Hitze nicht über mich bringen, hinzugehen, zumal sie auf italienisch spielt und eine ganze Truppe mitgebracht hat. Ich fuhr mit Herren von Aachen bis Düsseldorf auf der Eisenbahn, und erst heute wurde mir klar, was die große, italienische, lebendige Gesellschaft zu bedeuten hatte.

Alle politischen Interessen konzentrieren sich jetzt in Frankfurt. Näheres weiß man nicht, außer daß alle deutschen Fürsten dahin gehen, mit Ausnahme Preußens. Ich bin sehr gespannt auf das Resultat. Es ist jedenfalls eine ungeheure Ohrfeige für die Kreuzzeitungsgruppe. Karl Anton.

Der Fürst spricht von dem Frankfurter Fürstentag, der am 17. August 1863 durch eine Rede des Kaisers von Oesterreich eröffnet wurde. König Wilhelm war persönlich eingeladen worden, aber Bismarck riet entschieden zur Ablehnung unter Stellung der Kabinettsfrage, worauf der König von Preußen für die Einladung dankte.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Erinnerungen an Papst Leo XIII. und Kardinal Rampolla

Von

Curt v. Zelau

Es war ein eignes Verhältnis, das diese beiden bedeutenden Staatsmänner miteinander verband. Der Papst, ein Denker ersten Ranges, als solcher freisinnigeren Anschauungen zugeneigt, früher selbst in der diplomatischen Laufbahn genugsam betätigt, um in andern die Eignung hierfür zu erkennen. Der kürzlich verstorbene Kardinal Rampolla, als Kirchenfürst von intransigenten Grundsätzen, als Politiker und Diplomat nur ein Ziel verfolgend: die weitmöglichste Ausdehnung der Herrschergewalt der römischen Kurie. In diesem letzteren stimmten beide vollkommen überein, und darum ließ der Papst seinem Kardinal-Staatssekretär in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten freie Hand. Zu den verschiedenen Symptomen, die bei Leo XIII. auf eine — wenn man so sagen darf — liberalere Richtung hinweisen, mag auch seine Vorliebe für Monsignore Galimberti zählen, den einstigen Leiter der vatikanischen Presse, den er als seinen besonderen Schützling dann zum Nunzius in Wien ernannte. Ob Galimberti, den ich persönlich gekannt, in einem unsrer Gespräche nur einer persönlichen Meinung Ausdruck gegeben oder ob die von ihm entworfene Perspektive der Reflex eines vertraulichen Meinungsaustausches gewesen, den er einst mit dem Papste gepflogen, gleichviel, ich kann mich erinnern, wie er mir einmal von der Möglichkeit einer vatikanisch-italienischen Verständigung auf Grund der Abtretung eines wenn auch schmalen Gebietsstreifens bis an die Meeresküste bei Civitavecchia gesprochen. Daß ein Monsignore, der solches auch nur zu denken wagte, dem Kardinal-Staatssekretär ein Dorn im Auge war, ist begreiflich, und es darf nicht wundernehmen, daß dieser die Privatkorrespondenz des Wiener Nunzius mit dem Heiligen Vater einer strengen Ueberwachung unterzog. Diesem Umstande hatte ich anläßlich meiner ersten Romreise eine kleine Mission zu verdanken, welche mir zu einer Quelle nicht uninteressanter Erinnerungen werden sollte.

Es war im Herbst 1889, zur Zeit, als der mir befreundete Monsignore Tarnassi als Uditore der Nunziatur Sekretär Galimbertis war. Ich hatte ihm von der Absicht gesprochen, demnächst nach seiner Vaterstadt Rom zu reisen. Da suchte er mich eines Morgens auf und sagte mir, ich könnte seinem Chef, dem Nunzius, einen großen Dienst erweisen, wenn ich einen Brief von ihm an den Papst mitnähme, aber, aber ... Darin, in den Bedingungen, unter denen dies geschehen sollte, lag das Interessante. Der Brief sollte dem Heiligen Vater heimlich durch seinen Beichtvater Monsignore Angeli zugemittelt werden, ohne daß der mächtige Staatssekretär Kardinal Rampolla etwas davon erführe.

Ich fuhr also mit dem wohlverwahrten Schreiben des Nunzius nach Rom, begab mich meinen Weisungen gemäß noch an dem Tage meiner Ankunft beim

Digitized by Google

Ave-Maria-Läuten nach dem Vatikan, zur genau bezeichneten Treppe und Tür, wo mir auf mein Pochen der vorher von Wien aus verständigte Monsignore Angeli, ein unscheinbarer geistlicher Herr, selbst öffnete und den geheimnisvollen Brief abnahm.

Am nächsten Abend sprach ich mit einer Einführungskarte der Wiener Nunziatur bei den offiziellen Audienzen des mit Recht als einen der fähigsten Diplomaten gepriesenen Kardinalstaatssekretärs vor. Ich erinnere mich noch, wie der Vorsaal zu seinem Audienzzimmer von sekulären und Ordensgeistlichen aller Weltteile gefüllt war, wie man die verschiedensten Gesichtstypen, den Nordländer, Südländer, Orientalen, Chinesen, Neger und die verschiedensten Mönchstrachten sah; ein die Weltmacht der römischen Kirche kennzeichnendes, imponierendes Bild. Von dem kurzen, ziemlich förmlichen Gespräch mit dem Kardinal Rampolla ist mir nur eine blasse Erinnerung haften geblieben; der bedeutende Eindruck seiner Persönlichkeit aber, der gescheite Gesichtsausdruck mit den dunkeln, durchdringend blickenden Augen wird mir stets unvergeßlich bleiben. Daß man diesen, immer mehr und mehr gegen den Dreibund arbeitenden Staatsmann fürchtete und später alles daran setzte, ihn beim Konklave nicht auf den päpstlichen Stuhl gelangen zu lassen, erscheint mir begreiflich. Oesterreich-Ungarn hat damals von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht; wie ich vor kurzem zufällig erfuhr, hauptsächlich dem König von Italien zu Gefallen, dem hierdurch eine kleine Kompensation für die Nichterwiederung des Besuches in Rom geboten werden sollte. Nachträglich, so will mir scheinen, mag man von mancher, auch von italienischer Seite bedauert haben, dem weltklugen Rampolla durch das Veto den Weg zur Tiara damals verlegt zu haben. Noch vor drei Jahren galt er aber für die Hinkunft als der aussichtsvollste Papabile. — Außer bei ihm sprach ich auch noch bei dem Zeremonienmeister Monsignore Conte de la Volpe vor. — Durch die spontane, liebenswürdige Vermittlung des letzteren erhielt ich ganz unerwartet die Einladung zu einer Privataudienz bei Seiner Heiligkeit. — An einem sonnenhellen Vormittag fuhr ich zum Vatikan. Links von der Fassade der Peterskirche, um die letztere herum führt der Fahrweg nach dem großen Hofe, in dem sich die Auffahrt zu den Appartements des Papstes befindet. Bei dieser Gelegenheit kann man deutlich wahrnehmen, wie die weltliche Herrschaft des Herrn der Christenheit heute lediglich in die Mauern des vatikanischen Palästekomplexes eingeschränkt ist, denn bis unmittelbar vor die Tore desselben begegnet man Polizeiwachleuten der italienischen Regierung. So erstreckte sich auch die Beflaggung der Stadt anläßlich der Gedenkfeier des Einzuges der italienischen Truppen am 20. September fast bis auf den Petersplatz, also bis unter die Fenster des Papstes. Innerhalb des Vatikans, sowohl bei den verschiedenen Eingängen als in den Korridoren und auf den Treppen, gewahrt man die mit mittelalterlichem Anklang malerisch gekleidete Schweizergarde, die in ihren schwarzgelb und rot gestreiften Wämsern und Pumphosen, mit Gewehr oder Hellebarde bewaffnet, Wache hält; sie ist heute noch 120 Mann stark; neben ihr bestehen noch die nach französischem Schnitt uniformierten päpstlichen Gendarmen. Auf

Digitized by Google

der in reichem Säulenschmuck prangenden prachtvollen Scala regia, der Königstreppe Berninis, stieg ich zu den Gemächern des Papstes hinan. Im Vorsaale standen außer den vorerwähnten päpstlichen Garden einige Monsignori in den violetten Damastgewändern der päpstlichen Kämmerer, ferner Türhüter in einer Art Uniform von gleicher Farbe, Kammerdiener und Lakaien. Ein Kämmerer geleitete mich durch eine Reihe mit herrlichen Fresken ausgestatteter Räume nach dem Thronsaal, der in sehr schönen Verhältnissen gehalten, aber keineswegs sehr groß ist. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand ist der in Purpur ausgeschlagene, mit den päpstlichen Insignien und allerhand Ornamenten in Gold geschmückte Thron angebracht; demselben gegenüber an dem Pfeiler zwischen den Fenstern hängt ein vergoldetes Kruzifix. Die Decke und der obere Teil der Wände sind auch hier mit alten Fresken geschmückt; die Wandtapeten sind von rotem Seidendamast und stehen diesfalls mit den längs der Wände aufgestellten Sofas und Fauteuils im Einklange; zwischen den letzteren stehen Marmortische; auf einem derselben eine kostbare alte Schlaguhr; der Fußboden ist von kunstvoller Mosaik; nur die Stufen des Thrones und ein Stück vor demselben mit einem schweren Teppich bedeckt. Hier pflegt der Papst die allgemeinen öffentlichen Audienzen zu erteilen, die Pilgerzüge zu empfangen; vom Throne herab hält er die Allokutionen.

Die Uhr hatte eben die Mittagsstunde geschlagen, als der Oberstthofmeister eintrat, um mich zum Privatgemache des Papstes zu führen. Das bei solchen Audienzen übliche Zeremoniell ist sehr einfach und besteht darin, daß man dem „Heiligen Vater" — so lautet auch die vorgeschriebene Ansprache — mit drei Kniebeugungen zu nahen hat, sodann vor ihm niederkniet und die zum Kusse dargereichte Hand — nicht den Fuß oder Pantoffel — küßt. Dieselben Reverenzen hat man beim Abgehen zu beobachten. Selbstverständlich erscheint man im Frack und weißer Krawatte, eventuell in Uniform, jedoch ohne Handschuhe und ohne den Hut in der Hand zu halten. Für Damen ist ein schwarzes Kleid und ein nach italienischer Art geschlungener schwarzer Spitzenschleier vorgeschrieben. — Das Gemach, in dem mich der Papst empfing, lenkte weder durch seine räumlichen Verhältnisse, noch durch besonderen Prunk meine Aufmerksamkeit auf sich. Leo XIII. saß auf einem der Fensterwand gegenüber stehenden rotausgeschlagenen Lehnstuhl und forderte mich, nachdem ich die schuldige Ehrerbietung bezeigt, in leutseliger Weise auf, auf dem neben seinem Sitze befindlichen Fauteuil Platz zu nehmen. Man mag so freisinnige Anschauungen wie immer hegen, der Augenblick, in dem man zum erstenmal vor den Herrn der Christenheit tritt, wird jedermann einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck machen. Bei Leo XIII. wirkte hierbei auch noch die persönliche Hoheit und Würde der Erscheinung und eine gewinnende Liebenswürdigkeit mit. Dadurch, daß er stets hagerer Komplexion gewesen, prägte sich in seinen Gesichtszügen, die bei der Begrüßung einen mild lächelnden Ausdruck zeigten, sein hohes Alter keineswegs so sehr aus, daß man ihn für volle achtzig Jahre halten mochte. Die von ihm verbreiteten Porträte waren zumeist sehr ähnlich, und der charakteristische Zug

Digitized by Google

von Klugheit, den dieselben in seinem Gesichte aufwiesen, entsprach vollständig der Wirklichkeit. Man hatte damals den Papst oft als kränklich und leidend geschildert; ich muß gestehen, daß ich diesen Eindruck nicht empfing. Die Gesichtsfarbe war allerdings ziemlich blaß, doch war in dem Antlitz kein leidender Zug, keine Eingefallenheit zu bemerken. Unter dem weißen Käppchen sah das gebleichte Haar hervor, und von dem weißen Gewande hob sich das Antlitz fast in dunkler Schattierung ab. Auf die Brust fiel ein an goldener, um den Hals geschlungener Kette hängendes, kunstvoll gearbeitetes Kreuz; an der Hand gewahrte man den großen historischen Fischerring, und die Füße steckten in dunkeln, goldgestickten Samtpantoffeln.

Das nun sich entwickelnde Gespräch wurde in französischer Sprache geführt, die der Papst vollständig beherrschte, aber doch mit merklichem italienischem Anklang sprach. Wie ich später erfuhr, hatte er sie, da er zu Beginn der fünfziger Jahre zum Nunzius in Brüssel ernannt worden, auf der lang währenden Postfahrt von Rom bis dahin erlernt, und als er selbst einen Monsignore zum Nunzius ernannte, der nur des Italienischen mächtig war und der Kenntnis des Französischen dringend bedurft hätte, bemerkte er auf die ihm gemachten Einwendungen: „Er soll die Sprache unterwegs nach seinem neuen Posten lernen, wie ich es getan!“ — ohne zu bedenken, daß nicht jeder seine hohe Begabung besaß, und daß man nun nicht mehr in der Zeit der Postkutsche, sondern in der der Eisenbahnen lebte.

Nach einigen an mich gerichteten Fragen begann der Papst über seine Lage zu sprechen. Langsam und jedes Wort betonend, sagte er ungefähr folgendes: „Seit ich vor zwölf Jahren zum Papste, zum Oberhaupt der katholischen Christenheit gewählt worden, habe ich die Räume dieses Palastes nicht verlassen können. Ich kann den Vatikan nicht verlassen, denn ich kann mich keinen Beleidigungen, keinen Insulten aussetzen; das wäre gegen meine Würde!“ — Diese letzteren Worte sprach er mit erhobener Stimme, und dabei leuchtete sein dunkles Auge in hoher Entrüstung. — Auf eine bescheidene Bemerkung, ob und wie Seine Heiligkeit eine Aenderung dieser seiner Lage erhoffe, entgegnete der Papst, jeder konkreten Andeutung ausweichend, das liege allein bei Gott, in dessen Gerechtigkeit er seine ganze Hoffnung zu setzen nie aufhöre. Im Laufe des Gespräches wurde auch die damalige Haltung der italienischen Presse berührt. — Es wäre gut, meinte der Papst, daß man es auch in Oesterreich wüßte, wie viele dieser Journale ihn täglich beschimpften. — Dann wurde der politischen Situation im allgemeinen gedacht, wobei sich der Papst mit Befriedigung über das Ergebnis der kurz vorher stattgefundenen Wahlen in Frankreich aussprach und in diesem Ergebnisse eine wichtige Bürgschaft des Friedens erblickte, den er für die nächste Zeit für vollständig gesichert hielt. Auch von der in den Blättern wiederholt als bedenklich bezeichneten eventuellen Reise des russischen Thronfolgers nach Paris war die Rede; eine solche, wenn sie stattfände, meinte der Heilige Vater, hätte schon im vorhinein ihre Bedenklichkeit dadurch verloren, daß der Großfürstthronfolger ja bei den Manövern in Deutsch-

Digitized by Google

land war. Schließlich kamen spezifisch österreichische Verhältnisse zur Sprache, worin sich der Papst, sowohl was politische wie Personalfragen betraf, erstaunlich gut unterrichtet zeigte, und für welche er ein großes Interesse an den Tag legte. Nur eine Tatsache, die ich ihm mitteilen konnte, war ihm unbekannt und schien seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, das waren die sehr zahlreichen Uebertritte, namentlich von Arbeitern im nördlichen Böhmen, zum Protestantismus und Altkatholizismus infolge der lebhaften Agitation, welche der Klerus damals gegen die freisinnigen Schulgesetze entwickelte. Erst nach dem Tode des Papstes Leo XIII. erfuhr ich aus einem über denselben veröffentlichten Nachrufe, daß kurze Zeit nach meiner Audienz die Wiener Nunziatur von ihm die Weisung erhalten hatte, diesen Agitationen, welche unzweifelhaft noch weitere Uebertritte zur Folge gehabt haben würden, entgegenzuwirken.

Mit einigen Bemerkungen persönlicher Art und der Erteilung des päpstlichen Segens schloß die viertelstündige Audienz. Als sich der Papst erhob, um den Glockenzug zu ziehen und dem Kämmerer ein Zeichen zu geben, daß die Audienz beendet sei, konnte ich wahrnehmen, daß seine schlanke Gestalt von der Last der Jahre keineswegs so gebeugt sei, wie von der italienischen Presse damals wiederholt berichtet worden.

Eine dem Vatikan nahestehende Persönlichkeit sagte mir von Leo XIII., er sei der letzte Papst gewesen, der die damals noch vorhandenen Traditionen des Ansehens der weltlichen Macht des Papsttums zu einer großzügigen Politik zu benützen verstand, welche die römische Kurie als einen wichtigen Faktor in den Berechnungen der Großmächte erscheinen ließ, wofür das dem Papste wiederholt übertragene internationale Schiedsrichteramt ein deutliches Zeugnis ablegt.

Literarische Berichte

Franz Rákóczi und sein Kampf für Ungarns Freiheit 1703—1711. Von Freiherrn v. Hengelmüller. 1. Band. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 8.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein bekanntes Wort sagt, daß die Habsburger in jedem Jahrhundert einmal um den Besitz Ungarns kämpfen müßten. Einer der schwersten dieser Kämpfe war sicherlich der durch Franz Rákóczi heraufbeschworene. Rákóczi war durchaus nicht ein abenteuernder Rebell, ein patriotischer Räuberhauptmann höheren Stils, sondern er war ein großer Herr vom höchsten Adel, mächtigem Grundbesitz und großen Reichtümern, der fast wie eine gleichberechtigte Macht mit dem Kaiser in Wien Krieg führte und Verhandlungen pflog. In der deutschen geschichtlichen Literatur fehlte bisher eine eingehende Darstellung der Kämpfe, die Franz Rákóczi gegen Oesterreich führte und die doch zu den wichtigsten Episoden in der Geschichte der Doppelmonarchie gehören. Diese Lücke füllt jetzt Freiherr v. Hengelmüller mit seinem auf zwei Bände angelegten Werk aus. Rákóczi selbst, ein tüchtiger Krieger und maßvoll besonnener Staatsmann, vor allem und immer aber ein aufrichtiger, glühender Patriot, die Persönlichkeiten seiner Anhänger und Gegner, die Kämpfe mit ihrem wechselvollen Kriegsglück, die Minen und Gegenminen europäischer Politik, die im Zusammenhang mit dem ungarischen Aufstand geführt wurden, der ganze kulturelle Zustand des damaligen Ungarn — das alles tritt uns plastisch aus dem Werk entgegen, das, auf gründlichen archivalischen Studien aufgebaut, für Historiker und Geschichtsfreunde eine ebenso belehrende wie fesselnde Gabe bedeutet. —y—

Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis in die Gegen-

Digitized by Google

wart. Von Eduard Engel. Achte Auflage. In neuer Bearbeitung. Mit 31 Bildnissen. Leipzig, F. Brandstetter. 556 S. M. 6.— (7.25).

Daß dies Werk in kurzer Zeit schon die achte Auflage erlebt, ist ein gutes Zeichen sowohl für den Wert des Buches wie für den Geschmack der Leser. Es verdient den Erfolg wegen der übersichtlichen und anregenden Darstellung, wegen des freimütigen, auf sicheren Kentnissen beruhenden Urteils, nicht am wenigsten auch wegen der klaren, gut deutschen Ausdrucksweise. Alle wichtigsten Erscheinungen der letzten Jahre sind in der neuen Auflage nachgetragen. Bei der Beurteilung des Ganzen hat man vor allem im Auge zu behalten, daß das Werk weniger philologischer Belehrung dienen als ein Wegweiser für künstlerischen Genuß sein soll. Die Bewertung der einzelnen Dichtungen ist immer anregend, meistens auch wohl allgemeiner Zustimmung sicher; hier und da erscheint Widerspruch erlaubt. Um beliebige Beispiele herauszugreifen, halte ich die stark absprechenden Urteile über Bossuet, Constant, Anatole France, Maeterlinck für ungerecht. Grundsätzlich könnte man wohl bei aller Anerkennung der gesamten Leistung des Verfassers zweierlei einwenden: daß er zu sehr den Maßstab des deutschen Empfindens und der deutschen Kunstüberlieferung anlegt und daß er überhaupt, namentlich in den Abschnitten über die neuere Zeit, zu ausschließlich wertet, dem Leser zu wenig über den besonderen Inhalt und Charakter der besprochenen Werke mitteilt. Br.

Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. Heft 1 bis 8. Leipzig 1911 und 1912, B. G. Teubner.

Ihren Gedanken, in fortlaufender Reihe Schriften herauszugeben, deren jede, unter der eignen Verantwortlichkeit ihres Verfassers, die staatsbürgerliche Bildung im deutschen Volke fördern, insbesondere auf die Erziehung seiner Jugend zum Verständnis der Grundlagen unsers staatlichen Lebens und zur Erweckung vaterländischen Pflichtbewußtseins wirken soll, hat die Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung mit einer Rührigkeit und Kraft in die Tat umgesetzt, die unsers Beifalls sicher wären, auch wenn die Durchführung des Planes nicht so ausgezeichnet gelungen wäre, wie es wirklich der Fall ist. Alle acht bis jetzt erschienenen Schriften verdienen ernste Beachtung: sie gehören zu dem Wertvollsten, was auf dem noch jungen, aber schon von einer nur noch schwer zu überschauenden Literaturhecke umzogenen Arbeitsfelde der staatsbürgerlichen Erziehung geleistet worden ist, ja diese Sammlung handlicher Hefte wird ohne Zweifel bald der Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Kultur eines der dankbarsten Gebiete der modernen Pädagogik sein. Nach drei sorgfältigen Studien über die staatsbürgerliche Erziehung in der Schweiz (von Paul Rühlmann, M. 1.—), in Dänemark (von Chr. Gröndahl, M. 0.60) und in den Niederlanden (von Paul Oßwald, M. 0.60), deren Lektüre besonderen Nutzen bringt, wenn sie vergleichend betrieben wird, geht es frisch hinein in die Praxis: J. B. Seidenberger erörtert die Stellung der staatsbürgerlichen Erziehung im Geschichtsunterricht der höheren Schulen (M. 1.60), dasselbe Thema klingt an, wird aber auch auf andre Fächer ausgedehnt in Heinrich Wolfs Abhandlung „Staatsbürgerliche Erziehung auf den höheren Schulen“ (M. 1.—), mit besonderer Berücksichtigung der Lehrerseminare behandelt das Problem Artur Fickert (M. 1.60), den Weg zum Staatsbürger durch die Volksschule zeigt Paul Thieme (M. 1.—), und einen ganz vortrefflichen Beitrag zur Wirtschafts- und Bürgerkunde, eine dankenswerte Stoffdarbietung für den Unterricht selbst gewährt B. Rosenthals nicht bloß für Schüler interessante Studie „Unser täglich Brot“.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Spemanns goldenes Buch der Musik. Eine Hauskunde für jedermann. Durchgesehene und ergänzte neue Auflage. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 8.—.

Es ist ein überaus reichhaltiges Buch, das hier zum zweitenmal ergänzt und in den aktuellen Teilen bis zur Gegenwart fortgeführt, der musikalischen Welt dargeboten wird. Der musikgeschichtliche Teil stammt von keinem Geringeren als von Prof. Dr. Hugo Riemann. Die theoretischen Fächer (darunter Klanglehre und Instrumentenkunde) sind von verschiedenen Verfassern übersichtlich zusammengestellt. Von großem Vorteil für den Leser sind die Analysen der hauptsächlichen Kunstwerke; Richard Wagner ist ein eignes Kapitel gewidmet. Das Verzeichnis aller deutschen Musikschulen, die Ausführungen über Musikwissenschaft, über Probleme und Strömungen des modernen Musiklebens, über nordische Musik, über die Wirkungskreise der Musiker, dann umfassende Literaturführer, das Register der Tonkünstler der Gegenwart (mit Abbildungen), ein Künstlerlexikon und Aussprüche über Kunst und Künstler — das alles findet man nirgends so praktisch zusammengefaßt wie in vorliegendem Buch.

Dr. K. Gr.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aathal, Werner von, Suka-Bumi Estate. Novelle aus dem Tabakpflanzerleben Delis. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand. M. 5.—.

Alten, Georg von, Handbuch für Heer und Flotte. Liefg. 61, 62. 63, 64. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Blume, W. v., Die Wehrkraft Deutschlands im Vergleich mit der der anderen europäischen Großmächte. Ein Vortrag. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 75 Pf.

Braun, Dr. G., Das Ostseegebiet. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Brausewetter, Artur, Gedanken über den Tod. Stuttgart, W. Spemann. M. 4.—.

Brieger, Rudolf, Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Breslau, Ferdinand Hirt. M. 5.—.

Busch, San.-Rat Dr., Die deutsche Aerzteschaft am Scheidewege. Berlin, J. Goldschmidt.

Bufz, Hans, Die deutsche Rheinmündung. Münster i. W., Franz Coppenrath. Brosch. M. 2.50.

Chérif-Pacha, Général, Quelques Rèflexions sur la Guerre turco-balkanique. Paris, Imprimeries A. G. L'Hoir, Editeur.

Claudel, J. C., 1813—1913, Le Français né Matin ... suivi de Stingy Frenchman! Zwolle (Holland), C. Fastré, libraire. Fr. 1.50.

Doehler, Gottfried, Lyrische Ernte. Leipzig, F. A. Barthel Verlag. M. 3.—.

Emerson, Ralph Waldo, Ueber den Krieg. Berlin, Verlag der Friedens-Warte. 30 Pf.

Fried, Dr. Alfred H., Die Friedenswarte für zwischenstaatliche Organisation. Heft 10, Jahrgang 15. Wien IX/2, Selbstverlag.

Friederich, Rudolf v., Die Befreiungskriege 1813—1815. Bd. IV: Der Feldzug 1815. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Friedrich, Prof. Gustav, Die Farce des Jahrhunderts oder des Monisten Glück und Ende. Leipzig, Hermann Zieger. M. 2.—.

Gesundbrunnen 1914, Kalender des Dürerbundes. München, Georg D. W. Callwey. Geh. 60 Pf., geb. M. 1.—.

Hildebrandt, Dr. Hans, Adolf Hölzel als Zeichner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.—, kart. M. 1.50.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 28. 2. und 3. Lieferung. Berlin, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jakob, Marie, Lebensweg und selbstverfaßte Aufzeichnungen einer Deutschen à la Lenormand. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Kutschbach, A., Die Serben im Balkankrieg 1912/13 und im Kriege gegen die Bulgaren. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Geh. M. 3.20, geb. M. 4.—.

Lamprecht, Geh. Rat Prof. Karl, Die Nation und die Friedensbewegung. Berlin, Verlag der Friedens-Warte. 30 Pf.

Müller-Bohn, Hermann, Des Deutschen Vaterland. 2 Bände. Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagshandlung.

Müller-Lyer, F., Phasen der Liebe. München, Albert Langen. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Müsebeck, Dr. Ernst, Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 11.—, geb. M. 12.—.

Neue gemischte Korrespondenz. Nr. 1. 15. September 1913. Limperich b. Bonn, T. Rieth. Vierteljährlich M. 4.—.

Pohl, Dr. Heinrich, Die deutsche Auslandshochschule. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.50.

Quinones, Ubaldo Romero, Redención Humana. Madrid, Juan Pérez Torres.

Rauck, Chr., Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Reeg, Ludwig, Das verborgene Leben. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlg. Geb. M. 2.—.

Schmaus, Prof. Dr. Johann, Geschichte und Herkunft der alten Franken. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. Geb. M. 4.—.

Schmidt-Gründler, Dr. med. Ferdinand, Eine gesunde Jugend: ein wehrkräftiges Volk. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.40.

Schneider, Dr. phil. Oswald, Bismarcks Finanz- und Wirtschaftspolitik. Eine Darstellung seiner volkswirtschaftlichen Anschauungen. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 7.—.

Sevin, Dr. phil. Ludwig, Deutschlands Kulturausgaben. Eine finanzstatistische Untersuchung. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.60.

Tierschutz-Kalender 1914. Berliner Tierschutz-Verein.

Uellenberg, E., Das Kreuz auf Dornawyl. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Broschiert M. 4.—, Leinw. M. 5.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(April bis Juni 1914)

Seite

Friedrich Curtius: Kaiser Friedrich als Kronprinz 1
M. v. Köller: Reichsländisches — Nachklänge 8
Geheimrat Prof. Dr. **Krönig** (Freiburg i. B.): Strahlenbehandlung bei gutartigen und bösartigen Geschwülsten 11
Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. 27
Germain Bapst (Paris): Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz (Schluß) 32
J. Kollmann (Basel): Der Schädel Friedrich v. Schillers 40
Graf **Vay de Vaya und zu Luskod** E. A. S. M. — A. P.: Inmitten der Revolution von Mexiko 46
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 54. 154. 319
V. Czerny: Ueber die Wirkungen von Mesothor und Radium. Ein Schreiben an das Zentralkomitee für Krebsforschung 72
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden 74. 181. 338
Otfried Nippold: Die Neutralisierung Afrikas 87
v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.: Technik und Kriegführung 91
Carl v. Stengel, Professor der Rechte: Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker 100. 234
Prof. Dr. **K. Bohlin** (Stockholm): Zur Frage von der Existenz eines Zentrums der Milchstraße 113
J. E. Argetoyano: Die Agrarfrage in Rumänien 118
General der Infanterie **v. Beseler**: Politisierende Heere 129
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier I. II. 135. 259
General der Infanterie z. D. Freiherr **v. Falkenhausen**: Politik im Heere 151

Digitized by Google

Seite

General **Izzet Fuad-Pascha**: Das türkische Haremsleben und sein wirtschaftlicher Einfluß 175
Jac Benario (Frankfurt a. M.): Aus Paul Ehrlichs Werkstatt . . . 192
Dr. Freiherr **v. Jettel**: Die Orientbahnen, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft 199
Dr. **G. Marinesco**, Professor an der Universität zu Bukarest, Mitglied der Rumänischen Akademie: Ueber Mitempfindungen, insbesondere über farbiges Hören 207
Prof. Dr. **de la Camp** (Freiburg i. B.): Ueber Sport, Gymnastik und Konstitution 221
Benj. Ide Wheeler: Die amerikanischen Universitäten 250
General der Infanterie **v. Goßler**: Das Prävenire 257
Japan und der Konflikt zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union. Von einem österreichischen Staatsmann a. D. . . . 274
Romolo Murri (Rom): Kirchliche und politische Zustände in Italien . 280
Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Die Zellen und der Organismus . 290
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung 298
Prof. Dr. **Naunyn** (Straßburg — Baden-Baden): Zur heutigen Krankenversorgung 310
Otfried Nippold: Die dritte Haager Friedenskonferenz 346
Feldmarschalleutnant a. D. **v. Wannisch**: Die Beziehungen der äußeren und inneren Politik Oesterreich-Ungarns 359
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Zur Lage in Marokko 367
Dr. **Rudolf Combo** sen.: Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork 369

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte. Der Einmarsch der Verbündeten 1814 und der Deutschen 1870 nach Frankreich 121
Erdkunde: **Friedrich Freiherr v. Hoyningen-Huene** (Tübingen): Reiseeindrücke eines Geologen aus dem westlichen Nordamerika . . 371

Kleine Revuen

Literarische Berichte 125. 252. 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 256. 379

Digitized by Google

Kaiser Friedrich als Kronprinz

Von

Friedrich Curtius

Das Leben Kaiser Friedrichs hat durch seinen trauervollen Abschluß eine so düstere Beleuchtung empfangen, daß selbst das Helle und Glänzende dieses Lebens dadurch verdunkelt wird. Und doch werden wir dem Andenken eines der edelsten deutschen Fürsten nicht gerecht, wenn sein Name nur Wehmut und Mitgefühl in uns weckt. Ein gottloser Pessimismus kann sich darin gefallen, in dem schneidenden Widerspruch glänzender Hoffnungen und ihrer Vereitelung durch ein tückisches Geschick die Begründung seines Unglaubens zu finden. Aber eine solche Stimmung wäre nicht die rechte, dem Andenken Kaiser Friedrichs zu huldigen. Denn sein ganzes Leben war erfüllt von dem Glauben an den vernünftigen Sinn und die ideale Aufgabe des Lebens, getragen von einer früh entwickelten, tief gegründeten Frömmigkeit, welche sich in der letzten Prüfung bewährt hat. Es scheint mir daher an der Zeit, daß wir uns mehr als bisher mit der Frage beschäftigen, was Kaiser Friedrich dem deutschen Volke gewesen ist und was sein Andenken uns heute bedeutet. Bei dieser Betrachtung verschwindet die kurze Periode der Kaiserherrschaft, wo sich die Größe dieses Charakters nur im Dulden und Entsagen offenbaren konnte. Lebendig aber wird uns das Bild des Kronprinzen, der in unvergleichlicher Weise die Liebe und Bewunderung des ganzen deutschen Volkes besaß. Was war das Geheimnis dieses Zaubers? Ich möchte es mit einem Worte sagen: der Kronprinz Friedrich Wilhelm war das deutsche Volk selbst. Was die besten, gebildetsten, von reinstem Patriotismus erfüllten Deutschen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gedacht und empfunden haben, das war in dem Kronprinzen Fleisch und Blut. Die Hoffnungen, die Zweifel und Sorgen, das Aufjauchzen der Volksseele nach überwältigenden Erfolgen und dann wieder die mancherlei Enttäuschungen, welche auf die größten Erlebnisse folgten, alles das hat er erlebt, innerlich erlebt wie kein andrer, und darum finden die besten Deutschen in seinem Leben und Empfinden sich selbst wieder und fühlen sich ihm durch einen Zug der Sympathie verbunden, der ganz einziger Art ist. Ja man darf sagen, daß dieses höchst eigentümliche Verhältnis in seiner ganzen sittlichen Reinheit und

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Schönheit nur zu einem Fürsten möglich war, der noch nicht regierte. Der Besitz der Krone hätte notwendigerweise den Zauber der Vertraulichkeit aufgehoben. Denn Freunde in vollem Sinne kann ein Monarch nicht haben, dazu ist seine Stellung zu sehr über das Niveau des Bürgers erhoben. Der Kronprinz aber steht selbst noch als erster Untertan dem Herrscher gegenüber und ist daher der berufene Vermittler zwischen Volk und Herrscher. Diese wahrhaft ideale Aufgabe hat Kronprinz Friedrich Wilhelm in früher Jugend erfaßt und in klassischer Vollendung durchgeführt.

Die eigentümliche Geistesart des Fürsten war schon durch seine Abstammung bestimmt: neben dem Vater, der die preußische Tradition und den Geist von 1813 verkörperte, die Enkelin Karl Augusts von Weimar und Schülerin Goethes, welcher die Ueberlegenheit des Geistes über die Formen, die Herrschaft der Ideen in der Geschichte selbstverständlich war. Und dieser Geist der Mutter, die sich unter dem Eindruck eines Vortrags über die Akropolis von Athen den Erzieher ihres Sohnes wählte, hat auch die Prinzipien der Erziehung des Prinzen im wesentlichen bestimmt. Es stand ihr fest, und der Prinz von Preußen war zu edel geartet, um ihr zu widersprechen, daß der Knabe zuerst und vor allen Dingen zu reiner Menschlichkeit, zu einer frommen und freien Auffassung des Lebens und der menschlichen Bestimmung erzogen werden müsse, und daß sich daraus die Nutzanwendung auf seinen hohen Beruf von selbst ergeben werde. Diese Hoffnung hat die hohe Frau nicht getäuscht, und während der ganzen Dauer der Erziehung trat zwischen den Wünschen der so außerordentlich verschieden gearteten Eltern niemals eine Differenz hervor. Der Prinz wurde Soldat wie seine Ahnen mit voller Hingebung an diesen Beruf, aber er wurde zugleich in die Ideenkreise der deutschen Bildung eingeführt, die damals mehr als heute durch den noch unzerstörten Zusammenhang mit der Antike und unsrer klassischen Literatur einen einheitlichen Charakter hatte. Er wurde auch mit den nationalen Regungen, die dem großen Sturme vorangingen, früh vertraut und sang schon fünfzehnjährig mit seinen Kameraden zur Klavierbegleitung seines Lehrers das Schleswig-Holstein-Lied, das damals zuerst in den großen Volksversammlungen des unterdrückten Landes erscholl. Im siebzehnten Lebensjahre sah der Prinz vom königlichen Schlosse aus den Straßenkampf des 18. März, die Ratlosigkeit und moralische Niederlage des Königtums und erlebte mit tiefster Erschütterung seiner Seele am 22. März 1848 auf der Pfaueninsel den Abschied des nach England flüchtenden Vaters.

Aus den Kämpfen, die sein junges Herz bestehen mußte, erwuchs dem Prinzen die Ueberzeugung von dem neuen nationalen Berufe des preußischen Königtums, der ihm hinfort niemals wieder zweifelhaft geworden ist. Was die Nation aus den Stürmen von 1848 rettete, die konstitutionelle Staatsform und das Verlangen nach nationaler Einheit, beides war auch dem Prinzen eigenster geistiger Besitz. Es kamen die Lehrjahre in Bonn, wo der Prinz durch Dahlmann und Clemens Perthes in das geschichtliche Verständnis der deutschen Gegenwart eingeführt wurde. Es war ein Zeichen der neuen Zeit, daß die Fürstensöhne zu

Digitized by Google

studieren anfingen wie Bürgersöhne. Und bei der Gewissenhaftigkeit und inneren Gediegenheit des Prinzen Friedrich Wilhelm war dieses Lernen kein Schein, sondern Wahrheit. Wir sehen aus seinen Briefen, mit welchem Fleiß er die Vorlesungen besuchte, ausarbeitete, repetierte und wie ihn die Empfindung von dem Fortschritt seines Wissens und Verstehens mit freudiger Genugtuung erfüllte. Dieses pflichtmäßige Lernen auf der Universität und dieser schlicht bürgerliche Fleiß hat dem Prinzen mehr als Kenntnisse gegeben, nämlich eine Gemeinsamkeit der Lebensauffassung mit dem tüchtigen, strebsamen deutschen Bürgertum, eine Gemeinschaft der geistigen Atmosphäre mit den führenden Kreisen der deutschen Bildung.

Die zehn Jahre nach der Universität waren wohl die glücklichste Periode im Leben des Prinzen. Freude am militärischen Beruf, Reisen in die verschiedensten Teile Europas, Liebe und Verlobung und die Gründung des glücklichsten Hausstands, die Einsicht in das politische Leben Englands und der Ideenaustausch mit dem innigst verehrten Schwiegervater, alles dieses mußte Geist und Gemüt des Prinzen auf das glücklichste entwickeln. Und diese Entwicklung vollzog sich in Uebereinstimmung mit der des deutschen Geistes und Nationalgefühls. Vor allem aber genoß der Prinz das Glück vollkommenster Geistesgemeinschaft mit dem heißgeliebten Vater. Zwischen dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen bestand in dieser Zeit eine vollkommene Harmonie der Ansichten und Bestrebungen, welche durch die unverhohlene Feindschaft der herrschenden Reaktion bestärkt und befestigt wurde. Fühlte man sich doch im Hause des Prinzen von Preußen nicht einmal vor Verletzung des Briefgeheimnisses sicher! Im Gegensatz gegen die Vergiftung des öffentlichen Lebens durch widerwillige und hinterhaltige Anerkennung der Volksrechte, im Gegensatze gegen die unsichere und unfruchtbare Leitung der auswärtigen Politik vertrat der Prinz von Preußen mit seinem Hause die Grundsätze loyaler Ausführung der Verfassung und der Ausbildung des preußischen Heeres zu einer Macht, mit der man die nationalen Hoffnungen Deutschlands erfüllen konnte. In diese Periode gesegneten Fortschritts fällt die Verbindung mit dem Großherzog Friedrich von Baden, dessen Regierung auf einem kleinen, aber durch den konfessionellen Gegensatz besonders schwierigen Gebiete das verwirklichte, was auch Prinz Friedrich Wilhelm erstrebte: eine monarchische Gewalt, die sich durch eine liberale Verfassung und deren ehrliche Ausführung in ihrer Geltung nicht gefährdet, sondern befestigt und gesichert fühlte. Der Gipfelpunkt dieser Periode war die Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen.

„Ich empfand," schrieb Prinz Friedrich Wilhelm am 8. Januar 1859, „unendliches Glück in dem großen Vertrauen, mit welchem mein Vater sowohl während der Vorbereitungen zur Regentschaft als auch während der ganzen Zeit nachher und so unausgesetzt mich in alle Verhältnisse einweihte." — „Es freut mich," heißt es in demselben Briefe, „daß Sie von der Ansprache meines Vaters an die Minister genaue Kenntnis haben, und jene Schrift ist wohl wert, recht bekannt zu werden, da sie mehr sagt, als hundert Zeitungsartikel zu

Digitized by Google

definieren vermöchten. Uebrigens müssen Sie noch wissen, daß niemand vorher jene Ansprache kannte und mein Vater sie nicht 24 Stunden vor jener Sitzung niederschrieb. Ich hatte schon früher an der Seite meines Vaters manchen wichtigen Augenblick erlebt, aber den, als er den Thron vor versammeltem Landtage zum ersten Male bestieg, wie auch den jener Anrede vergesse ich in meiner Sterbestunde nicht."

Man muß sich die Frühlingsstimmung jener ersten Tage der neuen Aera in ihrer Bedeutung für das liebevolle Gemüt des Prinzen vergegenwärtigen, um die ganze Bitterkeit der folgenden Periode zu würdigen, in der der Kronprinz seiner Ueberzeugung und seinem Volke treu blieb und eben dadurch in einen Gegensatz zu seinem Vater geriet, der zu schmerzlichen Konflikten führte. Nie hat der Kronprinz der Sache der Monarchie einen größeren Dienst geleistet als durch sein stilles Dulden während des preußischen Verfassungskonflikts. Denn die Folgen der Bismarckschen Gewaltpolitik wären noch viel schwerer gewesen, als sie tatsächlich waren, wenn nicht jeder Preuße gewußt hätte, daß die Sache des Rechts und der gesetzlichen Freiheit bei dem Erben der Krone wohl verwahrt war.

Die ungeheuren Erfolge der auswärtigen Politik haben die Folge gehabt, daß die Kämpfe, die ihnen vorangingen, in dem allgemeinen Volksbewußtsein so gut wie ausgelöscht sind. Auch in gebildeter Gesellschaft begegnet man gelegentlich einem etwas verlegenen und fragenden Blick, wenn in einem politischen Gespräch die Rede auf den Verfassungskonflikt kommt. Und doch haben wir allen Grund, uns jener Zeiten dankbar zu erinnern. Es war doch derselbe klare, kühne und energische Preußengeist, der vier Jahre um das gute Recht des Volks kämpfte und dann den Sieg auf den böhmischen Schlachtfeldern erfocht. Alle führenden Geister in Deutschland standen mit leidenschaftlicher Sympathie auf der Seite der preußischen Opposition. „Schon jetzt," schrieb Heinrich v. Treitschke am 19. Oktober 1862, „ist die Nachwirkung der letzten Kämpfe auf die deutsche öffentliche Meinung ungeheuer. Man beginnt zu fühlen, daß Preußen nicht bloß durch seine Macht, sondern durch sein Volk der erste deutsche Staat ist." In Dankbarkeit gegen den Schöpfer des nationalen Staats hat die Nachwelt die Erinnerung an das große Werk der Heeresreform festgehalten, und über die zweifelhaften Mittel, mit denen das Werk durchgeführt wurde, die sophistischen Künste zur Umgehung der Verfassung, die leidenschaftliche Verunglimpfung der Opposition und die Gewaltmaßregeln zur Unterdrückung des freien Worts den Schleier des Vergessens gebreitet. Aber dieses Vergessen wird zum Unrecht, wenn es das gerechte Urteil über die handelnden Personen jener Kampfeszeit beeinträchtigt. Der Kronprinz war mit den Zielen seines Vaters einverstanden, aber sein lauterer und gerechter Sinn und seine Geistesgemeinschaft mit dem preußischen und deutschen Volke machte ihn zum Gegner der Bismarckschen Politik. Man wird auch wohl darüber heute einig sein, daß es vielleicht Wege gegeben hätte, eine Verständigung mit der Opposition herbeizuführen, wenn nicht bei dem Ministerium der geheime Wunsch nach Beseitigung des verhaßten Kon-

Digitized by Google

stitutionalismus Plan und Methode des Kampfes bestimmt hätte. Hat doch Fürst Bismarck selbst im Jahre 1876 im Rückblick auf die Konfliktszeit die Worte gesprochen: „Ich habe die volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damaligen preußischen Volksvertreter das, was sie für recht hielten, vertreten haben." Der Kronprinz hat das Schweigen, zu dem ihn seine Stellung verpflichtete, nur einmal gebrochen. Es war nach der berüchtigten Preßverordnung vom 1. Juni 1863, welche in unheimlicher Weise an die Ordonnanzen Karls X. erinnerte, die zu der Julirevolution führten. Ein so von Grund aus monarchisch und preußisch gesinnter Mann wie Heinrich v. Treitschke konnte damals in leidenschaftlicher Entrüstung schreiben: „Die Revolution ist in meinen Augen nur noch eine Zweckmäßigkeitsfrage; sobald sie Aussicht auf Erfolg hat, muß sie gewagt werden." In einer solchen Erhitzung der Gegensätze glaubte der Kronprinz nicht schweigen zu können. Bei der Begrüßung durch die städtischen Behörden in Danzig am 5. Juni 1863 erwiderte er auf die Ansprache des Oberbürgermeisters v. Winter: „Ich beklage, daß ich zu einer Zeit hergekommen bin, in welcher zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfnis eingetreten ist, welches zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Verordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich habe keinen Teil an den Ratschlägen, die dazu geführt haben." Selbst des Kronprinzen Freund und Berater Max Duncker mißbilligte diese Kundgebung, welche einen schweren Konflikt mit dem König herbeiführen mußte. Indessen der Kronprinz glaubte einer unabweisbaren Pflicht gehorcht zu haben und war bereit, die Folgen zu tragen. „Von Ihrer Teilnahme," schrieb er im Juli an meinen Vater, „bin ich nach wie vor überzeugt und hoffe auch, daß Sie verstehen werden, wie weit es — wenigstens nach meiner Auffassung der Dinge — kommen mußte, ehe ich handelnd redete, wie ich es vor vier Wochen getan."

Die Danziger Episode ist um so bemerkenswerter, da dieser öffentliche Schritt einzig in seiner Art geblieben ist. Der innere Gegensatz des Kronprinzen gegen die Politik des Ministeriums blieb in den folgenden Jahren derselbe und wurde verschärft durch Bismarcks Annexionsabsichten in Schleswig-Holstein, welche das Rechtsgefühl des Kronprinzen und seine Freundschaft für den nach seiner Ansicht erbberechtigten Herzog Friedrich tief verletzten.

Aber die Tage der Prüfung gingen vorüber und fanden in dem glorreichen Kriege einen versöhnenden Abschluß. Am 24. Juli 1866 war es der Kronprinz, der in Nikolsburg den König dazu bestimmte, auf die von Bismarck gutgeheißenen österreichischen Friedensbedingungen einzugehen. Er hat dadurch die seit fünfzig Jahren bewährte europäische Politik Deutschlands möglich gemacht. Am 4. August, auf der Rückreise von Prag nach Berlin, hatte er die Genugtuung, daß in seiner Gegenwart Bismarck den König überredete, in der Thronrede des folgenden Tages die Vorlage anzukündigen, durch welche für die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung Indemnität nachgesucht wurde. „In verbis simus faciles!" — mit diesen Worten schließen die „Gedanken und Erinnerungen", charakteristisch genug, die Erzählung dieser Eisenbahnfahrt. Doch gereicht es König Wilhelm

Digitized by Google

zur Ehre, daß er sich schwer zu dem Schritt entschloß, welchen sein großer Staatsmann forderte. Jahrelang hatte er im Vertrauen auf die staatsrechtliche Weisheit seines Ministeriums an die „Lücke in der Verfassung" geglaubt, welche ihm gestattet haben sollte, ohne Staatshaushaltsgesetz zu regieren. Er glaubte sich selbst untreu zu werden, indem er nun zugab, daß tatsächlich die Verfassung verletzt worden sei. Aber gerade deshalb, weil König Wilhelm das Wort, das er sprechen mußte, nicht leicht wurde, ist es ein Segen für sein Haus und sein Volk geworden. Der Kronprinz, der während der Unterredung geschwiegen und nur „in dem leichtbeweglichen Ausdruck seines Mienenspiels" sein Einverständnis mit dem Minister ausgesprochen hatte, kam durch dieses Wort der Versöhnung wieder in die rechte Stellung zu seinem Vater und blieb auch hier wie während des Konflikts der Vertreter des preußischen Volks, welches bald darauf mit imposanter Mehrheit den Friedensschluß mit der Krone guthieß.

In der Stunde, da Deutschlands Geschicke sich vollendeten, war es wieder der Kronprinz, der in einer Frage, die für die Erwägungen der reinen Machtpolitik bedeutungslos, aus dem Gesichtspunkte des preußischen Selbstgefühls bedenklich schien, den starken Gefühlswert erkannte, der für das Volksgefühl mit einem Namen, einem Worte verbunden sein kann. Man weiß, wie ungern König Wilhelm auf den Kaisertitel einging und wie die Uebereinstimmung seines Sohnes und seines Ratgebers sein schließliches Nachgeben bestimmte. Heute wird niemand mehr bezweifeln, daß der Kronprinz in seinem Verständnis der Volksempfindung auch hier das Richtige getroffen hat und daß der Kaisername sich als ein starkes Moment für die nationale Einheit bewährt hat.

Die siebzehn Friedensjahre, die dem Kronprinzen noch beschieden waren, haben sein Bild, wie es im Herzen des Volks fortlebt, vollendet. Die Zeit der großen Konflikte war beendigt. Aber die Friedenszeit sollte nach seinem Gefühl nicht eine träge Ruhezeit sein, sondern eine Periode unermüdeten Fortschreitens in Wirtschaft und Bildung. Die innerliche Ueberwindung der Klassengegensätze, die Förderung von Wissenschaft und Kunst war nunmehr das Ziel seines Strebens. Er blieb und wurde immer mehr der Gesinnungsgenosse aller lebendigen und produktiven Geister der Nation, der Vertreter der idealen Interessen im öffentlichen Leben. Die persönlichen Verbindungen des Kronprinzen waren den konservativen Kreisen nicht selten bedenklich. Auch Fürst Bismarck war durch den Umschlag seiner Politik nach der Niederlage im Kulturkampf und dem Bündnis mit dem Zentrum für die neue Zollpolitik dem entschiedenen Liberalismus gegenüber mehr und mehr zu der Stimmung der Konfliktzeit zurückgekehrt. Er liebte es, die Männer der Fortschrittspartei als „Republikaner" zu bezeichnen und über den „fortschrittlichen Ring" zu schelten, der Berlin beherrsche. Ende des Jahres 1882 hatte ein solcher Angriff allgemeines Aufsehen erregt. Das veranlaßte den Kronprinzen, in seiner Erwiderung auf die Neujahrsglückwünsche des Magistrats die Worte zu schreiben: „Ich kann mir nicht versagen, bei diesem Anlasse auszusprechen, wie ich der Leitung der städtischen Verwaltung volle Anerkennung für die einsichtige und planvolle Fürsorge zolle, welche sie der körper-

Digitized by Google

lichen Wohlfahrt und der sittlichen Bildung der Bevölkerung widmet." Daß der Kronprinz, wenn er zur Regierung gekommen wäre, die Stellung der Krone im preußischen Staate schädigen und die Zügel der Regierung der Parlamentsmehrheit überlassen würde, war eine Befürchtung, die auch Bismarck als völlig grundlos zurückwies. Auch müßten gerade die Liberalen in Deutschland mit völliger Blindheit geschlagen sein, wenn sie die unbedingte Herrschaft der Parlamentsmehrheit des Tages als der Weisheit letzten Schluß betrachteten. Haben doch die ernstesten Erfahrungen bewiesen, daß infolge der religiösen Spaltung Deutschlands bei dem nötigen Entgegenkommen gegen die katholische Kirche eine konservativ-klerikale Reichstagsmehrheit immer die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und daß gegen die Gefahren dieser Lage in der preußischen Krone und dem preußischen Beamtentum am ehesten eine Garantie zu finden ist. Also liegt ein doktrinärer Parlamentarismus außerhalb der Möglichkeiten für einen preußischen König nicht nur, sondern auch für den überzeugten Liberalismus. Aber die lebhafte und warmherzige Teilnahme des Kronprinzen und der Kronprinzessin an Kunst und Kunstgewerbe, an allen Unternehmungen für Volksgesundheit und Volksbildung, für die Erwerbsfähigkeit der Frauen, die Ausbildung von Krankenpflegerinnen, die Hebung der arbeitenden Klassen hielt sie in ununterbrochener persönlicher Verbindung nicht nur mit Künstlern und Gelehrten, sondern mit allen sozial gesinnten, opferfreudigen und leistungsfähigen Kreisen des Bürgertums, die selbstverständlich politisch liberal sind, da man ihnen doch unmöglich zumuten kann, sich für die Beherrschung des Staates durch den Adel und das Offizierkorps zu begeistern. Eine Folge dieser Beziehungen war die schroffe Abweisung des Antisemitismus durch das Kronprinzenpaar, die in konservativen Kreisen nicht gefallen konnte. Persönliche Verbindungen mit den bürgerlichen Kreisen, Gelehrten und Geschäftsmännern waren dem Kronprinzen natürlich. Schon seine Erziehung hatte ihn darauf geführt, und der Geist reiner Humanität, der ihn erfüllte, führte im letzten Grunde durch die kaiserliche Mutter auf Weimar zurück. Daß aber der Liberalismus der führenden Kreise des Bürgertums im Widerspruch stehen könnte mit den Pflichten des späteren Herrschertums, lag außerhalb des politischen Ideenkreises des Kronprinzen. Er sah nicht wie Bismarck zwischen dem Recht der Krone und dem des Volks einen Widerspruch, bei dem eines nur auf Kosten des andern gedeihen könnte. Vielmehr stand er auf dem Standpunkt des Großherzogs Friedrich von Baden, der in seiner Thronrede vom 30. August 1862 schlicht und klar ausgesprochen hatte: „Ich konnte nicht finden, daß ein feindlicher Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht."

Die deutsche Politik hat höhere Aufgaben als die Fortsetzung jenes traurigen Machtstreites der Reaktionsperiode. Niemand wird ihnen gerecht, der sich den Prozeß der Entwicklung unter dem Bilde vorstellt, daß Krone und Parlament wie zwei böse Hunde um den Knochen der Macht kämpfen. Der reine Machtbegriff ist leer und unfruchtbar. Vielmehr kommt es darauf an, die Aufgaben des Staates, an deren Lösung Krone und Parlament gemeinsam zu arbeiten

Digitized by Google

haben, so zu bestimmen und zu begrenzen, daß sowohl dem Bedürfnis einer starken Staatsgewalt wie den freiheitlichen Idealen der deutschen Bildung Genüge geschieht. Diese Aufgabe kann nur eine liberale Politik lösen, und in diesem Sinne, im Sinne einer Staatsauffassung, nicht eines Parteiprogramms, darf man den Kronprinzen mit Fug und Recht für die liberale Idee in Anspruch nehmen.

Im Beginne seiner Todeskrankheit sagte der Kronprinz in ernster Vorahnung: „Ueber mich ist das Zeitalter hinweggegangen." Jetzt, da ein Vierteljahrhundert seit dem Scheiden Kaiser Friedrichs vergangen ist, empfinden wir deutlich, daß er nicht umsonst gelebt hat. Das Idealbild des mit seinem Volke innerlich verbundenen und befreundeten Herrschers, in dem alles Beste, was Geist und Gemüt des Volks bewegt, persönliche Erscheinung und gesundes, tatkräftiges Leben geworden ist, das ist das Vermächtnis des Kronprinzen. Die deutsche Zukunft hängt davon ab, ob Herrscher und Volk den Verpflichtungen gerecht werden, welche ihnen dieses Vermächtnis auferlegt.

Reichsländisches — Nachklänge

Von

M. v. Köller

Die Geschichte beweist seit Anfang der Zeiten, daß die geographische Lage der Länder von wichtigstem Einfluß ist, auf ihre Entwicklung, ihre wirtschaftliche Fortbildung, ihre nationalen Strömungen — auf den Charakter der Bevölkerung in psychischer und physischer Hinsicht. Die Grenzländer, zwischen großen Staatsgebilden liegend, sind in der Beziehung das interessanteste Studium; die schlagendsten Beweise für das, was beweglich und unbeweglich ist, im Fortschreiten der Zeiten, in der Veränderung der äußeren Konstellationen. Diesem letzteren gegenüber besonders bleibt unbeweglich das „Sichbehauptenwollen", der Drang, „selbständig" dazustehen, möglichst unbeeinflußt von dem zu allen Seiten Heran- und Hereindrängen der anders gearteten Nationalitäten. Die Individualität des einzelnen sowohl als die Gesamtheit der Volksseele fordert das — heraus aus dem Trieb der Selbsterhaltung. Man hat gerade jetzt ein deutliches Bild dieser Tatsache vor Augen „im Elsaß".

Ursprünglich ein deutsches Land, bestehend aus zahlreichen kleinen Einzelländern, freien Reichsstädtchen — Habsburger Oberhoheit unterstellt teilweise — und größere oder kleinere Gemeinden, reich bevölkert von einem religiös gesinnten, stillen, arbeitsamen, die Autorität achtenden Volksstamm, sieht es sich, fast unmerklich, seit dem Westfälischen Frieden, erst der französischen Krone, dann an Frankreich — unter Richelieu und Mazarin — überliefert.

Digitized by Google

Die Diplomatie hat den Höhepunkt ihrer kunstvollen Konstellationen erreicht und behauptet. Das deutsche freie Elsaß ist französisch geworden!

Das geschah dem Grenzland von Westen her! Im Osten war alle Kraft verbraucht, im Niedertreten aller Kultur und Volksentwicklung durch den religiös verwirrten Begriff, der den Dreißigjährigen Krieg möglich machte. Von daher also konnte das Elsaß keinen Schutz erwarten, dort keine Anlehnung nehmen. Es stand unter dem Wort „Macht geht vor Recht". Eine Presse, sich auszusprechen, gab es damals nicht — man schwieg also — aber man vergaß nicht! In Basel erschien 1780 noch ein Buch über das Elsaß, in dem zu lesen war, daß die Elsässer starrköpfig an ihrer Sprache, alten deutschen Vorrechten und Freiheiten festhielten, und protestierten gegen die „welsche Fremdherrschaft". Dieses Festhalten und Protestieren zog sich bald in immer engere Kreise zusammen. Die neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts führten die große Revolution von Paris auch nach Straßburg, und Eulogius Schneider bewies den Elsässern mit „Lichtbildervorträgen" unter Hinzuziehung der „Guillotine", wie „französisch" sie bereits geworden seien!! — Da kam der Umschlag! Nolens volens begriff man die „Vorteile" der Revolution. Der Selfmademan stand als Ideal vor jedem einzelnen. Jeder Zeitgenosse hatte den „Präsidentenhut", den „Feldherrnstab" in der Tasche! Die „Freiheit" ist — „Ansichtssache" — aber die „Gleichheit" c'est celà, c'est tout à fait celà. — Zu voller französischer Größe berauschte man sich, als Napoleon I. seine Siegeslorbeeren ohnegleichen durch Europa trug — und das „deutsche" Elsaß zog sich zusammen in kleine Konventikel, die sich kaum noch an das Tageslicht trauten. Die „welsche" Sprache war nunmehr die „Mutter"sprache geworden und nur das alte, halbalemannische „Ditsch" behauptete sein Recht neben ihr, d. h. so, daß das Französische die Sprache der Gebildeten, Ditsch die Sprache des Volkes blieb. Das „Hochdeutsch" war fast vergessen.

Obgleich nun die têtes carrées der Elsässer im neuen Vaterlande eine feste Hand über sich fühlen mußten — sie fügten sich — und entschädigten sich einerseits durch das „Sichmitsonnen" am französischen Glanz, anderseits durch eine gewisse starrköpfige Opposition, die zwar zur Seite steht — aber, fest, wie mit zusammengekniffenen Lippen und der Faust in der Tasche, auf ihrem Standpunkt beharrt.

Als dann, im Jahre 1815, das „Vive l'Empereur" in den europäischen Lüften verklungen war und der große Korse — der Attila, „die Gottesgeißel" seines Jahrhunderts — für ein durch Glanz und Untergang hindurch gehetztes Leben eine Raststätte suchte — suchen mußte — auf der „Northumberland", und mit zerbrochenem Degen, erstarrtem Herzen und zum Tode kranken Körper dem Felseneiland in Afrikas Meeren, dem stillen Grabe zwischen Longwoods Felsen, entgegenfuhr — da war es mit der Gloire der Grande nation vorbei! Auch im Elsaß wandelte sich der Ruf „Vive l'Empereur" in das „Vive la france" — das auch jetzt noch die Devise der Protestler ist! Die jeweiligen Inhaber von Frankreichs Thron — Bourbonen, Orleans, Napoleoniden — Kaiser, Könige

Digitized by Google

oder Präsidenten haben für die Elsässer nur sekundäre Interessen gehabt. „Frankreich", „La france", das war, das ist „alles".

Im Frühsommer des Jahres 1870 merkte der französische Kaiser Napoleon III., daß in dem unruhgewöhnten französischen Volke sich wieder Explosionsstoffe ansammelten, die ihm kritisch werden mußten. Als gewiegter Diplomat durchforschte er die Welt um sich her, um Nebenexplosionen zu konstruieren, und entdeckte die ungelöste Thronfolgefrage in Spanien! Sowie der Name „Hohenzollern" in derselben auftauchte, erkannte er den ihm willkommenen Ausweg — die Bahn war vorgesteckt — der Krieg 1870 geschaffen. Die Tage von Wörth, Weißenburg, Mars-la-Tour, Metz und Sedan usw. brachten die größten Enttäuschungen, die je ein Kaiser, ein Volk, ein Land erlebt — „l'Empereur est pris" wurde der Weckruf zur Republik!

Das Elsaß hat dieses Krieges Last getragen — gemäß seiner geographischen Lage —, die Belagerung Straßburgs ist mit Blut und Flammen eingeschriebeu in die elsässische Volksseele — die Schlachtfelder im ganzen Lande sprechen die stumme Sprache unvergeßlichen Grauens! Frankreich — la belle France — lag danieder — machtlos — wie einst Deutschland, als das Elsaß französisch wurde! Frankreich mußte Deutschland gewähren lassen, wie es damals, vor zweihundert Jahren, umgekehrt der Fall war. Das war nicht vergessen, und das Grenzland Elsaß mit Lothringen wurde der Preis des Sieges für das deutsche Volk und Reich. Das Wasgenland sollte wieder lernen, sich auf sein Stammland zu besinnen. Das herrliche Land, in dem der Schöpfer — wie zur Entschädigung für soviel Schweres, das seine geographische Lage ihm gebracht — so unendlich viel intime Schönheit angehäuft hat!

Als der Friede kam, sahen die Straßburger ihre „wunderschöne Stadt" zum größten Teil in Trümmern liegen, ihr Land zertreten und mit Blut getränkt, niedergebrannt die stillen Dörfer mit den üblichen zwei Kirchen — das Trümmerfeld der Kriegsfurie! Man gedenkt dessen noch heute allüberall im elsaß-lothringer Volk. Man will, trotz allem, viel lieber ohne Krieg deutsch bleiben, als mit einem Krieg wieder französisch werden.

Die Anhänglichkeit an Frankreich ist bei vielen auch begründet durch ideale Bande, die man schonend behandeln sollte, wenn man das Herz des Volkes gewinnen will. Familienpietät, Traditionen religiöser Art usw., die sollte man der Zeit und ihrem lösenden Einfluß überlassen.

Das Protestlertum, der elsässische Partikularismus, die liberale Demokratie, die bis in die höheren Beamtenkreise geht, die Ueberhebung über deutsche Art und deutsche Bildung, die bis in die Klassen der Schulkinder hineinzieht — alle demgegenüber ist gewiß nur eine feste Hand der Politik am Platze; aber gerade die Vorgänge der letzten Zeit haben das gelehrt, daß Elsaß-Lothringen — seiner geographischen Lage gemäß — Ruhe und Beruhigung braucht. Bis 1908 ist man auch mit Erfolg diese Bahn gegangen, wie die Geschichte bestätigen wird. Von da ab begann eine Politik des Germanisierens, der Strenge und des Nachspürens, die einen solchen Grad der Erregung im Volk hervorrief, daß auch die

Digitized by Google

Lenker dieses Kurses erschrocken innehielten. Man verfiel nun in das strikte Gegenteil und kam dadurch mit den deutschen Militärbehörden in fortgesetzte Reibungen, die zum Konflikt wurden. Dabei verlor man derartig das Gleichgewicht, daß Mitglieder der deutschen Regierung sich schließlich als Beschützer des Volkes gegen das deutsche Militär proklamierten. Wie dabei „der Dritte" — die französische Hetzpolitik mit ihrer Presse — im Trüben fischen konnte und auch wirklich fischte, haben die Vorgänge in Zabern bewiesen.

Die derzeitige Generation im Elsaß ist tatsächlich noch nicht imstande, in 1870 die ausgleichende Gerechtigkeit zu erkennen für 1803 bis 1812 und für das, was 1815 im zweiten Pariser Frieden versäumt worden ist.

Nirgends mehr als in Elsaß-Lothringen wird der Ton und der Sinn der leitenden Männer den korrespondierenden Widerhall aus dem Volk finden, denn das Grenzland bedarf einer Regierung, die ihm ein „Halt" ist, die, sein Vertrauen gewinnend, ihm auch eine Direktive wird für die eigne Denkungsart. Ein weiser, abgeklärter Sinn, der auch das berücksichtigt, daß das Land drei Viertel Katholiken, ein Viertel Protestanten hat, ohne dabei das protestantische Deutschland zu vergessen — eine ruhige, feste, objektiv leitende Hand, die wird das Land, das erobert und wiedergewonnen ist, wie es deutsches Recht war, auch gewinnen, zurückgewinnen für deutsche Art und deutsches Sein, und wird den berechtigten Trieb des Grenzlandes zur Erhaltung seiner Eigenart in richtige Bahnen zu lenken wissen. Die Parole freilich, „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern", wird fürs erste wohl nicht wieder ausgegeben werden können.

Die gesamte Presse der letzten Zeit hat sich — anscheinend aus Straßburg beeinflußt — so gegen das Elsaß gewandt, daß es objektiver- und gerechterweise wohl einmal erlaubt sein mag, das zu sagen, was im Laufe der Zeiten erklärend und Verständnis fördernd für das deutsche Elsaß-Lothringen spricht.

Strahlenbehandlung bei gutartigen und bösartigen Geschwülsten[1])

Von

Geheimrat Prof. Dr. Krönig (Freiburg i. B.)

Wenn wir von der Strahlenbehandlung sprechen, so müssen wir zunächst von der Quelle ausgehen, von der aus uns die gewaltigste Strahlenenergie gesandt wird, nämlich von der Sonnenbestrahlung. Selbst die primitivste Beobachtung zeigt schon die gewaltige Abhängigkeit alles dessen, was wir Leben nennen, von dieser strahlenden Energie. Wir sehen, wie die Pflanzen ihr Wachstum

[1]) Vortrag, gehalten im Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien in Stuttgart im Februar 1914.

Digitized by Google

nach der Sonne richten, wir sehen, wie die Pflanzen, wenn sie von sonnigen auf schattige Plätze verpflanzt werden, in ihrer Entwicklung leiden und verkrüppeln. Bei den Tieren, die nicht an den Ort gebunden sind, tritt dieses Abhängigkeitsverhältnis nicht so sinnfällig in die Erscheinung. Aber auch hier sehen wir überall ein Streben nach dem Licht. Verdecken lang anhaltende neblige Herbsttage für lange Wochen uns die Sonnenstrahlen, so merken wir es an unsrer Gemütsstimmung, und die erste Sonne des erwachenden Frühlings läßt nicht nur die ersten Pflanzen aufschießen, sondern auch in unserm Innern regen sich neue Hoffnungen, frohe Stimmung. Es ist daher ohne weiteres verständlich, daß auch die Medizin schon seit altersher von dieser belebenden Wirkung der Sonnenstrahlen Gebrauch gemacht hat. Die Sonnenbehandlung ist so alt, als die geschichtliche Ueberlieferung reicht. Schon die alten römischen und griechischen Aerzte berichten von der Wirkung der Sonnenbäder. Aber auch hier, wie so oft bei den physikalischen Heilmethoden, zeigte sich, daß die Vertreter der eigentlichen wissenschaftlichen Medizin erst relativ spät methodisch dieses Heilverfahren ausgearbeitet haben. Wir können eigentlich erst seit ungefähr zehn bis fünfzehn Jahren von einer wirklich wissenschaftlich fundierten Lichtbehandlung sprechen. Die ersten methodisch durchgeführten Versuche, um bei bestimmten Krankheiten mit bestimmt dosierten Lichtmengen Heilresultate zu erzielen, knüpfen sich eigentlich erst an den Namen des dänischen Forschers Finsen. Leitend für seine Versuche waren wohl nicht zum wenigsten die mächtigen Reaktionserscheinungen, welche wir nach Bestrahlung unsrer Haut durch die Sonne auftreten sehen. Machen wir im Winter beim Reflex der Schneedecke unsre Skiwanderungen im Hochgebirge bei der Mittagssonne, so haben die meisten von ihnen wohl an sich selbst schon erfahren, wie dann die Einwirkung der Strahlung sich in unangenehmer Weise bei uns dadurch bemerkbar macht, daß einige Zeit, nachdem wir heimgekehrt sind, die Haut anfängt, sich lebhaft zu entzünden, schmerzhaft zu werden, und wie erst allmählich sich im Laufe von Tagen die Oberhaut durch Abstoßung der entzündeten Partien sich wieder frisch bildet. Wir nennen diese Hautentzündung den Gletscherbrand. Wir wissen ferner durch Erfahrung, daß die Einwirkung der Sonne ganz verschieden ist, im Hochgebirge, in der Tiefebene, auf dem Wasser beim Reflex der Wasseroberfläche. Erst allmählich tritt auch hier wie so oft eine Gewöhnung an die Strahlung ein. Macht der blasse Städter mit dem dunkelgebräunten Führer seine Gletscherwanderung, so weiß er, daß er sich durch Salben, gefärbte Schleier gegen die direkte Einwirkung dieser Strahlen schützen muß, während es dem gebräunten Führer gar nicht einfällt, irgend etwas gegen die Sonnenstrahlung zu tun. Die an seiner Haut durch die Strahlung allmählich auftretende Pigmentierung schützt ihn weitgehender gegen den Gletscherbrand, als alle von uns angewendeten Salben und Schleier, und wir selbst empfinden es an uns sehr bald, daß wenn unsre Gesichtshaut erst bei längerem Aufenthalt im Hochgebirge schwarzbraun gebrannt ist, daß wir dann uns mit viel größerer Ruhe ohne Schutz einer intensiven Sonnenbestrahlung aussetzen können. Diese intensive Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Haut benutzte

Digitized by Google

nun Finsen in geschickter Weise, um vor allem gegen die eine Erkrankung der Haut erfolgreich vorzugehen, nämlich gegen die Hauttuberkulose, den gefürchteten Lupus. Finsen zeigte allen andern den gangbaren Weg der Forschung, daß die Strahlen eine auslesende Eigenschaft haben, daß sie das normale Gewebe viel später zerstören wie das erkrankte, und daß infolgedessen bei richtiger Dosierung das erkrankte tuberkulöse Gewebe zerstört und durch neues Gewebe ersetzt wird.

Ein Weg weiter auf dem Schritt dieser methodischen Forschung war nun, daß man sich sagte, daß dann auch wahrscheinlich tiefer gelegene tuberkulöse Herde von den Sonnenstrahlen zerstört, d. h. zur Ausheilung gebracht werden könnten, vorausgesetzt, daß die Strahlen wenigstens teilweise in unsern Körper eindringen. Daran kann nun nach allen Untersuchungen nicht mehr gezweifelt werden. Es sind hier vor allem die Forscher Rollier in Leysin und Bernhard in Samaden gewesen, die das Prinzip der Sonnenbestrahlung auf die in den Knochen und Gelenken lokalisierten tuberkulösen Herde übertrugen. Ihnen beiden kam unterstützend zu Hilfe die intensive Wirkung der Sonnenstrahlen im Hochgebirge. Leysin und Samaden liegen, wie Sie wissen, auf Höhen von 1300 bis 1800 Meter, sind also, wie wir schon vorher sagten, der Einwirkung der Sonnenstrahlen viel anders ausgesetzt als die Orte der Tiefebene. Auf dem Internationalen Kongreß in London 1913 zeigte Rollier zuerst einem größeren ärztlichen Publikum seine geradezu hervorragenden Erfolge. Die Knochen- und Gelenkstuberkulose, die ja, wie Sie wissen, hauptsächlich in den Entwicklungsjahren auftritt, war von jeher eine wahre Krux. Monate-, ja jahrelang wurden die von ihnen befallenen Kinder mit Streckverbänden behandelt. Es wurden die sich bildenden Eitermassen mit dem scharfen Löffel ausgekratzt. Es wurden Teile des Gelenkes und des Knochens fortgenommen, und im günstigsten Falle, wenn wirklich eine Ausheilung eintrat, blieben nur zu oft ein oder mehrere versteifte Gelenke zurück, oder noch schlimmer, es blieben, da die Tuberkulose gerne den Teil des Knochens befällt, welcher den Wachstumskern enthält, und diese von dem Operateur entfernt wurden, entstellende starke Verkrüppelungen, d. h. Verkürzungen der Extremitäten, zurück. Rollier selbst beschreibt uns, wie er als chirurgischer Assistent eines unsrer wissenschaftlichsten und besten Chirurgen, nämlich Kocher, mit diesem Resultat der chirurgischen Behandlung unzufrieden war, wie er sein ganzes Streben darauf richtete, hier andre Heilfaktoren zu finden, welche die Beweglichkeit des Gelenkes möglichst erhalten und die Verkürzung der Extremitäten verhindern sollten. Man darf wohl sagen, daß diese seine Bestrebungen von dem glänzendsten Erfolge begleitet gewesen sind. Durch langsam beginnende, methodisch durchgeführte Bestrahlung wird der Körper mehr und mehr an die Strahlung gewöhnt. Die Gewöhnung ist schließlich eine so vollkommene, daß die kleinen Burschen und Mädchen, nur mit Badehose und Strohhut bedeckt, sich stundenlang auf Ski in der Gletschersonne tummeln, ohne daß die schwarzgebräunte Haut auch nur mit einem Reiz antwortet, während wir ungewohnt nicht nur mit einem allgemeinen Gletscherbrand, sondern

Digitized by Google

gleich auch mit hohem Fieber und schweren Störungen des Allgemeinbefindens antworten würden. Rollier und Bernhard haben uns nun an einer großen Krankenzahl gezeigt, wie tatsächlich selbst fortgeschrittene Fälle von Knochentuberkulose und Gelenkstuberkulose, die schon zu einer Versteifung des Gelenkes geführt haben, in einem relativ großen Prozentsatz mit voller Funktionstüchtigkeit des Gelenkes zur Ausheilung kommen, und vor allem, wie die mit Recht bei chirurgischen Eingriffen gefürchtete Knochenkürzung auf ein Minimum reduziert wird. Ich möchte nicht verfehlen, zu bemerken, daß ich diesen Fortschritt für einen der wichtigsten Fortschritte halte, den die Medizin in den letzten Jahren gemacht hat, und es ist nur zu wünschen, daß bei der riesigen Verbreitung der Knochentuberkulose sich auch bei uns in Deutschland die Heilstättenbewegung nicht bloß auf die Lungentuberkulose beschränkt, sondern sich ausdehnt auf den mindest so wichtigen Teil zur Gründung von Heilstätten im Hochgebirge, in geschützter Lage, zur Behandlung von Gelenks-, Knochen- und Bauchfelltuberkulose.

Daß sich diese Methode der Sonnenbestrahlung noch auf andre Krankheiten in Zukunft ausdehnen wird, ist ohne weiteres verständlich, doch würde es zu weit führen, an dieser Stelle auf die schon in Angriff genommenen Versuche einzugehen. Hier bedarf es nur noch ganz kurz der Frage nach den heilsamen Faktoren der Sonnenstrahlung, weil wir auf diese Weise überleiten zu den uns heute vornehmlich interessierenden Gebieten, nämlich dem Ersatz der Sonnenbestrahlung zu Heilzwecken durch andre Strahlungsqualitäten, die wir uns zum Teil künstlich verschaffen, die zum Teil uns von der Natur als Eigenschaft gewisser strahlender Metalle geschenkt sind. Sie alle wissen schon aus Ihrer Schulzeit, daß die Sonnenstrahlen aus einem Gemisch verschiedenster Strahlensorten bestehen. Es sind die Wärmestrahlen, es sind die Lichtstrahlen, die sich, wenn wir die Strahlen der Sonne durch ein bestimmt abgeschliffenes Glas schicken, in dem Ihnen allen bekannten Sonnenspektrum von Rot bis zu Violett auflösen. Sind es die langwelligen roten Strahlen, oder sind es die auf der andern Seite des Spektrums befindlichen violetten Strahlen, welche die heilende Wirkung ausüben, oder sind es vielleicht die für unser Auge nicht mehr direkt sichtbaren, sondern nur noch durch die Photographie darstellbaren, jenseits des Violett liegenden ultravioletten Strahlen, welche die Heilung bedingen? Hierüber sind die Akten noch nicht geschlossen, vieles spricht aber dafür, daß es hauptsächlich die für unser Auge unsichtbaren ultravioletten Strahlen sind, die hier in Betracht kommen, und so wollen Sie dann das Bestreben der Technik verstehen, Bestrahlungskörper zu Heilzwecken herzustellen, die in erster Linie die Spender dieser ultravioletten Strahlen sind. Es ist die sog. künstliche Höhensonne, die diesen Bestrebungen Rechnung tragen soll, und soweit heute die Versuche reichen, scheint in der Tat hier wenigstens ein gewisser Ersatz für die strahlende Wirkung der Sonne vorzuliegen. Ganz nahe verwandt nun mit diesen ultravioletten Strahlen sind Strahlenqualitäten, die wir als Lichtstrahlen nur mit veränderter Wellenlänge auffassen dürfen, es sind dieses die Strahlungen,

Digitized by Google

die die Röntgenröhre aussendet, und die Strahlungen, die von gewissen eigentümlichen Körpern, die in der Natur vorkommen, und die dem Physiker bei Beginn der Entdeckung so unendlich viel Kopfzerbrechen bereitet haben, die Strahlen, welche die radioaktiven Substanzen, das Ihnen jetzt allen geläufig gewordene Radium, Mesothorium und andre ähnliche Körper, aussenden.

Um Ihnen gleich einen sinnfälligen Beweis dafür zu geben, daß tatsächlich zwischen den Lichtstrahlen der Sonne und den Strahlen der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen Aehnlichkeiten bestehen, möchte ich die Einwirkung dieser Strahlengattung auf die Haut anführen. Ich sagte Ihnen, daß, wenn wir die Sonnenstrahlen, nicht gebremst durch den Dunst der Atmosphäre, auf großen Höhen auf unsre Haut einwirken lassen, daß dann zunächst nichts auftritt, sondern daß nach einer gewissen Zeit erst, am nächsten Tage oder auch später, die Hautreizung einsetzt, welche wir als Sonnenverbrennung oder Gletscherbrand bezeichnen. Setzen Sie eine Stelle Ihrer Haut den Strahlen der Röntgenröhre aus, so passiert zunächst einmal an Ihrer Haut gar nichts, Sie haben keine abnorme Sensation; aber auch hier sehen wir nach einer gewissen Zeit, nach fünf Tagen, nach zehn Tagen, wenn die Dosis sehr groß war, plötzlich eine schwere Hautentzündung auftreten, die auch wiederum nach einem gewissen Zeitintervall zur Abheilung kommt. Was die Röntgenröhre macht, geschieht nun in gleicher Weise beim Radium und Mesothorium. Auch hier bekommen wir die gleiche Hautentzündung, die bei wiederholten Einwirkungen zu langsam ausheilenden Hautgeschwüren führen kann.

Ein Unterschied, der zwischen den Lichtstrahlen und den Röntgenstrahlen sowie den Strahlen der radioaktiven Substanzen besteht, ist nun für uns wesentlich darin zu erblicken, daß die Lichtstrahlen im allgemeinen nicht ein so intensives Durchdringungsvermögen haben wie die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen. Der gewaltige Eindruck, den die Entdeckung Röntgens auch in der Laienwelt hervorgerufen hat, war ja gerade darum begründet, daß Röntgen zum erstenmal der staunenden Menschheit eine Strahlenqualität demonstrierte, die glatt durch eine dicke Holzschicht hindurchging, glatt unsre Weichteile, ja unsre Knochen durchdringt und auf der photographischen Platte Schattenbilder von den Organen unsers Körpers im Innern zeigte. Rutherford und vornehmlich das Ehepaar Curie haben dann durch die Herstellung des Radiums aus der Pechblende, und Hahn durch Herstellung des Mesothoriums aus dem Monozitsand gezeigt, daß diese chemischen Stoffe diese Durchdringungsfähigkeit sogar in noch höherem Maße besitzen, als wie die durch die Elektrizität getriebene Röntgenröhre. Nicht bloß dicke Holzplatten, sondern dicke Bleiwände werden von diesen Strahlen der radioaktiven Substanzen durchschlagen, und die Penetrationskraft dieser Strahlen ist zum Teil so groß, daß die Strahlen beim Durchtritt durch unsern Körper von den Knochen und dem Gewebe kaum merklich gebremst werden. Diese Einwirkung auf die Zellen der Haut und die starke Durchdringungsfähigkeit dieser Strahlengattung machen es von vornherein wahrscheinlich, daß ähnlich wie die Sonnenstrahlen bei der

Digitized by Google

Tuberkulose im Innern des Körpers, so auch die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen nicht nur auf die oberflächlich gelegenen Zellen, sondern auf die im Organismus gelegenen Zellen einen bestimmten, eventuell heilenden Einfluß ausüben würden. Diese Hoffnung hat sich ja, wie Sie wissen, in weitgehendem Maße erfüllt. Man beginnt genau wie bei der Sonnenbestrahlung die Tuberkulose mit Röntgenlicht zu behandeln. Vor allem aber haben sich diese Strahlengattungen als erfolgreich erwiesen zur Vernichtung von Zellen und Zellgruppen in unserm Körper, die wir als gefährliche Parasiten unsers Körpers bezeichnen dürfen, nämlich die Geschwülste.

Was ist eine Geschwulst?

Wir können die Geschwulst heute auffassen, um uns im allgemeinen eine Vorstellung zu verschaffen, als einen fremden Zellstaat im geordneten Zellstaat unsers Körpers. Brauchen wir einen Vergleich. Die einfachste Form des Staatslebens, gewissermaßen die Staatseinheit, ist die Familie. In ihr herrschen patriarchalische Verhältnisse, gleiche Interessen, gleiche Bestrebungen vereinigen die Mitglieder der Familie. Sobald sich aber die Familie verzweigt und weiter verzweigt, aus der Familie die Gemeinde, aus der Gemeinde der Staat wird, so treten unter den so geschaffenen komplizierten Verhältnissen sofort verschiedene Interessengruppen, verschiedene Bestrebungen, die sich jetzt gegenseitig bekämpfen, auf. Je größer das Staatswesen, je differenter die Zusammensetzung aus den verschiedensten nationalen Elementen ist, um so differenter und auseinandergehender die Interessen, um so schwieriger, die Interessengruppen zu einigen zu dem gemeinsamen Zweck der Erhaltung des Gesamtstaates. Je differenzierter ein Staat ist in seinen einzelnen Elementen, um so mehr bilden sich Gruppen, Parteien, die in der herrschenden Regierungsform nicht das Ideal ihrer Bestrebungen sehen und die damit notgedrungen zum Sturze der Regierungsform und zum Streben, die Regierungsform durch eine neue, andre zu ersetzen, führen. Es bilden sich sog. staatserhaltende Parteigruppen und sog. Umsturzparteien oder, um lieber ein ferner liegendes aktuelles Thema zum Vergleich heranzuziehen, damit ich um Gottes willen nicht parteipolitische Verhältnisse wachrufe, denken Sie an die jetzt herrschenden politischen Verhältnisse in Mexiko. Hier herrscht der Bruderkrieg, hier kämpft die Regierung mit den Revolutionären. Beide sind Teile des Gesamtorganismus, des Staates. Die Revolutionäre, die anfänglich nur einen kleinen Teil des Staatswesens repräsentierten, haben allmählich einen mächtigen Einfluß gewonnen und versuchen nun ihrerseits die alten Regierungsformen zu stürzen. Und es handelt sich jetzt nur darum, ob die alte Regierungsform die Macht hat, diese auf die Zerstörung des jetzigen Staatswesens hinzielenden Elemente durch ein straffes Regiment zu unterdrücken. Nicht anders in unserm Körper. Auch die Geschwulstzellen dürfen wir als an irgendeiner Stelle im Körper angesiedelte, meist erblich übertragene Zellkomplexe ansprechen. Solange der Gesamtorganismus eine straffe Herrschaft über diese Zelle ausübt, werden sie als für den Gesamtkörper harmlose, sich nicht vermehrende Zellen ihr Dasein fristen. Sobald aber aus irgendwelchen Gründen die Machtverhältnisse zwischen

Digitized by Google

diesen parasitären Zellen und den Zellen im übrigen Organismus sich verschieben, fangen diese Zellen, die — wie wir annehmen — mit höherer Wahrscheinlichkeit von Jugend auf als Erbmasse schon in unserm Körper vorhanden sind, an zu wachsen, und es beginnt jetzt der Bruderkrieg. Verliert der Gesamtorganismus die Kraft einer straffen Regierung, so können sich diese Zellen vermehren. Diese straffe Herrschaft verliert nun der Körper fast gesetzmäßig im Alter, und daher die prozentual ungeheure Steigerung der Frequenz der Geschwülste mit zunehmendem Alter. Je älter wir werden, um so mehr ist diesen vererbten Zellmassen die Möglichkeit gegeben, sich zu vermehren, und würden wir, um mal paradox zu sprechen, alt genug werden, so würden wir alle schließlich, wenn uns nicht eine andre Krankheit schon früher dahinrafft, wahrscheinlich an den Geschwulstzellen, dem Krebse, zugrunde gehen. So wollen Sie auch bitte verstehen, die in unserm Kulturleben immer mehr zunehmende Krebsangst; der Krebs ist nur scheinbar häufiger geworden, nur weil in einem Kulturstaat durch die verbesserten hygienischen Verhältnisse das Leben des einzelnen länger dauert, ist, absolut gerechnet, die Zahl der Krebse, welche in Erscheinung treten, häufiger geworden. Je mehr alte Leute in einem Staate sind, um so mehr muß nach dem Gesagten, absolut gerechnet, die Zahl der bösartigen Geschwülste zunehmen. Und so wollen Sie denn auch verstehen, warum bei andern, z. B. wirbellosen Tieren, so selten Geschwülste beobachtet werden. Bei Tieren, wo die Organe nicht so fein differenziert sind wie in den höheren Entwicklungsstufen der Wirbeltiere, ist der Zellstaat leichter zu regieren; je komplizierter in der ansteigenden Tierreihe das Tier wird, um so häufiger sehen wir Geschwülste einsetzen, und der Mensch als kompliziert entwickeltes Lebewesen hat leider diese aufsteigende Stufe damit zu büßen, daß er am häufigsten von allen Lebewesen von den Geschwülsten befallen wird.

Auch der Laie weiß, daß wir unterscheiden zwischen gut- und bösartigen Geschwülsten. Was ist der Unterschied? Die gutartigen Geschwülste, wenn ich in dem Vergleich fortfahren darf, unterscheiden sich dadurch nur von den bösartigen Geschwülsten, daß ihre Zellen, aus denen sie zusammengesetzt sind, zwar eine starke Wachstumstendenz zeigen, aber daß doch schließlich mal bei ihnen eine Grenze des Wachstums statthat, über die sie nicht hinausgehen. Sie gleichen also noch etwas mehr den Zellen unsers gesunden Organismus. Auch wir wissen ja, daß unsre Zellen sich nicht bis ins Unendliche vermehren, sondern daß, wenn eine gewisse Entwicklungsstufe eingetreten ist, daß sie dann in ihrem Wachstum aufhören und daß sie nur noch das Abgebaute wiederum ersetzen. Die bösartigen Geschwülste sind aus Zellen zusammengesetzt, welche zwar ebenfalls zu irgendeiner Zeit des Lebens, meistens im Alter, genau wie die Zellen der gutartigen Geschwülste anfangen zu wachsen, nun aber im Gegensatz zu den gutartigen Geschwülsten ein unbeschränktes Wachstum zeigen, bis der Wirt, also der Mensch, auf dem sie als Parasiten wuchern, ihnen noch die nötigen Nährstoffe liefert, d. h. nicht eher aufhören zu wachsen, bis der Wirt, der Mensch, tot ist.

Digitized by Google

Diese ganze Betrachtung war deswegen so notwendig, damit Sie überhaupt den ganzen Ideengang verstehen, der eingehalten ist, um gegen die Geschwulstmassen durch Strahlen der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen vorzugehen. Die ganze Strahlenbehandlung ist nicht etwa eine zufällig gemachte Erfindung, sondern ein mühsam aufgebautes, aus Tierexperimenten und Beobachtungen am Leben abgeleitete Behandlung.

Wir können uns den Entwicklungsgang der Strahlenbehandlung der Geschwülste folgendermaßen darstellen. Die ganze Behandlung der Geschwülste vermittelst dieser Strahlung hat eine Beobachtung zur Voraussetzung, nämlich die, daß die Geschwulstzellen im allgemeinen besser von den Strahlen angegriffen und vernichtet werden als die übrigen Zellen des Körpers. Wir nennen dieses die auslesende Wirkung der Röntgenstrahlen und der Strahlung der radioaktiven Substanzen auf die Geschwulstzelle. Diese auslesende Wirkung ist nicht etwa etwas ganz Wunderbares oder zufällig Gefundenes, sondern war wiederum von vornherein zu erwarten auf Grund von Tierexperimenten, die nämlich zeigten, daß, wenn wir, sagen wir einmal Röntgenstrahlen, auf die Zellen eines noch wachsenden Organismus einwirken lassen, dessen Zellen sich noch rapide vermehren, die Röntgenstrahlen auf diese jugendlichen Zellen viel intensiver einwirken als die Zellen in einem ausgewachsenen Organismus. Setzen wir z. B. eine alte Henne unter die Röntgenröhre, lassen durch elektrischen Stromschluß diese Röntgenröhre laufen und setzen sie damit den Röntgenstrahlen lange Zeit aus, so können Sie schon zwei, drei Stunden hintereinander die Röntgenröhre einwirken lassen, ohne daß bei der Henne jetzt oder in Zukunft irgend etwas Anormales erscheint. Sie bleibt munter, frißt und bleibt am Leben. Wenn Sie eine gleichgroße oder sogar um die Hälfte verringerte Menge von Röntgenstrahlen auf ein junges Hühnchen einwirken lassen, so zeigt sich in der Folge etwas Merkwürdiges: das Tierchen entwickelt sich nicht wie die Geschwister, sondern bleibt in der Entwicklung zurück und geht meistens frühzeitig zugrunde, d. h. die schnellwachsenden Zellen des jungen Hühnchens sind für die Röntgenstrahlen empfindlicher als die Zellen der erwachsenen Henne. Aber noch weiter. Wenn wir bei einem wachsenden Hühnchen nur einen Teil des Körpers, sagen wir z. B. einen Flügel, mit den Röntgenstrahlen beleuchten, alles andre aber vor den Röntgenstrahlen schützen, so wächst das Hühnchen jetzt im ganzen weiter und entwickelt sich zur Henne, aber der eine Flügel, der bestrahlt wurde, der bleibt in der Entwicklung zurück, so daß das arme Tierchen später nicht fliegen kann. Also auch hier dasselbe Bild: ein Gewebe, das im Wachstum begriffen ist, wird durch Röntgenstrahlen sehr viel stärker beeinflußt als ein Gewebe, dessen Wachstum schon vollendet ist. Wir dürfen nun aber, wenn ich mich verständlich ausgedrückt habe, die Krebszellen auffassen als jugendfrische Zellen, die sich in einem alternden Körper, dessen Zellen schon in der Entwicklung abgeschlossen sind, vermehren. Unter Zuhilfenahme des Tierversuches wird es nun aber ohne weiteres plausibel, warum die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen jetzt mit Vorliebe auf diese schnellwachsenden

Digitized by Google

jugendlichen Zellen des Krebses oder andrer Geschwülste zur Einwirkung kommen, während sie die in der Entwicklung abgeschlossenen Zellen des Körpers kaum beeinflussen. Man nennt infolgedessen die Geschwulstzellen gerne röntgenempfindlich oder radiumempfindlich, d. h. sie antworten schneller durch Zerfall unter Einwirkung der Röntgen- und Radiumstrahlen als die Zellen des übrigen Körpers. Es waren Perthes und Herxheimer, die wohl mit als erste diese eigentümliche Empfindlichkeit der Geschwulstzellen auf Grund genauer mikroskopischer Untersuchungen feststellten, und diese beiden Forscher haben auch die Schlußfolgerung gezogen, indem sie versuchten, gut- und bösartige Geschwülste durch Röntgenbehandlung auf diesem Wege zur Heilung zu bringen. Sie alle wissen, daß dieser Versuch wenigstens für *oberflächlich* liegende Krebse heute als gelungen bezeichnet werden kann. Die Zahlen der wirklichen Heilungen bei oberflächlich liegenden Karzinomen sind heute so groß, daß an dieser Tatsache nicht mehr gezweifelt werden kann.

Anders aber liegen die Verhältnisse sofort, sobald wir es mit *tiefreichenden* oder von vornherein tief im Körper liegenden Geschwülsten zu tun haben. Wenn ich vorher sagte, daß die Röntgenstrahlen und die Strahlung der radioaktiven Substanzen den Körper durchschlagen, so ist es ebenso verständig, daß von der Kraft, die dieser Strahlung innewohnt, beim Durchschlagen des Gewebes eine größere Menge von Energie entzogen wird. Nehmen wir mal an, Sie hätten ein modernes Infanteriegewehr, so wissen Sie alle, daß die Triebkraft der abgeschossenen Kugel so groß ist, daß die Kugel glatt durch eine dicke Holztür durchschlägt. Auf dem Wege aber durch diese dicke Holztür geht soviel von der anfänglichen Energie, die der Kugel innewohnt, verloren, daß, wenn Sie in einiger Entfernung von der einen Holzwand noch eine zweite anbringen, die Durchschlagskraft der Kugel jetzt nicht mehr ausreicht, um auch diese zweite Holzwand zu durchdringen, sondern die Kugel bleibt oberflächlich in der zweiten Holzwand stecken. Die Wirkung der Kugel ist also in der ersten Holzwand sehr viel intensiver als in der zweiten.

Uebertragen wir dieses nun auf unsern Körper und auf die Strahlung. Wir nehmen an, ein Krebs sitzt tief in unserm Körper. Wir müssen also nach dem oben Gesagten, damit die Röntgen- und Radiumstrahlen den Krebs intensiv genug treffen, um ihn zu vernichten, schon eine sehr große intensive Strahlung auf die Oberfläche des Körpers bringen, an der Stelle, wo wir in der Tiefe den Krebs bestimmt haben. Dann aber besteht ohne weiteres die Gefahr, daß dann die Oberfläche, vor allem die Haut, jetzt so viel Mengen von Röntgenstrahlen und die Strahlung der radioaktiven Substanzen treffen, daß diese zu sehr geschädigt wird, d. h. mit andern Worten, daß wir eine schwere Hautverbrennung setzen, ehe der Krebs in der Tiefe zerstört ist.

An dieser Klippe schien lange Zeit die Bestrahlung des tiefliegenden Gewebes zu scheitern, auf der einen Seite mußte man sehr viel strahlende Energie in die Tiefe schicken, um dort den Krebs zu zerstören, auf der andern Seite gestattet die Haut und das über dem Krebs liegende normale Gewebe nicht, durch

Digitized by Google

sie die nötige Menge von Strahlen in die Tiefe zu schicken, ohne ebenfalls mit einer erheblichen Schädigung zu antworten. Denn wenn auch die Geschwulstzellen empfindlich sind gegen die Röntgenstrahlen und die Strahlung der radioaktiven Substanzen, so ist doch selbstverständlich die Empfindlichkeit des übrigen Gewebes nicht so gering, daß man durch sie beliebig viele Strahlen in die Tiefe schicken kann.

Einen Ausweg zwischen diesen beiden Klippen, zwischen der Szylla und Charybdis, ist nun tatsächlich in der letzten Zeit teilweise gefunden. Die Physiker wußten es schon seit langem, daß die aus der Röntgenröhre und aus den radioaktiven Substanzen ausgesandten Strahlen nicht alle gleichmäßig stark durchdringend sind, also, um im Bilde zu bleiben, rasant sind, sondern aus der Röntgenröhre sowohl wie aus den radioaktiven Substanzen strömen solche Strahlen aus, die wenig rasant sind, die also schon an der Hautoberfläche oder in der Haut stecken bleiben, und andre Strahlen, die eine außerordentlich starke Rasanz haben und glatt große Teile des Gewebes durchschlagen. Die einen Strahlen werden die stärker penetranten, die andern Strahlen die wenig durchdringenden Strahlen genannt.

Nun bitte ich Sie, noch einmal zu unserm Vergleich mit der Flintenkugel zu folgen. Nehmen wir mal an, wir hätten eine alte Vorderladerpistole, deren Geschoß nur geringe Triebkraft hat. Wir schießen gegen eine Holzwand; was wird passieren? Die Kugel wird infolge ihrer geringen Rasanz gleich in der oberflächlichen Schicht des Holzes stecken bleiben und hier sich breitdrücken. Es entsteht infolgedessen ein großer Defekt an der Oberfläche, während die Tiefe des Holzes unberührt bleibt. Jetzt nehmen wir ein andres Geschoß mit sehr starker Rasanz, also sehr starker Triebkraft, und richten es auf die gleiche Holzwand an einer andern Stelle. Dieses Geschoß wird glatt die ganze Holzfläche durchschlagen, und zwar wird die Wirkung in der Oberfläche und Tiefe die gleiche sein, d. h. wir haben überall in ganz gleichem Maße ein Loch in der Oberfläche und in der Tiefe. Uebertragen Sie dieses auf die Röntgen- und Radiumstrahlen, so werden Sie vielleicht selbst den Weg finden, den die Forschung genommen hat. Wenn die Röntgenstrahlen, wie wir sahen, aus verschiedenen Kugeln bestehen, von denen die eine Kugel eine außerordentlich starke, die andre Kugel eine außerordentlich schwache Rasanz hat, so werden alle die Kugeln mit schwacher Triebkraft in unsrer Haut stecken bleiben und weitgehende Zerstörungen machen, dagegen den in der Tiefe liegenden Krebs überhaupt nicht berühren. Nur die Kugeln mit sehr starker Rasanz werden Oberfläche und Tiefe gleichstark treffen, wenn natürlich auch durch die abnehmende Triebkraft die Wirkung in der Tiefe etwas weniger wie an der Oberfläche ist. Die Aufgabe besteht also einfach darin, daß wir die aus der Röntgenröhre und den radioaktiven Substanzen austretenden Kugeln nicht alle auf den Körper einwirken lassen, sondern daß wir alle die Kugeln mit geringer Rasanz vorher schon abfangen und nur die Kugeln mit starker Rasanz zur Einwirkung kommen lassen. Dieses Abfangen der schwach durchdringenden Strahlen machen wir nach Art

Digitized by Google

der Physiker durch Filter, indem wir zwischen Röntgenröhre oder radioaktive Substanzen und dem Körper gewisse Metallschichten bringen, in die sich alle die wenig rasanten Kugeln abfangen, während die stark rasanten Kugeln durchgehen und in unsern Körper eindringen. Sie werden es nun auch vielleicht verstehen, warum die Forscher sich mit so großer Vorliebe bei der Behandlung tiefliegender Krebse des Radiums und Mesothoriums bedienen; denn ich erwähnte schon vorher, daß die Strahlen, welche aus diesen Körpern austreten, eine sehr viel größere Rasanz haben als die Strahlen, welche von der Röntgenröhre ausgehen. Sie verhalten sich daher in bezug auf Rasanz wie vielleicht ein modernes Infanteriegewehr zu einem Vorderlader mit geringer Pulverladung.

Nun hat ja aber neuerdings auch die Technik versucht, Röntgenstrahlen aus der Röntgenröhre austreten zu lassen, welche in bezug auf Rasanz nicht allzuweit hinter den Strahlen der radioaktiven Substanz zurückbleiben, so daß heute der Zwiespalt der Meinungen, wie Sie dieses ja alles aus den politischen Zeitungen kennen, sich dreht, hie Röntgenröhre, hie Mesothorium oder Radium. Die Entscheidung steht noch dahin. Ich glaube, daß die Röntgentechnik bei voller Anerkennung der Fortschritte, die sie gemacht hat, dieses wichtige Ziel noch nicht erreicht hat, Röntgenstrahlen zu erzeugen, die in bezug auf Rasanz den Strahlungen der radioaktiven Substanzen gleichstehen, und so möchte ich auch meinen, daß, bis dieses Ziel erreicht ist, wir des Mesothoriums und des Radiums für tiefliegende Krebse gar nicht entbehren können. Vorbedingung ist nur beim Mesothorium und beim Radium, daß wir die nötigen Mengen besitzen, was ja bei Anbetracht der Geldkosten manchmal auf Widerstand stößt.

Hiermit komme ich nun zu der Schlußfrage: Ist denn nun tatsächlich das erreicht, was man erhoffte, ist es denn nun wirklich gelungen, Geschwülste, die nicht an der Oberfläche, sondern tief in unserm Körper liegen, durch Strahlenenergie im Wachstum aufzuhalten oder sogar zu zerstören? Die Antwort ist heute zum Teil bejahend, zum Teil verneinend.

Die Antwort ist sicherlich bejahend für eine große Gruppe von Geschwülsten der Frau, die, wenn auch gutartig, d. h. wenn auch nicht unaufhaltsam wachsend, doch dem Körper der Frau schwere, ja tödlich wirkende Schädigungen beibringt. Es ist heute mit Sicherheit erwiesen, daß wir diese Geschwülste, mögen sie klein wie ein Apfel oder groß wie ein Kürbis sein, nicht bloß im Wachstum aufhalten können, sondern auch soweit zurückbringen, allein unter der Einwirkung der Strahlen, daß nach einem Zeitintervall von einem Jahr von dieser Geschwulst kaum etwas mehr zu fühlen ist. Die Wirkung der Strahlen ist hier eine so sichere geworden, daß wir fast für den Erfolg garantieren können, indem 95 bis 97 Prozent Erfolge zu verzeichnen sind. Wenn wir bedenken, daß wegen dieser Geschwülste und der durch sie bedingten Störungen des Körpers jährlich eine Unzahl von schweren Operationen ausgeführt werden mußten, die eine nicht kleine Anzahl Todesopfer direkt nach der Operation erforderten, so werden Sie verstehen, daß die wissenschaftliche Medizin auf diese Leistung in der Tat stolz sein darf. Denn wenn auch im Anfang der Technik, wie das, glaube ich, nach

Digitized by Google

dem Gesagten Ihnen jetzt verständlich ist, Hautschädigungen vorgekommen sind, so scheint es doch nach allem, und die Erfahrungen gehen jetzt schon in die Tausende, daß tatsächlich diese Strahlenbehandlung eine für den übrigen Körper unschädliche und gefahrlose ist.

Vor allem aber sind es die hier klar erwiesenen Erfolge gewesen, die uns nun gleichzeitig als Wegweiser und Pfadfinder dienten, um jetzt die hier gewonnenen Erfahrungen auch auf die bösartigen Geschwülste, den Krebs, in der Tiefe des Körpers zu übertragen. Die moderne Krebsbehandlung ist nichts weiteres als die konsequente Uebertragung aller der Prinzipien, die schon gewonnen waren bei der Behandlung gutartiger Geschwülste. Nicht denen gebührt heute ein Verdienst, die unter Anwendung dieser Prinzipien nun auch den Krebs angreifen und zum Teil heilen, sondern denen, die die Prinzipien an den gutartigen Geschwülsten physikalisch und klinisch festgelegt haben.

Die bösartigen Geschwülste, vor allem der Krebs, unterscheiden sich, was besonders hier für uns von Wichtigkeit ist, dadurch auch von den gutartigen Geschwülsten, daß letztere meistens auf einen Platz im Körper beschränkt bleiben, die Krebsgeschwulst dagegen so rapide wächst, daß sie von ihrem ersten Herde aus relativ früh Vorposten vorausschickt, die nun ihrerseits wiederum neue Tochterkrebse erzeugen. Man darf sich so ausdrücken, daß bei der bösartigen Geschwulst, nicht wie bei der gutartigen Geschwulst, nur an einer Stelle im Staate ein Revolutionsherd ausbricht, sondern daß von diesem einen Herde aus sich bald an den verschiedenen Stellen neue Revolutionsherde bilden. Wenn wir z. B. einen Krebs im Darm haben, so ist oft schon sehr früh ein Vorposten geschickt nach der Leber, und es bildet sich sehr bald ein Tochterkrebs in der Leber aus.

Ich hoffe, daß Sie nun noch ohne weiteres verstehen die Schwierigkeit, vor die jetzt der Arzt gestellt ist. Wir haben auf die Stelle, wo wir den Darmkrebs erwarten, all unsre Röntgengeschosse und Mesothorium- oder Radiumgeschosse gerichtet. Unter ihrer Einwirkung verschwindet auch dieser Herd, aber plötzlich tritt ein neuer Krebs in der Leber auf, der nun von neuem der Behandlung unterzogen werden muß. Hierbei hat sich als weitere Schwierigkeit ergeben, daß ähnlich wie die Haut sich an die Sonnenbestrahlung gewöhnt, der Krebs sich auch an die Strahlung der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen gewöhnt, d. h. die Geschosse, die ihn früher vernichteten, sie prallen später wirkungslos an ihm ab. Wir dürfen infolgedessen eigentlich nur dann von einem einigermaßen sicheren Erfolg sprechen, wenn wir es nur mit einer örtlich lokalisierten Krebsgeschwulst zu tun haben, die womöglich noch nicht allzu weit ihre Vorposten in andre Organe geschickt hat. Unsre Erfahrung ist dementsprechend die: fortgeschrittene Krebse, die schon Tochterkrebse in andern Organen gebildet haben, sind kaum noch beeinflußbar. Wir stehen ihnen heute im allgemeinen noch ebenso machtlos gegenüber wie früher.

Anders liegen die Verhältnisse bei beginnenden Karzinomen, die noch nicht zu weit fortgeschritten sind. Hier kann gar nicht daran gezweifelt werden, daß

Digitized by Google

sie so beeinflußt werden können, daß sie verschwinden, d. h. daß wir sie weder mit dem Tastsinn noch mit dem Gesichtssinn bei einer eventuell ausgeführten Operation sehen können. Aber, und damit kommen wir zu einem weiteren üblen Nachteil der Krebsgeschwulst gegenüber der gutartigen Geschwulst, wir können, wenn wir eine bösartige Geschwulst soweit entfernt haben, daß sie weder dem Gesichts- noch Tastsinn erkennbar ist, leider noch nicht von völliger Heilung sprechen. Sie alle wissen es vielleicht schon aus eignen trüben Erfahrungen in ihrer Familie, daß, wenn der Operateur einen Krebs mit dem Messer entfernt hatte, soweit, daß er überall auf der Schnittfläche nur gesundes Gewebe sah, der Kranke damit noch nicht gerettet ist, sondern es drohen die gefürchteten Rückfälle, d. h. nach einem Jahre, nach zwei Jahren, ja sogar noch nach drei Jahren bildet sich entweder an Ort und Stelle der Operation oder an einem nahegelegenen Organe wieder Krebs aus. Mit andern Worten, der alte böse Feind hat seine Vorposten schon zur Zeit der Operation soweit ausgesandt, daß wir mit dem Messer nicht folgen konnten, weil wir sie nicht sahen, und diese geringen Vorpostenzellen haben nun im Laufe der Zeit die Kraft bekommen, jetzt ihrerseits siegreich gegen den Körper vorzugehen und durch Bildung neuer Krebsgeschwülste den Körper zu gefährden oder zu vernichten. Diese Rückfälle nach Operationen sind leider zum Teil erschreckend häufig. Auch in meinem engeren Gebiete erreichen sie nach Operationen eine Häufigkeit oft bis zu 80 Prozent, d. h. wenn wir 100 Krebsoperationen machen, kommen im Laufe der nächsten Jahre 80 trotz der Operation wieder. Diese überaus häufigen Rückfälle sind es ja gewesen, welche manchem Operateur die Lust an der operativen Behandlung der Geschwülste so oft verleitet hat, und es war sicherlich kein Zufall, daß ein so erfahrener und so glücklicher Chirurg wie Czerny an seinem Lebensabend doch fast resigniert eingestehen mußte, daß das Messer nie und nimmer allein das Allheilmittel für den Krebs sein kann, sondern daß man versuchen muß, das Messer zu unterstützen oder aber durch andre Behandlungsmethoden zu ersetzen. Natürlich gehörte dem Messer die unumstrittene Domäne in der Behandlung des Krebses so lange, als man keine andre Behandlungsmethode kannte, aber heute liegen doch die Verhältnisse anders. Das, was das Messer erreicht, erzielen wir ja gar nicht so selten genau so mit der Strahlenbehandlung, d. h. der Krebs verschwindet restlos an Ort und Stelle. Die große, heute noch unbeantwortete Frage ist nur die: Wo werden die Rückfälle häufiger sein, nach der Operation oder nach der Strahlenbehandlung? Dabei ist zuungunsten des Messers die zum Teil erschreckend hohe Sterblichkeit im mehr oder weniger unmittelbaren Anschluß an die Operation zu erwähnen. Wenn wir Krebsoperationen ausführen, so werden Sie nach dem Gesagten verstehen, daß wir, um einigermaßen gute Resultate zu erreichen, wir über das sichtbare Karzinom hinaus möglichst alles, was wir entfernen können, entfernen müssen, damit wir die vom Krebs ausgesandten Vorposten möglichst ebenfalls aus dem Organismus bei der Operation mit entfernen. Die so notwendigen, oft sehr großen Eingriffe werden aber leider nur zu oft von den Kranken nicht mehr ertragen. Wir

Digitized by Google

haben Krebsoperationen, die gleich nach der Operation jede vierte Frau an den Folgen der Operation dahinrafft, ganz abgesehen von den vielen unbeabsichtigten Nebenverletzungen, die an benachbarten Organen vorkommen, weil sie im Bereiche des Krebses liegen. In diesem Punkte sind die Verhältnisse bei der Strahlenbehandlung unendlich viel günstiger. Direkte Todesfälle kurz nach der Strahlenbehandlung, die mit dieser in Zusammenhang gebracht werden können, sind bisher nicht beobachtet. Wohl sind Nebenschädigungen durch Ueberdosierungen, die ja zum Teil unvermeidlich sind, z. B. schwere Hautverbrennungen passiert, aber alle diese spielen gegenüber den Nebenverletzungen, die manchmal bei Krebsoperationen vorkommen, eine ganz untergeordnete Rolle. Ich glaube daher bei den Erfolgen, die heute schon die Strahlenbehandlung hat, sagen zu dürfen, daß man ohne weiteres die Berechtigung zugeben muß, daß man in den Fällen, in denen nach der ganzen Konstitution des Kranken zu schließen, die Gefahr eines operativen Eingriffes unverhältnismäßig groß ist, zum mindesten einen Versuch mit der Strahlenbehandlung machen darf. Die Entscheidung wird erst schwer, wenn wir einen Krebs vor uns haben, welcher ohne größere Lebensgefahr entfernt werden kann. Ich glaube die Ansicht vieler wiederzugeben, wenn ich sage, daß auch hier ein Versuch mit der Strahlenbehandlung dann durchaus gestattet ist, wenn bei der operativen Entfernung des Krebses schwere Entstellungen herbeigeführt werden, die eventuell dem Betreffenden im sozialen Fortkommen hinderlich sind. Ich denke hier an die Krebse des Gesichts, an Nasenkrebse, an Lippen- und Zungenkrebse. Dadurch, daß das Messer weit im Gesunden entfernen muß, die Röntgenstrahlen und die Strahlen der radioaktiven Substanzen sich mehr auf das Krebsige allein beschränken, und das zur Vernarbung bringen, haben wir bei der Strahlenbehandlung oft geradezu ideale kosmetische Resultate, und z. B. bei einem nicht zu weit fortgeschrittenen Zungenkrebs geradezu ideale funktionelle Resultate zu verzeichnen.

Alles ist heute noch im Flusse; es ist sehr gut möglich, daß wir vielleicht bei denen, wo wir durch Strahlenbehandlung den Krebs örtlich so weit entfernt haben, daß nichts mehr durch Tastsinn und Gesichtssinn zu erkennen ist, ebenso wie nach Operationen Rückfälle bekommen, und es wird die Frage zu beantworten sein, wo sind die Rückfälle häufiger, nach Operation oder Strahlenbehandlung. Diese so wichtige Antwort können wir leider heute noch nicht geben, da dazu die Beobachtungszeit zu kurz ist. Nur glaube ich, müssen wir uns im Interesse der wissenschaftlichen Fortschritte in der Behandlung des Krebses mit aller Energie dagegen wehren, daß einige Operateure durch Resolutionen in großen Gesellschaften gewissermaßen die knebeln wollen, die nun nicht in dem Messer das Allheilmittel finden, sondern auch bei beginnendem Krebse andre Methoden versuchen, um zum Ziele zu gelangen. Es darf heute nicht mehr als ein Kunstfehler betrachtet werden, wenn manche, und wahrlich nicht die schlechtesten Operateure, auch bei beginnendem Krebs die Strahlenbehandlung der Operation vorziehen. Beide Gruppen sind doch von dem gleichen Wunsche beseelt, dem Aermsten der Armen, dem Krebskranken zu helfen, beide haben Erfolge und

Digitized by Google

Enttäuschungen. Beider Wege sind dornenvoll. Ebenso wie es verfehlt wäre, die Erfolge der Strahlenbehandlung in den Himmel zu heben, ebenso unrecht ist es aber auch, der operativen Behandlung des Krebses Erfolge nachzurühmen, die sie in Wahrheit nicht besitzen. Daher soll man beiden Verfahren keine Fesseln anlegen durch vorzeitige Beschränkung irgendeiner Behandlungsmethode.

Als vor fünf Jahren einige Forscher den Mut hatten, gegen die operative Behandlung gewisser gutartiger Geschwülste zu frondieren, und sie ersetzen wollten durch die Strahlenbehandlung, brach genau der gleiche Sturm der Entrüstung los. Man nannte das Verfahren unwissenschaftlich, gefährlich, von unabsehbaren Folgen begleitet. Heute nach fünf Jahren finden sich nur noch wenige, welche ernstlich bei diesen Geschwülsten die operative Behandlung mit der Strahlenbehandlung im Erfolge gleichsetzen wollen. Die Strahlenbehandlung hat hier auf allen Fronten gesiegt.

Ich kann es mir nicht versagen, zum Schlusse auf einen Punkt einzugehen, der für die ganze Entwicklung der Strahlenbehandlung bei bösartigen Geschwülsten für die Zukunft nicht ohne wesentlichen Einfluß sein wird. Ich hoffe, daß ich mich so klar ausgedrückt habe, daß Sie verstehen können, daß wir uns bei der Strahlenbehandlung in einer engen Fahrrinne bewegen, wo rechts und links das Schiff scheitern kann. Geben wir von der Strahlenenergie der Röntgenröhre und der radioaktiven Substanzen zu wenig, so besteht die furchtbare Gefahr, daß wir den Krebs nicht vernichten, sondern daß wir ihn durch kleine Dosen zum schnellen Wachstum anreizen, wie das leider nur zu oft beobachtet ist. Geben wir zu viel, so schädigen wir ungewollt das über dem Krebse liegende Gewebe und die Haut. Mehr oberflächlich oder tiefergehende Hautverbrennungen sind die Folge. Unser Schifflein hier richtig zu steuern, ohne aufzulaufen, ist leider nicht immer möglich. Dazu gehört das Wichtigste, nämlich die Kenntnis der Fahrrinne, und diese ist nur durch große Erfahrungen zu gewinnen, die uns heute noch fehlen. Der Arzt, der durch Strahlenbehandlung versucht, den Krebs zu heilen, schadet im ersteren Falle, wenn er zu wenig gibt, viel mehr als wie im zweiten Falle, wo er durch Ueberdosierung eine nicht gewollte Hautverbrennung setzt. Aber das Publikum urteilt anders. Stirbt im ersteren Falle, wie es natürlich ist, der Kranke an Krebs, so hat eben die Behandlung nichts geholfen, und der Laie beruhigt sich. Im zweiten Falle dagegen, wo der Krebs zwar geheilt, der Kranke am Leben bleibt, dem Kranken also wirklich der größte Vorteil zukommt, wird der Arzt in Acht und Bann getan, weil er bei seinem Heilverfahren eine unbeabsichtigte Nebenschädigung gesetzt hat, die schließlich doch glatt zur Ausheilung kommt. Der Laie vergißt ganz, daß hier ein hohes Ziel, nämlich das Leben, durch eine zwar unangenehme, aber doch heilbare Nebenverletzung gerettet ist. Wie mir nun die Versicherung mitteilt, bleibt es nicht bloß bei der Kritik des Publikums, sondern es häufen sich bei Beginn der Tiefenbestrahlung die Schadenersatzansprüche der Kranken ins Unermessene und ihre Häufigkeit wird noch vermehrt durch die nicht selten zuungunsten des Arztes entschiedenen gerichtlichen Urteile. Es erinnert uns dieses unwillkürlich an die

Digitized by Google

Zeit der Einführung der Narkose. Auch bei der Narkose haben wir die enge Fahrrinne. Geben wir zu wenig, so hat der Operierte nicht die zur guten Durchführung der Operation unbedingt notwendige Erschlaffung aller Muskeln. Die Operation wird technisch schlecht ausgeführt, und der Kranke geht an der schlecht durchgeführten Operation leider nur zu oft zugrunde. Geben wir auf der andern Seite zu viel, so kann aus dem gewollten Erschlaffungszustand im tiefsten Schlafe nur leider, wie Sie wissen, manchmal der Tod in der Narkose erfolgen. Heute weiß jeder Laie, daß, auch bei der größten Vorsicht, der Tod in der Narkose passieren kann, und kaum je wird das Gericht, wenn wirklich mal ein Ersatzanspruch von den Angehörigen erhoben wird, zu einem verurteilenden Schiedsspruch kommen. Früher war dieses anders. Uns wird berichtet von nicht wenigen Aerzten, denen das Unglück eines Narkosentodes passierte, die dann vom Gericht sogar mit empfindlichen Freiheitsstrafen bedacht wurden. Wer weiß, ob heute die Narkose wirklich die Vollkommenheit erreicht hätte, wenn nicht in einem sehr bekannt gewordenen Prozeß, wo ein berühmter Operateur auf der Anklagebank saß, ein Sachverständiger den Richtern zugerufen hätte, daß, wenn sie diesen Mann verurteilen würden, die ganze Zukunft der Entwicklung der Narkose in Gefahr stände. Ich glaube, daß wir etwas Aehnliches befürchten müssen in der Strahlenbehandlung des Krebses. Wenn hier nicht ähnlich, wie jetzt in der Narkosenfrage die Richter loyal urteilen, und nicht ganz nebensächliche Unzulänglichkeiten, die bei einem so komplizierten Verfahren, wenn man es unter die Lupe nimmt, stets zu eruieren sind, milde beurteilen, so besteht die Gefahr, daß dann bei der Strahlenbehandlung des Krebses ängstliche Aerzte den schlimmsten Fehler in der Behandlung des Krebses machen, nämlich zu kleine Dosen geben. Auch der Laie muß sich darüber klar sein, daß es besser ist, das Leben eines Krebskranken zu retten mit einer mehr oder weniger nebensächlichen Schädigung, als den Kranken hoffnungslos dem fortschreitenden Krebse zu überantworten. Ebenso wie die operative Entfernung des Krebses schwerste Nebenschädigungen setzt, so kann wenigstens vorläufig bei einem so furchtbaren Leiden wie dem Krebse von der Strahlenbehandlung nicht gefordert werden, daß sie ohne jede Störung im Allgemeinbefinden dieses sonst sicher tödliche Leiden heilt.

Digitized by Google

Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen

Von einem österreichischen Staatsmann a. D.

Obgleich die Ereignisse, die sich während der letzten zwei Jahre auf dem Balkan zugetragen haben, im gegebenen Augenblick ein Trugbild der Beruhigung haben erstehen lassen, so kann es doch weder für Rußland noch für Oesterreich, Deutschland und ganz Europa ein Geheimnis sein, daß diese Ereignisse nicht so sehr den Gordischen Knoten auf der Balkanhalbinsel gelöst als dort für lange Zeit einen vulkanischen Boden geschaffen haben, auf dem immer wieder neue Komplikationen eintreten können."

Der bekannte russische Publizist Fürst Meschtschersky ist es, der in einem letzter Tage in einem großen Wiener Blatt veröffentlichten Artikel die gegenwärtige Situation der Balkanländer mit diesen Worten kennzeichnet. Seine pessimistische Auffassung erweist sich leider als zutreffend; wir sehen wieder einmal, daß der Erfahrungssatz der Dynamik, wonach eine inerte Masse oft leichter in Bewegung gesetzt als später in den Beharrungszustand zurückgebracht werden kann, auch für Umwälzungen politischer Art Geltung hat.

Im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte war in den einstmal so mächtigen Bau des türkischen Reichs wohl schon so manche Bresche gelegt worden. Aber wenn auch weite Gebiete durch unglückliche Kriege verloren gegangen waren, so schien doch ungeachtet der an der Peripherie erduldeten Einbußen dem Staate genügend Kraft übrig zu bleiben, um sich noch lange auf dem reduzierten Territorium zu behaupten. Die Ereignisse, welche dem unter einer eigenartigen Konstellation ausgebrochenen Angriff der Balkankönigreiche folgten, erwiesen den Irrtum jener Annahme, wir erlebten den fast gänzlichen Zusammenbruch derjenigen Macht, die einst bis nach Mitteleuropa Schrecken verbreitet und zu zwei verschiedenen Malen sich vermessen hatte, das Kreuz auf dem Wiener Stephansturm durch den Halbmond ersetzen zu wollen. Die durch die Neugestaltung der politischen Karte des Balkans geschaffenen Zustände sind noch keineswegs konsolidiert, es wird geraumer Zeit bedürfen, bis auf den durch den Krieg verwüsteten Gebieten ein neues Leben erblüht. Einstweilen sehen wir, daß namhafte Teile der durch die Veränderung der politischen Grenzen neuen Geschicken überantworteten Völkerschaften diese Aenderung durchaus nicht als Besserung ihrer Lage auffassen, sondern gegen die unter Mißachtung ihrer nationalen Aspirationen und wirtschaftlichen Interessen erfolgte Gebietseinteilung mehr oder minder offen sich auflehnen.

Die Uneinigkeit der Mächtegruppen und deren durch gegenseitiges Mißtrauen verursachte Einflußlosigkeit hatten den Balkanstaaten zu ihrem Unternehmen Mut gemacht; nach den ersten überraschenden Erfolgen änderten die Alliierten ihren anfänglichen Plan und steckten ihre Ziele immer weiter hinaus. Sobald der

Digitized by Google

gemeinsame Feind niedergerungen und Bulgarien in dem darauffolgenden Kampf gegen seine Verbündeten von gestern um den besten Teil des Siegespreises gebracht worden war, setzte der Friedensschluß von Bukarest wohl den offenen Feindseligkeiten ein Ende, keineswegs aber den nationalen Rivalitäten und Hegemoniegelüsten, die den letzten Waffengang verursacht hatten.

Von dem Zeitpunkt ab, wo nicht mehr wie ehedem auf den großen Kongressen, späterhin auch noch in Mürzsteg der einheitliche Wille Europas den entscheidenden Faktor für die Geschicke des Balkans bildete, ist die Halbinsel zu einem Gefahrenzentrum für die Ruhe des Weltteils geworden. Wiederholt spitzte sich während der Kriegsereignisse die Situation derart zu, daß es schien, als würden die Großmächte direkt in den Wirbel der Balkanwirren hineingezogen werden. Wohl ist bisher der Eintritt einer solchen Katastrophe vermieden worden, allein nach allgemeiner Empfindung ist doch die politische Lage höchst unbefriedigend und gefahrvoll; der Eindruck ist nicht abzuweisen, daß wenigstens zu einem guten Teil das bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Rüstungsfieber, welches auch die kleinen Staaten ergriffen hat, zeitlich und ursächlich durch die Wechselfälle, deren Schauplatz die Balkanhalbinsel seit zwei Jahren gewesen ist, mit verschuldet wurde.

Die sprunghafte Zunahme der militärischen Auslagen und die lähmende Ungewißheit über die Gestaltung der nächsten Zukunft lasten schwer auf allen Kreisen. Jede Anregung, die, sei es zunächst auch nur in einer einzelnen Frage, geeignet erschiene, einen Ausweg aus den bestehenden Schwierigkeiten zu eröffnen, wäre daher freudigst zu begrüßen.

Eine dieser Detailfragen, und zwar eine solche, die in erster Linie wichtige Interessen der Donaumonarchie in sich schließt, betrifft das Verkehrswesen auf dem Balkan. Hierbei handelt es sich zunächst darum, die für die Sicherung des Verkehrs unter dem früheren Regime bestandenen Garantien den neuen Verhältnissen anzupassen und zeitgemäß zu vervollkommnen.

Die Wahrnehmung der Verkehrsinteressen im Südosten des Weltteils gehört zu historischen Traditionen Oesterreichs. Bald nach Abschluß des Friedens von Passarowitz, noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, richtete die Wiener Regierung einen regelmäßigen, erst monatlich einmaligen, später vierzehntägigen Ueberlandpostkurs nach und von Konstantinopel ein. Nach und nach wurde der österreichische Postdienst auf eine Reihe andrer Plätze in der Levante ausgedehnt. Andre Mächte folgten später mit ähnlichen Einrichtungen nach, indes steht die österreichische Institution, was den Geschäftsumfang und die Zahl der Aemter betrifft, noch immer an erster Stelle. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Oesterreich die Einrichtung und Aufrechterhaltung seines Postdienstes im nahen Orient ausschließlich als Verkehrsbedürfnis, nie aber als Mittel politischer Propaganda ansah und demgemäß nicht zögerte, die Postanstalten in dem Zeitpunkt und dort zurückzuziehen, wo — wie dies in den christlichen Balkanstaaten und Aegypten der Fall war, eine vertrauenswürdige einheimische Organisation des Postdienstes jenem Bedürfnis Rechnung trug. Die im Jahre 1836 erfolgte

Digitized by Google

Gründung der Dampfschiffahrtsgesellschaft des Oesterreichischen Lloyd bot der Monarchie das Mittel, mit dem französischen Seepostdienst nach der Levante, der bis dahin eine Art Monopolsstellung innegehabt hatte, erfolgreich in Konkurrenz zu treten und der österreichischen Handelsflagge in jenen Gewässern das hohe Ansehen zu verschaffen, dessen sie sich dort auch heute erfreut. In diesem Zusammenhang ist auch der rühmliche Anteil zu erwähnen, welcher bei den Vorarbeiten für den Bau des Suezkanals, der österreichischen Initiative und Ingenieurkunst zugebilligt werden muß.

Weniger großzügig erwies sich die Verkehrspolitik der Monarchie zur Zeit, wo durch das mit dem Namen des Baron Hirsch verknüpfte Unternehmen, die Herstellung der Eisenbahnen in der europäischen Türkei, eingeleitet wurde. So konnte es geschehen, daß — von der bedeutungslosen kurzen Strecke Novi—Banjaluka abgesehen — die Bahnen von der Seeseite landeinwärts erbaut und viele Jahre hindurch ohne Anschluß an das Netz Oesterreich-Ungarns belassen wurden; indem sie unsern Handelskonkurrenten neue Wege nach dem Innern erschlossen, dienten diese Linien dazu, unsre Waren aus alterworbenen Absatzgebieten hinauszudrängen. Als endlich der Ausbau der Verbindungsstrecken sichergestellt und dadurch an Stelle der zu unserm Nachteil allzulang bestandenen künstlichen Unterbindung des Verkehrswegs zu Land normale Verhältnisse traten, erkannte es die Wiener Regierung als ihre Aufgabe, Garantien zu schaffen, damit die angemessene Benutzung der neuen Route dem österreichisch-ungarischen Handel dauernd gesichert bleibe. Diesem Zweck sollte der im Jahre 1883 von Oesterreich-Ungarn, Serbien, Bulgarien und der Türkei abgeschlossene Vertrag, die sog. Convention à quatre, dienen, welche das Prinzip der Meistbegünstigung im internationalen Verkehr feststellt. Artikel 9 derselben bestimmt: „Auf den infolge gegenwärtigen Uebereinkommens zu bauenden Eisenbahnen wird in demselben Land, sowohl hinsichtlich der Beförderungspreise und öffentlichen Abgaben als der Zeit und Art der Abfertigung, kein Unterschied zwischen den Untertanen der vertragschließenden Teile gemacht werden. Ebenso sollen in allen den gedachten Beziehungen, die aus dem Gebiete des einen in das Gebiet des andern Teils eingeführten oder das letztere transitierenden Transporte keinesfalls ungünstiger behandelt werden als die inländischen Waren."

Infolge der in der politischen Karte des Balkans eingetretenen Veränderung ist der größere Teil der Bahnstrecken für die Türkei verloren gegangen und nunmehr der Territorialhoheit Serbiens, Bulgariens und Griechenlands unterstellt. Da nun nach allgemein anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen die vom zedierenden Staat — im vorliegenden Fall der Türkei — durch die Konzessionierung von Eisenbahnen gegenüber Privatgesellschaften eingegangenen privatrechtlichen Verpflichtungen bei derlei Besitzveränderungen auf den Besitznachfolger übergehen, so hat dieses Prinzip um so zweifelloser Geltung, wenn es sich dabei auch noch um in Kraft stehende öffentlich-rechtliche Verpflichtungen gegenüber einem dritten Staat handelt. Es versteht sich daher von selbst, daß Oesterreich-Ungarn aus prinzipiellen Gründen ebenso wie auch zur Wahrnehmung seiner

Digitized by Google

Verkehrsinteressen daran festhält, daß die eingetretenen territorialen Verschiebungen die volle Rechtswirksamkeit des genannten Vertrages in keiner Weise in Frage stellen dürfen. Weiters wird die Regierung die Aufgabe haben, gegebenenfalls die privatrechtlichen Reklamationen der Betriebsgesellschaft, die zwar türkischer Nationalität, deren Aktienmajorität aber in österreichischem Besitz ist, den Rechtsnachfolgern der Türkei gegenüber zu vertreten.

Die Austragung dieser Angelegenheiten scheint nun, speziell in Serbien, auf Schwierigkeiten zu stoßen; Vorschläge, die dahin zielen, bei voller Wahrung unsrer legitimen Interessen, eine Verständigung zu ermöglichen, welche auch die politischen Beziehungen zwischen Wien und Belgrad günstig beeinflussen würde, verdienen daher, wie bereits bemerkt, mit größter Aufmerksamkeit geprüft zu werden.

Versuchen wir dies rücksichtlich der von Herrn Prof. Dr. Max Eckert (Aachen) unter dem Titel: „Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient" im Februar-Heft der „Deutschen Revue" veröffentlichten Ausführungen.

Was der Herr Verfasser dieses Aufsatzes über die Bedeutung des Handelsverkehrs als Kultur- und Wirtschaftsfaktor eines Landes, was er über die von der Natur bevorzugte Lage der Balkanhalbinsel für den Transithandel, über die Möglichkeit des Aufschwunges dieses bisher kommunikationsarmen und ungenügend entwickelten Gebietes sagt, all dies ist mit beiden Händen zu unterschreiben. Der Autor läßt es dahingestellt sein, ob die zu erbauenden neuen Bahnen sich für den Weltverkehr nützlich erweisen werden und ist der Ansicht, daß im Interesse einer großzügigen Lösung des südosteuropäischen Verkehrsproblems eine Freihandelszone in der Breite von 10 bis 20 Kilometern längs der Donau wie auch längs der bestehenden und zukünftigen Haupteisenbahnen geschaffen werden müsse, mit Fortsetzung zu den Schiffahrtsstraßen des Rheins, der Elbe und der Oder.

Der Autor selbst meint, daß sein Vorschlag zur Begründung der Freihandelszone frappierend, vielen sogar utopistisch klingen mag, glaubt aber, daß derselbe, sobald man sich in das Problem vertieft, reale Kraft und greifbaren Boden gewinne. Im Gegensatz zu der letzterwähnten Ansicht ist der Schreiber dieser Zeilen, bei rückhaltloser Anerkennung der Motive des Vorschlags, von dessen praktischen Undurchführbarkeit überzeugt. Gewiß, daran soll kein Anstoß genommen werden, daß es sich um ein vollständiges Novum handeln würde; abgesehen nämlich von der entlang der Mandschurischen Eisenbahn unter ganz anders gearteten Verhältnissen eingerichteten Freihandelszone mit russischen, bzw. japanischen Besatzungen, wäre ein Vorbild wohl nirgendwo zu finden. Gibt es aber einen Wirtschaftspolitiker, der die Schaffung einer ähnlichen Einrichtung in Europa für möglich hielte? Schon die Frage nach der technischen Organisation der vorgeschlagenen Einrichtung läßt erkennen, welche Hindernisse ihr im Wege stünden. Es sei nur darauf hingewiesen, daß eine Anzahl größerer Städte in

Digitized by Google

die geplante Freihandelszone fallen würde, ein Umstand, der die an sich schon erhebliche Schwierigkeit der Ueberwachung einer die Länder mitten durchschneidenden Zollgrenze zu beiden Seiten des Freihandelsstreifens noch steigern müßte; ist es denkbar, daß die auf ihre zollpolitische Unabhängigkeit eifersüchtig bedachten Balkanländer einer so einschneidenden Beschränkung ihrer Autonomie zustimmen, denn um wirksam zu sein und den angestrebten Effekt zu verbürgen, müßte die neue Einrichtung der Kontrolle einer internationalen Organisation unterstellt werden, ja ist es wahrscheinlich, daß die mit in Betracht kommenden Großmächte geneigt seien, an einem solchen Experiment mitzuwirken, wo doch schon die Erneuerung der in kaum drei Jahren ablaufenden Handelsverträge, nach den im schutzzöllnerischen Lager laut werdenden Stimmen, sich schwer genug gestalten wird. Die Reihe dieser Einwürfe ließe sich leicht vervollständigen, sie genügt wohl, um mit gutem Grund behaupten zu können, daß die Anregung des Herrn Professor Dr. Eckert keinen praktischen Erfolg verspricht.

Der Sperling in der Hand, ist besser als die Taube auf dem Dach; diese triviale Spruchweisheit im vorliegenden Zusammenhang angewendet, scheint zu besagen, daß die Aufrechterhaltung und der weitere Aufschwung des Kommunikationswesens in der Balkanhalbinsel vor allem von der ungeschmälerten Fortdauer der bestehenden vertragsrechtlichen Garantien abhängt; jedem Versuch, sie in Frage zu stellen, müßte daher mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Die Bestimmungen der Convention à quatre, seit bald dreißig Jahren in Kraft stehend, haben sich, nach den während dieser Zeit gemachten Erfahrungen zu urteilen, hinreichend bewährt, um bis auf weiteres den Bedürfnissen des Verkehrs zu genügen.

Sollte nach Maßgabe der Verdichtung des Bahnnetzes und der Zunahme des Verkehrs späterhin das Bedürfnis nach einer Erleichterung der Kommunikationen, sei es im Zug der bereits bestehenden Bahnen, sei es in der Richtung der projektierten Verbindungen zwischen der Donau und der Adria, sich ergeben, so könnte daran gedacht werden, durch Péageverträge und durch die Schaffung von Entrepots unter Zollausschluß in den Seehäfen einem solchen Bedürfnis im weitesten Umfang entgegenzukommen.

Freilich der Dunstkreis politischen Argwohns, der seit einigen Jahren über Serbien lastet, erschwert auch die Entwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen zur Monarchie. Ist es in dieser Beziehung nicht bezeichnend, daß, während Bulgarien, Griechenland und die Türkei keine Schwierigkeit erhoben, die zur Zeit des Krieges in Beschlag genommenen Bahnstrecken wieder der Betriebsgesellschaft zurückzustellen, Serbien noch immer damit im Rückstand bleibt?

Wollten die Staatsmänner in Belgrad, anstatt Oesterreich-Ungarn zu mißtrauen und sich mit politischen Phantomen abzugeben, die einmal gegebenen realen Verhältnisse vorurteilsfrei ins Auge fassen, so würden sie leicht erkennen, daß zwischen den Balkanländern und der Donaumonarchie in vielen wirtschaftlichen Fragen eine Identität der Interessen besteht, deren aufmerksame Pflege

Digitized by Google

für beide Teile von großem Nutzen wäre. Hoffen wir, daß das Reifen dieser Erkenntnis mit den günstigen politischen und wirtschaftlichen Rückwirkungen, die sie zur Folge hätte, bald konstatiert werden könne.

Februar 1914.

Die ersten Unterhandlungsversuche des Marschalls Bazaine in Metz

Von

Germain Bapst (Paris)

(Schluß)

Zu derselben Zeit, mit der die Aera der Unterhandlungen begann, endete die der Operationen im Feld.

Seit achtundvierzig Stunden hatten Marschall Bazaine und General Coffinières lange Unterredungen; auch hatten sie eine Reihe von Briefen gewechselt. Sie fürchteten einen Sturmangriff der deutschen Armee gegen die französischen Linien oder zum mindesten eine Beschießung der Stadt, der Forts und des verschanzten Lagers. Um sich dagegen zu rüsten, beschlossen sie den Bau neuer Batterien und neuer Befestigungen diesseits der augenblicklichen Linien und verabredeten, die Truppen für den Fall eines feindlichen Angriffes gegen die Wälle der Stadt zurückzuziehen.

Es war kein Zweifel mehr möglich: der Marschall hatte jede Offensivbetätigung aufgegeben — diese Verteidigungswerke und der Plan, die Truppen auf einen Raum zurückzunehmen, auf dem sie sich nicht bewegen konnten, bewiesen es. Wenn der Feind wirklich eine Beschießung vorbereitete, konnte nur eines geschehen: man mußte dann durch fortwährende Angriffe die Batterien zu zerstören suchen, ehe sie instand waren, statt ihn gewähren zu lassen und sich in sicheren Deckungen zu halten.

Der Abend schloß in gedrückter Stimmung. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, ein deutscher Offizier habe auf Ehrenwort einem französischen versichert, daß der Kronprinz von Preußen am selben Tage noch in Paris einziehen werde. „Wie schmerzlich uns diese Katastrophe auch erscheinen mag," schrieb Oberst Fay am Abend des 11. September, „sind wir doch durch das Unglück von Sedan schon so niedergeschmettert, daß wir diese falschen Nachrichten ohne Empörung anhören."

Das schöne Wetter dauerte am 12. September fort. Am Vormittag wurden fünf bei Sedan gefangen genommene Offiziere von einem Parlamentär nach Moulins gebracht, und von dort nach Ban St. Martin geführt. Sie bestätigten die früheren Nachrichten und sagten, daß die Preußen das Erscheinen des Kronprinzen vor Paris ankündigten.

Digitized by Google

In der Stadt gaben die Zeitungen an der Spitze ihrer Kolumnen dem Hauptinhalt nach die Nachrichten wieder, die Major Samuel tags zuvor mitgebracht hatte, und setzten diejenigen ihrer Leser, die etwa noch nichts davon wußten, von den letzten Niederlagen und dem Umsturz, der sich in Paris vollzogen hatte, in Kenntnis.

Um 1/2 11 Uhr wurden die Armeekorpskommandanten und die Divisionsgenerale durch ein Schreiben aufgefordert, sich um 1/2 4 Uhr nachmittags bei Marschall Bazaine einzufinden.

Es handelte sich, wie nicht zu bezweifeln war, um eine Mitteilung von großer Wichtigkeit.

Einige Generale begaben sich nach Ban St. Martin mit dem festen Entschluß, Fragen an den Marschall Bazaine zu stellen und Aufklärungen über die Ereignisse, über die er unterrichtet sein mußte, sowie genaue Angaben über seine Pläne von ihm zu verlangen. Ihre Absichten wurden vereitelt.

Um 1/2 4 Uhr waren Marschälle von Frankreich und Divisionsgenerale, ungefähr dreißig an der Zahl, im Kabinett des Marschalls Bazaine versammelt. Dieser ergriff, als alle eingetreten waren, das Wort mit einer Ruhe und Gelassenheit, die wie Sorglosigkeit erschien.

„Ein höherer Offizier des großen Hauptquartiers," sagte er, „hat gestern eine preußische Zeitung gelesen, die ‚Kreuzzeitung', in der berichtet war, daß der Kaiser in Wilhelmshöhe bei Kassel angekommen sei, daß die Kaiserin und der kaiserliche Prinz sich in England befinden, daß diese Gefangenschaft des Kaisers und die Abreise der kaiserlichen Familie die Folge der Katastrophe von Sedan gewesen seien, daß die Armee des Marschalls de Mac Mahon vernichtet sei; daß der Marschall mit ungefähr 10000 Mann auf belgischem Gebiet interniert, der Rest dieser Armee getötet, versprengt oder gefangen genommen sei; daß sich infolge dieser Ereignisse in Paris eine provisorische Regierung in republikanischer Form gebildet habe, daß der General Trochu das Oberhaupt der Exekutivgewalt, Herr Jules Favre Minister des Auswärtigen, Herr Le Flô Kriegsminister, Herr Gambetta Minister des Innern, Herr Kératry Polizeiminister seien; daß diese Regierung an den König von Preußen geschrieben habe, um ihm zu sagen, daß, da der gegenwärtige Krieg gegen die frühere französische Regierung geführt worden, kein Grund mehr vorhanden sei, ihn zu verlängern, und daß infolgedessen der König ersucht werde, unter Wahrung der Integrität des französischen Gebietes zu unterhandeln.

„Diese Nachrichten sind teils der ‚Kreuzzeitung' entnommen, teils französischen Zeitungen, die ein Offizier in Forbach gelesen hat.[1])

[1]) Die Historiker haben die Ansprache des Marschalls Bazaine gewöhnlich nach dem Text reproduziert, den General Deligny von ihr in der Broschüre gibt, die er am Ende des Jahres 1870 veröffentlichte, als er in Münster in Gefangenschaft war. Der Text des Generals Deligny scheint uns nachträglich niedergeschrieben zu sein. Er läßt den Marschall Bazaine sagen: „Ich will mich nicht dem Schicksal Mac Mahons aussetzen ..." Sicherlich hat Marschall Bazaine diese Worte nicht gesprochen. General Deligny drückt mit diesen

Digitized by Google

„Welchen Glauben soll man diesen Nachrichten schenken? Das ist die Frage. Es ist anzunehmen, daß sie zum großen Teile wahr sind.

„Ich ersuche Sie, diese Tatsachen den unter Ihrem Befehl stehenden Truppen zur Kenntnis zu bringen und ihnen dabei zu sagen, daß unter diesen ernsten Umständen die Rheinarmee nur fortfahren kann, wie sie es bis auf den heutigen Tag getan hat, die Ehre der Fahne wahren und hochzuhalten, indem sie den Preußen zeigen, daß wir, weit davon entfernt, entmutigt zu sein, fest entschlossen sind, uns zu verteidigen."

Ohne eine Pause zu machen, ging der Marschall sodann auf ein andres Thema über: „Einige Offiziere," fuhr er fort, „haben mir Pläne geschickt, nach denen wir aus unsern Linien hervorbrechen und uns, sei es nach Belfort, sei es nach Straßburg oder Lyon zurückziehen sollen, aber diese Pläne verraten mehr Mut als Urteilskraft: es ist besser, die Ereignisse herankommen zu lassen, um sie bei passender Gelegenheit zu benützen.

„Es sind in Metz noch Lebensmittel für fünf Wochen vorhanden. Wir werden hier bleiben und hier Befehle erwarten. Man kann nicht mehr daran denken, einen energischen Angriff gegen die Einschließungslinien zu unternehmen, ohne die Existenz der einzigen Armee, die Frankreich besitzt, aufs Spiel zu setzen, um so weniger, als kein bestimmtes Ziel mehr vorhanden ist. Es wäre eine strafbare Torheit, den Versuch zu machen, sich einen Weg durch ein so weit ausgedehntes Gebiet, das vom Feinde so stark besetzt ist, zu bahnen."

Als der Marschall geendet hatte, herrschte einen Augenblick lang Schweigen, das General Frossard unterbrach, um Zweifel an den gemeldeten Ereignissen zu äußern: „Ich kann mir die Einnahme Sedans nicht erklären," sagte er.

Der Marschall antwortete nicht, ergriff aber wieder das Wort. Er forderte die Generale auf, ihre Vorposten sorgsam zu überwachen, und kündigte Befehle für die Wiederherstellung und Verstärkung der Verteidigungslinien an. Später sagte der Marschall, daß er daran gedacht habe, seine Entlassung einzureichen, aber in seiner Anrede deutete nichts auf eine solche Absicht seinerseits hin.

Alle kannten die Tatsachen, die der Marschall aufgeführt hatte, aber viele hielten sie für übertrieben oder wollten noch immer daran zweifeln, und so wirkte die Mitteilung des Marschalls Bazaine auf die Versammlung wie ein elektrischer Schlag.

Worten die Empfindung aus, die er — mit Recht oder mit Unrecht — in seinen Chef hineinlegt. Man darf nicht vergessen, daß General Deligny am 12. September noch ein Bewunderer des Marschalls Bazaine war, und daß er erst später seinen Weg nach Damaskus fand.

Wir haben den Text des Resumees dieser Rede des Marschalls vor uns, das General Deligny seinen Brigadegeneralen und seinen Obersten am nächsten Tage mitteilte. Der in Frage stehende Satz befindet sich nicht darin. Wir haben etwa zehn Inhaltsangaben der Rede des Marschalls Bazaine vergleichen können. Die genaueste scheint uns diejenige zu sein, die General Cossinières am selben Abend zu Papier brachte und den Generalen, den „chefs de service", den Kommandanten der Korps und der zur Festung gehörigen Forts schriftlich zukommen ließ. Diesem Text haben wir einige Sätze beigefügt, die wir in unmittelbar nachher niedergeschriebenen Analysen oder Resumees gefunden haben.

Digitized by Google

Marschall Leboeuf, der in der ersten Reihe stand, sah völlig niedergeschmettert aus. Die Bekümmernis beherrschte jedes andre Gefühl und hinderte alle Ueberlegung. Man dachte nur an das Unglück der Armee, an die Gefangennahme des Kaisers, an den Ruin des Landes und an die Folgen dieser unglücklichen Ereignisse. Der Darlegung der Pläne des Marschalls schenkte man keine Aufmerksamkeit. Dabei kündigte er die Einstellung aller Kriegsoperationen an, eine ungewohnte Idee, die jedem denkenden und kaltblütigen Geist hätte klar machen müssen, daß an die Stelle der Kämpfe die Unterhandlungen und die Politik getreten waren.

Alles war bestürzt, niemand sprach ein Wort, und erst am folgenden Morgen bemerkten die Einsichtigsten, als sie sich anschickten, ihren Offizieren die Worte des Marschalls zu wiederholen, daß ihr Schweigen eine Zustimmung gewesen war. Sie bedauerten es jetzt; dieses Bedauern wurde immer lebhafter, je weiter die Ereignisse sich abwickelten, und nach der Kapitulation gab General Deligny ihm Ausdruck.

Am folgenden Tage brachten die Divisionsgenerale die Mitteilung des Marschalls Bazaine ihren Truppen zur Kenntnis. Ueber die Worte, die bei dieser Gelegenheit die Generale Desvaux und Deligny sprachen, besitzen wir einige Angaben, über die Versammlung aber, die Marschall Canrobert in seinem Hauptquartier abhielt, sind wir bis ins einzelne unterrichtet und wollen jetzt erzählen, was sich dort zutrug.

Es war $^1/_2$8 Uhr morgens, die Sonne kam herauf. Generale, Offiziere und Unteroffiziere, die ältesten eines jeden Regimentes, begaben sich aus allen Lagern des VI. Korps in den Park von La Ronde, wo sie sich auf dem grünen Rasen, der sich vor dem Wohnhaus ausdehnte, versammelten. Sie trugen Dienstuniform und ihre Gesichter waren wie von Trauer verschleiert; es herrschte vollkommenes Schweigen. Man hätte meinen können, daß ein Begräbnis stattfinden solle.

Um 8 Uhr kam Marschall Canrobert aus dem Hause, ging auf das Zentrum der Gruppe zu, gab den Versammelten ein Zeichen, daß sie rechts und links näher herantreten sollten, um einen Kreis um ihn zu bilden, und begann folgendermaßen:

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß infolge unglücklicher militärischer Operationen die französische Armee in zwei Teile getrennt worden ist: die eine ist bei Metz zurückgeblieben, von überlegenen Streitkräften eingeschlossen; die andre ist nach Châlons gegangen, um unter dem Befehl des Marschalls de Mac Mahon neu formiert zu werden. Sie haben, was die erste betrifft, alle Anstrengungen mitangesehen, die sie gemacht hat, um die feindlichen Linien zu durchbrechen, und Sie sind Zeugen ihrer Mißerfolge gewesen. Was die zweite betrifft, so sind wir ohne offizielle Nachrichten über sie, aber wir haben Mitteilungen, die wahrscheinlich richtig sind. Marschall de Mac Mahon hat bei Sedan gekämpft, ist besiegt und getötet worden. Seine Armee ist in zwei Teile getrennt worden; dem einen Teil ist es gelungen, sich durchzuschlagen, der andre ist gezwungen worden, sich mit dem Kaiser zu ergeben. Ich wiederhole Ihnen,

Digitized by Google

diese Nachrichten sind nicht offiziell, man muß sie jedoch als wahrscheinlich ansehen.

„Infolge dieser Operationen hat Frankreich, seiner Regierung beraubt, eine provisorische geschaffen. An ihrer Spitze steht ein General, ein wackerer und tapferer Mann, zu dem wir Vertrauen haben dürfen.

„Was haben wir jetzt zu tun? Unser Weg ist uns vollständig vorgezeichnet. Solange wir die Hoffnung gehabt haben, uns mit Mac Mahon zu vereinigen, haben wir versucht, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Heute wäre diese Operation, da sie keinen Zweck mehr hat, verfehlt und nutzlos. Wir können uns nur noch unter den Kanonen von Metz stark verschanzen, den wenig wahrscheinlichen Angriff des Feindes abwarten und uns kräftig gegen ihn wehren, um die Ehre Frankreichs zu retten. Wir haben noch für drei Wochen Lebensmittel vor uns: von da an, dessen können Sie sicher sein, werden die Ereignisse dafür sorgen, der unglücklichen Lage, in der wir uns befinden, ein Ende zu machen. Italien, Dänemark, England, Rußland und Oesterreich verlangen, daß die Preußen Frankreich verlassen und daß über den Frieden unterhandelt werde, und zwar auf Ersuchen des Oberhauptes der provisorischen Regierung.

„Um uns, meine Herren, alle denkbaren Chancen zu erhalten, hat der kommandierende Herr Marschall, zu dem wir Vertrauen haben können, die Maßregeln ergriffen, die nötig sind, um das Gelingen eines feindlichen Angriffes zu verhindern.

„Gestatten Sie mir, auf einige Einzelheiten einzugehen:

„Das Fort Moselle, die Lünetten der Insel Chambière, ein Teil des Forts Belle-Croix, das Fort St. Julien bestreichen die Ebene von Ladonchamps vollkommen. Folglich müßte man im Fall eines Angriffes die Ebene, auf der wir unsre Lager haben, räumen, um den Kanonen der Festung und der Forts sowie unsern eignen die Möglichkeit zu geben, ungehindert zu feuern. Wir werden das Armeekorps hinter seinem linken Flügel oberhalb der Forts St. Quentin und Plappeville zusammenziehen und in dieser Stellung können wir dem Feind die Stirn bieten.

„Ich habe Sie hier versammelt, meine Herren, um Ihnen diese Mitteilungen zu machen: Sie werden sie Ihren Kameraden, Offizieren und Soldaten übermitteln. Sie werden ihnen die Lage schildern, wie sie ist. Der französische Soldat hat das Bedürfnis, die Wahrheit zu kennen, sagen Sie sie ihm ganz. Wir sind die einzige Armee Frankreichs, ich kann Ihnen versichern, daß wir dafür sorgen werden, daß die Fahne unsers Landes ohne Makel bleibt."

Der Stabsleutnant Plazanet, der sich Notizen gemacht und noch am selben Tag die Ansprache des Marschalls Canrobert ausführlich niedergeschrieben hat, begleitet sie mit folgenden Betrachtungen:

„Während der Zeit, die seine Ansprache dauerte, war Marschall Canrobert sehr schlicht in seinen Ausdrücken, sehr sparsam mit Gesten, man hatte den Eindruck, daß er ganz von der Lage erfüllt und angesichts so ernster Ereignisse sorgenvoll war."

Digitized by Google

Nach andern noch vorhandenen Notizen, die von mehreren der Anwesenden wie den Obersten de Montluisant und Fourchaud, den Hauptleuten Bédarrides und Chamoin herrühren, wurde die dem Marschall Bazaine dargebrachte Huldigung, obwohl sie aufrichtig gemeint zu sein schien, von manchen mit einem Stirnrunzeln aufgenommen, aber alle ließen sich nach und nach durch die suggestive Wärme des Marschalls Canrobert gewinnen, und als dieser zu sprechen aufgehört hatte, war die Ergriffenheit allgemein.

In die Lager zurückgekehrt, teilten die Offiziere die Neuigkeiten ihren Truppen mit.

Während der Erfolg eine zahlreiche Kundschaft herbeizieht, treibt das Unglück sie fort; das läßt sich auch bei der Rheinarmee konstatieren. Bei den ersten Mißerfolgen hatten sich viele in ihren Gefühlen vom Kaisertum abgewendet. „Die Truppen scheinen gleichgültig gegen den Regierungswechsel zu sein, und die Generale stellen sich leicht auf ihre Seite," schrieb mit einigem Erstaunen Hauptmann de Brye vom Stab der Garde. Man muß sagen, daß viele Soldaten nicht glauben wollten, was man ihnen sagte. „Der Kaiser gefangen — geht doch, dazu ist er ja viel zu schlau," meinten sie.

Augenscheinlich gab es aber auch Ausnahmen, und in der Garde waren einige Offiziere darüber unzufrieden, daß sie ihre Bevorzugungen einbüßten. Es gab auch edle Naturen, die aus Dankbarkeit oder aufrichtiger Ueberzeugung einen Herrscher bedauerten, der gut gegen sie gewesen war, oder ein Regime, das in ihren Augen den Vorzug vor allen andern verdiente. Es gab Leute, die das bloße Wort Republik ebenso erschreckte wie das Wort Revolution. Die Gerüchte, die in Umlauf waren, riefen bei ihnen Vorstellungen von einer Anarchie hervor. Sie sahen in ihrer Einbildung die schlimmsten Tage von 1848 wiederkehren: die Junimassaker, Brand und Plünderung. Sie redeten sich ein, daß ihre Familie und ihr Besitz in Gefahr sei und daß die ganze soziale Ordnung in Frankreich zusammenbreche.

„Es wäre besser, die Preußen da zu lassen und nach Paris zu gehen, um die Tollhäusler zur Vernunft zu bringen," sagte ein Stabschef zu seinen Offizieren. Seine Aeußerung wurde scharf gerügt, und wenn wir sie erwähnen, so geschieht das, weil sie einen seltenen, wo nicht einzigen Fall darstellt.

Die Unglücksnachrichten brachten ebenso seltsame wie verschiedenartige Wirkungen hervor. Politiker begannen über die in Frankreich einzuführenden Reformen zu sprechen. Soziologen sahen die Ursache unsrer Mißerfolge in der Entwicklung des Wohllebens und dem übertriebenen Streben danach. Mystiker sahen in unserm Unglück die Strafe des Himmels für die Uebeltaten Frankreichs. Phantasievolle und exaltierte Leute erfanden die unglaublichsten Geschichten: „sie versicherten, daß Rochefort und Flourens, nachdem sie die provisorische Regierung gestürzt, sich im Hotel de Ville an ihre Stelle gesetzt hätten, behaupteten, daß man aus verschiedenen Provinzen den Grafen von Paris auf den Thron gerufen habe, oder gingen sogar so weit, zu erzählen, daß die Rede davon sei, den Prinzen Friedrich Karl zum König von Frankreich zu ernennen".

Digitized by Google

Während die mehr oder weniger haltlosen Geister sich so in abenteuerlichen Vorstellungen ergingen, faßten die Leute, die vernünftig urteilten, den Entschluß, ihre Pflicht zu tun, nichts weiter als ihre Pflicht.

Als der General du Barail nach der Versammlung der Marschälle und der Divisionsgenerale bei dem Marschall Bazaine wieder fortging, tat er bei sich folgenden Schwur: „Frankreich blutet vor den Augen des siegreichen Feindes, du bist Soldat, du bist General, du hast die Augen zu schließen und darfst sie nur aufmachen, um deine militärische Pflicht zu erfüllen."

In einem kleinen Zelt unterhielten sich am 12. September abends zwei Offiziere über das, was sie soeben erfahren hatten. Der eine von ihnen, der Unterleutnant Judeaux vom 15. Linienregiment, ein schlichter, ehrenwerter, pflichttreuer Offizier, sagte, nachdem er lange mit dem Leutnant Dubard von demselben Regiment über die Ereignisse gesprochen hatte, schließlich zu ihm: „Was uns betrifft, so haben wir nur unsre Pflicht zu erfüllen, wie immer sie sein mag, und wir werden sie tun."

Die Armee besaß eine Menge Offiziere und Soldaten dieses Schlages. Warum hatte sie keinen Führer? Die Lauen und Entmutigten hätten wieder Kraft bekommen und wären fortgerissen worden, und die Armee wäre fähig geworden, das Unglück des Vaterlandes zum großen Teil abzuschwächen.

Revolutionen, die an Stelle einer regulären Regierungsgewalt eine Gewalt ohne Mandat setzen, bringen, besonders wenn sie es angesichts des Feindes tun, im ganzen Land und vor allem in den Armeen eine tiefe Erschütterung hervor. Im ersten Augenblick wird man sich darüber nicht ganz klar, und die hervorgebrachte Wirkung macht sich erst mit der Zeit fühlbar; aber die Disziplin läßt nach, das Prestige der Vorgesetzten vermindert sich, und die Autorität verliert in den Augen der Soldaten an Wert.

Da der Kaiser der Oberbefehlshaber der Armee war, wurden alle andern Führer, die ihre Stellung von ihm hatten, in den Augen des Soldaten kleiner.

Eine Menge von Fragen — immer dieselben Fragen — erhoben sich. Wollte die neue Regierung den Krieg fortsetzen oder Frieden schließen? Konnte sie sich auf die Dauer halten? Würden der König von Preußen und die andern auswärtigen Mächte sie ignorieren oder ihr das Recht absprechen, das Land zu vertreten? Und welche andre Regierung würde in der Zukunft ihr folgen? Und dann kam man immer wieder auf die ewige Frage, die die peinlichste von allen war, zurück: Was wird Marschall Bazaine tun? Was wird aus der Armee werden?

Der Marschall hatte allerdings angekündigt, daß er keine Operationen mehr unternehmen werde; würde er aber, wenn das sein Wille war, die Armee bis zum Verbrauch des letzten Stückchens Brot in der Untätigkeit verharren lassen? Das bedeutete dann die Kapitulation zu einem bestimmten Zeitpunkt. Würde er nichts versuchen, um diesen äußersten Fall zu vermeiden? Hatte er nicht den Hintergedanken, zu unterhandeln, ohne die Mittel erschöpft zu haben, die ihm für die Fortführung des Kampfes zur Verfügung standen?

Digitized by Google

Das fragte sich jeder. Der einen Augenblick durch die Aufregung und den Kummer unterbrochene Streit zwischen den Energischen und den Resignierten begann bald von neuem. Die letzteren schöpften aus den Erklärungen des Marschalls Bazaine neue Kraft.

Die Energischen ihrerseits wurden heftiger. Sie hatten dem Marschall schon seine Untätigkeit und seinen schlechten Willen bei den Ausfällen am 26. und 31. August vorgeworfen und sich auch über sein Schweigen und die Abschließung beschwert, aus der er seit dem 1. September nicht herausgetreten war. Von jetzt an beschuldigten sie ihn noch, die Kapitulation vorbereitet, eine fortwährende Zweideutigkeit gezeigt und alle getäuscht zu haben, um seine Pläne zu verbergen, sowie daß er den Kampf aufgegeben habe, um sich in die Politik zu mischen, und mit dem Feind im Einverständnis stehe.

Das Unglück macht ungerecht, und viele der gegen den Marschall Bazaine geschleuderten Beschuldigungen sind Verleumdungen, die die genaue Untersuchung der Tatsachen zunichte macht. Man hat dem Marschall Bazaine die Schwierigkeiten seiner Lage nicht genügend zugute gehalten. Man hat von Verbrechen und Fehlern gesprochen, wo oft nur Irrtum oder Ungeschicklichkeit vorlag. Indessen ist es doch Tatsache, daß schon am 12. September Offiziere Verhandlungen zum Zweck der Herbeiführung einer Kapitulation unter dem Namen einer Konvention oder verkappten Kapitulation voraussahen und Maßregeln ergriffen, um ihr zu entkommen.

„Obwohl ich," schrieb der Major Le Perche am 13. September in sein Notizbuch, „noch immer gern glauben will, daß Marschall Bazaine nicht die Ehrlosigkeit haben wird, seiner so oft bewiesenen kläglichen Unentschlossenheit durch eine schmachvolle Unterhandlung mit dem Feind die Krone aufzusetzen, ist es doch angezeigt, sich für diesen Fall vorzusehen und sich auch auf den einzurichten, daß es, wenn die Armee umzingelt ist, einem General, der entschlossen wäre, ihm zu entkommen, gelingen könnte, die Linien zu durchbrechen ... man muß von vornherein seinen Plan fertig haben ..." Dann skizzierte er die zweckmäßigste Route, um am raschesten die von den französischen Truppen besetzten Gebiete erreichen zu können.

Andre Offiziere, die überzeugt waren, daß die Armee von Metz ihre Rolle ausgespielt hatte, suchten nach dem Mittel, um die Wunden des Landes zu heilen und für seinen moralischen und materiellen Wiederaufschwung zu sorgen.

Oberst Lewal und Hauptmann de La Tour du Pin meinten beide, das einzige, was man tun könne, sei, „sich der Wiederherstellung unsrer Armee zu widmen". Und Oberst Lewal kümmerte sich nicht mehr um seinen Dienst, sondern beschäftigte sich ausschließlich mit der Vollendung seines Buches „La Réforme de l'Armée".

Wenn die mit den wichtigsten Aemtern betrauten Führer dahin kommen, daß sie ihren Dienst vernachlässigen und aufhören, ihre Pflicht zu erfüllen, um sich mit Arbeiten zu beschäftigen, an denen sie ein persönliches Interesse haben, so ist die Armee schwerkrank, und mag sie auch äußerlich noch immer ein be-

Digitized by Google

friedigendes Bild darbieten, so besitzt sie doch nicht mehr die nötige Spannkraft, um Großes zu vollbringen.

Sie ist nur noch eine Augentäuschung wie jene leeren, in den Altertumsmuseen zur Schau gestellten Rüstungen, die unter der starken Hülle aus festem Stahl weder eine Seele noch einen Leib aufweisen, die ihnen Gedanken und Bewegung verleihen. Sie ist nur noch ein dekorativer und lebloser Gegenstand.

Der Schädel Friedrich v. Schillers

Von

J. Kollmann (Basel)

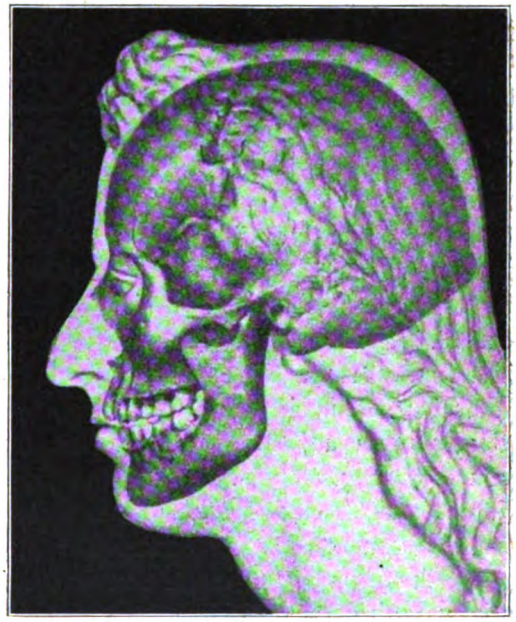
Die Frage nach dem echten Schillerschädel ist in den letzten Jahren wieder akut geworden. Seit dem Jahre 1883 hat sie freilich niemals vollständig geruht. Man war seit jener Zeit nicht mehr sicher, ob die Reste des Lieblingsdichters in der Fürstengruft zu Weimar wirklich die echten seien. Ein Anatom, Hermann Welcker, hatte vor dreißig Jahren den frommen Glauben schonungslos zerstört, der in der Fürstengruft in Weimar ruhende Schädel stamme von dem Dichter. Die pietätvolle Bewunderung war durchbrochen. Der Hallenser Anatom hatte ja gründliche Arbeit getan. Wer seine Abhandlung durchblätterte, war überzeugt von dem schweren Irrtum, in welchen man früher verfallen war. Welckers aufsehenerregende Schrift führte den Titel „Schillers Schädel und Totenmaske, nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants", Braunschweig 1883. Für Kants Schädel und Totenmaske hatte er durch Ineinanderpassen der Profillinie den Beweis erbracht, daß sie zusammengehören, aber für den vorhandenen Schillerschädel und die Totenmaske ergab sich die Unmöglichkeit ihrer Vereinigung, und daraus folgte die Verpflichtung, den in der Fürstengruft zu Weimar aufbewahrten Schädel als denjenigen Schillers mit Bedauern abzulehnen.

Vertreter verwandter Fächer, sowie auch Laien, haben wiederholt und bis in die neueste Zeit versucht, die Echtheit des vermeintlichen Schillerschädels, entgegen der Kritik Welckers, von neuem zu verteidigen. Allein schon dieser alten Kritik aus dem Jahre 1883 gegenüber war ein Erfolg ausgeschlossen, nach den neuesten Untersuchungen ist jeder Versuch nach dieser Seite hin aussichtslos. Bis in unsre Tage herein war es ja verständlich, daß man an der Auswahl des trefflichen Bürgermeisters Karl Leberecht Schwabe von Weimar festhielt. War sie doch nach bestem Wissen ausgeführt, von den damals maßgebenden Sachverständigen geprüft und von Goethe und dem Herzog Karl August gutgeheißen worden. Wer aber die neuesten Berichte über diese Vorgänge an sich vorüberziehen läßt, der kommt zur Ueberzeugung, daß so viel Pietät doch nicht genügend war, um vor einem glänzenden Irrtum zu schützen.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen ist es unerläßlich, auf den Tatbestand von einst und jetzt in Kürze einzugehen, der durch den Anatomen v. Froriep jüngst dargelegt wurde.

Nach der Entfernung der Gebeine und des vermeintlichen Schädels Schillers war kein zwingender Grund mehr vorhanden, das sog. Kassengewölbe, in welchem einst die Leiche Schillers beigesetzt worden war, trotz noch zahlreich vorhandener Leichenreste alter hervorragender Weimaraner vor der Zerstörung besonders zu schützen. Die Bürgerschaft Weimars strebte danach, den ganzen Kirchhof, auf dem sich die Gruft befunden hatte, zu beseitigen und an seiner Stelle einen öffentlichen Park anzulegen. Das geschah nach langen Verhandlungen; der Oberbau der Gruft, die sog. „obere Halle", wurde abgetragen und das darunter befindliche „Gruftgewölbe", in dem einst Schillers Sarg mit vielen andern aufbewahrt worden war, wurde zugeschüttet.



Der von Professor August v. Froriep (Tübingen) aufgefundene Schädel Schillers

Aus diesem Gruftgewölbe hatte einst C. L. Schwabe 23 Schädel und ein langes Skelett hervorgeholt. Für die Richtigkeit des Skelettes Schillers war ein wichtiger Anhaltspunkt vorhanden; Schiller besaß eine bedeutende Körperhöhe, nahezu 1,80 Meter, und für den Schädel war bestimmend die Größe. Schiller sollte ein ungewöhnlich großes Haupt besessen haben. Diese Vorstellung leitete Schwabes Hand; der Vergleich mit den vorhandenen Totenmasken Schillers schien mehr als befriedigend, und so wurde dem Skelett Schillers ein mächtiger, großer Schädel beigegeben und mit den Knochen feierlich bestattet.

Aber man hatte sich leider nicht im Skelett, aber in dem Schädel vergriffen, wie Welcker nachgewiesen hatte, der echte Schillerschädel mußte noch im Gruftgewölbe sich befinden. Froriep entleerte nun mit größter Sorgfalt, unter tagelanger Arbeit die Gruft und konnte aus Schutt und Moder viele Schädel herausholen, unter denen einer später nach eingehenden Studien und mühevollen Vergleichungen als Schädel Schillers erkannt wurde. Der Schädel war ohne Unterkiefer, aber es wurden mehrere Unterkiefer im Gewölbe gefunden. Einer derselben, der in der Nähe lag, fiel durch tadellose Bezahnung auf. Er paßte zu dem ebenfalls gut bezahnten Schädel.

Nachdem diese fundamentale Aufgabe zunächst glücklich gelöst war, handelte

Digitized by Google

es sich um den weiteren Nachweis, daß der Schädel Schillers und die Umrisse der Totenmasken, besonders die Profillinien ineinander paßten. Einige wichtige Abschnitte des gefundenen Kleinods waren glücklicherweise tadellos erhalten, wie der Nasenrücken und die Oberaugengegend, Wangenbein und Oberkiefer der einen Seite. Deren fundamentale Linien und Flächen lehrten durch das Studium der Totenmasken (es gab mehrere) und der Büsten, daß das Ziel erreicht war. Nur ein Ton des Zweifels klang dazwischen, erzählt Froriep. Er hatte einen großen Schädel erwartet, und nun war der gefundene nur von mittlerer Größe und von feinem, schlanken Bau. Hätten nicht einige derbe Abschnitte des Hinterkopfes eines andern belehrt, durch die Betrachtung des Gesichtes konnte man daran denken, den Schädel für einen weiblichen zu halten. Allein jeder Zweifel mußte schweigen, der Schädel paßte überraschend gut in den Umriß der Totenmaske, aber nicht in die größere Weimars, sondern in eine etwas kleinere. Diese auffallende Erscheinung konnte durch einen erfahrenen Bildhauer, den Professor Melchior v. Hugo in Stuttgart, zur vollen Zufriedenheit einwandfrei aufgeklärt werden.

Nun handelte es sich darum, den in der Fürstengruft beigesetzten Schädel mit dem neuentdeckten Schillerschädel zu vergleichen. Dieses vielumstrittene Objekt ist der lebenden Generation nur im Gipsabguß bekannt. Der Schädel selbst wurde am 16. Dezember 1827, früh 6 Uhr, in der Großherzoglichen Familiengruft auf dem neuen Gottesacker zu Weimar feierlich beigesetzt und in einem Sarkophag aus Eichenholz, der in eisernen Buchstaben die Aufschrift „Schiller" trägt, eingeschlossen. Vorher wurde auf Befehl des Großherzogs Karl August noch ein Abguß von dem Schädel genommen. Von diesem Objekt wurde eine Form hergestellt, die sich noch im Goethe-Nationalmuseum befindet. Zahlreiche Ausgüsse wurden von Sammlungen und Museen erworben.

Mit diesem Abguß mußte der neugefundene Schillerschädel genauestens verglichen werden (das Original selbst ist nicht erhältlich). Zwar hatte Welcker den Abguß dieses Schädels mit außerordentlicher Gründlichkeit untersucht. Seine Beweisführung hat um so größeres Gewicht, als in dem vorliegenden Sondergebiet anatomischer Forschung, nämlich der Feststellung der Form eines Schädels in seinen Beziehungen zu den Weichteilen, nur wenige Forscher die gleiche anerkannte Autorität genießen. Allein dennoch mußte die Vergleichung von Schädel und Totenmasken aufs neue und auf das genaueste durch v. Froriep durchgeführt werden, schon deshalb, um Wahrheit und Irrtum scharf zu scheiden. Denn jüngst hat Professor Neuhaus in der Zeitschrift für Ethnologie 1912 wieder behauptet, der Schädel in der Fürstengruft sei der echte. Allein die Einwände werden mit Umsicht und Genauigkeit vollständig widerlegt. Greifen wir aus Frorieps Begründungen einige Beispiele heraus, z. B. die Stirnbreite und den Augenabstand. Der neue Schädel besitzt eine geringere Augendistanz, womit der Abstand des innern Randes der Augenhöhle voneinander gemeint ist. An den Totenmasken und Büsten ist die Augendistanz größer, allein in mehreren Bildnissen ist das Auge doch auch an die Nasenwurzel nahe herangerückt.

Digitized by Google

Die Charakteristik des schweizerischen Dichters v. Salis-Seewis macht von der Erscheinung des Dichters überdies die bestimmte Angabe, daß Schiller nahe beisammenstehende Augen gehabt habe. Hier weist nun eine Büste (die Klauersche) und die Totenmaske den nämlichen durch die Technik bedingten Fehler auf, den Professor v. Hugo aufgedeckt hat, denselben Fehler, den Dannecker in seiner berühmten Schillerbüste vielleicht unbewußt begangen, wenn er die Augen weit auseinanderrückte zur Verherrlichung des Menschen und des Dichters. Die breite Stirn, welche die Büste aufweist, mußte naturgemäß einen weiteren Abstand der Augen herbeiführen. So war zwar eine anatomische Unrichtigkeit entstanden, aber Schiller dafür verkörpert, wie er im Bewußtsein der Menschheit fortleben wird. Und Froriep muß man unbedingt zustimmen, der sich nicht von dem Aussehen der toten Masken, sondern von dem anatomischen Sachverhalt am Schädel und den damit übereinstimmenden Angaben der Zeitgenossen in Wort und Bild bestimmen ließ. Denn das Objekt bleibt für den Naturforscher das entscheidende.

Zu einem andern wertvollen Beweismittel wurde das Nasenskelett des geborgenen Schädels. Man kann an jedem Schädel nachträglich feststellen, wie die Nase des Lebenden sich zur Mittelebene verhalten hat, ob sie gerade oder schief, ob nach rechts oder links abweichend gewesen ist. Die Totenmasken, sowohl die Weimarer wie die Schwabesche in Marbach und die Donndorfsche, zeigen nun deutlich eine leichte Abnormität an der Nase Schillers, und ebenso die Porträtbüste von Ludwig Klauer, und zwar in folgender Form. Die rechte Nasenhälfte steht etwas höher, namentlich an der Stellung des rechten Nasenloches erkennbar, und ist zugleich breiter; an der Totenmaske hat überdies der knöcherne Nasenrücken eine freilich unbedeutende Abweichung, nämlich einen schwach nach links gewendeten Nasenrücken. Wenn diese Merkmale unzweifelhaft zutreffend wiedergegeben sind, dann muß der von Froriep entdeckte Schillerschädel diese Merkmale ebenfalls aufweisen: der Schädel in der Fürstengruft oder dessen Abgüsse dürfen sie aber nicht besitzen. Die photographischen Dokumente, denn so darf man die von der Sonne gezeichneten Bilder nennen, lassen hier das Fehlen und dort die Gegenwart dieser Merkmale mit der größten Sicherheit erkennen. Wäre kein andres Indizium vorhanden, so würde dieses allein genügen, um mit aller Sicherheit das Urteil zu fällen, daß der in der Fürstengruft beigesetzte Schädel dem Dichter nicht angehört habe, daß dagegen der Schädel 34 der Froriepschen Grabung der echte Schillerschädel sei. In diesem hohen Grade bewerten die Anatomen diese anatomischen Tatsachen.

Das genaue Studium des Ober- und Unterkiefers und namentlich auch der Zähne hat ebenfalls wertvolle Beiträge zur Identifizierung geliefert, die wir in Kürze herausheben wollen. Am Oberkiefer zeigte sich in der Gegend des Eckzahns der linken Seite eine umschriebene Verdickung des Knochens, die zu den Wurzeln des zweiten Schneide- und des Eckzahns in Beziehung steht. Eine Verdickung solcher Art heißt in der Anatomie Jugum alveolare. Es ist in diesem Fall durch die kräftige Wurzel des Eckzahnes und der beiden Nachbarwurzeln hervorgerufen, wie dies eine Röntgenaufnahme mit unübertrefflicher Deutlichkeit

Digitized by Google

erkennen läßt. Besondere Bedeutung gewinnt nun dieser Befund durch den Umstand, daß die Totenmaske Schillers eine dem beschriebenen Knochenhöcker des Oberkiefers entsprechende hügelartige Erhebung der Oberlippe erkennen läßt. So wird dieses Verhalten der erwähnten Zahnwurzel ein wertvoller Beweis der Uebereinstimmung von Schädel und Totenmaske. Anatomie der Zähne und des Oberkiefers und das früher nicht beachtete zartmodellierte Relief der Oberlippe verbinden sich zu einem Identitätsbeweis, den jeder wahrnehmen kann, der die trefflichen Figuren auf sich wirken läßt, die keine menschliche Hand entworfen hat, sondern die Linse des photographischen Apparates und die chemischen Strahlen des Lichtes.

Am Oberkiefer ist u. a. noch eine Eigentümlichkeit bemerkenswert und von einschneidender Bedeutung, das Vorkommen einer Zahnlücke. In dem vortrefflichen Gebiß des neu erhobenen Schädels fehlt der zweite Backzahn des linken Oberkiefers. Er ist der einzige während des Lebens verlorene Zahn Schillers; alle andern waren bei der Beerdigung am Platz. An dieser Zahnlücke befindet sich nun kein Loch, sondern eine Knochennarbe. Die Vernarbung des Zahnfaches ist eine vollkommene, wie sie nur vorkommt, wenn der Zahn lange vor dem Tode entfernt war. Nun ist es durch das Zeugnis des Dieners Färber festgestellt, daß Schiller einen Backzahn sich habe ausziehen lassen. Aus einer zufälligen Angabe über Schillers Zahnleiden ergibt sich nun das Jahr 1790: „Er hat entsetzliche Zahnschmerzen, geschwollene Backen und mußte das Schnupftuch immer für den Mund halten, so daß er mit Mühe sprach." Diese Notiz findet sich im Tagebuch des dänisch-deutschen Dichters Baggesen, der ihn besuchte; sie ist eine Bestätigung für die Angabe des Dieners über das Ausziehen des Zahnes, für den Vernarbungsprozeß am Kiefer und für den Identitätsnachweis des Schädels mit demjenigen Schillers überhaupt. — Da sind noch andre anatomische Merkmale, aber wir wollen uns mit dem abschließenden Urteil der in München (Ostern 1912) versammelten Anatomen begnügen, das Professor Kallius-Greifswald formulierte. Die Versammlung schloß sich einstimmig dem Urteil Frorieps an, dahin lautend, daß der von ihm vorgelegte Schädel samt Unterkiefer der Schädel Schillers sei.

Können damit für die weitesten Kreise die Bedenken als beseitigt gelten, welche über die verspätete Entdeckung des echten Schädels in der Gruft des Kassengewölbes sich auftürmen mußten, so ist doch noch eines Umstandes zu gedenken, der ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, das ist die Größe von Schillers Schädel und das Gewicht seines Gehirns. Die Anatomie besitzt eine Anzahl genauer Methoden, um die Kapazität, den Rauminhalt des Schädels und das damit zusammenhängende Hirngewicht zu bestimmen. Die wiederholten Messungen ergaben als Durchschnittsmaß den Mittelwert 1410 Kubikzentimeter Kapazität. Daraus ergibt sich durch Berechnung ein Hirngewicht von nicht ganz 1300 Gramm, während bekanntlich das mittlere Gehirngewicht europäischer Männer auf 1360, nach andern Reihen auf 1375, ja sogar auf 1400 Gramm bestimmt worden ist.

Daß der reiche, umfassende Geist Schillers sich mit kaum 1300 Gramm

Digitized by Google

begnügen mußte, schien mindestens befremdend. Das Dogma vom Zusammenhang von Gehirngewicht und Intelligenz beherrscht ja die Vorstellung; allein die neuesten Untersuchungen haben dieses Dogma schwer erschüttert. Die geistigen Tätigkeiten sind nicht an das Gehirn als Ganzes, sondern nur an die graue Rinde des Großhirns gebunden, welche um so bedeutender wird, je mehr die Furchen in die Tiefe des Organes eindringen. Die „Furchenrinde" ist das Entscheidende, nur dafür gilt der Parallelismus mit der Höhe der Intelligenz. So erklärt sich die überraschende Erscheinung, daß Männer mit einem leichteren Gehirn die höchste Intelligenz zum Ausdruck bringen können. Es sind viele ausgezeichnete Gelehrte und Forscher bekannt geworden mit Gehirngewichten zwischen 1207 bis 1294 Gramm. Die Vollendung ihrer Organisation im Gehirn lag eben in den Tiefen der Furchenrinde. Man darf also auch über diesen Punkt zur Tagesordnung übergehen.

Die Gebeine Schillers haben niemals Zweifel an ihrer Echtheit hervorgerufen, dennoch hat Froriep genaue Untersuchungen auch hierüber angestellt und ist bezüglich des ersten Halswirbels zu Resultaten gelangt, die seinem Scharfsinn alle Ehre machen. Der erste Halswirbel, Atlas genannt, zeigt kleine, nur dem Fachmann bemerkbare Eigenschaften, die an sich in einem andern Fall gänzlich bedeutungslos wären, aber hier wieder, wie die andern schon erwähnten Zeichen, eine entscheidende Bedeutung gewinnen. Es ließ sich nämlich durch eine allerdings umständliche Vergleichung durch Messung und Zeichnung erkennen, daß eine ganz individuelle, identische Asymmetrie an Schädel und Atlas vorhanden sei, wobei sich eine genaue Kongruenz herausstellte. Damit war der Beweis einwandfrei geliefert, daß der erste Halswirbel wirklich zu dem Schädel 34 gehört. Denn eine so scharf ausgeprägte Verschiedenheit der Kopfgelenke rechts und links kommt mit solcher Uebereinstimmung zwischen zwei Personen nicht wieder vor. So wird diese unscheinbare Verschiedenheit zu einem starken Beweis für die Zusammengehörigkeit von Schädel und Wirbelsäule und dadurch zu einem neuen Beweis für die Echtheit des mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit und Hingebung entdeckten Schillerschädels.

Wer sich in dieser alle Gebildeten interessierenden Frage ein selbständiges Urteil bilden will, muß das große Werk Frorieps durchstudieren. Was oben nur angedeutet werden konnte, sei zum Schluß noch hervorgehoben: der Verfasser hat alle in Betracht kommenden Umstände anatomischer, biographischer und archivalischer Art auf das sorgfältigste geprüft und zu einem eisernen Ring von überwältigenden Beweisen vereinigt. Man darf der ganzen Welt verkünden: Jetzt ist durch die Ausdauer und die Umsicht des Tübinger Anatomen[1]) der echte Schädel Schillers in der Gruft, wenn auch erst nach langer Zeit, glücklich gefunden!

---

[1]) Der Schädel Friedrich v. Schillers und des Dichters Begräbnisstätte. Von August v. Froriep, Professor der Anatomie in Tübingen. Mit Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text. Leipzig 1913, Verlag von Johann Ambrosius Barth. Groß 4°.

Digitized by Google

Inmitten der Revolution von Mexiko

Von

Graf Vay de Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

I

Mein Aufenthalt in Mexiko brachte mich mitten in die Revolution. Nach vielen Schwierigkeiten traf ich endlich in Cuernavaca ein. Dieser alte Wohnsitz von Herman Cortes ist ein höchst anziehender Ort des ehemaligen Neuspanien. An wenigen Plätzen werden die Erinnerungen aus der Vergangenheit bemerkbarer und die Umgebung verlockender sein. Die Gegend ist eine der schönsten des malerischen Landes und der bekannte Hauptort des Staates Morelos bewahrt sich unverändert sein einstiges Gepräge.

Leider bildet die Landschaft bei ihrem wilden Charakter zugleich den hauptsächlichsten Schauplatz für Raubanfälle und Mordtaten. Obgleich ihre Entfernung von der Hauptstadt eigentlich gering ist, verursacht es ebensoviel Schwierigkeit als Gefahr, dahin zu gelangen. Die Eisenbahn könnte noch so gut gebaut sein, die Verbindung wird doch jeden Augenblick unterbrochen. Die Schienen werden beständig aufgerissen oder die Züge einfach angehalten und die Reisenden ausgeplündert, auch selbst getötet.

Ich wartete längere Zeit, bis ich in Erfahrung brachte, daß demnächst ein Zug abgehen würde, um Regierungstruppen und Munition auf den Kampfplatz zu bringen.

Schon sehr lange führt die Regierung einen gänzlich erfolglosen Krieg gegen die Aufständischen. Tausende von Truppen stehen im Feld, jedoch offenbar unfähig, die Guerillas aufzuhalten und dem Lande wieder Sicherheit zu verschaffen. Jeden Morgen bringen die Zeitungen traurige Berichte von neuen Kämpfen, Ueberfällen und Metzeleien. Um entschieden dagegen vorzugehen, dazu scheint es sowohl an Energie wie an Mitteln zu fehlen. Wie wäre es sonst möglich, daß in einem zivilisierten Lande weder Eigentum noch Leben der Bürger geschützt wird. So unglaublich es auch klingt, die Grundbesitzer müssen darauf gefaßt sein, jeden Augenblick vertrieben zu werden. Die Häuser sind beständig der Zerstörung ausgesetzt, und wer noch sein Leben retten kann, ist glücklich. Fortgesetzt überfallen Banden die großen Farmen, alles mitschleppend, was beweglich ist. Die eisernen Kassen werden geleert, die Pferde fortgeführt, alles, was den Plünderern brauchbar erscheint, gestohlen. Dabei entbehrt es nicht der Komik, daß die Räuber oft behaupten, für die Freiheit und das Vaterland zu kämpfen und — der Gipfel des Lächerlichen —, daß sie häufig förmliche Empfangsscheine über die entrissenen Gegenstände verabreichen, mit der Versicherung, sie so bald wie möglich zurückzubezahlen.

„Räuberwesen in der Verkleidung von Revolution oder Patriotismus"

Digitized by Google

wäre die richtige Bezeichnung für den gegenwärtigen Staat Mexiko. Denn nicht nur im Süden ist die Bevölkerung in Aufruhr, im Norden verhält es sich noch schlimmer. In Chiuahua wütet ein förmlicher Krieg und die Lage ist so ernst geworden, daß die daselbst zahlreich wohnenden Ausländer jenseits der Grenze Schutz suchen mußten. Infolgedessen sind die Minendistrikte und die ehemals so blühenden Eisenwerke vollständig verlassen.

In den ersten Tagesstunden begab ich mich an den Bahnhof von Buena Vista. Die Hauptstadt schlief noch, nur einige Peons, in ihre weiten, roten Decken gehüllt, die zugleich als Wohnsitz, als Nachtlager und als Kleidung dienen, schlichen durch die düsteren Straßen. So fröhlich und glanzvoll die Stadt auch am Tage erscheint, so kalt und dunkel wirkt sie von dem Augenblick an, da die Sonne, die große Zauberin, am Horizont wieder verschwindet.

Vor der Station im Freien finde ich ein Bataillon Soldaten. Ihre Gewehre sind in Pyramiden auf dem Boden zusammengestellt, ihre Bündel auf die Bajonette gesteckt. Sie kaufen noch allerlei Lebensmittel von den umherziehenden Verkäufern oder nehmen Abschied von Freunden und Verwandten, die sie begleitet haben. Ergreifende Szenen spielen sich ab, die zu Tränen rühren. Ein Fortziehen in den Krieg ist immer schwer, wie viel schmerzlicher aber, wenn es gilt, gegen die eignen Landsleute zu kämpfen, die Waffen auf die Brüder zu richten. Kaum je habe ich denn auch herzzerreißenderen Szenen beigewohnt. Bis zum letzten Augenblick klammerten sich die Leute an die Ihrigen, immer noch etwas sagend, einen letzten Kuß gebend.

Endlich erscholl das Abfahrtszeichen und der traurige Zug setzte sich langsam, wie ein Totenwagen in Bewegung. Das ununterbrochen klingende Geläute der großen Lokomotivglocke erhöhte den Eindruck eines Leichenzuges. An die Fenster der Abteile wurden Soldaten mit dem Gewehr in der Hand gestellt, um bei dem geringsten Verdächtigen Alarmzeichen zu geben. Die Offiziere ihrerseits nahmen die Plätze der Schaffner auf den Plattformen und den Bänken bei den Bremsen ein.

Zu Beginn beschrieb der Zug einen weiten Bogen durch die Vorstädte. Zuerst durch Chapultepec, das einzigartige Tuskulum der Aztekenkönige, in dem auch gegenwärtig das Staatsoberhaupt noch wohnt. Das mächtige, auf einen Felsen gebaute Schloß sieht stolz aus seiner dunkeln Umrahmung von Buschwerk nieder.

Auch Tacubaya, Mixcoac, Miranda gewähren mit ihren heiteren, blütenumwachsenen Landhäusern ringsum einen anmutigen Anblick. Je weiter die Bahn sich zur Höhe hinanwindet, je mehr wechselt der Charakter der Landschaft. An Stelle der südlichen Vegetation tritt rauheres Gebüsch und die Kaktusfelder weichen Tannenwäldern. Vor uns erheben sich die Berge immer mächtiger und die Maschine pustet und faucht, als ob sie schwer zu arbeiten hätte. Eine unbeschreiblich schöne Aussicht weitet sich vor dem Blick. Immer noch das Tal von Mexiko, jedoch von Westen gesehen. Die großen Vulkane erheben sich jetzt unmittelbar vor uns und die Ebene verliert sich in unendliche

Digitized by Google

Fernen. Zwischen duftigen Morgennebeln ruhen die Seen. Soeben beginnen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne im schimmernden Farbenspiel des Regenbogens die Dunstschleier zu zerreißen.

II

Das Bild ist so wunderbar, daß ich mich auf die Plattform begebe, es zu betrachten. Der Offizier auf seinem Beobachtungsposten macht mich darauf aufmerksam, daß der Platz unsicher ist, da die Banditen alle Augenblicke hinter Bäumen hervorfeuern. Einer seiner Kameraden, ein junger Offizier, wurde auf diese Weise vor wenig Wochen getötet. Man weiß nie, wann ein Schuß hierher trifft. Um mich zu überzeugen, zeigt er mir in der Wand des Wagens zahlreiche Kugelspuren.

Je näher die Gefahr, je weniger wird sie überschaut. In der Eisenbahn durch eine scheinbar ruhige Landschaft fahrend, ist es besonders schwer, sich vorzustellen, daß man jeden Augenblick gefangengenommen und ausgeplündert oder auch umgebracht werden kann, wie in den bewegten Zeiten, als die langen Züge der ersten Kolonisatoren diese felsigen, bewaldeten Berge überschritten.

Dichte Wälder erstrecken sich ringsum. Gewaltige Zedern und Zypressen breiten ihre, tiefe Schatten werfenden Zweige in dunklem, immer dauerndem Grün aus. In ihrer ganzen majestätischen Schönheit zeigt sich die Natur in dieser Wildnis. Selten mag sie ergreifender wirken als in solcher Einsamkeit. Nichts unterbricht die undurchdringlichen Wälder, keine Ansiedlung, keine menschliche Spur, nichts als jahrhundertealte Baumriesen, dunkle, mit samtigem Moos bedeckte Stämme. Dorniges Gestrüpp, ungeheure Farne verwehren ein Eindringen in das Dickicht.

Die Zapatistas, diese bäuerlichen Räuber, hätten keinen besseren Schlupfwinkel finden können. Sie dürfen sich vollkommen sicher fühlen in diesem, jede Annäherung ausschließenden Gebiet, das eines ihrer Hauptquartiere bildet und das sie nur verlassen, um nächtliche Raubzüge auszuführen oder plötzliche Angriffe auf die Eisenbahn zu unternehmen. Seit vielen Monaten dauert dieser anarchistische Zustand an, und zwar, was beinahe unverständlich, unmittelbar vor den Toren der Hauptstadt.

In Tres Maria hält der Zug, um Wasser aufzunehmen. Die Soldaten stellen sich in Reih und Glied schießbereit vor den Wagen auf. Dieser Angriff gegen die Wälder, gegen friedliche, leblose Bäume und Felsen erscheint mir sonderbar. Man unterrichtet mich, daß hier ein Hauptstandplatz der Banditen, die überall ringsum auf den Hügeln versteckt sind. Ihre Stellungen beherrschen den ganzen Schienenweg. Die Station macht den Eindruck einer rasch errichteten Festung. Sie ist umgeben von Barrikaden und schwach geschützt durch Schanzen. Die Fenster sind entweder vergittert oder ganz zugemauert. Alles beweist, daß man sich auf einem Verteidigungsplatz befindet. Zahlreiche Regierungssoldaten lagern neben den Schienen auf dem Plateau; eine Abteilung zu Pferde bildet eine Art Karree um die Station.

Digitized by Google

In ihrer phantastischen Kleidung könnte man die Leute selbst für Räuber halten. Mit den roten Röcken, weiten, fliegenden Mänteln und breitrandigen, bunten Hüten gleichen sie dem Fra Diavolo des Theaters. Es sind die Rurales, eine Art Gendarmerie, die für die Sicherheit des Landes verantwortlich sein sollten. Was vermögen sie jedoch gegen Trupps von Hunderten und Tausenden wohlbewaffneter Leute! Ueberdies stehen sie oft, wie mir gesagt wird, im besten Einvernehmen mit den Banditen. Daß die einfachen Bauern und Arbeiter mit den Aufständischen fühlen, ist nichts Neues, und in allen vom Räuberwesen heimgesuchten Ländern bekannt. Eine große Anzahl von Dorfbewohnern stehen nicht nur in Beziehung zu den Mordbrennern, sie nehmen auch oft an ihren Streifzügen teil. Durch Schwärzen des Gesichtes machen sie sich unkenntlich, und wenn eine Untersuchung von seiten der Behörden veranstaltet wird, findet man sie friedlich arbeitend auf den Feldern.

Der hübsche Name Tres Marias rührt von den drei stumpfen Bergspitzen her, die das kleine Plateau, auf dem die Station steht, umgeben. Es ist ein alter Krater, und wir befinden uns 9895 Fuß hoch. Seit langer Zeit haben die Ausbrüche aufgehört, jedoch ihre Spuren sind noch sichtbar. Große Blöcke Lava liegen überall umher und zeugen von furchtbaren Verwüstungen in ferner Vergangenheit.

Nach Ueberquerung der Wasserscheide führt die Bahn wieder abwärts in die Niederung. Nicht mehr in das Tal von Mexiko mit seinen silbernen Seen, sondern in die Ebene von Morelos, die sich nahezu bis an das Meeresufer ausdehnt. Ausnahmsweise günstige Bedingungen machen diese Gegenden zu einem wahren Kanaan. Die Pflanzungen von Zuckerrohr und andern halbtropischen Erzeugnissen sind stets eine unerschöpfliche Quelle des nationalen Reichtums gewesen.

Während die Bahn sich senkt, wechselt die Vegetation sichtlich. Wenn ihr die Nadelbäume auf der Höhe einen alpinen Charakter verleihen, so wird sie nun von Minute zu Minute südlicher. Die Aloe, der unvermeidliche „Begleiter" der mexikanischen Landschaft, erscheint wieder. Die Zedern werden durch Palmen ersetzt. An Stelle des Efeus umwuchern Orchideen die Zweige, und in der Ebene werfen die Felder mit Zuckerrohr ihre smaragdenen Schatten. Beim Anblick dieser üppigen Fruchtbarkeit versteht man, daß Mexiko trotz seiner Aufstände, Plünderungen, schlechten Verwaltungen und Räubereien viele Hilfsmittel besitzt und daß es wie in der Vergangenheit fortfährt, ungeheure Summen Geldes zu vergeuden. So oft man auch sagen hört, daß dies oder jenes aus Mangel an Mitteln nicht unternommen werden kann, so leicht werden doch stets für allerlei unnötige und wertlose Dinge Ausgaben gemacht. Wie meist bei den südlichen Völkern, scheint das Unerläßliche überflüssig zu sein, während der Luxus als Notwendigkeit angesehen wird.

Die Soldaten setzen die Gewehre beiseite und verlassen ihre Posten, denn die Landschaft weitet sich und man würde einen Angriff von weitem bemerken. Die armen Leute sind offenbar todmüde und sehen nicht aus, als ob sie gut

Digitized by Google

genährt wären. Beinahe ausnahmslos Indianer oder Mestizen, machen sie bei ihrem kleinen Wuchs einen zarten Eindruck. Indessen sind sie wegen ihrer außerordentlichen Zähigkeit und Ausdauer bekannt. Seit Kindheit an Entbehrungen gewöhnt, können sie leicht befriedigt werden.

Die junge Generation ist anders geartet. Man hört überall von sich auflehnenden Arbeitern. Eine der Ursachen des beständigen Streites beruht im Begehren der Bauern nach Boden und in der Verteilung der großen Besitzungen, die häufig bis in die Zeit der ersten Eroberung zurückzuführen ist. Die Arbeiter finden, daß sie, selbst ohne Grundeigentum, zu sehr von den Landbesitzern abhängen und, wenn auch nicht ihre Sklaven, so doch bis zu einem gewissen Grade ihre Hörigen sind.

III

Inzwischen erscheint Cuernavaca auf einem Hügel, rings von Schluchten umgeben und die ganze Ebene beherrschend. Das Bild wirkt bezaubernd. Die Silhouette der alten Stadt mit ihren Zinnenmauern und zahlreichen Kuppeln ist höchst anziehend. Der altertümliche Charakter ist so vollständig erhalten, daß man sich ins Mittelalter versetzt glauben könnte. Der berühmte Ort der Conquistadores wurde vergessen und blieb unberührt wie die alten in der Sierra Nevada oder in andern Winkeln von Alpuhara verlorenen „Adlernester".

Für dieses entzückende, farbenprächtige, von der unvergleichlichen mexikanischen Sonne bestrahlte Bild gibt die üppige Vegetation einen würdigen Rahmen. Die schlanken Palmen breiten ihre Blätterbüschel aus. Lorbeeren fassen die Bäche ein, und der Jasmin ziert die Felsen. Welch selten blütenreicher, wonniger Ort! Sein weltbekannter Ruhm der Schönheit und der Ruhe ist wohl begründet.

An dem verfallenen Stadttor prüfen und untersuchen Soldaten jeden Ankommenden. Ich vergaß vollständig, daß sich die Stadt im Zustand der Belagerung befindet und daß mancherlei Förmlichkeiten zu überwinden sind, um hineinzugelangen. Alles ist in Waffen. Patrouillen durchschreiten die Straßen. Wachen ersteigen die Wälle. Truppen haben die öffentlichen Plätze besetzt. Der Eindruck ist derart kriegerisch, daß ich mir leicht einbilden könnte, in den Zeiten der Kämpfe des Cortes zu sein. Es war dieser große Kriegsheld, der die Stadt der Tlahuicas, eines Indianerstammes, eroberte. Diese Untertanen der Azteken wurden durch sie im Jahre 1521 den Spaniern ausgeliefert.

Der Ort gefiel Cortes so sehr, daß ihn Kaiser Karl V. mit weiteren ungeheuer großen Gebieten ihm zum Geschenk machte. Zehn Jahre später, nach seinem zweiten Aufenthalt in Mexiko, ließ Cortes den berühmten Palast erbauen, der bis heute die größte Zierde der Stadt geblieben ist und gegenwärtig als Abgeordnetenhaus dient. Seinem Aeußern nach ist das Gebäude von gewaltiger Wirkung; eine schwere, schön gegliederte Masse. Mächtige Bogen, von schlanken Säulen unterstützt, nehmen sich im Hintergrunde eines weiten Hofes außerordentlich gut aus. Eine der Ecken des Baues wird von einem

Digitized by Google

hohen Turm eingenommen. Den weitaus schönsten Schmuck verleiht ihm jedoch die wuchtige Zinnenverzierung, die die Mauern des alten Schlosses in ihrer ganzen Ausdehnung krönt.

Wechselvolle Zeiten kamen für den Palast, seit der stolze General seine Augen für immer geschlossen hatte. Seine jetzige Bestimmung hat nicht zu der Verbesserung seiner künstlerischen Ausschmückung beigetragen. Der Einrichtung für die oft lärmenden Landtagssitzungen mußte mancher persönliche Ton geopfert werden. Wenigstens blieb der kleine Garten mit seinen schattigen Laubgängen durch alle Zeiten unberührt in seiner unvergleichlichen Schönheit.

Einen ähnlich köstlichen Zufluchtsort bildet der berühmte Garten des La Borda. Ungemein anmutend wirkt durch seine altmodisch ländliche Anlage die Vereinigung von Grün, Wasser und Architektur. Prächtige Terrassen, Wasserbecken, Hecken und Statuen mischen sich in einem idealen Labyrinth. Schattige Winkel wechseln mit sonnigen Ausblicken. Kaskaden plätschern neben duftenden Blumenbeeten. Natur und Kunst vermengen sich in glücklichster Lösung.

La Borda, der einstige glückliche Besitzer dieses Edens, war ein erfolgreicher Unternehmer. Nachdem er zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Mexiko eintraf, wußte er sich unerschöpfliche Gold- und Silberminen zu verschaffen. Dadurch wuchs sein Vermögen in kurzer Zeit ungeheuer an, und er gab das unerwartet gewonnene Geld mit großer Leichtigkeit wieder aus. Von den prächtigen Palästen, die er bauen ließ, ist jener in Cuernavaca einer der hervorragendsten. Der Garten mit den exotischen Pflanzen war eine seiner Lieblingsschöpfungen. Man erzählt sich, daß er Unsummen hinein verwendet habe. Es mag sein, obgleich die Statuen, Springbrunnen, Geländer ziemlich kunstlos sind und der Stein oft durch Gips ersetzt oder die Mauern einfach beworfen wurden. Vielleicht verleiht eben diese naive Note dem sonnigen Retiro seinen trauten Zauber.

Der altertümliche Charakter überhaupt macht Cuernavaca so anziehend. Die engen, mit großen Steinplatten gepflasterten Gassen und in allen Farben bemalten Häuser zu beiden Seiten erinnern an die Zeiten, als es auf dem Höhepunkt seiner Blüte stand, da der stolze Eroberer in seinem prächtigen Palast einen glänzenden Hof hielt als absoluter Herrscher in „Neuspanien".

Um die längst vergangenen Zeiten noch lebhafter erstehen zu lassen, fehlt auch heute die nach allen Richtungen patrouillierende Wache nicht. Der freie Platz vor dem Palast scheint der Treffpunkt für das in der Stadt zusammengezogene Militär zu sein. Im Schatten der üppigen Bougainvillia und Rosengesträuche, der tiefrot blühenden Noche-Buena, der beliebtesten Pflanzen des Landes, erfreuen sich diese tapferen Söhne des Mars in dieser Weltverlorenheit einer sorglosen, wohltuenden Ruhe.

Waffen und Blumen geben eine merkwürdige Mischung. Gewehre gegen Rosenbüsche gelehnt, scheint eine Unvereinbarkeit. Die Zerstörer des Lebens und die Aeußerung ewigen, fruchtbaren Gedeihens, eines neben dem andern, fallen durch ihre Gegensätzlichkeit unwillkürlich auf. Die sonnige Piazza von Cuer-

Digitized by Google

navaca mit ihren farbenfrohen Blumenbeeten und dem Musiktempel, von Soldaten belagert, mit Munition bedeckt, gewährt einen ungewöhnlichen Anblick.

Von der Seite des Marktes her nähern sich Leute in atemloser Eile. Sie scheinen alle äußerst erregt und besprechen, aufs lebhafteste bewegt, die soeben eingetroffenen neuesten Nachrichten. Auf dem Markt, dem Mittelpunkt des Verkehrslebens, erfahre ich von den letzten durch die Zapatistas begangenen Schreckniſſen. Es scheint, daß der Zug, mit welchem ich ankam, auf der Rückfahrt nahe Sollano angehalten wurde. Die Insurgenten sollen eine wahre Schlacht gegen das Geleite geliefert haben. Die Zahl der Opfer wird als sehr hoch bezeichnet und der Kampf als ein äußerst erbitterter.

Die reitenden Boten jagen nach der Wohnung des Kommandanten. In der Kaserne ertönen Trompetensignale. Ein Bataillon macht sich in aller Eile marschfertig, um sich auf den Kampfplatz zu begeben. Der sonst so stille Ort widerhallt von Waffengeklirr, vom Stampfen der Pferde und von Kommandorufen. Alles ist in höchster Erregung begriffen.

Zapato scheint Cuernavaca angreifen zu wollen. Er trachtet nach einem günstigen Augenblick, um die Stadt zu überfallen. Der allgemeine Aufruhr ist also begreiflich, der Schrecken der Bevölkerung gerechtfertigt, und die angstvollen Szenen um mich her entbehren nicht der Begründung. Cuernavaca, die starke Schutzwehr von einst, wird wieder einmal belagert.

IV

Auf der letzten Strecke meiner langen Reise angelangt, bleibt mir bis zur Hauptstadt nur noch eine kurze Tagesfahrt. Hinter Queretaro fängt der Zug zu steigen an. Immer weiter und weiter wird der Blick über eine der fruchtbarsten Hochebenen Mexikos, dieses für jegliche Art von Bebauung geradezu idealen Landes. Der treffliche Boden bringt die begehrtesten Getreidearten hervor, und das wunderbare Klima besitzt, wenn die Sommerregen nicht ausbleiben, alle zu ihrem Gedeihen erforderlichen Bedingungen. Die enthusiastischen Berichte der ersten Eroberer schildern uns denn auch die lebhafte Freude, mit der die kühnen Reisenden ein so wunderbar fruchtbares Land begrüßten. Besonders den Andalusiern mußte es vorkommen, als ob sie in ein Märchenland versetzt wären. Zudem bietet die Gegend heute noch eine Fülle von Erinnerungen an vergangene Tage. Hier wölbt sich eine Brücke mit schweren Steinbögen über dem Abgrund, dort unten liegen, als beredte Zeugen aus wilder Zeit, festungsartige Gehöfte, und in der Ferne erglänzen die Kuppeln der Missionsstationen.

Eine derselben, anmutig am Fuße des Berges gelegen, führt den mythologischen Namen Herkules, der vermutlich seinen Ursprung dem gewaltigen Wasserleitungswerk verdankt, wodurch Queretaro ehemals mit Wasser versehen wurde. Heute stehen hier Baumwollemühlen und geben ihm eine gewisse Berühmtheit und viel Bewegung. Die Gegend ist lieblich und die Vegetation von außerordentlicher Ueppigkeit; die Früchte sind sehr gesucht.

Digitized by Google

Trotz der recht primitiv scheinenden Hilfsmittel gedeiht die Landwirtschaft offenbar ausgezeichnet. Die konservativen Landwirte verhalten sich jeder Neuerung gegenüber mißtrauisch. Fast immer bedienen sie sich der gleichen Einrichtungen wie schon vor Jahrhunderten. Die modernen Maschinen flößen den Eingeborenen wenig Vertrauen ein, sie ziehen die Handarbeit vor. Auf den unermeßlichen Feldern werden Legionen von Arbeitern beschäftigt und durch berittene Verwalter beaufsichtigt, welche für die geleistete Arbeit verantwortlich sind. Daher spornen sie die ermatteten Scharen bald durch Aufmunterung, bald durch Schelten unaufhörlich zur Arbeit an.

In San Juan de Rio wird unser Zug wieder einmal von Eßwarenverkäufern buchstäblich überfallen. Neben Milch, Pulque, Brot und Früchten bieten die Bauern alle möglichen Leckerbissen an. Diese improvisierten Picknicks sind ganz charakteristisch für die Reisen durch Mexiko. Während des Aufenthaltes in den Stationen verläßt jedermann den Zug, um an den von indianischen Unternehmern herbeigebrachten zusammenlegbaren Tischchen irgendeine Speise zu kosten. Alle Arten von Nationalgerichten, würzige Ragouts, gehacktes Fleisch sind zu haben. Die Lieblingsspeise sind indessen die Encielandas, eine Fleischpastete, die einige Aehnlichkeit mit Pirochqui, der Hauptspeise an den sibirischen Bahnhöfen, hat. Nach allem, was ich vorgesetzt bekam, ist die mexikanische Küche nicht schlecht, sogar ziemlich reichhaltig. Auch das Zuckerwerk, das beständig gekaut wird, verdient seinen guten Ruf. Die Zubereitung der Süßigkeiten hat hier keine geringere Bedeutung für die Kochkunst als in Spanien. Und wie dort wiederholen sich täglich die gleichen Vorgänge auf der ganzen Reise. Ueberall bringen, hier allerdings einfache Indianer und Indianerinnen, ihre sich stets gleichbleibenden Gerichte und stellen sich auf der der Station gegenüberliegenden Seite längs der Wagenreihen auf. Der Ursprung dieses seit langen Jahren bestehenden Gebrauches scheint noch in den Tagen des früheren Postverkehrs zu liegen.

Tula, die letzte ansehnliche Ortschaft auf dem Wege nach der Hauptstadt, war früher bedeutender als heute mit nur zweitausend Einwohnern. Damals war es der Hauptsitz der gefürchteten Toltec. Dieser mächtige Stamm, von dem in der Geschichte nur wenig bekannt ist, herrschte in diesen Landstrichen vom siebenten bis in das zwölfte Jahrhundert. In zahlreichen, zum Teil noch bestehenden Monumenten und Bildhauerarbeiten finden wir die Beweise einer vorgeschrittenen Zivilisation. Die in der Umgebung der Stadt und auf dem großen Platz zerstreuten Ueberreste, Statuen und allerlei Bruchstücke, auch kabbalistische Zeichen aus Porphyr, bilden eine wahre Zierde.

Die Toltec gelten auch für die Erfinder des Nationalgetränkes Pulque. Sie waren die ersten, die den Kaktus angepflanzt und seinen Saft zur Gärung gebracht haben, und die Vermutung liegt nahe, daß der Niedergang und schließliche Ruin des Stammes auf den Mißbrauch dieses Alkohols zurückzuführen ist. Heute sind die Toltec vollständig verschwunden, ohne daß sich ihre Spur verfolgen ließe. Der Kaktus jedoch besteht weiter; er wird in ganz Mexiko

Digitized by Google

gepflanzt. Durch so viele Jahrhunderte ist der Pulque der Nektar, zugleich aber auch der Ruin des Volkes geblieben.

Zahlreiche, jedoch unwichtige Stationen folgen noch. Auch einige Gehöfte, die früher zu den jetzt aufgehobenen Missionen gehörten; sie stammen aus der Zeit der Eroberung und wurden nach der Revolution eingezogen, offenbar weniger, um unter die Arbeiter verteilt zu werden, als zum Zweck dunkler Spekulationen zu dienen. Dadurch sind eine große Anzahl von Bürgern Millionäre geworden und bilden eine Art Aristokratie. Die alten spanischen, nach der Kolonie gezogenen Familien jedoch sind entweder in ihr Heimatland zurückgekehrt oder leben in bescheidenen Verhältnissen.

Die Lokomotive hat eine letzte Anhöhe überwunden, und vor dem Blick breitet sich eine wunderbar schöne Aussicht aus. Das Tal von Mexiko zeigt sich in seiner ganzen Schönheit. Ein weit ausgedehntes prächtiges Panorama! Wie begreiflich ist die Begeisterung aller, die es gesehen haben! Ist doch auch Humboldt unerschöpflich in seinen Lobpreisungen und wie bezaubert durch seine Naturschönheit.

Auf meinen vielen Reisen in allen fünf Erdteilen habe ich die schönsten Orte der Welt gesehen. Vergleiche anzustellen wäre von keiner Bedeutung. Die Lagen und Bedingungen der verschiedenen Landschaften sind oft so entgegengesetzt, daß sich schwer eine Parallele ziehen ließe. Jede besitzt ihre Eigenart, ihre besondere Lokalfärbung.

Die Schönheit des Tales von Mexiko mit seinen silberglänzenden Seen, den sie umgebenden Bergen, mit den weißschimmernden Gipfeln der riesigen Vulkane beruht hauptsächlich in seiner Stimmung. So wunderbar in der Landschaft die weite Ebene mit ihrem Texcoco und Chaleo, die Schneehäupter des Iztaccihuatl und des berühmten Popocatepetl wirken mögen, den größten und unvergleichlichsten Zauber verleihen ihr doch die einzigartigen Beleuchtungen, ihre zitternde, durchsichtige Atmosphäre!

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Der 4./16. November ist wieder ein trüber, nebliger Tag.

Der Fürst fährt nach Bogot, wo er den Großfürsten nicht sehr wohl antrifft. Er erfährt hier, daß Skobelew in dem Nachtgefechte verwundet worden ist, glücklicherweise nur ganz leicht. — Der Großfürst begibt sich trotz seines leidenden Zustandes nach den Batterien hinaus, während Fürst Carol zunächst

Digitized by Google

nach Tutschenitza zu General v. Todleben fährt. Dieser aber, der bereits wieder imstande ist, sein Quartier zu verlassen, ist draußen bei den Batterien, und so reitet der Fürst ihm nach und konferiert mit ihm und dem Fürsten Imeritinski, bis der Kaiser mit seiner gesamten Suite gleichfalls dort eintrifft. — Der Großfürst ist nach einer Weile, während deren einige Salven auf Plewna abgegeben werden, von dem kalten Winde, der den Nebel bald zerreißt, bald zusammenballt, gezwungen worden, in sein Quartier zurückzukehren. — Fürst Carol bleibt noch eine Stunde mit dem Kaiser in den Batterien und reitet dann mit ihm auf einem näheren Wege nach Poradim, wo sie in scharfem Trabe noch vor Anbruch der Dunkelheit eintreffen.

Bratianu hat mit dem Kaiser über die zukünftige Stellung Rumäniens gesprochen und teilt abends dem Fürsten die Einzelheiten dieses Gesprächs mit: Als er, außer der Anerkennung der Unabhängigkeit, auch den Wunsch Rumäniens berührt hatte, gewisse Punkte an der Donau als Pfand besetzt zu halten, hatte der Kaiser sich zwar ausweichend, aber in wohlwollender Weise dahin geäußert, daß er eine direkte Verpflichtung noch nicht eingehen, sondern nur versichern könne, daß Rumänien es nie bereuen werde, in den Krieg eingetreten zu sein.

Seit Beginn der schlechten Witterung hat der Fürst die russische Armeeleitung darauf aufmerksam gemacht, daß die Verbindung des russischen Heeres mit der Heimat schwer aufrechtzuerhalten sein würde, falls die Donau nicht etwa fest zufriere, da die hölzernen Pontonbrücken den Winterstürmen nicht standhalten könnten. Infolgedessen hat man in Rußland eine zerlegbare eiserne Brücke bestellt, deren Eintreffen man mit Ungeduld entgegensieht.

Den 5./17. November kommt Prinz Arnulf von Bayern vom Schipkapasse zurück, den er in tiefem Schnee gefunden hat. Er schildert die schweren Leiden der Truppen, die in der furchtbaren Kälte bei höchst mangelhafter Verpflegung dort biwakieren müssen. Augenblicklich herrsche vollständige Ruhe auf beiden Seiten; die Verschanzungen der Russen schienen ihm uneinnehmbar zu sein.

Jon Bratianu kehrt nach Turnu-Magurele zurück. Der Fürst hat mit ihm vereinbart, daß Rahowa und einige andre Punkte an der Donau bis zum Friedensschluß von den rumänischen Truppen besetzt bleiben sollen, und er hat sich anheischig gemacht, beim Kaiser durchzusetzen, daß auch Nikopoli der rumänischen Obhut übergeben werde.

Der Fürst besichtigt die in Poradim für das IX. und IV. Korps eingerichtete Bäckerei, die seinen Beifall findet.

General Fürst Imeritinski hält dem Fürsten Vortrag und unterbreitet ihm einen Tagesbefehl, nach welchem die verstärkte Westarmee fortan Belagerungsarmee genannt werden soll und insgesamt unter den Befehl des Fürsten Carol gestellt wird.

Der Fürst unterschreibt diesen Tagesbefehl, der folgenden Wortlaut hat:

Digitized by Google

„Par ordre du jour à l'armée active du 3 Novembre, Son Altesse Impériale le Grandduc, Commandant en chef de l'armée, a ordonné que, après avoir détaché du Corps d'Occident les troupes sous les ordres du Général Gurko, il soit formé de toutes les troupes russes et roumaines qui se trouvent dans les environs de Plewna, un Corps d'Investissement sous Mon Commandement immédiat, avec l'Aide-de-Camp Général Todleben pour Adjoint; le Lieutenant-Général Prince Imeritinski est nommé Chef d'Etat-Major de ce Corps. Portant ces dispositions à la connaissance des troupes, j'ordonne en même temps de diviser Nos positions autour de Plewna en sections, placées sous les ordres des Généraux suivants (folgen die Namen der Generale). Carol."

Dieser Sektoren, in die von nun an der ganze russisch-rumänische Zernierungsgürtel zerfällt, sind sechs. Den ersten und größten Sektor (etwa 15 Kilometer), vom rechten Widufer bis an die Griwitzaredoute, welchem nahezu 30 Erdwerke, Redouten, Lünetten, Redans und Batterien, untereinander durch Schützengräben verbunden, große Widerstandskraft verleihen, hält General Cernat mit 36 Bataillonen und 96 Geschützen besetzt. Den zweiten, bis an die Straße Plewna—Rustschuk, hält General Krüdener mit 21 Bataillonen und 72 Geschützen. Den dritten, bis an die Tutschenitzaschlucht, hält General Sotow mit 14 Bataillonen und 64 Geschützen, darunter 28 Belagerungsgeschützen. Den vierten, bis an den Taleinschnitt von Krtuschab, hält General Skobelew mit 27 Bataillonen und 96 Geschützen. Den fünften, bis an den Wid, hält General Katalei mit 16 Bataillonen (3 Gardedivisionen) und 54 Geschützen. Den sechsten, westlich des Wids, hält General Ganetzki mit 24 russischen Bataillonen und 108 Geschützen sowie mit einer Brigade der rumänischen IV. Division und einer Batterie; die letzteren stehen bei Dolnji-Netropol und stellen die Verbindung mit dem ersten Sektor (General Cernat) her.

Die rumänischen Truppen halten fast ein Drittel der ganzen Zernierungslinie besetzt. Die Kavallerie steht hauptsächlich jenseits des Wids. Es stehen unter dem Kommando des Fürsten Carol 100 000 Mann. Osman-Pascha verfügt dagegen nur über 56 000 Mann.

General Gurko ist mit seiner Avantgarde (unter General Dandeville) schon aufgebrochen und bis Jablanitza gekommen. General Skobelew hat wiederum, wie an den vorhergehenden Tagen, Angriffe der Türken auf seine Positionen abzuweisen gehabt.

General v. Todleben hat folgenden Befehl an die Truppen der Plewnaer Belagerungsarmee ergehen lassen: „Durch Befehl vom 3./15. November an die Truppen der Operationsarmee bin ich zum Adlatus des Kommandeurs der Plewnaer Belagerungsarmee, Seiner Hoheit des Fürsten Carol von Rumänien, ernannt worden. Zu dieser Belagerungsarmee gehören: das Grenadierkorps, IV. und das IX. Armeekorps, die IV. und IX. Kavalleriedivision und das rumänische Armeekorps, die III. Gardedivision, die 3. Schützen- und die 2. Sappeurbrigade, der 3. und 4. Militärtelegraphenpark. Indem ich dieses

Digitized by Google

den zur Belagerungsarmee gehörenden kaiserlich russischen Truppen eröffne, weise ich sie an, in allen Fragen, die sich auf Kommandoverhältnisse beziehen, sich an mich zu wenden."

Fürst Carol telegraphiert dem Großfürsten: „En ce moment je reçois la nouvelle que les Turcs concentrent précipitamment des troupes près de Sofia. Sept bataillons arrivés de Bosnie ont quitté Nisch pour se concentrer à Orhania, en même temps qu'une division, venue de Chipka, après avoir traversé les montagnes. A Orhania qui est sous le commandement de Mehemet Ali, il y a des retranchements considérables."

Aus den Erzählungen gefangener Türken, die aus Hunger nach Wrbitza geflohen waren, läßt sich schließen, daß in Plewna die Provisionen bald gänzlich aufgezehrt sein werden. Infanteriemunition ist noch genügend vorhanden. Die Pferde erhalten schon seit langem nur Mais, doch ist in Plewna überhaupt wenig Kavallerie, da Osman-Pascha dieselbe, solange der Weg noch frei war, nach Sofia geschickt hat.

Am 6./18. November wird in der kleinen Kirche zu Poradim das Fest des Gardehusarenregiments gefeiert.

Nachmittags trifft die Nachricht von der Einnahme von Kars ein, welche eine ungemein große Freude hervorruft.

Am 7./19. November erledigt der Fürst früh eine ganze Reihe von Staatsgeschäften, deren Akten durch einen Offizier nach Bukarest expediert werden.

Sodann begibt er sich vormittags zur russischen II. Division. An der sog. Kaiserredoute, unweit der Tutschenitzaschlucht, trifft er mit dem Großfürsten zusammen. Um 1 Uhr kommt auch der Kaiser dorthin, und es wird unter freiem Himmel, inmitten der Truppen, die ein Karree bilden, ein Dankgottesdienst für die Einnahme von Kars abgehalten. Es ist eine großartig schöne Feier, die Musikkorps spielen, der herrliche Gesang erhebt die Herzen, und rund umher geben sämtliche russische Batterien drei Salven ab.

Nachdem der Kaiser und der Großfürst heimgefahren sind, konferiert Fürst Carol noch mit dem General v. Todleben und begibt sich dann zu Pferde nach den Batterien von Raditschewo. Um den Weg abzukürzen, reitet er mit seinem Stabe und seiner Eskorte durch eine Talsenke zwischen den türkischen Redouten und den russischen Batterien hindurch — ein Wagnis, das er unternimmt, weil die Türken schon lange nicht nach dieser Seite geschossen haben. Allein kaum erblickt der Feind die so dicht an seinen Linien entlang reitende große Schar, als er aus zwei Redouten auf sie zu feuern beginnt. Mit einem Male eröffnen auch die russischen Batterien des dritten Sektors das Feuer; der Fürst setzt sich in Galopp, um möglichst rasch die letzteren zu erreichen. Als er bei der ersten Batterie angelangt ist, kommt ihm der die Artillerie kommandierende General v. Meller-Sedlinski entgegen, der seine Gefahr gesehen und darum schnell das Feuer seiner Geschütze auf die türkischen Redouten konzentriert hat, um diese zum Schweigen zu bringen. Fürst Carol, der diese Absicht des Generals sofort erkannt hat, dankt demselben für die bewiesene Geistesgegenwart und sagt ihm,

Digitized by Google

daß er ihm zum Andenken an diese kleine Episode die Tapferkeitsmedaille senden werde.

General Gurko hat von Tetewen über Bulgarski-Isvor Jablanitza und Staroselo nach Wratza einen Beobachtungskordon gezogen; auch eine Telegraphenverbindung mit Bogot ist hergestellt worden.

Am 8./20. November findet in Poradim für die kaiserliche Eskorte und die im Dorfe lagernden Truppen ein Tedeum für die Feier der Einnahme von Kars und des Michaeltages statt. Der Kaiser wohnt demselben mit dem Fürsten zu Pferde bei.

Am 7./19. hat der Großfürst Michael seinen feierlichen Einzug in Kars gehalten. Er berichtet von dort, daß die sieben Sturmkolonnen, die gegen die Forts und Vorwerke der Festung vorgegangen sind, mit außerordentlicher Tapferkeit und Todesverachtung gekämpft haben. Trotz der Dunkelheit riß das Feuer der Türken große Lücken in die Reihen der Stürmenden, und die Türken ergriffen wiederholt die Offensive, aber um 3 Uhr morgens waren die Russen im Besitz aller fünf Forts auf dem rechten Ufer des Flusses. In der Stadt hatten sie noch einen erbitterten Straßenkampf zu bestehen, die Zitadelle mußte gestürmt werden und ergab sich erst um 5 Uhr früh; ein Durchbruchsversuch der Besatzung nach Westen und Nordosten wurde von der Kavallerie vereitelt, und um 8 Uhr fielen auch die letzten Forts auf dem linken Ufer durch einen von General Roop geleiteten energischen Angriff: die von allen Seiten eingeschlossene Besatzung derselben verhandelte durch einen Parlamentär mit dem General und mußte schließlich in die verlangte bedingungslose Uebergabe willigen. Fünf Paschas und 17000 Mann gerieten in Gefangenschaft, 300 Geschütze und enorme Vorräte wurden erbeutet. Weit über 2000 Türken waren tot oder verwundet, und in den Spitälern liegen außerdem noch Tausende von Kranken und Verwundeten. Allerdings sind auch die russischen Verluste nicht gering: gefallen ein General (Graf Grabbe), 17 Offiziere und 500 Mann, verwundet ein General, 58 Offiziere und etwa 1800 Mann.

Gestern hat von Rustschuk aus eine starke türkische Kolonne einen Angriff auf die vorgeschobenen russischen Truppen bei Pirgos gemacht, der aber nach kurzem Kampfe, in welchem die Russen etwa 200 Mann verloren, zurückgewiesen wurde.

Den 9./21. November in der Frühe erhält der Fürst im Fort Alexander, wohin er mit dem Prinzen von Battenberg gefahren ist, die Nachricht, daß die rumänischen Truppen Rahowa besetzt haben. Der Fürst telegraphiert hierüber sofort dem Großfürsten: „Je suis heureux de l'annoncer que Rahowa est entre nos mains. L'attaque a eu lieu lundi 7/19. Les positions n'ont pas pu être en levées jusqu'au soir. Néanmoins les Turcs ont abandonné la ville et ont été poursuivis par la cavalerie et un bataillon d'infanterie. Le lendemain matin le Général Lupu a passé le Danube sur pontons avec 500 Dorobantzi et a occupé à Rahowa où tous les détachements se trouvent en ce moment. Nos pertes connues jusqu'ici sont de 2 Majors et

Digitized by Google

2 Lieutenants tués, 1 Lieutenant Colonel et 3 Officiers inférieurs blessés, 76 soldats tués et 139 blessés. Hier nos batteries de Calafat ont coulé un monitor. Demain j'espère pouvoir le donner de plus amples détails."

Nachdem der Fürst dann, begleitet von General Cernat und dessen Stabe, einen Teil der rumänischen III. Division inspiziert hat, bricht er nach der Lünette Tudor auf, gerät aber unterwegs in einen so dichten Nebel, daß er kaum zwei Schritt weit sehen kann und mit Mühe sein Ziel erreicht. In der Lünette spricht der Fürst mittels des Feldtelegraphen mit Bratianu, der in Bechet ist, über die Einnahme von Rahowa und erfährt, daß das 1. Dorobanzenregiment am Ogost dem abziehenden Feind den Weg verlegt, zwei Stabsoffiziere (die Majore Jene und Giuresku) tot, einer verwundet, 5 Offiziere und 200 Mann tot oder verwundet sind.

Oberst Slaniceanu scheint sich bei der Attacke nicht besonders geschickt benommen und die Truppen zu rasch zurückgezogen zu haben. Deshalb wird Oberst Lecca den Befehl über das Detachement erhalten und dasselbe zum Angriff gegen Lom-Palanka führen.

General Gurko berichtet, daß nach den von ihm angeordneten Rekognoszierungen das Defilee von Prawetz und die Stellung von Orhanieh durch die Türken, wie es heißt durch 20000 Mann unter Schakir-Pascha, stark befestigt worden sind.

Am 10./22. November begibt sich der Fürst zum Kaiser und berichtet über die Kämpfe bei Rahowa.

General Baron v. Meyendorf, der über die Roschioribrigade, ein russisches Ulanenregiment und je eine rumänische und eine russische reitende Batterie verfügte, hatte südlich und westlich von Rahowa zu operieren; Oberst Slaniceanu dagegen stand mit seinem Detachement (etwa 6000 Mann) am 6./18. November 4 Kilometer östlich von Rahowa auf dem Plateau von Selanowzi, während General Lupu mit dem 3. Dorobanzenregiment und zwei Batterien auf dem linken Donauufer bei Becket sich befand. Am 7./19. November wurde ein Bataillon des 1. Dorobanzenregiments dem General Meyendorf abgegeben, der einen Scheinangriff von Skit und Ogost her zu machen hatte. Um 9 Uhr vormittags eröffneten die 18 Geschütze Slaniceanus, die zwei Batterien bei Becket und die beiden Batterien Meyendorfs ein konzentriertes Feuer auf die Befestigungen von Rahowa, das die Türken energisch erwiderten. Nach dreistündiger Beschießung ging das 10. Dorobanzenregiment zum Angriff auf eine kleine vorgeschobene Redoute vor und erstürmte sie mit großen Verlusten; der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Maldaresku, wurde verwundet. Die türkische Besatzung der Redoute zog sich in eine rückwärts liegende größere Redoute zurück, und von hier aus wurde nun ein mörderisches Feuer eröffnet; die rumänischen Batterien antworteten mit einer einstündigen energischen Beschießung, und dann brachen vier Bataillone zum Sturmangriff auf die Redoute vor und gelangten auch bis an den Graben. Da aber lichtete das verheerende Feuer der Türken die Reihen derart, daß sie nicht weiter vordringen konnten, zumal da

Digitized by Google

auch der Angriff auf die daneben liegende Redoute abgeschlagen worden war. Oberst Slaniceanu gab infolgedessen Befehl zum Rückzug, ließ diesen aber übereilt ausführen und ging bis auf Selanowzi zurück, ohne die Stellung der Türken auch nur zu beobachten. General Meyendorf dagegen blieb am Ogost stehen und ließ Rahowa durch die Kavallerie beobachten. Neun Offiziere und über 300 Mann waren kampfunfähig geworden. Am 8./20. November herrschte so dichter Nebel, daß an Aufnahme der Operationen nicht gedacht werden konnte. Ein Bataillon setzte von Becket aus über die Donau, um als Verstärkung herangezogen zu werden. Die Türken rührten sich den ganzen Tag nicht und erweckten dadurch den Verdacht, daß sie Rahowa zu räumen und nach Lom-Palanka durchzubrechen planten. Um das unmöglich zu machen, dirigierte man ein Bataillon des 1. Dorobanzenregiments mit der nötigen Artillerie nach der Skitbrücke, wo sie ihre Stellung verschanzten. Diese Voraussicht war richtig gewesen, denn in der Tat versuchten am 9./21. November, früh um 4 Uhr, die Türken unter dem Schutz der Dunkelheit und des Nebels bei der Skitbrücke durchzubrechen und stürmten, als sie dieselbe besetzt fanden, mit Wucht gegen die Dorobanzen an; diese aber hielten stand, und es kam zu einem heftigen Kampfe, in welchem Hauptmann Merischesku, der das Bataillon befehligte, wiederholt die Offensive ergriff. Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und Erbitterung gekämpft. Schließlich gaben die Türken den Angriff auf und versuchten unterhalb der Brücke den Fluß zu durchfurten. Dabei verloren sie aber die Hälfte ihrer Truppen, der Rest entkam dank dem Nebel, welcher der Kavallerie die Verfolgung erschwerte. Gegen 600 gefallene Feinde bedeckten die Walstatt; in der Redoute fand man zwei Geschütze. Mittags zogen die Rumänen in Rahowa ein, und die bulgarische Bevölkerung, die Geistlichkeit an der Spitze, begrüßte sie begeistert als Retter. — General v. Meyendorf telegraphierte dem Fürsten, daß die Dorobanzen die Ogostbrücke vortrefflich verteidigt und daß die Kavallerie den Türken 160 Munitionskarren abgenommen habe.

Dieses erzählend, erinnerte sich Fürst Carol, daß schon einmal, vor fast 500 Jahren, die Feldzeichen der Hohenzollern vor Rahowa geweht hatten: im Jahre 1396 gehörte Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, zum Heere des Ungarnkönigs Sigmund, das Rahowa und Widin einnahm, dann aber in der Schlacht bei Nikopoli vom Sultan Bajaset aufgerieben ward. Es war derselbe Friedrich von Hohenzollern, den Kaiser Sigismund 1415 mit der Mark Brandenburg belehnte.

Kaiser Alexander, den Fürst Carol bittet, die rumänische Tapferkeitsmedaille anzunehmen, ist sehr erfreut über die ihm gemachten Mitteilungen.

In Bogot, wohin Fürst Carol zum Frühstück fuhr, wurde er vom Großen Hauptquartier, das ihn in corpore erwartete, gleichfalls beglückwünscht, und beim Frühstück brachte der Großfürst Nikolaus einen Toast auf den Fürsten und die rumänische Armee aus. Die Hurras wollten nicht enden, und der Fürst kam kaum zu Worte, um für die Aufmerksamkeit zu danken und das Wohl des Kaisers, des Großfürsten und der kaiserlichen Familie auszubringen. Darauf

Digitized by Google

hörten alle stehend die russische Hymne an, und Fürst Carol verlieh dem Großfürsten die rumänische Tapferkeitsmedaille mit folgenden Worten: „Votre Altesse Impériale a été à deux reprises dans les lignes roumaines et a visité les postes les plus avancés sur le feu de l'ennemi. Permettez-moi, en souvenir de ces jours où Vous étiez exposé aux balles turques qui tombaient à côté de nous, de Vous conférer la médaille militaire. En la portant, elle Vous rappelera aussi la prise de Rahowa que nous célébrons aujourd'hui." Großfürst Nikolaus umarmte den Fürsten herzlichst, steckte die Medaille sofort an und versicherte dankend, daß er sie stets tragen würde. Der Großfürst und General Nepokoitschitzki meinten sogar, daß der Erfolg bei Rahowa einen günstigen Einfluß auf die weitere Kriegsführung habe, und daß bis zum Februar der Krieg beendigt sein werde.

Nach einer Beratung mit dem Großfürsten und dem General beschließt der Fürst, daß die rumänischen Truppen an der Donau entlang gegen Lom-Palanka und Widin operieren sollen; in Rahowa ist nur eine schwache Besatzung zurückgelassen.

Der Großfürst hat sehr erschüttert dem Fürsten mitgeteilt, daß zwei Schwadronen der Gardedragoner südlich von Wratza fast aufgerieben worden sind. Die Details fehlen noch.

Darauf geht Fürst Carol nach Tutschenitza, wo er mit General v. Todleben die Instruktionen ausarbeitet, nach denen die Truppen der einzelnen Sektionen bei Alarmierungen einander Hilfe zu leisten haben.

Auf dem Schipka haben die Türken am 9./21. November einen Ueberfall auf die Batterien des Sweti-Nikola versucht. Trotz der Dunkelheit der Nacht entdeckten aber die russischen Vorposten die Bewegung noch rechtzeitig, um Verstärkungen heranziehen und den Angriff blutig zurückweisen zu können.

Den 11./23. November macht Oberst Catargiu die Mitteilung, daß in zehn Tagen Serbien der Türkei den Krieg erklären wird.

Bei Berkowitza sollen sich 10000 Türken gesammelt haben. Die rumänisch-russische Kavallerie bricht von Wratza auf, um den Vormarsch der Türken nach Plewna aufzuhalten.

General Fürst Imeritinski berichtet unter anderem, daß in den letzten 24 Stunden die Artillerie auf der ganzen Linie um Plewna 1100 Schuß abgegeben, der Feind aber das Feuer nur schwach erwidert hat.

Am 12./24. November in der Frühe Regen und Wind. Gegen Mittag klärt der Himmel sich aber auf, was um so erfreulicher ist, als heute, unweit der rumänischen Feldlazarette, ein Dankgottesdienst für die Einnahme von Rahowa stattfindet. Fürst Carol reitet das Karree der Truppen ab, unter denen Deputationen aller Regimenter der II. und III. Division sind, und hält nach beendigtem Tedeum eine Ansprache an seine Truppen. — Der Fürst hebt hervor, daß der Heldenmut des rumänischen Heeres sich bei der Einnahme Rahowas von neuem bewährt habe; das Blut der Gefallenen sei für die heilige Sache der Unabhängigkeit vergossen, und er, der Fürst, sei überzeugt, daß sein ganzes

Digitized by Google

Heer von derselben Opferwilligkeit beseelt sei. Deshalb habe er sich entschlossen, eine Medaille zu stiften, auf welcher zu lesen stehe: „Den Verteidigern der rumänischen Unabhängigkeit". Er fordere nunmehr seine Truppen auf, angesichts des Gegners und unter dem Donner der Kanonen in den Ruf einzustimmen: „Es lebe das freie Rumänien!"

Am 8./20. November hatte General Gurko den Vormarsch gegen die türkischen befestigten Stellungen von Etropol, Prawetz und Nowatschin-Ljutakowo befohlen. General Dandeville führte den linken Flügel, 12 Bataillone, 10 Schwadronen und 3 Batterien, gegen Etropol; zu dieser Kolonne gehörte auch Prinz A. von Oldenburg mit seinem Preobraschenskiregimente. General Graf Schuwalow im Zentrum ging von Ostkowo mit 22 Bataillonen und 6 Batterien gegen Prawetz vor und ließ durch General Rauch mit dem Regiment Semenow, dem kaiserlichen Schützenbataillon und dem Bataillon der kaiserlichen Familie, von Jablanitza aus, auf schwierigen Gebirgswegen die Stellung von Prawetz umgehen. General Leonow endlich marschierte mit den Gardedragonern des reitenden Grenadierregiments und zwei reitenden Batterien von Wratza aus gegen Nowatschin-Ljutakowo, um die hier stehenden türkischen Truppen festzuhalten. Es herrschte dichter Nebel, und die Avantgarde (anderthalb Schwadronen Gardedragoner und eine Artilleriesektion) marschierte an dem von den Türken besetzten Nowatschin vorüber bis an das Dorf Skriwena. Hier geriet sie in ein Gefecht mit Tscherkessen, von denen sie zurückgeschlagen wurde, und als dann die von Nowatschin ausgerückte türkische Infanterie die Dragoner in einen Hohlweg trieb, dessen einer Ausgang durch eine Wagenburg fliehender Bulgaren verrammelt war, während die Tscherkessen den andern versperrten, da nahmen die Umringten mit Todesverachtung den Kampf gegen die feindliche Uebermacht auf, um sich durchzuschlagen: zehn Offiziere und zwei Drittel der Mannschaft blieben tot auf dem Platze, der Rest entkam mit Zurücklassung zweier Geschütze. Dieses furchtbare Opfer war wenigstens nicht ganz umsonst gebracht, da es die Aufmerksamkeit der Türken in Orhanieh auf sich lenkte und die Besatzung dieses Platzes infolgedessen nicht nach Prawetz zu Hilfe eilte. Trotzdem konnte der von den Russen geplante Angriff auf Prawetz nicht am 10./22. November erfolgen, weil die Kolonne von Rauch im Gebirge zu großen Schwierigkeiten begegnet war und daselbst in Schnee und Kälte ohne Holz und Stroh auf dem Hochplateau übernachten mußte. Sofort nach seiner Ankunft vor Prawetz am 11./23. griff General Rauch die Türken an, und nach hartnäckigem Widerstande mußten die letzteren schließlich, als General Schuwalow mit dem Regimente Ismailow in das Gefecht eingriff, der Uebermacht weichen und sich eiligst auf Orhanieh zurückziehen. Der Verlust der Russen betrug 600 Mann.

Den 13./25. November berichtet General Gurko, daß die Garde Etropol genommen. General Dandeville ist am 12./24. zum Angriff auf diese Stadt geschritten, nachdem er denselben durch starkes Artilleriefeuer vorbereitet hatte. Wiederum leisteten die Türken kräftig Widerstand, obgleich sie von drei Seiten angegriffen wurden, und zogen sich zunächst auf die Stadt Etropol, und als

Digitized by Google

sie auch dort von den verfolgenden Russen angegriffen wurden, ins Gebirge zurück, wohin diese ihnen nicht folgen konnten. Der Schnee ist hoch im Gebirge und die Kälte ist empfindlich.

In einem kleinen Kriegsrat beim Kaiser wird der Beschluß des Fürsten Carol gutgeheißen, längs der Donau weiter zu operieren und Rahowa und Nikopoli bis zum Friedensschluß durch seine Truppen besetzt zu halten.

Um 1 Uhr ist ein Tedeum für die Geburt eines Sohnes des Großfürsten Wladimir; diesem folgt eine Parade. Der Kaiser ist sehr guter Laune und voller Hoffnungen für die nächste Zukunft.

Den 14./26. November verbringt Fürst Carol den Morgen mit dem Kaiser. Nachmittags, bei heftigem Sturm und Regen, fährt der Fürst nach Bogot und berät hier in der sehr kalten Kibitka des Großfürsten mit diesem und dem Fürsten Tscherkaski über die Einrichtung der Zivilverwaltung von Nikopoli und Rahowa. Die Garnisonen dieser Plätze sollen von den Rumänen gestellt werden, während die Zivilverwaltung, wie die Russen verlangen, in den Händen der letzteren bleibt, was den Fürsten wenig befriedigt.

General Gurko rückt gegen Orhanieh, wird aber nicht angreifen, da die Türken dort starke Kräfte ansammeln.

Abends nach Poradim zurückgekehrt, nimmt der Fürst Einsicht in die von den Ministern ihm zugesendete Thronrede, die er telegraphisch genehmigt.

Dann schickt er dem Kaiser die Abschrift eines Tagesbefehls zu, worin er sein Heer auffordert, des 27. Oktobers/8. Novembers als eines Ehrentages zu gedenken, da an ihm der Kaiser aller Reußen die rumänische Redoute Alexander unter heftigem Feuer des Feindes inspiziert habe; zugleich teilt er seinen Truppen mit, daß der Kaiser die ihm vom Fürsten verliehene Tapferkeitsmedaille anzunehmen geruht habe, eine Ehre, die sicherlich ein ewiger Ruhmestitel für das rumänische Heer sein werde.

Der telegraphische Verkehr ist durch den Schneesturm, der nachmittags begonnen hat, unterbrochen worden.

Auf den Wunsch des Fürsten hat General v. Todleben heute die rumänischen Truppen besichtigt. Er berichtet, daß er sie und alle von ihnen getroffenen Vorkehrungen in sehr gutem Stande gefunden habe, und lobt ihre Ausrüstung und Adjustierung.

Den 15./27. November sind zehn Bulgaren und ein türkischer Soldat nach dem rumänischen Hauptquartier Wrbitza gekommen; letzterer gibt als Grund seiner Desertion den in Plewna herrschenden Mangel an.

General Cernat berichtet aus Wrbitza, daß den 14./27. November ein Bulgare aus Opanetz dem General Rakowitza mitgeteilt hat, die Türken hätten den Abend vorher 5000 Mann und 10 Geschütze von Opanetz auf der Chaussee nach Plewna konzentriert.

Fürst Carol gibt den rumänischen Truppen folgende Neueinteilung: Die II., III. und I. Division bilden das I. Korps, unter General Cernat, und bleiben in ihren Stellungen vor Plewna. Die I. Division und die Reserve-

Digitized by Google

division von Calafat bilden das II. Korps und werden in Westbulgarien operieren und dabei die Fühlung mit der Kavallerie bewahren.

Das rumänische Detachement von Rahowa ist am 12./24. an der Tzibritza entlang in der Richtung gegen Tzibar-Palanka nach Wedschedema gerückt und hat am 13./25. Tzibar-Palanka besetzt, das von den Türken geräumt war. Vom linken Ufer aus haben die rumänischen Truppen schon am 11./23. Lom-Palanka beschossen, ohne daß die Türken das Feuer erwiderten.

Die Erfolge des Gurkoschen Korps bei Prawetz und Etropol haben die Möglichkeit einer Entsetzung Plewnas endgültig beseitigt.

Am 14./26. November haben die Türken einen energischen Angriff gegen das XII. Korps, Großfürst Wladimir, gemacht, der so plötzlich erfolgte, daß die russischen Vorposten auf Metschka und Trstenik zurückgeworfen wurden. Die Türken verfolgten sie und drangen in Metschka ein, wurden jedoch mit Hilfe der herbeigeeilten Reserven in blutigem Gefechte aus diesem Dorfe herausgedrängt, bis nach Pirgos verfolgt und auf Rustschuk zurückgedrängt. Zu gleicher Zeit hatte Suleiman-Pascha mit überlegenen Kräften die 2. Brigade der XII. Division zu Trstenik in der Front und auf beiden Flanken angegriffen; schon waren die Russen gegen die fortwährend andrängenden frischen Bataillone des Feindes stark im Nachteil, als um 12 Uhr General v. Driesen mit Kavallerieregimentern anlangte und den Gegner durch wiederholte Attacken aufzuhalten suchte. Inzwischen erschien auch der größte Teil der XXXIII. Division auf dem Gefechtsfelde, und an ihr prallten die letzten Versuche der Türken ab, die dann zum Rückzug gezwungen wurden. Die XXXIII. Division, die in Damogsla gestanden hatte, war nämlich vom Feinde so lau angegriffen worden, daß ihr Kommandeur, General Timofeyew, sofort erkannt hatte, es handle sich nur um eine Demonstration, und er könne daher ohne Gefahr den größten Teil seiner Truppen nach Trstenik abrücken lassen. Auch gegen den rechten Flügel der Armee des Großfürsten Thronfolgers wurde nur schwach demonstriert. Die Russen verloren 27 Offiziere und 700 Mann, die Türken mindestens das Doppelte. Als die Türken den Rückzug angetreten hatten, ergriff Großfürst Wladimir auf der ganzen Linie die Offensive und brachte dem Gegner eine vollständige Niederlage bei. Soleiman-Pascha mußte sich eiligst hinter den Lom zurückziehen.

Für diese ausgezeichnete Führung des Armeekorps hat der Kaiser dem Großfürsten Wladimir das Georgskreuz III. Klasse verliehen.

In Bukarest wurden am 15./27. November die Kammern eröffnet. Die Thronrede hebt hervor, daß die von den Kammern in ihrer letzten Session proklamierte Unabhängigkeit nunmehr auf den Schlachtfeldern besiegelt worden ist, wo der Fürst mit seiner jungen Armee hatte rücken müssen, als die blutigen Kämpfe der Russen mit Osman-Pascha den Schwerpunkt der Verteidigung der Landesgrenze über die Donau nach Plewna verlegt hatten. Beredter als Worte sprechen die Taten der Rumänen vor Griwitza

Digitized by Google

und Rahowa für den Heldenmut der rumänischen Krieger, die ihrer Vorväter sich würdig gezeigt haben. Aber nicht ohne schwere und große Verluste sind die Erfolge erreicht worden, und die erste Aufgabe der Kammern muß sein, ein Gesetz zu votieren, wodurch das Schicksal der Witwen und Waisen und jener Helden gesichert werde, die ihr Leben für das Vaterland gegeben haben. Der Fürst selbst hat noch die Pflicht, inmitten seines Heeres zu weilen, denn die erzielten Erfolge verlangen noch ihre Ergänzung durch zukünftige; doch nach der Bezwingung von Plewna wird ganz Europa die Anerkennung des unabhängigen Rumäniens aussprechen müssen, da es den Garantiemächten bewiesen hat, daß es sich nicht nur seiner Mission an der unteren Donau bewußt ist, sondern auch die Ausdauer besitzt, sie zu erfüllen, und die Mannhaftigkeit, sich mit den Waffen in der Hand seiner Feinde zu erwehren! Zum Schluß der schwungvollen und patriotischen Rede werden den gesetzgebenden Körperschaften mehrere speziell für das Heer wichtige Vorlagen angekündigt.

Am 16./28. November hat General Gurko seinen Truppen Ruhe gegeben. Die schneidende Kälte, 20 Grad Réaumur unter Null, und der tiefe Schnee erschweren die Operationen.

Da alle nördlichen Ausgänge der Balkanpässe in den Händen der Russen sind, so ist es unmöglich, daß noch neue türkische Verstärkungen von Süden nach Nordbulgarien gelangen.

In Wrbitza sind 9 Deserteure und 15 Bulgaren mit 20 Stück Vieh aus Plewna eingetroffen.

Fürst Carol begibt sich nach der Redoute der russischen II. Division, wo auch der Kaiser und der Großfürst sich einfinden. Nachmittags kehrt er über Sgalewitza, wo er die Feldlazarette besucht, nach Poradim zurück.

Der Fürst hat verfügt, daß General Lupu in Nikopoli, Oberst Mavriki in Rahowa den Befehl übernehmen sollen, während Oberst Lecca auf dem rechten Donauufer und General Haralambie in Calafat befehligt.

Den 17./29. November berät Fürst Carol mit den Generalen Todleben und Cernat über die Vorkehrungen gegen einen eventuellen Durchbruchsversuch Osman-Paschas bei Demirkioi, dem schwächsten Punkte der ganzen Linie. Die Höhen von Bivolar (Susurlu) müssen stärker befestigt und dichter besetzt werden; hierzu wird die Brigade Boranesku ausersehen, so daß nur die Brigade Cantili in Dolnij-Netropol bleibt.

Das rumänische Detachement hat am 14./26. Rasgrad-Mahala und Wltschederma besetzt und ein Bataillon nach Komaschtitza in der Richtung auf Lom-Palanka vorgesandt.

Wiederum 20 türkische Deserteure; sie behaupten, daß Plewna höchstens für 10 Tage Lebensmittel habe.

Den 18./30. November berichten neue Deserteure, in Plewna sei

Digitized by Google

noch für 14 Tage Proviant und Osman-Pascha habe erklärt, daß er durchbrechen werde.

Serbien schiebt seine Kriegserklärung immer wieder hinaus, was im russischen Hauptquartier und beim Kaiser einen höchst ungünstigen Eindruck macht.

Die rumänischen Zeitungen beschäftigen sich viel mit der Eventualität der Abtretung des rumänischen Bessarabiens an Rußland. Hierüber ist aber überhaupt noch gar nicht verhandelt worden, und der Fürst hält es nach seinen Beziehungen zu den russischen Machthabern für unmöglich, daß ihm eine solche Forderung gestellt würde.

Da das nach Nikopoli beorderte 10. Dorobanzenregiment dort noch nicht eingetroffen ist, hat die Festung den Rumänen noch nicht übergeben werden können. Dagegen ist ein Dorobanzenbataillon heute vom linken auf das rechte Donauufer gegangen und hat Lom-Palanka besetzt.

Die Roschioribrigade, die am 16./28. November in Belibrod am Ogost stand, hat am 17./29. mit 2 Schwadronen und 1 Artilleriesektion eine Rekognoszierung gegen Lom-Palanka unternommen, während gleichzeitig von Tzibar-Palanka aus eine Kalaraschenschwadron gegen jenen Ort vorging. Abends trafen sie dort ein und konstatierten, daß die Türken ihre Positionen geräumt hatten.

Vor Plewna sind die Befestigungsarbeiten des Belagerungskorps auf der ganzen Linie vollendet und bilden einen festen Ring. In der Widebene, wo die beiden Grenadierdivisionen in besonders exponierter Stellung sich befinden, sind auf beiden Seiten der Straße Plewna—Sofia sechs große Redouten und zahlreiche Lünetten und Batterien errichtet worden, welche genügen, um dem ersten Anprall eines türkischen Ausfalls zu widerstehen. Dolnji-Netropol ist von den rumänischen Truppen ebenfalls stark befestigt worden, und einer Redoute gegenüber hat man zur Stauung des Widflusses eine Wehr angelegt.

Gegenüber von Opanetz trägt eine rumänische Redoute den Namen Todlebens, eine russische vor Radilschewo denjenigen des Fürsten Carol. An der Minengalerie gegen die zweite Griwitzaredoute wird von den Rumänen eifrig gearbeitet.

Den 19. November/1. Dezember fährt der Fürst nach Bogot, wo der Großfürst ihm mitteilt, daß er seit der Einnahme von Kars von vielen Seiten gedrängt werde, einen Sturm auf Plewna zu versuchen, da dieses lange Warten verderblich auf die Disziplin wirke. Der Fürst erwidert, daß nach seiner Ansicht Osman nicht mehr lange imstande sei, sich zu halten, und man deshalb nur noch etwas zu gedulden brauche. Auch Todleben ist gegen einen Angriff, dessen Erfolg problematisch sei, während die Blockade sicher zum Ziele, zu der Gefangennehmung der türkischen Armee, führen müsse.

Allgemein fürchtet man das Eintreten der Winterkälte; man weiß ja von den im Balkan operierenden Truppen, wie entsetzlich sie darunter zu leiden haben.

Der Fürst dankt in einem an den Ministerpräsidenten Bratianu gerichteten Briefe für die vielen Glückwünsche, die ihm aus allen Teilen des Landes nach der Einnahme von Rahowa zugegangen sind.

Digitized by Google

Nachmittags, bei sehr schlechtem Wetter, fährt der Fürst nach Poradim zurück. Dort findet er folgende Antwort des Großfürsten Nikolaus auf die Verleihung der rumänischen Tapferkeitsmedaille, datiert aus Bogot den 18./30. November 1877:

„Monseigneur!

„J'ai reçu la lettre que Votre Altesse a bien voulu m'adresser le 12/24 Novembre, et je tiens a Vous assurer que j'apprécie très vivement l'honneur que Vous m'avez fait, en me conférant Votre Médaille pour la Valeur Militaire. Je suis aussi profondément touché du soin que Vous avez pris de marquer que cette médaille pourra me rappeler des circonstances où j'ai eu bonne fortune de me trouver auprès de Vous, sous le feu de l'ennemi.

„Veuillez me permettre de répéter à cette occasion que j'ai toujours été heureux de reconnaître la bravoure et les solides qualités militaires de l'Armée Roumaine. Votre Altesse sait aussi avec quelle confiance j'ai désiré La voir concourir avec Ses troupes à nos entreprises, et le souvenir de notre fraternité d'armes me restera infiniment précieux.

„Le succès de Rahowa appartient tout entier aux armes roumaines et, en dehors même de ce qui peut toucher à l'intérêt général de nos opérations, ainsi que Vous le faites remarquer, je m'associe bien cordialement à la satisfaction que Vous pouvez éprouver comme Souverain et comme Chef Suprême d'une armée à laquelle Vous avez donné tant de soin.

„J'espère que Votre Altesse n'aura pas manqué de se rendre compte des sentiments de dévouement et de sympathie profonde et respectueuse, que les troupes russes placées ici sous Ses ordres sont toujours heureuses de Lui témoigner. Je trouve moi-même une très grande satisfaction à voir si hautement apprécié Vos mérites militaires.

„En m'associant à ces sentiments, j'éprouve encore celui d'une véritable reconnaissance pour le concours éclairé, ferme et devoué que j'ai reçu en toute circonstance de Votre Altesse dans son Commandement des Troupes Alliées devant Plewna.

„Je Vous prie d'agréer, Monseigneur, l'expression de la haute considération et de l'attachement cordial, avec lesquels je demeure de Votre Altesse Sérénissime Nicolas."

Außerdem schreibt der Großfürst dem Fürsten besorgt über die Unsicherheit der Verbindung mit Rumänien, da die Brücke bei Nikopoli in dieser Zeit stets bedroht sei. Er fragt an, ob der Fürst keine Mittel habe, die Sicherheit der Verbindung, die für die russische Armee von größter Wichtigkeit sei, zu erhöhen, und schlägt vor, jedenfalls neben der Brücke eine Kettenfähre zu etablieren, die durch eine Lokomotive in Bewegung gesetzt werden könnte. — Der Fürst hebt in seiner Antwort hervor, daß er schon lange auf eine bessere Brücke gedrungen habe, daß aber die aus Rußland verschriebene eiserne noch nicht eingetroffen ist. Dem Eisgange würde keine hölzerne Pontonbrücke Widerstand leisten können.

Digitized by Google

Am 20. November/2. Dezember reitet Fürst Carol zur Kirche, wo er vom Kaiser erfährt, daß laut ihm zugegangener Nachricht, Osman-Pascha heute den Ausfall wagen wolle. Der Fürst wunderte sich hierüber, denn von den rumänischen Linien ist ihm keine Mitteilung zugegangen, die auf eine Aktion der Türken schließen läßt.

Mittags begibt sich der Fürst nach Griwitza, um die Positionen zu beobachten. Nach langer Zeit zum erstenmal feuern heute die türkischen Batterien auf der ganzen Linie; aus allen russischen und rumänischen Batterien wird energisch geantwortet; doch die Offensivbewegung bleibt aus. So kehrt gegen Abend der Fürst nach Poradim zurück, teilt dem Kaiser die Sachlage und arbeitet dann bei sich.

Die Kavallerie des Generals Arnoldi hat am 18./30. November Kutlowitza besetzt und beobachtet Berkowitza. — Das rumänische Detachement erhält den Befehl, vorläufig seine Operationen längs der Donau einzustellen.

Den 21. November/3. Dezember schreibt Fürst Carol seinem Vater: „Ich bin seit drei Monaten mit meiner Armee in Bulgarien und glaube nicht, daß ich zu Weihnachten in Bukarest zurück sein werde. Man hofft hier, daß Osman-Pascha, der sich mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer und Tapferkeit verteidigt, sich in zehn bis vierzehn Tagen ergeben wird; auf Verstärkungen kann er nicht mehr rechnen, da ganz Westbulgarien durch russisch-rumänische Truppen besetzt ist. Ein Durchbruch ist selbst mit großen Opfern sehr schwierig, seitdem um ganz Plewna herum eine starke Verteidigungslinie gezogen ist. Freilich ist diese Linie, die wir zu halten haben, enorm ausgedehnt und das Terrain sehr durchschnitten, so daß wir bei dem jetzt so häufigen dichten Nebel jedesmal besorgt sind. Doch habe ich alle Hoffnung, daß das blutige Drama von Plewna bald glücklich abschließen wird. Das Gros meiner Armee geht dann nach Widin vor, während der Rest Nikopoli, Rahowa und Lom-Palanka besetzt halten soll, damit wir dann ein Pfand für den Friedensschluß haben. Eine rumänische Brigade bleibt vielleicht in Plewna, aber darüber ist die Entscheidung noch nicht getroffen. — Mein Verhältnis zum Kaiser, den ich fast täglich sehe, und zum Großfürsten ist das freundschaftlichste; dagegen ist meine Stellung gegenüber der russischen Armee eine recht schwierige, wenngleich ich die Befriedigung habe, daß bis jetzt alles glatt abgelaufen ist. Todleben ist ein echter Deutscher, mit dem ich frei und ungezwungen alle militärischen Angelegenheiten verhandle; er ist sehr gründlich und bestimmt und deshalb von einem Teil des russischen Generalstabes nicht gern gesehen, überhaupt hat er viele Gegner. — Die Einnahme von Rahowa und die Tapferkeit, mit der sich meine Truppen daselbst geschlagen, hat auf den Kaiser und die ganze russische Armee den allerbesten Eindruck gemacht. Ich hoffe, Du bist stolz darauf, daß es mir gelungen ist, in zehn Jahren, trotz der Kämpfe und Anfeindungen, eine Armee zu schaffen, von der Europa heute mit Achtung spricht. Meine Stellung wird jetzt im In- und Auslande eine ganz andre werden, und ich kann mit Ruhe auch manchen Sturm über mich ergehen

Digitized by Google

lassen. Auch die Parteien im Lande werden sich jetzt mehr beruhigen und aufhören, mich zu beschuldigen, daß ich gegen die Interessen Rumäniens gearbeitet hätte. Die vielen Opfer, die der Krieg kostet, müssen ertragen werden, denn Rumänien durfte nicht anders als mit seinem Blute die Unabhängigkeit erkämpfen, und fortan wird sie uns niemand mehr streitig machen. — Was die Lage unsrer Truppen um Plewna angeht, so ist ihr Gesundheitszustand gut; sie sind in Hütten untergebracht, in denen sich selbst überwintern ließe; leider ist der Holzmangel sehr groß, nicht einmal hier im Hauptquartier haben wir genügendes Heizmaterial. Die Hütte, die ich bewohne, ist mehr als primitiv; die Mahlzeiten werden unter einem Zelte genommen; ich habe immer dreißig bis vierzig Personen zu Tisch. Oefters speise ich beim Kaiser in seinem kleinen Zimmer, wo es sehr gemütlich ist; es sind dann nie mehr als sechs bis acht Personen."

Am 22. November/4. Dezember ist wiederum dichter Nebel, der die Beobachtung des Feindes sehr erschwert. Das 10. Dorobanzenregiment, das sich an der Einnahme von Rahowa beteiligt hat, ist in Nikopoli zur Ablösung der russischen Garnison eingetroffen.

Der Fürst nimmt beim Kaiser das Frühstück ein, zu dem auch die Generale Todleben und Fürst Imeritinski geladen sind; die Unterhaltung dreht sich um den Fall Plewnas, von dem alle überzeugt sind, daß er nahe bevorsteht.

Den 23. November/5. Dezember empfängt Fürst Carol den russischen General Gern vom Ingenieurkorps, welcher die von den Rumänen gegen die zweite Griwitzaredoute angelegte Mine besucht hat und ihre Anlage lobt. Seiner Ansicht nach wird die Redoute nächste Woche in die Luft gesprengt werden können.

Nach eingelaufenen Nachrichten befindet sich Fuad-Pascha, der früher bei Osmanpazar stand, jetzt mit einem starken Detachement bei Slatanitza und Elena, von wo er den Fürsten Mirski verdrängt hat, während Kerim-Pascha bei Kesarowo und Nowoselo steht und Trnowo bedroht. Gestern hat Fuad-Pascha den Fürsten Mirski, der nur mit einem Teile seiner IX. Division Elena besetzt hielt, mit großer Uebermacht von drei Seiten gleichzeitig angegriffen, von Slatanitza konnte nicht sofort Verstärkung eintreffen, weil die dort stehende, eine Brigade der XI. Division, gleichfalls von den Türken angegriffen worden war, und als sie zur Räumung des Ortes gezwungen ward, ihr Marsch auf den tief verschneiten Gebirgswegen nur langsam von statten ging. So lief Fürst Mirski Gefahr, abgeschnitten zu werden, und mußte, um Trnowo zu decken, nach großen Verlusten Elena räumen und sich auf das andre Ufer der Drenka zurückziehen. Es sollen 20000 Türken gegen 5000 Russen gekämpft haben, doch wurden die letzteren auf ihrem Rückzuge nicht weiter behelligt.

Am 24. November/6. Dezember ist wieder stürmisches Wetter mit dichtem Nebel. Die Truppen leiden Mangel an Lebensmitteln, seitdem neuerdings der Sturm an der Donaubrücke 19 Pontons fortgerissen hat und die Transporte nicht mehr pünktlich eintreffen; man will aber den Rumänen das Recht der

Digitized by Google

Requisitionen in Bulgarien nicht zugestehen, und so ist die Lage höchst schwierig. Als der Fürst zuletzt in Bogot war, beklagte Fürst Tscherkaski sich bei ihm, daß sie die rumänischen Truppen längs der Donau requiriert hätten; Fürst Carol erwiderte jedoch, daß das im Kriege unvermeidlich wäre, selbst in Freundesland vorkäme, wie er persönlich im Jahre 1864 miterlebt hätte. Tscherkaski verstieg sich trotzdem zu der Aeußerung, daß die Rumänen, die sich mit Gewalt Stroh und Korn angeeignet, dadurch sich des Diebstahls schuldig gemacht hätten; er erhielt hierauf eine scharfe Antwort des Fürsten, der das Gespräch abbrach und dann dem Großfürsten erklärte, daß er beim Kaiser Beschwerde führen werde. Um ihn zu beruhigen, versprach der Großfürst, daß er den Fürsten Tscherkaski veranlassen werde, am folgenden Tage nach Poradim zu kommen und sein Bedauen über das Wort „Diebstahl" auszusprechen. Das ist auch geschehen, aber die Auffassung hat den Fürsten Carol doch unangenehm berührt.

General Enroth hat den Türken Slatarika wieder entrissen.

Am 25. November/7. Dezember telegraphiert der Großfürst aus Bogot, daß die Gefechte bei Maren und Elena am 22. November/4. Dezember ungünstiger gewesen wären, als man nach den ersten Nachrichten hätte glauben können. Kampfunfähig geworden seien etwa 50 Offiziere und 1800 Unteroffiziere und Soldaten; 11 Kanonen seien verloren, 4 beschädigt und 7 in die Hände des Feindes gefallen, weil die Bespannung abgeschossen worden ist.

General Leonew, der Kommandant der II. Gardekavalleriedivision, deren Avantgarde gerade Wratschesch, jenseits Orhanieh, besetzt hat, ist den Strapazen des Feldzuges erlegen: General Klot ist an seine Stelle ernannt worden.

Als am 19. November/1. Dezember General Graf Schuwalow auf der Straße von Orhanieh gegen Arabakonak vorging, fand General Ellis, der die Avantgarde kommandierte, die dortige Stellung der Türken so stark befestigt, daß er einen Frontalangriff als unmöglich erkannte. General Gurko erteilte nun den Befehl, das Eintreffen der Kolonnen Dandeville und Rauch abzuwarten, die von Etropol aus zur Umgehung Arabakonaks über das Gebirge gegangen sind. General Kurnakow ist am 7./29. November mit seiner Kosakenbrigade und dem Gardegrenadierregiment von Etropol abmarschiert und hat nach beschwerlichen Märschen über das schneebedeckte Gebirge bei empfindlicher Kälte am 21. November/3. Dezember Slatitza erreicht, wo die starken türkischen Streitkräfte sich verschanzt haben. Da er aus Mangel an Geschütz — er führte nur 4 Geschütze mit sich — diese Stellungen nicht angreifen konnte, beschränkte er sich darauf, Slatitza und das Dorf Mirkowo zu beobachten. Am 21. November/3. Dezember waren die beiden Kolonnen Dandeville und Rauch auf den Höhen des Schandornik eingetroffen. Mit den größten Anstrengungen wurden daselbst fünf Batterien postiert, die ein konzentriertes Feuer auf die vorgeschobenen Redouten der türkischen rechten Flanke eröffneten, während die Artillerie des

Digitized by Google

Generals Schuwalow die Front von Arabakonak beschoß. Das Regiment Moskau hatte eine Höhe besetzt, von der aus es die rechte Flanke der türkischen Stellung bedrohte. Die Türken versuchten sie mit Sturm zu nehmen; doch wurden die Angriffe wiederholt abgeschlagen und zuletzt, als die russische Stellung ernstlich in Gefahr geriet, griff zur rechten Zeit ein Bataillon des Gardeschützenregiments rettend ein. Das Regiment Pawlowsk war in Reserve gewesen und nicht mehr ins Feuer gekommen. Von beiden Seiten war mit Todesverachtung gekämpft worden; die Russen verloren 6 Offiziere und 180 Mann; viele ihrer Geschütze waren demontiert.

Fürst Carol fährt durch tiefen Schmutz der aufgeweichten Wege zu den rumänischen Ambulanzen. Hier trifft er die Generale v. Todleben und Cernat, die jenseits des Wids die Anordnungen gegen den jetzt täglich zu erwarteten Durchbruchsversuch Osman-Paschas getroffen haben. Beide halten es für geboten, daß die Flügel des sechsten Sektors durch eine rumänische, resp. eine russische Brigade verstärkt werden.

General v. Todleben äußert sich sehr besorgt über den Vormarsch des Generals Gurko, der sich bereits hinter Orhanieh befindet.

Den 26. November/8. Dezember ist das Fest des Georgsordens. Die Parade der in Poradim befindlichen Truppen ist wegen des dunklen Nebel- und Regenwetters abbestellt worden.

Um 12 Uhr ist beim Kaiser in dem künstlich erleuchteten Speisezelt ein großes Festdejeuner. Abends ebendaselbst ein Diner für alle Ritter des Georgsordens. Beidemal hat Fürst Carol seinen Platz zur Seite des Kaisers, der mit besonderer Liebenswürdigkeit betont, wie sehr er sich freue, daß der Fürst zu den St. Georgsrittern gehört.

Die Dorfstraße von Poradim ist in so schlechtem Zustande, daß der Fürst nur mit Mühe die 2 Kilometer nach seinem am entgegengesetzten Ende des Dorfes liegenden Häuschen zurücklegt. Das Haus des Kaisers wirkt jetzt ungemein behaglich, da es ganz und gar mit russischem grauem Militärtuch ausgeschlagen worden ist.

Den 27. November/9. Dezember dauert dasselbe unfreundliche, naßkalte Wetter.

Fürst Carol fährt nach Bogot. Wagen und Pferde laufen fortwährend Gefahr, in dem Kot des Weges stecken zu bleiben, oder sich in den endlosen Transportzügen festzufahren, welche die ganze Straße erfüllen; tote Pferde, die der Mühsal erlegen sind, liegen rechts und links vom Wege oder mitten darauf.

Erst nach 12 Uhr trifft der Fürst beim Großfürsten ein, welcher befürchtet, daß Osman-Pascha sich voraussichtlich noch einige Zeit werde halten können, während Fürst Carol im Gegenteil aus den Meldungen der rumänischen Vorposten von einer großen Wagenansammlung an der Widbrücke schließt, daß die Türken binnen kurzem ihren Durchbruchsversuch unternehmen werden. Der Fürst bleibt bis 2 Uhr. Man bespricht die Lage der beiden an den Balkanpässen stehenden Korps, Mirski und Gurko. Ersteres hat zwar Elena nicht wieder einnehmen

Digitized by Google

können, aber Trnowa gedeckt durch seine Aufstellung auf der Linie Merdan-Jakowzi. Letzterer hat Befehl bekommen, nicht weiter vorzugehen, sondern sich in seiner Stellung im Gebirge zu verschanzen; er leidet sehr unter der Ungunst der Witterung und hat viele Kranke, und die Pferde sind mitgenommen. Die türkische Stellung von Arabakonak ist auf drei Seiten eingeschlossen, und das Detachement von Slatitza bedroht die Rückzugslinie der Türken.

Fürst Carol hält auf der Weiterfahrt in Tutschenitza an, um sich mit General Todleben zu besprechen. Da auch dieser nach den am Wid beobachteten Bewegungen den Durchgangsversuch Osmans für unmittelbar bevorstehend ansieht, stellt er mit dem Fürsten fest, daß Skobelew morgen in der Frühe mit einer Brigade seiner Division und einer Brigade der III. Gardedivision den Wid überschreiten soll, während seine andre Brigade bis an den Wid rückt; von den rumänischen Truppen haben 4 Bataillone und 3 Batterien nach Demirkioi zu marschieren, 4 Bataillone und 2 Batterien hart am Wid stehen zu bleiben. Diese Befehle werden sofort den Kriegsführern mitgeteilt.

Auf dem Rückwege nach Poradim beginnt es zu schneien; da der Aufenthalt im Hause wegen des Rauchs unmöglich ist, bringt der Fürst den Abend unter dem naßkalten Zelte im Hofe zu.

General Cernat telegraphiert, daß im türkischen Lager eine auffallende Unruhe herrscht, und daß die Türken eine Brücke über den Wid schlagen.

Abends empfängt der Fürst ein Schreiben des Großfürsten: Da laut kaiserlichen Befehls die Festung Nikopoli unter rumänisches Kommando gekommen ist, wird Generalleutnant Stolypin seine früheren Funktionen in der Armee wieder übernehmen, während der in Turnu-Magurele stationierte Kapitän zur See Nowosilski die Aufsicht über alle Russen führen wird, die in Nikopoli und Turnu-Magurele zu tun haben.

(Fortsetzung folgt)

Ueber die Wirkungen von Mesothor und Radium

Ein Schreiben an das Zentralkomitee für Krebsforschung

Von

V. Czerny

Heidelberg, den 27. Februar 1914.

Ich habe mit Herrn Professor Rich. Werner seit 1903 die Krebsbehandlung anfangs allerdings mit bloß 20 bis 40 Milligramm Radium, seit zwei Jahren mit zirka 160 bis 300 Milligramm Mesothorium studiert. Da wir im Samariterhause seit 1906 über 4000 Fälle von Krebs und Sarkomen behandelt haben, dürfen wir uns wohl ein Urteil erlauben und haben dasselbe in zahlreichen Abhandlungen und Vorträgen niedergelegt, die allerdings, wie es scheint, nicht genügend Beachtung gefunden haben.

Digitized by Google

Wir haben folgendes festgestellt:

1. Die Wirkungen von Mesothor und Radium sind im wesentlichen gleich. 2. Sie zerstören bis zu einem gewissen Grade elektiv die Tumorzellen und können oberflächlich liegende Krebse heilen. Bei tiefgreifenden Krebsen bleiben nicht selten Zellreste zurück, welche zu Rückfällen Veranlassung geben. Ob die von deutschen Gynäkologen eingeführten großen Mesothordosen mit stark filtrierten Strahlen gegen diese Rückfälle schützen werden, kann erst nach einigen Jahren entschieden werden. 3. Tiefer als 4 bis 5 Zentimeter scheint selbst die Heilwirkung der γ-Strahlen nicht zu reichen. 4. Die Heilung ist eine lokale, sichert nicht gegen Rezidive und schützt nicht vor Metastasen. 5. Wenn die Strahlenintensität nicht genügend ist, um die Krebszellen zu zerstören, wirkt sie reizend und kann das Zellwachstum sogar beschleunigen. 6. Es gibt manche Krebse, deren Wachstumsenergie so groß ist, daß sie und die biologische Widerstandsfähigkeit auch durch die stärksten Strahlen nicht unterdrückt werden kann. Es sind uns Fälle von auswärts zugegangen, die trotz enormer Strahlendosen sich verschlechtert hatten (bis zu 130000 Milligrammstunden). 7. Trotzdem erkennen wir durchaus an, daß Radium und Mesothorium ein sehr wertvolles Hilfsmittel bei der Behandlung bösartiger Geschwülste darstellen und namentlich bei inoperablen Fällen unentbehrlich sind. Es scheint uns noch verfrüht zu sein, wenn manche Gynäkologen die Radiumtherapie an die Stelle der Operation setzen wollen. Es empfiehlt sich, wenn wir von Hautkrebsen und vielleicht von einigen Uterus- und Mastdarmkrebsen absehen, alle Krebse, die sich ohne wesentliche Gefahr operieren lassen, zu entfernen und zur Nachbehandlung die Radiumtherapie zu verwenden mit der Aussicht, dadurch die Gefahr der Rezidive zu vermindern. 8. Wir haben von Anfang an eine kombinierte Behandlungsmethode der Krebse eingeführt und sind jetzt noch der Ueberzeugung, daß eine kombinierte Behandlung die besten Erfolge ergibt. Wir behandeln die oberflächlichen und von außen zugänglichen Lokalisationen der Krebse mit Mesothorium, bestrahlen diffus erkrankte Partien und tiefer sitzende Geschwülste (Magen-, Oesophagus-, hochsitzende Darmkrebse, multiple Metastasen) mit großen Mengen harter filtrierter Röntgenstrahlen. 9. Da die Strahlentherapie nicht imstande ist, Metastasen zu verhindern oder innere Metastasen zu beseitigen, halten wir eine Kombination mit biologischen oder chemotherapeutischen Methoden für notwendig. 10. Wir haben vieles, namentlich Arsenik, Kieselsäure, Autolysate, Thor X usw. probiert und sind bei der Verwendung von Borcholin (Enzytol) stehen geblieben, weil wir bei 25000 bis 30000 intravenösen Einspritzungen niemals wesentliche Schädigung, recht oft aber erheblichen Nutzen sowohl betreffend das Allgemeinbefinden, Beseitigung der Schmerzen, aber auch Verminderung und Beseitigung von Geschwülsten gesehen haben. So können wir mehrere Fälle von Magenkarzinom, die bei der Operation als unheilbar und durch die Bioskopie mikroskopisch festgestellt waren, anführen, welche durch kombinierte Behandlung von Enzytol und Röntgenstrahlen als geheilt anzusehen sind. 11. Ob die Radiumtherapie namentlich mit den neuerdings empfohlenen Dosen nicht unbeab-

Digitized by Google

sichtigte schädliche Nebenwirkungen haben wird, läßt sich noch nicht sicher sagen. Bei den von uns verwendeten kombinierten Behandlungsmethoden kommen wir mit kleineren Dosen aus, die weniger schädlich sind. 12. Da zweifellos Heilerfolge, wenn auch vielleicht nur teilweise von dauerndem Nutzen, mit Radium und Mesothorium erzielt worden sind und die Versicherten berechtigt sind, zu verlangen, daß ihnen auch die neuesten Heilmittel zu Diensten stehen, wird das Reichsversicherungsamt die Anschaffung von diesen modernen Heilmitteln (Radium, Mesothorium, moderne Röntgenapparate, Enzytol) unterstützen müssen.

Für kleine Hautkrebse genügen Kapseln von 10 bis 20 Milligramm, sonst dürften Tuben von 50 Milligramm Einzeldosis zu empfehlen sein, von denen vier Stücke für mittlere Betriebe ausreichen dürften. Ob Radium oder Mesothorium angeschafft werden soll, hängt von dem Preise und dem vorhandenen Material ab.

Da die Anwendung radioaktiver Substanzen große Erfahrung voraussetzt, wenn sie Erfolg haben soll, empfiehlt es sich, vorerst solche Aerzte mit ihrer Anwendung zu betrauen, welche entweder schon über solche Erfahrungen verfügen oder doch Gelegenheit haben, an zahlreichen Kranken solche Erfahrungen zu sammeln.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Düsseldorf, den 14. August 1863.

Das allgemeine Interesse ist ausschließlich durch den Frankfurter Fürstentag in Anspruch genommen. Alle deutschen Fürsten, über dreißig an der Zahl, weilen dort mit Ausnahme Preußens. Niemand kann die Ergebnisse der Beschlüsse voraussehen, und ich gestehe, daß ich ungern jetzt weggehe, weil ich den Faden der Ereignisse auf der Reise verlieren werde.

Die Sache ist ungemein wichtig, und es kann ein Krieg — namentlich deutscher Bürgerkrieg — oder aber tiefer Frieden daraus hervorgehen. Die Spannung ist enorm, und bei dieser Hitze fühlt man doppelt, wie das Schwebende, Unklare und Unsichere die Nerven angreift. Wir stehen am Vorabend von Welt-ereignissen!

Sehr begierig bin ich, wie Kaiser Napoleon die Sache ansehen wird. Wegen seiner Intimität mit Oesterreich ist von Frankreich her keine Gefahr zu erwarten.

Davos muß herrlich sein, und den ewigen Eisbergen ist es gleichgültig, was die deutschen Fürsten in Frankfurt kochen und von sich geben!

Karl Anton.

*

Digitized by Google

Camp de Châlons, den 21. August 1863.

Vorgestern abend bei strömendem Regen glücklich angekommen, nachdem wir in Metz übernachtet hatten.

Es war 7 Uhr abends. In Châlons wartete ein Extrazug, der mich nach Mourmelon brachte, hier kaiserliche Post nebst einem Detachement Cent gardes zu Pferde als Ehreneskorte. In zehn Minuten waren wir im kaiserlichen Hauptquartier. Der Kaiser empfing mich unter der Türe mit dem schwarzen Adler angetan, stellte mir die ganze Suite vor und sodann ging es zum Diner. Anton und ich sitzen an seiner Seite, vis-à-vis der nette Joachim Murat mit dem Marschall O'Donnell, Duc de Tetuan und dem Marschall Roeder (?) zur Seite.

Der Kaiser erkundigte sich sehr nach Dir, und wir sprachen noch viel vom unglücklichen Todesfall und von Marie.

Nach dem Diner führte mich der Kaiser selber in mein scharmantes, elegantes Quartier in einem Pavillon neben dem seinigen. Ich habe Salon, Schlafzimmer und Schreibkabinett mit Kamin und allen erdenklichen Bequemlichkeiten. Anton ist nicht weit von mir, und wir frühstücken zusammen um 7 Uhr.

Gestern war kein militärisches Schauspiel, wohl aber Pferderennen, die anfangs sehr langweilig, später aber durch einige sauts périlleux interessant waren.

Abends Diner und nach dem Diner Theater in Mourmelon. Leider war das Wetter immer naß, und man muß sich sogar warm anziehen, weil der Wechsel zu stark ist. Heute großes Manöver.

Ich unterbreche meinen Brief, um denselben wieder aufzunehmen.

Um 11 Uhr sind wir ausgeritten und um $3^1/_2$ Uhr zurückgekehrt. Alles war sehr gut. Mich interessierten die Turkos und Spahis besonders, braune Wüstenkinder Afrikas, um ehrlichen Menschen Angst einzuflößen, so häßlich; allein es sollen gute Leute sein. Der kleine Prince Impérial war auch beim Manöver. Er ist ungemein artig und erinnert sich unsrer Visite.

Ich bleibe wahrscheinlich bis Dienstag, wo ich sodann über Straßburg nach Baden abreise, um den König zu sehen. Donnerstag oder Freitag werde ich in Düsseldorf wieder zurück sein. — Ich umarme Dich tausendmal! Viele Grüße an Marie.

Karl Anton.

*

Camp de Châlons, den 23. August 1863.

Ich kann Dir nur Gutes und Erfreuliches melden. Mein Aufenthalt ist äußerst spannend und interessant und überall das freundlichste Entgegenkommen. Der Kaiser ist überaus liebenswürdig, einfach und wahr, und ich nehme den besten Eindruck mit. Neulich sprach er mir von seinem Wunsch wegen Karl und Anna Murat; ich sagte ihm, daß es gewiß auch unsern Wünschen entsprechen würde, nur denke Karl jetzt noch nicht an eine Etablierung, weil als Zweitgeborener seine Existenz nicht sehr glänzend sei. Der Kaiser sagte mir on pouvait lui arranger une belle position en France. Uebrigens seien die Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien noch nicht abgebrochen, nur

Digitized by Google

wolle der junge Prinz à tout prix eine alte Engländerin heiraten, in die er bis über die Ohren verliebt sei.

Am Mittwoch, den 26., reisen wir ab, und zwar — Du wirst Dich wundern — mit dem Kaiser nach Paris. Er hat es so bestimmt, und ich muß der Kaiserin die Höflichkeit erweisen, was ich auch von Herzen tue.

Wir essen sodann in St. Cloud einmal, und nach zweitägigem Aufenthalt reise ich nach Baden ab. Ich tue es auch wegen Anton, von dem mir der Kaiser sehr viel Lobenswertes gesagt hat. Anton benimmt sich sehr gut, ohne Steifheit und mit Natürlichkeit. Er geht viel mit Joachim Murat um. Heute große Militärmesse im Freien, zu der 25 000 Mann ausrücken. Gestern besuchte ich die Lagerdetails und wurde überall ausgezeichnet empfangen.

Mir geht es sehr gut. Ostende hat meinen Fuß gestärkt, und ich bin unberufen sehr wohl. — Es ist nicht leicht, mitten im Trubel des Lagers Briefe zu schreiben.

Karl Anton.

*

Camp de Châlons, den 25. August 1863.

Morgen ist revue d'honneur, sodann um 1 Uhr Abfahrt nach Paris. Das Lagerleben hat acht Tage gedauert, und wie ein Traum ist es schon verschwunden. Der Kaiser bleibt sich immer gleich, voll Aufmerksamkeit und Freundlichkeit für uns. Wetter immer schön. Gestern starke Hitze, der Kaiser war müde. Wir halten alles prächtig aus, weil wir mehr daran gewöhnt sind. Gestern hatte ich ein fatales Abenteuer. Nach dem Manöver zurückgekommen, entzündeten sich auf meinem Schreibtisch die Zündhölzchen, die ich leider offen gelassen hatte, und mein ganzer Schreibtisch ist mit allem, was darauf war, abgebrannt.

Ich saß vor dem Hause, Zeitungen lesend, als Oberst Rauch, der mein Nachbar ist, den Brand roch. Er öffnete die Türe; leider war es schon zu spät, und ich habe einen empfindlichen Verlust gehabt, indem mein Korrespondenzverzeichnis und Tagebuch mitverbrannte, ein Heft, das ich mit großer Pedanterie auf dem laufenden stets erhalten. J'en suis inconsolable, doch danke ich Gott, daß der Verlust, außer einem Loch in dem Schreibtisch, nur mich betroffen hat.

Nun noch etwas Spaßhaftes:

Hier sind magnifike große Bidets im Gebrauch. Ich beauftragte Knickenberg (seinen Leibjäger), sich die Adresse in Paris davon geben zu lassen. Er fragte den Kammerdiener des Kaisers, einen Spezialfreund von mir, danach. Kurze Zeit kam die Antwort, daß der Befehl gegeben sei, das Bidet für mich einzupacken und mitzunehmen.

Ich mache große Geschenke hier beim Weggehen, zwei Tabatieren mit Brillanten für General Fleury und Oberst Le Pic, Chef de la maison, sodann drei Brillantnadeln, dem Haushofmeister Dubricéz, dem Kammerdiener und dem Premier-Pikeur. Außerdem 3000 Franken ins Haus. Ich gebe es aber gern; denn wir waren bis in die kleinsten Teile soigniert.

Mündlich kann ich Dir vieles erzählen, denn es ist schwer, alle Details

Digitized by Google

zu schreiben. Es ist dies mein letzter Brief nach Davos. Von Baden schreibe ich Dir nach Weinburg. — Hortense werde ich in Paris aufsuchen.

Karl Anton.

Napoleon war sehr für eine Verbindung des Prinzen Karl mit der Prinzessin Murat. Karl Anton antwortete dem Kaiser ausweichend; er hätte doch nie zugegeben, daß sein Sohn Karl, auf den er große Stücke hielt, une belle position in Frankreich sich erworben. Dafür dachte er zu deutsch. König Wilhelm von Preußen war auch nicht einverstanden mit einer eventuellen Heirat des Prinzen und Anna Murat. Napoleon machte hohe Ansprüche, die König Wilhelm als Haupt der Familie nicht gutheißen konnte. Wahrscheinlich hingen diese Bedingungen Napoleons mit der belle position in Frankreich zusammen. Als Prinz Karl 1864 nach Schleswig-Holstein ausrückte, sagte ihm König Wilhelm: „Sieh dich vor und sei nicht zu tollkühn! Denke an deine Eltern und an noch jemand. Und," fügte er später in bezug auf die Neigung des Prinzen hinzu, „mir selbst ist es nicht so leicht gemacht worden, meine Jugendliebe zu überwinden; für mich trat kein Kriegs- und Feldleben zerstreuend dazwischen." ...

... Oberst v. Rauch war Kommandeur des 11. Husarenregiments in Düsseldorf und bei Karl Anton sehr beliebt. Er spielte auch eine Rolle bei den Präliminarien zu der Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern 1866 zum Fürsten von Rumänien.

Die Tabatiere hatte einen Wert von 525 Franken. Wenn man das alles zusammenzählt, erwägt, daß der Fürst die sämtlichen Auslagen der Reise, auch die seiner Begleitung, bezahlte, endlich den ungleich höheren Wert des Geldes zur damaligen Zeit berechnet, so kommt eine sehr ansehnliche Summe heraus, die die Reise nach Châlons kostete.

Karl Anton bewies, wiewohl sein Tagebuch verbrannt war, wie scharf er beobachtet hatte und wie gut sein Gedächtnis war, dadurch, daß er an den König einen langen, eingehenden Bericht über den Besuch des berühmten französischen Lagers ausarbeitete.[1])

*

Baden, den 29. August 1863.

Soeben in Baden angekommen, nachdem wir vor zwei Tagen in Paris waren, bin ich gleich zu Deiner Schwester geeilt. Sie sieht gut aus und befindet sich wesentlich besser, weil es hier kühler war ...

König und Königin habe ich auch schon gesehen; heute esse ich dort. Anton ist mit Fritz heute in Straßburg geblieben. Es regnet in Strömen. In Paris haben wir uns die Füße wund gelaufen — Anton war enchantiert davon, eine große Aufgabe für zwei Tage. Am ersten Tage waren wir in Br..? bei Murat. Anna Murat war aber in Paris, weil sie mit Kaiserin Eugenie nach Biarritz geht. Die Kaiserin war für uns scharmant. Elle est une grande

[1]) Siehe Karl Anton, Fürst von Hohenzollern S. 166 ff.

Digitized by Google

beauté et Mr. le Rauch en a la tête terminé. Mit meinen Herren war ich recht zufrieden. In größter Eile! Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 2. September 1863.

... Der König war für mich von außerordentlicher Freundlichkeit und Rücksicht, auch die Königin war gnädig, obgleich wir keine Silbe Politik sprachen. Mit der Großherzogin Luise habe ich desto mehr gesprochen. Der Großherzog benimmt sich außerordentlich korrekt beim Fürstentag in Frankfurt! C'est le seul prince, qui remplit son devoir. Koburg ist wie wahnsinnig österreichisch und die andern Fürsten sind von Petitessen erfüllt.

Bereits beutet die Presse, namentlich die französische, meine Reise nach Frankreich politisch und diplomatisch aus und glaubt, ich hätte eine Allianz zwischen Preußen, Frankreich, Rußland und Italien zustande gebracht.

An allem ist kein wahres Wort, allein Du wirst es vielleicht auch noch lesen, und bekümmere Dich darob nicht. Alles ist eitel Geschwätz!

Die „Kölnische Zeitung" sagt mit Recht, daß sie nicht glaube, ich würde der jetzigen Regierung dienen; dazu sei ich zu taktvoll und gesinnungstüchtig.

Nachdem ich mit dem König gesprochen in Baden, muß ich ihm recht geben, daß er nicht nach Frankfurt gegangen ist.

Das Resultat des Fürstentages wird ein tiefer Riß in Deutschland sein, und ich glaube kaum, daß etwas Ersprießliches herauskommt. Noch wäre es Zeit, für Preußen etwas Großes zu tun! General Manteuffel ist gegenwärtig der größte Feind Bismarcks; er hält ihn für zu unberechenbar und gefährlich. Ist das nicht merkwürdig! Und doch müßte Manteuffel auch fort, wenn der König Frieden mit seinem Volke haben und machen will. Karl Anton.

Der Krieg von Schleswig-Holstein war ausgebrochen. Karl Anton hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als an ihm teilzunehmen. Sein Armeekorps war nicht mobilisiert, aber er wandte sich daher an den König mit der Bitte, ihm zu gestatten, nach dem Kriegsschauplatz sich zu begeben. Der König schrieb ihm einen längeren Brief: „Daß ich Deines Wunsches eingedenk sein werde, versprechе ich Dir bestimmt." Am 15. März 1864 erfolgte sodann die Order, wonach Fürst Karl Anton sich nach Schleswig-Holstein begeben solle. Der Fürst reiste sofort ab und schrieb schon am selben Tage von Berlin aus an seine Gemahlin (die Nachricht war ihm etwas früher zugegangen als die Order):

Berlin, den 15. März 1864.

... Meine Sorge um Fritz ist noch immer groß, allein Gott wird gewiß helfen. Nach durchschlafener Nacht 8 Uhr Ankunft. Ich wurde allenthalben empfangen und stieg in meinen alten Appartements ab. Anton war von Potsdam mit mir hinübergefahren.

Um 10 Uhr zum König, der mich mit offenen Armen und seltener Herzlichkeit empfing. Ich blieb anderthalb Stunden bei ihm, über Politik und alles

Digitized by Google

mögliche sprechend. Hierauf Königin, bei der ich eine Viertelstunde blieb. Sie erkundigte sich sehr angelegentlichst nach Benrath und Fritz, für mich persönlich aber war sie kalt und zurückhaltend. Der König hatte es mir voraus gesagt. Ich fehle ihm überall, sagte er. Kronprinzeß Viktoria sah ich ebenfalls, ebenso Prinzessin Karl. Beide hielten mich lange auf, und ich mußte vieles erzählen. Viktoria ist recht leidend und in Hoffnung. Um $10^1/_2$ Uhr fahre ich nach Hamburg ab und 7 Uhr morgens von dort weg. Ich will trachten, Hadersleben oder Kolding noch zu erreichen. Ich gehe zunächst zu Wrangel, Karl zum Kronprinz, später sodann nach Düppel, wo das Bombardement bald beginnen wird. Man glaubt hier nicht, daß es sehr lange dauern werde.

General Manteuffel war bei mir und hat mich bereits annonciert im Hauptquartier. Il est aux petits soins pour moi. Ich finde, daß meine Stellung hier sehr wichtig ist und sehr geachtet wird. Je le remarque à beaucoup de petits détails.

Die ganze Dienerschaft hatte große Freude, mich wiederzusehen. Ich bin wohl recht vergnügt und guter Dinge, wenn ich nicht an Euch dächte und Fritz mir auf dem Herzen läge. Karl Anton.

Der jüngste Sohn Fritz, Leutnant im Westfälischen Ulanenregiment, war plötzlich am Typhus erkrankt. Diese Krankheit kam, nachdem die Schwiegertochter Infantin Antoinette am 7. März zu Benrath einem Sohne, dem nunmehrigen Fürsten Wilhelm, der heute fünfzig Jahre alt ist, das Leben gegeben. Karl Anton schreibt hierüber seiner Stiefmutter, der Fürstin Katharina, einen sehr originellen Brief.

Kolding, den 17. März 1864.

Am 15. März, abends 11 Uhr, bin ich von Berlin fort — Anton muß mir auf Befehl des Königs nachkommen, wie er Dir geschrieben haben wird —, kam früh 5 Uhr in Hamburg an, frühstückte bei Hundekälte in Altona, um 8 Uhr von dort fort, durch die Dannewerke nach Flensburg, wo ich einen Extrapostwagen bestieg und um 10 Uhr nach Hadersleben kam. Hier blieb ich über Nacht und bin heute um 11 Uhr in Kolding angekommen. Karl ritt mir entgegen. Ich habe ein gutes Quartier bekommen, zwei Zimmer warm, und warte hier das Weitere ab. Nach Düppel gehen wir noch nicht. Karl ist sehr wohl und sieht vortrefflich aus.

Das Land ist abscheulich, nirgends Ortschaften, viel Heide, nur hübsch die Meerküste. Es ist noch sehr kalt. In der Nacht von Hamburg viel Schnee. Mein Pelz hat mir gute Dienste geleistet. Ich bin unberufen sehr wohl.

Mit Bangigkeit sehe ich auf Düsseldorf zurück. Es hat mir ungeheure Mühe gekostet, hierhin abzugehen, aber es ist Ehrensache gewesen.

Aengstige Dich nicht um mich; so rasch gibt es nichts Entscheidendes. Wie ich gute Nachricht von Fritz habe, ist es mir viel leichter, eine Sorge weniger zu wissen. Gott wache über seine Wiederherstellung! Ich umarme Dich tausendmal, Leopold, Antoinette, meinen Fritz und grüße alles zu Hause.

Digitized by Google

Heute nur in großer Eile, weil ich viele Besuche zu machen habe. Der Kronprinz war scharmant für mich und hatte große Freude, mich zu sehen.

Karl Anton.

*

Kolding, den 18. März 1864.

Heute früh 6 Uhr kam Anton an, ich lag noch zu Bett. Er ist mein Zimmernachbar. Um 8 Uhr ging ich zum Vortrag des Feldmarschalls Wrangel, sodann kam der Kronprinz zu mir und blieb zwei Stunden. Hierauf frühstückten wir mit sauren Nieren und Hamburger Rauchfleisch. Sodann machte ich mit Karl und Anton einen großen zweistündigen Spaziergang. Um 5 Uhr bin ich bei Wrangel zu Mittag.

Morgen um 8 Uhr rücken wir gegen Fridericia, biwakieren in einem Bauernhause, und übermorgen ist ein Angriff auf das verschanzte Lager von Fridericia. Es wird leicht gehen, weil die dänische Garnison in dieser Festung sehr demoralisiert ist. Am 21. gehen wir dann nach Flensburg und von dort nach Düppel, gegen das eine regelmäßige Belagerung eröffnet wird. Das Wetter ist magnifik und nicht kalt, der Meerbusen tiefblau — sonst ein trauriges Land.

Hier in Kolding sind wir in Feindesland. Nichts kostet etwas, und wir leben umsonst. Es herrscht viel froher Mut vor. Ich bin außerordentlich gut empfangen und sogleich in die militärischen Geheimnisse eingeweiht worden. Man wittert hinter mir geheime Aufträge des Königs, was aber nicht der Fall ist. — Morgen ist Dein Namenstag! Empfange meine herzlichsten Glückwünsche! In Gedanken werde ich bei Euch allen sein. Morgen kann ich nicht schreiben; denn wir werden den ganzen Tag draußen sein. Ich kehre erst übermorgen hierher zurück, um sodann sogleich nach Hadersleben abzufahren, von dort zum Nachtquartier nach Flensburg ...

Karl Anton.

*

Flensburg, den 23. März 1864.

Endlich komme ich dazu, Dir zu schreiben! Gestern abend 11 Uhr kam ich mit dem Kronprinzen hier an, woselbst zu Ehren des Königsgeburtstages großes Diner bei Prinz Friedrich Karl war.

Wir hatten früh 8 Uhr Kolding verlassen. Es sind ungeheure Entfernungen, und man fährt nur mit Bauernwagen und Pferden. Tausenden von Fuhrleuten begegnend, die sich stopften und zum Aufenthalt nötigten. Gestern abend fand ich Deine zwei Depeschen, die mich zu Tode erschreckten; denn ich hatte keine Ahnung von dem Wiederzunehmen der Krankheit; ich war seit dem 16. März ohne briefliche Nachricht von Dir, und am 17. empfing ich die sehr beruhigende Depesche. Heute morgen erst beim Erwachen bringt man mir fünf Briefpakete aus Düsseldorf und Deine lieben Briefe vom 18., 19., 20. und 21. März. Jetzt erst ging mir ein Licht auf und begriff ich den Zusammenhang. Gott sei mit uns und behüte uns vor dem Verlust unsers jüngsten Sohnes! Mein frischer Mut und Humor ist gebrochen; heute bleibe ich ruhig hier, um weitere Nachrichten zu erwarten ...

Digitized by Google

Ich bleibe gewiß in Flensburg und werde untertags nach Düppel gehen, wo alles langsam vorrückt. In allernächster Zeit ist kein Ende abzusehen. Ich halte den Sturm für unmöglich, es müßten denn viele tausend Menschen geopfert werden, um in der militärischen Gloire ein Relief zu geben, ohne daß deswegen der Krieg entschieden würde. Prinz Friedrich Karl ist derselben Ansicht, und noch ist etwas Bestimmtes nicht festgestellt.

Unsre Kriegstaten um Fridericia waren ganz miserabel. Nur eine Stimme herrscht über die Unfähigkeit und Miserabilität des Feldmarschalls Wrangel. Es ist für die Armee sehr traurig, und die Oesterreicher tanzen dem altersschwachen kindischen Mann auf der Nase herum. Wir haben es mit zwei Kommandierenden zu tun, nämlich mit einem äußerst geschickten — Gablenz — und einem sehr schlechten — Wrangel. Die Geschichte um Fridericia dauerte drei Tage. Die Stadt brannte an allen Ecken, aber die Festung blieb intakt, also kein Resultat, denn die zerstörte Stadt kümmert die Verteidigung nicht. Es war ziemlich ermüdend. Den ersten Tag war ich gleich zehn Stunden zu Pferde, den zweiten und den dritten wiederum; ich wundere mich nur, wie die armen Tiere es so gut aushalten konnten, die noch keinen einzigen Ruhetag gehabt. Dabei schneidend kalte Luft, an die man sich bei warmem Anziehen bald gewöhnt. Nur brennt einem das Gesicht abends fürchterlich. Zu Hause angekommen, aß man mit Appetit etwas Warmes, und mehrmals bin ich mit Anton schon nach 8 Uhr zu Bett gegangen.

Unsre Küche ist recht gut und einfach gewesen, und auch mein Quartier in Kolding, trotzdem daß der Hauswirt ein dänischer Beamter war. Die Leute sahen es sogar ungern, als wir gestern abreisten.

Die Verluste von Fridericia waren gering, höchstens 40 bis 50 Mann. Ich sah einen Grenadier mit abgeschossenem Bein und zwei Offiziere liegen, die nicht schwer verwundet waren. Die Gefahr ist nicht groß, die Dänen schießen schlecht mit Artillerie, und der Feldmarschall hält des Kronprinzen wegen stets ungeheuer auf. Anton brannte vor Begierde, die Feuertaufe zu erlangen, und will immer näher heranreiten. Damit er keine Unvorsichtigkeit begehen konnte, beschloß ich, mit ihm in eine Batterie zu gehen. Auf dem Wege dahin schlug eine 24-Pfund-Kugel etwa zwanzig Schritte vor uns in den Boden, und es krepierte ein Schrapnellschuß über unsern Köpfen. Alles ging so glücklich als möglich ab, weil ich die Geschosse daherpfeifen hörte, also Deckung nehmen konnte. Auf diese Weise haben Anton und ich die Feuertaufe erhalten, was notwendig ist und vor weiteren Heldentaten bewahrt, denn man muß nur einmal gezeigt haben, daß man kaltblütig ist. Anton war enchantiert; er wollte mehr noch haben, allein ich erlaubte es nicht, weil es eigentlich töricht ist, sich dem Tode auszusetzen, wenn man nur Zuschauer ist, und dadurch der Armee nichts nützt.

Es ist aber richtig, daß von solchen kleinen Abenteuern nicht gesprochen wird, weil es selbstverständlich ist, daß Kugeln rechts und links einschlagen, und solange man nicht getroffen wird, ist es eitle Renommage, sich damit zu brüsten.

Digitized by Google

Deswegen haben wir kein Wort davon gesagt, während andre es gesehen haben, die davon vielleicht sprechen. Osten und Locquenghien waren dabei.

In Kolding war das Düsseldorfer Gardebataillon, es kam nicht ins Feuer. Das Regiment Königin Elisabeth hat die meisten Verluste.

Die Oesterreicher alle sind sehr charmant und passioniert. Gablenz ist tout craché Oberst Pfuel im Wesen und Aeußern.

Karl ist sehr wohl und vergnügt; er erträgt die Strapazen sehr gut. Wenn nicht die Sorge um Fritz auf uns lastete wie ein schwerer Alp, so ginge alles vortrefflich, und mich selber würde diese Kampagne, bis jetzt de l'eau sucré, verjüngen.

Hoffentlich kommen gute oder beruhigende Nachrichten. Sollte ein Unglück geschehen, so komme ich gleich zurück. Jetzt wäre es nicht mehr möglich, ohne sich zu kompromittieren. Friedrich von Anhalt reist heute ab, was ihm sehr verdacht wird. Antoinette ist durch seine Abwesenheit ganz nervös geworden, was durch ihren Zustand erklärlich ist. Ich umarme Dich tausendmal. Gott sei mit Euch allen! Leopold, Antoinette, Wilhelm, Fritz, Maria, Therese, August tausend und tausend Liebes!

Ich wohne mit Anton hier allein in einem eleganten Hause; die Adjutanten außerhalb.

Karl Anton.

Wrangel war 1784 geboren, mithin schon achtzig Jahre alt. Wir kommen auf das Urteil des Fürsten über den Feldmarschall noch zurück. — Herzogin Antoinette von Anhalt war damals in Hoffnung, worauf die Bemerkung des Fürsten geht.

*

Flensburg, den 24. März 1864.

Gott sei Dank lauten die letzten Telegramme beruhigend ... Der Kronprinz nimmt den größten Anteil und war noch gestern abend 9 Uhr bei mir, um sich zu informieren ... Ich kann mir Deine Angst und Bekümmernis lebhaft vorstellen, stets so zwischen freudigem Hoffen und schweren Sorgen zu schweben. Es ist eine große Prüfung, die uns der liebe Gott auferlegt, und die Freude am Enkel ist sehr verbittert durch die Sorge um den Sohn. Heute ist Gründonnerstag. Man erwartet nichts von der stillen Woche hier; denn unabsehbare Wagenzüge fahren durch die Straßen mit Proviant, Munition, Kranken usw. Es ist eine ernste feierliche Karwoche, in welcher Tausende am Vorabende ihres Lebens stehen. Doch sind die Truppen alle heiter, ausdauernd, vergnügt, und keine trüben Wolken liegen über der Armee.

Sei ganz unbesorgt um uns. Ich werde gewiß mich nicht tollkühn exponieren, denn ich denke stets an Euch.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 25. März 1864.

Der Sohn des Fürsten, der Prinz Fritz, ist, Nachrichten von der Fürstin Josephine zufolge, endlich außer Gefahr, worüber der Vater sehr erfreut ist.

Digitized by Google

Der Kronprinz ist voller Teilnahme. Gestern aß er bei mir um 5 Uhr und blieb bis 10 Uhr abends bei mir à deux. Gayer hatte ein sehr gutes schwäbisches Diner gemacht.

Von der Karwoche merken wir nichts. Heute ist es nur stiller in den Straßen als gewöhnlich. Kampf wird es wahrscheinlich keinen absetzen, weil jedermann das Bedürfnis fühlt, den heiligen Ernst dieser Zeit zu respektieren.

Karl Anton.

Karl Anton war zeitlebens von ganzem Herzen ein Schwabe. Das spricht er selbst sehr häufig aus, und er liebte die schwäbische Küche vor der französischen besonders, wenigstens einzelne Gerichte, wie Sauerkraut mit Spätzlen, Leberknödel, saure Nieren, saure Leber u. a. m.

*

Flensburg, den 27. März 1864.

... Gestern war ich bei den Batterien rechts vom Broacker. Durch ein Fernrohr konnte man die dänischen Batterien und Artilleristen genau sehen, auch die Stadt Sonderburg. Es wurde lebhaft geschossen, und in der Luft pfiffen, sausten und tönten die Kugeln und Granaten. Die Entfernung beträgt eine halbe Meile. Wir trafen Schuß für Schuß in die feindlichen Batterien, von jenseits traf kein Schuß, obgleich links und rechts Kugeln einschlugen. Man muß bei dieser Gelegenheit stets vom Pferde absitzen, weil die Dänen immer danach zielen. Gestern war ein warmer, lauer Frühlingstag, und die Gegend gewann dadurch an Weichheit. — Einen merkwürdigen Kontrast bildet der Lobgesang der Lerchen und Singvögel zum Sausen der Kugeln. Alles ist mit Truppen vollgestopft, fortwährend begegnet man Krankentransporten; die Kranken sind sehr gut verpflegt.

Gestern abend aß der Kronprinz wieder bei mir; er findet die Küche von Gayer exquisit, weil es Knöpfle, saure Leber und andre schwäbische Speisen gibt. Wir dinierten um 6 Uhr, weil ich dann erst von der Halbinsel Broacker zurückkam. Heute am Ostersonntag machten wir zu vier, d. h. mit dem Kronprinzen, eine Fahrt nach Glücksburg, einem schönen Schloß mit seltenen Gobelins, woselbst neulich der König Frederik von Dänemark gestorben ist. Sodann aßen wir en famille beim Kronprinzen, während seine Adjutanten bei mir mit meinen Herren aßen. Ueberhaupt schließt sich der Kronprinz ungemein an uns an. Die Konfusion beim Oberkommando dauert fort; es ist eine wahre Misere ...

Karl und Anton sind beide sehr wohl und vergnügt und freuen sich, aus dem Einerlei des Garnisonslebens herausgekommen zu sein. Doch werden wir auch froh sein, wenn wir wieder einmal en famille vereinigt sein werden. Wir alle haben Sehnsucht nach dem Süden.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 29. März 1864.

... Wir fuhren richtig, wie ich Dir schon schrieb, am Ostersonntagnachmittag nach Schloß Glücksburg und besahen uns das ganze Schloß, das Sterbezimmer

Digitized by Google

Friedrichs VII. und die Appartements der Gräfin Danner. Das Schloß liegt mitten im Wasser, dieses eingesäumt von schönen Buchenwäldern. Das mag alles im Sommer seinen Reiz haben, während mir jetzt die ganze Gegend in ihrer Erstarrung ungemütlich und unpoetisch erscheint.

... Gestern morgen war ein sehr heftiges und blutiges Vorpostengefecht vor Düppel. Wunderbarerweise können wir hier keine Details erfahren, die Ihr wahrscheinlich früher in den Zeitungen lesen werdet als wir hier. Es kommt dies vom Widerwillen des Prinzen Friedrich Karl gegen Wrangel her, also vollkommene militärische Anarchie.

Das Panzerschiff „Rolf Krake" soll ungeheuren Schaden getan haben; ein einziger Schuß tötete 2 Offiziere und 22 Mann.

Noch immer kann ich Dir nichts Bestimmtes sagen, wenn die Sache mutmaßlich ihr Ende erreichen wird.

Es waren abscheuliche Ostertage: Schnee, Sturm, Regen, Kälte, Nässe, alles wechselte miteinander ab. Während ich Dir das schreibe, fahren viele Wagen mit Kranken und Verwundeten in die Spitäler. Letztere sind vortrefflich eingerichtet. Die Schwestern überbieten sich in Liebe und Pflege, und nirgends ist Mangel.

Diese Lazarettpflege scheint mir das einzige zu sein, was in diesem Kriege in vollkommener Ordnung ist.

... Wieder spricht sich der Fürst in eingehender Weise über die Krankheit bzw. Rekonvaleszenz des Sohnes aus. Dann fährt er fort:

Karl und Anton befinden sich sehr wohl. Anton hat sich mit dem Prinzen Arenberg, einem österreichischen Offizier des Feldmarschalls Wrangel, liiert. Der ist in der Tat ein scharmanter Mensch.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 31. März 1864.

Um 8 Uhr präzise stehen wir auf und setzen uns gleich zum Kaffee. Auf dem Tisch im großen Saal liegen sodann die Postsachen, welche mit dem Kaffee verschlungen werden. Um 9 Uhr kommt Karl, und um 10 Uhr fahren wir gewöhnlich nach Düppel, um die Annäherungsarbeiten zu sehen. Man muß zwei Stunden lang fahren; in Ekensund stehen unsre Pferde, ziemlich gut versorgt, und die werden dann bestiegen. Sodann macht man eine Tour von fünf bis sechs Stunden, und nach 5 Uhr kommen wir wieder nach Flensburg zurück, dinieren und gehen zwischen 9 bis 10 Uhr zu Bett.

Gestern aß der Kronprinz wieder bei mir und blieb bis 10 Uhr sitzen, wo gemütlich geplaudert wird, und zwar sans gêne über alles — Familie, Politik, Armee, England usw. Der Kronprinz ist ungemein reif geworden, und ich muß oft über seine Vorurteilslosigkeit erstaunen, die sich mit der größten Unbefangenheit und Natürlichkeit geltend macht.

Von Leopold habe ich vorgestern einen Brief erhalten und bereits beantwortet. Il brûle d'envie de venir ici pour mériter des éperons, aber ich

Digitized by Google

habe ihn kalmiert, denn ich wüßte wahrlich nicht, was er hier machen und lernen sollte. Ohne die Anwesenheit des Kronprinzen wäre der Aufenthalt für uns sogar insupportable, obgleich man mir gegenüber gezwungen doch immer égard hat. Allein die Opposition zwischen dem Hauptquartier des alten Wrangel und dem Prinzen Friedrich Karl ist so unausstehlich, daß ein junger, alleinstehender Mann wie ein Spielball zwischen da und dort herumgeworfen würde.

Karl Anton.

*

Flensburg, 2. April 1864.

Das schlechte Wetter von gestern ist Ursache, daß die Hauptaktion verzögert werden mußte. Die baldige Beendigung ist deswegen nicht aufgehoben, sondern nur noch etwas verschoben, bis die Stürme sich legen.

Gestern habe ich mit Karl und Anton eine große Promenade gemacht, um auf Altertümer zu jagen. Wir fanden in einem Hause einige schöne Porzellangruppen. Abends 6 Uhr aß der Kronprinz bei mir, und wir blieben bis 10 Uhr gemütlich beisammen.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 3. April 1864.

Soeben komme ich von Ekensund zurück. Kaum hatte ich Dir gestern geschrieben, als ich ein Billett vom Kronprinzen erhielt, daß diese Nacht die Entscheidung von Düppel fallen müsse.

Gestern nachmittag packten wir also Hals über Kopf ein und fuhren sogleich bis Ekensund. Dort stiegen wir zu Pferde; bald stiegen wir ab und sahen dem grandiosen Bombardement aus allen Batterien zu. Es war ein förmliches Raketenspiel mit Kanonenkugeln und Bomben. Die Dänen antworteten lebhaft, und trotzdem, daß während meiner Anwesenheit von ihnen mehr als tausend Schuß fielen, ist kein einziger preußischer Soldat verwundet worden. Ihre Geschütze reichen kaum auf die Entfernung wie die unsrigen, und regelmäßig schlagen die Schüsse wenigstens ein paar hundert Schritte zu kurz ein. In den Schanzen brannte vieles, und mit den Operngläsern sah man starke Bewegung und Agitation jenseits.

Als es dunkel wurde, war es ein grandioser, aber finisterer Anblick; denn mit jedem preußischen Schuß fielen gewiß immer viele Dänen.

Wir wollten die Stadt Sonderburg in Brand schießen, aber es gelang nicht. Die Nacht sollte fortgeschossen werden und gegen Tagesanbruch der Sturm beginnen. Alle Truppen waren bereit und die ganze Nacht hindurch in Marsch.

Gegen 10 Uhr kamen wir nach Ekensund zurück, aßen kalte Küche, die wir mitgebracht hatten, und Rühreier von der Wirtin und schliefen auf Stroh (ich auf einem alten Bett) bis 3 Uhr morgens. Wir tranken Kaffee, setzten uns zu Pferde und wollten nach dem Rendezvous des Feldmarschalls reiten, der um Mitternacht von Flensburg abgefahren war. In Azbüll trafen wir ihn in großer Konsternation. Der Prinz Friedrich Karl, hieß es, habe alles abbestellt.

Digitized by Google

Allerdings war die Nacht furchtbar an Sturm und Regen, allein alles war parat und schon durchnäßt, und wir hatten umsonst die Nacht biwakiert. Ich fuhr in Aerger alsbald zurück, weil jetzt wiederum eine kostbare Zeit verloren gegangen ist und die Sache sich demnach ins Unendliche fortspielen wird. Der Kronprinz war wütend. Er ist zum Prinzen Friedrich Karl gegangen; die Details weiß ich noch nicht, werde aber die Gründe hören.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 5. April 1864.

... Prinz Friedrich Karl ist erkrankt. Es ist alles zu besorgen. Jedenfalls wird die Sache nicht rasch gehen, man will noch mehr Artillerie kommen lassen, und da reifen dann die Konferenzen heran, welche vielleicht allem Blutvergießen ein rasches Ende machen werden, zwar nicht zur Ehre der Armee, aber doch zum Wohle der Menschheit ...

Sollte die Entscheidung von Düppel aber gerade auf den 15. oder 16. April fallen, so ist es für mich eine militärische Unmöglichkeit, abzukommen. La réputation militaire est comme celle d'une jeune fille — sie duldet nicht den geringsten Flecken, und Du wirst die erste sein, welche das begreift und nicht zulassen wird, daß ein Makel auf meinen Ruf falle. Es würde mir ungeheuer leid tun, aber Ihr alle liebt mich zu sehr, als daß Ihr wünschen könntet, in einem solchen Falle mich kompromittiert zu sehen. Ich habe jedoch alle Hoffnung, daß ich kommen kann und daß die Entscheidung vor Düppel sich noch länger fortschleppen wird, bis am Ende Friede wird.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 7. April 1864.

Gestern bin ich so fleißig gewesen, daß ich zu keinem Briefschreiben gelangen konnte, ich habe für den Kronprinzen ein militärisches Memoire über die Kriegführung schreiben müssen. Es war nicht leicht, weil die Personen ich schonen mußte und dennoch die ganze Wahrheit sagen sollte. Ich habe acht Stunden lang daran gearbeitet, weil der Kronprinz es dem Könige schicken will und ich alles Herbe und Bittere in Zucker einwickeln wollte.

Karl Anton.

Dieses Memoire ist in dem Buche „Karl Anton von Hohenzollern" S. 179 ff. abgedruckt,[1]) d. h. es ist zweifellos dasselbe, das der Fürst am 6. April 1864 für den Kronprinzen ausarbeitete. Es ist fast sicher, weil er es vor der Erstürmung der Düppeler Schanzen schrieb und es auch von Flensburg aus den 6. April 1864 datierte. Ganz in „Zucker" wickelte er es nicht, und alle Personen — allerdings dem Namen nach — schonte er auch nicht. Er faßt die „den bestehenden persönlichen und sachlichen Verhältnissen nicht mehr ge-

[1]) Von K. Th. Zingeler. Stuttgart 1912, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

wachsene Individualität des Feldmarschalls" deutlich ins Auge, und über die zahlreiche Zusammenstellung der Hauptquartiere spricht er sich sehr deutlich aus.

*

Flensburg, den 11. April 1864.

Gott grüße Dich in Cöthen! Ich kann leider nicht kommen wegen der ganz unverantwortlichen Verzögerung des Finalangriffes. Gestern war ich den ganzen Tag bei unsern äußersten Vorposten in unmittelbarster Nähe der dänischen Vorposten, welche von den Unsrigen Zigarren und Schnaps annahmen. Unsre Batterien machten ein unerhörtes Feuer, Schuß um Schuß traf die Verschanzungen, man sah die Wälle zusammensinken, Erde herausrutschen und Steine rollen. Die Luft war von einem rasenden Gezisch und Gepfeife erfüllt, und alles dröhnte und brummte — achtzig schwere Geschütze waren in steter Arbeit. Es fiel kein einziger dänischer Schuß, denn kein Mann durfte sich auf den Schanzen sehen lassen, ohne im Nu weggeblasen zu werden. Es war fürchterlich erschütternd und hoch tragisch, daß die Dänen trotz ihres unbestreitbaren Mutes und ihrer Energie keinen Widerstand mehr leisten konnten.

Man hätte gestern nachmittag ganz Düppel bekommen können. Es ist ein trauriges Schauspiel, ein so mutiges Heer ohne die ihm nötige Führung zu sehen.

Stündlich muß Düppel fallen. — Gestern abend 7 Uhr war der Kronprinz bei mir, und er teilt ganz die allgemeine Stimmung. Wir verlebten den Abend mit dem Kronprinzen en famille zusammen. Heute bleibe ich in Flensburg, um die Pferde ausruhen zu lassen.

Alle herzlichen Grüße an alle Verwandte! Karl Anton.

(Fortsetzung folgt)

Die Neutralisierung Afrikas

Von

Otfried Nippold

Dem Wunsche des Herausgebers, mich zu dieser Frage zu äußern, entsprechend, möchte ich in Ergänzung der von den Herren Hutter, Peters und Dove hier vorgetragenen Ansichten nur einige kurze Bemerkungen machen, die den Gegenstand vom völkerrechtlichen und vom politischen Standpunkte aus beleuchten.

Völkerrechtlich ist das Problem der Neutralisierungen heute ein sehr aktuelles, im Vordergrunde des Interesses stehendes. Ich führe als Beispiel nur an, daß die Interparlamentarische Union auch auf ihrer diesjährigen Konferenz im Haag sich wieder eingehend mit der Frage der dauernden Neutralitätserklärung befaßt hat, in der der verstorbene Völkerrechtslehrer v. Martens das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens sah. Nach den dort gemachten Vor-

Digitized by Google

schlägen soll es den Staaten möglich gemacht werden, entweder einzeln für sich selbst oder vertraglich gemeinsam, unabhängig von der Zustimmung andrer Staaten, ihre dauernde Neutralität zu erklären. Auch wurde vorgeschlagen, das Institut de droit international zu bitten, den Gegenstand auf seine Tagesordnung zu setzen. Die dritte Haager Friedenskonferenz wird sich möglicherweise ebenfalls mit der Frage befassen, da die Gestaltung des Neutralitätsrechts bei den künftigen Konferenzen zweifellos ein Haupttraktandum bilden wird. Die Neutralitätserklärung involviert Unverletzlichkeit des Territoriums der neutralen Macht und schließt also für die an einer Neutralitätskonvention beteiligten Mächte Garantierung des territorialen Besitzstandes ein. Eine Garantierung der territorialen Integrität hatte übrigens schon 1912 auf der Genfer interparlamentarischen Konferenz der Antrag Bartholdt gefordert, der in Amerika als „Anticonquest resolution" bekannt ist. Zweifellos liegt in der gegenseitigen Anerkennung und Garantierung des territorialen Besitzstandes der Kern der ganzen Frage.

Von Afrika, von den Kolonien speziell ist bei den erwähnten Verhandlungen nicht die Rede gewesen. Die Kolonien folgen im allgemeinen rechtlich zweifellos dem Mutterlande, solange sie eben Kolonien und keine selbständigen Staaten sind. Ist das Mutterland neutral, so ist es auch die Kolonie; befindet sich das Mutterland im Krieg, so zieht dieser auch die Kolonie in Mitleidenschaft. Wie hat man sich angesichts dieser Rechtslage also eine Neutralisierung Afrikas, eine Neutralisierung der afrikanischen Kolonien der europäischen Großmächte zu denken? Meines Erachtens würde es sich wohl weniger um eine eigentliche Neutralisierung dieser Gebiete, die für dieselben eine von derjenigen des Mutterlandes verschiedene völkerrechtliche Position schaffen würde, handeln, als vielmehr zunächst nur um eine gegenseitige vertragsmäßige Anerkennung und gegenseitige Garantierung des kolonialen Besitzstandes. Damit wäre aber zweifellos viel erreicht, da Afrika ja heute, wie bereits Hauptmann Hutter betont hat, als aufgeteilt gelten kann. Eine solche Garantierung wäre ein mächtiger Faktor zur Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten, da die Bedrohung desselben heutzutage ja vorwiegend durch koloniale Rivalitäten erfolgt. Das, was Hutter unter Neutralisierung Afrikas versteht, nämlich daß kein Staat einen Krieg beginnt, um ein einem andern Staat gehörendes Stück afrikanischen Landes zu annektieren, ließe sich auf diesem Wege also wohl erreichen. Die Neutralisierung soll nach ihm die Möglichkeit eines kriegerischen Konflikts wegen des kolonialen Besitzstandes ausschalten. So viel kann in der Tat auch stipuliert werden, „daß der derzeitige koloniale Besitzstand aller Mächte auf afrikanischem Boden in einer Schutzgarantie gewährleistet wird". Aber darin liegt noch keine eigentliche Neutralisierung. Kriege zwischen den Beteiligten können auch aus andern Ursachen ausbrechen, und dann werden auch die Kolonien mithineingezogen werden. Ob und inwieweit die Garantierung des afrikanischen Kolonialbesitzstandes dann noch in Kraft bliebe, ist schwer zu sagen; rechtlich hinge es von dem Inhalte der vertraglichen Abmachungen ab.

Es darf gesagt werden, daß auch derjenige, der mit seinen derzeitigen

Digitized by Google

Kolonien nicht zufrieden ist und nach Tausch oder Vergrößerung strebt, durch eine solche Abmachung nicht etwa schlechter gestellt wird als vorher, aber er wird infolge des Garantievertrags von vornherein auf den Weg der friedlichen Verhandlungen, des Kaufs, Tauschs, kurz der Verständigung mit andern Staaten gewiesen. Und das ist gewiß kein Nachteil!

Mehr als eine gegenseitige Garantierung des Besitzstandes würde rechtlich wohl kaum in Frage kommen. Darin stimme ich Dove durchaus bei. An einen Anspruch, neutral zu bleiben, ein Recht auf Neutralisierung hat übrigens wohl kaum jemand gedacht; es kann sich unter allen Umständen nur um eine Neutralisierung handeln, die vertragsmäßig geschaffen wird, ohne vorhergehenden Rechtstitel. Anders würde die Rechtslage dann, wenn die Staaten selbst ihre dauernde Neutralität erklärten, was bei den Großmächten aber kaum zu erwarten steht. Solange letzteres aber nicht der Fall ist, wird man die Kolonien meines Erachtens kaum im eigentlichen Sinn neutralisieren; Aber ich glaube, daß auch die beschränktere Form, von der hier die Rede war, praktisch von der größten Bedeutung werden könnte, um so mehr, als diese Form sich rechtlich nicht nur auf die Kolonien, sondern auch auf die größeren Staaten selbst anwenden ließe. Eine gegenseitige Garantierung der territorialen Integrität überhaupt, nicht nur der kolonialen Gebiete, wäre aber zweifellos ein gewaltiger völkerrechtlicher Fortschritt — so gewaltig, daß an ihn vorläufig noch nicht gedacht werden kann.

Kolonialkriege würden auf diesem Wege natürlich nur insoweit erschwert werden, als diese „aufgeteilt" ist. Aber das ist, wie gesagt, bei Afrika jetzt der Fall, und mit andern Gebieten haben wir es nach der obigen Fragestellung hier nicht zu tun. Somit wäre völkerrechtlich der hier angedeutete Weg nicht nur gangbar, sondern auch befriedigend.

Wie steht es nun aber politisch? Von diesem Gesichtspunkt aus handelt es sich nicht nur um das rechtlich Mögliche, das sehr häufig Theorie bleibt, sondern um das vom politischen Interessenstandpunkt aus Wünschenswerte und praktisch Durchführbare. Haben die europäischen Großmächte ein Interesse an einer solchen Garantierung? Und ist dieses Interesse bei allen vorhanden und bei allen gleich stark? Ich glaube, daß diese Interessenfrage sehr wohl beantwortet werden kann, ohne daß man dabei die Interessen der hohen Politik und diejenigen der Wirtschaftspolitik auseinander zu halten sucht. Denn die Interessen der einen sind diejenigen der andern und müssen diejenigen der andern sein. Dies vorausgeschickt, erscheint es mir nun aber, offen gestanden, schwer, einen politischen Grund zu finden, der gegen die Wünschbarkeit einer Garantierung des kolonialen Besitzstandes sprechen würde. Und zwar, wie ich ausdrücklich betonen möchte, vom Interessenstandpunkt aller europäischen Großmächte aus gesprochen, einschließlich Deutschlands. Dove meint, die Geschichte sei uns den Beweis schuldig geblieben, daß die andern Kolonialmächte je zugunsten internationaler Interessen gehandelt hätten. Das ist durchaus richtig. Kein Staat wird unter Vernachlässigung nationaler Interessen für

Digitized by Google

internationale Interessen eintreten. Dove übersieht aber, daß es solidarische nationale Interessen gibt, und daß manches, was man kurzweg als internationales Interesse bezeichnet, also zugleich im nationalen Interesse gelegen ist. Ein solcher Fall liegt auch bei der Frage der sog. „Neutralisierung" Afrikas vor. Sie liegt im nationalen Interesse aller Mächte und ist keineswegs ein bloß aus dem Ideenreich stammendes „internationales" Interesse. Selbst wenn aber im übrigen die koloniale Position der einzelnen Mächte in Afrika eine verschiedene sein sollte — und sie ist in der Tat eine verschiedene —, so haben doch alle Mächte zweifellos ein übereinstimmendes Interesse daran, zunächst einmal ihren Besitz von den andern garantiert zu sehen. Das würde sie unendlich vieler politischer Schwierigkeiten entheben. Und für diejenigen unter ihnen, die daneben noch weitere Wünsche haben sollten — bekanntlich gefällt einem immer das besser, was der andre hat —, würde ja durch eine derartige Festsetzung nichts verloren gehen. Im Gegenteil, je klarer die Rechtslage ist, um so leichter gestaltet sich das Verhandeln. Es ist daher auch keineswegs richtig, wenn Peters meint, das eigentliche politische Interesse an derartigen Neutralisierungen und Garantien habe zurzeit eigentlich nur England. Das Interesse, das, was man hat, sicherzustellen, hat jeder Staat. Eine erhöhte Sicherheit kommt politisch allen zugute. Und die Möglichkeit, darüber hinaus anderes zu erwerben, wird durch eine Garantierung in keiner Weise beeinträchtigt. Allerdings, darin hat Peters recht, es geht nicht an, „daß alle in Afrika interessierten Mächte den afrikanischen Statusquo, komme, was kommen mag, garantieren sollten". Aber das ist wohl auch von keiner Seite verlangt worden.

So will es mir also scheinen, als ob politisch eigentlich nur diejenigen Bedenken gegen den hier erörterten Völkerrechtsfortschritt haben könnten, die, sagen wir einmal, gerne etwas im Trüben fischen möchten. Es gibt ja bekanntlich auch solche Leute, aber für die große Mehrzahl der Menschen, zu der glücklicherweise heutzutage auch die Staatsmänner gehören, bedeutet eine klare politische und rechtliche Lage schon an sich ein erstrebenswertes Postulat. Die gemeinsame Festlegung des kolonialen Besitzstandes in Afrika — so und nicht als „Neutralisierung Afrikas" wäre das Problem also meines Erachtens zu umschreiben — erscheint mir daher vom politischen Interessenstandpunkt aus als durchaus wünschenswert.

Bleibt noch die Frage der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ihrer praktischen Durchführung. Um diese Frage zu beantworten, tut man am besten einen Blick rückwärts auf die neueste politische Geschichte, einschließlich der Kolonialgeschichte. Da finden wir eine ganze Reihe von Abmachungen über die verschiedensten Gegenstände, die eigentlich alle von derselben Tendenz getragen sind, von der auch das hier zu besprechende Problem zeugt. Dies beweist, daß unsre Frage doch keineswegs so weitab vom Wege gelegen ist, wie mancher vielleicht meint, und daß sich sehr wohl ernstlich darüber reden läßt, so gut wie über irgendein andres politisches Thema. Aber es muß erst einmal ein klarer politischer Himmel ohne drohende Wolken vorhanden sein — und die drohen-

Digitized by Google

den Wolken haben sich ja, allem Kriegsgerede zum Trotz, auch jetzt wieder einmal verzogen —, dann wird vielleicht schon in absehbarer Zeit, vielleicht aber erst in einem späteren Zeitraum einmal eine Stunde kommen, wo einige weitblickende Staatsmänner das hier erörterte Problem ernstlich an die Hand nehmen, mit der festen Absicht, es einer guten Lösung entgegenzuführen.

Technik und Kriegführung

Von

v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.

Es ist ein glücklicher Zufall — wenn man in dieser Welt der Ursachen und Wirkungen überhaupt von Zufall reden kann —, jedenfalls aber ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zu derselben Zeit, in der als Folgeerscheinung der allgemeinen Wehrpflicht und dauernder politischer Spannungen Massenheere aufgestellt werden, wie sie die Welt wohl noch nicht gesehen hat, in der durch die gesteigerte Waffenwirkung diese Heere auch noch zu relativ größerer räumlicher Ausdehnung gezwungen werden wie bisher: zugleich das Verkehrswesen einen ungeahnten Aufschwung genommen hat und es möglich macht, diese modernen Heere zu leiten und zu versorgen.

Wenn man wie in früheren Kriegen darauf angewiesen wäre, dem Heere eines europäischen Großstaats den gesamten Bedarf an Verpflegungsmitteln und Munition wenigstens von den Eisenbahnendpunkten aus durch Zugtiergespanne nachzuführen, würde man z. B. in Deutschland den Bedarf an Zugtieren auf die Dauer schwerlich zu decken imstande sein, und die Heeresbewegungen würden außerordentlich verlangsamt werden.

Auch die Leitung der Massen wäre zum mindesten äußerst schwierig, wenn man nur den Leitungstelegraph zur Verfügung hätte. Die Leitungen müssen mit dem wechselnden Aufenthalt der Behörden und Truppen immer wieder verlegt werden. In der vorderen Linie, in denen die Berührung mit dem Feinde stattfindet, sind sie der Zerstörung durch gegnerische Kavallerie ausgesetzt, daher nicht als zuverlässig zu betrachten und müssen durch den Meldereiter ergänzt werden. Auf dem Schlachtfelde vollends war der Verkehr noch bis zum Kriege 1870/71 völlig auf Meldereiter und Adjutanten angewiesen. Bei der Ausdehnung der heutigen Kriegsschauplätze und Schlachtfelder würden diese Mittel den Anforderungen nicht mehr entsprechen. Die Einheitlichkeit des strategischen und taktischen Handelns wäre in Frage gestellt.

Ebenso würde aber auch die Aufklärung in Zukunft nur eine sehr lückenhafte sein können, wenn sie lediglich auf die Kavallerie angewiesen wäre. Früher, wo sich einzelne, oft durch weite Zwischenräume getrennte Heeresgruppen auf dem Kriegsschauplatz bewegten, war es den Reiterpatrouillen oft möglich, von

Digitized by Google

den Flanken her Einsicht in die feindlichen Bewegungen zu gewinnen. Sie konnten die Flügel der einzelnen feindlichen Armeen feststellen und umgehen. So konnten sie oft ein zutreffendes Bild der feindlichen Operationen gewinnen lassen. Man denke beispielsweise an die Heeresgruppierungen 1870/71.

Heute liegen diese Verhältnisse alle anders.

Die Masse der vorhandenen Truppen und der natürliche Wunsch, sie möglichst gleichzeitig zur Wirkung zu bringen, zwingt zu langen zusammenhängenden Frontentwicklungen, die das Durchbrechen der feindlichen Kavallerie schwerlich gestatten werden. Nur an den äußersten Heeresflügeln wird bisweilen ein Umfassen möglich sein; die Aufklärungsergebnisse, die dadurch unter Umständen erlangt werden, können jedoch ihrer Natur nach immer nur örtlich beschränkt sein und werden sich wohl nur selten auf die entscheidenden Operationsfelder beziehen. Im allgemeinen wird die Kavallerie zu Anfang eines Krieges, selbst wenn sie die feindliche besiegt, nur die Front und das tägliche Vorrücken des Gegners sowie vielleicht durch Gefangene einige feindliche Truppenteile feststellen können. Erst im späteren Verlauf des Krieges, wenn die Massen in ihrer Einheitlichkeit gebrochen sind, durch Marsch- und Gefechtsverluste zusammenschwinden und in einzelne, wenn auch große Gruppen zerfallen, wird die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie eine ergiebigere sein können. Dann sind aber die großen Entscheidungen meist schon gefallen, und gerade auf diese kommt es in allererster Linie an. Für sie vor allem soll die Aufklärung die nötige Kenntnis über die feindlichen Maßnahmen schaffen.

In allen diesen Richtungen nun tritt die moderne Technik in die Lücke und hat Hilfsmittel geschaffen, die geeignet sind, über die vorhandenen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Was zunächst die Versorgung der Massenheere anbetrifft, so sind es zwei Errungenschaften der Neuzeit, deren man sich je nach der verschiedenen Natur der Kriegsschauplätze bedienen kann: die Kraftfahrzeuge und die Feldbahnen. Wo sich ein reiches Netz festgebauter Straßen vorfindet, wie etwa in einem so alten Kulturlande, wie es Frankreich ist, da wird man sich der Kraftfahrzeuge bedienen und Feldeisenbahnen nur ausnahmsweise verwenden; wo anderseits die befestigten Wege nur spärlich vorhanden sind, wie in den weiten Ebenen Rußlands, da wird man — da Kraftwagenlastzüge wenigstens heute noch feste Straßen fordern — im wesentlichen auf Feldbahnen angewiesen sein. Das macht natürlich sehr viel mehr Umstände und Schwierigkeiten, da der Bau zahlreicher Feldbahnen, wie ein großes Heer sie nötig macht, zeitraubend ist und bedeutende Materialtransporte zur Voraussetzung hat. Immerhin aber ist ihr Bau, wenn das Material im Frieden vorbereitet ist und ausgebildete Eisenbahntruppen in erforderlicher Anzahl vorhanden sind, durchaus möglich. Zweckmäßig wird es sein, jeder größeren Marschkolonne ihre eigne Bahn folgen zu lassen, um einen möglichst hohen Grad von Beweglichkeit für die Truppe zu erzielen.

In beiden Fällen, also sowohl bei dem Feldbahn- wie bei dem Kraftwagen-

Digitized by Google

ſyſtem, wird der Verkehr dieſer ſchon im Frieden bereitgehaltenen Verkehrsmittel ſich an die Endpunkte der Friedenseiſenbahnen anſchließen, und von hier aus den einzelnen Heereskolonnen folgen. Zugleich wird man beſtrebt ſein, die in Feindesland etwa zerſtörten Eiſenbahnen wieder herzuſtellen. Der Verkehr zwiſchen den Kraftwagenlaſtzügen und den Endpunkten der Feldbahnen muß freilich nach wie vor durch Zugtiergeſpanne beſorgt werden: die Truppe wird aber um ſo beweglicher ſein, je mehr es gelingt, dieſen Verkehr einzuſchränken, was bei Feldbahnen weniger möglich ſein wird als beim Kraftwagenverkehr. Der Nachteil der erſteren wird ſich beſonders auch beim Rückzuge geltend machen, weil ſie dann wieder abgebaut oder dem Feinde überlaſſen werden müſſen.

Jedenfalls aber iſt durch dieſe Hilfsmittel die Möglichkeit gegeben, die modernen Heeresmaſſen von den Hilfsmitteln des Landes unabhängig zu machen, und magazinmäßig auch in der Bewegung zu verpflegen. Das aber wird ſich als notwendig herausſtellen, da die Hilfsmittel ſelbſt des reichſten Landes nicht genügen dürften, um bei wiederholtem Durchzug von Millionenheeren, deren Bedürfniſſe zu befriedigen, ganz abgeſehen davon, daß das Beitreiben Kraft und Zeit erfordert, die der Operationsfähigkeit verloren gehen.

Was in zweiter Linie den Verkehr zwiſchen den einzelnen Behörden, den Truppen und den Aufklärungsorganen anbetrifft, ſo iſt in erſter Linie die drahtloſe Telegraphie zu nennen als ein modernes Mittel, die neuentſtandenen Schwierigkeiten zu überwinden. Sie ſchränkt den langſamen Verkehr der Meldereiter in den vorderen Aufklärungslinien ſehr weſentlich ein, ermöglicht es den großen Aufklärungskörpern, die Meldungen über den Feind, ohne auf leicht zerſtörbare Leitungen angewieſen zu ſein, an die Zentralſtellen des Heeres gelangen zu laſſen, und ſchafft eine raſche und ſichere Verbindung zwiſchen den Kommandobehörden unter ſich und mit den vorgeſchobenen oder ſonſt abgezweigten Aufklärungskörpern und Heeresgruppen. Es muß daher als äußerſt wünſchenswert bezeichnet werden, das Syſtem der Funkentelegraphie immer weiter auszubilden, in immer weiterem Umfange in den Armeen einzuführen und dadurch die Verwendung des vergleichsweiſe ſchwerfälligen Apparates der mitgeführten Telegraphenleitungen einzuſchränken. Auch dieſe ſind übrigens zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden. Auch beſchränkt ſich die moderne Verkehrserleichterung nicht auf das Gebiet der Telegraphie. Auch der Fernſprecher iſt für die Befehlserteilung und den Meldedienſt nutzbar gemacht worden. Die Vorpoſten werden unter ſich und mit der ruhenden Truppe durch Fernſprechleitungen verbunden; ebenſo auf dem Schlachtfelde die einzelnen Kommandozentren. Im Artilleriekampf dient der Apparat zur Verbindung der Beobachtungsſtellen mit der Truppe, ſowie dieſer letzteren mit den das Feuer der großen Verbände leitenden höheren Artillerieführern. Ja ſelbſt im Infanteriegefecht ſoll der Fernſprecher benutzt werden, um Befehle von rückwärts her an die vorderen Gefechtslinien gelangen zu laſſen, die die Leitung beim Vorgehen mitzunehmen und zu legen haben, was natürlich in der einfachſten Weiſe geſchehen muß.

Schließlich dient dem Verkehr auch noch der Perſonenkraftwagen, und in

Digitized by Google

letzter Linie die Flugmaschine. Der Kraftwagen ermöglicht den höheren Führern bzw. den Generalstabsoffizieren rasche Ortsveränderung innerhalb der von der eignen Truppe beherrschten Zone, was zu persönlicher Rücksprache mit Vorgesetzten und Untergebenen sowie für Erkundungszwecke oft von ausschlaggebender Bedeutung sein kann; die Flugmaschine endlich gestattet unmittelbare Erkundung des Feindes durch Generalstabsoffiziere und rascheste Ortsveränderung auch höherer Führer. Feldmarschall Moltke würde sich, hätte er die heutigen Verkehrsmittel zur Verfügung gehabt, in kürzester Frist in entscheidenden Augenblicken persönlich auf die Kriegsschauplätze im Norden und an der Loire haben begeben können, ohne seinen Dienst an der Zentralstelle wesentlich zu versäumen.

Die Luftschiffahrt ist zugleich berufen und befähigt, der Aufklärungstätigkeit der Kavallerie vorzuarbeiten und sie zu ergänzen. Gerade in den ersten Stadien eines Krieges, während deren gute Aufklärungsergebnisse von besonders entscheidender Wichtigkeit sind, wird es den Luftfahrzeugen möglich sein, über die feindlichen Sicherheitstruppen hinweg Einsicht in die Gruppierung der feindlichen Heereskräfte, womöglich schon während des Aufmarsches, zu gewinnen und damit der eignen Heeresleitung die wesentlichsten Dienste zu leisten. Zugleich werden sie für die Kavallerie die Grundlagen zu weiterer und genauerer Aufklärung schaffen und ihr die Richtungen angeben können, in denen sie vorzugehen hat. Von einem engen Zusammenarbeiten beider Waffen wird im Zukunftskriege der Erfolg der Aufklärung abhängen, worauf ich schon wiederholt in meinen Fachschriften hingewiesen habe.

Zweifellos muß daher der Luftschiffahrt eine hohe Bedeutung für den Zukunftskrieg beigemessen werden, und diese Bedeutung steigert sich noch, wenn man erwägt, daß die Luftflotte auch als Kampftruppe wird verwendet werden können. Nicht nur wird man imstande sein, von den Flugmaschinen aus das Artilleriefeuer gegen verdeckstehende Ziele zu beobachten und durch Korrektur wirksam zu machen, sondern der Technik wird es in absehbarer Zeit gelingen, die verschiedenen Luftfahrzeuge derart zu konstruieren, daß sie größere Mengen Sprengstoffe mit sich führen und auch aus erheblicher Höhe, wenigstens gegen größere Ziele erfolgreich werden werfen können. Vielversprechende Versuche in dieser Richtung sind schon wiederholt gemacht worden.

Ob dabei den Luftschiffen oder den Flugmaschinen der Vorzug zu geben ist, oder ob die höchste Leistungsfähigkeit durch das Zusammenwirken beider Systeme angestrebt werden muß, wird von Fachleuten entschieden werden müssen und zum Teil auch von der weiteren Entwicklung der Technik abhängen. Zweifellos aber ist es, daß die Luftflotte bei ihrer Tätigkeit mit den Abwehrmaßregeln des Feindes zu rechnen haben wird: mit den Ballonkanonen, die heute bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, und mit der feindlichen Luftflotte, die die gleichen Ziele verfolgt wie sie selbst. Diese Gegenwirkung wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu erbitterten Kämpfen in der Luft führen, die wie die Reiterschlachten vor allem den Anfang jedes großen Krieges kennzeichnen werden. Nur die siegreiche Partei wird in der Lage sein, ihre Aufklärungs- und

Digitized by Google

Kampfzwecke in vollem Maße durchzuführen. Die Aufgabe der Zukunft besteht daher darin, die Luftflotte von vornherein im Hinblick auf diesen Kampf auszubauen und nicht nur ihre Flugleistungen nach Möglichkeit zu steigern, sondern auch ihr eine starke Offensivkraft zu verleihen und das Zusammenarbeiten größerer Luftgeschwader taktisch vorzubereiten. Dieses Ziel muß von vornherein fest im Auge behalten werden, wenn große Erfolge auch im Kampf erzielt werden sollen. Das aber ist dringend wünschenswert; denn die technische Entwicklung des modernen Waffenwesens stellt besonders an die Infanterie die allerhöchsten Anforderungen; es ist Pflicht, ihr auf jede nur denkbare Weise ihre schwere Aufgabe zu erleichtern. Besonders beim Angriff bedarf sie nicht nur großer numerischer Ueberlegenheit, sondern auch der Unterstützung aller Hilfswaffen, wenn Erfolg soll erzielt werden können.

Die Verbesserung des Infanteriegewehrs kommt nämlich vor allem der Verteidigung zugute; ebenso die Einführung der Maschinengewehre, deren Bedeutung für den Angriff bei uns in Deutschland sehr wesentlich überschätzt wird. Um so mehr bedarf die Angriffsinfanterie, um die hiermit gegebenen Nachteile auszugleichen, äußerer Unterstützung. Diese wird zunächst durch die Artillerie geleistet werden. Sie ist gegen die Verteidigungsartillerie im Vorteil, weil sie gegen feststehende Ziele schießen kann, was besonders auch für die schwere Artillerie des Feldheeres von wesentlicher Bedeutung ist; diese kann infolgedessen als eine spezifische Angriffswaffe bezeichnet werden. Dann wird auch die Kavallerie versuchen müssen, auf dem Entscheidungsfelde einzugreifen, indem sie zum mindesten ihre Feuerkraft — Artillerie, Maschinengewehre und Karabiner — in Flanke und Rücken des Gegners einsetzt, dessen Artillerie und Munitionsstaffeln und dessen Reserven auf sich zu ziehen sucht. Endlich wird es von wesentlichem Vorteil sein, wenn von der Luft aus die angegriffene Stellung mit Sprengkörpern beworfen wird, gegen die alle Deckungen illusorisch werden, und die vor allem die etwa vorhandenen feindlichen Reserven treffen können.

Darauf wird es ja überhaupt im nächsten Kriege ankommen, die Offensivkraft der Truppe auf jede nur mögliche Weise zu stärken; denn je größer die Heere werden, je lockerer infolgedessen die Massen gefügt, je schwieriger alle operativen Bewegungen durchzuführen sind, je komplizierter der Heeresapparat ist, und je größer infolgedessen die Verwirrung werden muß, wenn dessen systematisches Funktionieren gestört wird: desto größer sind die operativen Vorteile, die der Angriff gewährt; desto folgenreicher und entscheidender gestaltet sich der Angriffssieg, der den ganzen planmäßigen Apparat des feindlichen Heeres zerstört und den Gegner zu unvorbereiteten Bewegungen zwingt, die mit modernen Massen außerordentlich schwierig durchzuführen sind. Die Zustände auf dem Schlachtfelde von Mukden liefern hierfür ein redendes Beispiel; sie würden, soweit sich die Dinge heute übersehen lassen, zur völligen Vernichtung der russischen Armee geführt haben, wenn die Japaner nicht ihrerseits am Ende ihrer Kraft gewesen wären.

Die Truppe zur Offensive zu erziehen und auszurüsten, wird damit zur

Digitized by Google

Hauptaufgabe der Heeresleitung im Frieden. Ihr gegenüber aber muß in ernstester Weise darauf hingewiesen werden, daß — wenn die technischen Errungenschaften der Neuzeit der Kriegführung machtvolle Hilfsmittel zur Verfügung stellen — sie doch anderseits an die geistigen, physischen und moralischen Eigenschaften des Soldaten sehr erhöhte Anforderungen stellen.

In erster Linie ist für den obersten Feldherrn die Schwierigkeit ungeheuer gewachsen; gilt es doch ein Millionenheer einheitlich zu leiten, das jeden einzelnen Tag auf das richtige Funktionieren zahlreicher Eisenbahnen, Kraftwagen- und Zugtierkolonnen sowie komplizierter technischer Verständigungsmittel angewiesen ist; gilt es doch, nirgends Anforderungen zu stellen, die der Natur der Sache nach nicht geleistet werden können, und dennoch das denkbar höchste zu leisten. Die Anordnung des Aufmarsches ist dabei noch das wenigste: das ganze System moderner Heeresbewegungen den Wechselfällen des Krieges dauernd anzupassen, darin besteht die hauptsächlichste Schwierigkeit. Auch die untern Führer, die Armee- und Korpskommandeure, können nicht mehr, wie früher doch meistens der Fall war, nach einfach auszuführenden Direktiven und Befehlen handeln. War schon 1870/71 eine große Selbständigkeit dieser Stellen notwendig, so wird das in Zukunft trotz aller technischen Verständigungsmittel in noch höherem Maße der Fall sein, da Massen und Räume gewachsen sind und die Lage im einzelnen daher weniger noch als früher an der leitenden Stelle übersehen werden kann. Der Versuch, von oben her bis ins einzelne gehende Befehle zu geben, würde heute mehr wie je zu verderblichen Folgen führen. Anderseits dürfen die Unterführer keine Maßregeln treffen, die mit den Absichten der höheren Leitung im Widerspruch stehen, wie Steinmetz zu Beginn des Feldzuges 1870; sondern selbständiges Handeln im Sinne der höheren Führung, lautet die unbedingte Forderung des modernen Krieges. Das gleiche aber gilt von allen unteren Führern, besonders auch im Gefecht. Für den Kampf selbst muß sogar verlangt werden, daß jeder einzelne Mann selbständig im Sinne des taktischen Gedankens handelt, vom Geschütz- und Patrouillenführer bis zum einzelnen Musketier, denn auf das Funktionieren des Befehlsmechanismus kann im Feuersturm des modernen Gefechtes nicht gerechnet werden. Nicht nur der Fernsprecher wird auf den näheren Gefechtsentfernungen völlig versagen, sondern auch die persönliche Einwirkung der Vorgesetzten. Nur noch das persönliche Beispiel wird wirksam sein.

Und nun die physischen Anstrengungen! Größere Marschleistungen wie je zuvor werden von der Infanterie gefordert werden müssen, da alle Entfernungen nicht nur infolge der Massen, sondern auch als Folgeerscheinung der räumlich gesteigerten Waffenwirkungen gewachsen sind.

Werden doch heute von der Artillerie Schußweiten von 10 bis 12 Kilometern erreicht, und auch die Wirkung des wirksamen Infanteriefeuers beginnt schon auf 2000 bis 2500 Meter. Darin beruht vor allem die physische Erschwerung des Angriffs. Die Entfaltung und Entwicklung muß viel früher beginnen als bisher.

Digitized by Google

Erst muß die lange Zone des Artilleriefernfeuers überwunden werden; dann erst beginnt der eigentliche Angriff. Laufend und kriechend, zugleich selbst feuernd muß der Infanterist den ganzen vom Schrapnell- und Infanteriefeuer bestrichenen Raum überwinden und zuletzt noch die Kraft zum Sturmlauf einzusetzen vermögen. Das ist an und für sich eine ungeheure physische Leistung. Dazu aber kommt noch der notwendige Aufwand von moralischer Kraft. Allein auf die eigne Energie angewiesen, muß der Infanterist den Siegeswillen behaupten durch alle Schreckniſſe der Schlacht, und immer von neuem vorspringend Hunderte von Malen von neuem die ungedeckte Brust dem Regenschauer der feindlichen Geschosse darbieten. Vorwärts an den fast unsichtbaren Feind ist der einzige Gedanke, der ihn beseelen darf; hier und da nur stärkt ihn das Beispiel seiner vorwärtsstürmenden Vorgesetzten. Der Artillerist anderseits muß stehend und arbeitend stundenlang der Gefahr des Kampfes trotzen, während nicht nur der Regen der Schrapnellkugeln dauernd über ihn niedergeht, sondern auch die Granaten der schweren feindlichen Artillerie erschütternde und vernichtende Wirkungen um ihn her hervorbringen. Auch der Kavallerist ist heute erhöhten Gefahren ausgesetzt und kann die ihm zufallenden Aufgaben nur unter gesteigerten Schwierigkeiten leisten. Zunächst muß er in Zukunft vielfach zu Fuß mit dem Karabiner fechten unter den gleichen Verhältnissen wie der Infanterist, dann wird auch eine erfolgreiche Attacke gegen Feuerwaffen meist ungleich schwerere Opfer fordern wie jemals früher; endlich ist auch das Erkunden des Feindes durch die weittragenden Feuerwaffen und das rauchschwache Pulver auf das äußerste erschwert. Und nun gar die Luftschiffertruppen! Sie gehen hoch in den Lüften einem Kampfe entgegen, in dem es gewiß nur wenige Verwundete geben wird, sondern fast nur Tote, und ungeheure Anforderungen werden an die Kaltblütigkeit, die Entschlossenheit und den Todesmut dieser Truppen gestellt werden müssen. Große geistige Spannkraft wird auch die taktische Führung der Luftgeschwader fordern.

Wenn man alle diese erhöhten Anforderungen übersieht, die im wesentlichen als mittelbare oder unmittelbare Folge der modernen Kriegstechnik betrachtet werden müssen, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die Friedensausbildung ihnen in vollem Maße Rechnung tragen muß, wenn die Truppe ihnen vor dem Feinde gerecht werden soll.

Der Routinier, der gewöhnliche Praktiker kann als höherer Truppenführer heute nicht mehr in Betracht kommen. Gründliche fachwissenschaftliche Ausbildung muß mit dem praktischen Können Hand in Hand gehen, wenn der Offizier den Aufgaben des modernen Krieges gerecht werden will. Auch muß er zum selbständigen Urteilen und Handeln erzogen sein, und den Zusammenhang der Ereignisse übersehen, um zweckmäßig im Geist des leitenden Gedankens eingreifen zu können.

Ebenso müssen bei den unteren Chargen, ja sogar beim Manne in Reih und Glied Geist und Charakter derart ausgebildet werden, daß auch diese Leute ihren Platz im Gefecht *selbständig* ausfüllen können. Gewiß muß der Be-

Digitized by Google

fehlsorganismus so entwickelt sein, daß er möglichst lange zu funktionieren vermag; doch darf man sich darüber nicht täuschen, daß im heutigen Gefecht mehr wie jemals früher die Persönlichkeit entscheidet, und daß es daher vor allem darauf ankommt, Männer zu erziehen, die nicht nur den Willen haben, jeder an seinem Platze Großes zu leisten, sondern auch die sittliche Kraft, diesen Willen durch alle Gefahren und Anstrengungen des Gefechts zu behaupten und mit ihrem Blute zu besiegeln.

Sehr wohl kann daher die Frage aufgeworfen werden, wie das in einer kleinen Schrift „Dreiteilung der Armee" ja bereits geschehen ist, ob angesichts der gesteigerten geistigen und moralischen Anforderungen, die durch die modernen Waffenwirkungen bedingt sind, unsre heutige zweijährige Dienstzeit genügt, um solche Männer heranzubilden? Ob sie genügt, Geist und Charakter derart zu durchdringen, daß auch der Reservist und Landwehrmann noch zu großen militärischen Leistungen befähigt bleibt, oder ob es nicht zweckmäßiger wäre, dem Beispiel Frankreichs zu folgen und die Dienstzeit wieder zu verlängern? Das ist eine Frage, die ernstlichster Erwägung bedarf, und jedenfalls nicht von finanziellen Bedenken abhängig gemacht werden sollte.

Neben dieser Frage der Dienstzeit drängt sich jedoch noch eine andre auf, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf, die Frage der Jugenderziehung als Vorbildung für den militärischen Dienst. Die Vereine, die es sich zur Aufgabe machen, die schulentlassene Jugend in ihren freien Stunden militärisch vorzubereiten und geistig im soldatischen Sinn zu beeinflussen, sind von diesem Gesichtspunkt aus mit Freuden zu begrüßen: Das hauptsächlichste auf diesem Gebiet aber muß durch die Schule selbst geleistet werden. Vor allem kommt hier die Volksschule in Betracht. Sie leistet heute so gut wie nichts in der Entwicklung von Vaterlandsliebe und individuellen Charakteren. Hier ist eine durchgreifende Reform dringend vonnöten und sollte mit allen Mitteln erstrebt werden. Im gleichen Sinne müßte sich dann die Fortbildungsschule anschließen. Entwicklung der Vaterlandsliebe, starker Individualitäten und tätiger opferfreudiger staatlicher Gesinnung müßten die leitenden Gesichtspunkte für die gesamte Jugenderziehung sein. Auf solcher Grundlage ließe sich die militärische Fachausbildung ganz anders durchführen, als es bei der heutigen Volkserziehung möglich ist, und die taktische Leistungsfähigkeit der Truppe würde sehr wesentlich erhöht werden. Auf diesem Gebiete hätte die Verwaltung des Unterrichtswesens eine schöne und dankbare Aufgabe zu lösen, der sie sich leider völlig zu versagen scheint.

Mit dem Bestreben, das geistige und sittliche Niveau der Mannschaften und des Unteroffizierkorps nach Möglichkeit zu heben, muß naturgemäß die Fürsorge dafür Hand in Hand gehen, daß auch die Leistungsfähigkeit des Offizierkorps in immer steigendem Maße entwickelt wird. Eine erweiterte Ausbildung, in erster Linie auf der Kriegsschule, dann aber auch innerhalb der Regimenter selbst, ist hier schon durch die notwendige Kenntnis aller modernen Kriegsmittel bedingt, wie sie die heutige Technik in den Dienst der Heeresleitung gestellt hat. Dieser

Digitized by Google

Zweck kann nur durch positiven Unterricht, nicht aber durch systemlose Winterarbeiten und Vorträge erreicht werden. Neben solcher reinen Fachausbildung sollte der Krieg aber auch von höheren Gesichtspunkten aus gelehrt werden, denen alle praktischen Errungenschaften sich unterzuordnen haben: Als eine soziale Notwendigkeit, als eine sittliche Forderung und als eine künstlerische Tat.

Heute ist die Kriegsakademie nur eine Vorbereitungsschule für den Generalstab, auf der der Offizier neben den Grundsätzen der Truppenführung auch die kriegsmäßige Verwendung aller Neuerrungenschaften der Technik lernt. Daneben brauchen wir, wie mir scheinen will, eine wirkliche freie Akademie der Kriegskunst, auf der führende Geister nicht nur die Jugend, sondern auch höhere Offiziere für die höchsten Aufgaben des Krieges heranzubilden suchen, die nur geleistet werden können in geistiger und sittlicher Freiheit, wie sie allen großen Soldaten eigen gewesen ist, wie sie besonders die großen deutschen Feldherrn gekennzeichnet hat.

Es ist — wie die Geschichte uns lehrt — kein Glück für ein Volk, wenn ihm bei steigendem Wohlstand ein allzulanger Frieden beschieden ist, in dem die männlichen Eigenschaften nur allzuleicht erschlaffen, während die fortwährende Vervollkommnung der Kriegsmittel sie gerade in gesteigertem Maße fordert.

Wo aber eine solche Friedensperiode ertragen werden muß, da sollte man mit allen Mitteln bestrebt sein, durch Erziehung und militärische Ausbildung die kriegerischen Instinkte und Tugenden im Volke lebendig zu erhalten und zu entwickeln, die Vaterlandsliebe zu fördern im Gegensatz zu egoistischer Genußsucht und perversen Utopien, wie wir sie heute überall emporwuchern sehen, und den nationalen Stolz zu erwecken. Nur wo solche Kräfte walten und bewußt erhalten werden, kann man darauf rechnen, daß sich ein Volk in entscheidender Stunde allen Gefahren gewachsen zeigt und im Kampfe um seine höchsten Güter siegreich besteht.

Wehe aber dem Volke, das den Segnungen des Friedens erliegt. Ihm werden auch die vollendetsten Kriegsmittel, die die Technik zu ersinnen vermag, nicht zum Siege verhelfen, es nicht vor der Niederlage bewahren; denn im Kriege entscheidet in letzter Linie die sittliche Kraft. Sie beherrscht auch das Gebiet des Geistes.

Digitized by Google

Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker

Von

Carl v. Stengel, Professor der Rechte

I

Die Zeit vom Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart nennt man die „neue Zeit", um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß gegenüber dem Mittelalter ein neuer Abschnitt in der geistigen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der europäischen Völker um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts eingetreten ist.

Zunächst haben schon verschiedene noch im Mittelalter gemachte Erfindungen wie die des Kompasses (1310), und die beiden in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fallenden Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst im wirtschaftlichen und geistigen Leben, dann in der Kriegführung und damit im politischen Leben bedeutsame Umwälzungen hervorgerufen.

Dazu kam das gewaltige Ereignis der Reformation im sechzehnten Jahrhundert, welches die religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Europa völlig umgestaltete, das gesamte geistige Leben in jeder Hinsicht auf das stärkste beeinflußte und, wie bekannt, auch in den politischen Verhältnissen der europäischen Staaten grundlegende Veränderungen hervorrief.

Endlich haben die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Indien im wirtschaftlichen, politischen und geistigen Leben der europäischen Völker eine Umwälzung bewirkt, deren Bedeutung nicht immer klar erkannt wird.

Die Entdeckung von Amerika wie die Auffindung des Seewegs nach Indien ist dem Streben der südeuropäischen Völker zuzuschreiben, einen Weg zu finden, auf dem sie leichter als zu Lande zu den Schätzen Indiens gelangen könnten.

In welchem Maße dieser Wunsch in Erfüllung ging, ist hier zunächst gleichgültig. Dagegen ist hervorzuheben, daß die beiden angegebenen Ereignisse und die später erfolgte Entdeckung von Australien Grund und Anlaß waren, daß die maßgebenden seefahrenden Völker der damaligen Zeit, die Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen und Engländer in Amerika, Ostasien, Australien und Afrika eine Reihe umfangreicher überseeischer Kolonien gründeten. Indem sie dies taten, folgten sie dem in jedem aufstrebenden Volke, namentlich jedem an Seefahrt und Handel beteiligten Volke innewohnenden Drange nach Erweiterung seines wirtschaftlichen Einflusses und Vergrößerung seiner politischen Machtsphäre.

Roscher[1]) führt unter den Haupturſachen der Kolonisation auch die

[1]) Roscher und Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik usw. 3. Aufl. S. 45.

Digitized by Google

religiöſe Begeiſterung auf und weiſt darauf hin, daß, wie ſchon im Altertum, häufig religiöſe Motive bei Gründung von Kolonien mitgewirkt haben, auch nach Entdeckung der Neuen Welt bei den kolonialen Unternehmungen der Spanier und Portugieſen vielfach der Golddurſt des erwachenden Merkantilſyſtems und der ritterlich fromme Bekehrungseifer des damaligen Katholizismus parallel gegangen ſeien. Es ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß bei der ſpaniſchen und portugieſiſchen Koloniſation religiöſe Motive mitgewirkt haben,[1]) wie dies, wenn auch in andrer Weiſe, bei der Gründung engliſcher Kolonien in Nordamerika der Fall war, in die die im Mutterlande aus konfeſſionellen Gründen bedrängten Diſſidenten und Katholiken auswanderten. Jedenfalls ſtanden aber die wirtſchaftlichen und politiſchen Gründe, welche für die Erwerbung überſeeiſcher Kolonien ſprechen, als die nächſtliegenden bei allen Völkern in erſter Linie.

Schon in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts machten die Portugieſen unter Leitung des Prinzen Heinrich des Seefahrers (geſt. 1460) die erſten Entdeckungsfahrten und erhielten im Jahre 1441 durch eine Bulle des Papſtes Eugen IV. den Beſitz aller Länder zwiſchen Kap Bogador und Indien zugeſprochen. Im Jahre 1486 erreichte Bartholomao Diaz das Kap der „Guten Hoffnung", das Vasco de Gama 1497 umſegelte und 1498 nach Calicut an die Küſte Malabar gelangte. Damit war der Seeweg nach Oſtindien gefunden![1])

Gleichzeitig mit den Portugieſen traten die Spanier als Bewerber um die neuentdeckten bzw. zu entdeckenden Länder auf. Im Jahre 1492 ſchloß die ſpaniſche Krone einen Vertrag mit dem Italiener Chriſtoph Kolumbus, der, nach Weſten fahrend, ebenfalls nach Indien gelangen ſollte, am 12. Oktober 1492 aber die Inſel Guanahani und damit einen neuen Weltteil „Amerika" entdeckte.

Bald nach der Rückkehr des Kolumbus von dieſer ſeiner erſten Entdeckungsreiſe erwirkte die ſpaniſche Krone von Papſt Alexander VI. die berühmte Bulle vom 4. Mai 1493,[2]) durch welche der Papſt eine Teilung der „Neuen Welt" zwiſchen Portugal und Spanien in eine öſtliche und weſtliche Hälfte vorzunehmen ſuchte. Da ſich Portugal durch die Bulle, die nichts weniger als klar abgefaßt war, benachteiligt fühlte, beſchwerte es ſich über dieſelbe und einigte ſich ſchließlich mit Spanien in dem im Jahre 1506 von Julius II. beſtätigten Vertrag von Tordeſillas vom 7. Juni 1494 über eine neue Grenzlinie, deren Feſtſetzung übrigens auch zu allerlei Zweifeln Anlaß gab, ſo daß die Streitigkeiten zwiſchen Spanien und Portugal über die in ihre beiderſeitigen Intereſſenſphären fallenden

---

[1]) Vgl. darüber Roloff, Geſchichte der europäiſchen Koloniſation ſeit der Entdeckung Amerikas, S. 18 ff. und 41 ff.

[2]) Vgl. Köbner, Einführung in die Kolonialpolitik (1908) S. 26 ff. — Stengel, Die deutſchen Schutzgebiete (1898), S. 21 ff. und 29 ff. — Roloff, a. a. O., S. 13 ff.

[3]) Gourd, Les chartes coloniales, I, S. 199 ff. — Zimmermann, Kolonialpolitik (1905), S. 31 ff. — Daß der Papſt dieſe Teilung der „Neuen Welt" vornahm, hatte ſeinen Grund in der damaligen Stellung desſelben und war dadurch veranlaßt, daß man erwartete, es werde gelingen, die Bewohner der neuentdeckten Länder dem Chriſtentum zu gewinnen.

Digitized by Google

Länder und Gebiete nicht aufhörten, bis schließlich die ganze päpstliche Teilung durch das kolonisatorische Vorgehen der Holländer, Engländer und Franzosen im wesentlichen gegenstandslos wurde, da sich diese Völker um die von den Päpsten vorgenommene Teilung der Neuen Welt nicht kümmerten.

Die Spanier, die im Jahre 1521 Mexiko, 1533 Peru und bald darauf Chile in Besitz nahmen, entwickelten ihre kolonisatorische Tätigkeit hauptsächlich in Mittelamerika und an der Westküste und Nordküste von Südamerika, in welchen Gebieten sie ein großes Kolonialreich gründeten, das auch einen Teil der Antillen umfaßte, während sie in Nordamerika Florida erwarben.

Portugal, dem es vor allem um den gewinnbringenden Handel mit Indien zu tun war, legte zum Schutze seines Handels in Ostafrika (Mosambik), teilweise auch in Westafrika, dann in Indien eine Reihe befestigter Faktoreien und Flottenstützpunkte an, entwickelte aber auch kolonisatorische Tätigkeit, namentlich in Brasilien, von dem es im Jahre 1500 Besitz ergriff.

Neben den Spaniern und Portugiesen beteiligten sich vom sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ab am überseeischen Handel und an der Gründung von überseeischen Kolonien namentlich auch die Holländer, Franzosen und Engländer.

Die Holländer erwarben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ausgedehnte Kolonien, namentlich gründete die im Jahre 1602 errichtete Niederländische Kompanie im ostindischen Archipel ein großes Kolonialreich, das auch Ceylon und das Kapland umfaßte. Holland mußte aber infolge der napoleonischen Kriege im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts einen großen Teil seiner Kolonien, darunter das Kapland und Ceylon, an England abtreten. Immerhin sind noch die etwa $1^1/_2$ Millionen Quadratkilometer mit gegen 30 Millionen Einwohner umfassenden ostindischen Kolonien, dann einige kleinere westindische Inseln und in Südamerika Surinam und Guyana holländischer Besitz.

Ein gewaltiges Kolonialreich besaß Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Zu demselben gehörten in Nordamerika: Kanada, Louisiana und das ganze Flußgebiet des Mississippi. Dazu kamen in Ostindien umfangreiche Besitzungen, die die Compagnie des Indes orientales namentlich unter ihrem tüchtigen Gouverneur Dupleix (gest. 1764) erworben hatte. Außerdem besaß Frankreich noch Kolonien in Westindien (Antillen), im Indischen Ozean und auch in Afrika.

Fast der ganze Kolonialbesitz Frankreichs ging aber infolge unglücklicher Kriege, die es in der zweiten Hälfte des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Europa führte, an England verloren, so daß nach dem Pariser Frieden (1814) Frankreich nur ein kleiner, fast vergessener Rest seines früheren Kolonialreichs verblieben war.

Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts haben aber die Franzosen aufs neue ihre kolonisatorische Befähigung bewiesen, indem sie durch Abschluß von Protektoratsverträgen wie durch Besitzergreifung herrenloser Gebiete in Afrika, Asien und Australien wieder ein großes Kolonialreich gegründet haben.

In Asien besitzt Frankreich Indochina, Annam, Kambodscha, Kochinchina,

Digitized by Google

Tonking uſw., in Afrika Algier, Franzöſiſch-Kongo, Madagaskar, Tunis, Franzöſiſch-Weſtafrika (Senegal, Guinea, Elfenbeinküſte, Dahome uſw.). Zu dieſen älteren Beſitzungen iſt in der neueſten Zeit das Protektorat über Marokko hinzugekommen. In Amerika hat Frankreich nach dem Verluſt von Kanada noch die kleinen Inſeln Guadaloupe, Martinique, St. Pierre und Miquelon und Franzöſiſch-Guyana (Cayenne) in Beſitz. Von den Kolonien in der Südſee ſind von Bedeutung namentlich Neukaledonien und Tahiti. Der franzöſiſche Kolonialbeſitz umfaßt gegenwärtig — ohne Marokko — zirka 6 Millionen Quadratkilometer mit gegen 50 Millionen Einwohnern.

Von beſonderem Werte iſt für Frankreich, daß die nordafrikaniſchen Kolonien in unmittelbarer Nähe des Mutterlandes liegen.

Im ſiebzehnten Jahrhundert hatte Spanien in ſeinen amerikaniſchen Kolonien einen Beſitz, der die beſcheidenen, wenn auch zukunftsreichen engliſchen Kolonien in Nordamerika weit überragte, wie auch das unerhörte, freilich aber nicht nachhaltige Aufblühen der Niederländiſch-Oſtindiſchen Geſellſchaft die Bemühungen der Engländer, in Oſtindien Fuß zu faſſen, in den Schatten ſtellte.[1])

Im achtzehnten Jahrhundert noch ſchien es, als ob die kühnen und erfolgreichen franzöſiſchen Abenteurer in Louiſiana an den großen nordamerikaniſchen Seen wie im Flußgebiete des Miſſiſſippi und Ohio und in Aſien an den Ufern des Ganges das koloniale Uebergewicht ihres Vaterlandes über die engliſchen Rivalen herbeiführen würden; aber ſchon im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und noch mehr im neunzehnten wendete ſich das Blatt zugunſten Englands, und England wurde zur erſten Kolonialmacht der Welt, trotzdem es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die von Engländern gegründeten nordamerikaniſchen Kolonien verlor, ein Ereignis, das bei vielen, wenn auch mit Unrecht, Zweifel an der koloniſatoriſchen Befähigung des engliſchen Volkes entſtehen ließ.

Nachdem die Spanier und Portugieſen faſt ganz Mittelamerika und Südamerika für ſich mit Beſchlag belegt hatten, darunter namentlich auch Gebiete, welche wegen der Ausbeute an Edelmetallen beſonders verlockend waren, war England bei ſeinem koloniſatoriſchen Vorgehen in Amerika auf Nordamerika angewieſen, das zunächſt ſehr wenig zu bieten ſchien. In Wirklichkeit erwies ſich aber die Koloniſation von Nordamerika als im höchſten Grade vorteilhaft für die angelſächſiſche Raſſe, weil in Nordamerika Anſiedelungskolonien möglich waren, die die Niederlaſſung von Hunderttauſenden von Weißen geſtatteten, zumal die nicht ſehr zahlreichen Eingeborenen der Vermehrung der weißen Bevölkerung keinen ſo großen Widerſtand entgegenſetzte wie die zahlreiche Bevölkerung in andern, namentlich tropiſchen Kolonien, wo auch das Klima der Anſiedelung einer zahlreichen weißen Bevölkerung Hinderniſſe in den Weg legte. England hat allerdings, wie ſchon bemerkt, die erſten in Nordamerika gegründeten Kolonien, die zwölf ſog. Neuenglandſtaaten, die die Grundlage der heutigen

[1]) Leroy-Beaulieu, La colonisation chez les peuples modernes. 5. Auflage, S. 325 ff.

Digitized by Google

Union bilden, wieder verloren, da sich dieselben im Jahre 1776 vom Mutterlande losrissen und unabhängig erklärten, die kurz vorher (1763) von Frankreich erworbene große Kolonie Kanada sowie verschiedene andere in Amerika gelegene Kolonien, wie Neufundland, Jamaika usw., blieben aber England erhalten.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es sodann England, seinen Kolonialbesitz sehr wesentlich dadurch zu vergrößern, daß es aus Anlaß der napoleonischen Kriege Frankreich und Holland zwang, ihm in Amerika, Asien und Afrika eine Reihe wertvoller Kolonien, darunter Mauritius, Ceylon und Kapland, abzutreten.

Außerdem war es der im Jahre 1600 gegründeten Britisch-Ostindischen Handelskolonie gelungen, in Indien umfangreiche Besitzungen zu erwerben, aus welchen schließlich das heutige indische Kaiserreich herausgewachsen ist.

Ebenso hat England sofort die Hand auf das Ende des achtzehnten Jahrhunderts entdeckte Australien gelegt, wenn es dort auch zunächst nur eine Strafkolonie gründete. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts hat sich aber herausgestellt, welch wertvoller Besitz Australien ist.

Im neunzehnten Jahrhundert und im Anfange dieses Jahrhunderts hat England endlich insbesondere in Afrika ausgedehnte Kolonien erworben, namentlich am Niger und Benuë, dann Britisch-Ostafrika, Uganda, Rhodesia, Basutoland usw., wie es auch durch Unterwerfung der Burenstaaten die Kapkolonie erheblich vergrößerte. Das Anwachsen des Kolonialbesitzes Englands im neunzehnten Jahrhundert ist um so bemerkenswerter, als in der Mitte dieses Jahrhunderts in England in weiten Kreisen, namentlich auch bei den an der Spitze der Regierung stehenden Männern die Ansicht zur Geltung gelangt war, die Kolonien seien eine Last, die man möglichst bald abschütteln müsse.[1]) Gegenwärtig denkt aber in England niemand mehr an ein Aufgeben der Kolonien, die man vielmehr so viel als tunlich an das Mutterland zu ketten sucht, da Englands Weltmachtstellung auf seinem riesigen Kolonialbesitz beruht. Der englische Kolonialbesitz umfaßt zurzeit in allen Weltteilen zirka 30 Millionen Quadratkilometer mit fast 350 Millionen Einwohnern, darunter das große indische Reich mit ungefähr 4 800 000 Quadratkilometern und etwa 295 Millionen Einwohnern.

Während Spanien und Portugal, Frankreich, England und Holland seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in überseeischen und kolonialen Unternehmungen wetteiferten, und durch diese Unternehmungen ihre wirtschaftliche und politische Macht vermehrten, blieben Italien und Deutschland von der Teilung der „neuen Welt" ausgeschlossen. Der Grund für diese Erscheinung lag für beide Völker in der politischen Ohnmacht, in der sich dieselben im Zeitalter der Entdeckungen und der Gründung überseeischer Kolonien befanden.

Italien bildete damals überhaupt keinen einheitlichen Nationalstaat, sondern zerfiel in eine Anzahl kleinere und größere Staatswesen, von denen einzelne

---

[1]) Weismann, Englische Kolonialpolitik im neunzehnten Jahrhundert. Zeitschrift für Kolonialpolitik usw. VI (1904), S. 14 ff. — Roloff, a. a. O., S. 183 ff.

Digitized by Google

zwar, wie Venedig und Genua, eine gewiſſe Bedeutung in bezug auf Handel und Schiffahrt hatten, aber doch nicht die Macht beſaßen, um ſich auf weitausſehende koloniale Unternehmungen einzulaſſen.

Das Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation ſtellte ſich zwar äußerlich als ein einheitlicher Staat dar, zerfiel aber tatſächlich in eine Anzahl mehr oder weniger ſelbſtändiger Territorien, die durch keine ſtarke Zentralgewalt zuſammengehalten waren, ohne welche von einem Staatsweſen eine erfolgreiche Kolonialpolitik nicht getrieben werden kann, und die im Mittelalter ſo machtvolle Hanſa, die Jahrhunderte hindurch in der Oſtſee und Nordſee herrſchend geweſen war, war Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nicht mehr ſtark genug, um den Mangel einer ſolchen Zentralgewalt zu erſetzen.

Von den deutſchen Territorien hat lediglich Brandenburg-Preußen im ſiebzehnten Jahrhundert unter dem Großen Kurfürſten den Verſuch gemacht, Kolonialpolitik zu treiben und an der Weſtküſte von Afrika (Guinea) einige kleine Beſitzungen zu erwerben; es hatte aber für ſich allein nicht die Kraft, das Erworbene feſtzuhalten und fand auch im Reiche für ſeine Beſtrebungen keinerlei Unterſtützung.[1])

Erſt nachdem das deutſche Volk im neuen Deutſchen Reiche wirtſchaftlich und politiſch geeinigt war, hatte es die Kraft, Kolonialpolitik zu treiben und die Schutzgebiete in Afrika, in der Südſee und in Oſtaſien zu erwerben, auf deren Beſitz zum großen Teile die Weltmachtſtellung des Deutſchen Reiches beruht.[2])

Ebenſo hat Italien erſt, nachdem es ſeine nationale Einigung erlangt hatte, daran denken können, Kolonialpolitik zu treiben, an der Oſtküſte von Afrika, bzw. am Roten Meer, Kolonien zu erwerben und namentlich die Hand auf Tripolis zu legen, deſſen Beſitz für Italiens Stellung im Mittelmeere von der größten Bedeutung iſt.

Auch Belgien iſt in der jüngſten Zeit in die Reihe der Kolonialſtaaten eingetreten, indem es im Jahre 1908 den Ende des vorigen Jahrhunderts von König Leopold II. gegründeten Kongoſtaat[3]) ſich als Kolonie angegliedert hat.

Die Angliederung des Kongoſtaats als Kolonie an Belgien durch das Geſetz vom 18. Oktober 1908 war inſofern durchaus naturgemäß, als es von Anfang an zweifelhaft erſcheinen mußte, ob ſich der mit Belgien in Perſonalunion ſtehende Kongoſtaat als ſelbſtändiges koloniales Staatsweſen ohne jeden Zuſammenhang mit einem Mutterlande, an dem er Halt und Stütze fand, erhalten und entwickeln könne. Jedenfalls ſind durch die Umwandlung des Kongo-

---

[1]) Vgl. über die intereſſanten Brandenburg-preußiſchen Kolonialunternehmungen die Darſtellung in meiner Schrift: „Die deutſchen Schutzgebiete“ (1895), S. 24 ff., und die dort angegebene Literatur.

[2]) Die deutſchen Schutzgebiete umfaſſen ausſchließlich des im Jahre 1911 erworbenen Teils des franzöſiſchen Kongo, zirka 3 Millionen Quadratkilometer, ſind alſo etwa ſechsmal ſo groß wie das Deutſche Reich.

[3]) Descamps, L'Afrique Nouvelle, 1903. — Stengel, Die Kongoakte und der Kongoſtaat. Revue économique internat., Bd. IV, S. 1 ff.

Digitized by Google

staats in eine belgische Kolonie verschiedene finanzielle und politische Schwierigkeiten beseitigt, mit denen der Kongostaat zu kämpfen hatte. Die Kongokolonie umfaßt etwa 2 Millionen Quadratkilometer; ist also um das Vielfache größer als das kleine Mutterland.

Zu den Kolonialmächten kann man auch Rußland rechnen, das allerdings keine überseeischen Kolonien besitzt, aber in Sibirien und den anstoßenden ostasiatischen Ländern ausgedehnte Grenzkolonien erworben hat.[1])

Schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat Rußland Sibirien an sich gebracht und ist im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bis an den Stillen Ozean vorgedrungen, indem es Kamtschatka unterwarf. In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat ferner Rußland die Länder jenseits des Kaukasus, die teils unter türkischer, teils unter persischer Hoheit standen, erobert, die Tscherkessen unterworfen, die Turkmenen unter seine Botmäßigkeit gebracht und die Kirgisensteppe sowie Chiwa, Bochara, Turkestan und Samarkant in Besitz genommen.

Sodann ist Rußland gegen das chinesische Reich vorgegangen; es hat im Jahre 1858 von China das Amurgebiet erworben und am Stillen Ozean Wladiwostok zum Stützpunkt gemacht. Es gelang ihm auch, 1898 die Halbinsel Kwantung (Liaotung) pachtweise zu erwerben, auf den es die beiden Häfen Port Arthur und Dalny anlegte. Nach den chinesischen Wirren (1900) behielt Rußland die von ihm besetzte Mandschurei in Besitz und suchte Korea dem Einfluß Japans zu entziehen. Es führte dies zu dem für Rußland unglücklichen Kriege mit Japan (1904/05).

Im Frieden von Portsmouth vom 18. Oktober 1905 mußte Rußland auf seine jüngsten Erwerbungen, namentlich auch auf die Häfen Dalny und Port Arthur und auch die Südhälfte der Insel Sachalin wieder verzichten und Japan in Korea freie Hand lassen.

Trotzdem verfügt Rußland immer noch über einen gewaltigen Besitz in Ostasien, auf dem seine Weltmachtstellung beruht. Rußland sucht auch in Zentralasien immer weiter vorzudringen und namentlich Persien unter seine Herrschaft oder doch seinen politischen Einfluß zu bringen und an den persischen Meerbusen vorzudringen.

Wenn daher Rußland auch keine überseeischen Besitzungen hat, so kann man es doch den Kolonialmächten zur Seite stellen, weil die seinem europäischen Besitze angegliederten Gebiete in einem andern Weltteile liegen, von Völkern einer fremden Rasse bewohnt und besiedelt sind, und, wie schon bemerkt, auf dem asiatischen Kolonialbesitze seine Weltmachtstellung beruht, wie England seine Weltmachtstellung seinen Kolonien verdankt. Rußland hat dabei den Vorteil, daß es nicht wie die andern Kolonialmächte von seinen Kolonien durch das Meer getrennt ist.

Zu den europäischen Kolonialmächten sind in der neuesten Zeit zwei außer-

[1]) Köbner, a. a. O., S. 40 f. — Roloff, a. a. O., S. 212 ff.

Digitized by Google

europäiſche getreten: nämlich Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Japan hat im Jahre 1895 nach dem Kriege mit China die an der chineſiſchen Küſte liegende Inſel Formoſa erworben, die den Charakter einer japaniſchen Kolonie hat und auch als ſolche behandelt wird.

Im Frieden von Portsmouth iſt ferner Japan in die ruſſiſchen Pachtrechte hinſichtlich der Halbinſel Kwantung eingetreten. Außerdem hat es über Korea ein Protektorat errichtet, das höchſtwahrſcheinlich zur völligen Unterwerfung dieſes Landes unter japaniſche Herrſchaft führen wird.

Japan iſt ſo ſtark bevölkert, daß es ſchon aus dieſem Grunde nach Landbeſitz auf dem aſiatiſchen Feſtlande ſtreben mußte. Dazu kommt aber noch, daß Japan die von ihm angeſtrebte Vormachtſtellung in Oſtaſien nur erreichen bzw. behaupten kann, wenn es ſich auf umfaſſenden Landbeſitz auf dem Feſtlande ſtützt und namentlich Korea, das der japaniſchen Inſelwelt unmittelbar gegenüber auf dem Feſtlande liegt, in politiſcher und wirtſchaftlicher Hinſicht vollſtändig beherrſcht.[1])

Die Vereinigten Staaten[2]) annektierten im Jahre 1897 Hawai. Infolge des ſiegreichen Krieges mit Spanien (1898) erwarben ſie Portoriko, die Philippinen und die Inſel Guam (Marianeninſeln) und erlangten eine protektoratsähnliche Stellung in Kuba.

Bei der Aufteilung der Samoainſeln im Jahre 1899 erhielten ſie die Inſel Tutuila.

Wie Köbner mit Recht hervorhebt, ſind die bisherigen überſeeiſchen Erwerbungen der Union nicht nur nach ihrem eignen territorialem Werte zu beurteilen, ſondern als Symptome eines planmäßigen Vordringens nach dem Stillen Ozean zu, wie die Vereinigten Staaten auch bei den neueren Vorgängen in Oſtaſien, namentlich bei dem ruſſiſch-japaniſchen Friedensſchluſſe beſtrebt waren, eine maßgebende Rolle zu ſpielen. Es entſpricht dies dem in der Union in der neueſten Zeit zur Geltung gelangten „Imperialismus", d. h. dem Streben, nicht bloß in ganz Amerika der ausſchlaggebende Faktor zu ſein, ſondern auch in der Weltpolitik womöglich die erſte Stelle einzunehmen, wie dies ſpäter noch genauer auseinanderzuſetzen ſein wird.

Das koloniſatoriſche Vorgehen der Vereinigten Staaten iſt zunächſt inſofern bemerkenswert, als hier eine Kolonialmacht vorliegt, die ſelbſt aus einer ehemaligen überſeeiſchen Kolonie eines europäiſchen Staates entſtanden iſt.

Die Kolonialpolitik der Union beweiſt aber ferner, daß jedes kräftige, an Bevölkerung und Wohlſtand zunehmende Volk den natürlichen Trieb hat, über ſeine Grenzen ſich auszudehnen und ſeine wirtſchaftliche und politiſche Herrſchaft auf andre Gebiete und Völker zu erſtrecken. Der Drang, Kolonien zu erwerben, iſt eben keineswegs, wie bei Beginn der deutſchen Koloniſationsbeſtrebungen vielfach behauptet wurde, eine künſtliche, von einigen Kolonialſchwärmern hervor-

[1]) Köbner, a. a. O., S. 41.
[2]) Köbner, a. a. O., S. 42 f.

Digitized by Google

gerufene Erscheinung, sondern muß als eine soziologische Notwendigkeit in der Weltgeschichte betrachtet werden, denn schließlich ist, wie schon wiederholt von kolonialpolitischen Schriftstellern hervorgehoben wurde, die ganze Erde auf dem Wege der Kolonisation allmählich besiedelt worden.

II

Welche Vorteile in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Beziehung für die einzelnen Kolonialstaaten aus ihrem überseeischen Besitz sich ergaben und noch ergeben, ist hier nicht weiter auszuführen. Es genügt die Andeutung, daß die Kolonien, soweit sie Ansiedlungskolonien sind, für das Mutterland als Auswanderungsgebiete in Betracht kommen, soweit sie Handels- und Plantagekolonien sind, die Bedeutung von Bezugsquellen für die sog. Kolonialwaren und verschiedene Rohprodukte, die im Mutterlande benötigt werden, haben, daß in den Kolonien die überschüssigen Kapitalien des Mutterlandes nutzbare Verwendung und die Industrieprodukte des Mutterlandes Absatz finden usw. Ebenso mag nur angedeutet werden, wie sich durch den Besitz überseeischer Kolonien der geistige, politische und wirtschaftliche Gesichtskreis der Bevölkerung der Kolonialstaaten erweitert hat.[1])

Hier handelt es sich vielmehr darum, festzustellen, welche Wirkungen der Besitz überseeischer Kolonien auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der europäischen Völker und Staaten überhaupt, nicht bloß auf die Kolonialstaaten gehabt hat und noch fortwährend äußert, und welche Verschiebungen in den gegenseitigen Machtverhältnissen der europäischen Völker durch den Erwerb bzw. Verlust von Kolonien eingetreten ist. Dabei ist vor allem hervorzuheben, daß nur Völker, die eine gewisse nationale Geschlossenheit besaßen und bereits eine maßgebende Stellung im wirtschaftlichen und politischen Leben von Europa einnahmen, Kolonialpolitik treiben konnten, während andre Völker, bei denen diese Voraussetzungen nicht zutrafen, hiervon ausgeschlossen waren, wie dies bei Italien und Deutschland der Fall war. Anderseits ist es ebenso zweifellos, daß die Staaten und Völker, die bei Beginn der Neuzeit in der Lage waren, überseeische Kolonien zu erwerben und sich am Welthandel der damaligen Zeit zu beteiligen, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Zuwachs an wirtschaftlicher und politischer Macht erlangten. Man braucht in dieser Hinsicht nur zu beachten, welche Rolle mehrere Jahrhunderte hindurch Spanien auf Grund seines riesigen Kolonialbesitzes in der europäischen Politik spielte, und daß England, das im Mittelalter ein Staat zweiten Ranges war, der sich von der Hansa Vorschriften geben lassen mußte, und daher nicht einmal Herr im eignen Hause war infolge seines über die ganze Welt sich erstreckenden Kolonialbesitzes eine Weltmacht ersten Ranges geworden ist, die namentlich auch in der Weltwirtschaft einen ungeheuren Einfluß ausübt.

---

[1]) Vgl. über die Gründe, aus denen sich weder für Spanien noch für Portugal die Vorteile aus ihren überseeischen Besitzungen ergeben haben, die sich hätten ergeben können. Roloff, a. a. O., S. 48 ff. und 192.

Digitized by Google

Betrachtet man demgegenüber Deutſchland, ſo kann bis ins vorige Jahrhundert an demſelben die entgegengeſetzte Entwicklung wie in England beobachtet werden.

In der Zeit, in der die Hanſa blühte und ihre Flotten die nördlichen Meere beherrſchten, beſaß Deutſchland den ihm gebührenden Anteil am Welthandel und war für denſelben, wenigſtens ſoweit er ſich in der Nordſee und Oſtſee bewegte, geradezu maßgebend. Gegen Ende des Mittelalters war jedoch die Hanſa aus verſchiedenen Gründen, namentlich aber deshalb von ihrer Machtſtellung herabgeſunken, weil ſie in dem einer kräftigen Zentralgewalt entbehrenden Reiche den Rückhalt nicht fand und nicht finden konnte, der für jede zielbewußte und weitausſchauende Handels- und Kolonialpolitik unbedingt notwendig iſt. Daher konnte ſich auch Deutſchland an dem lebhaften Wettbewerb, der im ſechzehnten Jahrhundert unter den ſeefahrenden Nationen von Europa auf dem Gebiete der Kolonialpolitik entbrannte, nicht beteiligen.

Als dann Deutſchland durch die Greuel des Dreißigjährigen Kriegs auf lange Zeit zur politiſchen und wirtſchaftlichen Ohnmacht verdammt war, war natürlich für das deutſche Volk jede Möglichkeit geſchwunden, auf den genannten Gebieten irgendeine Rolle zu ſpielen.

Die traurigen Wirkungen der wirtſchaftlichen und politiſchen Ohnmacht Deutſchlands ſeit dem Dreißigjährigen Kriege machten ſich bis tief ins neunzehnte Jahrhundert fühlbar. Hervorgehoben mag dabei werden, daß Deutſchland in wirtſchaftlicher Beziehung in immer größere Abhängigkeit von den Kolonialmächten, namentlich England und Holland, geriet, und daß das deutſche Volk infolge ſeiner Nichtbeteiligung an der Kolonialpolitik und am Welthandel für die Weltpolitik überhaupt nicht in Betracht kam. Begreiflicherweiſe iſt daher beim deutſchen Volke ein Mangel des politiſchen und wirtſchaftlichen Verſtändniſſes für die Dinge, die ſich in der weiten Welt abſpielten, eingetreten, der noch nicht völlig gehoben iſt, während das engliſche Volk, durch eine jahrhundertelange Kolonialpolitik geſchult, ein inſtinktives Gefühl dafür hat, ob ein Vorgang in der Weltwirtſchaft oder Weltpolitik ihm vorteilhaft oder nachteilig iſt.

Daß auch kleinere Staaten durch Beteiligung am Welthandel und durch den Beſitz überſeeiſcher Kolonien ungemein an Macht gewinnen können, zeigten Portugal und Holland; namentlich war die große Rolle, die Holland eine Zeitlang in der europäiſchen Politik ſpielte, lediglich ſeinem überſeeiſchen Beſitz und ſeinem überſeeiſchen Handel zu danken, welche ihm ermöglichten, eine mächtige Kriegsflotte zu halten, die zeitweiſe ſelbſt der franzöſiſchen und engliſchen überlegen war.

Anderſeits beweiſen freilich auch Portugal und Holland, daß nur große und ſtarkbevölkerte Staaten die wirtſchaftlichen Mittel und den Bevölkerungsüberſchuß beſitzen, um dauernd eine erfolgreiche Kolonialpolitik zu treiben. Portugal hat den größten Teil ſeiner Kolonien, darunter namentlich auch das wertvolle Braſilien, verloren, ohne daß es die Möglichkeit gehabt hätte, das Verlorene zu erſetzen, bezüglich des ihm verbliebenen Beſitzes iſt aber ſchon

Digitized by Google

wiederholt die Frage der Aufteilung desselben unter andern Kolonialmächten erörtert worden, weil man Portugal nicht zutraut, daß es seine Kolonien dauernd festhalten kann.

Was aber Holland anlangt, so ist ihm zwar noch ein erheblicher Kolonialbesitz verblieben, es hält denselben aber nur mit Mühe fest und verdankt ihn wohl zum Teil der Eifersucht der übrigen Kolonialmächte, da es selbst zu schwach ist, ihn gegen mächtige Kolonialstaaten zu verteidigen.[1])

Wie sehr die Stellung eines Staates in Europa sowohl wie in der ganzen Welt von der Größe und Bedeutung seines Kolonialbesitzes abhängt, beweist Spanien einerseits und England anderseits. Spanien ist dadurch, daß sich die meisten seiner Kolonien im Anfange des vorigen Jahrhunderts vom Mutterlande losrissen, und daß es die wertvollsten der ihm noch verbliebenen Besitzungen (Kuba, Portoriko und die Philippinen) Ende des vorigen Jahrhunderts infolge des Krieges mit den Vereinigten Staaten verloren hat, von der dominierenden Stellung, die es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts einnahm, herabgesunken und kann kaum mehr als europäische Großmacht, jedenfalls aber nicht mehr als maßgebende Weltmacht in Betracht kommen. England dagegen ist, wie schon hervorgehoben, aus einem Staate zweiten Ranges im Mittelalter gegenwärtig auf Grund seines riesigen Kolonialbesitzes eine der ersten Weltmächte geworden.

Ueberhaupt ist es zweifellos, daß die politische und wirtschaftliche Machtstellung der meisten europäischen Staaten im innigsten Zusammenhang stand und noch steht mit ihrer Beteiligung am Welthandel und der Größe und Bedeutung ihres Kolonialbesitzes.

Wie sehr Welthandel und Kolonialbesitz die politischen Verhältnisse der europäischen Staaten in den letzten vier Jahrhunderten beeinflußt haben, beweist auch der Umstand, daß ein großer Teil der in diesem Zeitraum geführten Kriege ihren Anlaß und ihren Grund in Streitigkeiten über den Besitz von Kolonien und die Beteiligung am Welthandel hatten.

In der Gegenwart aber liegt die Sache so, daß vom Standpunkte der Weltpolitik für eine Großmacht neben einer achtunggebietenden Flotte der Besitz von Kolonien unbedingt notwendig ist, da selbst einer Großmacht, die keine Kolonien besitzt, schon die Legitimation fehlt, um in der Weltpolitik, wie sie jetzt verstanden wird, als maßgebender Faktor mitzusprechen.

Von einer Weltpolitik im heutigen Sinne des Wortes konnte man in früheren Jahrhunderten und auch während des größten Teils des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt nicht sprechen. Die mongolischen Staaten, Japan und China, kamen für die Politik der europäischen Staaten ernstlich gar nicht in Betracht, während von den aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten in Amerika entstandenen Staatswesen die fortwährend durch Bürgerkriege beunruhigten süd-

[1]) Ob Belgien in der Lage ist, dauernd die Kongokolonie festzuhalten, muß erst die Zukunft zeigen.

Digitized by Google

amerikaniſchen und mittelamerikaniſchen Republiken keine Rolle ſpielen konnten, und die erſt in der Entwicklung begriffenen Vereinigten Staaten von Nordamerika ſich in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts faſt gar nicht an politiſchen Fragen beteiligten, die ſie nicht unmittelbar berührten, und außerdem in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts infolge des Sezeſſionskriegs eine bedenkliche, ſie auf längere Zeit lähmende innere Kriſis durchzumachen hatten.

Gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts haben ſich aber die politiſchen Verhältniſſe in Europa, Aſien und Amerika in einer Weiſe verſchoben, daß man erſt von da an die Aera einer alle Weltteile umfaſſenden Weltpolitik rechnen kann.

Während des weitaus größten Teils des neunzehnten Jahrhunderts ſtand nämlich zweifellos noch Europa im Mittelpunkte der hohen Politik. Ausſchlaggebend waren die politiſchen Ereigniſſe in Europa. Was ſich in andern Weltteilen zutrug, fiel entweder gar nicht ins Gewicht oder ſtellte ſich lediglich als eine Reflexwirkung der politiſchen Verhältniſſe in Europa dar, wie dies z. B. bei den Vorgängen auf kolonialem Gebiete der Fall war. Selbſt der große nordamerikaniſche Bürgerkrieg und deſſen für die Nordſtaaten der Union ſiegreichen Ausgang wurde nicht allenthalben in Europa in ſeiner Tragweite erkannt. Es wurde namentlich nicht hinreichend beachtet, daß die Aufrechthaltung der Integrität der Union im Laufe der Zeit die Folge haben werde, daß die in Bevölkerung und Reichtum fortwährend wachſende große überſeeiſche Republik nicht bloß die ſchon im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts verkündigte Monroedoktrin immer energiſcher zur Geltung bringen, ſondern auch danach ſtreben werde, in der Weltpolitik eine Rolle zu ſpielen und ihre Macht den europäiſchen Staaten fühlen zu laſſen.[1])

Wie in der Union ein neuer Faktor für die Weltpolitik entſtanden iſt, ſo iſt dies auch mit Japan der Fall, das ſich in unglaublich kurzer Zeit wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade mit den Errungenſchaften der europäiſchen Ziviliſation vertraut gemacht hat, auf Grund dieſer Tatſache ſich volle Gleichberechtigung in der völkerrechtlichen Gemeinſchaft errang und ſeinen Anſpruch auf eine maßgebende Stellung in Oſtaſien in dem ſiegreichen Kriege gegen Rußland zur Geltung zu bringen gewußt hat.

Neben Japan ſteht als zweite mongoliſche Großmacht China, das jedenfalls in der Zukunft in Oſtaſien noch eine Rolle ſpielen wird, wenn es auch zurzeit neben dem rührigen Japan an politiſcher Bedeutung noch zurückſteht. Nachdem China einmal aus der jahrhundertelang dauernden Erſtarrung erwacht iſt, iſt anzunehmen, daß es ſich ebenſogut wie Japan in der Weltpolitik zur Geltung zu bringen ſuchen wird, ſobald es die gegenwärtige Kriſis überwunden hat. Die Vorausſetzungen dazu ſind bei China mindeſtens in demſelben Maße gegeben wie bei Japan.

In der Gegenwart liegen eben die Dinge ſo, daß die wirtſchaftlichen und

---

[1]) Nur die Engländer, deren Sympathien vorwiegend auf ſeiten der Südſtaaten ſtanden, haben auch hier das Richtige eingeſehen.

Digitized by Google

politischen Interessen der europäischen Staaten nicht bloß von den Ereignissen berührt werden, die sich in Europa abspielen, sondern auch und mitunter noch in höherem Grade durch das, was in Asien, Amerika und schließlich auch in Afrika sich ereignet.

In diesem Sinne muß man jetzt von einer Weltpolitik sprechen, die die Verhältnisse der ganzen Welt zu berücksichtigen hat.

Im Altertum spielte sich das geistige und politische Leben der damaligen Zeit bei den Völkern ab, die in den am Mittelmeer gelegenen Ländern angesiedelt waren. Dazu traten im Mittelalter die germanischen und slawischen Völker im nördlichen Europa, die mit den südeuropäischen Völkern eine durch die Gemeinsamkeit der christlichen Religion bewirkte Einheit bildeten.

Die Gemeinsamkeit des Christentums und der auf demselben beruhenden Zivilisation bewirkte, daß bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die sog. völkerrechtliche Gemeinschaft lediglich die christlichen Staaten in Europa und die aus den amerikanischen Kolonien solcher Staaten entstandenen Staatswesen umfaßte.

Erst im Jahre 1856 wurde die Türkei in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommen. Der Türkei folgten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch andre nichtchristliche Staaten, wie China, Japan, Siam, Persien usw., so daß sich gegenwärtig die völkerrechtliche Gemeinschaft auf alle Weltteile erstreckt und Völker der verschiedensten Rassen und verschiedener Religionen umfaßt.

Allerdings bilden auch gegenwärtig noch diejenigen Völker den Kern der völkerrechtlichen Gemeinschaft, die auf der Grundlage europäisch-christlicher Kultur beruhen, und die auf dieser Grundlage entstandenen ethischen und rechtlichen Anschauungen können als die in der Welt herrschenden bezeichnet werden. Es ist aber gar nicht ausgeschlossen, daß die mongolischen Völker in der Zukunft noch eine bedeutsame Rolle in der völkerrechtlichen Gemeinschaft spielen und einen gewissen Einfluß auch auf die Entwicklung des Völkerrechts ausüben werden.

Jedenfalls ist zweifellos, daß an der Weltpolitik nicht bloß die europäischen Großmächte, soweit sie überhaupt als Weltmächte gelten können, beteiligt sind, sondern auch die Union dabei eine Rolle spielt, und daß für dieselbe auch die mongolischen Staaten in Betracht kommen oder doch in Zukunft in Betracht kommen werden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Zur Frage von der Existenz eines Zentrums der Milchstraße

Von

Prof. Dr. K. Bohlin (Stockholm)

Zu verschiedenen Zeiten wurde die Frage erörtert, wo das Zentrum des Fixsternsystemes zu suchen wäre, und es soll zugestanden werden, daß das Vorhandensein eines besonderen Zentrums des Fixsternsystems bezw. der Milchstraße sich dem menschlichen Geiste mit gewisser Notwendigkeit aufdrängt und dem wissenschaftlichen Denken schon aus mechanischen Gründen bestimmte Anforderungen stellt. Anfangs, und mit Rücksicht auf die Gestaltung unsres Planetensystems mit der Sonne als Zentralkörper, wurde so das Problem der „Zentralsonne" aller Fixsterne gefaßt. Der berühmte Königsberger Philosoph Immanuel Kant betrachtete bekanntlich als solche den Sirius. Dagegen glaubte daraufhin Boguslawski, freilich ohne besondere Begründung, die Zentralsonne im Stern Fomalhand auf dem südlichen Sternhimmel gefunden zu haben. Mädler wieder, der sich mit so großem Erfolg der Stellarastronomie widmete und sich in einer Abhandlung vom Jahre 1846 mit der Frage von der Zentralsonne beschäftigte, hat sich gegen die Annahme eines überwiegenden Zentralkörpers verwahrt. „Wir haben," sagte er, „keine einzelne überwiegende Zentralmasse der Fixsternwelt zu suchen, denn es ist keine vorhanden." Dagegen meinte er auf Grund gewisser, noch unvollkommener Untersuchungen über die Eigenbewegungen der Sterne die Sterngruppe der Plejaden als den zentralen Mittelpunkt der Fixsterne anzeigen zu können. Diese Hypothese, die von Anfang an als wenig begründet angesehen wurde, ist indessen schon längst als unhaltbar aufgegeben worden. Die Forschung hat sich an diesem negativen Resultate bezüglich der Mädlerschen Hypothese über die Plejaden als Zentrum der Fixsternenwelt beruhigt, und die Frage ist seither nicht in den Vordergrund getreten. Indem wir uns aber jetzt dieselbe wieder anzuregen erlaubten, möge dies im Anschluß an einer zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse neuerer Untersuchungen über die Milchstraße gestattet sein.

1. Bau der Milchstraße und deren Beziehung zum Fixsternsysteme

Im ganzen verläuft die Milchstraße einem größten Kreise der Himmelskugel entlang, dem sog. galaktischen Aequator, der das Himmelsgewölbe in zwei nahezu gleiche Hemisphären teilt. In den Einzelheiten ist die Milchstraße am nördlichen Sternhimmel von W. Herschel, seither von Schmidt, Heis, Bödiker und Eeaston und auf der südlichen Halbkugel von J. Herschel, Horner, Dunlop und Houzeau analysiert worden. Heis, der von allen diesen Astronomen das schärfste Auge gehabt haben soll, gibt ihre Breite größer als die andern an, nämlich zu 35 Grad. Die breiteste Stelle ist in den Stern-

Digitized by Google

bildern Aquila und Ophiuchus am nördlichen Sternhimmel, die schmälste im Südlichen Kreuz nahe an dem südlichen Weltpol. Die bekannte Gabelung der Milchstraße erstreckt sich vom Cygnus nahezu 110 Grad bis zu dem Sternbilde des Winkelmaßes. Hier sind die beiden dunklen Oeffnungen in der Milchstraße, die sog. „Kohlensäcke", die sogar dunkler als der Sternhimmel außerhalb der Milchstraße in dieser Gegend sein sollen. Von diesem Punkt an verläuft das Band noch sehr eng über den übrigen Teil der südlichen Halbkugel, wird an einer Stelle im Sternbilde Argo abgebrochen, setzt hiernach wieder ein und fängt in der Nähe von Sirius an breiter zu werden, wonach ihr weiterer Verlauf auf der Nordhalbkugel uns wohlbekannt ist. Näher untersucht, ist der Bau der Milchstraße recht verwickelt und dadurch gekennzeichnet, daß sie in eine Menge unregelmäßig begrenzter „Sternwolken" zerfällt, die von verhältnismäßig sternleeren Gebieten getrennt sind. Im Teleskope, wo ihr weißlicher Schimmer in Sternchen aufgelöst ist, wird man immer wieder kleinere und gedrängte Sternhaufen von öfters nur 20 Bogenminuten Durchmesser antreffen, die in ihr häufig vorkommen. Innerhalb der großen Sternwolken finden sich also Verdichtungen kleineren Umfanges, und es geht hieraus hervor, daß die Milchstraße in einem weit fortgeschrittenen Stadium der „Differentiation" sich befindet, daß ihre Struktur ursprünglich viel einfacher gewesen sein mag, und daß die Anhäufungen, die in ihr vorkommen, von gegenseitigen Anziehungen ihrer Teile bedingt sind. Nimmt man die Breite zu 30 Grad an, so liegen von 535 bekannten Sternhaufen 434, also die Mehrzahl, in der Milchstraße und nur 20 resp. 26 nördlich und südlich davon. Außerdem befinden sich 55 Sternhaufen in den Maghellanschen Wolken.

Wenden wir uns jetzt zur Frage der Verteilung der Sterne in bezug auf die Milchstraße, und zwar zunächst der dem bloßen Auge sichtbaren Sterne (Größenklasse 1 bis 6).

Von den 5119 derartigen Sternen finden sich in einer Zone 30 Grad nördlich und südlich von dem galaktischen Aequator — was der Hälfte der ganzen Himmelskugel entspricht — eine Anzahl von 3154 Sternen, während die übrigbleibenden Polarzonen 1262 und 1303, d. h. zusammen 2565 Sterne, enthalten. Die Zone der Milchstraße ist also etwas, aber nicht besonders überwiegend an der Zahl. Untersucht man aber die teleskopischen Sterne bis zur zwölften Größe, so stellt sich das Verhältnis anders, indem die Sterndichte in der Milchstraßenzone dann das Zwanzigfache von der Sterndichte der Polarzonen beträgt. Bleibt man wieder bei der zehnten Größenklasse, so wird die Sterndichte in der Milchstraße nur dreifach. Es geht hieraus hervor, daß die Sterne sich dichter an die Ebene der Milchstraße zusammendrängen, je kleiner, d. h. je entfernter sie sind.

Das Fixsternsystem besteht demnach aus einem stark abgeplatteten Sphäroid, dessen Aequator mit der Ebene der Milchstraße zusammenfällt. Die Abplattung wird zu 2:3 berechnet. Jedoch sind die allerschwächsten Sterne noch viel dichter um diese Ebene zusammengedrängt. Herschel schätzte die in seinen Teleskopen sichtbaren Sterne zu 20 Millionen, wovon in der Milchstraße 12 Millionen

Digitized by Google

berechnet wurden. Man ist also berechtigt, in dem sphäroidisch angeordneten Fixsternsysteme ein besonderes System von Sternen zu unterscheiden, die ringförmig die Milchstraße entlang gruppiert sind. Die photographische Himmelskarte, zu welcher die Vorarbeiten jetzt zur Ausführung gelangen, und die etwa 100 Millionen Sterne umfassen wird, wird es ermöglichen, die Frage von der besonderen Stellung der Milchstraße im Fixsternsysteme definitiv zu entscheiden.

2. Die kugelförmigen Sternhaufen „Globular Clusters" und deren Beziehung zum Milchstraßensysteme

Durch ihren prachtvollen Anblick und ihre gedrängt kugelförmige Gestalt zeichnen sich die von Herschel so genannten „Globular Clusters" vor andern Himmelsobjekten aus. Innerhalb einer kreisförmigen Fläche von nur einigen Bogenminuten im Durchschnitt enthalten diese Objekte oft Tausende von Sternchen, die im Zentrum häufig so dicht stehen, daß es unmöglich erscheint, die einzelnen Sterne zu unterscheiden. Ihr Aussehen ist mit „feingestreutem goldnem Sande" verglichen worden. Die allerdichtesten dieser Objekte sind kaum in Sterne auflösbar, und daher sind sie mitunter mit Spiralnebeln mit ausgeprägten Nebelknoten verwechselt worden. Für die vorliegende Untersuchung sind indessen nur solche „Globular Clusters" zur Anwendung gekommen, die sicherlich auflösbar und wirkliche kugelförmige Sternhaufen sind. Stellt man diese Objekte auf einer Himmelskarte dar (Fig. 2), so tritt das eigentümliche Verhältnis zutage, daß diese kugelförmigen Sternhaufen weder gleichförmig über den Himmel verteilt noch wie die Sterne die Milchstraße entlang verdichtet sind, sondern ein besonderes System bilden, welches seitlich am Himmel in weiter Ausdehnung sich befindet, jedoch mit seinem Zentrum in der Ebene der Milchstraße. Näher angegeben liegt das Zentrum der kugelförmigen Sternhaufen im Sternbilde des Teleskopes auf der südlichen Halbkugel. Die Erklärung dieser sonderbaren Tatsache, daß die kugelförmigen Sternhaufen sich seitlich am größten Kreise der Milchstraße anhäufen, erscheint nun unzweifelhaft durch den Satz gegeben zu sein, daß das System der „Globular Clusters" in Wirklichkeit im Zentrum der Milchstraße sich befindet.

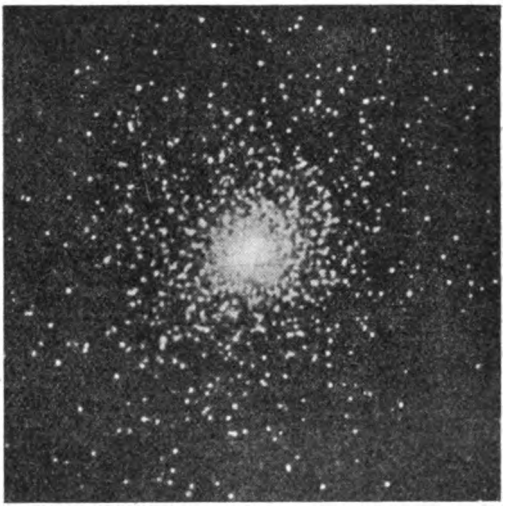


Fig. 1. Globular Cluster, Messier Nr. 5

Digitized by Google

Nimmt man dies an, so braucht man sich nur das Sonnensystem etwas außerhalb des Systemes der kugelförmigen Sternhaufen verlegt zu denken, damit uns dieses System seitlich auf der Himmelskugel erscheine. Könnte man wohl auch für diese Himmelsobjekte, die an Pracht alle einzelnen Sterne übertreffen, einen passenderen Platz im Weltsystem finden?

Auf die mehrfach gestellte Frage: „Was ist die Milchstraße?" wird sich an diesem Punkte der Weg zu einer Entscheidung finden lassen. Die Uebereinstimmung zwischen dem Fixsternsysteme, wie es zum Gegenstand der Betrachtung skizziert worden ist, mit einem Ringnebel wird nämlich eben dadurch bestätigt, daß gemäß neueren photographischen Beobachtungen von Gothard,

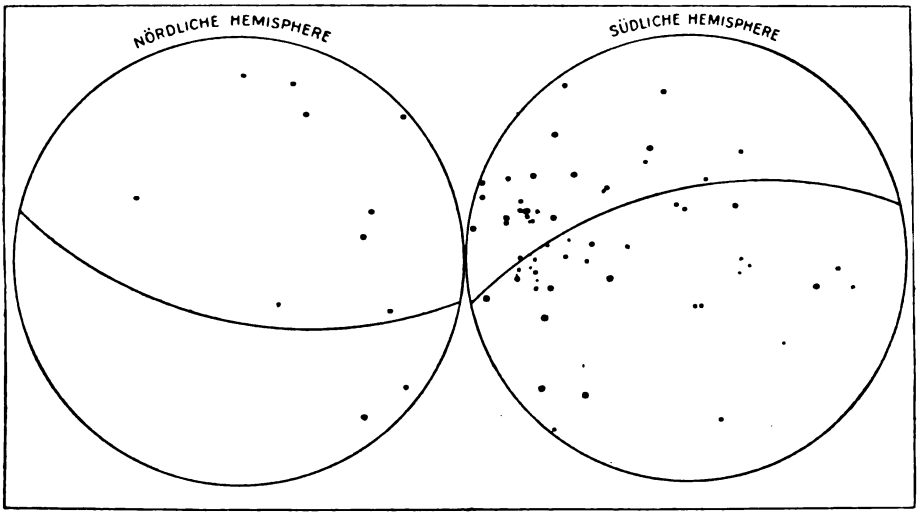


Fig. 2. Verteilung der kugelförmigen Sternhaufen am Himmel

Deslandres u. a. die meisten Ringnebel durch einen Kern („Nukleus") charakterisiert sind, der weder ein wirklicher Stern ist noch dieselbe Konsistenz besitzt, die dem Ringnebel an sich zukommt. Im Falle des Fixsternsystemes wäre dieser „Nukleus" eben mit dem Systeme der kugelförmigen Sternhaufen zu identifizieren.

Ihrem Spektraltypus zufolge sind die Ringnebel als planetarische Nebel zu betrachten, ja es scheint sogar sich umgekehrt so zu verhalten, daß die Mehrzahl der planetarischen Nebel Ringnebel sind. Eine Reihe von Uebergängen verbindet hierbei dem Aussehen nach sehr verschiedene Formen von planetarischen Nebeln, wie Ringnebel mit sternartigem, punktförmigem Zentrum und Ringnebel mit scheibenförmigem planetarischem Zentrum. Ein eigentlicher Kern (Nukleus) ist in der letzten Form nicht sichtbar, und ebenso würden die kugelförmigen Sternhaufen im Zentrum unsres Fixsternsystems für die Betrachtung aus der Ferne wegen des überwiegenden Glanzes der umgebenden Sterne unsichtbar sein.

Digitized by Google

3. Beziehung der Spiralnebel zur Milchstraße

In weit größerer Anzahl als die obenerwähnten planetarischen Nebel oder Ringnebel kommen die sog. Spiralnebel am Sternhimmel vor und unterscheiden sich von den gasförmigen planetarischen Nebeln auch durch ihr Spektrum, das auf den festen oder flüssigen Aggregationszustand der Teilchen der Spiralnebel hinweist. Herschel, der ihre spiralförmige Struktur nicht kannte, hat sie in runde, langgestreckte und sehr langgestreckte eingeteilt. Bekannte Beispiele sind der runde Spiralnebel in den Jagdhunden und der langgestreckte Andromedanebel. Indessen sind die Spiralnebel als Regel immer in Wirklichkeit von kreisförmigem Umschnitt, indem sie nur dadurch langgestreckt erscheinen, wenn sie

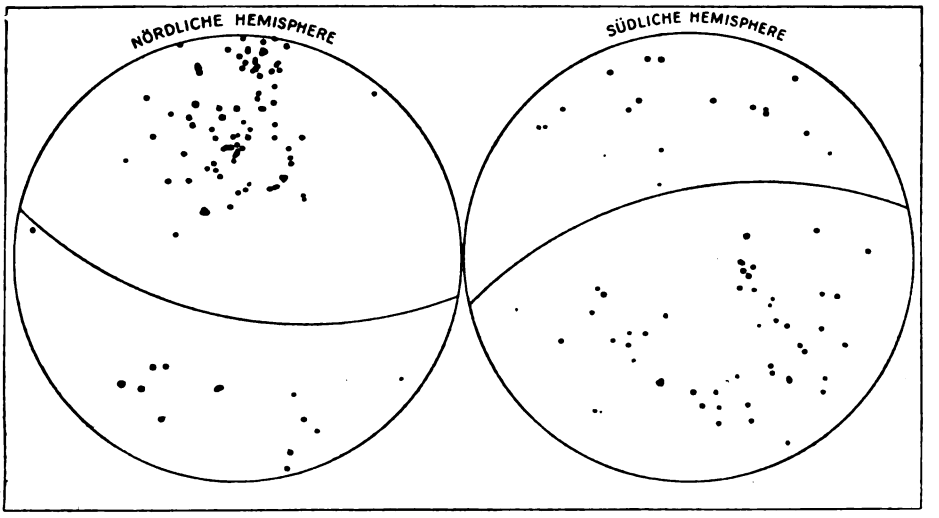


Fig. 3. Verteilung der Spiralnebel am Himmel

schräg zur Gesichtslinie stehen. Ihre Verteilung auf dem Sternhimmel bietet die rätselhafte Eigentümlichkeit, daß sie in zwei großen Gruppen um jeden der Pole der Milchstraße vorkommen, während die Zone der Milchstraße an Spiralnebeln leer ist.

Die näheren Untersuchungen, die der Verfasser diesem Gegenstande gewidmet hat, zeigten nun aber zudem, daß die langgestreckten Nebel erheblich dichter an den Polen der Milchstraße zusammengedrängt sind als die runden Nebel — ein Verhalten, das geeignet ist, die Ansicht zu unterstützen, daß diese Objekte gleich Wirbeln in einer Strömung zu einer Zeit entstanden sind, als das ursprünglich kugelförmige System der Milchstraße durch Einsenkungen an den Polen transformiert wurde. Auch die große Spaltung in der Milchstraße erklärt sich hierdurch ungezwungen als das Resultat einer gegen den Aequator senkrechten Spannung, die als Nachwirkung der Einsenkungen an den Polen zu verstehen ist.

Diese Vorstellungsweise gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß ein gleiches Verhalten bei der Entstehung der Ringnebel angenommen wird. In

Digitized by Google

manchen Fällen, wo solche ursprünglich kugelige Objekte in Ringnebel übergegangen sind, können wir den äquatorialen Ring, um uns so auszudrücken, in vollkommenerer Gestalt, als es bei der Milchstraße der Fall ist, wahrnehmen.

In kurzer Zusammenfassung läßt sich also behaupten, daß das System der Milchstraße ursprünglich ein planetarischer Nebel gewesen ist, der nunmehr in einem weit fortgeschrittenen Stadium eines Ringnebels sich befindet. Im Zentrum besitzt das System einen Kern, zusammengesetzt aus dem Systeme der kugelförmigen Sternhaufen, wie es unser Abschnitt 2 vergegenwärtigt. Die beiden gewaltigen Anhäufungen von Spiralnebeln an den Polen der Milchstraße kann man sich als die differentiierten Reste der Polarzonen der ursprünglichen Nebel vorstellen, deren Aequatorialzone wieder in mehrfach transformierter Gestalt die uns sichtbare Milchstraße abgibt.

Die wenig zahlreichen planetarischen Nebel, die schon Huggins als Objekte einer höheren Ordnung betrachtete, können wir uns als Glieder eines Systemes von noch unbekannter Ausdehnung vorstellen. Sie sind über den Sternhimmel fast gleichförmig zerstreut und räumlich als ein Streifen von Himmelsobjekten aufzufassen, die zur Milchstraße keine besondere Beziehung zeigen. Eine trotzdem in geringem Maße hervortretende Verdichtung der Objekte im Sternbilde des Cygnus in der Ebene der Milchstraße wird man sich aber im Gegenteil besser dadurch erklären, wenn man sich das Milchstraßensystem selbst unter diesen Objekten verlegt denkt, wodurch tatsächlich eine gewisse Verdichtung in der Richtung des Streifens zum Vorschein kommen würde. Ausgeschlossen ist zudem keineswegs das Vorkommen ähnlicher planetarischer Nebelgebilde von geringerem Maßstab innerhalb der Grenzen des Milchstraßensystems.

Literaturnachweis. On the Galactic System with regard to its structure, origin, and relations in space. Vet. Akademiens Handl. Bd. 43, Nr. 10. Stockholm 1909. Was ist die Milchstraße? „Scientia", Rivista di Scienza, Vol. VIII, Anno IV (1910) N. XVI.

Die Agrarfrage in Rumänien

Von

J. C. Argetoyano

Dadurch, daß am 16. Januar d. J. an Stelle des konservativen Ministeriums Maiorescu ein liberales Ministerium mit Jon Bratianu an der Spitze trat, hat die Agrarfrage in Rumänien einen entscheidenden Schritt im Sinne der von der liberalen Partei vertretenen Richtung getan.

Auf dem Kongresse, der im Oktober des vergangenen Jahres in Bukarest abgehalten wurde, hat die liberale Partei, ihrem Chef blinde Gefolgschaft leistend, in ihr Programm die Expropriation des Großgrundbesitzes und die Erweiterung der gegenwärtig bestehenden Wählerklassen ohne Diskussion aufgenommen. Diese zwei Reformen bilden die Plattform für den Wahlkampf zwischen den Liberalen und Konservativen.

Die Wahlreform ist außerhalb der Grenzen des Donaukönigreiches von keinem besonderen Interesse. In dieser Beziehung geht Rumänien einen von den meisten Kultur-

Digitized by Google

staaten Europas bereits betretenen Weg. Ob es damit gute oder böse Früchte ernten wird, kann nur die Zukunft lehren.

Die Agrarreform ist hingegen von einem weittragenden Interesse, welches schon durch das Wort Expropriation allein erweckt wird; ihre Aufrollung verdient große Aufmerksamkeit von seiten aller Kulturländer. Der Versuch einer so radikalen Reform wird in Europa zum ersten Male gemacht, da die unter dem Namen Allotments-Acts bekannten Gesetze, welche in England zwischen 1887 und 1907 votiert wurden, sowie das für die polnischen Provinzen berechnete preußische Enteignungsgesetz vom Jahre 1909 nicht als Versuche wahrer Sozialreformen gelten können. Bei der rumänischen Reform aber handelt es sich nicht um die Beschenkung eines kleinen Bruchteiles der Bevölkerung, wie in England, noch um eine politische Maßnahme wie in Preußen, sondern um eine vollständige soziale Umformung der Nation. Rumänien wird für einige Jahre in ein Laboratorium für soziale Reformen umgewandelt, dessen Experimente niemand gleichgültig lassen können, besonders aber in Ländern, wo neben einer genug zahlreichen Bauernbevölkerung auch ein Großgrundbesitz herrscht, volles Interesse verdienen.

Um ein klares Bild des Zieles, das die liberale Partei Rumäniens durch die Expropriation verfolgt, zu gewinnen, werden wir die Daten des rumänischen Agrarproblems hier kurz zusammenfassen.

Die Gesamtoberfläche des anbaufähigen Bodens Rumäniens beträgt ungefähr 7 826 796 Hektar. Diese Zahl ist ungenau, weil sie mangels eines Katasters auf Grund der Steuerlisten ermittelt wurde. Vor dem Jahre 1864 zerfiel die gesamte Oberfläche des Landes in eine relativ kleine Anzahl von Gütern, welche teils Privatpersonen, teils Klöstern oder Kirchen gehörten. Diese Ländereien wurden von Bauern bearbeitet, die keine Handbreit Bodens ihr Eigen nannten, die aber auf den von ihnen bewohnten Gütern ein Anrecht auf Ackerbauboden und Weide unter gewissen Bedingungen hatten, ein Anrecht, welches für den Eigentümer des Gutes eine Art Servitut bildete. Die Beziehungen zwischen Bauern, Eigentümern und Eigentum waren durch kein allgemeines Gesetz geregelt, so daß die Rechte und Pflichten beider Teile nicht sehr klar waren, vielmehr als das Resultat lokaler Gewohnheiten aufgefaßt wurden.

Landesfürstliche Verordnungen wurden nur von Zeit zu Zeit erlassen, um einigermaßen die den Bauern auferlegten Leistungen zu regeln und Mißbräuche hintanzuhalten. Im allgemeinen bearbeiteten die Bauern so viel Boden, als in ihren Kräften stand, und leisteten an den Grundherrn eine Naturalabgabe, die gewöhnlich 10 Prozent der Bruttoproduktion betrug. Außerdem waren sie verhalten, für den Grundherrn eine gewisse Anzahl von Tagen unentgeltlich zu arbeiten, welche danach bemessen wurde, ob der Bauer mit einem oder zwei Paar Ochsen, mit eignem Pfluge und Wagen oder nur mit seinen Händen arbeiten konnte.

Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1864. Durch ein in diesem Jahre votiertes Gesetz, welches unter dem Namen des Bauernemanzipationsgesetzes bekannt ist, wurden die alten Beziehungen zwischen Bauern, Grundherren und Eigentum aufgehoben. Die Bauern wurden Eigentümer, und zwar erhielt jedes Familienhaupt eine Bodenfläche, deren Ausmaß je nach den Arbeitskräften des Betreffenden zwischen 2 und 5½ Hektar schwankte. Auf diese Weise gingen 1 766 258 Hektar vom Großgrundbesitz auf den neugeschaffenen Kleingrundbesitz über. Durch Ueberlassung eines Teiles ihres Besitzes gegen eine Entschädigung befreiten nunmehr die Grundherren den übrigen Teil ihres Bodens von der Servitut, die früher in der Verpflichtung, den Bauern Ackerboden und Weideland in unbegrenztem Ausmaße zu überlassen, bestand. Dagegen bleiben die Bauern von jetzt an frei von ihren früheren Verpflichtungen den Großgrundbesitzern gegenüber und wurden unabhängige Eigentümer ihres kleinen Bodenanteiles.

Ebenfalls auf Grund des Gesetzes von 1864 erhielten die Bauern allmählich und bis zum Jahre 1906 eine Bodenfläche von 228 328 Hektar und auf Grund der Gesetze von 1881

Digitized by Google

und 1889 weitere 549 303 Hektar aus den Staatsdomänen (dem früheren Eigentum der im Jahre 1863 säkularisierten Klöster).

Die durch das Gesetz vom Jahre 1864 geschaffene Lage war aber unbefriedigend, weil einerseits die Bauern nicht genügend Boden ins Eigentum erhielten, um darauf ihre Existenz fristen zu können, anderseits wurden sie den Inhabern des großen Grundbesitzes, Eigentümern und Pächtern, gegenüber ohne Schutz gelassen, deren Allmacht durch die Mithilfe käuflicher Behörden noch gesteigert wurde. Der Widersinn dieses Zustandes erhellt aus der Tatsache, daß neben der modernen Auffassung des bäuerlichen Eigentums die feudalen Arbeitsbeziehungen zwischen Bauern und Grundherren noch immer fortdauerten.

So wurden durch die Gesetze von 1866, 1872, 1882 und 1883 betreffend die Ackerbauverträge die Ackerbaukontrakte tatsächlich aus dem allgemeinen Recht ausgeschieden und einer speziellen und exzeptionellen Behandlung unterworfen, unter dem Vorwande, dem Bauern ein Mindestmaß von Sicherheit dem allmächtigen Großgrundbesitzer gegenüber zu gewährleisten, in Wirklichkeit aber, um diesem die für die Feldarbeit notwendigen Arbeitskräfte zu sichern.

Die im Jahre 1864 begonnenen Agrarmaßnahmen dauerten ohne gewichtige Veränderungen bis zum Jahre 1907. Die in dieser Zeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft realisierten technischen Fortschritte, welche aber nur dem Großgrundbesitz zugute kamen, sowie die Verbilligung des Kapitals bewirkten eine Steigerung des Bodenpreises ungefähr um das Zehnfache. Der Großgrundbesitz wurde auf diese Weise dem Bauer gegenüber immer bodengeiziger, dessen Los infolgedessen immer ungünstiger sich gestaltete, um so mehr, als die Bauerngüter durch Erbschaft zerstückelt wurden.

Der Bauernaufstand im Frühjahr 1907, der zum großen Teil durch die Notlage, zum andern Teil aber auch durch Ursachen, die wir hier nicht darlegen können, hervorgerufen wurde, hat die ganze Aufmerksamkeit der oberen Schichten auf das Agrarproblem gelenkt. Im Herbste des Jahres 1907 und im Frühjahr 1908 wurden unter der damaligen liberalen Regierung eine Reihe von Reformen verwirklicht, welche den Zweck hatten, die Lage der bäuerlichen Bevölkerung zu verbessern. Diese Reformen waren: Die Gründung der Cassa Rurala für den Ankauf und Parzellierung von Gütern an die Bauern; die Schaffung von Gemeindeweiden, um die Bauern aus ihrer Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer zu befreien; die Einsetzung besonderer Kreisorgane zwecks Kontrollierung der Ackerbaukontrakte; die Fixierung eines Maximums der Preise der Feldarbeiten und des Pachtzinses für die kleinen Grundparzellen und schließlich die vollständige Umarbeitung des Gesetzes über die Ackerbaukontrakte in einem den Arbeitern günstigen Sinne.

Sicherlich blieben die Reformen von 1907 nicht ohne Erfolg. Doch entsprach er nicht den Erwartungen ihrer Förderer, so daß heute so wie vorher das Agrarproblem noch der Lösung harrt.

Die liberale Partei kommt gegenwärtig wieder mit einer Reform, und zwar mit der radikalsten, der Expropriation. Nach den letzten rumänischen statistischen Daten besitzen 700 000 bäuerliche Grundeigentümer 3 800 000 Hektar und 4170 Großgrundbesitzer fast ebensoviel, 3 700 000. In diesem Mißverhältnis zwischen dem großen und kleinen Grundbesitz sehen die Liberalen die Ursache der Notlage der Landbevölkerung. Als Heilmittel beantragen sie die Expropriation eines Teiles des Großgrundbesitzes zugunsten des Kleingrundbesitzes. Um dies durchführen zu können, müßte der Artikel 19 der Verfassung geändert werden, durch welchen gegenwärtig bestimmt wird, daß das Privateigentum heilig und unverletzlich ist und daß die Expropriation nur in einigen fest umgrenzten Fällen aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt erlaubt ist. Die Liberalen möchten diesen Wortlaut durch einen andern ersetzt wissen, durch den erklärt würde, daß jedes Eigentum einer Bodenfläche von über 1000 Hektar expropriierbar sei. Wie, wo und wann? soll erst später bestimmt werden.

Die konservative Partei setzt dieser Reform unbedingten Widerstand entgegen.

Die Partei sieht in der Aufhebung der verfassungsmäßigen Gewährleistung des Eigen-

Digitized by Google

tums, sei es auch nur für einen Teil des Grundbesitzes, den Anfang des Niederganges des ganzen Eigentums. Außerdem findet sie die Expropriation nicht notwendig. Durch ihr kürzlich veröffentlichtes Programm wies die konservative Partei darauf hin, daß die Bauern mit mehr als 1 000 000 Hektar beteilt werden könnten, ohne daß man zur Expropriation von Privatgütern schreiten müßte. Diese Million Hektar ist nach Meinung der Konservativen das Höchstausmaß dessen, was vom Großgrundbesitz noch ausgeschieden werden kann, ohne die allgemeinen Interessen des Landes zu gefährden. Die Konservativen machen, und dies mit Recht, den Liberalen den Vorwurf, daß sie mit einer nicht genug gründlich überprüften Reform kommen und das Land aufwühlen, bevor auf dem Balkan vollständige Ruhe herrscht, wodurch sie die diplomatische Aktionsfreiheit Rumäniens erschweren.

In jedem Falle wird im Donaukönigreiche der Kampf um die Expropriation heftig wogen und verdient von Europa mit Aufmerksamkeit verfolgt zu werden.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Der Einmarsch der Verbündeten 1814 und der Deutschen 1870 nach Frankreich[1])

Im Befreiungskriege 1813 fand die letzte Schlacht auf deutschem Boden bei Hanau am 30. und 31. Oktober statt, in der der bayrische General Graf Wrede von Napoleon geschlagen wurde. Diesem gelang es nun, 70 000 Mann über den Rhein zu retten, die in dem späteren Feldzuge den Kern für die neu ausgehobenen Mannschaften bildeten. Die Verteilung der Streitkräfte der Verbündeten Anfang November 1813 war folgende: Im äußersten Norden vor Hamburg Kronprinz Bernadotte, in Westfalen das preußische Korps v. Bülow, in der Wetterau und dem Lahntal die schlesische Armee unter Blücher und bei Frankfurt a. M. die verbündeten Hauptarmeen unter Schwarzenberg. Hier hielten sich auch der König von Preußen und die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland auf.

Jetzt standen die Verbündeten vor einem neuen Feldzuge, nachdem der Sieg in der Völkerschlacht bei Leipzig nicht durch eine energische Verfolgung bis zur Vernichtung der Armee Napoleons ausgenutzt worden war. In den Novembertagen fanden eingehende Beratungen zwischen den maßgebenden Heerführern der Verbündeten zu Frankfurt a. M. statt. Gneisenau und Schwarzenberg vertraten vollständig einander entgegengesetzte Ansichten über die Art, wie der Krieg weiterzuführen sei. Ersterer sprach sich für energische Fortsetzung der Offensive über den Rhein aus und schlug vor, die schlesische Armee, mit dem am Niederrhein verfügbaren Korps Bülow und Winzingerode vereint, durch Belgien rücken zu lassen. Holland, meinte er, würde dann den Verbündeten von selbst zufallen. Die Hauptarmee sollte gleichzeitig zwischen Mainz und Straßburg übergehen und die Richtung auf Metz einschlagen. Schwarzenberg empfahl dagegen, die „unangreifbare Stirnseite Frankreichs", die durch den Rheinstrom, die Vogesen und zahlreiche Festungen geschützt sei, zu umgehen und so „sich der beherrschenden Region zu bemächtigen, die der Stütz- und Wendepunkt militärischer Operationen gegen Frankreich, Italien und Süddeutschland sei, nämlich der Schweiz". Vergeblich bemühte sich Gneisenau, wenigstens einen gemeinsamen Vormarsch der schlesischen und der Hauptarmee in grader Linie auf Paris durchzusetzen. Es blieb bei der „Winterbewegung" nach der Schweiz, wie Schwarzenberg sie selbst bezeichnete, vielleicht in der stillen Hoffnung, daß es darüber zu einem Winterfeldzuge gar nicht kommen würde.

---

[1]) Eine politisch-strategische Studie. Von Oberst a. D. v. Kurnatowski.

Digitized by Google

Im Hauptquartier der Verbündeten dachte man nämlich mehr an Frieden als an Krieg, mehr an Unterhandeln als an Handeln. In einem Manifest an das französische Volk vom 1. Dezember spricht Metternich eigentümlicherweise den Wunsch der verbündeten Souveräne aus, daß Frankreich groß, stark und glücklich sein möchte, weil die Macht Frankreichs in ihrer Größe und Stärke eine der Grundsäulen des Baues der Gesellschaftsordnung bedeute. Unsers Erachtens aber war Frankreich in den meisten Fällen der Ruhe- und Friedensbrecher. An demselben Tage, dem 1. Dezember, wurde endlich der Einmarsch nach Frankreich beschlossen.

Napoleons Trotz lehnte sich gegen die günstigsten Friedensbedingungen in dem Gedanken auf, nicht zum zweitenmal als Besiegter aus einem Kriege heimkehren zu müssen. Am 4. November traf er in Paris ein und ließ sofort eine neue Aushebung von 300 000 Rekruten sowie bedeutende Steuererhöhungen ausschreiben. Dabei hatte erst einen Monat vorher der Senat die Konskription von 280 000 Mann befohlen und zu diesem Zweck auf die Nichtausgehobenen bis auf das Jahr 1803 zurückgegriffen. Am 14. November sagte Napoleon zum Senat: „Vor einem Jahr marschierte ganz Europa mit uns: heute marschiert ganz Europa gegen uns." Treffender und kürzer ließ sich nicht der Umschwung bezeichnen, der in dem Verhältnis von Europa zu Frankreich eingetreten war. Gegen die neuen Aushebungen und hohen Steuern wagte sich eine Opposition in dem Gesetzgebenden Körper bei seiner Eröffnung am 19. Dezember hervor. Als daher beim Neujahrsempfang 1814 die Abgeordneten nach sämtlichen Behörden am Thron vorüberzogen, winkte ihnen voll Unmut der Kaiser, stehen zu bleiben, und entwickelte ihnen in scharfer Anrede das Programm des Cäsarentums auf seine Weise: „Ihr seid nicht die Repräsentanten der Nation, sondern die Deputierten der Departements ... Was ist der Thron? Ein mit Samt überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron." Er schloß mit dem Worte: „Uebrigens bedarf Frankreich meiner mehr als ich Frankreichs." Für den Augenblick aber war er es, der seines Volkes bedurfte. Doch verblendet, wie er war, selbstbewußt und von grenzenlosem Hochmut, herzlos und ohne Mitgefühl gegen seine Untertanen, zu deren Herrscher er sich rechtswidrig selbst gemacht hatte, wollte er ausschließlich vom Erfolge der Waffen sein Schicksal abhängig machen. Auch gegen eine bedeutende Uebermacht scheute er den Kampf nicht, deren materielles Gewicht freilich durch die politische Verwirrung im Innern und eine zaghafte Kriegführung sehr abgeschwächt wurde. Deshalb konnte er in seiner Anrede an die Abgeordneten auch sagen: „Ich darf stolz sein, denn ich habe große Dinge getan; ich darf stolz sein trotz meiner Unfälle, denn ich weiß sie mit Mut zu tragen. Dieser Stolz in der Seele hat mich auf den ersten Thron in der Welt gehoben ... Gehen Sie in sich und sehen Sie, welche Lage Sie wählen, um mir Verlegenheiten zu schaffen! ... Der Friede? den will ich auch, aber er muß verträglich sein mit der Ehre der Nation. In drei Monaten sind die Feinde aus Frankreich hinaus, oder ich bin tot ..."

Mußte Napoleon vornehmlich mit junger Mannschaft den Krieg fortsetzen, so bedurften auch die Verbündeten nach dem monatelangen Feldzuge der Ergänzung und des Nachschubes. Das preußische Korps Yorck z. B. hatte empfindliche Einbußen erlitten. Es besaß am 4. November von seiner anfänglichen Kopfstärke von 37 740 Mann nur noch 9993 Mann. Den Leuten fehlten Mäntel und Tuchhosen, obgleich ein Winterfeldzug bevorstand. Erst später trafen diese Bekleidungsstücke ein. Um die Verfolgung nicht zu verzögern und aus Mangel an Bespannung waren die schweren Geschütze in Halle zurückgeblieben. Nur 72 Kanonen des Korps setzten den Marsch fort. Diese Zahl sank Anfang November auf 42 Stück herab, die meisten mit gebundenen Achsen und geflickten Rädern. Von den Artilleriefahrzeugen war die Hälfte liegen geblieben. Die übrigen Trains hatten schon seit Ende September dem Korps nicht mehr folgen können. Die Waffen waren in traurigem Zustande und hatten durch Nässe und Biwak sehr gelitten. Eine große Zahl von Soldaten war im Yorckschen Korps ohne Waffen. Die Montierung, die die Mannschaften trugen, hatten sie im Jahre 1811 erhalten. Viele Leute, namentlich die Landwehr, aber auch frei-

Digitized by Google

willige Jäger gingen barfuß. Für den Nachschub wurde wenigstens so weit gesorgt, daß am Ende des Jahres das Korps wieder 22 108 Mann und 84 Geschütze zählte.

Nach dem Operationsplan, den Schwarzenberg in Frankfurt a. M. durchgesetzt hatte, sollte die verbündete Hauptarmee durch die Schweiz in Frankreich einrücken, die Richtung auf Paris nehmen und ein Korps unter Bubna gegen Lyon entsenden, um später Verbindung mit Wellington zu suchen, der nach der Schlacht bei Vittoria in Frankreich eingedrungen war. Die schlesische Armee sollte vom Mittelrhein her vorrücken und sich mit der Hauptarmee zwischen Seine und Marne vereinigen, um gemeinschaftlich gegen Paris zu operieren. Am 21. Dezember begann der Rheinübergang der Hauptarmee bei Basel. Blücher ging in der denkwürdigen Neujahrsnacht 1814 an drei Stellen zugleich, bei Koblenz, Caub und Mannheim, über den Rhein. York konnte zurückschauen auf ein Jahr schwerer innerer Kämpfe, ein Jahr glänzender Waffenerfolge, seitdem er jenen Vertrag geschlossen, der Preußen den Anbruch des Vergeltungskrieges kündigen sollte. Dieser Vertrag war vom Könige nicht öffentlich gebilligt worden und hatte ihm, dem Träger der Verantwortung, nur Mißbilligung und Zurücksetzung gebracht. Jetzt hörte er beim Bauen der Schiffsbrücke über den Rhein die Hammerschläge der Russen, die er sich damals zu Bundesgenossen gemacht. Am grauen Gemäuer der alten Pfalz bestieg Graf Brandenburg mit seinen brandenburgischen Füsilieren in tiefer Stille die Kähne, und um Mitternacht erklang am linken Ufer der donnernde Ruf der Landenden. Das anbefohlene Schweigen hatten die freudig bewegten Truppen nicht bewahren können. Der Jubel mußte heraus in dieser herrlichen Stunde, die der Sehnsucht aller die Erfüllung brachte. Nach ein paar eilig abgegebenen Schüssen jagte der Feind davon, und wer sich nicht rettete, ward ohne Kampf gefangen genommen. Am nächsten Tage feierte die Pfalz ein fröhliches Neujahrsfest. Ueberall ertönte Musik und Gesang, wo die Preußen erschienen.

Nun war Deutschland von der Fremdherrschaft befreit. Nur noch in einigen preußischen Festungen befanden sich französische Besatzungen. Im übrigen stand kein Soldat Napoleons mehr auf deutschem Boden. Damit waren die Wünsche und Hoffnungen der Patrioten erfüllt. Aber harte Kämpfe sollten die Verbündeten noch auf französischem Boden erwarten, da Napoleon ihre zaghafte Kriegsführung durch geschicktes Operieren auf der inneren Linie auszunutzen verstand. Der verfehlte Einmarsch der Verbündeten und die Verzettelung ihrer Kräfte auf einer viel zu breiten Front gaben Napoleon Gelegenheit, neue glänzende Erfolge zu erringen, die nur wegen der numerischen Ueberlegenheit der Verbündeten nicht von entscheidender Bedeutung sein konnten.

Der Abmarsch der Hauptarmee Schwarzenberg von Frankfurt a. M. nach Basel brachte einen ganz unnötigen Zeitverlust und fesselte auch die schlesische Armee, die nicht allein in Frankreich eindringen konnte. Anstatt in schmaler Front vorzumarschieren, zogen sich beide Armeen auf 340 Kilometer (in Luftlinie gemessen) auseinander und gaben so dem erfahrenen Gegner von vornherein Gelegenheit zu Teilerfolgen. Weitere 300 Kilometer nördlich befand sich das Korps Bülow, das sich bis Ende Januar 1814 mit der Befreiung holländischer Festungen aufhielt und den ganzen Marsch durch die Niederlande und Belgien machen mußte, ehe es auf dem Hauptkriegsschauplatze erschien. Dieser lag allein dort, wo Napoleon führte und um seinen Thron kämpfte. Gegen ihn hätten schleunigst und ohne Umwege alle Kräfte in Marsch gesetzt werden müssen. Dies geschah aber keineswegs. Frankfurt a. M. liegt (wie immer in der Luftlinie gemessen) 480 Kilometer von Paris entfernt, das als letztes Kampfobjekt anzusehen war und auch das Ziel des Schwarzenbergschen Operationsplanes bildete. Von Basel hatte die Hauptarmee einen nur um 40 Kilometer kürzeren Weg (440 Kilometer) zurückzulegen. Der Weg aber dorthin von Frankfurt a. M. betrug allein 340 Kilometer. Blücher hatte nach seinem Uebergang über den Rhein auch noch 400 Kilometer bis Paris zu marschieren.

Wie anders handelten die Deutschen unter einheitlicher Führung König Wilhelms I.! Für den Aufmarsch des norddeutschen Heeres hatte Moltke wiederholt in den Jahren vorher

Digitized by Google

einen Kriegsplan entworfen und mit seinen Generalstabsoffizieren besprochen. In peinlichster Weise waren die Fahrtdispositionen auf allen benutzten Eisenbahnlinien für den ordnungsmäßigen Transport der Truppen zur Grenze im Generalstabe ausgearbeitet worden, und es brauchten nur die Fächer in den verschiedenen Abteilungen des großen Generalstabes und des preußischen Kriegsministeriums geöffnet zu werden, um die Maschine in Gang zu setzen und ihrem Ziele zuzuführen. Am 16. Juli war die Mobilmachung des norddeutschen Heeres befohlen worden, am 19. Juli die Kriegserklärung Napoleons III. in Berlin eingetroffen, und schon am 3. August standen die Truppen sämtlicher deutschen Kontingente in einer Stärke von 447 000 Mann, auf der Linie Saarburg—Landau—Karlsruhe in drei Gruppen verteilt, der französischen Grenze gegenüber. Aus dieser engen Versammlung von 160 Kilometer Frontbreite, wenn man den zurückgebogenen nördlichen Flügel mitrechnet, konnten sich die drei deutschen Armeen schnell zum Vormarsch gegen Frankreich entfalten, nahmen aber auch eine Flankenstellung für den Fall ein, daß die Franzosen von Straßburg aus über den Rhein vorzugehen versuchen sollten, um Süddeutschland und zunächst Baden in Besitz zu nehmen. Man beachte, daß hier 447 000 Mann eine Front von nur 160 Kilometer einnahmen, während 1814 300 000 Verbündete einen Raum von 600 Kilometer besetzt hatten. Schon am 4. August wurde die französische Grenze von der dritten Armee auf dem linken Flügel, am 6. August von der ersten Armee auf dem rechten Flügel überschritten. Diese Vorwärtsbewegung führte zu sofortigen entscheidenden Kämpfen. Einen Monat später waren sämtliche kaiserlichen Armeen in Gefangenschaft und in Festungen eingeschlossen oder ihre Streiter lagen tot auf den Schlachtfeldern. Diesen schnellen Schlägen folgten langwierige Kämpfe um Festungen, gegen neuaufgestellte Armeen der Republik und die stark befestigte Hauptstadt selbst. Erst fünf Monate nach der Schlacht bei Sedan, der letzten Feldschlacht gegen die kaiserlichen Truppen, fiel Paris, dem in den Jahren 1840 bis 1844 durch starke Befestigungen eine große Widerstandskraft gegeben worden war. Die so befestigte Hauptstadt spielte eine wichtige Rolle in diesem Kriege und verlieh ihm eine unerwartete Dauer.

Sowohl die Neutralität von Holland und der Niederlande wie der Schweiz wurde 1870 von seiten der Deutschen streng beachtet. Ebenso werden wir in einem zukünftigen Kriege handeln. Weder die Besorgnis der Niederlande um einen Einmarsch der deutschen Heere in einem zukünftigen Kriege ist berechtigt, noch die der Schweiz. Hier ereifern sich bundesgenössische Zeitungen über die Anlage von Befestigungen bei Hüningen, nur 4 Kilometer von Basel entfernt, bedenken aber nicht, daß so unbedeutende Befestigungen außerstande sind, offensiven Zwecken zu dienen. Im ersten Pariser Frieden wurde freilich Frankreich die Schleifung der Festungswerke von Hüningen auferlegt, weil es, unmittelbar am Rhein gelegen, jederzeit ein Ausfalltor über diesen Strom gegen Deutschland bedeutete. Für dieses bildet jetzt die Befestigung von Hüningen nur eine Sicherung der wichtigen Verbindung von Baden nach dem Oberelsaß über den Rhein und den Hüninger Zweigkanal. Frankreich nährt die Besorgnis der Niederlande um ihre Ostgrenze künstlich, weil es seine ganze Heeresmacht auf einer möglichst schmalen Front an der Ostgrenze versammeln möchte, um seine Kräfte nicht zersplittern zu brauchen. Diesem Zweck dient auch in erster Linie das Bündnis mit England, das selbst mit einer Landarmee von 150 000 Mann gewissermaßen die linke Flanke der Franzosen decken soll. Die Neutralität von Belgien und der Niederlande würde daher England keinesfalls respektieren können.

Seit der Rückeroberung von Elsaß und Lothringen beträgt die Länge der deutschen Westgrenze gegenüber der Linie Belfort—Longwy nur 250 Kilometer, weiter nordwärts die deutsche Westgrenze gegenüber Luxemburg, Belgien und den Niederlanden 500 Kilometer. Bei der voraussichtlichen Größe der in einem künftigen Kriege aufzustellenden Heere (wir rechnen in Deutschland mit mindestens 4 Millionen Streitern) würde das Vorgehen in breiter Front aus Verpflegungsrücksichten sehr wünschenswert sein. Darum dürfte sich ein Aufmarsch längs der ganzen Grenze und die Gewinnung von Belgien als nördlichste

Digitized by Google

Operationsbasis empfehlen. An der Nordgrenze von Frankreich liegen weniger starke Festungen als an der Ostgrenze, an der jede Straße zum mindesten durch Sperrforts abgeschlossen ist. Der Einmarsch würde dort den deutschen Heeren geringere Schwierigkeiten bieten und den Vorteil des Angriffs auf Frankreich von zwei Seiten umfassend gewähren. Trotzdem ist Deutschland, schon allein aus politischen Rücksichten, fest entschlossen, die Neutralität der Nachbarstaaten zu wahren, um sich selbst nicht ins Unrecht zu setzen und zugleich auch, um nicht England einen Anlaß zum Eingreifen zu bieten.

Literarische Berichte

Generalfeldmarschall Freiherr v. Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold v. Schlözer. Geheftet M. 6.50, gebunden M. 8.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

L. v. Schlözer hat in vorliegendem Werk, dessen Entstehung einer Anregung der Großherzogin Luise von Baden zu danken ist, dem ausgezeichneten Reiterführer ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt. Das Werk bringt, immer gestützt auf urkundliches Material und besonders auf die persönlichen Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls, alles Wissenswerte und historisch Wichtige aus dem reichen Leben eines der hervorragendsten Männer der glorreichen Aufstiegsperiode Deutschlands. Wir folgen dem Helden der Biographie von seinen ersten militärischen Anfängen im Schleswig-Holsteinischen Krieg von 1848 bis zu dem glänzenden Abschluß seiner militärischen Laufbahn, die ihm im Krieg 1870/71 reiche Lorbeeren brachte und in der er sich als Organisator und Erzieher unvergängliche Verdienste erwarb. Aber auch mancher mehr diplomatischen Mission, z. B. der Episode der spanisch-italienischen Reise des Kronprinzen (1883), an der er in dessen Gefolge teilnahm, wird eingehend gedacht. Von besonderem Reiz sind ferner Briefe Kaiser Wilhelms I. und des Kronprinzen an Loë, die Schilderung seiner Beziehungen zur Kaiserin Augusta und dem Großherzogspaar von Baden, die besonders herzlich waren. Dieses „Zeit- und Lebensbild" und das in demselben Verlage früher erschienene autobiographische Werk Loës, „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" — von beiden Werken konnte die „Deutsche Revue" ihren Lesern vor der Buchveröffentlichung anziehende Proben mitteilen —, ergänzen sich wechselseitig zu einer lückenlosen, zuverlässigen Darstellung der Persönlichkeit und des Schaffens Walter v. Loës. —y—

Richard Wagner und die englische Literatur. Von Dr. Kurt Reichelt. Leipzig, Xenien-Verlag.

Eine Doktordissertation, zu der von Prof. Max Koch die Anregung kam, liegt erweitert und ausgestaltet vor: als ein wertvoller Beitrag zur inneren Entstehungsgeschichte der Werke Wagners. Im Vordergrund des Interesses steht natürlich Shakespeare; Wagners Verhältnis zu ihm wird nach allen Seiten aufgedeckt und an „Maß für Maß" als der Vorlage zum „Liebesverbot" veranschaulicht. „Rienzi" ist eine Umformung des Romans von Bulwer. Zu den mancherlei andern Einflüssen von England her gehört besonders auch die Verwendung des sog. zweiten Gesichts, wie sie Walter Scott hat: im „Holländer", im „Lohengrin", im „Tristan" wird dem Visionären unmittelbar seine Erfüllung. Endlich zieht der Verfasser auch interessante Parallelen zwischen Wagner und Carlyle.

Dr. K. Grunsky.

Weltgeschichte. Begründet von Hans Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. II. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von Helmolts berühmter Weltgeschichte liegt nunmehr der erste Band in neuer Bearbeitung vor. Die Eigenart des Werkes besteht darin, daß nicht die Geschichte der Menschheit nach zeitlichen Abschnitten gegliedert dargestellt ist, sondern für räumlich abgeteilte Gebiete von den ältesten Zeiten bis zur Jetztzeit. Diese Eigenart muß als eine glückliche bezeichnet werden; sie ermöglicht es, die Geschichte der einzelnen Völker im Zusammenhange darzustellen, ohne bei Beendigung eines Zeitabschnittes wieder auf andre zurückzugreifen und so die Darstellung zu unterbrechen. Es gibt auch diese Art erst die Möglichkeit, das Werk als Sammelwerk erscheinen zu lassen. Letzteres muß für jede groß angelegte Weltgeschichte als eine Notwendigkeit erscheinen, da unsre Geschichtsdarstellung veralten und erstarren müßte, wenn sie auf das Kommen der wenigen großen Genies warten wollte, denen es gelingt, die Geschichte der ganzen Menschheit allein im Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. Der Kreis der Mitarbeiter des Werkes beschränkt sich nicht auf die Fach-

Digitized by Google

gelehrten der Geschichtsforschungen. Es sind mit glücklichem Griffe auch Gelehrte andrer Fächer herangezogen, z. B. ist im ersten Band die Geschichte Chinas und Japans von dem bekannten deutschen Diplomaten v. Brandt bearbeitet, dessen Kenntnis des behandelnden Stoffes nicht zum wenigsten auf jahrelangen Aufenthalt in den betreffenden Ländern beruht. Der vorliegende erste Band behandelt die Vorgeschichte der Menschheit, sowie die Geschichte der Völker Ostasiens und schließt eine Darstellung der geschichtlichen Bedeutung des Indischen Ozeans an. Der Stoff ist überall trotz der Verschiedenheit der Verfasser mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit behandelt. Es wurde offenbar besonders Wert auf eine Darstellung gelegt, die streng auf wissenschaftlicher Forschung beruht. Vielleicht litt dabei die leichte Lesbarkeit ein wenig Schaden, wie sie französische Geschichtschreiber so hervorragend zu treffen wissen. Dafür ist die Brauchbarkeit des Buches besonders als Nachschlagewerk eine um so größere, insbesondere als ein richtiges Inhalts- und Bücherverzeichnis vorhanden ist. Die vielfachen Karten und Abbildungen erhöhen den Wert des Wortes des Buches, da sie überall mit dem Texte im Zusammenhang stehen und der Versuchung, ein Bilderbuch zu schaffen, streng widerstanden ist.

Das Werk wird, wenn die andern Bände dem ersten entsprechen, in der Bücherei der gebildeten Deutschen einen hervorragenden Platz einnehmen. A. L.

Die Liebeszaubereien der Gräfin Rochlitz, Mätresse Kurfürst Johann Georgs IV. von Sachsen. Nach der Handschrift des Johann Friedrich Klotzsch zum erstenmal herausgegeben von Johannes Jühling. (Band 3 von Rara, Eine Bibliothek des Absonderlichen). Stuttgart, Robert Lutz. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Die Geschichte der ebenso schönen wie früh verderbten Sibylle v. Neitzschitz, die, von ihrer Mutter an den jungen Kurprinzen verkuppelt, diesen so fest an sich zu fesseln wußte, daß er auch nach seiner Thronbesteigung und nach seiner Vermählung nicht von ihr ließ und der mit neunzehn Jahren an den Blattern Verstorbenen nach wenigen Wochen in den Tod nachfolgte — diese Geschichte voll wüsten, kindischen Aberglaubens und tiefer Korruption erscheint wie ein Nachklang der trostlosen Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg und zugleich wie ein Vorspiel der Zustände, die unter der Regierung Friedrich Augusts I. (Augusts des Starken) am Dresdener Hof herrschten. Der hauptsächlich von der alten Frau v. Neitzschitz inszenierte Zauberspuk gibt diesem traurigen Kulturbild, das, an sich so unerquicklich wie möglich, als sittengeschichtliches Dokument seine Bedeutung hat, erst das charakteristische Kolorit, das besonders in den „Beweisurkunden" — Exzerpten aus Menantes, Pöllnitz, Büsching und Akten- und Urteilsauszügen aus den verschiedenen gegen die Mutter der Gräfin Rochlitz und ihre Helfershelfer geführten Prozessen — stark hervortritt. K.

Die plötzliche Insel. Novellen von Ludwig Hirschfeld. Leipzig, Xenien-Verlag. 149 Seiten. M. 2.50 (3.50).

Der Verfasser besitzt eine glückliche Erfindungsgabe, die das Leben zu packen weiß, wo es interessant ist; doch hätte aus den Erfindungen wohl dichterisch Wertvolleres gemacht werden können. Die Darstellung ist flott und geschmeidig, oft allerdings weniger Erzählungskunst als Feuilletonstil. Der geistige Gehalt ist mäßig groß und hält sich zum Teil nur auf der Höhe anzüglicher Anekdoten. Br.

Kommentar zur Genesis. Von Otto Prolsch (Prof. D.) Leipzig, Deichert. (XII, 530, gr. °.) M. 10.50.

Das Erscheinen eines neuen Gesamtkommentars zum Alten Testament ist stets ein bedeutendes literarisches Ereignis, und insbesondere der Band, welcher eine neue Uebersetzung und Erklärung der Genesis bringt, muß den weiten Kreis der Historiker und Sprachforscher überhaupt interessieren. Denn mögen die Ausgrabungen im Orient noch so viele Funde zutage gefördert haben, die wirklichen Quellen für die Erkenntnis der alten Geschichte bleiben doch die Literaturwerke. Daß unter ihnen aber die hebräischen Schriften eine bedeutende Stellung einnehmen, wird neuerdings immer lauter anerkannt, wie z. B. von Ed. Meyer-Berlin in seiner Geschichte des Altertums. Die daraus fließende allgemeine Wichtigkeit eines neuen Genesiskommentars muß nun noch erhöht werden, wenn er nach den gediegensten Grundsätzen der modernen Wissenschaft ausgearbeitet ist. Gründlichste Textkritik, genaue Unterscheidung der Urquellen, eine seltene geographische und archäologische Gelehrsamkeit, feinsinniges Nachempfinden der alten Ideengänge zeichnen den neuen Kommentar aber unstreitig aus. Wer zu ihm greift, der öffnet sich eine reiche Fundgrube solidesten Wissens. Ed. König.

Die Fahrt der Jomsburg. Von G. J. Soerensen. Uebersetzt von Ida Anders. Berlin, Erich Reiß. 253 S. M. 3.— (4.—).

Diese Geschichte von einem Kohlendampfer, der zwischen London und Petersburg verkehrt, ist von so ruhiger Selbstverständlichkeit in der Darstellung und zugleich so geheimnisvoll und erregt in den dargestellten Dingen und Empfindungen, daß man wohl von einem bedeutenden Werk sprechen kann. Einfache Menschen und große Gedanken, in dieser

Digitized by Google

Mischung liegt der Reiz des Buches; freilich entsteht dadurch auch ein gewisses Mißverhältnis, und die hier aufgerollten gewaltigen sozialen Fragen hängen sich mit allzu schwerer Wucht an die schlichte Handlung. Br.

Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Von J. J. Ruedorffer. 2. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aus dem Neben- und Gegeneinanderwirken zweier Grundtendenzen sieht der Verfasser die Weltpolitik der Gegenwart sich entwickeln und bestimmen: aus der nationalen und der kosmopolitischen. Er weist die allgemeinen Kräfte und Stimmungen auf, die in diesen beiden Grundtendenzen zum Ausdruck kommen, und führt dann zunächst die nationale Tendenz in ihren Abwandlungen und Schattierungen bei den einzelnen für die Weltpolitik direkt oder indirekt in Betracht kommenden Nationen vor: ein Rundblick, der den Leser vortrefflich orientiert und ihm ein klares Bild von den internationalen Zusammenhängen gibt. Als die kosmopolitischen Tendenzen behandelt dann der Verfasser Religion, Kulturideal, Kapital, internationales Recht, Klasseninteressen in ihrer Einwirkung auf das Zusammenleben und -arbeiten der Völker. Der zweite Teil des Ruedorfferschen Buches zeigt die Grundzüge der Konstellation in der Weltpolitik, die teils einigender, teils trennender Art sind, die Interessenverflechtung, parallele Expansion, Kriegsrüstungen, Schutz- und Trutzbündnisse, und die Methoden, deren sich die Staaten zur Erreichung ihrer weltpolitischen Ziele bedienen und zu denen besonders die finanziellen Mittel, dann die öffentliche Meinung usw. gehören. — Deutlich empfinden wir überall, daß hier ein Kundiger spricht, der die nächsten Absichten und die ferneren Ziele der deutschen Politik wie auch die Verhältnisse der andern Staaten aus genauer Anschauung kennt. Es erhöht nur den wissenschaftlichen Wert des Werkes, daß ihm so auch eine im besten Wortsinn aktuelle Bedeutung zugeschrieben werden darf.

r.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Altmann, Dr. Adolf, Robert Hamerlings Weltanschauung — Ein Optimismus. Salzburg, Mayrische Buchhandlung. M. 2.50.

Antiquariats-Katalog 30. Berlin, Speyer & Peters.

Berger, Dr. Arnold E., Wilhelm II. und das Reich. Festrede zum Regierungsjubiläum. Darmstadt, A. Bergsträßers Hofbuchhandlung. 60 Pf.

Bernsmann, August Walter, Des Lebens buntes Spiel. Roman. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Beyerlein, Franz Adam, Das Jahr des Erwachens. Zwei Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Bode, W., Goethes Liebesleben. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. In Pappband M. 5.—.

Cosack, Konrad, Burg Haym. Drei Erzählungen. Bonn, Albert Ahn Verlag. Brosch. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Das Heptameron. Die Erzählungen der Königin von Navarra. Uebersetzt von Theodor Albert Ritter v. Riba. Berlin, Wilhelm Borngräber. Verlag Neues Leben. M. 6.—.

Der Greif. Cotta'sche Monatsschrift. Heft 1 und 2. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. à M. 1.—.

Dessin, Hans u. Fritz Chlodwig Lange, Frühling. Halbmonatschrift für neudeutsche Dichtung und Kultur. Nr. 1. 1. Jahrgang. Gießen, Verlag des „Frühling". 50 Pf.

Deutscher Wehrkalender 1914. Oldenburg, Gerhard Stalling. Geb. M. 1.—.

Die gute alte Zeit. Zeichnungen. Von Karl Spitzweg. Mit einer Einleitung von Hermann Uhde-Bernays. München, Holbein-Verlag. Gebunden M. 6.—.

Engel, Georg, Auf hoher See. 5. Band der „Leuchtenden Stunden". Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Kart. M. 1.75, geb. M. 2.80.

Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der Schule am 28. Mai 1913. Düsseldorf, A. Bagel.

Freiin von Hammerstein, Else, Eine Norwegerin auf deutschem Boden. Erinnerungen der Freifrau Hildur Marschalck. 1812—1866. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 4.80, geb. M. 5.80.

Goetz, Pfarrer Lic. theol., Das apostolische Glaubensbekenntnis. 17. Heft der Religionsgeschichtlichen Volksbücher. Tübingen, J. C. B. Mohr. Einfache Nummer 50 Pf., Doppelnummer M. 1.—.

Gutzkow, Karl, Die Ritter vom Geiste. Roman in 9 Büchern in 3 Teilen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Haeckel, Ernst, Die Natur als Künstlerin. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. M. 1.75.

Hammerstein, Hans v., Roland und Rotraut. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Broschiert M. 3.—, Halbpergament M. 4.—.

Digitized by Google

Handels-Akademie. Kaufmännische Halbmonatschrift. Heft 7. 20. Jahrgang. Leipzig, Friedrich Meyer.

Hippel, H. von, Der unbekannte Gott. Roman. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Horn, Dr. von, Die Ostmarkenfrage und ihre Lösung. Berlin, Julius Springer. M. 2.—.

Junghans-Curtis, E. u. F., Sagen und Märchen von der Frau Holle. München, Holbein-Verlag. M. 1.50.

Koser, Reinhold, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik. 1. Band: Geschichte der brandenburgischen Politik bis zum Westfälischen Frieden von 1648. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.50.

Ludowici, August, Das genetische Prinzip. Versuch einer Lebenslehre. München, F. Bruckmann A.-G. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Mörike, Eduard, Das Stuttgarter Hutzelmännlein, mit 37 farbigen Zeichnungen von Karl Stirner. München, Holbein-Verlag. Gebunden M. 6.—.

Müffelmann, L., Die moderne Mittelstandsbewegung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Müller, Wilhelm, Les Chants des Grecs et le philhellénisme. Paris, Felix Alcan. Fr. 5.—.

Nippold, Prof. Dr. Otfried, Der deutsche Chauvinismus. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 1.—.

Rhyn, René van, Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben. 2 Bände. München, Georg Müller.

Ritter, Dr. Carl, Das Herrenrecht. Schauspiel in drei Aufzügen. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Salzmann, Theodor, Die Lieder des Zupfgeigenhansl. Deutsche Volksweisen für Klavier. Leipzig, Friedrich Hofmeister. M. 2.50.

Sarason, Dr. D., Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. in Leinw. M. 15.—, geb. in Halbfr. M. 18.—.

Stuttgarter militärische Blätter. Heft 11. 3. Jahrgang. Stuttgart, Geschäftsstelle der Stuttgarter militärischen Blätter, Uhlandstr. 4.

The American Review of Reviews. September- und Oktober-Heft 1913. New York, The Review of Reviews Co. à 25 Cts.

Thorbecke, Marie Pauline, Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerunreise. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Behse, Eduard, Hofgeschichten. Bd. I: Preußische Hofgeschichten. München, Georg Müller.

Weichers Kunstbücher. Neue Folge. Die Meister des XIX. Jahrhunderts: 1. Watts, 2. Meissonier, 3. Riosetti. Berlin, Bernhard Thalacker. à 80 Pf.

Jenker, Ernst Viktor, Der Parlamentarismus. Sein Wesen und seine Entwicklung. Wien, A. Hartleben. M. 5.—.

Ziegler, Th., Ueber Universitäten und Universitätsstudium. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

An die Eröffnung der von der Stadt Stuttgart veranstalteten Ausstellung für Gesundheitspflege, die auf Mitte Mai 1914 festgesetzt ist, schließt sich eine große Anzahl von Versammlungen und Kongressen in Stuttgart an. Vom 14. bis 16. Mai tagt die Generalversammlung der Deutschen Tierschutzvereine, am 17. Mai findet die Generalversammlung der Deutschen Frauenvereine vom Roten Kreuz statt, vom 21. bis 24. Mai die erste Bundestagung des Jungdeutschlandbundes, unter Vorsitz des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz, vom 25. bis 28. Mai die Hauptversammlung der Schiffsbautechnischen Gesellschaft, ebenfalls vom 25. bis 28. das Nationale Deutsche Fechtturnier, Ende Mai die Tagung Südwestdeutscher Kinderärzte, am 31. Mai die Generalversammlung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein. Vom 2. bis 5. Juni tagt die Versammlung des Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, anschließend daran die des Vereins Deutscher Schulärzte, vom 6. bis 8. Juni wird ein großer Württembergischer Frauentag veranstaltet, und am 9. Juni tagt der Verein der Berufspflegerinnen Deutschlands. Außerdem sind für den Sommer noch eine große Anzahl von Besuchen und Kongressen vorgesehen, es sei hier nur die Tagung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege im September erwähnt.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Politisierende Heere

Von

General der Infanterie v. Beseler

Die befremdliche Erscheinung, daß britische Offiziere in einem für die innere Ordnung des Vereinigten Königreiches kritischen Augenblick aus ihrer Abneigung gegen den, ihren politischen Ueberzeugungen nicht entsprechenden Gebrauch ihrer Truppe zur Bekämpfung eines inneren Feindes kein Hehl machten, ist ein höchst beachtenswertes Symptom dafür, daß im englischen Heere die politische Ansicht unter Umständen die Ausführung eines militärischen Befehls in Frage stellen kann. Hat doch die britische Heeresleitung sich in einem besonderen Armeebefehl[1]) gegen solche Möglichkeiten wahren zu müssen geglaubt.

Der deutsche Offizier kann das nicht verstehen. Es gibt für ihn keine andre Richtschnur des Handelns, als das „treu, hold und gehorsam dem Kriegsherrn", wie sein Fahneneid es fordert. Der englische Treueid (oath of allegiance), der außer dem ganz allgemein gehaltenen Treuschwur[2]) keinerlei besondere, auf den Soldatenstand bezügliche Verpflichtungen enthält, endet mit dem bezeichnenden Zusatz: „According to law." Darin liegt eine recht wesentliche Einschränkung des unbedingten Gehorsams. Wenn auch die Pflicht der Treue die des Gehorsams in sich schließt, bleibt es doch dem Gehorchenden überlassen, zu prüfen, ob der erhaltene Befehl gesetzmäßig ist. Es sind also Fälle denkbar, in denen sich der Gehorchende — in unserm Falle der Offizier — die Frage vorlegen könnte: Steht dieser oder jener Befehl meines Vorgesetzten oder gar meines Königs nicht im Widerspruch zum Gesetz?

„Seien wir froh," sagte Moltke in der Reichstagssitzung vom 19. März 1869, „daß wir in Deutschland eine Armee haben, die nur gehorcht. Blicken wir auf andre Länder, wo die Armee nicht die Schutzwehr gegen die Revolution ist, sondern wo diese aus der Armee hervorgeht. Ich empfehle Ihnen dringend, niemals die Hand dazu zu bieten, daß es bei uns anders werde." Nur ein

[1]) März 1914.

[2]) I ... do swear, that I will be faithful and bear true allegiance to His Majesty King George, His heirs and successors, according to law.

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Heer, das seinem Kriegsherrn — in republikanisch oder parlamentarisch regierten Ländern dem Träger der Staatsgewalt — unbedingt gehorcht, ist ein zuverlässiges Werkzeug zur Durchführung ihrer Politik.

Das Heer ist letzten Endes für den Krieg da; der Krieg aber ist „eine bloße Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln", wie Clausewitz gesagt hat, und das Kriegswerkzeug, das Heer, ist das letzte und äußerste dieser Mittel. Wenn es versagt, ist der Staat auch mit seiner Politik zu Ende. Darum muß es unbedingt zuverlässig sein und darf kein „Warum?" kennen. Hieraus ergibt sich seine Stellung zur Politik.

Wer nicht nach den Gründen fragen darf, hat auch keinen Anspruch auf Mitarbeit. Jede politische Betätigung des Heeres ist daher unzulässig. Die Verantwortung für seinen richtigen oder falschen Gebrauch trägt allein die Staatsleitung. Die Verantwortlichkeit des Feldherrn beginnt erst in dem Augenblick, wo das Heer eingreift, und beschränkt sich auf die zweckmäßige und erfolgreiche Durchführung seiner Aufgaben. Dabei bleibt er in gewissem Sinne abhängig von der politischen Leitung; es ist daher das beste, wenn Feldherr und leitender Staatsmann sich in ein und derselben Person vereinigen: dies aber ist nur in einem monarchischen Staate denkbar, wofern nicht in einer Republik beide Gewalten einem Diktator übertragen werden.

Der Begriff „Politik" ist nicht einfach. Politik ist mehr als Staatskunst oder Lehre vom Staate. Sie umfaßt die gesamte, auf das öffentliche Leben gerichtete Tätigkeit eines Volkes, sie bestimmt seine Stellung in der Staaten- und Völkergesellschaft und regelt zugleich seine inneren staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände. Beide Aufgaben stehen in engster Beziehung zueinander. Das innere Gedeihen hängt zum guten Teil von der Weltgeltung, diese wiederum von der Leistungsfähigkeit und inneren Stärke eines Volkes ab. Man unterscheidet danach eine äußere und eine innere Politik. Die äußere Politik hat die Aufgabe, dem eignen Volke die seiner geschichtlichen, geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Weltstellung zu schaffen oder zu erhalten; die innere: seine Entwicklung unter Berücksichtigung seiner Eigenart, seiner staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten sowie der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritte der ganzen Menschheit in gerechter Abwägung aller verschiedenen Interessen und Bestrebungen zu fördern.

In beiden Zweigen der Politik, wie man ihre beiden großen Arbeitsgebiete wohl nennen kann, spielt das Heer seine besondere Rolle. In ihm verkörpert sich die Macht des Staates; es tritt also in die politische Arbeit ein, sobald der Staat sich seiner bedienen muß, um seinen Willen gegen feindliche Mächte durchzusetzen. Dies kann im negativen Sinne, nämlich zur Abwehr feindlicher Angriffe, oder im positiven zur Durchführung bestimmter politischer Ziele geschehen. Aus jeder dieser Absichten kann der Krieg entstehen, und zu seiner Führung bedarf der Staat des Heeres. Gerade das Heer kann nun aber unter Umständen dazu helfen, den Krieg zu vermeiden und die politischen Ziele ohne Kampf zu erreichen: nämlich dann, wenn seine Stärke den Gegner vom Angriff

Digitized by Google

zurückhält oder ihn zur Nachgiebigkeit, aus Besorgnis, im Kampf zu unterliegen zwingt. In diesem Sinne mag die so oft beliebte Bezeichnung des Heeres als einer „Friedensversicherung“ ihre Berechtigung haben.

Die Bedeutung des Heeres für die äußere Politik ist hiermit wohl genügend verdeutlicht. Ganz anders ist sein Verhältnis zur inneren. Da diese berufen ist, die innere Entwicklung eines Staates zu fördern, wäre es widersinnig, das Heer unmittelbar als eines ihrer Mittel bezeichnen zu wollen. Die innere Entwicklung soll ohne Gewaltakte im friedlichen Ausgleich aller lebendigen Kräfte des Volkes vor sich gehen. Seine Teile sollen einander nicht feindlich gegenüberstehen, sondern sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigen. Ueberall, wo das Heer eingesetzt wird, um bestimmte Absichten der inneren Politik mit Gewalt durchzuführen, muß daher ein Verstoß gegen ihr eigentliches Wesen vorliegen, etwa durch Auflehnung eines Volksteiles oder des Volkes gegen die Staatsgewalt oder durch seine Spaltung in einander bekämpfende Parteien.

Das Heer ist also nur ein mittelbares Werkzeug der inneren Politik: es tritt nur da ein, wo sich im staatlichen Leben Schwierigkeiten ergeben, deren die für die innere Ordnung bestellten und verantwortlichen Organe nicht aus eigner Kraft Herr zu werden vermögen. In diesem Sinne ist es allerdings auch in der inneren Politik das äußerste Mittel der Staatsgewalt, das unter allen denkbaren Umständen zuverlässig sein muß. Der für den Krieg nötige unbedingte Gehorsam bleibt daher auch für jede Tätigkeit des Heeres zu innerpolitischen Zwecken entscheidend, und jede politische Parteinahme widerspricht dem Wesen seiner staatlichen Aufgabe.

Nun ist aber das Heer nicht allein ein Werkzeug der Politik, sondern es bedeutet mehr für Staat und Nation. Die heutige Auffassung von staatlicher Pflicht beruft jedermann in seine Reihen und sieht im Heeresdienst die höchste Pflicht, zugleich aber das höchste Recht des Staatsbürgers. Das Heer steht daher nicht außerhalb der Nation, sondern ist einer ihrer wichtigsten, durch zahllose Beziehungen mit dem gesamten Volksleben verknüpften Teile. Da es die Macht des Staates verkörpert, haben seine Angehörigen ein Anrecht auf das Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zur Staatsgewalt, das sie zur Staatsgesinnung und durch sie zur Vaterlandsliebe erzieht.

Dieser unermeßlichen ethischen Bedeutung des Heeresdienstes — zumal in den Ländern der allgemeinen Wehrpflicht — entspricht eine nicht weniger hoch anzuschlagende erzieherische. Mit Recht wird das Heer die zweite große Volksschule genannt, die leider nur die körperlich Tauglichen durchlaufen können. Ein sehr großer Teil der Nation bleibt ihr fern. Mehr noch wie jede Schule muß die des Heeres unbeeinflußt bleiben vom Parteigeist. Ihr geistiger Gehalt ist lediglich der Dienst für den höchsten Staatszweck, auf den alle ihre Aufgaben hinweisen. Für ihn werden die geistigen und körperlichen Kräfte seiner Angehörigen aufs höchste angespannt, die sie entwickelt und gesteigert in das bürgerliche Leben zurückbringen.

In dem Verhältnis des Heeres zur Politik und zum Volksleben scheint ein

Digitized by Google

innerer Widerspruch zu liegen. Seine politischen Aufgaben stellen es außerhalb aller Parteien, seine ethischen und erzieherischen mitten in das Volksleben hinein. Seine Lehrer und Führer müssen sich von all und jeder politischen Betätigung fernhalten, sollen aber alle Klassen und Schichten des Volkes kennen, verstehen und zu gemeinschaftlicher Arbeit erziehen, deren letztes Ziel seine denkbar höchste politische Leistung ist. Aber gerade weil sie nur dies eine Ziel im Auge haben, dürfen sie sich weder von den Meinungen und Bestrebungen der inneren, noch von dem Gange der äußeren Politik beeinflussen oder irremachen lassen.

Für den Angehörigen des Heeres ergibt sich hieraus die strengste Zurückhaltung auf dem ganzen Gebiet der Politik. So wenig er die verworrenen Pfade der *inneren* betreten darf, steht es ihm zu, die Ziele oder Bahnen der *äußeren* beeinflussen zu wollen. Sobald ein Heer politisiert, ergreift es Partei oder, was noch viel schlimmer ist, es spaltet sich in Parteien. Was daraus wird, zeigte der Zerfall des türkischen Heeres im letzten Balkankriege, und Anzeichen für die Möglichkeit ähnlicher Erscheinungen haben sich in letzter Zeit nicht nur in England, sondern — gelegentlich des bekannten Zwistes der Generale — auch in Frankreich bemerkbar gemacht. In Deutschland zeigten sich 1848 an einzelnen Stellen schwache Ansätze dazu, die zum Glück schnell wieder verschwanden und nie wieder, selbst nicht in ernsten politischen Krisen,[1]) hervorgetreten sind. Alle Versuche, das Heer in das Parteitreiben hineinzuziehen, sind bei uns bis jetzt vergeblich gewesen; sie würden rettungslos zu seiner inneren Zersetzung führen, und ihre rücksichtslose Bekämpfung ist für den Staat eine Pflicht der Selbsterhaltung.

Ebensowenig darf sich das Heer in die äußere Politik einmischen. Nichts ist natürlicher, als daß ein starkes, ruhmreiches und selbstbewußtes Heer sich Krieg und Kampf wünscht, um die in ihm beschlossenen unermeßlichen geistigen und physischen Kräfte einmal zur vollen Entfaltung und Wirkung zu bringen, und nicht nur von dem alten Ruhm der Väter zu zehren, sondern sich selbst neuen zu erwerben und die letzte große Probe seiner Leistungsfähigkeit abzulegen. Aber dieser sehr verständliche und berechtigte Wunsch und Drang zum Kriege muß sich bescheiden und dem politischen Urteil der Staatsleitung unterordnen. Nur *sie* kann darüber entscheiden, ob ein Krieg notwendig oder unvermeidlich ist. Mit Kriegstreibereien überschreitet ein Heer seine Befugnisse und wandelt den sein eigentliches Wesen ausmachenden Geist höchster und hingebendster Vaterlandsliebe in sein Zerrbild, den Chauvinismus, um. Das Heer schweigt, gehorcht — und siegt; — das ist das Ideal, und so hat *unser* Heer gehandelt, als es in den politischen Wehen der Wiedergeburt unsers Reiches mehr als je der Versuchung zur Parteinahme oder zur Kriegshetze ausgesetzt war.

Verlangt nun aber diese politische *Passivität*, wie man das Verhältnis des Heeres zur Politik wohl genannt hat, die Enthaltung seiner Angehörigen von jeder Beschäftigung mit politischen Fragen? Mit nichten! Es wäre grund-

---

[1]) Zum Beispiel in der Zeit des Verfassungskonflikts in Preußen, in der sich die ruhmreichen Feldzüge von 1864 und 1866 abspielten.

Digitized by Google

falsch, ihnen den Einblick in das Wesen des Staates und in seine Beziehungen zur Staatenwelt verschließen, oder die Erkenntnis der lebendigen, das Volkstum bewegenden Kräfte versagen zu wollen. Das Heer soll nicht als totes Werkzeug, sondern bewußt an seine großen Aufgaben herantreten. Es wird sie um so besser lösen, von je mehr Verständnis für das innere Leben und die politischen Ziele der Nation es durchdrungen ist, der seine Arbeit dienen soll. Politische Einsicht wird ihm ebensogut bei seinem Erziehungswerk, wie da, wo seine Mitwirkung bei der inneren Politik notwendig wird, und nicht zum wenigsten bei friedlichem Verkehr oder kriegerischen Konflikten mit fremden Staaten zugute kommen. Der Geist des Heeres, wenn auch hierbei meist nur in einzelnen überragenden Persönlichkeiten hervortretend, kann dann ein gewaltiger Hebel zur Durchführung einer kraftvollen Politik werden: „In beiden Fällen (1866 und 1870) waren mir seine (Moltkes) Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der für notwendig erkannten Politik ein starker Beistand," schreibt Bismarck;[1]) freilich wurden ihm diese Eigenschaften des großen Strategen zu andrer Zeit auch unbequem, namentlich bei der wiederholt aufgeworfenen Frage, „ob es sich empfehle, einen Krieg antizipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange", die Bismarck bekanntlich verneinte; aber er wollte doch den in Moltke verkörperten Geist des Heeres nicht missen, nur blieb er bei der Meinung, daß „die Aufgabe, das Ergebnis dieser Wirkung des kriegerischen Geistes in der Armee in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates"[2]) obliege — und man wird ihm darin recht geben müssen.

Jeder Versuch, das Heer, insbesondere das Offizierkorps, für irgendeine bestimmte politische Partei in Anspruch nehmen zu wollen, ist müßig. Abgesehen davon, daß es sich überhaupt jeder politischen Tätigkeit zu enthalten hat, liegt es in dem Wesen seines Berufes und in seiner Stellung zum öffentlichen Leben, daß seine Gesinnung nur eine Staatsgesinnung schlechthin sein kann, die ihren höchsten Ausdruck in der unbedingten Unterordnung unter das Oberhaupt des Staates findet, ein Verhältnis, das sich in einem wahrhaft monarchischen Staate zu dem Treubunde zwischen Kriegsherrn und Heer verdichtet. Solange der Offizier dem Heere angehört, verzichtet er darauf, eine persönliche politische Ansicht zur Geltung zu bringen, ohne das Recht zu verlieren, sich Ansicht und Urteil über politische Dinge zu bilden. Etwa entstehende Gewissenszweifel könnte er nur durch seinen Austritt aus dem Heere lösen, wozu es aber bei dem völlig unpolitischen Charakter seiner Tätigkeit nur sehr selten kommen wird.

Anders steht er zur Politik nach seinem Ausscheiden aus dem Dienst. Tätige Teilnahme daran sollte ihm dann eigentlich zur Pflicht werden, doch lehrt die Erfahrung, daß der Kreis derer, die sich dazu entschließen, nicht groß ist. Das

[1]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. II S. 92.
[2]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. II S. 92, 93.

Digitized by Google

ist bedauerlich, da sie nach ihrer ganzen Erziehung und Lebensauffassung dazu berufen sein würden, die Zahl derjenigen Politiker zu vermehren, deren Losung das Wort ist: „Das Vaterland über die Partei“; aber es erklärt sich aus der Gewohnheit, sich von der Politik fernzuhalten, der ein ansehnlicher Teil der ehemaligen Offiziere auch im späteren Leben treu bleibt. Inwieweit auch der inaktive Offizier bei der Teilnahme am politischen Leben, namentlich auch in der mit der Politik oft in engem Zusammenhange stehenden journalistischen und literarischen Tätigkeit sich gewisse Beschränkungen auferlegen muß, mag hier unerörtert bleiben.

Etwas anders steht es mit den Offizieren des Beurlaubtenstandes. Sie sollen, solange sie nicht zum Dienst einberufen sind, grundsätzlich nicht in der Teilnahme an der Politik und in der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte irgendwie beschränkt werden, aber sie sollten sich doch in den politischen Kämpfen bis zu einem gewissen Grade ihrer Zugehörigkeit zum Heere bewußt bleiben und es vermeiden, solange sie in diesem Verhältnis stehen, in einer anstoßerregenden Weise politisch hervorzutreten. Darunter braucht nicht nur ein agitatorisches, den vaterländischen oder loyalen Sinn verletzendes Auftreten verstanden zu werden, sondern schon die bloße Wahlhandlung kann unter Umständen einen Verstoß gegen jenen Grundsatz bedeuten. Die fragwürdige Lehre von dem kleineren Uebel mag bei den Wahlen einen Offizier des Beurlaubtenstandes oft genug vor einen schweren Entschluß stellen; doch sollte er sich dann gelegentlich lieber ganz der Wahl enthalten und in einem einzelnen Falle ein politisches Opfer bringen, das dem aktiven Heere dauernd auferlegt ist, statt sich in einen mit dem Geiste des Heeres, dem er doch angehört, völlig unvereinbaren Gegensatz zu stellen.

Jede kleinliche Gesinnungsschnüffelei muß aber unterbleiben. Der Geist in unserm Reserve- und Landwehroffizierkorps ist so vortrefflich, daß es im allgemeinen selbst Mittel und Wege finden wird, politische Taktlosigkeiten auszugleichen oder ihnen vorzubeugen. Der Offizier des Beurlaubtenstandes fühlt sich in Pflichten und Rechten eng mit dem aktiven Offizierkorps verbunden; er betrachtet sein vaterländisches Amt und seinen Rock keineswegs als „ein gesellschaftliches Dekorationsstück“ und „bunten Flitter“, sondern nimmt es mit seinen Pflichten bitter ernst! Die ausgezeichneten Dienste der Reserve- und Landwehroffiziere in unsern großen Kriegen sind im Heere unvergessen; und die von heute würden es ihnen gleichtun!

Das Heer halte sich fern von aller aktiven Politik. Unbeirrt durch Tagesmeinungen, unbekümmert um die Wege und Ziele der Staatslenker tue es seine Pflicht, bilde und stähle die Kraft unsers Volkes, auf daß der Tag der Entscheidung es bereit finde, wenn das Schicksal ihn uns dereinst anbrechen lassen sollte!

Digitized by Google

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapſt (Paris)

I

Regnier und ſeine erſte Unterredung mit dem Grafen Bismarck

Es war am 23. September, ungefähr 7 Uhr abends. Nach einem herrlichen Herbſttage verbreitete ſich die Dunkelheit raſch. Durch das Schweigen und die Ruhe, die um Moulins-les-Metz herrſchte, hörte man den durchdringenden Ton einer deutſchen Trompete, der eine franzöſiſche antwortete. Sogleich ritt der Führer der Franktireurs, Herr H. Arnous-Rivière, auf der Straße nach Ars vorwärts und hielt zweihundert Meter außerhalb der letzten Barrikade zwiſchen dem Friedhof und einem aus dem Waſſerüberfluß der Moſel gebildeten Berieſelungsweiher an.

Auf derſelben Straße erſchien, von der entgegengeſetzten Seite kommend und ebenfalls zu Pferd, im Zwielicht ein deutſcher Offizier, gefolgt von einem Trompeter und einem Fahnenträger. Er grüßte und übergab Herrn Arnous-Rivière ein Schreiben. Als er, nachdem er nochmals gegrüßt hatte, ſich umwandte, um wieder zurückzureiten, tauchte ein Individuum auf, das man noch nicht bemerkt hatte. Der Mann war zu Fuß, trug Zivilkleider von grauer Farbe ſowie einen runden ſteifen Hut von derſelben Farbe und hielt einen Regenſchirm in der Hand, an dem er ein weißes Taſchentuch befeſtigt hatte, das wie eine Fahne im Winde flatterte.

„Gehört dieſer Herr zu Ihnen?“ fragte Herr Arnous-Rivière den deutſchen Parlamentär.

„Der Herr iſt mir nachgegangen, aber ich kenne ihn nicht,“ antwortete der Offizier.

Der Unbekannte fragte ſeinerſeits Herrn Arnous-Rivière: „Kann ich hinein?“

„Wer ſind Sie?“

„Ich will den Marſchall Bazaine ſprechen. Ich bin mit einer Miſſion von der allerhöchſten Wichtigkeit an ihn beauftragt und darf ſie nur ihm ſelbſt ausrichten.“

Der Franktireuroffizier bemerkte, daß er nach dem Reglement den Beſucher zum General de Ciſſey, den Kommandanten des Sektors, in dem er ſich befinde, führen müſſe. An ihm ſei es, zu entſcheiden, ob es angebracht ſei, ihn zum Marſchall Bazaine zu ſchicken.

Nachdem dieſe Bedingung angenommen war, ließ Arnous-Rivière ſein Dogcart beſpannen und lud den Fremden ein, ſich an ſeine Seite zu ſetzen. Eine halbe Stunde ſpäter hielten beide in Longeville vor der Tür der Villa Hénocque, in der General de Ciſſey wohnte.

Herr Arnous-Rivière ſtieg allein vom Wagen und ging zu dem General

Digitized by Google

hinein, und einige Minuten später nahm Hauptmann Garcin seinen Platz auf dem Dogcart ein, ergriff die Zügel und fuhr mit dem Unbekannten, der während der ganzen Fahrt unaufhörlich redete, nach Ban St. Martin. Vergeblich forderte ihn Hauptmann Garcin auf, still zu sein; er hielt nicht inne; der Mund ging ihm wie ein Mühlwerk. Er sei in einer diplomatischen Mission zum Marschall Bazaine geschickt; er befinde sich im Einvernehmen mit Herrn v. Bismarck und komme, um die Armee in Metz zu befreien. Dieser von Herrn v. Bismarck und ihm ausgedachte Plan werde den Prinzen Friedrich Karl sicher im höchsten Grade aufbringen, der fürchte, daß man ihn hindern werde, Metz und die französische Armee in seine Hand zu bringen. Aber man werde sich darüber hinwegsetzen, und aus Aerger werde der Prinz möglicherweise ein Bombardement oder einen Sturm auf die Stadt und die Armee ausführen lassen. „Ich werde heute abend wieder in die deutschen Linien zurückkehren, wo ich sicher bin, empfangen zu werden," sagte er noch.

Der Wagen hielt gegen 1/2 9 Uhr am Gittertor der Villa Herbin. Marschall Bazaine rauchte, wie es nach dem Diner seine Gewohnheit war, eine Zigarre, während er zusah, wie seine Offiziere eifrig Billard spielten. Hauptmann Garcin betrat das Haus, übergab das von dem deutschen Offizier gebrachte Schriftstück und meldete die Anwesenheit des Unbekannten.

Der diensttuende Ordonnanzoffizier ging hinaus, um nachzusehen, wer es sei. Einen Augenblick später kam er zurück: „Es ist kein Parlamentär," sagte er, „es ist ein ‚Herr', dem man die Augen nicht verbunden hat. Er ist von keinem deutschen Offizier begleitet, sagt, er sei mit einer Mission betraut, und will nur den Herrn Marschall allein sprechen."

„Lassen Sie ihn in mein Kabinett eintreten," antwortete der Marschall.

Von dem Ordonnanzoffizier geführt, ging der Unbekannte durch den Billardsaal, und die anwesenden Offiziere konstatierten, daß sie ihn noch niemals gesehen hatten.

Der Marschall ging zu ihm hinein und blieb anderthalb Stunden mit ihm zusammen.

*

Der Unbekannte hieß Edmond Vital Victor Regnier und war im Jahre 1822 geboren, stand also damals im Alter von achtundvierzig Jahren. Er war von mittelgroßer Gestalt und ziemlich stark.

Seine Stirne war hoch, seine Züge regelmäßig; seine gewöhnlich klaren Augen bekamen für Augenblicke einen begeisterten Ausdruck; die langen, nach rückwärts gestrichenen Haare waren vollkommen weiß, ebenso sein Schnurr- und Backenbart. Er war anständig gekleidet und trug einen grauen Anzug und Handschuhe. Er sah etwas verwittert und nicht gerade vornehm aus, war aber keine unsympathische Erscheinung.

Er ist später als „bonapartistischer Agent" oder „preußischer Spion" hingestellt worden. Die einen haben ihn für verrückt erklärt, ihn als extravagant, als Wirrkopf oder als Abenteurer, dem es darum zu tun war, von sich reden

Digitized by Google

zu machen, bezeichnet. Die andern haben ihn geschmäht und behauptet, er sei „disqualifiziert", ein „frecher und eitler Intrigant" und sogar ein „verdächtiger Patron" gewesen. Schließlich hat man ihn gar noch zum Tode verurteilt.

Nach unsrer Ansicht war er ein Schwärmer, ein Projektmacher, ein Träumer, ein Erfinder, der sich einbildete, Rezepte zur Heilung aller Uebel oder die Lösung aller Probleme zu besitzen, ein Monomane, wie sie besonders in kritischen Zeiten erscheinen. Jedenfalls scheint uns Regnier ein ehrlicher, aufrichtiger, von guten Absichten beseelter Mensch und sicherlich vollkommen uninteressiert gewesen zu sein.

Sein abenteuerliches Unternehmen im Jahre 1870 hat ihn eine bedeutende Summe gekostet, und er hat nichts davon wieder herausbekommen, da er niemals die Idee gehabt hatte, irgendwelchen materiellen Vorteil oder eine Ehre dabei zu gewinnen.

Er hatte eine gute Ausbildung genossen, das Abiturientenexamen bestanden, die juristische Prüfung abgelegt und das Studium der Medizin begonnen, das er sogar drei Jahre lang fortgesetzt hatte. Er war im Jahre 1849, als die Cholera herrschte, dem Hospital St. Louis zugeteilt gewesen und hatte als Anerkennung seiner aufopfernden Tätigkeit während der Epidemie eine Medaille erhalten.

Er hatte immer in guten materiellen Verhältnissen gelebt und besaß im Jahre 1870 ein Vermögen, das eine Rente von 40000 Franken abwarf. Er übte keinen Beruf aus und reiste viel. Die Hälfte seines Besitzes befand sich in England. Aus seiner ersten Ehe hatte er drei Töchter. Ende des Jahres 1869 heiratete er als Witwer in zweiter Ehe die Tochter des Besitzers des Kristallpalastes zu Sydenham bei London. Schon vorher hatte er von Herrn Panckouke, dem Besitzer der Druckerei des „Moniteur", ein Landhaus in Beaulieu, in der Gemeinde Boissise-la-Bertrande bei Melun, erworben und lebte dort als Landedelmann. Er konnte auf seinem Besitz jagen und fischen, hatte gute Freunde und wünschte sich, wie er sagte, nur eines: „Daß es immer so bleiben möge."

Im gewöhnlichen Leben war er ein angenehmer, umgänglicher Mensch und hatte sich bei seinen Nachbarn beliebt gemacht. Er war sehr mäßig und meistens schweigsam. Kam er aber einmal ins Feuer, so sprach er mit großer Zungenfertigkeit, ja wurde dann bisweilen beredt und wußte für sich einzunehmen. Leider bediente er sich gewöhnlicher, manchmal sogar gemeiner Ausdrücke. Er war ein Prahler, ein Großtuer, bildete sich ein, zu großen Dingen bestimmt zu sein, redete phantastisches Zeug und sprach wie ein Held vom Ambigu. Er glaubte an seinen Stern und verfolgte eine fixe Idee. Dann wurde er ein ebenso überzeugter und aufrichtiger wie lästiger und kompromittierender Monomane, der mit allem Eifer doch nichts zustande brachte.

Ohne bestimmte politische Anschauungen zu haben, hatte er sich mit dem Sozialismus beschäftigt und an den Ereignissen des 15. Mai 1848 teilgenommen. Am Ende des Kaiserreiches wollte er die Gesellschaft auf einer neuen Grundlage reformieren, einen „Apex", wie er sagte, daraus machen: alle Familien sollten sich zu einer ungeheuren Gemeinschaft vereinigen, wie sie bei den Bienen besteht.

Digitized by Google

„Die einzelnen Familien," sagte er, „sind nichts. Ihre Gesamtheit ist alles." Er bezeigte beständig seinen Abscheu vor dem Kriege und war überzeugter Pazifizist.

Im Jahre 1870 las er die fortschrittlichsten Blätter und hielt manchmal den Seinigen lange Vorträge über die Ereignisse. Im Frühjahr jenes Jahres war die eine seiner Töchter von einem großen Hund vom Velociped geworfen worden und hatte den einen Arm gebrochen. Der Unfall hatte sich vor dem Hause des Hausarztes, Doktor Barringer, ereignet. Dieser hatte die Verwundete bei sich aufgenommen und gepflegt. Während der Besuche, die die zweite Frau Regnier bei dem Doktor machte, um das kranke Kind zu sehen, vertraute sie ihm an, daß sie manchmal über die Aufregung besorgt sei, die ihr Mann an den Tag lege. Er bringe einen Teil seiner Nächte mit hochtrabenden Reden oder mit Schreiben zu. Er spreche davon, die Grundlagen der Regierungen und der Gesellschaften ändern zu wollen. Sie sei um so besorgter, als man ihr gesagt habe, daß der Vater ihres Mannes ebenfalls Zeiten gehabt habe, in denen er sehr exaltiert gewesen sei.

Indes kolportierte er seine Ideen nicht und sprach sie nur in seiner Häuslichkeit aus. Er trat nicht mit Kundgebungen in die Oeffentlichkeit hinaus, wohnte den in jener Zeit so zahlreichen und stürmischen öffentlichen Versammlungen nicht an, er verkehrte auch nicht mit politischen Persönlichkeiten und hielt sich von allen Parteigruppen fern. Er war der Erfinder seiner Theorien und ihr einziger Anhänger.

Als die Feindseligkeiten begonnen hatten, war es seine erste Sorge, die Existenz seiner Familie in England sicherzustellen. Am 29. August schickte er seine Frau, die guter Hoffnung war, und seine Kinder nach London und reiste ihnen am 7. September nach, nachdem er seine Wertpapiere und die Schmucksachen seiner Frau dem Doktor Barringer anvertraut hatte. Seit der Nachricht von Sedan hatte er mit ihm über die Pläne gesprochen, die er machte, um Frankreich zu retten.

„Mein Gedanke war der," so erklärte er, „auf einem neutralisierten Gebiet die Kaiserin-Regentin und die gesetzgebenden Körperschaften zu vereinigen, die dort über den Frieden unter dem Schutze der Metzer Armee verhandeln sollten, nachdem der König von Preußen deren Abzug bewilligt hätte. Es gibt kein andres Mittel, aus der Sackgasse herauszugelangen, in die Frankreich durch das Kaiserreich gekommen ist. An ihm ist es, uns aus der Verlegenheit zu ziehen, in die es uns gebracht hat, mag es dann weiter bestehen oder verschwinden ... Ist es nicht die Pflicht eines guten Bürgers, eine Verbindung herzustellen zwischen dem Feind, der den Frieden zu unterzeichnen wünscht, und den Vertretern der einzigen von beiden Regierungen, die dazu bereit ist, ihn zu unterzeichnen?"

Man hat Regnier als einen bonapartistischen Agenten hingestellt. Es ist nicht richtig, daß er das war. Er war ein Freund des Friedens, und weil er glaubte, daß nur die kaiserliche Regierung den Frieden unterzeichnen würde, so

Digitized by Google

wollte er es mit ihr halten; waren die Feindseligkeiten eingestellt, so lag ihm wenig daran, wenn das Land ein andres Regime annahm.

*

In London angekommen, las er eine Menge Zeitungen, und kaum hatte er von der Anwesenheit der Kaiserin Eugenie in Hastings erfahren, so schrieb er an Madame Lebreton, die Hofdame Ihrer Majestät, eine lange Epistel, die ebenso verworren im Stil wie unklar in den Gedanken war.

Er gab der Kaiserin den Rat, sich auf eines der Schiffe des französischen Geschwaders zu begeben. Der Fregattenkapitän Duperré, der Ihrer Majestät vollkommen ergeben sei, würde den „Taureau" zur Verfügung stellen, den er befehligte. An Bord würde sie sich auf französischem Gebiet befinden und könnte in rechtsgültiger Weise Proklamationen erlassen, in denen sie als Regentin figurieren würde.

Er war überzeugt, daß seine Mitteilung einen tiefen Eindruck auf die Kaiserin machen würde, und nahm an, daß Ihre Majestät sogleich, nachdem sie sie erhalten habe, voller Ungeduld sein würde, ihn zu sehen. Er hielt es für unmöglich, daß es anders sein könnte, und telegraphierte am 13. an Madame Lebreton, daß man auf sein Erscheinen noch vierundzwanzig Stunden warten müsse, weil es ihm unmöglich sei, sich vor dem 14. frei zu machen.

Wie er angekündigt hatte, erschien er an dem bezeichneten Tage in Hastings, begab sich in das Marinehotel, wo die Kaiserin wohnte, fragte nach Madame Lebreton und wurde zu ihr geführt. Er wiederholte ihr den Inhalt seines Briefes; aber Madame Lebreton wies ihn höflich ab, indem sie ihm erklärte, daß Ihre Majestät nichts tun wolle, was geeignet sein könnte, Uneinigkeit im Lande hervorzurufen und die nationale Verteidigung zu stören. Trotz aller dringenden Vorstellungen, die er aufbot, konnte er nichts andres erreichen und ging daher wieder fort.

Madame Lebreton belästigte die Kaiserin nicht mit den verworrenen Reden des Herrn Regnier, erzählte aber den Adjutanten des kaiserlichen Prinzen, dem Fregattenkapitän Duperré und den Majoren Lamey und Clary, sowie seinem Erzieher, Herrn Augustin Filon, von der Unterredung. Als Regnier am folgenden Tage wiederkam, übernahmen es diese Herren, die durch die Erzählung von Madame Lebreton neugierig gemacht waren, ihn zu empfangen.

Herr Regnier stellte sich selbst vor: „Ich bin Franzose, ich heiße Regnier, ich bin Bürger von Senneport. Ich besitze in England eine Konzession, die mir 22000 Franken einträgt ..." und er zog aus einem großen Portefeuille ein Bakkalaureatsdiplom und einen Nachweis über den Besitz einer Begräbnisstätte auf einem Friedhof hervor.

Er legte sodann die Vorschläge dar, die er schon in seinem Briefe an Madame Lebreton und in seinem Gespräch mit ihr vorgebracht hatte.

Frankreich sei besiegt, das müsse man anerkennen. Den Krieg fortzusetzen, sei ein Wahnsinn. Es hieße unnütz Millionen verlieren, ohne Grund eine

Digitized by Google

Menge junger Leute dem Tode überliefern. Es hieße die Ansprüche der Sieger erhöhen, die unerhört groß werden würden. „Man muß die zerbrochenen Töpfe bezahlen," erklärte er immer wieder, „wir müssen schwere Opfer bringen, eine Milliarde zahlen, vielleicht 500 Millionen, und einen Teil des Elsaß abtreten, dessen Grenze von Neubreisach bis zum Ursprung der Saar im Westen gehen und dem Lauf dieses Flusses bis an die Grenze bei Saarbrücken folgen würde."

Nach der Art, wie er sich ausdrückte, nahm der Major Lamey an, daß er mit den Dispositionen des Herrn v. Bismarck vertraut sei, und sagte zu ihm: „Sie sind also von den Preußen beauftragt, diese Vorschläge zu machen?"

Dagegen verwahrte sich Herr Regnier auf das entschiedenste: „Nein, ich bin nicht bevollmächtigt, Vorschläge zu machen. Ich habe keinen Auftrag, Verhandlungen einzuleiten, aber ich glaube zu wissen, daß das die Bedingungen sind, unter denen man unterhandeln könnte."

Woher hatte er diese Ideen? Ohne Zweifel aus einer der zahlreichen Zeitungen, die er gelesen hatte.

Er entwickelte dann seinen Plan weiter.

Die deutsche Regierung erkenne die Regierung der nationalen Verteidigung nicht an, sagte er. Uebrigens weigere sich diese zu unterhandeln. Die Kaiserin-Regentin allein könne den Frieden unterzeichnen. Sie müsse ihrem Land diesen Dienst erweisen.

Herr Filon warf die Bemerkung ein, wenn die Kaiserin die Abtretung eines Teiles des Gebietes unterzeichnete, würden alle Franzosen wütend über sie sein und sie werde nicht in ihr Land zurückkehren können, ohne befürchten zu müssen, daß sie ermordet würde.

„Das ist mir W . . . ," erwiderte Regnier, „was bedeutet denn das Leben der Kaiserin den großen Interessen gegenüber, die sie retten kann. Das Kaiserreich hat den Krieg angefangen, an ihm ist es, Frankreich aus der Patsche zu ziehen, in die es von ihm gebracht worden ist. Im Grunde seines Herzens will jedermann den Frieden, aber niemand wagt es ganz laut zu sagen. Möchte die Kaiserin diesen Mut haben und ihr Land vor dem vollständigen Untergang retten! Sie allein kann es."

Die Adjutanten waren unangenehm berührt von dem dreisten Auftreten und den ordinären Ausdrücken Regniers. Sie hielten ihn für einen Agenten der preußischen Regierung, zum mindesten für einen Aufschneider, den man sich möglichst bald vom Halse schaffen mußte.

Herr Augustin Filon war weniger streng. Er sah in Regnier einen ehrlichen Mann, der gewöhnlich aussah und brutal in seiner Sprechweise war, den aber eine wirkliche Vaterlandsliebe zu seiner Handlungsweise begeistert hatte.

Regnier bemerkte das und versuchte sich dieses Wohlwollen zunutze zu machen.

Achtundvierzig Stunden lang paßte er Herrn Filon auf, wartete ihn ab, wenn er die Treppe hinauf- oder hinunterging, begab sich dahin, wo Filon

Digitized by Google

gewöhnlich mit dem kaiserlichen Prinzen spazieren ging, und beteuerte beständig seine Ergebenheit gegen die kaiserliche Familie.

Während er Herrn Filon verfolgte, sandte Regnier in einem fort Briefe an die Kaiserin: „Ihre Majestät müßte schon mit Herrn v. Bismarck in Verbindung stehen und mildere Bedingungen von ihm erlangt haben, als er der Regierung der nationalen Verteidigung zu gewähren geneigt ist."

Am Tage nach seiner ersten Zusammenkunft mit den Adjutanten des Prinzen erschien er gegen 8 Uhr im Marinehotel und ließ sie bitten, ihn nochmals zu empfangen.

Der Fregattenkapitän Duperré und der Major Clary lehnten ab. Der Major Lamey und Herr Filon ließen sich noch einmal darauf ein, mit ihm zu sprechen.

Der Major Lamey vom Geniekorps war ein Gelehrter und zugleich ein vollkommener Weltmann. Er war von einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit und von einer unbezähmbaren Energie, ohne daß er je den Eindruck machte, als ob er sich eilte oder in Erregung geriete. Ebenso war er ein Mann von absoluter Treue und Redlichkeit; der Kaiser und General Frossard schätzten ihn sehr hoch. Regnier trug ihm wieder seine ewigen Erklärungen vor. Major Lamey und Herr Filon hörten sie schweigend an, und Regnier sah bald ein, daß er bei ihnen nichts erreichen würde. „Da ich in Hastings nur Hasenherzen finde," sagte er, „so werde ich mich nach Wilhelmshöhe begeben; ich bin sicher, daß ich in der Umgebung des Kaisers energischere Leute finden werde."

Dann zog er eine photographische Ansicht von Hastings aus seiner Tasche und fragte, ob der kaiserliche Prinz nicht ein paar Worte darauf schreiben könnte, die er dem Kaiser bringen würde.

Major Lamey antwortete ihm, daß er für seine Person es ablehne, den Prinzen um irgend etwas zu bitten, und da er der Ansicht war, daß er nur seine Zeit verlöre, wenn er Regnier noch weiter anhörte, so ging er hinaus.

Die literarische Welt kennt, schätzt und rühmt Herr Filon. Er ist der Verfasser von „Mérimée et ses amis", des „Neveu de Garrick" und zahlreicher in der „Revue des Deux Mondes" erschienener Artikel von sehr eleganter Form und einem immer hohen Gedankenflug.

Er hat unlängst in einem großen Werk, in dem auf jeder Seite ein tiefes Gefühl zum Durchbruch kommt, das Leben seines Schülers geschildert, dessen herzliche Liebe er zu gewinnen verstanden hatte. Der Mensch steht in ihm auf derselben Höhe wie der Schriftsteller. Niemand hat sich edler in der Treue gezeigt, die er auch im Unglück gehalten hat.

Als Herr Filon allein mit Herrn Regnier war, versicherte er ihm, daß alle seine Bemühungen, die Kaiserin für seine Ideen zu gewinnen, vergeblich sein würden, daß sie vollständig entschlossen sei, sich von den Staatsangelegenheiten fernzuhalten, und daß er besser tun würde, von weiteren Schritten abzustehen.

Regnier kam auf seine Idee zurück, den Kaiser in Wilhelmshöhe aufzusuchen, und bat Herrn Filon inständig, ihm die Möglichkeit dazu zu verschaffen.

Digitized by Google

„Der Kaiser wird mich niemals empfangen, wenn ich mich ohne Einführung bei ihm vorstelle," sagte er und bat Herrn Filon dringend, ihm einige Zeilen des Prinzen auf der Photographie von Hastings zu verschaffen, die er kurz vorher vorgezeigt hatte.

Regnier hatte trotz seiner ungebührlichen Ausdrucksweise ganz richtige Ideen: es wäre vielleicht Napoleon III. nützlich gewesen, sie zu kennen und zu wissen, wie ein uninteressierter Franzose die Lage beurteilte. So dachte Herr Filon und erklärte sich daher bereit, den kaiserlichen Prinzen zu bitten, ein paar Worte unter die Photographie von Hastings zu schreiben, die er aus den Händen Regniers entgegennahm. Sollte die Kaiserin damit einverstanden sein, so würde er ihm am folgenden Tage um 7 Uhr morgens diese Photographie zurückgeben.

Auf dieses Versprechen hin verabschiedete sich Regnier, und Herr Filon begab sich in das Zimmer des kaiserlichen Prinzen, der eben im Begriffe war, sich schlafen zu legen; es war ½10 Uhr. Auf die ersten Worte seines Erziehers antworterte der Prinz: „Warum sollte ich einem treuen Franzosen die Unterschrift verweigern? Ich bin bereit, sie zu geben." Dann schrieb er folgende Worte: „Mein lieber Vater, ich schicke Dir diese Ansichten von Hastings, ich hoffe, daß sie Dir gefallen werden. Louis Napoléon."

Herr Filon fügte diesem Autograph eine Photographie des Prinzen in Visitformat bei, die bereits eine Unterschrift trug, brachte alles in sein Zimmer und begab sich zur Kaiserin, um sie um die Erlaubnis zu bitten, die Photographien Herrn Regnier zurückzugeben.

Trotz allem, was ihr Herr Filon sagen mochte, wollte Ihre Majestät nichts davon wissen: „Ich finde es zum mindesten unnötig, einem Unbekannten etwas Schriftliches in die Hand zu geben," sagte sie wiederholt. Herr Filon ging in sein Zimmer zurück, ohne daß es ihm gelungen war, sie zur Erfüllung seiner Bitte zu bewegen. Die ganze Nacht dachte er darüber nach, was er tun sollte. Er fand die Kaiserin zu unnachgiebig und glaubte dem Lande und dem Kaiser einen Dienst zu erweisen, wenn er Herrn Regnier die Reise nach Wilhelmshöhe erleichterte.

Pünktlich um 9 Uhr morgens erschien Regnier, und Herr Filon übergab ihm die Photographien. Kaum hatte Regnier sie in der Hand, als er vor Freude trunken, ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen, rasch hinauslief, wie ein Verrückter die Treppe hinuntereilte, auf den Bahnhof lief und in den ersten Zug nach London einstieg.

Seine Flucht ging mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß Herr Filon ganz verblüfft darüber war und sich über seine Willfährigkeit Vorwürfe zu machen begann.

Als die Kaiserin von der Sache erfuhr, bedauerte sie, was geschehen war, und beauftragte den Major Lamey, folgendes Telegramm an den Kaiser zu senden: „Sei auf der Hut vor einem Herrn Regnier, der möglicherweise zu Dir kommt und sich unter Vorzeigung einer von dem Prinzen unterschriebenen Photographie auf mich beruft." Als sie sich überlegte, daß die preußischen Behörden

Digitized by Google

diese Depesche nicht passieren lassen würden, ließ sie dieselbe auch chiffriert schicken. Außerdem schrieb die Kaiserin einen Brief an den Kaiser, um ihm auseinanderzusetzen, was sich zugetragen hatte.

Das war sehr gut, denn sie erhielt am Nachmittag des folgenden Tages eine telegraphische Antwort des Kaisers, worin er ihr mitteilte, daß die chiffrierte Depesche unentzifferbar und die in gewöhnlicher Schrift unverständlich sei; einige Tage später bekam sie dann einen Brief, in dem der Kaiser ihr schrieb: „Das angekündigte Individuum ist nicht gekommen; wir haben es nicht abzuweisen brauchen."

Herr v. Bismarck schrieb einige Tage nachher an den Prinzen Friedrich Karl, daß ihm von diesen Telegrammen Kenntnis gegeben worden sei, und es ist wahrscheinlich, daß sie, nachdem er sie gelesen hatte, auf seinen Befehl verstümmelt worden sind.

Im Lauf jener Besprechungen hatte der Major Lamey zu Regnier gesagt, wenn er Vorschläge zu machen habe, könne er, wenn er wolle, sich an die Berater der Kaiserin wenden, unter denen er die Herren Rouher und Jérôme David nannte, die gegenwärtig in London seien. Bei dem letzten dieser Namen hatte Regnier ausgerufen: „Ah, David, mein lieber David, mein alter Schulkamerad!" und als er Hastings verließ, war er bei diesem angeblichen Schulkameraden gewesen, dem er sich als seinen alten Mitschüler von St. Louis vorgestellt hatte.

Herr Jérôme David hatte gar keine Erinnerung mehr an Regnier. Uebrigens konnte er, da er im ganzen nur drei Monate im Lyzeum gewesen war, nur sehr ephemere Beziehungen zu ihm gehabt haben.

Herr Regnier machte sich wenig Gedanken darüber, daß er nicht erkannt worden war. „Das Kaiserreich ist zu Ende," sagte er zu Herrn David, „die Regierung der nationalen Verteidigung wird überall und von allen anerkannt. Sie sollten in sie eintreten oder sich wenigstens in Beziehungen zu den Männern setzen, die sie bilden."

Herr J. David schnitt ihm das Wort ab: „Ich bin Bonapartist und meiner Vergangenheit und meinem Herrscher treu ..."

„Das lasse ich mir gefallen, das ist vortrefflich gesprochen ... Das war eine Probe, und ich wollte sehen, wie Sie sie bestehen würden ... Ich sehe jetzt, daß man auf Sie zählen kann ..."

Er setzte ihm sodann seine Pläne auseinander, kündigte seine Reise nach Wilhelmshöhe an und zeigte das Autograph des kaiserlichen Prinzen, das ihm zur Einführung dienen sollte.

Herr Jérôme David hielt ihn für einen Verrückten, und zwar für einen gemeingefährlichen: er fand es sehr unklug, daß man eine Unterschrift des kaiserlichen Prinzen einem solch extravaganten Individuum in die Hände gegeben hatte. Er begab sich zur Kaiserin, die sich in Chislehurst niedergelassen hatte, um ihr seine Befürchtungen auszusprechen.

Was Regnier betrifft, so sah er in dem ehemaligen Minister „einen theoretischen und philosophischen, wenig praktischen und zum Handeln unfähigen Mann."

Digitized by Google

„Ich muß gestehen, ich hatte einen Augenblick der Entmutigung," schrieb er, „diese ganze kalte Welt ließ mich erstarren, und ich hatte schon den Gedanken gefaßt, die Photographien nach Hastings zurückzuschicken, als ich am 17. September, abends 7 Uhr, im ‚Observer' las, daß Herr J. Favre von Herrn v. Bismarck für übermorgen, Montag, ein Rendezvous in Meaux zugesagt erhalten habe und daß er dort über einen Waffenstillstand verhandeln sollte.

„Der Augenblick erschien mir ausgesucht günstig. Ich kehrte nach Hause zurück, nahm Abschied von meiner Familie, und um 9 Uhr saß ich im Zug."

Er fuhr mit der Eisenbahn über Amiens hinaus, und es gelang ihm, in einem Wagen bis Nanteuil zu kommen. Dort geriet er mitten unter die Preußen, aber weit davon entfernt, sich zurückweisen zu lassen, drängte er sich vor, gestikulierte, schrie und brachte es wirklich dahin, daß er erreichte, was er wollte.

„... Merkwürdigerweise," sagte er weiter, „entwickelte ich in diesem Augenblick eine Ueberzeugungskraft, die mich vierzehn Tage lang nicht verlassen hat und vor der sich jeder ganz von selbst zu beugen schien."

Er hielt sich für einen zu großen Dingen ausersehenen und mit einer hohen Mission betrauten Menschen; er war überzeugt, daß er wie eine neue Jeanne d'Arc sein Vaterland retten werde. Nichts hielt ihn auf oder schreckte ihn zurück: er besaß eine unermüdliche Ausdauer und eine unerschütterliche Zuversicht. Herr v. Bismarck erwartete ihn, um mit ihm die Frage: Frieden oder Krieg ins reine zu bringen. Er war ein Verzückter, für den es keine Hindernisse gab.

Einen preußischen Kurier, der eben im Begriff war, sich ins königliche Hauptquartier zu begeben, überredete er, ihn in seinem Wagen mitzunehmen, und am Abend des 19. September befand er sich in Meaux. Dort erfuhr er, daß Herr v. Bismarck im Laufe des Tages abgereist sei, um sich nach Ferrières zu begeben, und den Bürgermeister beauftragt hatte, Herrn Jules Favre einen Brief zu übergeben, der ihn davon unterrichten und ihm eine Zusammenkunft im Schlosse der Familie Rothschild vorschlagen sollte.

Herr Regnier war hocherfreut: er war dem Vertreter der Regierung zuvorgekommen. Er ging zu einem Lohnkutscher, erhielt für teures Geld einen Wagen und fuhr am nächsten Tage, den 20. September, um 10 Uhr morgens in den Park von Ferrières ein.

An der Freitreppe ließ er halten, stieg mit seiner Reisetasche in der Hand aus dem Wagen, vertraute die Tasche einem diensttuenden Unteroffizier im Vestibül an und verlangte einen Sekretär des Grafen Bismarck zu sprechen. Er wurde in einen Salon geführt, wo sich Graf Hatzfeldt befand. Herr Regnier, der hatte sagen lassen, daß er von Hastings komme, wo er gewesen sei, um mit der Kaiserin zu sprechen, bat, zu Herrn v. Bismarck geführt zu werden. Graf Hatzfeldt erhob Einwendungen: der Kanzler sei beim König und würde sich bald zu der auf 11 Uhr festgesetzten Zusammenkunft mit Herrn Jules Favre begeben müssen. Dennoch ging er hinein, um ihm von der Ankunft Regniers Mitteilung zu machen. Fünf Minuten darauf erschien die Riesengestalt des Herrn v. Bismarck im Rahmen

Digitized by Google

der Türe, und der Kanzler führte Herrn Regnier in sein Kabinett, wo er ihn einlud, sich zu setzen und sich zu erklären.

Man wird erstaunt sein, Herrn v. Bismarck in einem solchen Augenblick seine Arbeit unterbrechen zu sehen, um sofort eine unbekannte Persönlichkeit zu empfangen, die daher kam wie ein Nachtschmetterling, der gegen eine brennende Lampe stößt.

Bei der Meldung, daß der Besucher von Hastings komme, wo er gewesen sei, um sich mit der Kaiserin zu verständigen, erkannte Graf Bismarck, daß es sich um das Individuum handelte, das in den ihm zur Kenntnis gebrachten Telegrammen avisiert war. Obwohl oder vielleicht gerade weil diese Persönlichkeit desavouiert worden war, konnte sie ihm für die nachherige Konferenz mit Herrn Favre nützlich sein, und er wollte wissen, welchen Vorteil er durch sie gewinnen konnte.

Nach der Kapitulation von Sedan hatte er gehofft, Frieden mit dem Kaiser schließen zu können: dessen Sturz am 4. September hatte seine Pläne vereitelt. Die neue Regierung schien ihm nicht recht dauerhaft zu sein, ein Aufruhr konnte sie stürzen und eine andre, radikalere Regierung an ihre Stelle setzen.

„Mit wem können wir verhandeln? Welche Garantien bieten uns diese Leute da?“ sagte er zu dem Korrespondenten der „Times“, W. H. Russell.

Er mußte eine Regierung sich gegenüber haben, die imstande war, zu verhandeln, und er hätte sich eine gewünscht, mit der man über die Niederlage abrechnen konnte, die aber zugleich unfähig war, Rache dafür zu nehmen.

Republik, Kaiserreich, konstitutionelle oder legitime Monarchie, jede war ihm recht, vorausgesetzt, daß er die Garantien bei ihr fand, die er wünschte.

Das sprach er in einer jener improvisierten Bemerkungen, die für ihn charakteristisch waren, Moritz Busch gegenüber aus:

„Ein Unterhändler von Gambetta,“ erzählte er ihm, „war bei mir, um mich zu fragen, ob wir geneigt wären, die Republik anzuerkennen. Ich erwiderte ihm: Ohne Zweifel und Bedenken. Nicht nur die Republik, sondern, wenn Sie wollen, auch eine Dynastie Gambetta, nur muß sie uns einen vorteilhaften und sicheren Frieden verschaffen. Und in der Tat,“ setzte er hinzu, „jede Dynastie, ob Bleichröder oder Rothschild.“

Er wollte, wenn die Republik verschwinden würde, sich die Möglichkeit wahren, mit dem Kaiser zu verhandeln, den er noch für populär hielt. Wenn dagegen die Republikaner die Macht in Händen behielten, wollte er ihren Haß gegen das Kaiserreich schüren, indem er sie glauben machte, daß er sich auf ihre Kosten mit ihm zu verständigen suche, und wollte sie dadurch zwingen, sich bei den Friedensverhandlungen nachgiebiger zu zeigen.

„Die Regierung Frankreichs ist uns gleichgültig,“ so sprach er sich in seinem Zirkular vom 13. September aus. „Zur Stunde ist die Regierung des Kaisers Napoleon die einzige, die wir anerkennen.“

„In den Augen Deutschlands,“ sagte er in dem Communiqué von Reims, „ist keine andre Regierung als einzig die des Kaisers Napoleon bis zur Her-

Digitized by Google

stellung einer neuen Ordnung der Dinge berechtigt, Verhandlungen einzuleiten, die einen nationalen Charakter tragen. Keine fremde Vermittlung wird eine Aussicht auf Erfolg haben, solange es in Frankreich keine vom Land anerkannte Regierung gibt ... Die deutsche Regierung würde sich nicht weigern, Frieden zu schließen, wenn er vom Lande ernstlich verlangt würde. Die deutsche Regierung ist bereit, in Verhandlungen mit der Regierung des Kaisers einzutreten, und könnte im Notfall mit dem Marschall Bazaine verhandeln, der seine Machtbefugnis vom Kaiser hat."

Trotz dieser Erklärungen war er bereit, den Frieden meistbietend zu versteigern und ihn dem Zahlungsfähigsten der beiden Bietenden zu gewähren.

Als ihn die englische Regierung gebeten hatte, Herrn Jules Favre, den Minister des Auswärtigen in der Regierung der nationalen Verteidigung, zu empfangen, hatte er sich dazu verstanden, und ihre erste Zusammenkunft hatte tags zuvor, am 19. September, zwischen Meaux und Ferrières stattgefunden.

Einer der Begleiter des Herrn Jules Favre hat mir erzählt, welch kläglichen Eindruck das Schauspiel auf ihn gemacht hatte, das diese beiden auf der Landstraße einander entgegentretenden Männer boten.

Der deutsche Koloß mit den charakteristischen festen Zügen, in seinem langen enganschließenden Uniformrock, war eine imponierende Erscheinung; man sah ihm an, daß er seiner Kraft sicher, daß er Herr seiner selbst war, und es konnte einem fast nicht entgehen, daß sich in dieser Riesenhülle eine tiefe Kenntnis der Dinge und der Menschen, die durchdringendste Klugheit, die raffinierteste Schlauheit barg. Jules Favre mit seinen langen, bis auf den Kragen herabfallenden grauen Haaren, seinem steifen Bart, seinem halbmondförmigen Gesicht, seinen verzerrten Zügen sah weniger imposant aus; er hielt seinen Klapphut in der Hand, seine Kleider waren zerknittert und mit Staub bedeckt, seine Bewegungen und seine Worte verrieten seine Aufregung, seine Ungeschicklichkeit und sein linkisches Wesen. Die Gegenwart des Kanzlers und der Ernst der Umstände, der Verantwortung hatten stark auf ihn eingewirkt, aber die tiefe Unruhe, die ihn erfüllte, hatte eine andre Ursache, und zwar eine Ursache privater Natur. Seit achtundvierzig Stunden war er in der größten Angst, einen Skandal ausbrechen zu sehen, der angetan war, ihm Verachtung zuzuziehen und ihn vielleicht zwingen würde, von seinem Amt zurückzutreten und sogar der Politik zu entsagen.

Herrn v. Bismarck war sehr bald die Unerfahrenheit des Herrn Jules Favre, seine schwulstige und leere Redeweise, seine Unkenntnis der wirklichen Tatsachen aufgefallen.

„Er hat mich wie eine öffentliche Versammlung behandeln wollen," sagte er kurz nachher zu den Offizieren des Großen Generalstabes.

Im Augenblick, wo Herr Jules Favre bereits da war, um die am vorhergegangenen Tage begonnene Unterredung wieder aufzunehmen, konnte Herrn v. Bismarck nichts nützlicher sein, als die Absichten Napoleons III. und der Kaiserin zu kennen, und er hoffte darüber etwas von Herrn Regnier zu erfahren.

Sehr erfreut über einen so glücklichen Zufall, hatte er sich die Mühe

Digitized by Google

gemacht, hinunterzugehen, um Herrn Regnier zu holen, und empfing ihn mit der Leutseligkeit, die er zu entfalten wußte, wenn sie ihm nützlich sein mußte.

Ehe er noch zu sprechen begann, überreichte Herr Regnier dem Minister die Photographie von Hastings mit dem Autograph des kaiserlichen Prinzen; dann sagte er:

„Ich komme, Sie um ein Geleitschreiben für Wilhelmshöhe zu bitten, damit ich in den Stand gesetzt werde, diese Photographie dem Kaiser Napoleon zu bringen."

Herr v. Bismarck sah seinen Besucher scharf an, taxierte ihn und suchte sich klar zu werden über die Art, wie er ihn für seine Zwecke gebrauchen könnte.

Die Photographie von Hastings mit dem Autograph des kaiserlichen Prinzen konnte ihm während seiner Unterredung mit Herrn Jules Favre nützlich sein. Regnier nach Wilhelmshöhe zu schicken, schien ihm nutzlos zu sein, weil er wußte, daß die Kaiserin ihn bei Napoleon III. desavouiert hatte, aber er konnte nach Metz gehen, um sich über die Dispositionen des Marschalls Bazaine zu vergewissern, die zu kennen für ihn von Wichtigkeit war.

Er hatte versucht, den Marschall wissen zu lassen, daß das Kaiserreich für Deutschland die legitime Regierung Frankreichs blieb und daß er, Bazaine, ihr einziger Vertreter, d. h. die einzige legale Autorität war, die zu unterhandeln imstande war.

Hatte Marschall Bazaine in einem aufgefangenen Brief geschrieben, er sei „der entschiedenste Gegner der neuen Regierung", und er „bedaure sein armes Vaterland (sic), daß es der Anarchie anheimgefallen sei?" Wir haben keinen Beweis dafür, aber im deutschen Großen Generalstab wurde es behauptet.

Am 20. September um 12 Uhr mittags hatte der Telegraph Herrn v. Bismarck Nachricht über die Unterredung gebracht, die Leutnant v. Dieskau, Ordonnanzoffizier des Prinzen Friedrich Karl, am Tage vorher mit dem Marschall in Ban Saint-Martin gehabt hatte.

Diese Unterredung war ohne Zweifel von Herrn v. Bismarck angeordnet worden. Prinz Friedrich Karl, der gegen jedes Unterhandeln war und es mehrere Male abgelehnt hatte, den Adjutanten des Marschalls Bazaine, General Boyer, zu empfangen, konnte seinen Ordonnanzoffizier nur auf einen formellen Befehl hin nach Metz geschickt haben. Diesen Befehl hatte Herr v. Bismarck einen Tag vor dem Tage übermitteln lassen, an dem er mit Herrn Jules Favre zusammentreffen wollte und an dem es für ihn vom größten Interesse war, bestätigen zu können, daß Marschall Bazaine und seine Armee dem Kaiser treu waren.

Seit dem 16. September wechselte Marschall Bazaine mit dem Prinzen Friedrich Karl Briefe, und diejenigen, die er vom Prinzen und seinem Generalstabschef erhielt, trugen die Aufschrift: „An den Herrn Marschall des Kaiserreichs" oder „An den Herrn Befehlshaber der kaiserlich französischen Streitkräfte".

Der Marschall hatte seinen Wunsch geäußert, die Feindseligkeit einzustellen und in Verhandlungen einzutreten; vielleicht hatte er sogar Herrn v. Dieskau

Digitized by Google

gestanden, daß er bereit sei, im Namen des Kaisers zu unterhandeln. Aber eine Nachricht, die aus solcher Quelle kam, konnte nicht bekanntgegeben werden. Herr v. Bismarck brauchte eine, die er bekannt machen konnte und die ihm erlaubte, zu erklären, daß Marschall Bazaine die provisorische Regierung nicht anerkenne und dem Kaiser treu bleibe. Um diesen seiner Politik nützlichen Zweck zu erreichen, wollte der Kanzler sich Regniers bedienen.

„Mit wem werden wir unterhandeln können?" Mit dieser Frage wandte sich Herr v. Bismarck an Herrn Regnier, der ihm gegenüber an der andern Seite seines Schreibtisches saß. „Wir befinden uns zwei Regierungen gegenüber: der tatsächlichen und der rechtmäßigen ... Nach Sedan hätte man Frieden schließen sollen. Einige Worte, die ich bei einer Zusammenkunft, bei der General Castelnau und Herr Pietri anwesend waren, ausgesprochen habe, hätten Gelegenheit zu Besprechungen geben sollen; man schien sie nicht verstehen zu wollen ... Wenn wir uns einer Regierung gegenüber befinden werden, die mit uns verhandeln kann, dann werden wir das tun ..."

Als Herr Regnier die Rolle der Kaiserin als Regentin erwähnte, unterbrach ihn Herr v. Bismarck: „Das sind vergangene Dinge, beschäftigen wir uns mit der Gegenwart."

„Wir könnten uns glücklich schätzen," nahm Regnier wieder das Wort, als ob er im Namen der Kaiserin spräche, „weniger harte Bedingungen anzunehmen als diejenigen, die der Regierung von Paris geboten würden. Bazaine und Uhrich könnten, wenn sie dazu gezwungen sind, im Namen der kaiserlichen Regierung kapitulieren."

„Aber Herr Jules Favre," unterbrach ihn Herr v. Bismarck, „glaubt auf die Garnison von Metz rechnen zu können."

Als sich Herr Regnier bei diesen Worten erbot, hinzugehen, um sich darüber zu vergewissern, fuhr Herr v. Bismarck fort: „Vor vier Tagen wäre es noch Zeit gewesen, jetzt fürchte ich, daß es zu spät ist ..."

Er sah auf die Uhr und erhob sich.

Das ist der Bericht, den Herr Regnier über seine Unterredung gibt; wir glauben gern, daß er getreu ist.

Herr v. Bismarck hatte ein Mittel in die Hand bekommen, Herrn Jules Favre glauben zu machen, daß er statt mit der Regierung der nationalen Verteidigung mit dem Kaiserreich unterhandeln würde und daß bereits ein Vertreter desselben in Ferrières sei; ebenso hatte er sich eines Mittels versichert, die Dispositionen des Marschalls Bazaine kennen zu lernen.

Graf Hatzfeldt erwartete Herrn Regnier; er bot ihm an, sein Zimmer mit ihm zu teilen, und unterhielt sich mit ihm, während Herr v. Bismarck Herrn Jules Favre empfing.

Wie zu erwarten war, wurde die Photographie mit dem Autograph des kaiserlichen Prinzen dem Vertreter der französischen Regierung vor Augen gelegt. „Das beweist," sagte er, nachdem er sie angesehen hatte, „daß Sie sich auf alle Eventualitäten einrichten."

Digitized by Google

„Ich kann weder ja noch nein sagen," antwortete der Kanzler. Als dann ein wenig später der Name des Marschalls Bazaine ausgesprochen worden war, sagte er mit Nachdruck: „Es ist nicht unzweckmäßig, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Marschall Bazaine nicht zu Ihnen hält. Ich habe gute Gründe, zu glauben, daß er dem Kaiser treu bleibt und er sich daher weigern würde, Ihnen zu gehorchen."

Herr Jules Favre hatte alles andre eher erwartet als diese Erklärung. Er war einer von denen, die am entschiedensten die Ernennung des Marschalls zum Höchstkommandierenden verlangt hatten, er war der vertraute Freund seines Bruders, der sich fortwährend seiner Hingabe an die neue Ordnung der Dinge rühmte und der einige Tage später schrieb: „Glauben Sie mir, der, den Herr Jules Favre in seinem ergreifenden, herrlichen Bericht über seine Unterredung mit Herrn v. Bismarck ‚unsern ruhmreichen Bazaine' nennt, bezeichnet sich nicht und betrachtet sich nicht als ‚Marschall des Kaiserreichs', er nennt sich ‚Marschall von Frankreich', und sein Bruder erklärt Ihnen: er wird es niemals vergessen."

Jules Favre glaubte an eine List des Herrn v. Bismarck und nannte, wie Herr Dominique Bazaine sagte, den Marschall weiterhin „unsern ruhmreichen Bazaine".

Die Unterredung des Herrn v. Bismarck und des Herrn Jules Favre blieb ergebnislos, und Herr Jules Favre verließ Ferrières unter dem Druck einer Aufregung, die seinen Blick trübte, so daß er später behauptete, auf der Photographie von Hastings die Unterschrift der Kaiserin gesehen zu haben, während es doch die ihres Sohnes war, die darauf stand.

Um 8 Uhr abends wurde Herr Regnier abermals in das Kabinett des Kanzlers geführt, und kaum hatte er Platz genommen, so ergriff er das Wort: „Ich werde nach Metz und nach Straßburg gehen, und ich werde ausmachen, daß diese Plätze, wenn sie kapitulieren, sich im Namen des Kaisers ergeben." Sodann schlug er die Vereinigung des Gesetzgebenden Körpers und des Senats in einer neutralen Zone vor. Herr v. Bismarck ließ ihn ein oder zwei Minuten lang reden, dann unterbrach er ihn: „Bringen Sie es dahin, daß wir jemand vor uns haben, der imstande ist, zu unterhandeln, und Sie werden Ihrem Vaterland einen großen Dienst geleistet haben," sagte er. „Ich werde Ihnen einen Passierschein ausstellen lassen und ein Telegramm absenden, um es Ihnen zu erleichtern, nach Metz hinein zu gelangen." Damit verabschiedete er seinen Besucher.

Herr Regnier kehrte in das Zimmer zurück, das ihm im Dorf hergerichtet worden war. Gegen Mitternacht wurde ihm ein von Herrn v. Bismarck und dem Chef des königlichen Militärkabinetts, dem General v. Podbielski, unterzeichneter Passierschein gebracht, und es wurde ihm gemeldet, daß ein Wagen des Herrn v. Rothschild ihn morgen um 6 Uhr erwarten werde, um ihn bis La Ferté-sous-Jouarre zu bringen.

Da er sich sehr überreizt fühlte und nicht schlafen konnte, begann er einen Bericht über seine Gespräche abzufassen und schrieb sodann einen Brief an Herrn v. Bismarck. Bis dahin war er weitschweifig und verworren und manchmal nichtssagend gewesen; in diesem nächtlichen Briefe redete er vollständig irre.

Digitized by Google

„Wenn ich Ihre Vorposten vor Metz verlasse," sagte er, „werde ich in einen Schal gehüllt sein, der mir einen Teil des Gesichtes verdecken wird: man wird mich wohl nicht allzu nahe ansehen — damit man es nicht bemerkt, wenn eine andre Person an meiner Stelle mit meinen Kleidern und meinem Schal wieder hinausgehen sollte."

Er nahm an, daß Marschall Bazaine auf seine Ideen eingehen würde; daß er damit einverstanden sein würde, im Namen des Kaisers zu kapitulieren, und mit seiner Armee sich in eine neutrale Zone begeben würde, um dort die Kammern zu schützen, die daselbst zusammentreten sollten.

Wenn Marschall Bazaine diese Ideen annahm, blieb nur noch übrig, die Kaiserin dafür zu gewinnen, die bis dahin von nichts hatte hören wollen. Regnier fühlte sich außerstande, sie zu einer andern Ansicht zu bringen, und meinte, daß dagegen einer der Heerführer, Marschall Canrobert oder General Bourbaki, mehr Ueberredungsgabe besitzen würde; darum schlug er dem Kanzler vor, wenn es ihm gelänge, einen der beiden dafür zu gewinnen, ihn nach Hastings gehen zu lassen, damit er die Kaiserin zu einem Entschluß brächte.

Derjenige der beiden hohen Offiziere, der Metz verließe, sollte die Kleider Regniers anziehen und sich das Gesicht mit dessen Schal bedecken; er sollte seine Papiere bei sich haben, so daß man seine Identität nicht bezweifeln könnte; er müßte sein Wort geben, sich immer als Regnier auszugeben und auf seine eigne Persönlichkeit zu verzichten, ausgenommen nur der Kaiserin gegenüber. In Hastings müßte er bei der Frau Regniers mit ihren Kindern wohnen und nur bei Nacht ausgehen und nur auf dem Hafendamm spazieren gehen, wo in der Dunkelheit niemand sei. Ihre Majestät, die unter dem Siegel der Verschwiegenheit eingeweiht werden müßte, könnte ihn bei Regnier besuchen.

„Wenn die Unterhandlung zu einem Ergebnis führte, würde sich der General, der Metz verlassen hätte, an die Spitze der Armee stellen, die beauftragt wäre, die versammelten Kammern zu schützen. Wenn sich hingegen nichts erreichen ließe, würde er zurückkehren und unter seinem Namen seinen Posten wieder einnehmen."

Regnier hatte vor einem Jahr eine junge Engländerin geheiratet, die, wie er sagte, zu Weihnachten niederkommen werde ... Er würde gerne bei ihr sein, er wolle aber lieber fern von ihr sein, wenn dafür sein Plan gelinge. Er schloß, indem er sich folgendes lebende Zeugnis ausstellte: „daß die Ordnung in Frankreich wiederhergestellt werden würde, wenn jedermann es gemacht hätte wie Regnier."

Regnier war seitdem das größte Wohlgefallen an dieser Personenunterschiebung, die er höchst genial fand, und war überzeugt, daß Herr v. Bismarck voll Bewunderung für seinen erfinderischen Geist sei.

Nachdem er Ferrières am 21. September morgens verlassen hatte, traf er am 23. nachmittags bei dem Prinzen Friedrich Karl in Corny ein.

Digitized by Google

Politik im Heere

Von

General der Infanterie z. D. Freiherr v. Falkenhausen

Politik und Krieg sind starke Gegensätze. Der Begründer der neueren Kriegswissenschaft, General v. Clausewitz, bezeichnet zwar den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Er möchte Politik und Kriegführung nicht trennen. Aber trotz ihres zweifellos innigen Zusammenhanges geraten Krieger und Politiker bei der Ausübung ihrer Tätigkeit oft genug hart aneinander. Je kräftiger, je ausgeprägter die Persönlichkeiten sind, desto mehr. Der alte Feldmarschall Blücher wettert mündlich und schriftlich gegen die diplomatischen Federfuchser, deren politische Schachzüge die Erfolge der Schlachten verkümmern. Bismarck und Moltke, die Vertreter von Politik und Krieg im Rate des Königs und Kaisers Wilhelm I., stehen mit ihren Anschauungen und Absichten im zweiten Teil des Feldzuges 1870/71 sich so schroff gegenüber, daß eine Zeitlang eine Vereinigung fast ausgeschlossen erschien. Wesen und Ziele von Politik und Krieg sind eben zu verschieden. Die eine will auch bei den festesten Absichten verhandeln, ausgleichen, hinhalten; der andre so kräftig und unbeirrt als möglich wuchtige Schläge austeilen, um den Gegner zu überwältigen. Wenigstens soll es so sein, und gerade Clausewitz hat das Vernichtungsprinzip im Kriege herausgehoben und an die Spitze gestellt.

Was im Kriege im Brennpunkt des Wirkens in die Erscheinung tritt, trifft fast noch mehr für den Frieden zu, wenn auch andre Beweggründe vorliegen. „Politisch Lied ein garstig Lied!“, dies Wort unsres weisen Altmeisters Goethe gilt besonders für den Kriegerstand. Auch im friedlichen Zusammenwirken tritt die für den Krieg hervorgehobene Wesensverschiedenheit deutlich zutage. Die politischen Körperschaften und Parteien streben auf mannigfachen Wegen nach ihren Zielen. Das Wohl des Staates, der Volksgemeinschaft erscheint ihnen in sehr verschiedenem Lichte; teilweise im Einklang mit den regierenden Gewalten, mehr oder weniger im Gegensatz zu diesen. Das ergibt ein oft recht starkes und bedenkliches Schwanken des Staatsschiffes. Besonders in neuester Zeit, wo es möglich geworden ist, daß Parteien, die sich zu Vertretern größerer Teile des Volkes aufwerfen, die Fortdauer der bestehenden Staatsordnung offen in Frage stellen: sei es durch Worte, sei es durch Taten. Wenn die politischen Wogen so hoch gehen, dann bricht sich auch für die getrübte Einsicht und den engeren Gesichtskreis die altbewährte Ueberzeugung Bahn, daß ein Ruhepunkt vorhanden sein muß, um das Staatsschiff nicht jedem Sturmwind preiszugeben.

Dieser Ruhepunkt ist in erster Linie das Heer.

Die hauptsächliche Aufgabe des Heeres im Frieden ist die Vorbereitung für den Krieg und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Staatswesen, wenn Erschütterungen eintreten, denen die gewöhnlichen Ordnungshüter nicht gewachsen

Digitized by Google

sind. Das Heer ist die erste und sicherste Stütze gegen jede Gefahr, die das bestehende Gemeinwesen von außen oder innen bedroht. Selbstverständlich geht daher das Bestreben der das Bestehende bekämpfenden Kreise dahin, diese Stütze zu schwächen oder sich ihrer zu versichern. Der beste Weg dazu wäre, es in das politische Parteitreiben hineinzuziehen. Ebenso selbstverständlich ist es für die Erhaltung der bestehenden Zustände, daß dies nicht geschieht. Bis zu welchem Grade diese Erhaltung berechtigt ist oder nicht, darüber können die Ansichten sehr verschieden sein. Die daraus entstehenden Kämpfe müssen auf politischem Felde ausgetragen und gesetzlich geregelt werden. Führen sie zu Gesetzlosigkeit, Aufruhr und schweren Umwälzungen, so ist die Rolle des Heeres klar.

Aber es handelt sich nicht bloß um diese Erschütterungen von Grund aus. Es treten auch mehr oder minder heftige Zusammenstöße im Staatsleben ein, die schließlich zur Anwendung von Gewaltmitteln überleiten. Nähme das Heer — Führer oder Mannschaften — an diesen politischen oder sozialen Zwistigkeiten teil, so würde es in seiner Aufgabe für den Frieden, der Aufrechterhaltung der gefährdeten Ordnung im Staate, zweifellos versagen. Sei es, wenn gesetzgebende Körperschaften oder Parteien zum Widerstand außerhalb des Gesetzes vorgehen; sei es, wenn Arbeiterausstände Besitz, Leben oder Daseinsbedingungen der friedlichen Einwohner ernstlich bedrohen. Verschiedene Erscheinungen und Ereignisse im Völkerleben der neuesten Zeit haben gezeigt, daß auch die freiesten Staatsverfassungen die Anwendung der Hilfe der bewaffneten Macht auf das nötigste gebrauchen. Wer auch nur das stattliche Aufgebot an Truppen der Republik am Tage der Maifeier zur Verhütung von Ausschreitungen auf den Straßen und Plätzen von Paris gesehen hat, wird dies bestätigen. Von ernsteren Eingriffen, z. B. bei den Winzerunruhen u. dgl., zu schweigen. Selbst die Anhänger weitgehendster Zugeständnisse an die Volksherrschaft haben bereitwillig zu diesem Mittel gegen Willkür und Gesetzlosigkeit gegriffen, um die Ruhe wiederherzustellen, wenn sie an maßgebender Stelle im Staate standen. Auch der unzufriedenste Bürger gelangt bei Zuständen, die seine Sicherheit bedrohen, zu dem Ausspruch: „Ordnung muß sein!“

Also muß die Politik, die sich in neuester Zeit auch der sozialen Zustände bemächtigt hat, dem Heere unbedingt fernbleiben. Das wird vielfach unliebsam empfunden werden. Nicht nur von denen, die entgegengesetzte Absichten für ihre Zwecke hegen, sondern auch von solchen, die eine unbedingte Freiheit der Meinung vertreten. Dem Ruf nach Freiheit steht aber der Ruf nach Ordnung gegenüber. Es gibt nichts Unbedingtes in der Welt. Nicht einmal im Gebiete der Gedanken, ganz gewiß nicht im praktischen Leben. Dort stoßen sich die Dinge, dort wird Beschränkung nach vielen Richtungen hin gefordert. So erscheint auch die Beschränkung nicht zu groß, daß zum Wohle des Gemeinwesens im Heere keine politischen Meinungsverschiedenheiten Platz greifen sollen. Das Wesentliche im Staate ist nicht die Politik der Parteien, sondern die Aufrechterhaltung seiner Lebensfähigkeit. Für den weitsichtigen Beurteiler wird es nicht zu schwer sein, in dem Parallelogramm der Kräfte die richtige Diagonale zu finden. Man wird

Digitized by Google

am besten fahren, wenn man Berufspolitik und Berufsheer trennt. Das Verlangen nach mehr Berufspolitikern nach englischem Muster ist nicht neu. Die Ziele und Wege der Politik sind zu vielseitig, schwierig und verwickelt, als daß eine gewöhnliche oberflächliche Beschäftigung sie erkennen und zweckmäßig verwirklichen könnte. Es erscheint daher nicht zuviel verlangt, wenn von den Mitgliedern des Heeres Enthaltung davon gefordert wird. Im Gegenteil würde eine solche auch weiteren Kreisen von Nutzen sein, um auch in dieser Beziehung vor schädlichem Dilettantismus zu bewahren und die verderbliche Wirkung der aus dem Fenster heraus gehaltenen Reden einzelner Abgeordneter zu verhindern. Damit ist keine stumpfe Teilnahmlosigkeit gemeint, nur eine vorurteilslose Anschauungsweise, die über dem doch oft sehr angreifbaren Parteiwesen steht und die Pflichten des Berufes und des Standes über Ansichten, Gedanken, im äußersten Falle Ueberzeugungen setzt. Nur in ganz vereinzelten Fällen dürften diese Ueberzeugungen so fest und tief begründet sein, daß sie zu ernsten seelischen Kämpfen führen müßten, ohne daß diese zu befriedigendem Ausgleich gelangen sollten.

Auf diesem Wege würde auch die schwierigere Frage zu lösen sein, wie neben den engeren Kreisen des Berufsheeres die weiteren des Volksheeres in dieser Beziehung zu verfahren hätten. Eine Enthaltung von dem politischen Treiben bei dem unter der Fahne befindlichen Teile des Heeres erscheint nicht schwer. Die Offiziere sind der überwiegenden Mehrzahl nach so wenig dafür veranlagt und vorgebildet, vor allem aber so vollauf durch ihre in neuester Zeit erheblich gesteigerten Berufspflichten in Anspruch genommen, daß ihnen keine Zeit und Neigung zu einer Beschäftigung mit politischen Dingen bleiben wird, die ihnen bei einiger Erkenntnis ihres Wesens und ihrer Pflichten so fernliegen müßte. In gesteigertem Maße gilt dies von den Unteroffizieren und Mannschaften, von denen die letzteren außerdem noch viel zu jung dazu sind. Es ist ein sehr bedenkliches Unterfangen der äußersten Parteien, die unreife Jugend zur Betätigung an der Politik heranzuziehen, das meist auf der Straße endet. Da das Heer unter der Fahne nicht an den politischen Wahlen teilnimmt — ein bedeutsames Zeichen der Notwendigkeit seiner Unberührtheit in politischen Fragen — so fehlt ihm auch dieser hauptsächliche Angelpunkt.

Anders liegt es bei den beurlaubten oder aus dem Dienst geschiedenen Offizieren und Mannschaften. Bei diesen wird es eines größeren Maßes von Erkenntnis und Pflichtbewußtsein bedürfen, um politischen Neigungen oder Versuchungen zu entgehen. Wenn sie sich aber als Mitglieder des Heeres erkennen und fühlen, was auch den nicht mehr Dienstpflichtigen gelingen dürfte, so werden auch sie die maßgebenden Richtlinien für ihr Verhalten auf politischem Gebiete finden. Von stumpfer Teilnahmlosigkeit kann bei ihnen ganz gewiß nicht die Rede sein. Sie haben auch politische Pflichten. Aber sie müssen diese mit den höherstehenden in Einklang bringen, die auf den wichtigen Aufgaben des Heeres fußen, dem sie als untrennbare Teile angehören, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Daß diese Gefahren nicht nur von außen drohen, ist bereits hervorgehoben worden. Eine strenge Scheidung von Berufsheer und Volksheer läßt sich nicht

Digitized by Google

durchführen. Eins geht in dem andern auf. Es wird niemand einfallen, Beschränkungen in der Pflicht als Wähler zu verlangen. Aber es ist ebenso einleuchtend, daß ein Angehöriger des Heeres nicht Bestrebungen Vorschub leisten darf, durch die der Bestand des Gemeinwesens ernstlich gefährdet oder erschüttert werden kann. Diese Bestrebungen sind leicht und klar zu erkennen. Keinem Einsichtigen wird es schwerfallen, die Versuche genügend zu bewerten, die unter dem Deckmantel politischer Winkelzüge umstürzlerische Absichten verbergen, so gewandt und rücksichtslos auch die für diese Zwecke geschulte Dialektik dabei zur Anwendung gelangt. Falls nicht überhaupt schon die Maske fallen gelassen wird und die wahren Absichten offen zutage treten.

Wenn bei solchen Versuchen auch nicht vor der dem Kriegsherrn übertragenen Befehlsgewalt Halt gemacht wird, so wissen diese Kreise genau, daß der Kriegsherr eben der festeste Fels ist, an dem die Unterwühlungsarbeit der politisch aufgepeitschten Wogen zerschellen muß. Solche Gefahren müssen klar erkannt werden, ehe es zu spät ist. Schon im Norddeutschen Reichstage bei der Beratung des Reichswahlgesetzes und vielfach später in Reden und Briefen hat unser großer Moltke, der Weiseste einer, auf das Ernstlichste davor gewarnt, Teile des Heeres in das politische Treiben hineinzudrängen. Er hat deutlich auf den Vorzug hingewiesen, den wir in unserm Heere besitzen als Damm gegen Umsturzbestrebungen, im Gegensatz zu andern Ländern, wo solche Bestrebungen aus dem Heere hervorgehen und dessen Kräfte in bedenklichster Weise spalten.

Diesen Vorzug wollen wir uns mit allen zu Gebote stehenden Mitteln erhalten und unser Urteil darüber durch nichts trüben lassen. Neben den gewichtigen Stimmen aus der Vergangenheit sprechen Ereignisse der jüngsten Gegenwart laut genug für unsre Auffassungen.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Den 28. November/10. Dezember ist ein trüber, kalter Tag.

Um 7 Uhr früh schickt der Kaiser dem Fürsten die ihm vom Großfürsten Nikolaus telegraphierte Meldung, daß am Wid türkische Truppenbewegungen wahrzunehmen sind.

Ohne Verzug telegraphiert Fürst Carol dem General Cernat, daß er die vier Bataillone der Brigade des Obersten Sakelarie und die drei Batterien, die ursprünglich nur bis an den Wid hätten gehen sollen, sofort zur Verstärkung

Digitized by Google

des linken Flügels der am andern Ufer stehenden IV. Division über den Fluß setzen läßt.

Der Fürst ordnet alles zu seiner Abfahrt an und begibt sich gleich zum Kaiser. Um 8 Uhr erhält er hier durch einen Adjutanten des Großfürsten die Meldung, daß Krschen vom Feinde geräumt sein soll, und um 8½ Uhr trifft die weitere Nachricht ein — die Türken machen einen Ausfall. Auf seine Anfrage nach den Einzelheiten bekommt der Fürst keine Antwort — der Telegraph ist unterbrochen.

Sofort jagt Fürst Carol mit seinem Achtgespann davon, um sich zu seinen Truppen zu begeben, während der Kaiser nach Raditschewo fahren will. Unterwegs meldet ein Kalaraschenoffizier dem Fürsten, daß die zweite Griwitzaredoute vom Feinde geräumt und von den Rumänen bereits besetzt ist. Fürst Carol eilt nach der Redoute, und als er hier erfährt, daß auch Bukowa geräumt sein soll, erteilt er der II. Division den Befehl zum Vorgehen auf der ganzen Linie. Dem Kaiser telegraphiert er aus Griwitza ¾10 Uhr: „La redoute n° 2 est évacuée par nos troupes qui marchent sur Bukowa, qu'on dit être abandonnée par les Turcs. On attend une forte canonnade et fusillade."

Dann begibt sich der Fürst nach dem Bukowa dominierenden Höhen, um einen Ueberblick über das Terrain jenseits des Wids zu haben, wo die Schlacht bereits im Gange ist. Vom rumänischen rechten Flügel erhält der Fürst die Meldung, daß die Türken eine russische Redoute genommen haben. Deshalb erteilt er der rumänischen IV. Division den Befehl, sofort gegen den rechten Flügel der Türken vorzurücken. Geradezu betäubend wirkt der Kanonendonner und Geknatter des Kleingewehrfeuers.

Um ½12 Uhr kommt das Gefecht zum stehen, was der Fürst dem Kaiser augenblicklich mitteilt: „La bataille de l'autre côté du Wid s'est arrêtée. Je distingue parfaitement bien les trois lignes, les Turcs étant pris entre deux feux. En ce moment on m'amène les premiers prisonniers."

Die Rauchwolken haben sich verzogen, und der Fürst hat erkannt, daß die Türken zwischen zwei Feuern stehen: hinter ihnen die rumänischen Truppen, vor ihnen die Grenadierdivision. Die letztere hat ihnen den Durchbruch unmöglich gemacht, und auch der Rückweg nach Plewna, den die Türken mit verzweifelten Anstrengungen wieder zu eröffnen streben, ist ihnen endgültig verlegt.

Fürst Carol verläßt seinen Standort und begibt sich auf den Kamm zwischen Bukowa und Opanetz, wo er Nachricht erhält, daß die Rumänen Opanetz gestürmt und zwei Redouten genommen haben, und daß dann die dritte Redoute sich ihnen ergeben hat, mit 6 Kanonen und 7000 Mann! Der Fürst teilt auch diesen Erfolg dem Kaiser mit: „Je félicite Votre Majesté pour le grand succès d'aujourd'hui. Mes troupes ont occupé Opanetz, après avoir enlevé d'assaut deux redoutes. La troisième s'est rendue. 7000 prisonniers et 6 canons défilent en ce moment devant moi. Je pars pour Plewna où je couche."

Gleich darauf jagt mit verhängten Zügeln ein Offizier heran und meldet dem Fürsten Carol, daß Osman-Pascha sich mit seiner

Digitized by Google

ganzen Armee ergeben hat! — Es ist ein glücklicher Zufall, daß diese Freudenbotschaft dem Fürsten so schnell zugekommen ist, denn niemand hatte dem Offizier sagen können, wo der Höchstkommandierende augenblicklich zu finden sei, und er ist ihm aufs Geratewohl nachgeritten.

Osman-Pascha ist verwundet und gefangen. Er hat sich den Rumänen ausgeliefert und befindet sich jetzt in jenem weißen Hause am Wid, etwa 4 Kilometer vom Standorte des Fürsten, der eben noch ganz unwillkürlich ins Auge gefaßt hat. Der Fürst sendet diese Nachricht sogleich an den Kaiser.

Diese Ereignisse erscheinen fast zu viel des Glücks! Nun das so lang Erwartete eingetroffen ist, wirkt es dennoch wie etwas Ueberraschendes!

Der Fürst sucht nun die III. Division auf, nachdem er das eigentümliche Schauspiel in sich aufgenommen. Von allen Höhen, die Plewna umgeben, strömen die Scharen der Krieger in den Talkessel hinab, aus dieser Entfernung Ameisen vergleichbar, die emsig, unaufhaltsam sich vorwärts bewegen.

Die III. Division, die Opanetz gestürmt hat, und noch in der Erregung des Erfolges schwelgt, empfängt den Fürsten mit endlosen Hurras. Die Gefangenen und die eroberten Geschütze werden in langem Zuge an ihm vorbeigeführt. Er steigt zu Pferde und reitet mit seinem Stabe der Widbrücke zu, an der die heutige Entscheidung sich vollzogen hat. Im Talgrunde links liegt malerisch die unglückliche Stadt da, und in diesem erhebenden Augenblick, wo er als Sieger sich ihr naht, beschleicht den Fürsten ein Gefühl des Mitleids mit der nach heldenhaftem Widerstande nun so ganz Bezwungenen.

Ein unbeschreibliches Durcheinander herrscht auf der Ebene zwischen Stadt und dem Wid. Die russischen und rumänischen Heeressäulen wechseln ab mit den langen Zügen der gefangenen Türken und den flüchtenden Bewohnern von Plewna. Auf der Straße nach Sofia drängen sich Tausende von Wagen, Karren und Pferden, beladen mit dem armseligen Hab und Gut und mit den Greisen, Frauen und Kindern der Mohammedaner — ein herzzerreißender Anblick!

Nur mit Mühe bahnt sich der Fürst durch dieses Wirrsal seinen Weg. Die russischen und rumänischen Truppen denen er begegnet, begrüßen ihn mit stürmischem Hurra. Er reitet an den endlosen Zügen der Gefangenen vorbei und begegnet auf der Straße Plewna—Sofia, unweit der Widbrücke, unvermutet den Wagen, worin der am Fuße verwundete Führer des besiegten türkischen Heeres unter Eskorte rumänischer Kalaraschen vom 3. Regiment in die Gefangenschaft sich begibt. Sowie Osman-Pascha erfährt, wer er ist, der an seinen Wagen heranreitet, erhebt er sich trotz seiner Schmerzen und ist nicht dazu zu bringen, wieder seinen Platz zu nehmen. Fürst Carol reicht ihm die Hand

Digitized by Google

und drückt ihm mit herzlichen Worten seine Bewunderung über die heldenhafte Verteidigung Plewnas aus.

Osman-Pascha ist von Mittelgröße und gedrungener Gestalt; ein schwarzer Vollbart umrahmt sein Gesicht, dem die großen melancholischen Augen einen höchst anziehenden Ausdruck verleihen, seine ganze Art ist ruhig, würdig und sympathisch. Er ist begleitet von seinem Generalstabschef Tahir-Pascha und dem Chef des Ingenieurwesens Tewfik-Pascha, dem der Verdienst der so außerordentlich geschickten Anlage der türkischen Erdwerke von Plewna gebührt.

Während Fürst Carol noch am Wagen hält und mit Osman-Pascha spricht — er erkundigt sich auch nach dessen Verwundung bei dem Arzte, der an Osmans Seite sitzt —, trifft der Großfürst Nikolaus von den Höhen bei Krschin, wo er während der Schlacht gehalten hat, mit seinem ganzen Stabe, darunter Todleben, ein. Fürst und Großfürst umarmen sich in dem Hochgefühl des errungenen Erfolges und machen so unbeabsichtigt den Besiegten zum Zeugen ihres ersten Freudenausbruchs, so gern sie ihm jede Demütigung ersparen wollen.

Der Großfürst wendet sich zu Osman-Pascha und drückt ihm gleichfalls seine ganze Anerkennung aus. Dann gibt er den Befehl, ihn zunächst nach Bogot zu bringen und mit möglichster Aufmerksamkeit zu behandeln.

Nachdem Osman-Pascha weitergefahren ist, hat der Großfürst mit dem Fürsten Carol und dem General Todleben eine Besprechung, in der abgemacht wird, daß das gefangene türkische Heer diese Nacht an Ort und Stelle bleiben und von mehreren Regimentern bewacht werden soll. Das Sanitätskorps erhält den Befehl, unverzüglich die nötigen Maßregeln zur Aufnahme und Pflege der Verwundeten zu treffen. Dann erkundigt sich der Großfürst, wohin Fürst Carol sich zunächst zu begeben gedenke, und als er die Antwort erhält, daß der Fürst die Nacht in Plewna zubringen wolle, bittet er ihn dringend, daß er noch diesen Abend nach Poradim zurückkehre und dem Kaiser dessen Absicht, schon morgen feierlich in Plewna einzuziehen, ausrede; es sei ja unmöglich, bis morgen dort alles in Ordnung zu bringen und sich zu überzeugen, ob in der Stadt nicht etwa Minen gelegt seien; erst nach 24 Stunden werde der zum Kommandanten von Plewna ernannte Skobelew imstande sein, sich für die Sicherheit des Kaisers zu verbürgen.

Fürst Carol erfüllt die Bitte des Großfürsten und begibt sich sofort auf den Rückweg nach Poradim, doch reitet er wenigstens durch Plewna durch, um sich den Zustand der Stadt anzusehen. Die Stadt hat nur wenig unter dem Bombardement gelitten, aber die Häuser scheinen ausgestorben, und die Türen alle verschlossen. In den Straßen herrscht ein heilloses Gewirr, besonders in den engen Gassen der Vorstadt, wo die Luft geradezu entsetzlich ist.

Schon bricht die Dunkelheit herein, ab und zu fallen noch Schüsse, und da man den richtigen Weg verfehlt hat und den Ausgang aus den verschlungenen,

Digitized by Google

krummen Gassen nicht finden kann, so werden in der Begleitung des Fürsten die ernstesten Besorgnisse wach. Endlich begegnet der Reiterschar ein Junge, den man auf rumänisch anruft und nach dem richtigen Wege fragt; er zeigt sich aber scheu, obwohl er die Frage verstanden hat, und will sich nicht zum Führer hergeben. Erst als man ihm sagt, daß Osman-Pascha gefangen ist, gibt er sein Widerstreben auf, läuft neben Reitern her und bringt sie aus der Stadt auf die Chaussee nach Griwitza.

Es ist ein Wunder, daß der Fürst und seine Begleitung ohne Unfall nach Griwitza gelangen, denn es ist dunkle Nacht, der Straßendamm durch häufige Gräben unterbrochen, und die herabhängenden Telegraphendrähte bringen die Pferde zum Stolpern. Ein rumänischer Ambulanzwagen voll türkischer Verwundeter ist umgeworfen und liegt zertrümmert im Seitengraben, und schrecklich ist das Stöhnen der Armen, die nun hilflos die lange, schwarze Nacht bis zum Morgen durchharren müssen.

Jenseits von Griwitza besteigt der Fürst den ersten Wagen, den er findet; sein eigner, sowie seine Eskorte sind ihm in dem Getümmel zwischen Plewna und die Widbrücke abhanden gekommen. Auf dem sehr schlechten Wege fährt er so schnell wie möglich durch die Finsternis nach Poradim und direkt nach dem Hause des Kaisers. Es ist bereits 9 Uhr vorüber, und der Kaiser im Bette, niemand wagt ihn zu wecken. Der Fürst aber läßt den Kammerdiener rufen und befiehlt ihm, dem Kaiser zu melden, daß er ihn noch heute sprechen müsse. Der Kammerdiener gehorcht, und bald darauf erscheint in dem kleinen Salon, wo der Fürst wartet, der Kaiser, der ihn in die Arme schließt und sich den ganzen Hergang des Tages erzählen läßt. — Erst um 3 Uhr nachmittags hatte der Kaiser Alexander durch die ihm zugegangenen Telegramme des Fürsten von der Gefangennahme Osman-Paschas erfahren; er ist wirklich beglückt durch den endlich errungenen Erfolg. Als Fürst Carol ihm aber die Bitte des Großfürsten vorträgt, daß er seinen Einzug in Plewna noch aufschieben möge, will er von keiner Besorgnis hören und besteht darauf, schon morgen, und zwar mit dem Fürsten Carol, nach Plewna zu fahren; er bittet ihn, zu diesem Ende am nächsten Tage um 9 Uhr in der Frühe zu ihm zu kommen.

Um 10 Uhr begibt sich der Fürst nach seinem Quartier, um endlich seinem Körper sein Recht zu geben, denn in der Erregung hat er den ganzen Tag versäumt, Speise und Trank zu sich zu nehmen; auch ist er von Kälte erstarrt. Auf dem Wege nach seinem Hause sieht der Fürst überall die Freudenfeuer flammen; ganz Poradim ist voll Jubel über den Sieg. Er findet bei sich folgendes Telegramm des Kaisers vor, das ursprünglich nach Plewna gerichtet gewesen ist: „Je Vous remercie de cœur pour félicitations. Le résultat a été complet et je me réjouis de la brillante part que Votre armée y a prise. Je compte être à Plewna demain à midi. Alexandre."

Die Zahl der Trophäen und der Gefangenen ist noch nicht bekannt; man schätzt sie auf 70 Kanonen und 40 000 Mann.

Der 29. November/11. Dezember ist ein schöner sonniger Tag,

Digitized by Google

sehr geeignet für die auf heute mittag anberaumte kirchliche Feier des gestrigen großen Erfolges.

Fürst Carol begibt sich um 9 Uhr vormittags zum Kaiser, der ihm, eine sehr seltene Auszeichnung, den Andreasorden mit den Schwertern verleiht und dann mit ihm über die Plewna dominierenden Höhen bis an den Platz vor der Stadt fährt, wo das Zelt Osman-Paschas gestanden hat. Hier erwartet sie mit seinem Stabe der Großfürst, dem der kaiserliche Bruder das Großkreuz des Georgsordens überreicht, und hier wird auch das Tedeum unter Salutschüssen zelebriert.

Nach der Feierlichkeit steigt Fürst Carol, der von allen Seiten wegen des Anteils, den die rumänischen Truppen an dem Erfolge gehabt haben, beglückwünscht worden ist, zu Pferde und begleitet den Kaiser bei seinem Einzuge in Plewna. Der Zug bewegt sich durch den tiefen Schmutz der engen Straßen, in denen unbeschreiblich widerliche Gerüche herrschen, aber unter großem Jubel der bulgarischen Bevölkerung in der Stadt. Die letztere ist ganz durchseucht, viele Häuser und die Hospitäler sind voll von Toten, die man noch nicht hat beerdigen können, und in den Straßen sogar liegen Verwundete und Kranke.

Nach einem Gottesdienste inmitten seiner Truppen begibt sich Fürst Carol mit den rumänischen Generalen nach einem für den Kaiser hergerichteten Bürgerhause. Kaiser Alexander beglückwünscht auch die rumänischen Generale und bringt beim Dejeuner einen Toast auf den Fürsten Carol und die rumänischen Truppen aus, die er als „nos alliés“ bezeichnet.

Nach dem Frühstück wird Osman-Pascha, der nicht nach Bogot gebracht worden, sondern die Nacht in Plewna geblieben ist, benachrichtigt, daß der Kaiser ihn zu sehen wünsche. Im Hofe sind die russischen und rumänischen Stäbe aufgestellt, die den vorfahrenden türkischen Feldherrn mit Hurra begrüßen und ihn umdrängen, als er, auf seinen Arzt gestützt, in das Haus des Kaisers tritt. Beim Empfange sind nur noch zugegen der Großfürst und Fürst Carol. Der Kaiser spricht Osman-Pascha seine Anerkennung aus für den Heldenmut, mit dem er Plewna verteidigt hat, und gibt ihm als Zeichen seiner Hochachtung den Degen zurück. Osman ist sichtlich bewegt; nach Art der Orientalen spricht er wenig, weiß seinen Dank aber in schöne Form zu kleiden. — Auch bei seiner Abfahrt begrüßen die russischen und rumänischen Offiziere den überwundenen Helden stürmisch, der ihnen durch seinen Dragoman sagt, wie wohl ihm die Beweise der Sympathie des Gegners täten.

Um $^1/_2$3 Uhr verläßt Kaiser Alexander Plewna, um den Grenadierdivisionen jenseits des Wids für ihre gestrige Tapferkeit seinen kaiserlichen Dank auszusprechen.

Auch Fürst Carol will dieser Revue beiwohnen und steigt zu Pferde, während der Großfürst nach Bogot zurückkehrt.

Digitized by Google

Nach kurzem Ritt begegnet Fürst Carol dem Kaiser, der seinen Wagen halten läßt und dem Fürsten mitteilt, daß er umgekehrt sei, weil die Entfernung bis zum Lager zu groß sei, als daß er die Truppen noch sehen könne, da er sonst nicht vor Anbruch der Nacht Poradim wieder erreichen würde.

Fürst Carol durchschaut leicht, daß das ein Scheingrund ist, womit die Umgebung des Kaisers diesen zur Umkehr bewogen hat, während der wahre Grund die große Zahl der am Wid in Lagern versammelten türkischen Gefangenen ist. So erbietet der Fürst sich, als Vertreter des Kaisers den harrenden Truppen dessen Dank zu überbringen, was der Kaiser Alexander gern annimmt.

Bald hat der Fürst die Brücke erreicht, an welcher der Kampf am stärksten gewütet hat. Nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern überall am Wege, besonders aber hier, liegen Tote und Sterbende; das Sanitätspersonal hat die ihm obliegende Riesenarbeit noch nicht bewältigen können. Jenseits des Wids sind die Gefangenen in einem großen Lager beisammen.

Noch weiter draußen, auf der großen Widebene, sind die beiden Grenadierdivisionen und eine Brigade des IX. Korps aufgestellt und erwarten ihren obersten Kriegsherrn, den Kaiser. Als General Ganetzki den Fürsten herannahen sieht, reitet er ihm entgegen. Fürst Carol teilt ihm mit, daß er im Namen des Kaisers kommt, um den Truppen den Dank Seiner Majestät zu übermitteln. Der General läßt dieses durch seine Adjutanten den Truppen sagen, und diese empfangen den Fürsten mit großer Begeisterung, als er die 3 Kilometer lange Front abreitet.

Es dunkelt schon, als der Fürst wieder in Plewna einreitet. Hier besteigt er seinen Wagen, muß aber auf dem Rückwege nach Poradim wohl zehnmal aussteigen und noch öfter anhalten, um die Verwundetentransporte durchzulassen. In Poradim, wo der Fürst bei anbrechender Nacht anlangt, erwartet ihn sein ganzer Stab, der auf 7 Uhr zur Tafel befohlen war, schon stundenlang in großer Besorgnis, da bei des Fürsten bekannter Pünktlichkeit sein Ausbleiben zu den bangsten Vermutungen Anlaß gegeben hat.

In Bukarest hat die Nachricht von der Einnahme Plewnas den größten Jubel erregt, und die Freude der Bevölkerung hat sich in einer spontanen Manifestation Luft gemacht. Ein schnell organisierter Fackelzug von jungen Leuten aus verschiedenen Gesellschaftsklassen begab sich zuerst nach Cotroceni, um der Fürstin Elisabeth die Glückwünsche der Hauptstadt darzubringen, und von dort zur Statue Michaels des Tapfern und zum russischen Generalkonsulat, wo Fürst Gortschakow auf dem Balkon erschien.

Großfürst Nikolaus hat einen Tagesbefehl erlassen, worin er die „tapfern Soldaten Rußlands und Rumäniens" belobt, und die Resultate ihres Sieges aufzählt: 40000 Gefangene, darunter 10 Paschas, 120 höhere und 2000 Subalternoffiziere, 77 Geschütze, viele Waffen und Fahnen. Der Großfürst macht ferner bekannt, daß der Kaiser ihm den St. Georgsorden I. Klasse verliehen hat, und sagt, daß er diese höchste militärische Ehrung nicht

Digitized by Google

seinen eignen, sondern den Verdiensten seiner Soldaten, „der Tapfersten der Tapfern", verdankt.

Den 30. November/12. Dezember ist Fürst Carol am Vormittage sehr beschäftigt. Erst jetzt treffen alle Rapporte ein, außerdem viele Glückwunschtelegramme aus ganz Europa, die beantwortet werden. Sämtliche Großfürsten haben ihm auf das herzlichste gratuliert. Der Fall Plewnas hat natürlich in der europäischen Presse den lautesten Widerhall gefunden; überall hebt man besonders den Anteil hervor, den Rumänien an der Erringung des Sieges gehabt hat.

Nach den Berichten, welche dem Fürsten im Laufe des Tages zugegangen sind, hat sich die Schlacht folgendermaßen abgespielt:

„Um 1/2 8 Uhr, als das Morgengrauen kaum durch den dichten Nebel dringt, eröffnen schon die Türken aus allen Batterien auf den Höhen am Wid eine heftige Kanonade; bald darauf überschreiten mehrere Kolonnen den Wid auf der steinernen und einer andern Brücke, die sie in der Gegend von Opanetz geschlagen haben, und werfen sich unter fortwährendem Feuern mit solcher Wucht auf die unweit von Gornji-Netropol liegende Redoute, daß deren Besatzung, das 9. Grenadierregiment, der Uebermacht weichen und mit der Redoute acht Geschütze aufgeben muß. Auch die nächste Redoute wird von den Türken genommen, denn der Angriff ist so überraschend gekommen, daß die Reserven keine Zeit mehr haben, zu Hilfe zu kommen. Doch wird das weitere Vordringen der Türken, die in großen Massen aus Plewna herausströmen, durch die beiden Grenadierdivisionen aufgehalten, deren ganze Artillerie nun ihr Feuer eröffnet; die verlorene Redoute kann aber für den Augenblick nicht zurückerobert werden.

„Die Türken machen verzweifelte Anstrengungen, um die russischen Linien zu durchbrechen; auf beiden Seiten sind schon Hunderte von Toten und Verwundeten. Um 10 Uhr aber, als die Lage für die Russen noch immer sehr kritisch ist, gehen die rumänischen Truppen von Dolnji-Netropol vor und fallen dem Feinde in die rechte Flanke, während eine Brigade der II. Grenadierdivision dessen linke Flanke angreift; hierdurch sind die Türken gezwungen, zu ihrer Verteidigung nach verschiedenen Seiten Front zu machen und den weiteren Vorstoß aufzugeben. Die III. Grenadierdivision, General Danielow, geht nun in die Linie zum Angriff vor, wirft den Feind und erobert die verlorene Redoute zurück.

„Inzwischen hat General Ganetzki auch die andre Brigade der II. Grenadierdivision herangezogen; die Türken, die von ihr in der linken Flanke bedroht werden, erleiden enorme Verluste, besonders durch Artilleriefeuer, und werden obendrein in ihrer Rückwärtsbewegung gehemmt durch das Vordringen neuer eigner Abteilungen.

„Noch am Mittag wütet der blutige Kampf fort. Die Russen und die Rumänen umgehen den Feind und haben im Rücken desselben den Wid erreicht, Opanetz ist in den Händen der Rumänen, und Osman, der seine tapfere Armee umringt sieht, erkennt nun, daß nicht nur der Vormarsch, sondern selbst der Rückzug nach Plewna unmöglich geworden ist. Sein Pferd ist ihm unter dem

Digitized by Google

Leibe erschossen und er selbst durch einen Granatsplitter am linken Bein verwundet worden; er wird in ein Häuschen unweit der steinernen Widbrücke gebracht, und hier läßt er gegen 1 Uhr die weiße Fahne aufziehen und sendet einen Stabsoffizier an den Kommandeur des nächsten feindlichen Truppenteils ab, um diesem mitzuteilen, daß er ihn zu sprechen verlange.

„Der rumänische Oberst Cerchez ist es, vor den der Parlamentär geführt wird. Morgens um ½10 Uhr war Cerchez von einer bulgarischen Deputation nach Bukowa gerufen worden, damit er den Ort vor Marodeuren schütze, die nach dem Abzuge der Türken hier ihr Unwesen trieben, und von Bukowa war er dann, nachdem er daselbst eine Besatzung zurückgelassen, unter dem Feuer der Türken um Plewna herum bis an die Widbrücke vorgedrungen. — Hier findet ihn der Parlamentär und fordert ihn auf, sich mit ihm zum Höchstkommandierenden der türkischen Armee zu begeben.

„Oberst Cerchez, der kaum seinen Ohren traut, folgt dieser Aufforderung und geht in Begleitung der Obersten Arion und Berendey, sowie einiger Stabsoffiziere nach dem bezeichneten Hause. Hier befindet sich Osman-Pascha mit noch mehreren seiner Generale und seinem Generalstabschef; sein Arzt, Hassib Bey, verbindet ihm das verwundete Bein. Oberst Cerchez, der den türkischen Feldherrn achtungsvoll begrüßt, vernimmt aus dessen Munde — als Dolmetsch dient der Arzt —, daß Osman-Pascha sich und seine Armee gefangen gebe und auf die Großmut der Sieger für seine Truppen, sowie auf Schonung der Bewohner Plewnas rechne. Oberst Cerchez hält sich nicht für kompetent, den Degen des Marschalls entgegenzunehmen; da er nicht weiß, wo Fürst Carol sich befindet, läßt er die Sachlage durch einen Offizier dem russischen General Ganetzki mitteilen, und erklärt Osman-Pascha, daß er sich von dem hier kommandierenden General erst Verhaltungsmaßregeln holen müsse, jedoch versichern könne, daß der Marschall für sich und seine Truppen auf die Behandlung, die man einem tapfern Gegner schulde, rechnen dürfe.

„Unterdessen hat sich die Kunde, daß Osman-Pascha in dem Häuschen an der Widbrücke sei, reißend schnell verbreitet, und schon langt der kaiserliche Adjutant General Strukow an, gesandt von General Ganetzki, der diesem auf dem Fuße folgt und Osman-Pascha den Degen abfordert; da er vom Kaiser keine Befehle hat, verlangt er die bedingungslose Ergebung der ganzen türkischen Armee, und Osman-Pascha, so gern er günstigere Bedingungen erreicht hätte, gibt angesichts der hoffnungslosen Lage nach kurzer Ueberlegung seinen Degen und damit das Schicksal seines Heeres schweren Herzens in die Hände der Sieger.

„Die Türken hat der Durchbruchsversuch 4000 Mann an Toten und Verwundeten gekostet; aber auch auf seiten der Russen haben die Grenadiere allein 1700 Mann und 50 Offiziere und die Rumänen 250 Mann verloren.

„General Cernat meldet, daß die Rumänen 28 Kanonen erbeutet haben und in ihrem Lager 10000 Gefangene beherbergen."

Nach dem Frühstück beim Kaiser, dem der Fürst, geschmückt mit dem Bande des Andreasordens (es ist heute der Festtag des heiligen Andreas) beiwohnt,

Digitized by Google

findet ein Kriegsrat statt, der zwei volle Stunden dauert, und in dem über die künftigen Operationen diskutiert wird. Außer dem Kaiser, dem Großfürsten und dem Fürsten Carol sind anwesend die Generale v. Todleben, Miljutin, Obrutschew, der vom Kaukasus eingetroffen ist, und Nepokoitschitzki.

Man ist geteilter Ansicht über die Frage, ob der Balkanübergang sofort erfolgen oder die bessere Jahreszeit abgewartet werden soll. Schließlich fällt die Entscheidung dahin aus, daß dem General Gurko sofort Verstärkungen geschickt werden, damit er den von ihm vorgeschlagenen Vormarsch auf Sofia ausführen kann.

Ernstlich besorgt ist der Kriegsrat, wie die Donaubrücken bei dem Eistreiben intakt zu erhalten seien. Der Fürst fürchtet, daß während des Winters auf die Brücken überhaupt nicht zu zählen ist; die eiserne Brücke ist aber leider nicht eingetroffen, da ihre Bestandteile auf den Bahnhöfen zwischen Petersburg und Ungheni der rumänischen Grenzstation verzettelt liegen sollen.

Auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes verlangt man dringend Verstärkungen; deshalb erbietet sich Fürst Carol, sämtliche Gefangene von Plewna durch seine Truppen bis an die russische Grenze transportieren zu lassen, was dankbar angenommen wird. Außerdem erklärt er, daß er mit zwei Divisionen (eine Division wird für den Gefangenentransport in Anspruch genommen werden) auf Widin marschieren wolle.

Das IX. Korps soll nach dem Beschluß des Kriegsrates dem General Gurko zugeteilt werden, während das IV. Korps (3 Infanteriedivisionen) nach Trnowa, die III. Schützenbrigade und die II. und III. Grenadierdivision nach Gabrowo dirigiert werden; die III. Gardedivision endlich hat nach Orhanieh abzumarschieren, so daß nur noch General Skobelew mit seiner Division vorläufig in Plewna bleibt, um dann später nach Selvi abzumarschieren. General v. Todleben hat vom Kaiser den Befehl bekommen, sich zur Armee des Großfürsten Thronfolgers an den Lom zu begeben.

Osman-Pascha wird über Bukarest nach Kiew gebracht werden. General v. Todleben erzählt dem Fürsten von seinen Unterhaltungen mit dem türkischen Heerführer: derselbe hat auf Todlebens Frage, ob ihm bis in den Oktober hinein unbekannt geblieben sei, daß die Russen Verstärkungen erhalten hätten, verneinend geantwortet, und auf die weitere Frage, warum er dann nicht noch rechtzeitig Plewna geräumt und sich auf Sofia zurückgezogen hätte, offen erklärt, daß er sich alles wohl überlegt habe und zu dem Schlusse gekommen sei, sich so lange in Plewna zu halten, bis der militärischen Ehre genügt und alle Lebensmittel aufgezehrt wären. Außerdem habe er gehofft, daß seine Gegner die Sturmangriffe fortsetzen und sich verbluten würden, und daß er alsdann immer noch die Rückzugslinie sich wieder eröffnen könnte. Bei vorzeitiger Räumung seiner starken Stellung würde er dagegen sicherlich in Konstantinopel sofort in Ungnade gefallen und seines Kommandos enthoben worden sein.

Abends ist der Fürst wiederum beim Kaiser, welcher sehr besorgt ist, daß er noch keine Nachrichten vom Großfürsten Wladimir hat, dessen Korps von

Digitized by Google

den Türken angegriffen ist; noch ehe der Fürst ihn aber verläßt, trifft das Telegramm ein, daß die Türken zurückgeschlagen worden sind. — Suleiman-Pascha hat am 28. November/10. Dezember mit großen Truppenmassen den Lom überschritten; das XII. Korps war auf diese Bewegung schon gefaßt gewesen und hatte daher seine Reserven an Metschka und Trstenik herangezogen. Am 30. November/12. Dezember griffen dann die Türken die eine der Brigaden der XII. Division bei Metschka so energisch an, daß die Russen den Ort räumen und sich auf die rückwärtsliegenden Höhen zurückziehen mußten. Nachdem von hier aus ein neuer Angriff der Türken siegreich abgeschlagen war, befahl Großfürst Wladimir die Offensive auf der ganzen Linie und schickte die XII. Kavalleriedivision in die rechte Flanke der Türken. Ein heftiger Kampf entspann sich in der Front und im Rücken der türkischen Stellung; auf beiden Seiten hatte die Artillerie eine verheerende Wirkung, endlich ward das türkische Zentrum geworfen, Metschka von den Russen wieder erobert und die Türken gezwungen, in wilder Flucht über den Lom, ja, von der Kavallerie verfolgt, bis auf Rustschuk sich zurückzuziehen. Das Schlachtfeld war von Verwundeten und Toten bedeckt, aber auch die Russen verloren 24 Offiziere und über 800 Mann.

Den 1./13. Dezember hat der Fürst vormittags emsig zu tun, um die Befehle wegen des Transports der Gefangenen zu geben.

Um 10 Uhr fährt er auf bodenlosen Wegen nach Bogot zum Großfürsten. Es ist wirklich kaum zum Vorwärtskommen; zahllose Pferdekadaver beweisen, welche Opfer der Weg schon gefordert hat.

Nach dem Frühstück läßt Fürst Carol durch den Fürsten Imeritinski den Tagesbefehl verlesen, in welchem er von den seinem Kommando unterstehenden russischen Truppen mit warmen Worten Abschied nimmt.

Derselbe lautet:

Tagesbefehl an die kaiserlichen Truppen der Belagerungsarmee von Plewna.

„Offiziere und Soldaten!

„Eure Ausdauer und Euer heldenmütiges Ringen ist von Erfolg gekrönt worden: Plewna, diese vom Gegner für uneinnehmbar gehaltene Stellung, durch welche dieser den Siegeslauf Seiner Majestät des Kaisers hemmen zu können glaubte, Plewna, welches die christlichen Heerscharen so viel edles Blut gekostet hat, Plewna ist gefallen!

„Der Zweck, für den die Zernierungsarmee zusammengestellt worden war, deren Kommando Seine Kaiserliche Majestät mir zu übertragen geruhte, ist nun erreicht, und dieser Tagesbefehl bringt den kaiserlich russischen Truppen, die ich zu befehligen die Ehre hatte, meinen Abschiedsgruß, zugleich aber der gesamten Armee vom General bis zum Gemeinen meinen Dank für die hingebende Unterstützung, die sie mir gewährt hat.

„Ihr habt gekämpft unter den Augen Eures erlauchten Kaisers und Eures

Digitized by Google

ritterlichen Höchstkommandierenden, Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Nikolaus; beide haben Euren Heldenmut gesehen. Ich brauche daher nicht noch mein Lob auszusprechen.

„Ein leuchtendes Vorbild der Tapferkeit und der höchsten kriegerischen Tugenden seid Ihr für mein junges Rumänenheer gewesen. Das ruhmreiche kaiserliche Heer hat sich mit meinen Truppen durch ein unzerstörbares Freundschaftsband verknüpft. Ich hoffe, daß Ihr Euren rumänischen Waffenbrüdern ein so freundschaftliches Angedenken bewahren werdet wie sie Euch.

„Mit Bedauern lege ich mein Kommando über Euch nieder, und mein sehnlichster Wunsch beim Abschiede ist, daß Ihr in den ferneren Kämpfen für unsre heilige Sache ebenso glänzende Erfolge erringen möget wie bisher!

„Daher laßt uns vor unsrer Trennung noch einmal in den Freudenruf einstimmen, der so inbrünstig aus Euren Herzen strömt: Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

„Der Kommandeur der Zernierungsarmee von Plewna
Carol."

„Gegeben zu Poradim, den 1. Dezember 1877."

Der Großfürst umarmt nach der Verlesung des Tagesbefehls den Fürsten und dankt ihm herzlich.

Die russische und rumänische Nationalhymne werden gespielt.

Dann findet eine Beratung über verschiedene Fragen statt, hauptsächlich über die Verpflegung der Gefangenen und ihre Uebernahme an der russischen Grenze resp. in Bukarest.

Um 5 Uhr ist Fürst Carol wieder in Poradim, wo unterdessen Jon Bratianu eingetroffen ist. Bis Mitternacht konferiert der Fürst mit ihm über den Vormarsch der Rumänen gegen Widin und über die Gefangenentransporte. Letztere sollen von der Division des Generals Racovitza ausgeführt werden.

Von den Gefangenen bleiben 15000 Mann mit zwei Paschas und einigen hundert Offizieren in Rumänien, die übrigen sollen nach Rußland geschafft werden.

Vom Fürsten von Montenegro ist eine begeisterte Glückwunschdepesche eingelaufen; im Namen des montenegrinischen Heeres begrüßt er die tapfere rumänische Armee, die so glorreich mit ihrem Blute die Waffenbrüderschaft mit den Kriegern des Zarbefreiers besiegelt habe, und spricht seine Hoffnung aus, daß dieses vergossene Blut ein ewiges Band auch zwischen Montenegro und Rumänien sowie die Bürgschaft für die friedliche Entwicklung der Länder zwischen der Donau und der Adria bilden werde.

Kaiser Alexander hat an den Fürsten Carol folgende offizielle Zuschrift gerichtet:

Au Quartier Général à Poradim en Bulgarie,
le 1/13 Décembre 1877

A Son Altesse le Prince de Roumanie!

Après une résistance de cinq mois, les efforts combinés de nos troupes alliées ont été couronnés d'un plein succès. L'armée

Digitized by Google

d'Osman Pacha a deposé les armes et Plewna est tombé. Désirant consacrer le souvenir de cet éclatant succès et de la part que Votre Altesse y a prise personnellement, il m'est agréable de Lui conférer à cette occasion mon ordre de Saint André orné de glaives. Je La prie d'en recevoir les insignes comme un témoignage de ma sincère affection dont je Lui renouvelle l'assurance.

Alexandre.

Ferner hat Großfürst Michael ein Glückwunschtelegramm an den Fürsten Carol gesandt: „Tiflis, 1/13 Décembre 1877. Votre Altesse Royale comprendra avec quels sentiments je m'empresse de La féliciter de l'éclatante victoire que les armées roumaine et russe ont remportée sous Plewna.

Michel."

Am 2./14. dankt der Fürst in einem längeren Schreiben für die kaiserliche Zuschrift.

An seine Armee richtet Fürst Carol folgenden Tagesbefehl:

„Soldaten! Eure Ausdauer, die großen Leiden und Entbehrungen, die Ihr ertragen, die Opfer an Blut und Leben, die Ihr so willig gebracht habt, alles das ist bezahlt und vergolten worden an dem Tage, wo das schreckliche Plewna durch Euren Heldenmut zu Falle kam, wo das stolze Heer des Sultans unter dem berühmtesten und tapfersten seiner Generale, Osman dem Siegreichen, vor Euch und Euren Kampfgenossen, den Soldaten Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, die Waffen gestreckt hat.

„Ihr habt Taten vollbracht, würdig derjenigen Eurer tapferen Vorfahren, und die Bücher der Geschichte werden sie, gleich jenen, den fernsten Jahrhunderten aufbewahren.

„Bald werdet Ihr in die Heimat zurückkehren, und jeder wird auf der Brust das Zeichen seines Soldatenmutes und seiner Hingabe für das Vaterland tragen, das Kreuz des Donauüberganges und die Medaille für die Verteidigung der rumänischen Unabhängigkeit. Dann könnt Ihr stolz Euern Anverwandten sagen, was Ihr für das Vaterland getan. Die Greise werden Euch lauschen und sich der großen Zeiten des rumänischen Volkes erinnern, deren Kunde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, die Jünglinge aber werden in Euch ein lebendes Vorbild ihrer künftigen Pflichten sehen; Rumänien darf stolz und ruhig in die Zukunft schauen, solange es solche Söhne mit warmem Herzen und kräftigem Arm besitzt.

„Im Namen Eures Vaterlandes dankt Euch Euer Fürst und Heerführer

„Gegeben in Plewna am 2./14. Dezember 1877. Carol."

Der Fürst befördert den Brigadegeneral Cernat zum Generalleutnant, die Obersten G. Anghelesku und Cerchez zu Generalen; außerdem wird durch die ganze Armee ein allgemeines Avancement vorgenommen, und Ordensauszeichnungen an zahlreiche russische und rumänische Offiziere und Soldaten verliehen.

Digitized by Google

Die Zeit des Fürsten ist stark in Anspruch genommen, da aus dem kaiserlichen Hauptquartier jedermann sich speziell von ihm verabschieden will.

Die Russen haben das von den Türken geräumte Elena besetzt.

Kurz vor 1/2 11 Uhr fährt der Fürst nach Plewna; bis Griwitza durch dichten Nebel, von da an bei klarem Wetter. So dicht war der Nebel, daß Fürst Carol, in einer Entfernung von kaum hundert Schritt an einer russischen Brigade des IX. Korps vorbeigefahren ist, ohne sie zu bemerken; erst als er durch einen nachreitenden Offizier davon in Kenntnis gesetzt wird, fährt er zurück, um sie zu begrüßen.

Von Plewna begibt der Fürst sich ohne Aufenthalt weiter nach der Widbrücke, wo er um Mittag eintrifft und zu Pferde steigt. Der Großfürst ist mit seinem Stabe schon dort, weil der Kaiser heute, vor seiner Abreise aus Bulgarien, eine große Parade abhalten will über die Truppen, welche Plewna bezwungen haben: die III. Gardedivision, das Grenadierkorps, 14 rumänische Bataillone, das IV. Korps, die II. Armeedivision und eine Division des IX. Korps, Artillerie und Kavallerie, eine enorme Front von 70 000 Mann, in Kolonne in drei Treffen aufgestellt. Der Kaiser trifft erst um 1/2 2 Uhr ein; unterdessen hat der Nebel zugenommen und es ist empfindlich kalt geworden. Der Fürst überreicht dem Kaiser den Truppenrapport. Dann wird die ganze Front abgeritten, und Kaiser Alexander äußert seine Freude darüber, daß er auch die rumänischen Truppen hier noch einmal sieht.

Nach der Parade wird ein Ritt über das Schlachtfeld gemacht, auf dem noch viele Leichen liegen, und den Lagern der gefangenen Türken vorbei; dann zu Wagen, von allen Offizieren eskortiert, nach Plewna; Fürst Carol hat den Großfürsten Sergius in seinen Wagen genommen. Die Straßen der Stadt sind furchtbar schmutzig. Nach dem Dejeuner in einem Bulgarenhause empfängt der Kaiser die Notabilitäten der Stadt und nimmt dann vom Großfürsten Abschied, ehe er wieder nach Poradim aufbricht.

Der Nebel hat sich inzwischen so verdichtet, daß auf der Rückfahrt nur deswegen der Weg nicht verfehlt wird, weil derselbe auf Befehl des Fürsten rechts und links durch kleine Erdhügel markiert worden ist. Bei Griwitza begrüßen die dort stehenden Truppen des IX. Korps den Kaiser und den Fürsten mit Hurra.

Um 8 Uhr abends diniert Fürst Carol in Poradim beim Kaiser. Letzterer liest ihm in seinem Kabinette die Glückwunschdepesche des Fürsten Milan und seine Antwort darauf vor: „Er dankt für die späten Wünsche des Fürsten Milan und bedauert, daß dieser nicht schon früher in die Aktion eingetreten ist, damit Serbien seine Unabhängigkeit mit dem Blute seiner Landeskinder erkaufe, wie Rumänien es getan.

Nach Tische herrscht die heiterste Stimmung. Der Kaiser steht noch unter dem Eindrucke des Sieges und bliebe lieber in Bulgarien, als daß er nach Rußland zurückkehrte; er hat aber den Vorstellungen seiner Räte, daß er sich nicht länger den Unbilden des Winterfeldzuges aussetzen dürfte, nachgegeben.

Digitized by Google

Nach dem Diner zieht sich der Kaiser mit dem Fürsten in sein Schreibzimmer zurück und spricht mit ihm über den künftigen Frieden; er versichert ihm, daß Rumänien nicht zu kurz kommen solle, und daß er sich der vom Lande gebrachten Opfer erinnern werde. Den Umfang und die Schwere dieser Opfer würdige er vollkommen; ebenso habe er den Fürsten sehr lieb gewonnen und erkenne alle seine ausgezeichneten Eigenschaften mit Freuden an.

Fürst Carol entgegnet etwas beschämt, daß er die Ehre, russische Truppen unter seinem Kommando gehabt zu haben, nie vergessen werde; in der Schlacht habe er den russischen Soldaten in seinem Mute wie in seiner Standhaftigkeit und in seiner Entbehrungsfähigkeit schätzen, ja bewundern gelernt. Dann auf das politische Gebiet übergehend, spricht Fürst Carol seine Hoffnung aus, daß Rumänien zu den Friedensverhandlungen zugezogen werde; das würde im Lande die größte Befriedigung hervorrufen.

Obwohl nun der Kaiser gesagt, daß er auf die Sicherung der staatsrechtlichen Stellung Rumäniens, die übrigens zweifellos von Europa werde anerkannt werden, bedacht sein wolle, empfindet der Fürst doch, daß in dieser Antwort keine feste Verheißung, sondern ein liebenswürdiges Ausweichen liegt.

Mit großer Wärme und herzlichen Umarmungen sagt ihm der Kaiser dann Lebewohl; der Fürst will aber noch nicht Abschied nehmen, sondern hält trotz der Proteste des Kaisers daran fest, daß er ihn morgen in der Frühe vor der Abreise noch aufsucht.

Als der Fürst das Haus verläßt, sieht er den General Grafen Ignatiew trotz Kälte und Nebel im Hofe stehen; er drückt ihm sein Erstaunen darüber unverhohlen aus, und der General erwidert, daß ihm daran gelegen sei, sich noch speziell vom Fürsten zu verabschieden. Fürst Carol reicht ihm die Hand, General Ignatiew bittet aber um die Erlaubnis, den Fürsten bis an sein Haus zu begleiten. — Der Weg ist sehr schlecht, und auf dem schlüpfrigen Lehmboden gleiten sie jeden Augenblick aus. Ignatiew fragt den Fürsten, ob er von dem Ergebnis seiner langen Unterhaltung mit dem Kaiser befriedigt sei; Fürst Carol ist auf seiner Hut und bejaht die Frage. Der General fragt weiter, ob der Kaiser sich über die Friedensbedingungen im einzelnen ausgelassen hätte. Fürst Carol verneint das, betont aber die Zusage des Kaisers, daß er die Interessen Rumäniens nicht außer Augen lassen werde. Vor seinem Hause verabschiedet sich der Fürst dann definitiv von General Ignatiew.

Der Fürst findet bei sich wieder, wie alle diese Tage, viele Glückwunsch-

Digitized by Google

und Sympathietelegramme vor. In Westeuropa ist die öffentliche Meinung über die Folgen des Falles von Plewna geteilt: die einen meinen, daß der Friedensschluß nahe bevorstehe; die andern dagegen halten die Widerstandskraft der Türkei noch durchaus nicht für gebrochen und glauben, daß dieselbe den Krieg bis zum Aeußersten fortsetzen würde.

Den 3./15. Dezember, um 7 Uhr morgens, reist der Kaiser ab. Fürst Carol begleitet ihn zu Pferde bis über die Lisiere des Dorfes hinaus; beim letzten Abschied wiederholt der Kaiser noch, daß die Tage vom 30. August und 28. November ihm unvergeßlich bleiben würden.

Nach Hause zurückgekehrt, arbeitet der Fürst mit Bratianu. Besondere Sorge macht ihm die Verpflegung der längs der Donau operierenden Truppen für den Fall, daß die Passage über die Brücke auf längere Zeit unterbrochen werden sollte. Bisher ist, wie der Fürst seinem Minister mit hoher Befriedigung ausspricht, dank dessen Energie die Verpflegung der Truppen vor Plewna gut gewesen.

Um $^1/_2$12 Uhr empfängt der Fürst den General v. Todleben, um Mittag den ganzen Stab der Plewnaer Belagerungsarmee: den Fürsten Imeritinski, den Fürsten Cantanzine (Souschef des Generalstabs), die Generale Moller (Artillerie), Reitlinger (Ingenieur) usw., die sich bei ihm abmelden und ihm ihren Dank aussprechen für die ihnen verliehenen Dekorationen. Hierauf findet ein großes Frühstück statt, zu welchem sämtliche Generale geladen sind. Der Fürst bringt das Wohl des Kaisers aus; General v. Todleben trinkt auf die Gesundheit des Fürsten und sagt, daß er sich glücklich schätze, die Gefühle seiner Kameraden für den Fürsten aussprechen zu dürfen: derselbe habe sich durch seinen ritterlichen Charakter, seine Energie und seine militärischen Talente die Liebe und Bewunderung aller erworben. Fürst Carol bringt das Wohl des Generals Todleben aus und erwidert ihm, daß er stolz darauf sei, den berühmten Verteidiger Sebastopols vor Plewna an seiner Seite gehabt zu haben.

Den Generalen des Grenadierkorps, Ganetzki, Danielow und Swjetschin, hat der Fürst mit einem Schreiben die Tapferkeitsmedaille verliehen. Generalleutnant Krüdener tritt in das Detachement Gurkos über; Generalleutnant Swjetschin übernimmt den Befehl über das IX. Korps. Die III. Gardedivision marschiert heute von Plewna nach Orhanieh; morgen wird das IX. Korps ihr folgen.

Fürst Carol verleiht dem General v. Todleben das Großkreuz des Sterns von Rumänien mit Schwertern und schreibt ihm dazu folgende Abschiedsworte: „Mon cher Général! C'est avec le plus vif regret que je me sépare aujourd'hui de Votre Excellence en gardant un souvenir ineffaçable des moments difficiles que nous avons traversés ensemble. Grâce à votre prévoyance, toutes nos peines ont été couronnées par un succès complet. Je vous remercie de tout mon cœur pour le concours éclairé que vous m'avez prêté pendant tout le temps que j'ai eu le bonheur de vous voir à côté de moi. En souvenir du temps mémorable où les efforts combinés des armées

Digitized by Google

russe et roumaine ont été couronnés par la belle victoire du 28 Novembre, je vous prie d'accepter la Grande Croix de mon Ordre de l'Etoile de la Roumanie avec les glaives, dont je vous ferai parvenir les insignes. — Recevez, mon cher Général, l'assurance de ma sincère amitié et de toute mon affection. Carol."

Dem Fürsten Gortschakow in Bukarest hat Fürst Carol das Großkreuz des Sterns von Rumänien durch die Fürstin Elisabeth persönlich überreichen lassen. Der Kanzler dankt telegraphisch für diese Auszeichnung, die ihn stets an die große, von Russen und Rumänen gemeinsam vollbrachte Waffentat erinnern werde.

Dem Großfürsten nach Bogot übermittelt der Fürst telegraphisch die ihm aus Belgrad zugegangene Nachricht, daß die serbische Kriegserklärung gestern in Konstantinopel überreicht worden ist, und daß Fürst Milan heute zu seiner Armee abgehen soll, um am 5./17. die Grenze zu überschreiten. — Zu gleicher Zeit ersucht Fürst Carol den Großfürsten um Vermittlung beim Großfürsten Alexis, daß dieser den Rumänen die ihnen für den Dienst zwischen Rahowa und Lom-Palanka unentbehrliche Dampfbarkasse überlasse. Großfürst Nikolaus antwortet sofort, daß er die entsprechende Anweisung dem Großfürsten Alexis bereits erteilt hat.

Den 4./16. Dezember ist starkes Schneegestöber, so daß der Fürst das Haus nicht verlassen kann, sondern alle dringenden Geschäfte am Schreibtisch erledigt.

In Konstantinopel ist das türkische Parlament wieder eröffnet worden. Die Thronrede verheißt Reformen und die Gleichheit aller Untertanen vor dem Gesetze und fordert die letzteren auf, für die Verteidigung des Landes jedes Opfer zu bringen. Die ohne legitimen Grund erfolgte Kriegserklärung seitens „der moldowalachischen Fürstentümer" habe die Schwierigkeit der Lage noch sehr vermehrt.

Da die auf den 5./17. Dezember anberaumte Revue über die rumänischen Truppen wegen des schlechten Wetters abbestellt wird, fährt Fürst Carol nach den Feldlazaretten hinaus. Zu dem Frühstück im rumänischen Hauptquartier lädt der Fürst die beiden Paschas — Edhem und Ahmed — ein, die in rumänische Gefangenschaft geraten sind; sie zeigen sich sehr dankbar für die ihnen vielfach erwiesenen Freundlichkeiten. Später findet ein Tedeum statt.

In Plewna sollen viele Krankheiten herrschen; in manchen Häusern und Moscheen liegen immer noch Tote!

Der erste Gefangenentransport unter Führung des Obersten Roznovanu ist bereits von Plewna nach Nikopoli abgegangen.

Der Fürst gibt der III. Division unter General Anghelesku den Befehl, nach Widin abzumarschieren.

Das IX. Korps rückt nach Wratza ab; das IV., sowie die II. Armeedivision und die zwei Grenadierdivisionen werden nach Gabrowo zur Armee Radetzki geschickt. Die Generale Sotow und Krüdener verabschieden sich vom Fürsten und danken ihm für die vielen Beweise seines Wohlwollens; die unter ihm ver-

Digitized by Google

lebte Zeit werde ihnen unvergeßlich bleiben! Fürst Carol zeichnet beide Generale durch das Großkreuz seines Ordens aus. Die Türken haben Berkowitza geräumt.

Der Kaiser von Rußland verbringt den 5./17. Dezember in Bukarest, wo er sehr großartig empfangen worden ist. Von der Donau aus ist er auf einer neuen Bahn, auf der zum erstenmal ein Zug läuft (Simnitza—Fratescht), gefahren. Der Kaiser telegraphiert dem Fürsten Carol: „J'ai été très heureux de présenter mes hommages à la Princesse Elisabeth, dont l'accueil amical m'a profondément touché. Je suis aussi très sensible a celui de la population de Bucarest. Je me recommande à votre bon souvenir. Alexandre."

Großfürst Nikolaus erläßt einen Tagesbefehl, der nachstehenden Wortlaut hat:

„Ordre du jour aux troupes de l'armée active.

„Quartier-Général de Bogot: le 5 Décembre 1877.

„La tâche du corps d'investissement de Plewna ayant été accomplie, ce corps sera dissous. Les troupes qui en faisaient partie et qui sont restées sous Plewna, formeront sous Mon commandement immédiat la réserve générale; elles devront pour toutes les questions de service s'adresser au Grand Etat-Major de l'armée.

„En prescrivant la dissolution du corps en question, Je crois devoir exprimer Ma gratitude sincère à son chef, Son Altesse Sérénissime le Prince Charles de Roumanie, qui depuis le 17 Août a commandé les troupes alliées, formant d'abord l'armée de l'ouest et plus tard le corps d'investissement. Grâce à une activité exceptionnelle, Son Altesse a su établir la cohésion la plus complète entre les troupes russes et roumaines, les grouper en un tout homogène et diriger leurs efforts conformément à Mes prescriptions vers le but final qui a si brillamment couronné l'œuvre commune.

„Je remercie sincèrement et de cœur l'adjoint du chef de ce corps, Aide-de-Camp Général Todleben, pour son activité infatigable à diriger les mesures destinées à assurer le succès. A force d'habileté, de fermeté et d'énergie, il a dirigé l'investissement de façon à faire mettre bas les armes à toute l'armée ennemie, tout en ménageant les troupes et leur épargnant des pertes inutiles.

„Je remercie aussi sincèrement l'exchef d'Etat-Major du corps, Lieutenant-Général Prince Iméritinski pour l'ordre exemplaire et l'exactitude apportés dans la transmission et la mise à exécution des ordres et des plans du chef du corps d'investissement et de son adjoint.

„J'exprime Ma reconnaissance sincère au commandant des troupes roumaines du corps d'investissement, Général

Digitized by Google

Cernat, qui a su faire pénétrer l'esprit militaire parmi des troupes participant pour la première fois aux combats, et les aguerrir à toutes les fatigues de la vie militaire dans les conditions les plus difficiles; qui a su exécuter jusqu'au bout la tâche entière qui lui était confiée.

„Je remercie de cœur tous les commandants de corps d'armée, les chefs de division, les commandants de brigade et de régiment, tous les officiers et subalternes du corps d'investissement pour les fatigues et les privations endurées dans l'exécution d'une tâche difficile, pour leur courage indomptable en face d'un ennemi qui combattait en desespéré.

„L'Empereur été témoin de votre abnégation, de votre valeur sans bornes, de votre intrépidité. Il vous a souvent donné des preuves de Sa bienveillance.

„Je vous ai admiré dans plus d'une occasion et vous réitère Ma gratitude émue et sincère.

„Le Général en Chef de l'Armée Active, Inspecteur Général du Génie et de toute la Cavalerie Nicolas."

Diesen Tagesbefehl überſendet der Großfürſt dem Fürſten Carol mit folgendem Briefe:

„Monseigneur!

„Les opérations de l'armée russo-roumaine contre Plewna ayant été couronnées d'un plein et éclatant succès, les troupes qui se trouvaient placées sous le commandement de Votre Altesse vont recevoir d'autres destinations. Je me suis fait un devoir de les remercier par un ordre du jour spécial, que j'ai l'honneur de Vous transmettre ci-après, ainsi que celui qui ordonne la dissolution de l'armée d'investissement.

„Les résultats brillants qui viennent d'être obtenus près de Plewna sont dûs en grande partie à la coopération de la brave armée roumaine, aussi bien qu'à l'impulsion que les troupes alliées recevaient de leur commandant immédiat, dont elles admiraient et imitaient l'activité, le courage et le dévouement à Son devoir de soldat.

„Je me suis fait un plaisir tout particulier d'exprimer à Votre Altesse ces sentiments, ainsi que la satisfaction sincère que j'ai éprouvée à voir la confraternité d'armes entre les troupes russes et roumaines établir des liens nouveaux entre les deux peuples.

„Heureux d'avoir été mis à même d'apprécier à cette occasion les qualités éminentes qui distinguent Votre Altesse et la brave armée roumaine, j'en garderai toujours un profond et ineffaçable souvenir.

„Veuillez agréer, Monseigneur, l'expression des sentiments de haute considération et d'attachement cordial avec lesquels j'ai l'honneur d'être de Votre Altesse Sérénissime le fidèle ami. Nicolas."

Digitized by Google

Da es die ganze Nacht hindurch geschneit hat, liegt am Morgen des 6./18. Dezember der Schnee schon tief, und noch wütet der Schneesturm weiter. Durch alle Fugen des Stübchens, worin das Feldbett des Fürsten Carol steht, ist der Schnee eingedrungen, und vor der Türe wie auf dem ganzen Fußboden hat er sich so aufgehäuft, daß der Kammerdiener von außen nicht hinein kann, ehe nicht der Fürst mit einem eisernen Stuhle, dessen er sich als Schaufel bedient, den Schnee von der Schwelle entfernt hat. Vom Heizen ist heute keine Rede, weil der Sturm das Feuer im Ofen ausbläst.

Fürst Karl muß seine Absicht, heute zum Großfürsten nach Bogot zu fahren, aufgeben, denn die Wege sind unpassierbar, alle Häuser bis ans Dach verschneit.

General v. Todleben und Fürst Imeritinski sind unter den größten Mühen von Tutschenitza nach Poradim gekommen, um den Fürsten noch einmal zu sehen, ehe sie zum Heere des Großfürsten-Thronfolgers abgehen. Sie nehmen an dem Frühstück des Fürsten teil, das wie immer im Zelt serviert wird; natürlich ist es daselbst sehr kalt, obwohl man bis über die Knie in dem Stroh steckt, das zur Erwärmung der Füße gestreut worden ist.

Fürst Carol ist außer sich bei dem Gedanken an das Elend, welches die marschierenden Truppen auszuhalten haben: schutzlos sind sie auf der weiten Ebene dem Unwetter ausgesetzt.

Das Schneegestöber hält am 7./19. Dezember an. Der Fürst kann wiederum nicht nach Bogot gehen. Er schreibt dem Großfürsten Nikolaus folgenden Brief:

„Mon cher Cousin!

„C'est avec le plus vif regret que je quitte pour quelque temps la Bulgarie, afin de rentrer dans ma capitale où m'appellent des affaires urgentes, laissées depuis longtemps en souffrance. Mon regret est d'autant plus grand que je n'ai plus le bonheur de Te serrer encore une fois la main, et que je n'ai pu remplir le devoir cher à mon cœur, de me présenter à Bogot pour te remercier de toutes Tes bontés et prendre congé de Toi.

„Malgré un fort refroidissement, j'avais décidé hier, puis aujourd'hui de me rendre au Quartier-Général, mais l'état des routes est tellement déplorable qu'il n'y a guère moyen de se frayer un chemin et d'aller et revenir avec les mêmes chevaux dans la même journée.

„Demain, jour de mon départ, je devrai faire route à cheval, et je tâcherai d'arriver à Nicopoli, où les délégations de la Chambre et du Sénat m'ont prié de venir pour m'apporter leurs adresses.

„Avec la plus grande inquiétude je songe aux troupes qui ont fait partie de l'armée d'investissement de Plewna et qui se trouvent en ce moment en route.

„Il me sera difficile à ne plus être près de Toi; et je te prie de croire que mes vœux les plus ardents et toutes mes pensées t'accompagnent. Je n'oublierai jamais toute l'amitié et tout l'intérêt que Tu m'as continuelle-

Digitized by Google

ment montrés en cette époque mémorable, qui nous a réunis sur le champ de bataille.

„J'espère que nos futures opérations seront couronnées d'un plein succès qui permettra à nos armées de retourner dans leurs foyers après avoir entièrement rempli leur mission.

„Je prie Dieu qu'il Te protège et Te donne la force et la santé pour couronner la belle œuvre que Tu as entreprise avec tant de courage, persistance et abnégation.

„En Te priant de me conserver à l'avenir les sentiments que Tu m'as toujours temoignés avec tant d'effusion, je suis et je reste à tout jamais, Ton affectionné cousin et ami Carol."

Fürst Carol erhält folgende Depesche des Deutschen Kaisers vom 18. Dezember:

„Fürst Carol von Rumänien, Poradim.

„Mit größtem Interesse habe ich Deine Operationen und die Tapferkeit Deiner Truppen verfolgt. Ich kann Dir meine Freude über diese Leistung nicht herzlich genug aussprechen, und als Anerkennung erlaube ich mir, Dir hiermit meinen Militärorden „Pour le mérite" zu verleihen. Da Du weißt, wie hoch dieser Orden in meiner Armee geschätzt wird, wird seine Verleihung Dir gewiß von Wert sein. Wieviel Gefahren, Mühen, Entbehrungen hast Du mit Deinen Truppen geteilt, bis Du endlich in dem Falle von Plewna einen schönen Triumph gefeiert hast. Gott helfe weiter! Wilhelm."

Fürst Carol antwortet augenblicklich:

„Die lieben, schmeichelhaften Worte, die Eure Majestät mir und meiner jungen Armee zollen, haben mich tief gerührt und ungemein glücklich gemacht. Die gleichzeitige Verleihung des von allen Armeen so hoch gehaltenen Ordens „Pour le mérite" hat mich ebenso freudig überrascht als mit gerechtem Stolze erfüllt. Gestatten Eure Majestät, daß ich meinen tiefgefühlten, innigsten Dank ausspreche für die hohe Auszeichnung, die mir zuteil geworden, und daß ich Eure Majestät versichere, daß meine Truppen mit großer Genugtuung auf das blaue Kreuz blicken werden, mit dem ich mich heute schmücken darf, denn es wird mich stets daran erinnern, daß der oberste Kriegsherr des ruhmreichen deutschen Heeres die Tapferkeit meiner jungen Armee, der ich meine ganze Fürsorge zugewandt, anerkannt hat. Möge Gottes Segen immerdar über Eurer Majestät walten!

Carol."

Der Kaiser von Rußland telegraphiert dem Fürsten aus Jassy: „Au moment de quitter Vos états, il me tient à cœur de

Digitized by Google

Vous remercier du fond du cœur de Votre accueil si amical. Votre télégramme de ce matin m'a profondément touché. Que Dieu veille sur Vous et nous permette bientôt de signer une paix avantageuse et glorieuse! Alexandre."

Auch der Großfürst Nikolaus telegraphiert dem Fürsten heute „Chaleureux Adieux" und bittet ihn um freundliches Gedenken.

Fürst Carol antwortet umgehend:

„Son Altesse Impériale le Grand-Duc Nicolas, Bogot.

„Lorsque j'ai reçu Ta charmante dépèche, je T'avais déjà écrit une lettre pour T'exprimer mes plus vifs regrets de n'avoir pu Te voir avant mon départ. Les sentiments amicaux que Tu m'exprimes me sont infiniment chers et précieux. Elisabeth sera très heureuse d'avoir de tes nouvelles par moi. L'Empereur d'Allemagne m'a conféré l'Ordre pour le Mérite en m'adressant une dépèche des plus flatteuses. Poradim est complètement enfoui sous la neige, et je ne cesse de penser aux troupes qui sont en marche. Carol."

(Fortsetzung folgt)

Das türkische Haremsleben und sein wirtschaftlicher Einfluß

Von

General Izzet Fuad-Pascha

Ein Türke kann in Europa keinen Schritt machen, ohne daß man ihn alle Augenblicke nach Einzelheiten über das Haremsleben fragt. Man bildet sich ein, daß der Harem noch immer in seiner früheren Gestalt bestehe und daß die Türken alle der Polygamie huldigen. Die großen Harems, ausgenommen die des Sultans, sind nicht mehr, wie sie die Abendländer sich vorstellen, sie nehmen von Tag zu Tag ab und verändern sich von Stunde zu Stunde.

Da wir aber den Harem schildern sollen, wie er in Stambul war und wie er heute ist, so wollen wir ein getreues Bild der Verhältnisse geben, um alle Legenden zu zerstören, wie sie in Büchern aus der Feder von Ausländern in Umlauf sind, die niemals einen genauen Einblick in unser häusliches Leben bekommen haben. Wir können sogar behaupten, daß das, was bisher geschrieben worden, reine Phantasie ist! ... Wie alles, was lange und eifersüchtig verborgen gehalten wird, ist der Harem mit einem Panzerhemd aus geheimnisvollen Maschenringen umhüllt!

Digitized by Google

Nun denn — zerreißen wir diese Hülle und betrachten wir die Legende in der Nähe ...

In meinen jungen Jahren gab es ungeheure Harems und mächtige Paschas; diese haben die letzten klassischen Harems der ottomanischen Gesellschaft besessen.

Das Wort Harem kommt vom arabischen Wort „Mahrem" = vertraulich und bedeutet Intimität oder auch das Heim der Frauen.

Man weiß, daß jedes türkische Haus in zwei Teile zerfällt: mit dem Wort Selamlik[1]) wird die Abteilung der Männer, mit dem Wort Harem die der Frauen bezeichnet.

Im Harem befinden sich vom männlichen Geschlecht der Herr, der Besitzer, und seine Kinder; sie allein können mit einigen sehr nahen Verwandten von demselben Geschlecht in den Harem, die intime Häuslichkeit, gelangen, hingegen darf keine Frau — unter keinem Vorwand — den Selamlik, die Männerabteilung, betreten.[2]) Nach dem Befehl des Propheten soll die muselmanische Frau ihre Haare und Knöchel vor jedem Individuum des andern Geschlechts verbergen. Das ist alles. Wie man sieht, ist von da bis zur vollständigen Einsperrung ein weiter Weg ... aber die Männer in ihrem wilden Egoismus haben das anders gedeutet. Das ist der Ausgangspunkt des Harems.

Als der große Prophet dieses Gebot aufstellte, hatte er ohne Zweifel nicht daran gedacht, daß in der Folgezeit die Frau vom Verkehr getrennt, ja abgeschlossen, in den dritten Rang der Gesellschaft verwiesen, als häusliches Werkzeug, als Sklavin behandelt werden würde! Er dachte nicht daran, daß die Eifersucht und der Egoismus der Männer seinen Gedanken anders auslegen und daß die Vollstrecker seines Gesetzes jene Vieldeutigkeit des Korans benützen würden, um den Harem zu schaffen, und es läßt sich leicht feststellen, daß sich hinter den dicken Mauern der geheimnisvollen Harems die scheußlichsten Verbrechen und Dramen, die dem männlichen Egoismus entspringen, abgespielt haben, ohne Zweifel häufiger als in den Kreisen, in denen die Frau als der wertvollste Faktor jeder zivilisierten Gesellschaft betrachtet wird. Es ist jedoch sicher, und viele meiner Leser, aus welchem Lande sie auch sein mögen, werden es zugeben, daß man, wofern das Gesetz es erlaubte, nicht ungern seine Frau, wenn sie schön ist, von gewissen Schaustellungen des abendländischen Lebens fernhalten, z. B. sie hindern würde, mit entblößter Büste auf den Ball zu gehen oder sich bei einer Walzertour von einem feurigen jungen Manne umfassen zu lassen, der nur den einen Wunsch hat — an der Stelle des Gatten zu sein!

Diese wenn auch — im Anfang — nur moralische Befleckung hat der Muselman vermeiden wollen — mit Unrecht oder mit Recht?

Die Frau für sich und nur für sich zu haben und den andern nichts zu gönnen, nicht einmal einen Blick, nicht einmal ein Lächeln, nichts — das ist der

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem gleichen Wort, das den allwöchentlichen Besuch des Sultans in der Moschee bezeichnet.

[2]) Infolge der Frauenbewegung jedoch empfangen heutzutage zahlreiche türkische Damen ihre Bekannten.

Digitized by Google

Ausgangspunkt, der Gedanke, aus dem heraus der Harem und die Einsperrung der türkischen Frau sich entwickelt hat.

Bewahrt das die muselmanischen Ehegatten davor, denselben Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu sein, wie die nicht muselmanischen? ... O nein! Weiß Gott, nein! Diese Unannehmlichkeiten sind nur weniger häufig, das ist alles.

Im Morgenlande wie überall will Gott, was die Frau will. Aber man darf nicht glauben, daß jeder Orientale, so sehr er auch wünschen mag, sich einen Harem zu halten, dazu in der Lage ist ... Es ist eine sehr kostspielige Sache, sich einen Harem zu halten, und man muß sehr reich sein, um es zu können!

Das muselmanische Gesetz gestattet uns, vier legitime Frauen zu besitzen und so viele Konkubinen, als unsre Mittel zulassen, aber unter der Bedingung, sie alle zufriedenzustellen und sie auf dem Fuße vollkommener Gleichberechtigung zu behandeln ... Welches Vermögen und welches Naturell kann das aushalten?

Die von diesen Odalisken stammenden Kinder sind ganz ebenso legitim wie diejenigen, die von den Nikiahlis (durch Ehevertrag legitimierte Gattinnen) geboren werden; nur die Kinder einer Sklavin, die etwa der Frau des Mannes oder irgendeiner andern Persönlichkeit gehört, würden es nicht sein. Legitim ist eine Konkubine, wenn sie durch Kauf oder als Kriegsbeute erworben worden ist.

Im Hause meiner Eltern waren ständig achtzig bis hundert Frauen, aber mein Vater hatte nur eine einzige legitime Gattin, ebenso legitim wie die europäischen Gattinnen, ebenso respektiert in ihrem Hause wie nur irgendeine Gattin in den Ländern des Westens, in denen die Konkubinen und zweiten Gattinnen nur Bastarde zur Welt bringen können!

Später, als ich mich verheiratete, wurde ich der Schwiegersohn eines Grandseigneurs, der die wahren Vorschriften des Korans buchstäblich und in ihrem ganzen Umfang befolgt hatte: er besaß vier legitime Frauen und an fünfhundert Sklavinnen in seinem großen Harem. Er ist aber mit vierzig Jahren gestorben, und von dem fünfzig Millionen Franken betragenden Vermögen, das er besaß, haben seine zahlreichen Kinder nach seinem Tode nichts auch nur zu Gesicht bekommen.

Zu der Zeit, von der ich spreche, war in dem Harem meines Vaters eine Zirkassierin namens Pervine; ich war kaum vierzehn Jahre alt, sie zwanzig.

Wir bewohnten damals einen herrlichen Jali am Bosporus. Das Schloß lehnte sich an einen Park, der sich von den Ufern des Bosporus ganze Kilometer weit terrassenförmig bis zum Gipfel eines Berges hinaufzog, von dem das beste Wasser Konstantinopels herabkommt.

Wenn an den Sommernachmittagen die Hitze des Tages einer angenehmen Frische wich, machte man „Halvette", d. h. alle männlichen Wesen, mit Ausnahme der Herren des Hauses, waren von den blumenreichen Terrassen und aus den schattigen Hainen verbannt. Dann öffnete sich das eiserne Tor weit, der ganze Harem stürzte ins Freie hinaus und zerstreute sich zwischen den Blumen und

Digitized by Google

Vögeln unter jenen entzückenden Freudenrufen weiblicher Geschöpfe, die die schönste menschliche Musik sind.

Die lieblichen Zirkassierinnen entschlüpften gruppenweise ihrem riesigen Gefängnis, und die fernen, unsichtbaren Grenzen des großen Parks erweckten ihnen die holde Illusion der Freiheit. So sehr auch die türkische Frau sich schließlich daran gewöhnt hat, sie trägt einen Todeskeim in sich, den „Marasmus der Gefangenschaft".

Mein Vater, der schon bejahrt war und durch seine offiziellen Geschäfte in der Stadt festgehalten wurde, war fast niemals dabei, wenn der Taubenschlag ausflog.

Ich war also den ganzen Tag über der einzige Vertreter des starken Geschlechts unter allen diesen herrlichen Geschöpfen. Das bedeutete natürlich in den Augen dieser Frauen sehr wenig, um so weniger, als ich beinahe noch ein Kind war, so frühreif man auch in den Ländern des Orients ist.

Pervine war zweifellos die schönste, die entzückendste der jungen Frauen unsers Harems. Sie hatte etwas Verschleiertes, Melancholisches in ihrem Blick, das mir bis auf den Grund der Seele ging!

*

Ohne etwas von dem, was mir mein Lehrer soeben während des Unterrichts vorgeführt hatte, im Kopf zu haben, eilte ich, einen Musset in der Hand, im Herzen die keimende Liebe zu Pervine und in der Tasche eine schlechte, verrostete kleine Pistole, mit der ich mich erschießen wollte, in den Park hinaus, denn Pervine ging durch die dunkle Allee vorüber, würdigte mich aber keines Blickes aus ihren scheuen Gazellenaugen. Ja, niemals war mir ein Blick noch ein Lächeln von ihr zuteil geworden, und lange hatte ich nicht den Mut, ihr zu gestehen, daß ich sie liebe. Uebrigens war sie niemals allein: zwei Kiahya-Kadines (Aufseherinnen) folgten ihr überallhin. Sie beteiligte sich nicht an den Vergnügungen der andern jungen Mädchen, noch streckte sie sich mit ihnen aufs Gras, um Blumen zu pflücken, die wie ihre jugendlichen, rosigen Träumereien im Frühling erblüht waren. Sie nahm niemals Teil an den charakteristischen Tänzen, niemals an den Belustigungen auf der Schaukel, denen auch ich selbst, durch einen Blick eingeladen, nicht beiwohnen mochte. Ach! Wieviel Glück hätte es noch gegeben außer Pervine. Aber ich sah nur sie, und ich lebte nur durch sie.

*

Nach Verlauf einiger Wochen, die mir Ewigkeiten zu sein schienen, war ich mit meinen Kräften, mit meiner Geduld zu Ende ...

Eines Tages sah ich Pervine einsamer und weniger bewacht als gewöhnlich. Da vergaß ich, daß wilde schwarze Eunuchen mit hängenden Lippen sie von ferne überwachten, wie sie über den ganzen Harem wachten — ich näherte mich ihr zitternd, zögernd, linkisch und sagte ihr schüchtern, leise, daß ich sie liebe.

. . . . . .

Digitized by Google

Blaß, nervös setzte sie ihren Weg fort und verschwand zwischen den Gebüschen.

Ich blieb erstarrt stehen und wußte nicht, ob dieses Geständnis sie beleidigt habe oder nicht ... ich sah nichts mehr um mich herum. Alles drehte sich. Ich war wie in einem Taumel von meinem Geständnisse, dem Geständnis einer ersten Liebe.

. . . . . .

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf der Schulter und hörte eine Stimme an meinem Ohr. Die Hand war häßlich und die Stimme alt; eine Kadine, eine von denen, die Pervine fast nie allein ließen, beugte sich zu meinem Ohr herab und sagte mit der Stimme einer Megäre:

„Aber, Unglücklicher, was tun Sie da ... Das ist unmöglich ... Wissen Sie denn nicht, daß sie die Favoritin des Paschas, Ihres Vaters, ist ...?"

*

Seitdem der Sklavenhandel nicht mehr getrieben wird, ist die Vielweiberei in der Türkei zu einem Stillstand gekommen.[1]) Man kann sogar sagen, daß gegenwärtig in manchen gebildeten Kreisen unsrer modernen Gesellschaft diejenigen, die mehrere legitime Frauen zugleich haben, zu zählen und außerordentlich selten geworden sind. Die Polygamie wirkte nicht nur auf die Familie, sondern schon auf den Begriff der Familie zerstörend.

Die Familie ...! Vor allem hat der Polygame niemals eine Familie gehabt. Er besitzt Frauen und Kinder, die von diesen Gattinnen oder seinen Odalisken geboren sind — aber das ist auch alles.

Die ganz natürliche, völlig menschliche Rivalität, die unter den Frauen besteht, herrschte bei meinen Schwiegereltern in ihrer ganzen gefährlichen Häßlichkeit. Bei den von den zahlreichen Odalisken geborenen Kindern gab es weder Liebe, noch Glück, noch Ruhe, man sah nur Eifersucht, Rivalität, Begehrlichkeit; und das zeigte sich sogar nach dem frühzeitigen Tod des edlen, liebenswürdigen Paschas, der doch der fortschrittlichste Mann seines Landes, der Führer der ersten Jungtürken war.

Von seinen vier Gattinnen und seinen zahlreichen Odalisken hatte mein Schwiegervater neunzehn Kinder; hätte er zehn Jahre länger gelebt, so wäre diese Zahl auf vierzig gestiegen, weil ihm jedes Jahr regelmäßig vier oder fünf Kinder geboren wurden.

Jede Mutter hatte ihren eignen Haushalt und ihre eignen Dienstboten, Mahlzeiten, Wagen, Pferde, Eunuchen, Verwalter, Kleider, Schmucksachen usw., oft auch ihr besonderes Haus vollständig für sich.

Diese Verhältnisse bedingten natürlich unerhört hohe Ausgaben, von denen man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht einen Einblick aus unmittelbarer Nähe bekommen hat.

---

[1]) Die Jessirdschis oder Frauenhändler sind glücklicherweise verschwunden.

Digitized by Google

Im Harem des Hausherrn werden die Odalisken, die Mütter geworden sind, ganz ebenso von Sklavinnen bedient wie die legitimen Frauen, weil die bloße Tatsache der Mutterschaft ihnen beinahe den Rang einer Hanim[1]) verleiht. Indessen erscheinen sie niemals wie diese bei Familienfestlichkeiten oder dergl. Sie genießen das ganze ruinöse Wohlleben des Harems, aber das ist alles.

Ob hier ein andrer Ausdruck als „ruinös" am Platze ist, möge man nach der folgenden Zusammenstellung beurteilen.

Jeder Haushalt umfaßt:

1. Personal für die Toilette und den Schmuck der Frau.
2. Wäschepersonal.
3. Bügelpersonal.
4. Tischpersonal.
5. Kaffeepersonal.
6. Bettzeugpersonal.
7. Personal für die Missafirs oder Besuche.
8. Musikpersonal.
9. Tanzpersonal.

Jede dieser Personalgruppen besteht aus vier bis zwölf Frauen ... und wenn wir nun die Gesamtzahl der bedienenden Frauen mit der der Gattinnen und Odalisken multiplizieren, so ergibt sich die kolossale Zahl von fünfhundert bis sechshundert Frauen, aus denen sich der kostspielige Harem des reichen ottomanischen Herrn zusammensetzte, der mein Schwiegervater war, eines Grandseigneurs in der ganzen Bedeutung des Wortes.

Kleider, Mahlzeiten, Erfrischungen, Wagen, Juwelen ... nimmt man noch den Ramazan dazu, so gibt das unberechenbare Summen. Auf diese Weise ist es mit den großen Vermögen um so rascher abwärts gegangen, als der Geist gemeinschaftlichen Wirkens, Handel, schöne Künste, industrielle Unternehmungen in der Türkei, besonders für die gebildeten Klassen, die alle auf die eine oder andre Weise mit der Regierung eng verbunden sein sollen, keine erlaubten Dinge sind ... Die Taschen der türkischen Herren haben sich geleert ... das Geld ist dahingegangen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es wiederkommt ... Aber merkwürdigerweise ist die Verarmung der Nation das Glück des absoluten Systems gewesen, denn dadurch, daß die großen Vermögen verschwanden und keine unabhängigen Männer mehr vorhanden waren, wurden alle Leute, die denken und infolgedessen die Handlungen der Regierung kritisieren konnten, deren treue und unterwürfige Diener. Der Arme kritisiert nicht, ihm ist alles recht ...

Die Polygamen haben sich vermindert, sie sind sogar beinahe verschwunden; aber die durch die Vielweiberei entstandenen Uebel haben sich unglücklicherweise in unsre Gesellschaft eingegraben und in hohem Maße zur Verarmung des

[1]) Dame, Frau.

Digitized by Google

türkischen Elementes im Orient beigetragen. Und während der polygame, um das Morgen unbekümmerte Türke sein Vermögen, seine Energie und seine Tugenden aller Art verlor, bereicherten sich die Griechen, die Armenier und die Levantiner und bemächtigten sich aller Angelegenheiten des Landes, d. h. alles seines Geldes.

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Flensburg, den 14. April 1864.

Mein gestern in Eile geschriebener Brief[1]) war ein blinder Alarmschuß. Kaum waren wir zur Türe hinaus, kam die Nachricht von den Trancheen, daß alles verschoben sei, und zwar auf mehrere Tage. Jedermann war konsterniert, und es wächst eine Art von Erbitterung gegen diese Kriegführung. Kaum waren wir bei Tische um 6 Uhr, als der Kronprinz kam, außer sich, mit Karl und verlangt zum Trost und zur Beruhigung „gebratene Knöpfle“ ...

Leider muß ich nun auf Altenburg entschieden verzichten. Dieser Brief ist mein letzter nach Altenburg; den nächsten schreibe ich wieder nach Düsseldorf.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 17. April 1864.

... Heute abend gehen wir wieder nach Ekensund, und morgen soll der Sturm auf Düppel erfolgen, von dessen Resultaten Du wahrscheinlich früher unterrichtet sein wirst durch den Telegraphen, als dieser Brief Dir zu Händen kommt. Hoffentlich gelingt das Unternehmen ohne großen Verlust; denn man hat Zeit gehabt, sich einzurichten, und sonach mag der Zeitpunkt näher sein, als wir glauben, wo ich wieder zurückkomme.

Heute war ich in allen Lazaretten, wo barmherzige Schwestern und Brüder walten. Es ist allenthalben musterhafte Reinlichkeit und Ordnung. Morgen schreibe ich nicht.

Karl Anton.

*

Flensburg, den 20. April 1864.

Der 18. war ein heißer Tag. Mit namenloser Bravour wurden die Schanzen gestürmt, in einer halben Stunde war die blutige Arbeit getan, welche von preußischer Seite inklusive 70 Offizieren ungefähr 600 bis 700 Opfer gekostet hat. Die dänischen Verluste waren enorm, mit 3200 Ge-

[1]) Ist nicht vorhanden.

Digitized by Google

fangenen mögen sie 5000 Mann verloren haben. Das Schlachtfeld war mit Toten und Blessierten übersät.

Gestern war ich in den Schanzen, Blut und Menschenfleisch klebt noch an den Geschützen, ganze Bataillone waren aufgelöst, um die Toten zu sammeln. Es war ein schauderhafter Anblick, diese herbeischleppen zu sehen mit ihren verzerrten Gesichtern und krampfhaft ausgestreckten Armen oder Füßen, die man nicht geradebiegen konnte. Ich sah einen Leichenhügel von 600 Toten, die alle begraben wurden in ein Loch. Der Eindruck ist überwältigend, allein er schwindet vor jenem des Hochgefühls vor der unglaublichen Bravheit und Todesverachtung der Truppen.

Der Krieg in Jütland soll nun energisch fortgesetzt werden, ich werde ihn aber nicht mehr mitmachen, weil ich glaube, daß die begonnenen Konferenzen zu einem längeren Waffenstillstand führen werden.

Wahrscheinlich kann ich am 22. abreisen und gehe dann nach Lübeck, wo ich Therese Adieu sagen will, am 24. noch nach Berlin und am 25. nach Düsseldorf, wo ich am 26. früh eintreffen werde. Karl Anton.

Karl Anton schrieb u. a. der Fürstin Katharina von Hohenzollern nach Beuron: Vor dem Sturm auf die Düppeler Schanzen haben alle katholischen Soldaten noch um die Absolution gebeten, und mit dem Rufe: „Mit Gott für König und Vaterland!“ haben sie sich auf die todbringenden Werke gestürzt. Die Oesterreicher waren sehr verwundert, daß unsre Soldaten, Katholiken wie Protestanten, so fromm seien.

*

Flensburg, den 21. April 1864.

Die heute erfolgende Ankunft des Königs enthebt mich wahrscheinlich der Notwendigkeit, nach Berlin zu gehen. Wenn nichts dazwischenkommt, so gehe ich am 23. nach Lübeck, hoffe sodann am 25. frühmorgens bei Dir zu sein. Das Nähere noch telegraphisch.

Die Ankunft des Königs ist von großer politischer Bedeutung für die Herzogtümer. Wenn der König nur nicht Versprechungen macht, die er später unter dem Druck der Konferenzmächte nicht erfüllen kann!

Details über Düppel werde ich mündlich geben. Der Tod hat eine ungeheure Ernte gehalten. Karl Anton.

*

Flensburg, den 27. April 1864.

... Der König war ungemein gerührt bei seiner Ankunft. Er schluchzte. Es war geradezu ergreifend. Ich gehe doch nach Berlin.

Karl Anton.

Am 26. April reiste er auf Befehl des Königs nach Berlin, wo ihm der König im Salon der Königin eigenhändig die Schwerter zum Großen Adlerorden um den Hals legte. Seiner Stiefmutter, der Fürstin Katharina, schrieb der Fürst: „Karls Benehmen während der Kampagne war eines Hohenzollern

Digitized by Google

würdig, ebenso das Antons. Beide haben sich Kriegsdekorationen geholt, bei welchen der Papa auch nicht leer ausgegangen ist."

*

Wildbad, den 19. Mai 1864.

Gestern abend glücklich bei einer wahren Hundstagshitze hier angekommen. Erster Tag bis Frankfurt, wo ich bis abends ausschließlich mit Prinz Holstein verlebte. Er ist mager geworden und sieht ziemlich elend aus. Seine geistige Frische hat nicht gelitten, obgleich er etwas aufgeregt erscheint, und alle Verhältnisse werden mit den schwärzesten Farben betrachtet.

Gestern nach Heidelberg um 6 Uhr früh, damit ich die Morgenluft genieße. In Heidelberg fuhr ich aufs Schloß und in die Wälder. Um 1 Uhr dann nach Karlsruhe, wo ich zugleich mit Prinz Alfred von England ankam. Der Großherzog war auf dem Bahnhof. Ich fuhr mit ihnen aufs Schloß, wo wir à quatre recht gemütlich dejeunierten. Tausend Grüße an Dich und ebenso viele Erkundigungen nach Dir.

Prinz Alfred ist wahrhaft ein deliziöser junger Mensch, hübsch, distinguiert, freundlich und unterrichtet.

Um 5 Uhr fuhr ich nach Pforzheim und um $8^1/_2$ Uhr kam ich in Wildbad an, empfangen von der Familie Klumpp, der Musik, dem Dr. Hausmann und Major Reischach sowie den laut aufschreienden Hunden.

Nach der prächtigen Abendluft um 10 Uhr dann zu Bett und heute 7 Uhr schon eine Morgenpromenade in den duftenden Wäldern bei glitzerndem Morgentau und rauschenden Wassern.

Von Bekannten ist Fürst Wolfegg gestern auch angekommen. Wildbad ist noch leer, aber es wird sich täglich füllen. Ich bewohne mein altes Quartier. Die Ruhe und der stille Talfriede tut sehr gut und beschwichtigt Geist und Körper.

Herr Klumpp ist leider nicht hier, sondern in Ems; er soll sehr leidend sein und wird erst in vierzehn Tagen zurückkehren. Die kleine Eugenie hat mir schon eine Morgenvisite gemacht.

Heute wird Fritz abgereist sein; Karl muß täglich ankommen, was ich sehnlichst wünsche, wegen der Lücke, die Anton und Fritz zurücklassen werden. Acht Tage hiesiger déjour würden Dir sehr gut tun, und ich hoffe darauf. Für heute nun zum Schluß, tausend Grüße an Marie. Ich umarme Dich herzlich und bin ewig Dein treuer

Karl Anton.

Prinz Alfred von Großbritannien war ein Sohn der Königin Viktoria und des Prinzgemahls Albert, ein Bruder der Kronprinzessin Viktoria von Preußen und des späteren Königs von England, des damaligen Prinzen von Wales.

*

Wildbad, den 21. Mai 1864.

Karl Anton schreibt seiner Gemahlin täglich von Wildbad aus, indem er das Leben dort beschreibt, oft in humorvoller, sarkastischer Weise. Er zieht sich

Digitized by Google

aber durch seine Briefe die Sorge um den Prinzen Karl, der seit mehreren Tagen wie verschollen ist. So schreibt er am 23. Mai:

Ich begreife nicht, wo Karl steckt oder warum er nicht schreibt. Stündlich müssen wir darüber aufgeklärt werden. Nach den Zeitungen wurde er in Hamburg für den Augustenburger gehalten, der mit dem kronprinzlichen Paare Ausflüge gemacht haben soll, was Aufsehen in der politischen Welt gemacht hat. Die Sache ward aber darauf reduziert, daß Karl der Begleiter gewesen ist. — Von seinem Adjutanten Locquenghien schreibt er mit viel Humor: Locquenghien ist hier schon an seinem Platz, er würdigt die schwäbische Gemütlichkeit und wird deshalb auch nicht als „ein anmaßender Preuße angesehen, auch raubt er nicht die feinsten Leckerbissen der Table d'hote seinem Tischnachbar hinweg".

Am 25. Mai schreibt er:

Das Stillschweigen Karls ängstigt mich; wenn er nur nicht erkrankt ist und davon nichts sagen will! Er ist ganz unnatürlich, daß er nichts von sich hören läßt.

Auch am 27. hat er immer noch keine Nachricht von dem Sohne. Er schreibt der Fürstin: Unbegreiflicherweise noch immer keine Nachrichten von Karl, was mich zu beunruhigen anfängt. Ich hoffe, Dein heutiger Abendbrief, den ich erwarte, wird mir Kunde vom verlorenen Sohn bringen!

Am 31. Mai erhielt er endlich die Nachricht, daß Prinz Karl erkrankt sei. Am 2. Juni schreibt er abermals: Ich bedaure sehr den armen Karl, bin aber sehr beruhigt, daß er bei Dir ist und er nur mit einer Erkältung zu tun hat und es nichts Ernsteres ist. Oftmals steckt ein Krankheitsstoff im Körper, der erst nach und nach hervorbricht. Karl wird auf keinen Fall nach Berlin zurückkehren können, bevor er nicht ganz hergestellt ist. Ich hoffe, ihn am 10. Juni noch anzutreffen. Er muß eben den Kaiser von Rußland in die Schanz schlagen.

General v. Rüpplin hat mich mit seinem Besuche angenehm überrascht. Gestern haben wir eine sehr schöne und sehr große Fußtour gemacht in die Berge und die Wälder. Herr und Frau Erlanger, General Rüpplin, General Reinken, Herr v. Wöllwarth und Sohn aus Nauheim, Baron Reischach, Locquenghien und ich. Es war ein Marsch von fünf Stunden auf einen Aussichtspunkt, von welchem wir das badische Rheintal und die Vogesenkette erblicken konnten. Les chiens en sont amusés comme des Rois ...

General v. Rüpplin war von 1829 bis 1833 militärischer Erzieher des damaligen Prinzen Karl Anton gewesen. Er war zu jener Zeit Hauptmann und Lehrer an der königlichen Militärschule zu Ludwigsburg und begleitete den Prinzen auf die Universitäten Tübingen, Göttingen und Berlin. Er verdiente das Vertrauen, das der Vater des Prinzen Karl Anton in ihn gesetzt hatte, in vollem Maße. Auch nach Erledigung seiner Gouverneurpflichten blieb er in nähere Beziehung zum fürstlichen Hause. Im Jahre 1833 trat er zurück in württembergische Dienste und starb 1867 als württembergischer Generalleutnant.

Digitized by Google

Am 6. Juni schreibt der Fürst wegen des Prinzen Karl:

Ich freue mich sehr auf das Wiedersehen, namentlich den armen Karl wieder zu sehen, in dessen Körper doch eine große Verstimmung herrschen muß, da es sich so lange hinzieht ...

Der Fürst reiste von Wildbad wieder nach Düsseldorf, von wo er den Briefwechsel mit seiner Gemahlin fortsetzte. Er schrieb u. a.:

Düsseldorf, den 12. Juli 1864.

Heute morgen 10 Uhr ist der Kaiser von Rußland durchgefahren nach dem Haag. Er ließ mich auf den Bahnhof holen, und Kopf über Hals fuhr ich hin. Es war sehr liebenswürdig von ihm, mir eigentlich nur guten Tag sagen zu wollen.

*

Düsseldorf, den 14. Juli 1864.

... Der vorgestrige Tag war ein alarmvoller Tag. Am Vormittag Durchreise des Kaisers von Rußland. Abends, als ich eben mit Prinz Salm und Massenbach zur Partie mich setzen will, kommt atemlos die Botschaft, daß der König von Bayern soeben angekommen sei und gleich in den Jägerhof fahren wolle. Massenbach, l'enfant terrible, machte sofort seine Bemerkungen, während ich ganz ruhig blieb, weiterspielte und keine Notiz von der mir unwahrscheinlich klingenden Nachricht nahm. Das war das beste; denn bald stellte sich heraus, daß König Ludwig allein hierhergekommen sei, um in größtem Inkognito die Galerie zu besuchen und nach Köln zurückzukehren. Vom Jägerhof natürlich keine Rede, und ich nahm weiter keine Notiz davon.

Ludwig war der 1848 resignierte König Ludwig I.

*

Düsseldorf, den 28. Juli 1864.

Gestern also ist die Königin angekommen. Wir empfingen sie früh $7^1/_4$ Uhr auf dem Bahnhof, fuhren sie in den Jägerhof, wo sie frühstückte, Toilette im Herzogszimmer machte und um $8^1/_2$ Uhr nach Neuß weiterfuhr. Antoinette und Leopold waren von Benrath herübergekommen, um die Honneurs zu machen. Gräfin Renard servierte das Frühstück: Kaffee, Tee, Obst. Die Königin war sehr guter Dinge. Antoinette begleitete sie bis zum Bahnhof Oberkassel, worauf ich mit ihr nach Kleve fuhr. In Kleve war Gräfin Loo, geborene Arco, auf dem Bahnhof. Wir machten nach dem Dejeuner eine große Promenade zu Fuß und Wagen, fuhren über Geldern, Kempen nach Krefeld, wo bei der Familie von der Leyen ein opulentes Diner eingenommen, jedoch nur zur Hälfte verzehrt wurde, weil es sonst zu lange gedauert haben würde. Um $4^1/_2$ Uhr waren wir in Köln. Im Regierungsgebäude ruhten wir einen Augenblick aus, sodann Besuch des zoologischen Gartens, der enorm besucht war und hierauf Flora, wo in dem Palmenhause ein magnifikes Gouter serviert wurde. Um 8 Uhr Abfahrt der Königin nach Koblenz, ich nach Düsseldorf zurück, nachdem ich drei-

Digitized by Google

zehn Stunden lang bei der drückendsten Hitze als Kavalier servant getreulichst meine Pflicht getan hatte. In Köln wimmelte es von Prozessionen und Menschen wegen der Heiligtumsfahrt. In den Dom zu kommen war nicht möglich. Gräfin Haak und Gräfin Brandenburg begleiteten auf der ganzen Fahrt die Königin. Ich hatte Massenbach und Locquenghien mitgenommen, ersteren, um die nötigen Explikationen zu geben.

Die Königin war von der rosigsten Stimmung; ich muß nächsten Sonntag nach Koblenz, um mit ihr zum Diner bei Wittgenstein in Sayn zu fahren. Ich freue mich darauf, weil ich bei diesem Anlaß Sayn kennen lernen werde ...

v. Massenbach war der damalige Regierungspräsident von Düsseldorf, ein witziger Herr, der auch viel bei Erbprinz Leopold in Benrath verkehrte. Eine Tochter von ihm war später Hofdame bei der Fürstin Leopold von Hohenzollern.

*

Ostende, den 8. August 1864.

Abends 7 Uhr sind wir bei entsetzlichem Staub hier angekommen und haben uns gleich auf die Recherche eines Quartiers gemacht, was wir am Ende bei einem evangelischen Prediger gefunden haben.

An dem Abend sah ich keine Bekannten, gestern nahm ich das erste Bad. Das Meer ist herrlich, prachtvoller Wellenschlag und erfrischende Luft. Viele Tausende baden. Um 11 Uhr frühstückte ich im Pavillon Royal und traf dann Prinz Salm, Graf Nesselrode und Baron v. Fürstenberg.

Die belgische Königsfamilie sah ich auf der Promenade; von den Württembergern aber nur einen Hund, der Kascherle heißt und mit dem der Lakai sich auf schwäbisch unterhält.

Weil es Sonntag war, so sah man Tausende von Brüssel und Gent hier, so daß es ein Gedränge gab, welches mühsam zu durchbrechen war. Es mögen gegen 6000 Fremde hier sein, und es war ein Meisterstück, ein gutes Quartier noch zu finden.

Albert sah ich gestern nur bei Tisch; er flattert von einer Blume zur andern, obgleich ich bis jetzt noch nichts Distinguiertes gesehen habe. Allerdings war gestern Sonntag, wo die Kinder Albions zu Hause bleiben.

Ich freue mich auf Deinen ersten Brief von Badenweiler, der mir Deine glückliche Ankunft meldet.

Karl Anton.

*

Ostende, den 10. August 1864.

Heute wirst Du schon in Badenweiler angekommen sein, wahrscheinlich bei Sturm und Regen, denn gestern tobte es hier prachtvoll. Das Meer war in vollstem Aufruhr, ein Sturm, wie er selten im August vorkommen soll. Herrliche Sturzbäder!

Merkwürdigerweise habe ich noch niemand aus den high life und court life begegnet. Die einzigen bekannten Gesichter sind Herr Altgeld und Madame Trinkaus — ausgenommen Salm, Nesselrode, Fürstenberg und Albert, was

Digitized by Google

unsre Frühstücks- und Mittagsgesellschaft ausmacht. Von dem belgischen und württembergischen Hofe habe ich keine Seele, nur eine einzige Hundsseele gesehen.

Meine Tageseinteilung ist sehr regelmäßig.

7 Uhr aufstehen, schlechten Kaffee, sodann Lektüre und Briefschreiben. 9 Uhr ausgehen und zwar sitzen oder gehen am Meeresstrand. Sodann nach Hause und Toilette, 12 Uhr Frühstück im Freien, gewöhnlich ein gebackener Meerfisch und Koteletts. Sodann auf und ab bis 2 Uhr. Von 2½ Uhr bis 5 Uhr Partie Whist. Nach 5 Uhr Digue. Sodann Promenade und verschiedene Cercles, bis 10 Uhr regelmäßig zu Bett. Das ist bis heute die streng eingehaltene Zeiteinteilung.

Karl Anton.

*

Ostende, den 13. August 1864.

... Von Karl habe ich gute Nachrichten aus Sigmaringen. Auch Mayenfisch schreibt mir, daß er sich vollkommen wohl fühle, blühend ausschaue und Humor habe. Ich glaube, daß ihm die Kur sehr wohl bekommen ist und daß sich eine wohltätige Gesundheitskrisis bei ihm eingestellt hat. — In den Zeitungen steht, daß Prinz Humbert Schweiz und Rhein besuchen werde, weil er in Paris erst nach der Abreise des Königs von Spanien eintreffen wolle — à mon avis ce voyage est un hazart, pacequ'il n'en peut pas faire d'autre und steht gewiß in keinem Zusammenhang mit dem bewußten Heiratsplan. Le Rhin est la grande route de l'Europe.

Man erwartet hier Großherzog von Weimar und Erzherzog Albrecht, auch den König Leopold, aber ich weiß nicht wann. Gestern abend war ich in einer Soirée américaine de sorcellerie; es war sehr amüsant und hübsch, aber es war gar nicht schauerlich, obgleich staunenerregend.

Karl Anton.

*

Ostende, den 15. August 1864.

Der Zufall spielt oft sonderbar, und manchmal sieht es aus wie ein Wink der Vorsehung. Vorgestern stieg ich auf der Digue herum, da umarmt mich jemand von hinten, es war der lange Flandern. Ein Wort gab das andre, man kam auf Anna M.[1]) zu sprechen und er sagte mir, daß alles Zeitungsgerücht, leeres Stroh seien. Abends kam ich nach Hause und finde einen Brief von Prinz Reuß. Der Fürst fragt mich, wie es mit der Heirat von Karl stünde — in Fontainebleau warte man darauf. Ich muß nun antworten und ce n'est que chose facile! Welches sonderbare Zusammentreffen, in welchem ich allerdings mehr als einen Zufall erkenne!

Wie ich geantwortet haben werde, schicke ich Dir den Brief in Kopie die Antwort zu. — Mein Incognito est brisé! Morgen gehe ich zum König Leopold.

---

[1]) Zu Anna M.[urat] vergleiche was in dem Werke: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", Bd. I, XXXV und bei Zingeler: „Karl Anton Fürst zu Hohenzollern", S. 178 mitgeteilt wird.

Digitized by Google

Den Herzog von Brabant habe ich heute schon gesprochen. Ich sage beiden, daß ich erst kurz eingetroffen sei. Der Großherzog von Weimar ist auch angekommen; ich habe ihn noch nicht gesehen.

Von den Württembergern habe ich noch keinen Schatten gesehen, außer Kascherle.

Ich lasse Marie danken für ihren letzten Brief. Der Ausflug auf den Blauen und nach Bürgeln muß herrlich gewesen sein. Ich würde ihr geschrieben haben, wenn mir die Korrespondenz mit Prinz Reuß nicht störend wäre. Es ist unausstehlich, an fremden Orten mit so wichtigem Geschäft verfolgt zu werden.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 22. August 1864.

Seit gestern abend bin ich hier. Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, alles so leer zu sehen. Meine Adjutanten und meine zwei Hunde empfingen mich, jeder Genre nach seiner Gemütsstimmung.

Ich bin eigentlich froh, Ostende hinter mir zu haben, denn il y a trop de grande personnage, mit denen ich in letzter Zeit stets in Berührung gekommen bin. Der ganze belgische Hof, die Württemberger, Erzherzog Viktor, Großherzog Weimar, Großfürst Konstantin usw. Auch war die foule derart, daß alle Gemütlichkeit aufhörte. Ich regrettiere daher nur die Wellen des mächtig bewegten Meeres, das während der ganzen Zeit meines Aufenthalts niemals ruhig war. Körperlich hat mir das Bad sehr gut getan, am Fuß verspüre ich noch keine große Veränderung, der mich dieses Jahr offenbar mehr geniert als die früheren Jahre.

Karl Anton.

*

Berlin, den 19. November 1864.

Gestern abend vor 10 Uhr bei strömendem Regen hier wohlbehalten angekommen; am Bahnhof von Karl, im Schloß von Graf Pückler empfangen. Heute ist keine Gratulation in Sanssouci, alles verbeten — tant mieux, aber ich werde doch hin müssen, um die Aufträge für Wien entgegenzunehmen. Ich war schon um $9^1/_2$ Uhr beim Könige, der mich mit gewohnter alter Herzlichkeit empfing. Heute abend 5 Uhr essen wir, Karl, Anton und ich, ganz allein beim König, was doch gewiß sehr aimable ist. Um 12 Uhr mache ich meine große Visitentournee.

Morgen Sonntag bleibe ich ruhig hier, und am Montag kommt das österreichische Regiment „König von Preußen" hier durch; da will ich bei dem Empfang sein. Am Dienstag werde ich dann nach Wien abreisen.

Karl Anton.

*

Berlin, den 21. November 1864.

Keinen Augenblick Zeit habe ich, denn es ist unglaublich, welche Masse von Menschen zu mir strömen, eine wahre Wallfahrt. Morgen abend 7 Uhr

Digitized by Google

reise ich ab, bin Mittwoch 7 Uhr morgens in Prag. Dort will ich bleiben und den ganzen Tag schlafen, so daß ich Donnerstag nachmittag 3 Uhr in Wien bin.

Morgen ist große österreichische Parade hier, und da wünscht der König, daß ich noch dabei sei, um dem Kaiser Franz Joseph davon zu erzählen.

Heute aß ich mit Karl und Anton allein zu Mittag, weil der König bei Adlerberg zu Tisch war; nachher gehe ich zu Karl und den Abend zum Tee bei Lauchert; also eine gemütliche Partie, ohne große gêne.

Je suis en général très fêté à Berlin, was mich eitel machen könnte; aber in der Tat läßt es mich kalt, weil ich um keinen Preis wieder durchmachen möchte, was ich hier erlebt.

Unter den vielen Besuchen, die ich erhielt, war Böger. Ich hatte eine lange Konsultation mit ihm wegen meines Beines. Er gibt viele Hoffnung und billigt alles, was geschehen ist. Dein Augenleiden sieht er als temporär an und würde es gewiß wieder gut gehen; auch er war halb blind diesen Sommer und ist vollständig geheilt.

Von Wien telegraphiere ich fort usw. Karl Anton.

Der Arzt Böger hat sich sowohl über das Beinleiden des Fürsten wie über das Augenleiden der Fürstin geirrt, wenn nicht Karl Anton, um der Gemahlin, die dafür geneigt war, Hoffnungen machte, die er selbst nicht teilte. Das Fuß- und Beinleiden des Fürsten wurde immer schlimmer, so daß er 1870 schon vollständig Invalide geworden. Die Fürstin blieb stark augenleidend bis an ihren Tod (1900). Sie war sehr kurzsichtig, was von ihr einzig und allein ihre Tochter, die Gräfin von Flandern, geerbt hatte.

Der Fürst schrieb:

Wien, den 26. November 1864.

... Ich bin mit großer Auszeichnung aufgenommen worden, der Kaiser ist charmant, die Kaiserin das reizendste Wesen, das ich jemals gesehen habe. Man hat sich sehr nach Dir erkundigt. Die Kaiserin Karoline Auguste namentlich ...

Karl Anton.

Die Kaiserin Charlotte Karoline Auguste war die vierte Gemahlin des Kaisers Franz (II.) I., Tochter Max I. von Bayern und Großmutter des Kaisers Franz Joseph I.

*

Wien, den 28. November 1864.

Ich werde am Donnerstag abreisen, weil der Kaiser gewünscht hat, daß ich dem Truppeneinzug in Wien beiwohne. Wiewohl gestern Sonntag war, hatte ich doch keinen einzigen freien Moment für mich, um nur eine Feder anzurühren, denn ich war à la lettre von 8 Uhr morgens bis 11 Uhr abends nur zu Hause, um mehrmals eiligst Toilette zu machen. Wir aßen gestern bei Gustav, sehr elegant und gemütlich, Carlo war auch dabei, der heute nach Pest geht. Carlo ist durchaus sehr freundlich aufgenommen worden und hat vorgestern mit seinem Onkel in Schönbrunn gespeist. Er schlägt diese Auszeichnung nicht hoch an und

Digitized by Google

flanierte lieber. — Gestern hatte ich mit Erzherzogin Marie Rainer eine lange Konversation — mündlich das Nähere. Karl Anton.

Gustav war der Prinz von Schweden (Holstein-Gottorp); seine Tochter Karola war die Gemahlin des Königs Albert von Sachsen. Gustav hatte zur Gemahlin eine Schwester der Fürstin Josephine von Hohenzollern, Luise, war aber von ihr geschieden seit 1844. Er verkehrte häufig im fürstlich-hohenzollerischen Hause. Carlo war der Sohn der Herzogin von Hamilton, ebenfalls eine Schwester der Prinzessin Josephine von Baden, Fürstin von Hohenzollern.

*

Wien, den 30. November 1864.

... Gestern war Diner bei Erzherzogin Sophie. Sie war sehr charmant und erkundigte sich viel nach Dir und Katharina. Gustav und Karl von Baden waren auch bei dem Diner. Am abend war „Margareta" von Gounod, wobei die Artôt sang; ziemlich schwache Vorstellung. Ich war mit Kaiserin Karoline Auguste, dem Großherzog von Toskana und dem jüngern Görgenti in der Loge. Heute hoffe ich dazu zu kommen, etwas flanieren und einkaufen zu können, denn die ganze Zeit über war es mir nicht möglich. Beim Kaiser findet in der Burg großes Galadiner von 300 Personen, alles Militär, statt. Alle Erzherzöge werden versammelt sein, und ich verabschiede mich gleich, weil ich morgen 7 Uhr von hier nach Troppau abreise.

Leider muß ich der schlechten Eisenbahnverbindung wegen vierundzwanzig Stunden dort verbleiben.

Ich bin außerordentlich zufrieden von meinem hiesigen Aufenthalt und wahrhaft mit großer Auszeichnung und Güte aufgenommen worden. Ich habe alles gesehen und kennen gelernt, auch den Unterschied zwischen süddeutscher Gemütlichkeit und norddeutscher Kälte und Förmlichkeit abermals recht empfunden... Deine Kommission habe ich erhalten; alles ist aber so teuer hier wie in England.

Baron Werther, der preußischer Gesandte ist, zeigt sich voll Attention für mich. Karl Anton.

Die Erzherzogin Sophie war die Mutter des Kaisers Franz Joseph. Sie stand mit der Fürstin-Witwe Katharina, der Stifterin von Beuron, im Briefwechsel.[1])

Baron Werther war später Gesandter in München. Er war es, der den Spanier Don Eusebio de Salazar, der eine so wichtige und hervorragende Rolle in der spanisch-hohenzollerischen Thronkandidatur spielte, mit persönlicher Empfehlung, die Salazar von ihm wünschte, an den Fürsten Karl Anton auf der Weinburg einführte. Siehe hierüber Zingeler a. a. O. S. 234 ff.

*

[1]) Siehe Katharina, Fürstin von Hohenzollern, geb. Prinzessin Hohenlohe, Stifterin von Beuron. Jos. Kösel, Kempten und München 1912.

Digitized by Google

Berlin, den 3. Dezember 1864.

Heute morgen 5 Uhr bin ich wohlbehalten hier angekommen, enchantiert von Wien und herzlich aufgenommen vom König und der Königin. Hoffentlich kann ich morgen abend abreisen und am Montag früh bei Dir eintreffen, allein ich besorge fast, der König wird wünschen, daß ich bis zum Einzug der Truppen bableibe. Karl und Anton sind heute zur Tafel geladen, aber ich habe sie noch nicht gesehen.

Die Zeitungen haben sich viel mit meiner Reise beschäftigt, aber das Nonplusultra der Insolenz enthält doch die „Kreuzzeitung". Ich habe entschieden Schritte bereits getan, daß diese Nachricht wegen Marie und dem König Ludwig von Bayern zurückgenommen werde. Ein so geriebenes Blatt sollte doch wissen, daß eine bayrische Heirat in Wien nicht arrangiert werden kann.

Bei dem großen Diner in der Burg — wovon der Fürst in seinem letzten Briefe aus Wien sprach — brachte der Kaiser einen Toast aus, den ich erwidern mußte. Davon in den Zeitungen; später mündlich.

Karl Anton.

In der Tat hatten sich die deutsche und ausländische Zeitungen vielfach mit der Reise des Fürsten von Hohenzollern nach Wien beschäftigt. Was Karl Anton nach Wien führte, geht aus seinen Briefen nicht hervor. König Wilhelm wollte einen vertrauten Mann, der vermöge seiner Vergangenheit und seiner hohen Stellung eine Persönlichkeit war, dem er eine solche Aufgabe übertragen konnte. Die Aufgabe des Fürsten bestand nach seinen Worten in keiner politischen Mission; sie war ein Freundschaftsakt des Königs Wilhelm an den Kaiser Franz Joseph und wurde auch von diesem so aufgefaßt. Und wer sollte hierzu — sagen wir zu einer Sondierung ohne geraden politischen Hintergrund zu haben — geeigneter gewesen sein, als Karl Anton von Hohenzollern? Er war Stammverwandter des königlichen Hauses, stand dem König nahe als treuer Freund, er war dem Kaiser lieb und bekannt, kurz, wenn jemand, so durfte Karl Anton auf guten Empfang in Wien rechnen.

Das Gerücht wollte es zwar besser wissen. Demgemäß hatte Karl Anton doch eine politische Mission, oder vielmehr eine doppelte. Uns fesselt eine ganz besonders hier. Kaiser Franz Joseph hatte, falls Preußen die Herzogtümer annektieren wolle, als Gegenleistung die hohenzollerischen Lande verlangt. Oesterreich hatte schon scheel dazu gesehen, daß Preußen 1850, als dieses Hohenzollern erhielt, festen Fuß in Süddeutschland faßte. Daß Preußen niemals in eine Herausgabe Hohenzollerns eingehen würde, war sicher vorauszusehen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle: Es sähe König Wilhelm ganz ähnlich, daß er zu einer solchen Mission gerade Fürst Karl Anton wählte. Seinem Zartsinn, der niemand beleidigen wollte, wäre eine solche Wahl schon zuzumuten.

Die „Kreuzzeitung" brachte kurz nachher folgende „Richtigstellung":

„Die ‚Neue Preußische Zeitung' Nr. 283 vom 2. d. bringt über die Reise Seiner Königlichen Hoheit des Fürsten zu Hohenzollern nach Wien eine Notiz,

Digitized by Google

deren Inhalt der Wahrheit nicht entspricht. Richtig ist nur, daß die Reise des Fürsten in keinem Zusammenhang mit politischen Fragen stand, unrichtig aber ist die Angabe, daß Seine Königliche Hoheit einen Brief Seiner Majestät des Königs an Seine Majestät des Kaisers von Oesterreich überbracht habe, und die Behauptung, daß es sich bei der Reise um persönliche Angelegenheit eines der durchlauchtigsten Mitglieder des fürstlichen Hauses gehandelt habe, entbehrt jeder Begründung.

v. Bismarck."

Die Leser der „Kreuzzeitung" werden wohl zu gutem Teil bei Ansicht ihres Leibblattes geblieben sein, denn Karl Anton von Hohenzollern war ihm eine zu unbeliebte Persönlichkeit. Siehe auch Zingeler a. a. O. S. 152.

(Fortsetzung folgt)

Aus Paul Ehrlichs Werkstatt

Von

Jac Benario (Frankfurt a. M.)

> Der Reichtum der Welt besteht eben in ihren originellen Menschen. Durch diese und deren Werke ist sie eine Welt und nicht eine Wüste.
>
> Carlyle.

Auf allen Gebieten geistig-wissenschaftlicher und angewandt-praktischer Betätigung treten uns zwei Kategorien von Werkschaffenden entgegen, die sich durch die Art ihres Arbeitens und ihrer Arbeit unterscheiden. Die einen möchten wir die „Wegebauer" nennen, die in brachliegendes Neuland und in öde Wüsteneien die Pfähle abstecken, Richtung und Ziel vorausahnend und -schauend, die andern die „Pflasterer", die in emsiger Arbeit die Wege glätten und ausbauen, so daß sie nicht nur für einige wenige Mutige und Kenner gangbar sind, sondern für die große Menge als Etappenlinien benutzbar werden. Gewiß wird Mit- und Nachwelt auch die Tätigkeit der „Pflasterer" schätzend anerkennen — denn sie sind notwendig —, Bewunderung und Lorbeer wird aber nur den wenigen Auserwählten zuteil, die als Eingeborene jene höheren Gedankensphären bewohnen, zu denen andre Menschen kaum oder nur mühselig emporklimmen, und von denen aus jene mit weitschauendem Blick ersehen, wohin sich die Wege wenden müssen, damit die Dinge sich im rechten Licht und in ihren großen Beziehungen spiegeln.

Zu den wenigen Auserwählten im Gebiet der biologisch-medizinischen Wissenschaften gehört Paul Ehrlich, der in diesen Tagen das sechste Dezennium seines Lebens vollendet, eines Lebens, reich an mühevoller, aber auch erfolggekrönter Arbeit.

Digitized by Google

Den großen Kreisen der Laienwelt ist Ehrlichs Name erst in den letzten Jahren geläufig geworden, seitdem er der Medizin und durch sie der leidenden Menschheit das Präparat „606", das Salvarsan, gegeben.

Die Erfolge, die mit diesem Heilmittel bei einer der verderblichsten Seuchen und neben dieser noch bei einer Reihe andrer Krankheiten erzielt werden, sind auch außerhalb der Fachkreise allgemein bekannt und anerkannt; sie haben Ehrlich auf die Höhe ruhmvoller Anerkennung getragen. Indessen die Menschheit wertet meist die Größe einer Persönlichkeit nur nach den praktisch-greifbaren Erfolgen, nach dem großen „Wurf", der ihnen gelungen. Und so berechtigt einerseits diese Einschätzung ist — wenn sie auch meist nur die Erscheinungen und nicht das Wesen der Dinge umfaßt —, so voll berechtigt auch die Anerkennung ist, die durch das Salvarsan seinem Erfinder geworden ist — wir möchten es nicht an erster und einziger Stelle zum Wertmesser der denkenden und schaffenden Persönlichkeit Ehrlichs machen.

Was seine Größe und Bedeutung ausmacht und ihn in die vorderste Reihe der forschenden Mediziner und Naturwissenschaftler stellt, das ist die Originalität der Ideenkonzeption und die Eigenart der wissenschaftlichen Hebel, mit denen er der Natur die Geheimnisse zu entringen weiß. Dem, der das wissenschaftliche Lebenswerk Ehrlichs verstehend umfaßt, imponiert neben der Größe der Gedanken die logische Kontinuität, durch die die Arbeiten der ersten Epoche mit denen der späteren verbunden sind. Salvarsan bildet gewissermaßen des Gebäudes hochragenden Schlußstein, von dem die große Menge des Forschers Namen ablieſt; der nicht minder wichtige Grundstein, der in jungen Jahren gelegt und auf den sich dann Quader auf Quader fügte, trägt für den Kundigen bereits das Gepräge künftiger Größe. Trotz der Vielheit der Probleme, an deren Bearbeitung Ehrlich herangetreten ist, trotz der äußerlichen Verschiedenheit, in denen sie sich bewegen, werden sie doch zusammengehalten und verknüpft durch eine große Idee, die in den ersten experimentellen Forschungen schon in der ganzen Größe der Konzeption anklingt und die in ihren Auswirkungen in der Fülle der Arbeiten sich kundgibt.

Wie Ehrlich selbst berichtet, wurde er in den ersten Semestern seines Studiums durch die Lektüre einer Arbeit über die Bleivergiftung angeregt, dem Problem der Verteilung der Arzneimittel im Organismus und ihrer Beziehungen zu der therapeutischen Wirkung nachzugehen und nachzuforschen. Zwischen die bisherigen Begriffe der chemischen Konstitution und der physiologischen Wirkung schob sich als Dominante das „distributive Moment" ein. Das Wesen und den Mechanismus dieser Verteilung aufzuhellen und „den Substanzen in ihren letzten und feinsten Elementen nachzuspüren und für die Zelle Klarheit zu schaffen de sedibus et causis morborum" wurde Aufgabe und Ziel der Lebensarbeit Ehrlichs. So tritt auch bei ihm die bei andern großen Geistern der Naturwissenschaften beobachtete Erscheinung zutage, daß er das Problem, dessen glückliche Durchforschung und Lösung ihn dann später zur Höhe geführt, in frühen Jahren schon ins Auge gefaßt hat, und daß dieses

Digitized by Google

Problem gleich der tiefsten eines gewesen ist. Es mag ja, wie dies Helmholtz betont, ein glückliches Vorrecht der Jugend sein, sich an die tiefsten Probleme heranzuwagen. Der Erfolg bei der Lösung eines solchen ist aber insbesondere abhängig und wird entschieden von und durch die Fähigkeit, es in seiner Allgemeinheit auf einen konkreten Fall zu übertragen, der der Bearbeitung und der Entscheidung durch die Erfahrung zugänglich ist. Ehrlich hat nun das Problem, die Zelle bei ihrer Arbeit zu belauschen, von einer neuen originalen Seite angefaßt, indem er dem lebenden Tierorganismus auf verschiedenen Wegen Farbstoffe einverleibte und ihre Verteilung und ihr Verhalten in demselben studierte. Da das Leben als die Aeußerung eines steten Wechsels von Oxydations- und Reduktionsvorgängen im tierischen Gewebe aufzufassen ist, indem das lebende Protoplasma Sauerstoff durch chemische Bindung aufnimmt und anderseits durch Abgabe desselben Oxydation vermittelt, so konnte von dem Verhalten der Farbstoffe, d. h. von der Gierigkeit, mit der die einzelnen Organgewebe die Farbstoffe an sich rissen und in sich aufspeicherten, von dem Vorhandensein von Reduktionsstufen in den verschiedenen Organen, auf die Intensität der Lebensprozesse in denselben geschlossen werden. In der Anlegung der Versuche und in ihrer Deutung charakterisiert sich nun Ehrlich schon als ein originaler und tiefgründiger Forscher. Das Buch, in welchem die Resultate dieser Experimente niedergelegt sind, „Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus", bildet das Programm und das Fundament der Forschertätigkeit der kommenden Jahre. In diesem seinem Breviarium tritt uns Ehrlich schon nicht nur als der große Farbstoffchemiker entgegen, als welcher er unter den Medizinern eine singuläre Erscheinung war und bis heute geblieben ist, sondern auch als der weitschauende und feindeutende biologische „Pensiero". Die Eigenart des Ehrlichschen Denkens besteht in der Plastik, mit der sich, um Spinozas Worte zu gebrauchen, die „res cogitantes" des Bewußtseins fast unmittelbar in „res extensae" umwandeln. Ehrlich denkt nicht nur „more geometrico", sondern vielmehr „more stereometrico". Diese Form gedanklicher Arbeit kommt schon in dem genannten Erstlingswerk zum Ausdruck in der Art und Weise, wie er das Protoplasma der Zellen unter Anlehnung an Begriffe aus der Chemie als ein Riesenmolekül auffaßt, das aus zwei essentiellen Bestandteilen sich zusammensetzt, dem „Leistungskern", der die spezifische, eigenartige Zelleistung bedingt, und den „Seitenketten", d. h. angelagerten Atomen und Atomkomplexen, „die für die spezifische Zelleistung von untergeordneter Dignität sind, nicht aber für das Leben überhaupt". In diese indifferenten Seitenketten verlegte Ehrlich den Angriffs- und Ausgangspunkt der physiologischen Verbrennung, d. h. desjenigen Prozesses, der die Lebensmaschine im Gang erhält. Es würde hier zu weit führen, diese Auffassung der protoplasmatischen Lebensvorgänge im Detail zu verfolgen und zu beleuchten. Sie bildet die Ursprungsidee für die „Seitenkettentheorie", durch die Ehrlich lange Jahre später bei seinen Arbeiten über die Immunität die theoretische Grundlage für dieses biologische Gebiet geschaffen und durch die er einer ganzen Generation von Forschern Arbeitsanregung und Arbeitsstoff ge-

Digitized by Google

boten. Die Abfassung des Buches „Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus" fiel in die Periode, „in welcher — wie Ehrlich in den Schlußbetrachtungen zu diesem Werke hervorhebt — durch Kochs glanzvolle Entdeckungen die Bakterienforschung in den Vordergrund des medizinischen Denkens getreten war". Es ist selbstverständlich, daß diese neue Forschungsrichtung auch von weitgehendstem Einfluß auf das biologische Denken Ehrlichs werden mußte. Er streift denn auch schon die Frage, ob nicht die Zellen den Bakterien gegenüber sich ähnlich verhalten könnten wie den Partikelchen der von ihm benutzten Farbstoffe gegenüber; es tauchen auch schon die ersten Betrachtungen über das Wesen der Infektionen und der Immunität auf.

Robert Koch, der unter den Wenigen einer war, der die Bedeutung Ehrlichs frühzeitig erkannte, gab ihm in seinem Institute Arbeitsräume und Arbeitsmöglichkeit, so daß Ehrlich an dem Ausbau der um die Wende des vorigen Jahrhunderts die Medizin fast allein beherrschenden Immunitätslehre weitgehenden und fruchtbringenden Anteil nehmen konnte, ein Anteil, der um so größer wurde, als er die selbständige Leitung eines eignen Forschungsinstitutes übernehmen konnte. Auch auf dem Gebiete der Immunitätsforschung fällt wieder das mathematische Denken Ehrlichs auf, das „Rechnen mit Wortzeichen", das die Begriffe der Bakteriengifte und Gegengifte, der Immunität auf eine mathemathisch faßbare Basis stellte und zur plastischen Darstellung brachte. Wie bei den physiologischen Vorgängen der Ernährung und Assimilation die „Seitenketten" der Zellen die Träger und Vermittler der biologischen Prozesse sind, so bilden sie auch unter den pathologischen Verhältnissen der Infektionen und der durch sie bedingten Vergiftungen, die „Fänger", die „Rezeptoren" des Giftmoleküls, binden das Gift und verhindern es, an die gefährdeten Stellen heranzutreten. Zugleich verwandeln sich diese Seitenketten in Produktionsstätten der Gegengifte, der Antitoxine. In idealer Weise realisiert die Lehre von den Antikörpern den Fall, bei welchem die Konstitution des körperfremden Agens (Bakterien usw.) und der biochemischen Einheiten des Organismus in scharf definierter Weise Verteilung und Wirkung bestimmt, und sie erscheint als ein Teilproblem des umfassenden Naturgesetzes, das die Abwehrfähigkeit des Organismus gegenüber art- und körperfremden Stoffen beherrscht. Die „Seitenkettentheorie" erwies sich als eine heuristische Hypothese von fundamentaler Bedeutung, auf die sich eine ganze Literatur in der Medizin aufgebaut hat und noch aufbaut. Man hat Ehrlich besonders in früheren Jahren manchmal den Vorwurf gemacht, daß er zu sehr mit Hypothesen arbeite — ein Amerikaner vergleicht ihn in dieser Beziehung mit Galenus — und hat dabei mißverstehenderweise ganz die wahre Bedeutung und den Wert der Hypothesis verkannt. Die Hypothesis ist im Sinne Platos gleichbedeutend mit der Idee. Sie bildet die Grundlegung und nicht sowohl die Grundlage. Aus der ganzen experimentellen Arbeitsweise Ehrlichs geht es hervor, daß die Ideen für ihn sich nicht aus den Dämpfen der Experimente sublimierten, sondern daß die Experimente sich zu kondensierten Ideen gestalteten. Da Ehrlichs Hypothesen meist

Digitized by Google

nicht marktgängig waren, so dauerte es lange, bis sie in das Verständnis des Gros der Mediziner eindrangen, und erst als sie in dem Salvarsan eine greifbar praktische Konsequenz annahmen, wurden sie Allgemeingut.

Denn auch dieses Heilmittel ist das Produkt der leitenden Idee des Forschers, für den speziellen Fall modelliert und modifiziert.

Das Ideal jedweder therapeutischen Bestrebung ist die Erzielung der spezifischen Wirkung, mit der sie die in dem Organismus etablierten Schäden und die in ihn eingedrungenen Schädlinge zu treffen sucht. Diese Schädlinge, als deren Repräsentanten uns die große Reihe der Infektionserreger entgegentritt, können aber nur getroffen werden, wenn die Mittel, die zu ihrer Vernichtung dienen, in sie eindringen, von ihnen verankert werden. „Corpora non agunt, nisi fixata", dieses Motto wurde das Leitmotiv der therapeutischen Arbeiten Ehrlichs. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß dieser Gedanke nur die Fortsetzung und die Uebertragung seiner ursprünglichen Ideenrichtungen bildet. In feinsinniger und wiederum plastisch-stereometrischer Weise hat Ehrlich die Erklärung des Mechanismus gegeben, unter welchem ein Heilstoff an die Parasiten herantritt, in sie eindringt und sie zur Abtötung bringt. An die Stelle der Seitenketten der Körperzellen treten bei den Kleinlebewesen die „Chemozeptoren", die, Fangarmen gleich, die Konstituentien der therapeutischen Mittel aufgreifen, sofern diese die geeigneten chemischen Gruppen enthalten. Wenn die Parasiten der Lues von dem Salvarsan abgetötet werden, so hat dies seinen Grund in dem „Arsenozeptor" dieser Parasiten, die das im Salvarsan enthaltene Arsen an sich reißen. Von der Avidität, d. h. der Intensität, mit der chemische Gruppen von den Chemozeptoren verankert werden, hängt also Wirkung und Güte eines Heilmittels ab. Die Brauchbarkeit eines solchen wird aber noch durch einen weiteren Faktor bedingt, nämlich dadurch, daß das Heilmittel wohl für die Parasiten giftig sein darf, nicht aber oder nur in geringstem Maße für den Organismus selbst, den sie befallen haben, damit, wie Ehrlich es einmal ausgedrückt hat, aus dem Heilmittel nicht ein „Unheilmittel" wird. Durch die Begriffe der Parasitotropie und der Organotropie, durch den Nachweis der Arzneifestigkeit der Parasiten, d. h. ihrer Gewöhnung an Arzneimittel und ihrer dadurch bedingten Unbeeinflußbarkeit durch diese hat Ehrlich ein festes Fundament für alle chemotherapeutischen Arbeiten geschaffen und die Bahnen vorgezeichnet, in denen sie sich zu bewegen haben.

Ueberblickt man Ehrlichs Lebensarbeit, so gliedert sie sich in mehrere Epochen, deren erste durch die farbenanalytischen Studien gekennzeichnet ist, deren folgende die Arbeiten über die Immunität und die Antikörper bringt und deren letzte die experimentelle Chemotherapie ist, alle drei innerlich logisch verknüpft durch die Trinität der primären Idee: „Konstitution, Verteilung und Wirkung".

*

In dieses, in großen Konturen umrissene Bild des Gelehrten Ehrlich gehören aber auch noch einige Striche, die seine Gesamterscheinung vervollständigen.

Digitized by Google

Originell, wie seine Gedankenwelt, ist auch die Form und Ausdrucksweise, mit der er sie in Wort und Schrift umsetzt und verständlich macht. Er hat eine Reihe neuer Begriffe und Worte geprägt, die in der medizinischen Terminologie sich für alle Zeit ihr Heimatrecht erworben haben. Durch Metaphern und Gleichnisse aus naturwissenschaftlichen und andern Gebieten beleuchtet er die tiefsten Schächte, aus denen er seine Ideen fördert. Die Vorliebe für alte lateinische Zitate teilt er mit Paracelsus. Die Beweglichkeit seines Geistes, die Reaktionsgeschwindigkeit, mit der die Ideenverbindungen bei ihm ablaufen, lassen es oftmals schwer fallen, seinen mündlich zum Ausdruck gebrachten Gedanken zu folgen, zumal ihre logischen Zwischenglieder meist nur lückenhaft ausgesprochen werden und er selbst ein hohes Maß von Verständnis bei seinen Zuhörern voraussetzt. Da sind es denn auch wieder die graphischen Hilfsmittel, Formeln, Kurven und sonstige geometrische Figuren, die erläuternd eingreifen. Keine Fläche ist ihm dann zu heilig, als daß er sie nicht schon mit seinem Buntstifte, den er immer in der Tasche trägt, bemalt hätte. Umgekehrt versteht er aber Erscheinungen und Situationen, die ihm entgegentreten — auch aus andern Gebieten als den eignen —, blitzschnell zu überschauen und zu erfassen, vor allem ihre schwachen und wunden Stellen zu erkennen. Es ist die göttliche Gabe der angeborenen Intuition, die Ehrlich geradezu zum biologischen Mediziner prädestinierte, und zu der sich ein phänomenales Gedächtnis addiert. Die Technik seines Denkens, die äußerste Konzentration, das „Arbeiten mit Scheuklappen", wie er es selbst einmal nannte, kommt auch in der formellen Gestaltung seiner Publikationen zum Ausdruck. Psychogenetisch ist dies wohl auch mit seiner Vorliebe für die Mathematik zu erklären, die ihm die Fähigkeit verlieh, die Gedanken auf die einfachste Formel zu bringen. Die Beschäftigung mit mathematischen Problemen bringt ihm die Erholung nach den Arbeiten des Laboratoriums. Dieser Hinneigung zu mathematischen Studien begegnet man auch bei andern großen Biologen, so daß der Gedanke eines inneren Zusammenhangs dieser beiden intellektuellen Richtungen sich aufdrängt. So paradox es zunächst klingen mag — weil weit abliegend erscheinend —, noch eine andre Vorliebe Ehrlichs möchten wir damit in Zusammenhang bringen — nämlich die Vorliebe für Kriminal- und Detektivromane, deren Lektüre wohl auch geistige Ausspannung, zugleich aber die Anregung zum Nachdenken und Nachforschen komplizierter Vorgänge und Zusammenhänge bedeutet. Es bleibt der vergleichenden psychologischen Biographie großer Männer — im Sinne Ostwalds — vorbehalten, vielleicht einmal auch hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit dieser Beziehungen zu statuieren.

Jedenfalls resultiert aus der Beschäftigung mit der exakten mathematischen Wissenschaft zum Teil auch Ehrlichs Fähigkeit zu klarer Disposition, die seinen Arbeiten zugrunde liegt und die zu erkennen derjenige besonders Gelegenheit hat, der sie in statu nascendi sich entwickeln sieht. Skizzen — von Ehrlich wiederum plastisch „Blöcke" genannt — bilden mit einzelnen Schlagworten und Gedanken den Unterbau, auf dem weiterhin das Werk errichtet wird.

Parallel mit dieser Dispositionskunst geht auch ein Organisations-

Digitized by Google

talent, das sowohl in der inneren Ausgestaltung seiner Institute als auch in der Art der Arbeitsverteilung an seine Mitarbeiter in die Erscheinung tritt. Anregungen und Mitteilungen an diese erfolgen auf schriftlichem Wege, so daß ihre schwarz-weiße Fixierung auch nach langen Jahren noch eine Ausgrabung möglich macht und nichts der Vergessenheit anheimfällt. Dieses Organisationstalent trat aber in markanter Weise zutage bei der klinischen Erprobung des Salvarsans. Während früher ein Mittel an einer oder nur an wenigen Kliniken erprobt wurde, bevor es der Allgemeinheit der Mediziner zugänglich gemacht wurde, hat Ehrlich bei der Prüfung des Salvarsans einen andern Weg eingeschlagen in der Form der „konzentrischen Erprobung". Das Präparat wurde gleichzeitig an eine sehr große Zahl von Kliniken und Aerzten ausgegeben und so die Behandlung einer großen Vielzahl von Patienten in relativ kurzer Zeit ermöglicht. Durch die im Laboratorium einlaufenden Berichte, die genau gesichtet und bearbeitet wurden, konnte dann weiterhin rasch ein genauer Einblick in die Wirkung dieses Heilmittels gewährleistet und ein rationeller Ausbau der Therapie ermöglicht werden. Ueber 60000 Dosen wurden in alle Weltteile in dieser Periode der Vorerprobung versandt. Und hier zeigte sich wieder ein für Ehrlich charakteristischer Zug. Es ist selbstverständlich, daß des Ueberblicks wegen eine tägliche Aufzeichnung der versandten Dosen erfolgte. Diese vollzog sich auf der Innenseite einer Schranktüre, in der Annahme, daß diese am wenigsten von allen mobilen Gegenständen in den Orkus wandern konnte. „Fliegende" Blätter perhorresziert Ehrlich.

Man würde sich aber von dem Menschen Ehrlich eine falsche Vorstellung machen, würde man ihn für einen verknöcherten, pedantischen Gelehrten halten, mit der obligaten Zerstreutheit und dem legendären Regenschirm, der laut Vorschrift irgendwo stehenbleiben muß. Ehrlich, der selbst sich gerne in scherzhaften originellen Wendungen ausdrückt, aus denen aber das fein perzipierende Ohr auch die ernsten Untertöne herauszuhören versteht, hat Sinn und Verständnis für Humor. Er lacht gerne und herzlich bei der Arbeit und in geselligen Kreisen, in denen er dann aus dem Born der eignen Erlebnisse und reicher Erinnerungen schöpft.

*

Als Mensch geehrt und als Gelehrter bewundert, tritt Ehrlich in ein neues Dezennium seines Lebens ein, das man nach den Worten des Propheten als ein köstliches bezeichnen kann, denn es war und ist ein Leben der Arbeit.

Möge es noch lange ein solches bleiben! Q. f. f. s.!

Digitized by Google

Die Orientbahnen, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Zu einer Zeit, wo das übrige Europa, vor allem seine industriereichen Bezirke, bereits vielfach von Eisenbahnen durchzogen war, herrschten in dem Verkehrsleben der europäischen Türkei noch idyllische Zustände. Die Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, gegründet 1830, und der Oesterreichische Lloyd, gegründet 1836, waren so ziemlich die einzigen Anstalten, welche damals den Transport von Reisenden und Gütern nach und von der Türkei vermittelten. Angeborene Indolenz, das ängstliche Bemühen, sich vor dem Eindringen westländischer Ideen zu schützen, ein vielleicht nicht unberechtigtes Mißtrauen in die Uneigennützigkeit der ausländischen Projektanten wirkten zusammen, um die Türkei in ihrer passiven Resistenz gegen jede Ausgestaltung des Verkehrs zu bestärken. Oft war es auch das Ueberwiegen des russischen oder des westmächtlichen Einflusses bei der Pforte, das den Ausschlag gab. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß bis in die Mitte der fünfziger Jahre auf den damals noch unter türkischer Souveränität oder Suzeränität stehenden umfangreichen Gebieten keine Eisenbahn bestand.

Der erste Schienenweg auf wenigstens nominell türkischem Territorium war die Strecke Tschernavoda—Küstendje (Constantza), welche die Verbindung zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meere herstellte, zur Umgehung der damals noch in einem recht schlechten Zustande befindlichen Donaumündungen. Von einer englischen Gesellschaft erbaut und 1860 dem Verkehre übergeben, wurde sie 1882 von der rumänischen Regierung angekauft, durch eine Donaubrücke an die von Budapest über Bukarest führende Linie angeschlossen und bildet so gegenwärtig den Endpunkt einer internationalen Verkehrslinie. Fünf Jahre später erhielt eine andre englische Gesellschaft die Konzession zum Bau und Betrieb der Strecke Rustschuk—Varna, die 1866 eröffnet wurde und seit 1888 in bulgarischem Betriebe ist.

Von weitaus größerer Bedeutung für den internationalen Verkehr mußte die Herstellung eines Schienenweges sein, der Konstantinopel und Saloniki mit dem westlichen Europa verbinden würde. Das erste Projekt einer solchen Bahn, die speziell dem Verkehre zwischen England und Indien dienen sollte, stammt von Robert Stephenson, dem Sohne des Erbauers der ersten Eisenbahn in England. In einem Memoire, das er durch Vermittlung des ehemaligen türkischen Generals Jochmus und des englischen Gesandten Westmoreland im Jahre 1852 der österreichischen Regierung zukommen ließ, waren die Vorteile, die ein solcher Bahnbau der Monarchie bieten würde, eingehend dargelegt. Der Gedanke fand in Wien keinen Anklang. Einerseits wollte man von dem Grundsatze nicht abweichen, das gesamte Eisenbahnnetz in den Händen des Staates zu behalten,

Digitized by Google

anderseits befürchtete man, daß nach Herstellung einer solchen Bahn die englischen Manufakturen rascher und billiger nach dem Balkan und den südöstlichen Ländern der Monarchie gelangen würden, als auf dem bisherigen Wege. Auch bestand die Besorgnis, daß Saloniki an die Stelle von Triest treten und mit dem englischen Kapital auch ein englischer Einfluß ins Land kommen könne, wobei insbesondere auf das Beispiel Aegyptens hingewiesen wurde. Wenige Jahre später, im Jahre 1857, erwarb ein aus österreichischen und ungarischen Aristokraten und Finanziers gebildetes Konsortium die Konzession zum Bau eines Netzes von Eisenbahnen längs des rechten Donauufers mit den Endpunkten Esseg und Semlin, welche den gemeinsamen Namen „Kaiser-Franz-Josefs-Orientbahn" führen und das Anfangsglied einer auf türkischem Gebiete zu schaffenden Linie bilden sollten. Aber auch diese Anregung blieb erfolglos. Es war ein österreichischer Konsul, der im Jahre 1859 in einer mit reichem topographischem Material ausgestatteten Denkschrift neuerdings die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auf die Zweckmäßigkeit einer Eisenbahnverbindung zwischen Belgrad und Saloniki und die daraus für den österreichischen Handel erwachsenden Vorteile lenkte. Er hob die Bedeutung Salonikis als des gegebenen Hafens für den englisch-indischen Verkehr hervor und wies zugleich die Befürchtung einer Konkurrenzierung Triests durch diesen Hafen als unbegründet zurück. Sein Weckruf fiel in eine unglückliche Zeit. Der italienische Feldzug hatte die österreichischen Staatsfinanzen in ihren Grundfesten erschüttert und auch auf dem Privatunternehmungsgeiste lag eine tiefe Depression.

Erst im Jahre 1868, auf Veranlassung des der abendländischen Kultur zuneigenden Großwesirs Ali-Pascha kam die Türkei selbst auf den Gedanken einer Durchschienung der Balkanhalbinsel zurück. Ein im März 1868 mit einer belgischen Gruppe geschlossener Vorvertrag blieb ohne Ergebnis und so machte sich der damalige Arbeitsminister Daoud-Pascha auf, um eine andre Kombination zu suchen. Ein Brüsseler Bankier, Baron Hirsch, fand sich zu diesem, wie man damals meinte, sehr gewagten Unternehmen bereit. Nach einigen Monaten der Verhandlung wurde zwischen der türkischen Regierung und ihm ein Vertrag wegen des Baues von 2000 Kilometer Eisenbahnen unterzeichnet. Bald darauf starb der Beschützer des Werkes, Ali-Pascha, und sein Nachfolger Mahmud, dessen Sympathien Rußland zugewendet waren, bemühte sich keineswegs, den Anschluß der türkischen Bahnen nach dem Westen zu fördern. Ein neuer, im Jahre 1872 mit Baron Hirsch eingegangener Vertrag reduzierte die Länge der zu bauenden Bahnen von 2000 auf 1260 Kilometer. Die im ersten Plane vorgesehene Strecke, welche Bosnien durchziehen und den Anschluß nach Uesküb herstellen sollte, die außerdem bedeutende technische Schwierigkeiten geboten hätte, kam in dem neuen Projekte nicht mehr vor. Im Jahre 1875 waren folgende Strecken im Bau vollendet: Von Konstantinopel nach Adrianopel, Philippopel, Sarambey und Bellowa, von Tirnowa nach Jamboli, von Adrianopel nach Dedeagatsch und von Saloniki nach Uesküb. Die einzige Strecke auf bosnischem Gebiet von Dobrlin nach Banjaluka blieb eine Sackbahn. Das damals geschaffene Netz war

Digitized by Google

also in zwei Rümpfe geteilt und entbehrte jeder Verbindung mit dem Westen. Die Nachteile dieser Situation waren besonders für Oesterreich-Ungarn sehr empfindlich. Die Linien, die von Konstantinopel und Saloniki ihren Weg landeinwärts nahmen, bahnten dem englischen und französischen Handel den Weg in das Innere der Balkanhalbinsel zu Plätzen und Märkten, die vorher fast ausschließlich vom österreichischen Handel beherrscht worden waren und seitdem verloren gingen. Oesterreich-Ungarn schloß deshalb im Jahre 1875 mit der Pforte eine Vereinbarung, durch welche sich diese verpflichtete, die Linien Bellowa—Sofia—Nisch bis zum 31. Dezember 1879 fertigzustellen. Allein die Türkei traf keine Anstalten, ihre Verpflichtung zu erfüllen. Dazu kamen die orientalischen Wirren und der Russisch-Türkische Krieg, und so blieb alles beim alten bis zum Zusammentritt des Berliner Kongresses. In den Bestimmungen der Artikel X, XXI und XXVIII des Berliner Vertrages wurden die von der Türkei übernommenen Verpflichtungen aufrechterhalten, bzw. auf Serbien und Bulgarien übertragen, und behufs Regelung der Details der Abschluß besonderer Konventionen zwischen den beteiligten Regierungen vereinbart. Die sog. Conférence à quatre trat im März 1881 zum ersten Male zusammen. Schon vorher, am 9. April 1880, war zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien eine die Anschlußfrage regelnde Vereinbarung zustande gekommen, welche die Grundlage des serbischen Eisenbahngesetzes bildete. Es bedurfte jahrelanger diplomatischer Arbeit, um auch mit den andern Kompaziszenten zu einem Abschlusse zu gelangen. Nach der am 9. Mai 1883 von den Vertretern Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Serbiens und Bulgariens in Wien unterzeichneten Convention à quatre sollte das türkische Bahnnetz durch eine über Sofia—Zaribrod—Nisch und Belgrad nach Semlin führende Strecke an das österreichisch-ungarische Netz angeschlossen und anderseits durch eine von Nisch abzweigende Nebenstrecke über Vranja mit der schon fertigen Bahn von Saloniki nach Uesküb verbunden werden. Außerdem wurden in diesem Vertrage für den Personen- und Gütertransport direkte Tarife mit Konstantinopel und Saloniki und den Hauptstationen auf Grund gleicher kilometrischer Einheitssätze vorgesehen. Es wurde ferner für die Etablierung durchgehender Züge Vorsorge getroffen, die Spurweite gleich der auf den österreichischen und ungarischen Bahnen festgesetzt und eine Reihe von Erleichterungen für die Zollabfertigung der Reisenden und Güter vereinbart. Am 12. August 1888 durcheilte der erste Zug die Bahnstrecke Wien—Konstantinopel. Den Betrieb dieser sämtlichen Strecken führte die im Jahre 1870 als französische gegründete „Compagnie d'exploitation des chemins de fer d'Orient", welche sich im Jahre 1880 in eine österreichische Gesellschaft mit dem Sitze in Wien verwandelte, im Jahre 1910 aber neuerdings ihre Nationalität wechselte und eine ottomanische Gesellschaft wurde. Sie betrieb bis zum Beginn des Balkankriegs folgende Linien:

1. Von Konstantinopel über Adrianopel und Tirnowa nach Bellowa (Anschluß an die bulgarische Staatsbahn) mit Abzweigungen von Adrianopel nach Dedeagatsch und von Tirnowa nach Jamboli.

Digitized by Google

2. Von Saloniki nach Uesküb und Mitrowitza.
3. Von Uesküb nach Zibeffche (Anschluß an die serbische Staatsbahn).
4. Von Tschirpan über Stara—Zagora nach Nowa—Zagora.
5. Von Saloniki nach Monastir und
6. von Alpullu nach Kirkilisse.

Das Eigentum an den Linien 1, 2, 3 und 6 steht der Türkei, das an der Linie 4 Bulgarien und das an der Linie 5 der „Société du chemin de fer ottoman Salonique-Monastir" zu. Von den 100000 Aktien der türkischen Betriebsgesellschaft erwarb im April 1913 ein österreichisch-ungarisches Bankenkonsortium von der Deutschen Bank und der Züricher Bank den größeren Teil (51000), um sich dadurch einen entsprechenden Einfluß auf die Verkehrsverhältnisse zu sichern.

Der blutige Krieg, der wie ein Orkan über die Balkanhalbinsel hinwegfegte und der Türkei von ihrem europäischen Besitze kaum mehr als einen erweiterten Festungsgürtel zum Schutze der Hauptstadt übrig ließ, hat auch die Verkehrsverhältnisse gründlich erschüttert. Sofort nach Beginn des Krieges hat sich Serbien unter Berufung auf militärische Bedürfnisse des auf dem Kriegsschauplatze gelegenen serbischen Netzes der Orientbahnen bemächtigt und trotz energischer Reklamationen den früheren Zustand bis heute nicht wieder hergestellt. Im Gegensatze zu Bulgarien und Griechenland, welche nach Abschluß des Krieges die Gesellschaft unverzüglich wieder in ihre Betriebsrechte eingesetzt haben, stellte sich die serbische Regierung auf den Standpunkt, sämtliche serbische Linien verstaatlichen und nötigenfalls mit der Expropriation vorgehen zu wollen. Diese Absicht stieß bei den maßgebenden Faktoren in Oesterreich-Ungarn auf begreiflichen Widerstand. Welche Bürgschaft für die Freiheit des Verkehres, welcher Schutz gegen eine einseitige Tarifpolitik wäre geboten, wenn diese für den Verkehr so wichtigen Linien in serbische Hände übergingen? Abgesehen davon würde die Verstaatlichung auf gewichtige praktische Hindernisse stoßen, da eine solche Transaktion nur mit Hilfe des französischen Kapitals durchführbar wäre, das aber dafür nicht zu haben ist. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht eine ähnliche Lösung versucht werden sollte, wie sie bei den mandschurischen Bahnen gefunden wurde. Allein dort lagen die Verhältnisse wesentlich anders.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma bot sich durch einen Vorschlag, der geeignet erschien, die widersprechenden Interessen zu versöhnen. Er rührte von dem Grafen Georges Vitali her, dem Präsidenten der „Régie générale des chemins de fer" und Großaktionär der sog. Jonctionlinie Saloniki—Konstantinopel. Graf Vitali hatte schon nach der durch den Bukarester Frieden geschaffenen Verteilung der eroberten türkischen Gebiete Anregungen zur Zusammenfassung der französischen und der österreichisch-ungarischen Eisenbahninteressen gemacht und brachte sie nun in eine Form, die seit einiger Zeit den Gegenstand von Verhandlungen zwischen den beteiligten Faktoren bildet. Der französische Vorschlag bezweckt einerseits eine Nationalisierung, anderseits eine Internationalisierung der Orientbahnen. Es behielte danach die Gesellschaft den Betrieb des östlichen

Digitized by Google

Netzes, auf den der Türkei verbliebenen, sowie auf den von Bulgarien annektierten Territorien. Dagegen soll der Betrieb der auf neuserbischem Gebiete gelegenen an die zu gründende Betriebsgesellschaft der serbischen Linien, der Betrieb der Strecken auf neugriechischem Gebiete an die in Aussicht genommene Betriebsgesellschaft der griechischen Linien übergehen. In der serbischen wie in der griechischen Gesellschaft soll französisches, österreichisch-ungarisches und serbisches, bzw. griechisches Kapital zu gleichen Teilen, also zu je einem Drittel, vertreten sein. Diese Betriebsgesellschaften sollen der Gesellschaft der Orientbahnen die Betriebsrechte auf der Strecke Nisch—Saloniki, Saloniki—Dedeagatsch und Saloniki—Monastir abkaufen und weiterhin selbst führen. Ferner soll der französische und der österreichisch-ungarische Aktienbesitz bei einer in Paris zu errichtenden Trustgesellschaft hinterlegt werden, welche in allen finanziellen und kommerziellen Angelegenheiten den entscheidenden Einfluß besitzen würde. Die französische Gruppe hat sich mit Zustimmung der österreichisch-ungarischen Gruppe bereit erklärt, Rußland und Italien mit einer gleichen Quote an ihrem Aktienbesitze zu beteiligen. Mit Rücksicht auf das große Interesse, welches deutscherseits wegen der anatolischen Bahnen der Gestaltung des Verkehres auf dem östlichen Netz der Balkanbahnen entgegengebracht wird, besteht ferner die Absicht, die österreichischen und ungarischen Banken zu verpflichten, von ihrem Besitz an Orientbahnaktien in den nächsten zehn Jahren nichts abzugeben und dies auch nach Ablauf dieser Frist nur mit Zustimmung der betreffenden Regierung zu tun. Der hier kurz skizzierte französische Vorschlag, welcher bereits die prinzipielle Zustimmung der beteiligten Faktoren gefunden hat, wird die Grundlage weiterer Verhandlungen bilden, die zum Abschlusse von Vereinbarungen einerseits über Bahnanschlüsse, anderseits über wichtige tarifarische Fragen führen sollen, für die die Convention à quatre als Vorbild zu dienen hätte. Es wird sich darum handeln, den Verkehr der Reisenden und der Waren in direkter Abfertigung und im Transit möglichst zu fördern, ihm nicht nur die Gleichstellung mit den Nationalen zu sichern, sondern auch die Herstellung direkter Tarife nach gewissen zu vereinbarenden Grundsätzen zu erreichen, und zwar nach beiden Richtungen des Verkehres in der Art, daß z. B. der Tarif auf der Strecke Belgrad—Saloniki der gleiche ist wie von Saloniki nach Belgrad, daß also die zur See und auf dem Landwege eingehenden Transporte gleichmäßig behandelt und nicht differenziert werden. Für alle die vielen Details, die bei solchen Tarif- und Transportfragen mitspielen, geben die moderne Technik der Verträge und das heute in allen seinen Verästelungen so fein entwickelte Transportrecht genügende Erfahrungen und Handhaben, die, den guten Willen vorausgesetzt, eine allseitig befriedigende Verständigung leicht möglich machen. Es sind keine Sondervorteile, die Oesterreich-Ungarn hier wie bei allen andern auf der Tagesordnung stehenden verkehrs- und handelspolitischen Fragen auf der Balkanhalbinsel verfolgt. Die Zielpunkte, welche es anstrebt, liegen im Interesse aller am Handel und Verkehr in diesen Gegenden Beteiligten, nicht zum mindesten auch in dem der Balkanländer selbst.

Digitized by Google

Die Verhandlungen, die demnächst in Wien beginnen sollen, werden sich, wie erwähnt, auch mit der Schaffung einer Reihe von Anschlüssen an das bestehende Netz der Orientbahnen zu befassen haben. Von besonderem Interesse wird speziell für Oesterreich-Ungarn der Ausbau des Eisenbahnnetzes in dem bisher ziemlich vernachlässigten nordwestlichen Winkel der Balkanhalbinsel sein. Es handelt sich zunächst um die bosnischen Bahnen, dann um ihre Anschlüsse nach Osten, Süden und Westen. Nach den Gesetzentwürfen, welche den Parlamenten in Wien und Budapest im November vorigen Jahres vorgelegt wurden, soll zunächst die einzige normalspurige Bahn, über die Bosnien verfügt, die Strecke Doberlin—Banjaluka, über Jajce nach Mostar fortgesetzt, ferner eine zweite normalspurige Verbindung von Samac an der Save über Doboj nach Serajewo hergestellt werden. Seit 1906 ist die Hauptstadt Bosniens durch eine schmalspurige Bahn, die aber in den Krümmungs- und Neigungsverhältnissen allen Anforderungen entspricht und deshalb ohne große Schwierigkeiten auf Normalspur gebracht werden könnte, mit Vardiste und Uvac an der Grenze des früheren Sandschak Novibazar verbunden. Bei den bevorstehenden Verhandlungen soll nun zunächst ein Anschluß von Vardiste an die von Uzice nach Krusevac führende schmalspurige Strecke der serbischen Staatsbahn vereinbart werden. Anderseits hat die serbische Regierung ihre Geneigtheit zu erkennen gegeben, der Herstellung eines Schienenstrangs von Uvac nach Mitrovitza zuzustimmen, wodurch neben der bereits bestehenden Linie über Nisch, Branja eine zweite Verbindung mit dem bedeutendsten Handelsemporium der Balkanhalbinsel hergestellt würde. Es handelt sich hier um die sog. Sandschakbahn, für deren Bau die österreichisch-ungarische Regierung im Jahre 1908 in Konstantinopel die Konzession angesucht hat. Man erinnert sich der lebhaften diplomatischen und publizistischen Kontroversen, die dieses Projekt damals hervorrief. Die Situation hat sich seitdem wesentlich geändert. Die Sandschakbahn würde heute, wenn sie Bosnien verläßt, nicht mehr in türkisches, sondern in serbisches Territorium münden. All die teuflischen Pläne, die man damals Oesterreich-Ungarn unterschob, die Legende vom Vormarsch nach Saloniki gehören der Vergangenheit an, und wenn heute Serbien der Verwirklichung dieses so einleuchtenden Projektes zustimmt, so ist dies der beste Beweis für seine Ungefährlichkeit.

Die Antwort auf das so viel angefeindete Projekt der Sandschakbahn war bekanntlich die sog. Donau-Adria- oder Transbalkanbahn. Der Plan ist russischen Ursprungs. Durch Herstellung von Anschlüssen an bereits bestehende Strecken sollte eine Verbindung zwischen der unteren Donau und dem Schwarzen Meer einerseits und dem Adriatischen Meer anderseits geschaffen werden. Das älteste, auch von Rußland befürwortete Projekt für diese Bahn führt vom serbischen Donauhafen Radujevatz über Nisch, Kurschumlje, Ferizovic, Pristina nach S. Giovanni di Medua. Nach Aeußerungen des serbischen Ministerpräsidenten Pasic scheint die endgültige Wahl auf diese Route gefallen zu sein, und es wäre die Strecke bis Ferizovic bereits im Baue, die Fortsetzung bis zur albanesischen Grenze aber in der Trassierung begriffen. Beide Projekte, Sandschakbahn und

Digitized by Google

Donau-Adriabahn, haben das Gemeinsame, daß sie zum Teil wenig kultivierte, von hohen Bergzügen durchstrichene Gebiete passieren, technischen Schwierigkeiten begegnen und daher große Kosten für Bau und Betrieb erheischen, also wenigstens im Anfang kaum große Chancen für ihre Rentabilität bieten würden. Dazu kommt, daß diese Bahnen verschiedene Staatsgebiete durchziehen, deren Interessen nicht durchwegs kongruent sind und in denen sich die durch die politischen Kämpfe hervorgerufene Erregung der Gemüter vielleicht noch durch einige Zeit hemmend oder erschwerend fühlbar machen dürfte. Die Verwirklichung dieser Projekte, der Bau und auch der spätere Betrieb bilden daher keine leichte und rasch zu erfüllende Aufgabe.

Serbien könnte den von ihm angestrebten Zugang zum Meere zunächst leichter und rascher und jedenfalls mit geringerem Geldaufwande sich über bosnisches Gebiet sichern. Der früher erwähnte Anschluß der serbischen Staatsbahnen an die bosnische Ostbahn bei Vardiste böte ihm die Möglichkeit, seinem Handel durch Vermittlung der bosnischen Bahnen den Hafen von Metkovich und in wenigen Jahren, nach dem bevorstehenden Ausbau des noch fehlenden bosnisch-dalmatinischen Zwischengliedes Bugojno—Arzano, den vortrefflichen Hafen von Spalato zugänglich zu machen. Von seiten Oesterreich-Ungarns würde man zu einem solchen Arrangement gewiß gerne die Hand bieten. Unter allen Umständen wird Serbien durch die Beschlüsse der Londoner Botschafterkonferenz die Möglichkeit geboten sein, an der albanesischen Küste der Adria einen Hafen zu erreichen, der ebenso wie die dorthin als Zufahrtsstraße zu erbauende Bahn neutralisiert und ausschließlich kommerziellen Zwecken dienstbar gemacht werden soll. Der Punkt scheint noch nicht bestimmt zu sein, alles spricht aber dafür, daß die Wahl auf Durazzo fallen wird, da sich die andre Alternative, S. Giovanni di Medua, aus verschiedenen Gründen weniger dafür eignet. Dieser serbische Hafen und sein Zufahrtsweg wird allen Handel und Verkehr treibenden Ländern gleichmäßig offenstehen müssen, und es versteht sich von selbst, daß keines derselben, auch Serbien nicht, dort eine privilegierte, die andern ausschließende Stellung einnehmen darf. Der Ausbau des Hafens, der heute eine offene, stark versandete Reede ist, wird Geld kosten und nicht so rasch vonstatten gehen, als man vielleicht heute glaubt. In absehbarer Zeit wird der internationale Handel und Verkehr auch mit dieser neuen Einbruchsstation für die Gebiete der Balkanländer zu zählen und sich danach einzurichten haben.

Von großer Bedeutung für den internationalen Verkehr wird die Verwirklichung des lange gehegten Planes einer direkten Eisenbahnverbindung Griechenlands mit dem Westen sein. Wie es heißt, soll die Trasse dieser Bahn von Papapuli nach Gida an der Strecke Saloniki—Monastir führen. Dieser Schienenweg erschließt dem europäischen Verkehr neue Aussichten und liegt ohne Zweifel im allgemeinen Interesse. Nach dem im Januar d. J. mit einer französischen Gesellschaft wegen des Baues dieser Strecke geschlossenen Vertrage soll derselbe bereits in anderthalb Jahren vollendet sein. Die Verbindung Griechenlands mit dem übrigen Europa eröffnet für die Zukunft noch eine andre Per-

Digitized by Google

spektive. Die ununterbrochene Schienenverbindung mit Piräus—Athen kürzt gegenüber Saloniki und Brindisi, um so mehr gegenüber Triest den Seeweg nach wichtigen orientalischen Plätzen, auch nach Aegypten und dem Suezkanal bedeutend ab. Das hat seine Wichtigkeit namentlich für den Verkehr der Reisenden und wohl auch der internationalen Post. Mit diesem Umstande wird man, wenn auch nicht gleich, so doch in der weiteren Entwicklung der Dinge rechnen müssen. Die Griechen sind zu heiße Patrioten und zu gute Kaufleute, als daß sich annehmen ließe, die Rücksicht auf ihre Hauptstadt könnte sie in Zukunft etwa zu einer Vernachlässigung von Saloniki verleiten, dessen Besitz für sie den Preis blutiger Kämpfe und großer Kraftanstrengungen bildet. Auch laufen in diesem Punkte die Interessen aller Großmächte ziemlich parallel. Allein die geographische Nähe und der traditionelle Zug seines Handels stellt Oesterreich-Ungarn mehr als andern Mächten die Aufgabe, darüber zu wachen, daß auch unter der neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse der Handel und Verkehr mit und über Saloniki gesichert und mit allen Kräften gefördert werde. Es hat sich herausgestellt, daß selbst Waren, die auf dem Landwege nach Saloniki kommen, in vielen Fällen an den Binnenstationen vorbeirollen, um dann erst wieder zurückbefördert zu werden. Die Umwandlung Salonikis in einen Freihafen hätte deshalb den Vorteil, daß die Waren der Grossisten Saloniki zollfrei erreichen können, um dort erst umgepackt und ins Hinterland verschickt zu werden.

Bulgarien, das bisher nur über die beiden Häfen Varna und Burgas am Schwarzen Meer verfügte und so von der freien Durchfahrt durch die Dardanellen abhängig war, behielt nach dem Bukarester Frieden wenigstens einen der wichtigsten Häfen am Aegäischen Meere, Dedeagatsch. Für seinen Handel gewann es dadurch einen festen Stützpunkt am offenen Meere. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das tüchtige und arbeitsfreudige bulgarische Volk sich in naher Zeit diesen Hafen für seine Handelsbewegung nutzbar machen wird. Von großer kommerzieller und politischer Bedeutung wird auch eine Bahnverbindung des Hafens von Lagos mit dem Hinterlande sein. Nach einem rumänischen Projekte soll die Trasse dieser Bahn bei Nikopoli, das durch eine Donaubrücke mit dem rumänischen Netze verbunden würde, beginnen, über Plewna, Lovca nach Philippopel führen, wo sie mit der Bahn von Sofia zusammenträfe und dann nach Ueberquerung des Balkan Xanthi und Lagos erreichen.

Wie durch einen Zauberschlag scheint der Balkan aus jahrhundertelangem Schlafe erwacht zu sein. Ueberall regt und bewegt es sich und verlangt nach Betätigung der schlummernden Volkskräfte. Oesterreich-Ungarn wird in erster Linie berufen sein, von dieser Entwicklung des Verkehrswesens auf dem Balkan für seinen Handel und seine Industrie Vorteile zu ziehen. Die zu schaffenden neuen Schienenwege würden aber ohne eine angemessene Regelung der handelspolitischen Fragen nur von problematischem Werte bleiben. Der Gedanke, längs der zu bauenden Eisenbahnlinien eine Freihandelszone zu schaffen, kann wohl auf absehbare Zeit hinaus nur als ein frommer Wunsch bezeichnet werden. Vorerst bilden die Einnahmen aus den Eingangszöllen für die finanziell er-

Digitized by Google

schöpften Balkanstaaten eine nicht leicht zu entbehrende Einnahmequelle, auf die zu verzichten sie höchstens nach einem verlorenen Kriege gezwungen werden könnten. Nach ihren großen militärischen Erfolgen wären sie dafür gewiß nicht zu haben, um so weniger, als sie durch ihre Schutzzölle zu einer nationalen Industrie und zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Auslande zu gelangen hoffen. Man kann auch nicht behaupten, daß ihnen auf dem Wege zum Freihandel die kontinentalen Großmächte mit gutem Beispiel vorangegangen wären.

Ueber Mitempfindungen, insbesondere über farbiges Hören

Von

Dr. G. Marinesco,

Professor an der Universität zu Bukarest, Mitglied der Rumänischen Akademie

Mit dem Ausdruck „Mitempfindungen" oder „sensorielle Synästhesien" bezeichnen wir Erscheinungen, die, obwohl seltsam, doch das Resultat eines natürlichen Geschehens sind. So ist zum Beispiel die bekannteste dieser Mitempfindungen, das farbige Hören, nichts andres als die Vereinigung zweier Empfindungen, von denen die eine primär und wirklich ist, nämlich die Gehörempfindung, während die andre, die Farbenempfindung sekundär oder indirekt im Geiste der Person, welche diese Anomalie dank einer besonderen Veranlagung darbietet, hervorgerufen wird.

Verschiedene Statistiken zeigen, daß dergleichen Assoziationen nicht so selten sind. So hat Lemaître das farbige Hören bei Kindern in 30 Prozent festgestellt, Philippe bei Erwachsenen in 12 Prozent, Bleuler und Lehmann in 12,5 Prozent, Gruber, der 1000 Fragebogen verschickte, bekam 50 positive Antworten, was 5 Prozent entsprechen würde. Suarez de Mendoza findet diese Zahlen zu groß, denn unter 372 von ihm untersuchten Personen konnte er nur dreizehnmal diese Erscheinungen beobachten.

Mercante analysierte die von 965 Personen gegebenen Antworten vom Standpunkt des Individuums, der Gruppe, des Alters, des Geschlechts, der Intelligenz, der Struktur der Worte und der Farben. Diesem Verfasser zufolge bildet das farbige Hören keine Ausnahmeerscheinung, veranlaßt durch pseudophysiologische Störungen, sondern eine normale, sämtlichen Individuen gemeinsame Erscheinung, die allerdings auf pathologischem Boden Eigentümlichkeiten, aber nicht spezifischer Art, bieten kann. Zweifellos handelt es sich um eine Steigerung des Hörgesichtstypus.

In bezug auf das Geschlecht fand Mercante Männer und Frauen in gleicher Zahl beteiligt, nur machte es den Eindruck, als ob bei letzteren die Erscheinungen intensiver wären. Vom Gesichtspunkte des Alters, der Häufigkeit und Intensität

Digitized by Google

waren die Erscheinungen in den ersten Lebensjahren stärker ausgeprägt, sie waren um so geringer, aber um so genauer, je mehr sich die Individuen dem Alter von acht bis zehn Jahren näherten.

Obwohl diese sensoriellen Synästhesien in gleichem Maße den Biologen wie den Arzt, den Physiologen wie den Dichter und Künstler interessieren — alle diese Zweige menschlicher Geistestätigkeit haben zur Kenntnis dieser Erscheinung beigetragen — so sind deren Beiträge zu dieser Frage doch dem großen gebildeten Publikum nur wenig bekannt.

Die Künstler und die Dichter haben als erste diese Erscheinungen beobachtet. So finden wir in der Lebensbeschreibung Salomon Landolts, eines schweizerischen Richters und Malers, gestorben im Jahre 1818, einige Angaben, die bezeugen, daß er farbiges Hören darbot. „Landolt," erzählt sein Biograph, „sang manchmal mit dem Brummeisen und behauptete eine Verbindung beobachtet zu haben zwischen den Tönen dieses Instruments — insbesondere den hohen — und den Farben und ihrer harmonischen Abstufung, wodurch es ihm erleichtert war, angenehme Farbenanordnungen zu treffen."

In seiner Arbeit über die Farbentheorie sagt Goethe, daß Leonard Hoffmann im Jahre 1786 in Halle eine Studie über den gleichen Gegenstand veröffentlicht habe, in der er Farben für die Instrumententöne angibt. Ihm zufolge ist der Ton des Violoncells indigoblau, der Geige ultramarinblau, der Klarinette gelb, der Trompete hellrot, der Flöte kermesrot, des Hoboe rosa, des Jägerhorns purpurn, des Flageoletts violett.

Der erste Fall in der medizinischen Literatur ist der von Sachs in Erlangen (1812). Im Jahre 1848 nannte Dr. Cornaz, Augenarzt in Neuenburg in der Schweiz, die von Sachs studierte Anomalie „Hyperchromatopsie", indem er sie als eine Art Hyperästhesie des Farbensinns auffaßte. In einer Arbeit über den Daltonismus, die Dr. Wartmann 1849 in Genf veröffentlichte, werden zwei Personen erwähnt, die farbiges Hören darboten.

Bleuler und Lehmann erwähnen, daß der berühmte Tondichter Joachim Raff im Jahre 1855 einem der ihm befreundeten Musiker erklärte, daß ihm die Instrumententöne farbige Vorstellungen erwecken, und zwar scheint ihm der Ton der Flöte tiefazurblau, des Hoboe gelb, des Hornes grün, der Trompete scharlachrot, des Flageoletts grauschwarz. Die tiefen Töne gaben ihm dunkle Vorstellungen, die hohen helle Abtönungen. Dieselben Verfasser berichten, daß der Pianist und Tondichter Louis Ehlert in seinen bemerkenswerten „Briefen an eine Musikfreundin", die 1859 in Berlin erschienen sind, in folgender Weise seine Eindrücke beim Hören der Schubertschen Sinfonie in C-Dur niederschrieb: „Die Arie in F-Dur, im Scherzo, ist von einer so sonnenvollen Wärme und von einem so zarten Grün durchdrungen, daß es mir, wenn ich's höre, scheint, als ob ich den Duft der jungen Tannenknospen einatme. Nein, wahrlich, wenn F-Dur nicht grün heißt, dann verstehe ich nichts mehr von der Tonfärbung."

Im Jahre 1860 reiht Marcé in Paris in seiner Aggregationsthese „über

Digitized by Google

die Alterationen der Sensibilität" das farbige Hören zwischen dem Daltonismus und der Anorthopsie ein.

Perroud aus Lyon veröffentlicht 1863 seine eigne Beobachtung und ist, wie es scheint, der erste, der die rein physiologische Natur dieser Anomalie erkannt und ihr eine annehmbare Deutung gegeben hat. Derselben Ansicht ist auch Chabalier aus Lyon, der im Jahre 1864 eine Abhandlung über den gleichen Gegenstand erscheinen ließ, den er Pseudochromästhesie nannte.

Im Jahre 1871 beobachtete Kaiser einen neuen Fall von sekundärer Farbensensation bei einem hervorragenden, intelligenten Menschen, der für Buchstaben einen hohen Grad von Assoziationsvermögen aufwies. Bemerkenswert ist, daß Kaiser, der den Patienten nach zehn Jahren wiedersah, keinerlei Farbenschwankung feststellen konnte.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Selbstbeobachtungen Nußbaumers und seines Bruders, die 1873 erschienen sind. Beide zeigten schon während der Kindheit farbiges Hören und stritten oft unter sich über die Tonfärbung. Nußbaumer hat zahlreiche Versuche angestellt, um die Ursache dieser Erscheinungen zu entdecken, allein Professor Benedikt in Wien riet ihm, von den Versuchen abzustehen, da sie gefährlich und pathologischer Natur wären.

1876 begann Professor Fechner eine eingehende Ermittlung über diesen Gegenstand, indem er verschiedenen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten einen Fragebogen schickte; die erzielten Ergebnisse veröffentlichte er in seiner „Vorschule der Aesthetik" (1876) und in seinem bekannten Werke „Elemente der Psychophysik".

Im Jahre 1878 unternahmen Bleuler und Lehmann, beide dazumal Studierende an der Züricher Hochschule, ernste Studien über diese Erscheinung, die einer von ihnen bei sich selbst beobachtete. In einem Gespräch zwischen Bleuler und Lehmann über das Aussehen der Ketone behauptete der letztere, daß die Ketone gelb seien, da das Wort ein o enthalte, das gelb wäre. Der Genosse war überrascht und verstand eine solche Behauptung nicht, er verlangte eine Aufklärung; von der Schilderung des Genossen über die Farben, die bei ihm durch Laute hervorgerufen werden, veranlaßt, unternahm er ausgedehnte Untersuchungen über das farbige Hören. Von 596 Personen, die befragt wurden, boten 76 Erscheinungen der sensoriellen Assoziation dar. Die Autoren vereinigten sämtliche bekannten Fälle in einer 1881 erschienenen Arbeit unter dem Titel „Sekundäre Sensationen", während sie die Namen „Photismen" und „Phonismen" für einige Eigentümlichkeiten vorbehielten.

Im Jahre 1881 veröffentlichte Schenk den Fall einer intelligenten englischen Erzieherin, die die Eigennamen durch Assoziation färbte. Es folgten hierauf die Beobachtungen von Pedrano in Nantes, von Meyershausen in München (1882) und von Victor Grazzi in Florenz (1883).

Im Jahre 1884 machte Ughetti Mitteilungen über einen Arzt, der die Töne der Worte und der Musikinstrumente färbte. Albert de Rochas behauptete 1885, daß er unter 50 Personen 3 mit farbigem Hören gefunden habe.

Digitized by Google

1888 veröffentlichte Dr. Baratoux in Paris eine Monographie über das „farbige Hören", worin er sämtliche Tatsachen über farbiges Sehen und Hören zusammenfaßt und gleichzeitig die sekundären Sensationen aus dem Gebiete der andern Sinne erwähnt.

In demselben Jahre resümiert Dr. Grützner die Arbeiten von Nußbaumer, Bleuler und Lehmann, Urbantschitsch und schlägt als Erklärung der Tatsachen die Annahme einer simultanen Reizung der sensoriellen Zentren auf dem Wege der Assoziationsbahnen vor.

Im Jahre 1889 wird in der „Gazette des Hopitaux" (Paris) von Dr. P. Raymond ein Fall geschildert, der einen dreißigjährigen, körperlich und geistig gesunden Mann betraf; sein farbiges Hören bezog sich aber nur auf das Sprechen, nicht auf musikalische Töne.

Auf dem Kongreß für physiologische Psychologie, der 1889 in Paris stattgefunden hat, haben Dr. Varigni aus Paris und Eduard Gruber aus Jassy je einen Fall von farbigem Hören vorgestellt.

1890 erschien eine vollständige Monographie von Dr. Ferdinand Suarez de Mendoza aus Angers, die, nachdem sie eine Geschichte der Frage gebracht hat, 8 äußerst interessante, persönlich beobachtete Fälle mitteilt. Nach dem Verfasser soll die Gesamtzahl der bis zum Jahre 1890 veröffentlichten Fälle 134 betragen.

Auf dem Kongreß für experimentelle Psychologie, der 1892 in London tagte, machten Francis Galton und E. Gruber zwei interessante Mitteilungen über farbiges Hören und ähnliche Erscheinungen, das Ergebnis zahlreicher und systematischer Versuche. Diese Mitteilungen, insbesondere jene Grubers, fanden einen starken Widerhall und veranlaßten, daß das Studium dieser Fragen einen neuen Aufschwung nahm. In der Tat erschien im nächsten Jahre Flournoys Werk „Des phénomènes de synopsie", ein wichtiges Werk über diese Erscheinungen.

In der Folge wurde die Literatur der Synästhesien immer reicher, namentlich durch Artikel, die in wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert wurden, so die Studien von Daubresse, Binet, Claparède, Lemaître, Sokolov, Laignel-Lavastine, Laures, Mercante u. a. Alle diese Beiträge brachten es zwar mit sich, daß unsre Kenntnisse über das klinische Bild der Synästhesien stark vermehrt wurden, allein die pathogenetische Erforschung derselben war noch weit davon entfernt, vollständig zu sein.

Die klinischen Erscheinungen überraschten, wie wir zu Beginn dieser Abhandlung gesehen haben, nicht nur die Aerzte und die Physiologen, sondern auch Schriftsteller und Dichter, sei es, daß diese die Erscheinungen bei sich selbst beobachteten, sei es, daß sie dieselben auf eingebildete Persönlichkeiten bezogen. In einem merkwürdigen Feuilleton, das der französische Dichter Théophile Gautier in der „Presse" vom 10. Juli 1843 veröffentlichte, analysiert er in folgender Weise die Empfindungen, die er infolge des Genusses von Haschisch gehabt hat: „Mein Gehör entwickelte sich wunderbar; ich vernahm das Geräusch der Farben. Grüne, rote, blaue, gelbe Töne gelangten zu mir in vollkommen

Digitized by Google

klaren Wellen. Ein umgestoßenes Glas, das Krachen des Stuhles, ein leise gesprochenes Wort vibrierten und widerhallten in mir wie Donnerschläge."

Es scheint, daß es ebenfalls farbiges Hören war, das Rimbaud zum bekannten Lautesonett begeisterte:

A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes.
A, noir corset velu des mouches éclatantes
Qui bombillent autour des puanteurs cruelles,

Golfe d'ombre; E, candeur des vapeurs et des tentes,
Lance des glaciers fiers, rois blancs, frissons d'ombelles;
I, pourpres, sang craché, rire des lèvres belles
Dans la colère ou les ivresses pénitentes;

U, cycles, vibrements divins des mers virides,
Paix des pâtis semés d'animaux, paix de rides,
Que l'alchimie imprime aux grands fronts studieux;

O, suprême Clairon plein de strideurs étranges,
Silences traversés des Mondes et des Anges:
— O l'oméga, rayon violet de Ses yeux!

Wir finden auch bei andern französischen Dichtern Anzeichen von Synästhesien; so sagte Th. de Banville:

Et j'ai trouvé des mots vermeils
Pour rendre la couleur des roses,

und Baudelaire:

Les parfums, les couleurs et les sons se répondent,
Il est des parfums frais comme des chairs d'enfants
Doux comme les hautbois, verts comme les prairies.

Deutsche Dichtung und deutsche Literatur sind mir zu wenig bekannt, so daß ich nicht weiß, wie weit derartige Synästhesien die deutschen Dichter und Schriftsteller beeinflußt haben. Unter den Papieren Grubers fand ich eine Angabe von jemand, der wahrscheinlich einen Fragebogen bekam, aber seinen Namen verschweigt; die Angabe bezieht sich auf eine Stelle von E. Junckers Roman: „Götterlose Zeiten": [1])

„Was ist das nun wieder für ein merkwürdiges Bild, Kind, wie kommst du darauf, mich mit einer grünen Welle zu vergleichen?"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun wohl, Menschen, die ich sehr liebe oder sehr hasse — und du weißt, ich muß bei solchen, die irgendwelche Bedeutung für mich haben, das eine oder das andre tun —, sehe ich immer in einer ganz bestimmten Farbe vor mir. So erscheint mir dein Verehrer, der Legationsrat v. Behrent, immer als schönstes, goldigstes Orange, du aber schillerst in allen Farben der Phantasie und des

[1]) Berlin 1893, Bd. I, S. 59.

Digitized by Google

Geistes, wie die flüssige grünliche Woge, in der sich die Farben des Himmels und der Erde vereinen."

*

Ich hatte Gelegenheit, zwei solche Fälle zu studieren. Der eine betraf eine Frau, die ich unzählige Male untersuchte; es war ihr eigner Wunsch, der Wissenschaft dienlich zu sein, um die stark ausgesprochene Erscheinung, die sie bot, aufzuklären. Patientin ist fünfunddreißig Jahre alt, hochgebildet, die Anamnese ist in bezug auf erbliche Momente nicht ohne Interesse, der Vater starb an einer Herzkrankheit, die Mutter, fünfundsechzigjährig, mit gesundem Verstand, erregbar, seltsam und nervös, ein Bruder endete durch Selbstmord, eine sechsundzwanzigjährige Schwester zeigt stark entwickelte künstlerische Begabung, leidet aber an Neurasthenie und Enterokolitis, ein zweiundvierzigjähriger Bruder ist gichtleidend.

Im folgenden schildert die Patientin selbst die Erscheinungen, die sie bietet:

„Ich war nicht älter als sechs Jahre, da ich einen Vergleich anstellte zwischen der grauen Farbe meines Namens „Maria" und der Farbe des Namens meiner Schwester, „Jeana", den ich meerblau sah. Ich fühlte tiefes Bedauern, daß meine Schwester einen so schön gefärbten Namen hatte, während meiner so häßlich war.

Bis zum Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren hegte ich nicht den geringsten Zweifel, daß es nicht möglich sei, daß jemand gesprochene Worte höre, ohne daran zu denken, daß sie gleich von einer bestimmten Farbe gefolgt sein müssen. Eines Tages wohnte ich in Jassy — wo ich das Gymnasium besuchte — einem Vortrage Grubers bei, der nebenbei von dieser eigentümlichen und seltenen Erscheinung sprach, von dem farbigen Hören.

Ich wäre nie imstande, zu schildern, was in jenen Augenblicken in meiner Seele angesichts einer solchen Offenbarung sich abgespielt hat. Nicht alle Welt sieht Farben, wenn sie spricht oder liest! Ich litt schwer darunter, daß ich von meinen Kameradinnen, denen ich mitteilte, daß ich hunderterlei Farben sehe, wenn ich spreche oder lese, nicht verstanden wurde. Wie schmerzhaft war es für mich, daß ich ein anormales Wesen war, wie sie mich nannten. Das traurigste dabei war, daß die Lehrer sich genau so verhielten wie die Genossinnen, ohne sich über die Unruhe, die sich meiner verlegenen und erschreckten Seele bemächtigte, klar geworden zu sein.

Lange Zeit vermied ich es, von diesen Farbensensationen zu sprechen, da ich großen Schmerz empfand ob der lächerlichen Worte und der böswilligen Andeutungen aller jener, die nicht fähig waren, mich zu verstehen. Später, als ich nach Bukarest kam, um meine Studien fortzusetzen, wurde ich mit mehreren Vertretern der Wissenschaft bekannt, denen ich mich — nach vielem Zaudern — anvertraute.

Aus einer lächerlichen Person ward ich ein interessanter Fall!

Nun will ich es versuchen, alles möglichst genau wiederzugeben, was ich sehe, was ich höre, was ich fühle in bezug auf diese Sensation, genannt farbiges Hören, die sich bei mir in so seltsamer und so verwickelter Gestalt darbietet.

Digitized by Google

Jedwedes menschliche Wesen, das einen Laut, eine Silbe, ein Wort in irgendeiner mir bekannten oder unbekannten Sprache artikuliert, gibt mir den Eindruck einer Farbe. Wenn ich zum Beispiel das Wort „viitor" (Zukunft) höre, so sehe ich grün, „avenir" gelb, was bezeugt, daß nicht der Sinn des Wortes mir den Farbeneindruck gibt, sondern der Ton. Kein Geräusch weckt in meinem Sinn eine Farbe, nicht einmal die Musiktöne.

Die Farben, welche die Worte begleiten, sind verschieden und unendlich abgestuft. So zum Beispiel „Hoffnung", „Glück", „Pracht" rufen alle drei bei mir ein halb durchsichtiges Grau hervor, allein jedes in besonderer Abstufung.

Die Farben sind manchmal undurchsichtig, so zum Beispiel ist „Deutschland" schwarz und undurchsichtig; andre sind nur halb undurchsichtig, z. B. „Schmerz" ist ein halbdurchsichtiges Gelb; oft sind sie durchsichtig wie das Wasser, z. B. „Anna": ein blaugrünliches Wasser wie ein Opal. Diese Farben sind manchmal glänzend, z. B. „Marinesco" ist schwarzbläulich glänzend; am meisten aber sind sie matt, z. B. „Liebe", ein altes, ganz glanzloses Rot.

Die Farben sehe ich immer im Raume schwebend, nie auf einen andern Gegenstand ausgebreitet. Die Form, unter der sich diese Farben zeigen, ist verschieden: in Form von Streifen, Vierecken, Sphären, kleinen Kugeln. Sehr oft sehe ich die Farben geschrieben, dann und wann umarmen sie den ganzen Raum, soweit ihn der Verstand fassen kann, und umhüllen ihn wie eine Wolke, wie ein Rauch, so zum Beispiel ist „Sonntag" ein endloser blaßrosiger Rauch.

Der größte Teil der Farben, die ich sehe, ist irisierend, opalisierend und mit Reflexen versehen, andre beginnen mit der einen Farbe und enden mit einer andern, z. B. „Psychotherapie" beginnt mit Schwarzgrau und endet mit tabakähnlichem Kastanienbraun.

Bemerkenswert ist, daß die Farben, welche die Worte begleiten, sich niemals ändern, und daß sie mir simultan erscheinen, als wäre eine bestimmte Farbe inhärent einem bestimmten Laut.

Die abstrakten Worte bieten viel lebhaftere und viel schönere Farben als die konkreten Worte, so zum Beispiel ist „Liebe" ein wunderbar gefärbtes Dunkelrosa, „Stuhl" ein blasses, dunkles und mattes Braun.

Oft sehe ich in ein und demselben Wort mehrere Abstufungen der gleichen Farbe, z. B. „Gott", ein Gelb im Zickzack und mit vielen Abstufungen.

Sehr oft geschieht es mir, daß ich Farben sehe, die in der äußeren Welt nicht vorhanden sind, so daß es mir äußerst schwerfällt, sie genau zu beschreiben.

(Die Patientin gibt sehr ausführlich die Farben der Vokale, der Konsonanten, einiger Vornamen, der Länder- und Städtenamen, der Wochentage, der Monate, einiger abstrakter und einiger konkreter Worte an.)

Ich habe bemerkt, daß das lebhafte Rot gänzlich abwesend in der Farbenskala ist, die sich in meiner Vorstellung entwickelt. Ich sehe Rosa und Abstufungen von Granatrot, nie lebhaftes Rot.

Die Farben faszinieren mich. Ich bin imstande, stundenlang vor einer wundervoll kolorierten Malerei zu stehen, in einem Salon, wo sich die Stoffe

Digitized by Google

farbig und schön aneinanderreihen, vor einem Blumenstrauß, dessen Blumen nach Farbenabstufungen geordnet sind, in einem Garten. Die duftenden Blumen aber geben mir eine unbeschreibliche Wollust. Ich lebe durch die Farben und fühle eine unsagbare Trauer, wenn ich nicht von harmonischen Farben umgeben bin.

Ich vergaß hinzuzufügen, daß die Farben, die ich sehe, nur mit großer Mühe von mir auf der Palette in Oelfarbe, Aquarell oder Pastell wiedergegeben werden könnten; die Farben, die ich beschrieben habe, kommen nur annähernd den Farben, welche ich sehe, nahe.

Jedwede Beschreibung von Figuren oder Menschen, in der die Farbe des Haares, der Augen, der Kleider usw. erwähnt wird, gibt mir eine so lebhafte Vorstellung, als ob ich jene Menschen neben mir sähe, so daß ich sie zeichnen und die Zeichnungen kolorieren könnte wie nach einem natürlichen Modell.

Oft begegne ich Personen, die ich nicht kenne, die aber so sehr einem irgendwo beschriebenen Bilde ähneln, daß ich beim Anblicken dieser Personen zusammenschauere.

Die Eigenschaft, die Worte zu kolorieren, habe ich nicht nur, wenn ich sie höre, sondern auch, wenn ich sie lese, selbst nur in Gedanken, d. h. selbst stilles Lesen ist gefärbt; in diesem letzten Fall höre ich die Worte so deutlich, als wenn sie mir jemand ins Ohr gesprochen hätte.

Es ist eine Beziehung vorhanden zwischen der Betonungsart des Wortes, seiner Länge und der Farbe, die ich sehe. Die längeren Worte sind durch längere farbige Streifen dargestellt. Der Vokal o, der in mir die Sensation weißgelb erweckt, unterscheidet sich von der Interjektion o! nur dadurch, daß in der letzteren der Ton der Farbe heller ist.

Die Musik gibt mir noch Geruchseindrücke; so erinnern mich die Trauermärsche an den Geruch der Chrysanthemen und Tuberosen. Die Musik, die sich an die Sinne richtet, wie die Walzer, haben den Duft der Rosen."

*

Von dem Vater eines meiner ehemaligen Patienten bekam ich einen Brief, in dem ich auf das farbige Hören, das er bei seinem Sohne beobachtet hat, aufmerksam gemacht werde.

In diesem zweiten Fall handelt es sich um einen jungen Mann, der im Jahre 1888 geboren wurde; die Eltern sind gesund, nur ist von seiten der Mutter in aufsteigender Linie eine starke erbliche Belastung vorhanden: Psychose, Selbstmord, ein Fall von Epilepsie usw.

Im Jahre 1907 zeigte der Jüngling psychische Störung, begleitet von Gehör- und Gesichtstäuschungen, Jähzornigkeit, Schlaflosigkeit u. dgl. Diese Störungen schwanden langsam infolge einer passenden Behandlung.

Der Jüngling ist für Musik empfindlich. Der Geschmack ist stark vermindert, so zum Beispiel schluckt er Chinin in Substanz, ohne den sehr bittern Geschmack wahrzunehmen. Er zeigt stark ausgesprochenes, farbiges Hören, das

Digitized by Google

seinem Vater aufgefallen war; letzterer schickte mir einige Tabellen über die Farben, die sein Sohn beim Hören gewisser Buchstaben und Worte sah, Tabellen, die mehrmals kontrolliert wurden, wobei sie fast identisch gefunden wurden.

Herrn G., dem Vater des Patienten, habe ich eine Reihe von Fragen vorgelegt über die Art, in welcher sich das farbige Hören seines Sohnes darstellt, mit folgenden Resultaten:

Sieht er die Farben in der Außenwelt und in welcher Entfernung, oder sieht er sie nur in der Vorstellung?

Die Farben projiziert er nach außen, aber er gibt sich absolut Rechenschaft darüber, daß sie nicht eine reale Perzeption sind, sondern ein Erzeugnis seines Gehirns oder seines Sensoriums. Er sieht die Farben, oder genauer die Buchstaben usw., gefärbt, auf eine Entfernung von $1^1/_2$ Meter; die Größe der Buchstaben ist etwa 3×3 Zentimeter.

Welche Form haben die gesehenen Farben?

Bei Buchstaben, Ziffern, Worten usw. bleibt deren Form bestehen. Bemerkenswert ist, daß nur die lateinischen Buchstaben ausgesprochene Farbe haben, während die Farben der deutschen (gotischen) Buchstaben weniger ausgesprochen sind. Die Länder sieht er wie auf der Landkarte, die ganze Oberfläche des Landes in seiner Farbe.

Ich vermute, daß einige Farben, wie Rußland = grün, Türkei = rosa, Reminiszenzen sind von dem geographischen Schulunterricht her; nicht ausgeschlossen bleibt eine Wortassoziation bei Portugal = portocaliu (im Rumänischen orange). Bei Spanien und Portugal sieht er die betreffenden Farben viel ausgesprochener an der Südseite dieser Länder als in den nordischen Teilen; je mehr er nach Norden geht, um so neutraler wird die Farbe. Bei allen andern Ländern ist die Farbe gleichmäßig intensiv.

Ob er die Buchstaben des Alphabets und einige Worte in Farben darstellen könnte?

Er sieht die Buchstaben gefärbt und in schwarzem, wie mit Bleistift hergestellten Umriß. (Ich habe mit dieser Antwort einen Karton bekommen, in welchem Buchstaben, Ziffern und Musiknoten in Farben so wiedergegeben waren, wie er sie sieht. Die Buchstaben sind lateinische, große Druckbuchstaben, die Ziffern arabisch und die Noten nach der Lage, die sie haben, auf dem Notensystem des Musiknotenpapiers aufgeschrieben.)

Ob die Musiknoten von Farben begleitet sind?

Nein. Wenn man ihm auf dem Piano vorspielt, gibt es manche Noten, die bei ihm keinerlei Farbensensation hervorrufen. Er sieht vor sich nur Notenstücke, deren Farben von seiner Hörsynästhesie bestimmt werden; nicht die Töne haben Farbe, sondern die Noten.

Ob er ein Gedicht, einen Menschen, eine natürliche Erscheinung (z. B. den Wind) durch eine Farbe charakterisiert?

Weder Goethe noch sein Gedicht „Erlkönig" haben Farbe. Schiller ist bestimmt blau. Eminescu ist weiß. Alexandri und Hasdeu sind farblos. Von

Digitized by Google

seinen Bekannten hat sein Musiklehrer, der ihm sehr sympathisch ist, eine traurige braune Farbe, Dr. Marinesco, an den er sich erinnert, dunkelrot, vermischt mit schwarz. Personen, die ihm feindlich gesinnt sind, haben aschgraue, mausgraue oder schwarze Farbe. Die Farbe bezieht sich besonders auf den Namen, den er mit großen, gefärbten Druckbuchstaben geschrieben sieht; übrigens haben die Menschen keine fühlbaren Farben. Der Wind ist aschgrau, schwarz, silberhell. Die konkreten Worte haben die Farbe, die der betreffende Gegenstand suggeriert (der Baum ist grün usw.). Von den abstrakten Wörtern hat das Wort „Geist" eine helle, weißbläuliche Farbe, infolge des Buchstabens s, der blau ist — wie er sich ausdrückt.

Ob für ihn sympathische Farben vorhanden sind?

Er hat Farben, die er vorzieht: Kastanienbraun, Gelblich, Orange, Violett. Der Vorzug dieser Farbe wird bezeugt außer durch seine Aussage noch durch die Wahl der Halsbinden, des Hutes usw., die er trägt. Antipathisch ist ihm nur Schwarz, einigermaßen auch Grau, aber unter Vorbehalt, denn grau sind auch die Wolken und doch interessieren ihn seit langem besonders atmosphärische Erscheinungen, die ihm sympathisch sind.

Hat er sympathische und antipathische Personen?

Bei den sympathischen assoziiert er lichte Farben: Weiß, Creme, Gelb; bei antipathischen Personen hat er keine Farbenassoziationen, selbst wenn er keine Antipathie hat, infolge der Farbe der Buchstaben ihres Namens.

Welche Farbe schreibt er den Worten: rot, gelb, grün, Blut zu?

Rot ist ein grünes Band von 1 Zentimeter Breite, das diagonal eine rosige Oberfläche von 20 × 45 Quadratzentimeter durchschneidet. In den Dimensionen der Farben überträgt sich proportional die Macht der Buchstabenfarbe auf den Sinn — behauptet er.

Freude: ein Weiß mit blauen Flecken.

Blau: ein roter Fleck in der Mitte eines blauen Feldes, die Ränder des roten Flecks werden immer blasser und gehen unmerkbar in das Blau über, ohne aber eine Uebergangsfarbe zu schaffen als Ergebnis der Kombination von Rot und Blau (Violett sagt er).

Gelb: die Farbe der Brotkruste.

Blut: blaue Flecken auf einem roten Feld, wie wenn blaue Tropfen in ein Glas mit roter Flüssigkeit fallen würden.

Hat der Akzent einen Einfluß auf die Farbe der Worte?

Er kann keinen deutlichen Bescheid geben. Paris (die Stadt) ist blaugrünlich, Paris (aus der Mythologie) ist farblos.

Air (Luft) ist farblos, ère (Aera) ist weißgrau, air (Arie) ist farblos.

Die Note sol (g in der deutschen Skala) hat nur eine einzige Farbe, die aber wechselt, je nach der Oktave, in der sie sich befindet.

Erzeugt das Hören einer Musik, eines Gesprächs bei ihm Lichtsensationen?

Auf diese Frage antwortet er zaudernd nein. Ein angenehmes Musikstück bringt ihm das Bild einer geliebten Person vor die Augen.

Digitized by Google

Die Farbenſenſationen haben ihm in der Schule nicht als mnemotechniſche Mittel gedient.

Er kann nicht präziſieren, ob der Anblick der Farben ihm Hörſenſationen hervorruft, es ſcheint aber, daß er ſie nicht in ſpontaner Weiſe hat.

Ich will noch hinzufügen, daß ich (der Vater dieſes Jünglings), wenn ich ein Stück Muſik höre, z. B. die C-Symphonie Schuberts, in der dasſelbe muſikaliſche Motiv immer wiederkehrt, aber von einer Tonart fortwährend in eine andre übergeht, z. B. von C-Moll in A-Dur, von G-Dur in E-Moll uſw., einen mächtigen Eindruck bekomme, mehr als einen äſthetiſchen; er iſt ſo lebhaft, daß es mir möglich wäre, ihn in Farben auf die Leinwand zu bringen wie eine Landſchaft. So zum Beiſpiel wie die Albanerberge, auf die ich von Rom beim Sonnenuntergang geblickt habe, wo dasſelbe Landſchaftsbild, ohne daß es ſich als Form geändert hätte, doch unmerkbar und raſch genug einen Farbenwechſel zeigte von Gelb in Orange, in Rot, in Violett, in Grün, in Grau uſw.

*

Eine wichtige Frage, die ſich aufdrängt, wenn wir dieſe Fälle unterſuchen, iſt die, zu wiſſen, ob eine phyſiologiſche, mathematiſche oder ſonſtige Beziehung zwiſchen den verſchiedenen Tönen und den ihnen entſprechenden Farben vorhanden iſt.

Zunächſt ſtellen wir eine Tatſache feſt, die beſonders hervorgehoben werden muß, nämlich daß den gleichen Tönen nicht immer die gleichen Farben entſprechen, daß wir es mehr mit individuellen Reaktionen als mit allgemeinen Erſcheinungen zu tun haben. Aber ſelbſt wenn dieſe Erſcheinungen manche allgemeine Eigenſchaften beſitzen, ſo ſind dieſe doch ſchwer zu präziſieren.

Die erſte Schwierigkeit iſt die, daß in manchen Fällen den Vokalen nicht elementare Farben entſprechen, ſondern ein Gemiſch von zwei oder mehreren Farben. Wir finden nicht die Farben des Sonnenſpektrums entſprechend den Vokalen oder den Konſonanten, vielmehr haben wir es mit nicht ſpektralen Farben zu tun. Wenn eine vollkommene Verbindung zwiſchen Farben und Tönen beſtände, ſo müßten wir bei wenig harmoniſchen Tönen Farben mit wenigen Vibrationen finden. (?)

Eine andre bedeutende Schwierigkeit finden wir in der Färbung der Worte und der Ziffern. Noch ſehen wir nicht das Geſetz, demzufolge derartige Perſonen die Worte färben, und die Schwierigkeit wird um ſo größer, wenn ein Wort mittels einer elementaren Farbe koloriert wird, während die Töne, die es bilden, durch komplexe Farben oder durch ein Gemiſch von Farben dargeſtellt werden. Wenn auch die Art der Wortfärbung, wenigſtens ſcheinbar, keiner Regel zu folgen ſcheint, ſo ſind doch in meinem Fall ſehr viele Worte nichts andres als eine Kombination der von den Tönen hervorgerufenen Farben, die an der Zuſammenſetzung jenes Wortes beteiligt ſind. Dies hat auch der Jüngling aus der zweiten Beobachtung bemerkt. So ſagt er zum Beiſpiel, daß das Wort Johann gelb ſei, weil o gelb gefärbt iſt.

Digitized by Google

Die Intensität der Farbe ist ebenfalls ein Faktor, der eine bedeutende Rolle in den gefärbten Bildern spielt. Nicht weniger wichtig ist die Größe dieser Bilder; im allgemeinen haben lange Worte größere, kurze Worte kleinere farbige Bilder.

Es ist schwer, ein abschließendes Urteil sich darüber zu bilden, ob es sich um eine normale Erscheinung handelt, die der individuellen Psychologie angehört, oder um eine anormale Erscheinung, die in das Gebiet der pathologischen Psychologie einzureihen ist. Die weitgehende, von Gruber unternommene Enquete über das farbige Hören bei den Ueberlebenden der von Fechner früher untersuchten Personen und über die Todesursachen der inzwischen Verstorbenen, ist leider nicht zu Ende geführt worden. Die Wärme, mit der mein betrauerter Landsmann die Meinung verteidigt, daß es sich nicht um eine pathologische Erscheinung handelt, wird viele für seine Ansicht gewinnen; die Tatsache, daß der junge Forscher an einer Hirnkrankheit gestorben ist, darf nicht zu einer kategorischen Zurückweisung führen. Hier folgt ein Brief Grubers an Herrn Minister Titu Maiorescu, der mir gütigst zur Verfügung gestellt worden ist:

„In Verbindung mit meiner Statistik und mit der Fechners unternahm ich noch eine besondere Statistik der Ueberlebenden, welche farbiges Hören aufwiesen. Ich zähle zu den Ueberlebenden jene Personen, die nach fünf, zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren seit der Mitteilung ihrer Beobachtung mir jetzt zum zweitenmal geantwortet haben. Diese zweiten Antworten bilden die Statistik der Ueberlebenden. In bezug auf die Toten ist von Interesse, an welcher Krankheit sie gestorben sind, namentlich ob sie an einer Hirnkrankheit zugrunde gegangen sind.

Eine ganze Reihe von Ueberlebenden erklärte mir, daß sie keineswegs von nervösen Krankheiten belästigt worden sind. Von den Toten sind nur zwei an Hirnkrankheiten gestorben, die andern zwanzig, über die ich Erkundigungen eingezogen habe, starben an andern Krankheiten. Es kann also nicht von einer pathologischen Erscheinung gesprochen werden; höchstens könnte man Entartung gelten lassen, wie dies auch Nordau und Steinbrügge in einem Brief, den ich von letzterem empfangen habe,[1]) tun. Flournoy behauptet, daß die Entartung nicht durchaus ursächlich mit dem farbigen Hören verbunden ist, daß aber eine solche Beziehung möglich wäre. Ich schließe mich dieser Ansicht an. Wundt sieht in dem farbigen Hören „Gefühlsassoziationen", also durchaus Erscheinungen aus dem Gebiet der normalen Psychologie.

Eine kuriose Tatsache ist die: in der ganzen Geschichte des farbigen Hörens (die diesbezügliche Literatur besitze ich vollständig) habe ich nicht einen Psychiater gefunden, der sich mit dieser Erscheinung beschäftigt hätte. Es ist dies charakteristisch. Unbestritten ist, daß das farbige Hören in erster Reihe ein Problem der deskriptiven Psychologie, in zweiter Reihe ein Problem der experimentellen Psychologie und in dritter Reihe ein Problem der physiologischen Psychologie ist. Ich glaube nicht, wie Rosenbach, daß es nur ein Problem der Sinnesphysiologie sei, vielmehr glaube ich, daß es zerebrales Problem ist."

---

[1]) Teilweise weiter unten abgedruckt.

Digitized by Google

Hier folgt der Brief Steinbrügges in dieser Angelegenheit:

„... Hinsichtlich meiner Ansicht über krankhafte psychische Zustände, welche mit der audition colorée etwa verbunden sein könnten, möchte ich, um von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, nur noch folgendes bemerken: Ich halte die mit audition colorée behafteten Personen durchaus nicht für krank oder degeneriert im gewöhnlichen Sinne des Wortes, und ich glaube dies auch nicht in meiner Antrittsrede ausgesprochen zu haben; ich halte den Zustand derselben nicht für normal, wenngleich die betreffenden Persönlichkeiten im übrigen ganz gesunde und geistig bedeutende, hervorragende Menschen sein können. Die große Mehrzahl der Normalmenschen weiß von Doppelempfindung nichts, und in dieser Beziehung befinde ich mich im Widerspruch mit Urbantschitsch, welcher vielleicht viel mit nervösen Personen experimentiert hat. Zu einer normalen Sinnesempfindung gehört es, daß der sensorische Reiz, sobald derselbe zu dem betreffenden zerebralen Zentrum geleitet worden ist und hier die Funktion einer oder mehrerer Ganglienzellen angeregt hat, in diesem Gebiete aufhört. Schießt der Reiz über dies Ziel hinaus, so ist etwas nicht in Ordnung, sei es, daß es sich um das Fehlen von Hemmungsvorrichtungen handelt oder um eine gesteigerte Erregbarkeit gewisser zerebraler Partien, deren Wesen und Ursache wir zurzeit nicht kennen, die aber doch in manchen Fällen mit einem, vielleicht entfernt liegenden, erblichen Einfluß zusammenhängen dürfte.

Nichtsdestoweniger kann man die Erscheinungen der sekundären Sinnesempfindungen in psychologisch-physiologischer Beziehung gewiß mit großem Nutzen verwerten, und ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu Ihren mühsamen und fleißigen Untersuchungen!

Mir bietet der eine Umstand das meiste Interesse, daß eine periodische Lufterschütterung, welche im Gehörzentrum eine bestimmte Tonempfindung erzeugt, durch Ueberleitung des Reizes vom akustischen auf das optische Zentrum auch die Funktion einer andern Sinneszelle veranlassen und eine Farbenempfindung erregen kann. Daraus vermag ich nichts andres zu schließen, als daß der Reiz, welcher diese Farbenempfindungen hervorruft, kein spezifischer zu sein braucht, daß es vielmehr nur darauf ankommt, eine gewisse Stelle des optischen Zentrums durch einen irgendwie gearteten Reiz überhaupt zur Funktion anzuregen. Je nachdem dieser oder jener Punkt des Farbenzentrums vom Reize getroffen wird, hat der eine diese, der andre jene Farbenempfindung; das hängt vielleicht von einer verschiedenen Anlage der assoziierenden Nervenbahnen ab — jedenfalls tritt für mich, bei dieser Auffassung, die Bedeutung statistischer Forschung etwas in den Hintergrund. Ich glaube vielmehr darin eine Stütze für die Ansicht zu erblicken, daß die Gehirnzelle nicht durch eine gewisse Zahl von Erschütterungen oder Reizen eine bestimmte Ton- resp. Farbenempfindung vermittelt, sondern daß diese Zahlen nur für das periphere Sinnesepithel Geltung haben, und daß ein auf gewisse Gruppen von Nervenelementen dieses Sinnesepithels einwirkender Reiz auf dem stets gleichen Wege besonderer Nervenfasern, in überall gleicher Form, zu besonderen zentralen Ganglienzellen geleitet werde, deren Er-

Digitized by Google

regung an und für sich stets dieselbe Farbenempfindung hervorruft. Dies scheint mir die wichtigste Schlußfolgerung zu sein, und ich wundere mich, daß die Physiologen die Tatsache der audition colorée nach dieser Richtung hin nicht schon längst verwertet haben ..."

In der jetzigen Lage unsrer Kenntnisse können wir nicht noch tiefer in die Natur und den intimen Mechanismus dieser Erscheinung eindringen. Die zahlreichen Hypothesen, die von den verschiedenen Verfassern in dieser Hinsicht aufgestellt worden sind, sind ungenau oder einseitig. Hier sind einige von diesen Hypothesen:

1. Die Synästhesien, wie das farbige Hören, würden sich ergeben aus einer unvollständigen Differenzierung des Gesichts- und Hörsinnes oder richtiger der kortikalen Zentren dieser Sinne; es würde sich hier um eine ataviſtische Erscheinung handeln, die in einer Epoche zustande gekommen ist, in der die Dissemination der Sinne noch nicht perfekt gewesen ist. Es ist dies also eine embryologische Hypothese.

2. Andre Autoren dachten, daß es sich um Personen handelt, die besondere Anastomosesynästhesien zwischen den Rindenzentren der Gesichts- und Gehörsempfindung darstellen, so daß die Tätigkeit des Hörzentrums eintritt infolge einer Hörperzeption, die umgehend eine Verbindung herstellt zum Gesichtszentrum, so daß hierdurch die Empfindung einer Farbe zustande kommt. Dieser Hypothese zufolge wären die Photismen häufiger bei den weniger ziviliſierten Völkern.

3. Fechner gab eine andre Hypothese, jene der nervösen Irradiationen. Diesem Psychologen scheint, daß die Erzeugung einer Empfindung auf die andern Empfindungen einen Einfluß ausübt, der von dem sensitiven Gebiet abhängt, in welchem die Empfindung entsteht und der mit der Intensität der hervorgerufenen Sensation schwankt, folglich mit individuellen Unterschieden.

4. Flournoy, der hervorragende Genfer Psychologe, ist der Schöpfer einer Hypothese, die viele Anhänger gewonnen hat. Es handelt sich um eine psychologische Theorie, die sich auf privilegierte Assoziationen gründet. Flournoy zufolge findet die Assoziation zweier Repräsentanten nicht dadurch statt, daß sie regelmäßig oder oft sich im Felde des Bewußtseins begegnen, sondern durch die Analogie ihrer eruktiven Charaktere. Henry Laures glaubt nicht, daß affektive oder privilegierte Assoziation die Erscheinungen erklären kann, seiner Ansicht nach ist die Psychologie bis heute nicht in der Lage, diese Synästhesien zu deuten.

Ich kann mich den Meinungen des letzteren nicht anschließen; meiner Ansicht nach sowie jener der großen Mehrheit der Forscher, die sich mit dieser Frage befaßt haben, sind alle bekannten Synästhesien nichts andres als psychologische Ereignisse, die ihren Sitz in irgendwelchen Zentren in der Rinde haben, die also in das Gebiet der individuellen Psychologie gehören. Es handelt sich um eine ziemlich verbreitete individuelle Veranlagung, die sich im Grade und in der Qualität von einem Individuum zum andern unterscheidet und in Beziehung zu einer größeren Impressionalität der Zentren steht, in denen die Worte gehört und die mentale Vision lokaliſiert ist.

Digitized by Google

Wir haben uns nur an die Frau B. zu erinnern, von der oben die Rede war, welche Worte färbt, nicht nur, wenn sie die Worte hört oder wenn sie ihr vorgelesen werden, sondern auch wenn sie in Gedanken liest. Anderseits ist diese Frau eine sehr empfindliche Hörerin, denn selbst wenn sie in Gedanken liest, hört sie die Worte so deutlich, als ob sie ihr ins Ohr geflüstert würden. Zu dieser Hypersensibilität im Hör- und Sehzentrum muß noch eine Verminderung der Hemmungswirkung des Hörzentrums auf das Sehzentrum und umgekehrt hinzukommen, woraus sich die Persistenz des farbigen Hörens erklärt, das von der jüngsten Kindheit her andauert, während aus der Statistik Grubers ersichtlich ist, daß die Erscheinungen des farbigen Hörens mit der Zeit zurückgehen oder ganz schwinden.

Ueber Sport, Gymnastik und Konstitution[1]

Von

Prof. Dr. de la Camp (Freiburg i. B.)

Von einem Mediziner, der sich über Nutzen und eventuellen Schaden zielbewußter Leibesübungen zu äußern hat, wird man vielleicht eine mit physiologischem und pathologischem Material begründete Umgrenzung dessen erwarten, was im allgemeinen und im besonderen von den verschiedenen gymnastischen, turnerischen und sportlichen Betätigungen zu erlauben ist. Diese Forderung einer allgemeingültigen quantitativen Regel ist jedoch unerfüllbar, weil kein Mensch dem andern gleich dieselbe Funktionsfähigkeit besitzt, sondern ein jeder Mensch, vom ärztlichen Standpunkt betrachtet, ein eignes naturwissenschaftliches Problem darstellt. Und oft beweist ja erst die verlangte Funktion die Funktionsmöglichkeit und Funktionsfähigkeit.

Wenn ich zu Beginn von zielbewußten Leibesübungen gesprochen habe und damit alles umfassen wollte, was in das Gebiet der Gymnastik, des Turnens und des Sports gehört, so sind doch, auch mit Rücksicht auf die Fassung meines Themas „Sport und Gymnastik", einige ganz kurze begriffliche Ueberlegungen nötig.

Der älteste Begriff ist bekanntlich der der Gymnastik. Bei den Griechen wurde unter Gymnastik ein Teil der staatlichen Erziehung verstanden und mit Erfolg für die Kräftigung und Ausbildung der Jugend, auch der weiblichen Jugend, betrieben. Wenn in den klassischen Gymnasien derzeit gymnastische und musische Ausbildung betrieben und von ihr nur der erste Teil staatlich verlangt war, so beginnen sich unsre Gymnasien erst in letzter Zeit wieder ihres alten Vorbildes zu erinnern.

In unserm großen Erinnerungsjahr 1913 ist auf dem gewaltigen Turnfest

[1] Vortrag im Württembergischen Frauenverein vom Roten Kreuz in den Kolonien.

Digitized by Google

zu Leipzig des öftern in Ruhmesworten der tätige Mitkämpfer einer Nationalwiedergeburt Deutschlands, der Name des Turnvaters Jahn gepriesen worden. Jahn war es, welcher zuerst für das Wort Gymnastik das seiner Meinung nach urdeutsche Wort Turnen gebrauchte und schon im Jahre 1811 bekanntlich in der Hasenheide bei Berlin den ersten deutschen Turnplatz errichtete. Als dann nach der infolge von Verdächtigungen erfolgten Turnsperre die größte Zahl der in Begeisterung geschaffenen Turnplätze und Turnverbindungen wieder geschlossen wurde, so war es gerade hier in Stuttgart, wo wieder zuerst im Jahre 1822 in dem späteren Oberstudienrat v. Klumpp die deutsche Turnsache, sachlich begründet und warmherzig vertreten, einen tätigen Förderer fand. Ich erinnere nur an seine zwei Schriften „Das Turnen ein deutsch-nationales Entwicklungsmoment" und ferner „Die Erziehung des Volkes zur Wehrhaftigkeit". Und als dann später die durch Richter versuchte Einführung der schwedischen nationalen und medizinischen Gymnastik in das deutsche Turnen zum Segen der nationalen Eigenart des letzteren abgeschlagen war, war es wiederum Württemberg, in dem 1863 eine Turnlehrerbildungsanstalt gegründet wurde, und Württemberg, in dem Schulrat Dr. Euler zuerst überzeugt für ein deutsches Pentathlon, bestehend in Lauf, Sprung, Weitwurf, Zielwurf und Ringen, eintrat. Und heute genügt wohl das eine Wort „deutsche Turnerschaft", um in einem jeden von uns einen Begriff von Umfang und Bedeutung des Turnens für individuelle und nationale Gesundheit, Erziehung und Wehrkraft im weitesten Sinne des Wortes zu erwecken.

Sehr viel schwieriger ist der Begriff des Sports zu fassen. Unter Einführung und Uebertragung von ausschließlich englischen Ideen und Erfahrungen handelt es sich beim Sport ja wesentlich um eine mehr einseitige Ausbildung einzelner Bewegungsarten mit dem Prinzip der Höchstleistung. Sportliche Betätigung wird frei gewählt und vom einzelnen ihrer selbst wegen betrieben. Damit ist jedoch der Begriff des Sports durchaus nicht vollständig erschöpft. Es gehört vielmehr zum Wesen desselben auch das Vorhandensein einer jeweils verschieden betonten Gefahr, deren Ueberwindung einmal Körper und Geist stählt und auf der andern Seite die Höchstleistung erst ermöglicht.

Es ist klar, daß sich besonders im Anfang, wo die verschiedenen Sportarten in Deutschland erst eingeführt wurden, in anfänglicher Begeisterung seiner Vertreter gewisse Gegensätze zwischen dem Turnen und dem Sport entwickeln mußten: Dem Turnen, welches, wie etwa das Schulturnen gesetzlich allgemein gefordert, immerhin in der bekannten Einteilung in Riegen der Leistungsfähigkeit des einzelnen Rechnung trägt, ihm aber im einzelnen die Selbstbestimmung der Leibesübung nicht zugesteht, und auf der andern Seite dem Sport, welcher das Prinzip der Selbstwahl, des Selbstzweckes und der Höchstleistung betont.

Solche Gegensätze sind erfreulicherweise immer geringer geworden, und da, wie wir am Schlusse betonen wollen, ja doch schließlich alle Ziellinien, welche eine vernunftgemäße körperliche Ausbildung betreffen, in dem Endziel nationaler Ertüchtigung zusammentreffen, so wird auch Gegensätzliches in Auffassung und

Digitized by Google

Begriff immer mehr verschwinden und an seine Stelle gegenseitige Unterstützung und Mitarbeit treten.

Eine jede erfolgreiche und zweckmäßige Körperbetätigung verlangt das Vorhandensein einer entsprechenden Summe konstitutioneller Fähigkeiten. Wir kommen damit auf den maßgeblichen Begriff der Konstitution und wollen unter Konstitution verstehen die Besitzsumme aller körperlichen und geistigen Eigenschaften sowie der Fähigkeit, diese in Aeußerung zu bringen, eine Besitzsumme, welche das Resultat der Entwicklung des Individuums und der Einflüsse, die dasselbe während und nach der Entwicklung getroffen haben, darstellen. Bezogen auf Nutzen und Schädlichkeit der verschiedenartigen Körperbetätigung, ist nun zunächst physiologisch konstitutionell die Jugend von der Vollentwicklung und diese wiederum vom Alter zu trennen. Das Kindesalter in seinen Wachstumsjahren und das Jünglingsalter in seinen Entwicklungsjahren stellt sich von vornherein physiologisch so eigenartig dar, daß die Beantwortung irgendwelcher körperlicher Forderungen auch eine eigenartige sein muß. Der Stoffwechsel des Kindes hat nicht nur, wie beim Erwachsenen, die Erhaltung der Körperzellen und ihrer Funktionen zu besorgen, sondern auch den ständigen Zuwachs, und in den Entwicklungsjahren geschieht daneben eine derartige Umstimmung in somatischer und psychischer Beziehung, daß auch hier besondere Reaktionsbedingungen gegeben sind. Der Bewegungsdrang des Kindes ist ein großer, ein gesundes Kind läuft, mehr als es geht. Die Sehnsucht, es dem Erwachsenen gleichzutun, läßt bei gleichzeitig vorhandener Kritiklosigkeit und dem dem Kinde eignen Hang, Altersgenossen gegenüber mit Leistungen sich zu brüsten, oft das Kind bei gegebener Gelegenheit mehr leisten und leisten wollen, als nützlich ist. Es ist deshalb klar, daß das geregelte Schulturnen, sowie die Turnspiele im allgemeinen für die Jugend zweckdienlicher erscheinen müssen als eine sportliche Betätigung. Die letztere sollte in all ihren Zweigen nur erlaubt sein, wenn auch für eine entsprechende Beaufsichtigung gesorgt ist. In der Erlaubnis zum Sport wird der Hausarzt, der das Kind in seiner Entwicklung und in seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten kennt und beurteilen kann, das entscheidende Wort zu sprechen haben. Anderseits sind aber gerade hier der Eigenart der Jugend entsprechend alle jene großen Bewegungen zu fördern, welche nicht nur die körperliche Uebung der Jugend in freierer, ungebundener Weise an sich bezwecken, sondern darüber hinausgehend mit ihr verbinden wollen das Erwecken der Liebe zur Natur und zur Naturbeobachtung, das gesellige und kameradschaftliche Zusammenleben und Zusammenstimmen unter wissentlicher Regierung sozialer Verschiedenheiten, das menschliche Gesundheits- und Befriedigungsgefühl, kurz und gut die ganze körperliche und seelische Entwicklung des werdenden Menschen. Ich meine hier die Bestrebungen, wie sie der Jung-Deutschlandbund, die Jugendwehren, die Pfadfinder, die Wandervögel usw. auf ihr Programm geschrieben haben.

Der gesunde Erwachsene wird im allgemeinen in der Lage sein, denn das ist ja der Begriff der Gesundheit, sich, falls die nötige Selbstkritik vorhanden

Digitized by Google

ist, das Maß körperlicher Betätigung, bis zu dem er gehen darf, selbst zu normieren. Leider wird hier ja sehr oft vielmehr das Gegenteil der Fall sein, daß aus rein persönlichen, beruflichen, sozialen und andern Gründen durchaus nicht diejenige Körperbetätigung geleistet wird, die als Mindestmaß für die Erhaltung der Gesundheit zu fordern ist.

Mehr fast noch wie für das Vollalter des männlichen und weiblichen Geschlechts wird für das Alter das Vorhandensein körperlicher Uebung und bewußt durchgeführten Trainings maßgeblich. Das Alter und Altwerden an der relativen Abnahme körperlicher Tüchtigkeit zu erleben, ist für den Menschen niemals eine Quelle des Frohgefühles. Am längsten wird der das Gefühl des Alterns vermissen, der von Jugend auf Körper und Geist in Zucht gehalten hat. Hingegen intensivere sportliche Betätigung im Alter zu beginnen, wo die nötige Vorübung fehlt, zeugt nicht von dem Besitze des Vorrechts des Alters: der überragenden Kritik und Lebensweisheit.

Die Uebergänge vom Gesunden zum Krankhaften sind, wie ständig die ärztliche Erfahrung lehrt, fließende, vor allem dann, wenn es sich um konstitutionelle Schwächezustände oder abnorm beeinflußte Entwicklung handelt.

Bei der unendlich vielfachen Beziehung irgendeiner Funktion im menschlichen Organismus zu andern Fnnktionen wird es verständlich, daß eine irgendwie gesetzte Funktionsstörung sich nicht nur als solche, sondern auch in vielfacher Hinsicht anderweitig rückwirkend zeigen muß.

Aber auch noch in einer andern Richtung liegt eine Erschwerung körperlichen Könnens, ich meine die verschiedenen Möglichkeiten unzweckmäßiger Belastung einer vielleicht an und für sich gesunden und vollwertigen Konstitution. Letztere kann zunächst in einer selbstverschuldeten fehlerhaften Lebensführung liegen. Hierher gehört die zu hochgradige, zu geringfügige oder zu einseitige Ernährung.

Die Physiologie hat uns die notwendige Nahrungsmenge bei Ruhe und Körperarbeit kennen gelehrt. Der Sporttreibende wird zur Erlangung der angestrebten Höchstleistung die Ueberernährung vermeiden und geschehene Ueberernährung durch Training beseitigen. Am sog. Eiweißminimum ist festzuhalten. Es scheint keinen Unterschied zu bedeuten, ob dieses Eiweißminimum in Fleisch, gemischter oder vegetarischer Kost gedeckt wird. Die oft konstatierte Tatsache, daß Vegetarier in sportlichen Dingen Sieger sind, liegt wohl weniger an der eigenartigen Ernährung, als an der meist mit der vegetarischen Lebensführung verbundenen Alkoholabstinenz und dem oft geradezu fanatisch durchgeführten Training.

Für den gesunden Sporttreibenden ist mindestens während der Sportsleistung jeder Alkoholkonsum zu vermeiden. Die sog. eiweißsparende Kraft des Alkohols kann durchaus nicht die narkotischen, die körperliche Leistung im Endeffekt herabsetzenden Wirkungen paralysieren. Die anregende Wirkung des Alkohols ist eine subjektive Empfindung, die Kraftgefühl vortäuscht, aber für die Endsumme einer einigermaßen länger dauernden Kraftleistung nicht Wort hält.

Digitized by Google

Ob am Ende eines arbeitsreichen Tages Alkohol in mäßiger Menge erlaubt ist, ist nur zu beantworten unter Einschätzung sonstiger Lebensgewohnheiten, der unter Alkohol besonders verlaufenden Nahrungsverwertung und der zur Verfügung stehenden Erholungszeit. Auf jeden Fall ist, wie überhaupt, so erst recht bei körperlicher Belastung für das Kind und den in Entwicklung stehenden Organismus der Alkohol zu verbieten.

Unzweckmäßige Belastungsmomente für den sonst gesunden Organismus kann der Beruf enthalten. Es ist klar, daß hier oft nur wenig besserungsfähige soziale Momente hereinspielen. Speziell wird die eben schulentlassene männliche und weibliche Bevölkerung in Industriegebieten oft nicht in die Lage versetzt, dem noch in den Entwicklungsjahren stehenden Organismus die absolut notwendige körperliche Tätigkeit in frischer Luft zukommen zu lassen. An dieser Stelle darf mit allem Nachdruck auf die Notwendigkeit der Forderung eines freien Wochennachmittags für die in Fabriken, Industrie und kaufmännischen Betrieben usw. beschäftigte männliche und weibliche Jugend und eine gesetzliche Regelung dieses Postulats hingewiesen werden. Weit über die gesundheitliche Förderung hinaus bis auf soziale und nationale Gebiete würde sich der Segen einer derartigen Einrichtung erstrecken.

An alles, was die soziale und nationale Hygiene in berechtigten Grenzen betreffs der unter ungünstigen Verhältnissen arbeitenden Bevölkerung anstrebt, ist hier zu erinnern.

Ein unzweckmäßiges Belastungsmoment liegt ferner in der fehlerhaften Kleidung. Es liegt auf der Hand, daß Einengungen des Atmungs- und Kreislaufgeschäftes beim weiblichen Geschlecht durch den Schnürleib sich bei Körperbetätigung insbesondere nachteilig erweisen müssen. Und die Behauptung ist wohl nicht zu weitgehend, daß mindestens bis vor nicht langer Zeit diese Komponente der weiblichen Kleidung das weibliche Geschlecht von sportlicher und gymnastischer Betätigung besonders zurückgehalten hat. Es würde sich auch die Notwendigkeit, die durch Geburten bei der Frau zu Verlust gegangene Elastizität der Bauchdecken durch zweckmäßig konstruierte Stütz- oder Bandagekorsetts mindestens teilweise zu ersetzen, beschränken, wenn das weibliche Geschlecht ständig Gelegenheit fände und nähme, durch Körperübungen im Freien, mindestens regelmäßig durchgeführtes Spazierengehen, die Bauchmuskulatur vor der Schwangerschaftsbelastung zu üben und zu stärken.

Eine zweckmäßige Kleidung für jede sportliche und gymnastische Tätigkeit ist naturgemäß die, welche neben genügendem Wärmeschutz und Wärmeaustausch die gewollte Körperbewegung möglichst wenig behindert.

Schon die bis jetzt ausgeführten Darlegungen über die prinzipielle Bedeutung, die jeweils das konstitutionelle Moment bei jeder sportlichen und gymnastischen Inanspruchnahme verlangt, bringen den Beweis, daß es niemals eine gestattete gymnastische Uebung an und für sich geben kann, sondern nur einen individuell erlaubten Sport und eine individuell anzuratende Gymnastik.

Digitized by Google

Die Gegenfrage ist hingegen an dieser Stelle einzuschalten: Gibt es überhaupt unzweckmäßige Sportsübungen an sich? Die Antwort auf diese Frage lautet auch in absoluter Beziehung bejahend.

Es gibt solche unerfreuliche Auswüchse des Sports, die auch vom gesunden Organismus Leistungen verlangen, welche keineswegs ohne Gesundheitsschädigungen erbracht werden können. In erster Linie sind hier die Radfahrdauerrennen, z. B. die sog. Sechstagerennen, zu nennen. Ferner die Gepäckmärsche über 100 Kilometer und mehr. Wenn wir zum Beispiel hören, daß bei dem im Sommer 1907 stattgehabten Gepäckmarsch rund um Berlin (216 Kilometer) von 29 Startenden nur 12 bis zur ersten ärztlichen Kontrollstation, bis zu etwa 120 Kilometer kamen, und von ihnen über die Hälfte den Anblick total Erschöpfter darboten und bei den Untersuchungen in Ohnmacht fielen, während nur 4 in schlechter Zeit und 2 noch im Laufe der Nacht das Ziel erreichten, so ist die ärztliche Forderung gewißlich nicht zu weitgehend, daß von polizeilicher Seite derartigen Veranstaltungen überhaupt nicht die Genehmigung erteilt werden sollte.

Auf die Tatsache, daß gegenüber diesem absoluten Sportsunfug relativ oft genug körperliche Ueberanstrengungen gefordert werden durch Leistungen, die ein andrer, körperlich besser Situierter und Trainierter vielleicht spielend ohne jegliche Gesundheitsschädigung ausüben kann, wurde des öftern schon zuvor bei der Besprechung der konstitutionellen Individualität Erwähnung getan.

Relativ leicht überanstrengt werden kann, worauf ebenfalls schon hingewiesen, die männliche und weibliche Jugend, besonders in den Entwicklungsjahren, durch nicht richtig dosierten Sport. Gerade diese Zeit stellt ja an sich schon durch Wachstum und spezifische Funktionsentwicklung die allergrößten Ansprüche an den Organismus. Kommt nun in der schulfreien Zeit mit der Absicht, diese auszunützen, eine zu starke Betonung gymnastischer und sportlicher Leistungen in Frage, so kann leicht die Nutzbreite solcher Körperbetätigung überschritten werden. Einmal ist bei der Jugend auch hier an gewisse konstitutionelle Anomalien, wie eine Blutbildungs- und Kreislaufschwäche zu denken und zweitens an gewisse Gefahren, die in der Art des Sportes begründet sind. Um ein Beispiel herauszugreifen, sei an das Radfahren in der Jugend erinnert, z. B. das Radeln der kleinen Mädchen. Wenn nicht ein passendes Rad, das der Körpergröße und Beinlänge entspricht, zur Verfügung steht, kann auch leicht Schaden angerichtet werden. Bei Benutzung des Rades der Mutter oder der älteren Schwester werden nicht gar selten Schädigungen beobachtet. Vor allem denke ich hier an den bei gleichzeitig unzweckmäßiger Kleidung nicht seltenen akuten und chronischen Blasenkatarrh. Gerade unklare Fieberzustände bei kleinen Mädchen sind ja manchmal auf diesen zurückzuführen. Vielleicht ist er ja schon im Säuglingsalter erworben und chronisch latent geworden und wird jetzt nur durch unzweckmäßige Sportsübung wieder aktiviert.

Eine relative Sportsschädigung kann ferner beim weiblichen Geschlecht dadurch hervorgerufen werden, daß in nicht genügender Weise auf die Zeiten der Menstruation Rücksicht genommen wird.

Digitized by Google

Der unzweckmäßigen Kleidung, zu starken Gepäckbelastung und unzweckmäßigen Ernährung ist schon Erwähnung getan. Hinsichtlich der letzteren ist aber ebenso vor einem Zuviel wie auch vor einem Zuwenig zu warnen. Hungern während eines anstrengungsreichen Tages erniedrigt am Ende desselben die Leistungsfähigkeit. Auch hier kann es zu einer relativen Ueberanstrengung kommen. Von größtem Werte sind ja während einer Körperanstrengung, z. B. während einer Bergwanderung, einer Rudertour, eines Distanzrittes, die Kohlehydrate. Zucker in verschiedener Form stellt gerade während einer Anstrengung das beste Ernährungsersatzmittel für die arbeitende Muskulatur dar.

Die meisten Schädigungen relativer Art durch Sportsleistungen werden aber durch ein mangelhaftes Training hervorgerufen. Der Begriff des Trainings ist der, daß eine gewollte Körperleistung in vollkommener und zweckmäßiger Weise mit relativ geringster Muskelanstrengung ausgeführt wird, und das kann naturgemäß nur durch zielbewußte Einübung auf diese Körperleistung erreicht werden. Der Aktionsvorgang, der in der Muskulatur zur Erzielung einer solchen Höchstleistung vor sich geht, ist ein recht komplizierter. Um irgendeinen Muskelbewegungseffekt zu erreichen, müssen wir ja nicht nur die der gewollten Bewegung entsprechenden Muskelgruppen in zeitlich und quantitativ richtiger Weise in Tätigkeit setzen, sondern auch die Muskeln, welche einer solchen Bewegung entgegenarbeiten, die sog. Antagonisten. Nur wenn immer und immer wieder diese Muskelgruppenbewegung eingeübt wird, kann schließlich der Bewegungserfolg in der dem Ziel entsprechenden fein abgestuften Weise erfolgen. Ein jeder kennt die zu Anfang eines Trainings einsetzende, direkt schmerzhafte Muskelermüdung, welche nach mehrtägiger Uebung bei derselben nicht mehr eintritt. Das Ermüdungsgefühl in den Muskeln bezieht sich auf Stoffwechselvorgänge in den Muskelzellen, da ja in letzter Instanz ein jeder Muskeleffekt ein chemischer Vorgang ist. Durch Uebung wird das einzelne Muskelelement durch den funktionellen Reiz stärker, kräftiger, größer und besser durchblutet, und es ist jetzt die Möglichkeit vorhanden, daß die als Stoffwechselschlacken bei den muskelchemischen Vorgängen entstehenden sauren Produkte an Ort und Stelle leichter gebunden und besser abgeführt werden.

Nun ist es mit dem Training auf eine bestimmte Muskelübung an sich allein häufig nicht abgetan, sondern es ist ein auch oft vernachlässigtes Training auf das Milieu der sportlichen oder gymnastischen Uebung notwendig.

Auch hier mag ein Beispiel diese Behauptung klarlegen.

Wenn ein Mensch aus der Ebene ins Hochgebirge reist, um dort einem Sport zu huldigen, so kommt zur reinen Sportsleistung noch hinzu der Einfluß, den das Höhenklima an und für sich auf den Menschen ausübt. Es muß sich also summieren in zweckmäßiger Weise mit der Einübung der Sportstätigkeit auch die Gewöhnung an das Hochgebirgsklima. Erst wenn die letztere vorhanden, kann unbedenklich auch die Sportstätigkeit quantitativ bemessen werden, wobei es allerdings dann noch darauf ankommt, daß im Höhenklima vielfache Lebensfunktionen des Organismus anders verlaufen als in der Ebene.

Digitized by Google

Wie uns die Physiologie gelehrt hat, hat das Höhenklima einen intensiven Einfluß auf die Blutbildung, einen Einfluß auf die Ausnützung der Nahrung, sowie überhaupt die Verbrennungsprozesse im Körper. Schon der Aufenthalt zum Beispiel in 500 Meter Höhe führt zu einem deutlichen Eiweißansatz, der durch Muskeltätigkeit noch gesteigert wird. Insofern also der erwachsene Mensch Eiweiß ansetzt im Hochgebirge, verhält er sich wie ein wachsendes Individuum, so daß man in der Tat einen Hochgebirgsaufenthalt diesbezüglich als einen Jungbrunnen bezeichnen kann. Das Höhenklima wirkt des ferneren auch auf Atmung und Kreislauf. Endlich ist bei ziemlich unvermitteltem Uebergang in große Höhen ein derartiger Einfluß auf die ganze Funktion des Organismus möglich, daß ein krankhaftes Symptomenbild, die Bergkrankheit, eintritt, welche sich vornehmlich bei dem Sauerstoffmangel durch das Mißverhältnis zwischen Ansprüchen an das Atmungszentrum, Kohlensäurespannung in der Atmungsluft und Sauerstoffmangel, sowie durch Nerveneinflüsse erklärt. Die Blutdruckerniedrigung führt zu Uebelkeit, Schwindel, Herzklopfen und vollständiger Unfähigkeit zu jeglicher Muskelbetätigung. Für gewöhnlich schwindet bei vollkommener Ruhe infolge von Angewöhnung an die Höhenlage das ganze bedrohliche Bild, und nach und nach wird der vordem Bergkranke jetzt auch befähigt, Muskelleistungen zu unternehmen. Wir haben also im letzteren Falle gewissermaßen ein extremes Beispiel dafür, wie der Muskelbetätigung die Gewöhnung an das Klima, die Akklimatisation, vorangehen muß. Manche Ueberanstrengungen im Hochgebirge wären zu vermeiden, wenn sich nicht beide Faktoren summieren würden, sondern dem Training im Hochgebirge das Training auf das Hochgebirge vorangegangen wäre. Auch wird oft, um bei unserm Beispiel zu bleiben, der Einfluß des Höhenklimas auf das Nervensystem unterschätzt. Die anfängliche Schlaflosigkeit in größeren Höhen ist durchaus nicht immer die Folge der besonderen Beanspruchung des Kreislaufs und der Atmung. Die nervösen Umstimmungen im Hochgebirge sind naturgemäß individuell verschieden. Aber die starken Lichteinwirkungen, die elektrischen Vorgänge, die Hautreize, der Sauerstoffmangel wirkt durch ein Ineinandergreifen von Ueberreizung und Erschöpfung.

Es ist beispielsweise auch ein Training des Nervensystems auf Fortbewegungsschnelligkeit möglich und erforderlich. In dieser Beziehung hat uns der Automobil- und Bobsport gelehrt, in wie weitgehender Weise ein solches Geschwindigkeitstraining möglich ist. In unsrer Zeit hat sich der relative Begriff der Geschwindigkeit für die Eigenfortbewegung gewaltig im Plussinne verschoben.

Wenn wir an das medizinische Gutachten denken, welches bei der Einführung der ersten Eisenbahn zwischen Fürth und Nürnberg verlangte, daß der Schienenstrang von einem hohen Bretterzaun umgeben würde, damit durch den vorüberfahrenden Eisenbahnzug die zuschauende Bevölkerung nicht geistesgestört würde, so können wir uns allerdings nicht vorstellen, wie diese Herren Gutachter sich zurzeit zum Automobilsport stellen würden.

Etwas eingehenderer Besprechung bedarf das Kapitel Kreislauf und

Digitized by Google

Sport. Jedem Sportstreibenden ist bekannt, daß mancher Sieg, etwa beim Laufen oder Rudern, nicht sowohl mit den Bein- oder Armmuskeln als mit dem Herzen gewonnen wird. Erst die notwendige Leistungsfähigkeit des Kreislaufes garantiert den Erfolg. Mit Willen spreche ich hier vom Kreislauf und nicht vom Herzen allein. Denn der gesamte Kreislauf ist ein einheitliches Ganzes und muß als solcher in seinen Einzel- und Gesamtfunktionen vollwertig sein. Wir wissen, daß unser Gefäßsystem, wenn wir uns den Nerveneinfluß etwa durch Nervendurchschneidung fortfallend denken, für die umlaufende Blutmenge viel zu groß ist. Wenn zum Beispiel unter irgendeiner besonderen Beeinflussung den Gefäßen im Leibe diese Nervenherrschaft entzogen wird, so kann durch Blutansammlung daselbst ein Mensch im sog. schweren Kollaps gewissermaßen durch Verblutung in seine eignen Unterleibsgefäße hinein zugrunde gehen oder mindestens durch sekundäre Gehirnblutarmut tief ohnmächtig werden. Dieser Hinweis möge genügen, um zu zeigen, daß bei jeder Körperleistung nicht nur dem Herzen mehr Leistungen erwachsen, sondern auch an das gesamte Gefäßsystem im Sinne veränderter Blutverteilung Ansprüche erhoben werden.

Bei jeder Muskelanstrengung muß die betreffende Muskelprovinz stärker und schneller durchblutet werden, und damit wird natürlich in erster Linie der Zentralmotor, das Herz selbst, belastet. Seine Mehraufgaben kann das Herz nach zwei Richtungen hin erfüllen.

Einmal durch Vergrößerung der Blutmenge, die ein einzelner Herzschlag fördert, und zweitens durch Vermehrung der Pulszahl.

Beides kann sich zusammenfinden, jedoch wird eine stärkere Vermehrung der Pulszahl sich schließlich nicht mehr mit einer Vergrößerung des Schlagvolumens verbinden können, weil dann eben dem Herzen genügend Zeit fehlt, das jedesmal auszuwerfende Blut auch zu schöpfen.

Bei hochgradigen Körperleistungen ist nun zunächst die Frage aufzuwerfen: Ist es möglich, daß ein gesunder Mensch die Arbeitsleistung so weit treibt, daß sein Kreislauf versagt? Bei der Beantwortung dieser Frage sind wir zunächst auf die Erscheinungen am Herzen selbst angewiesen, auf die sog. akute Ueberdehnung des Herzens. Nach ärztlicher Erfahrung erscheint nun diese Gefahr der akuten Herzdilatation beim gesunden Menschen äußerst gering. Aber was heißt gesund? Erst der hochgradige Arbeitsanspruch an Kreislauf und Herz zeigt, daß vielleicht eine früher durchgemachte, schon lang zurückliegende Infektionskrankheit doch das Herz geschädigt hat und wir es nicht mehr mit einem gesunden Herzen zu tun haben. Das Tierexperiment antwortet — ich kann mich dabei auf eigne ausgedehnte Untersuchungsreihen beziehen — in gleichem Sinne. Ein gesunder Hund beispielsweise ist durch lang fortgesetztes Laufen nicht herzübermüdbar, hat er jedoch einen irgendwie geschädigten Herzmuskel, so sieht man, wie schon durch eine weit geringere Anstrengung ein solches Herz im Röntgenbild krankhaft verändert wird. Das Herz ist ein Muskel, welcher relativ viel besser durchblutet und durchblutbar ist als der gewöhnliche Skelettmuskel. Es wird sich also bei einer extremen Anstrengung der Skelettmuskel viel leichter er-

Digitized by Google

müdbar zeigen, und zwar in dem Maße, daß eine Weiterbenutzung des Ermüdungsgefühles wegen nicht mehr möglich ist. Das Herz, der Muskelmotor, der Tag und Nacht mehrere Jahrzehnte durch arbeitet, ist an sich leistungsfähiger. Nun kommen aber beim Sport bei der gewollten Erreichung einer Höchstleistung manchmal so intensive psychische Momente mit in Frage, welche diese Uebermüdungsgefühle übertönen, daß schließlich doch, wenn es sich nicht um einen ganz intakten Herzmuskel und vielleicht ein fehlendes Training handelt, solche akute Ueberanstrengungen möglich sind.

Durch Training erstarkt das Herz. Vergleichende Untersuchungen an Herzen verschiedener Tiergattungen haben gezeigt, daß die schnell sich bewegenden, in Freiheit lebenden Tierarten ein größeres und besonders größeres rechtes Herz haben als etwa die domestizierten. Die Unterschiede zum Beispiel zwischen dem Hasen, dem wildlebenden Kaninchen und dem Stallkaninchen sind sehr bedeutende. Das relativ größte Herz hat das Reh, das relativ kleinste Herz das Schwein. In direkter Beziehung stehen also Muskelmaße und Herz, niemals aber Körpergewicht und Herz. Der schwere, fettreiche, sportsungeübte Bonvivant hat deshalb ein kleineres Herz als der viel leichtere, muskeltrainierte Sportsfreund. Schon bei mäßiger Körperanstrengung muß deshalb der erstere bald erlahmen, weil das Herz ohne größere Muskeltüchtigkeit das Schwergewicht als Last zu überwinden hat.

Nun ist aber die Beziehung zwischen Herzgröße, Leistungsfähigkeit und Skelettmuskelmasse durchaus nicht so einfach, wie nach dem Gesagten angenommen werden könnte. Ein Muskeltrainierter hat in der Regel, wie die genaue Röntgenuntersuchung zeigt, ein etwas größeres als der Muskelungeübte, ein sog. erstarktes Herz. Aber hier sind schon fließende Uebergänge in das Gebiet der Pathologie denkbar und vorhanden. Wir kennen zum Beispiel den Herztod von Rennpferden, welche eine exquisite Herzvergrößerung aufweisen. Weiterhin sind auch dauernd angestrengte und vielleicht überanstrengte Herzen mit nachweisbarer erheblicher Vergrößerung schon direkt als krankhaft zu bezeichnen. Ich erinnere hier an das Herz der Berufsathleten und ferner der Raddauerfahrer.

Wenn ein Mensch einer starken Körperanstrengung sich unterzieht, so kann man nicht selten statt der erwarteten Vergrößerung im Röntgenbild nach Absolvierung der Leistung eine Verkleinerung feststellen.

Wie die ärztlichen Beobachtungen bei den olympischen Spielen gezeigt haben, besaßen die unübertroffenen amerikanischen Sieger das relativ kleinste Herz. Und zwar handelt es sich dabei um erhebliche Differenzen.

Ob wir also die in mäßigen Grenzen bleibende Herzvergrößerung eines Sportsgeübten in der Tat lediglich als Zweckmäßigkeitsreaktion anzusehen haben, darüber sind weitere eingehende Untersuchungsreihen durchaus notwendig. Jedenfalls müssen wir für die Einzelleistung, wenn sie nicht allzu hochgradig angesehen wird, verlangen, daß nach gewisser Zeit, etwa einer halben Stunde, sich die Pulszahl auf die vor der Leistung beobachtete Frequenz wieder reduziert oder dieselbe mindestens annähernd erreicht, und daß ferner länger dauernde Ver-

Digitized by Google

änderungen am Herzen hinsichtlich Größe, Pump- und Klappengeschäft sich nicht ergeben.

Aus allem Gesagten erhebt sich die Forderung, daß jede Gymnastik und jeder Sport nur unter Rücksichtnahme auf die Eigentümlichkeiten des Einzelindividuums betrieben werden sollten. Im Begriff des Sportes liegt ja die Selbstwahl, und infolgedessen ist hier die Dosierung sportlicher Leistung, Einsicht und Kritik vorausgesetzt, eher möglich als bei den Allgemeinübungen. Es sollte jedoch deshalb auch beim deutschen Turnunterricht für Knaben und Mädchen in der Regel die Forderung der Durchschnittsleistung aufgestellt werden. Mit den Musterriegen ist dann immerhin Ueberragendes zu leisten.

Zweitens geht aus dem Ausgeführten für den Sport das unbedingte Erfordernis eines geeigneten Trainings hervor, nicht nur auf die Sportsleistung als solche, sondern auch auf die unter Umständen maßgeblich begleitenden Nebenumstände, wie sie Klima, Ernährung, Kleidung usw. darbieten.

Drittens weist das über die Beteiligung des Kreislaufapparates Gesagte darauf hin, daß sowohl zwischen den Einzelleistungen als nach geschehener Gesamtleistung und vor derselben der Erholung des Organismus in geeigneter Weise Rechnung getragen wird.

Es war schon die Rede von der Forderung des freien Nachmittages in der Woche für die in gewerblichen Betrieben beschäftigten Lehrlinge etwa zwischen dem vierzehnten uud siebzehnten Lebensjahr. Die in höheren Schulen unterrichteten Schüler haben in dieser Zeit der Wachstumsbelastung von Herz und Lunge ihren obligaten Turnunterricht und ihre nicht spärlich bemessenen Ferien. Das fällt für gewerblich Beschäftigte fort. Es ist kein genügender Ersatz, wenn nach dem anstrengenden Arbeitstage noch spät abends von ihnen in staubiger Halle geturnt wird. Dem Prinzip der vorangehenden Erholung ist hier nicht entsprochen.

Für eine Erholung zwischen den verschiedenen Einzelleistungen sind die Leibesübungen, wie sie der sog. olympische Sport in der Kombination von Gehen, Laufen, Springen, Werfen und Ringen mit gleichzeitiger Forderung der Höchstleistung und Formenschönheit verlangt, ein treffliches Beispiel. Schon auf dem Gebiete des Geisteslebens kennen wir alle das erholende Prinzip der Beschäftigung mit ganz verschiedenartigen Dingen. Daraus erklärt sich bei entsprechend vorhandenem Interessenkreis die oft staunenswerte Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit überragender Geister, das Polyhistortum. Aehnlich liegen die Verhältnisse auch auf dem Gebiete der Körperbewegung, der Körperkultur. Und deshalb erscheint mir gerade die Vielseitigkeit, wie sie der neuzeitliche deutsche Turnunterricht mit Betonung der Bewegungs- und Rasenspiele und ferner der sog. olympische Sport darbietet, insbesondere schätzenswert. Hier finden sich auch ersichtlich die engen Beziehungen und gleichgerichteten Aufgaben zwischen Gymnastik, Turnen und Sport. Den internationalen Olympien entsprechend mit der Forderung zur Höchstleistungskonkurrenz zwischen Körperkultur betreibenden Völkern muß die Forderung nationaler Olympien erhoben werden. Auf der

Digitized by Google

einen Seite ein internationales Sportfest und hier ein Nationalfest, welches bewußt mit der Ausbildung des nationalen Turnens und des nationalen Kampfspieles die Forderung nationaler Körperzucht verspricht.

Mehrfach ist von den Erfahrungen des Einflusses von Sport und Körperbewegung auf den Menschen die Rede gewesen, wie sie die moderne Physiologie übermittelt. Wie aber auf dem ersten Kongreß zur wissenschaftlichen Erforschung des Sports und der Leibesübungen in Oberhof Geheimrat Zuntz, der bekannte Physiologe, ausführte, befinden sich hier unsre Kenntnisse noch in den allerersten Anfängen.

Der erwähnte Sportkongreß konnte schon berichten von der Schaffung eines sportwissenschaftlichen Institutes in Charlottenburg, wo unter Beihilfe und Hinzuziehung der Schulärzte, deren Unterstützung überhaupt in allen Fragen jugendlicher Körperübung ungemein wertvoll und unersetzlich ist, Fragen wie die erwähnten angegangen werden sollen. Zur Erforschung besonderer Sportsarten und Leistungen erscheint nun die Untersuchung der Sporttreibenden an Ort und Stelle unumgänglich notwendig. Und aus diesem Grunde ist bereits inauguriert, ein weiteres solches Sportsinstitut in Oberhof und ferner auf dem Feldberg zu schaffen. Mir scheinen bezüglich des letzteren, an dessen Erstellung ich natürlich das allergrößte Interesse nehme, die Vorbedingungen besonders günstig.

Um von vornherein Mißverständnisse nicht aufkommen zu lassen, möchte ich betonen, daß diese Institutionen zur wissenschaftlichen Erforschung des Sports sich nicht etwa Sporttreibenden als nicht gerufene Kritiker aufdrängen wollen, sondern daß sie nur dann, wenn sie um ihr Urteil in quantitativer und qualitativer Hinsicht gefragt werden, und wenn man sich ihnen zur Förderung wissenschaftlich notwendiger Fragen zur Verfügung stellt, nun auch in der Lage sein wollen, ein wertiges Urteil abzugeben. Wissenschaftlich begründbar wollen sie körperschädigende Uebertreibungen zu vermeiden und ungeeignete Einzelindividuen auszuschalten lehren und so der Ausbreitung des Sports in mehrfacher Hinsicht sich nützlich erweisen.

Ein zweites möchte ich hier betonen. Es könnte die Gefahr naheliegend erscheinen, daß in deutscher Gründlichkeit und Kritikbereitschaft damit die in so erfreulicher Weise mächtig sich ausbreitende Körperkulturbewegung beschränkt und zurückgedämmt werde. Sehen wir doch in England, daß trotz einer viel intensiver ausgebreiteten Sportsbetätigung dort von Sportsschädigungen wenig die Rede ist. Wir wollen uns aber nicht verhehlen, daß einmal England eine viel größere historische Erfahrung in Sportsdingen besitzt und daß zweitens bei den Engländern eben bereits ein Training der früheren Generationen vorliegt.

Es ist selbstverständlich, daß alle Aeußerungen körperlicher Ertüchtigung, wie sie unsre Generation erlebt, und vor allem unsre heranwachsende Jugend, mag es sich um Turnen, Gymnastik, Sport, Bewegungs- und Rasenspiele, Pfadfinden oder Wandervögelflug handeln, auf das allerwärmste zu begrüßen und zu fördern sind, nicht nur in ihrer Einwirkung auf den einzelnen und auf die Gruppe der sich Zusammenfindenden, sondern in viel weiter greifender Weise in

Digitized by Google

ihrer nationalen Bedeutung für Wehrkraft und Mutterschaft, gesunde Lebensfreude, Naturgenuß, -beobachtung und Naturliebe.

Gerade bezüglich der Wehrkraft muß aber der Mediziner noch einmal zu Worte kommen. Die weitestverbreitete Infektionskrankheit, die Tuberkulose, nagt, trotz aller Bestrebungen, dieser verheerenden Volksseuche Herr zu werden, immer noch erschreckend am Marke unsers Volkes und beeinträchtigt Wehrkraft, Volksgesundheit, Lebensalter und Volkskapital. Die Verbreitung der Tuberkelbazillen und die Infektionsmöglichkeit ist eine enorm große. Erfahren wir doch durch die kritisch erhobenen Untersuchungen der pathologischen Anatomen, daß über 90 Prozent der Menschen während ihres Lebens einmal Tuberkelbazillen in sich aufgenommen haben. Es wäre wahrlich schlimm bestellt mit dem Menschengeschlecht, wenn alle diese Individuen in der Tat an einer Tuberkulose zugrunde gingen. Die Reaktionsfähigkeit und die Abwehrmechanismen des Organismus kapseln vielmehr diese Tuberkelbazillen ab, so daß also der Tuberkelbazillenträger nicht im Krankheitssinne tuberkulös wird. Eine gewisse Gefahr liegt aber im Einzelfalle immerhin darin, daß bei Schwächung der vitalen Kraft des Organismus oder gelegentlich einer andern Erkrankung aus der chronisch latenten eine aktive Tuberkulose wird.

In diesen Ueberlegungen liegt die immense prophylaktische Bedeutung zweckmäßiger Körperübung, aber auch noch nach einer andern Richtung. Wir kennen die ärztlich festgesetzte Tatsache, daß gerade in den Entwicklungsjahren, besonders bei mangelhafter Entwicklung des Brustkorbes, die direkte physikalische Beeinträchtigung der Atmung der Lungenspitzen dazu Veranlassung gibt, daß sich hier, und zwar in strenger Abhängigkeit von dem Druck des oberen Brustkorbes auf die Lunge, die beginnende Schwindsucht entwickelt.

Wie steht es nun mit der Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit?

Die Heilstättenbewegung dient lediglich den beginnenden Fällen zur Kräftigung und Heilung. Die Postulate der Invalidenversicherungsgesetzgebung spielen hier hinein. Die Heilstättenbewegung kommt auch vor allem dem Erwachsenen zugute, viel weniger dem Kinde und dem in der Entwicklung begriffenen Erkrankten. Auf der andern Seite werden diejenigen Kranken, deren Prozeß weiter fortgeschritten ist und die nicht die Aussicht bieten, in dreimonatiger Behandlung wieder ihre Arbeitsfähigkeit zu erlangen, nicht aufgenommen. Und das sind die Bazillenhuster, diejenigen, die in Familie, Stadt und Land die Infektionskrankheit verbreiten.

Es ist also dieser Volksseuche nur auf prophylaktischem Wege aussichtsvoll gegenüberzutreten. Hier muß nun die körperliche Betätigung, die in frischer, gesunder Luft gerade beim Kinde und in den Entwicklungsjahren den Brustkorb übt und weitet, das Vornübergebeugtsitzen beim Schulunterricht paralysiert, vielleicht angeborene Anomalien in bewußter Uebung bessert, ihre ungeheure Nationalaufgabe auch in dieser prophylaktischen Beziehung erfüllen.

Man hat gesagt, noch schöner als das Gesundsein ist das Gesundwerden. Gerade in dieser Beziehung wird das bei schwächlichen Individuen erreichte

Digitized by Google

Vollkraftgefühl sich in Dankesschuld der durchgeführten Körperkultur gegenüber umsetzen. Es ist somit, ich komme damit zum Schluß, auch die medizinische Wissenschaft berufen und berechtigt, nicht nur in der Erfahrung der einschlägigen Verhältnisse, sondern auch in der Betonung des prophylaktischen individuellen und nationalen Nutzens, den Körperübung und -kräftigung schafft, ihrerseits an dem Problem der Volksertüchtigung teilzunehmen und so in nationaler Beziehung im besten Sinne des Wortes sich als Volksmedizin zu bewähren.

Die Bedeutung der neuzeitlichen Kolonisation für die europäischen Völker

Von

Carl v. Stengel, Professor der Rechte

(Schluß)

III

Ein großer Teil der Kolonien, die europäische Staaten in Amerika besaßen, ist dadurch für das betreffende Mutterland verloren gegangen, daß sie sich vom Mutterlande losrissen und als selbständige Staatswesen konstituierten.

Das gilt vor allem von den englischen Kolonien in Nordamerika, die sich im Jahre 1776 selbständig machten und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gründeten.

Ebenso hat Spanien im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts alle seine Kolonien verloren, die es in Südamerika und Mittelamerika besaß. Dieselben erklärten sich für unabhängig und bildeten selbständige Staatswesen (Republiken).

Portugal hat in gleicher Weise die große Kolonie Brasilien verloren. Im Jahre 1822 wurde die Trennung von Portugal ausgesprochen und der in Brasilien namens des Königs von Portugal regierende Prinzregent als Dom Pedro I. zum konstitutionellen Kaiser von Brasilien ausgerufen. Dieses Kaisertum hatte Bestand bis zum Jahre 1890, in welchem Jahre infolge einer Revolution die kaiserliche Familie vertrieben und das Kaiserreich in eine Föderativrepublik verwandelt wurde.

Die Kolonien, die sich von ihrem europäischen Mutterlande losrissen und selbständige Staatswesen bildeten, kamen natürlich von diesem Zeitpunkte ab für das Mutterland als Herrschaftsobjekte nicht mehr in Betracht und konnten auch für dessen politische und wirtschaftliche Machtstellung nicht mehr ins Gewicht fallen, wenn auch die wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen den ehemaligen Kolonien und ihrem früheren Mutterlande zum beiderseitigen Vorteile in gewissem Umfange wenigstens fortdauerten und teilweise jetzt noch bestehen.

Viel wichtiger ist jedoch die Tatsache, daß sich im Laufe der Zeit ein Gegensatz zwischen dem aus ehemaligen Kolonien entstandenen amerikanischen

Digitized by Google

Staatsweſen und Europa geltend machte, der immer größere Bedeutung erlangte und ſich namentlich in dem Verhältnis der Union zu Europa zeigt.

Es iſt eine bekannte und ſchließlich auch begreifliche Erſcheinung, daß die Bevölkerung aller Kolonien, namentlich aber der Anſiedelungskolonien, großen Unabhängigkeitsſinn und großes Selbſtgefühl beſitzt, Eigenſchaften, die ſich als eine natürliche Folge der Ueberwindung der vielen und großen Schwierigkeiten darſtellt,[1]) die die beſonderen kolonialen Verhältniſſe mit ſich bringen.

Dieſes Selbſtgefühl artet leicht in Selbſtüberſchätzung aus, mit der namentlich die Nordamerikaner auf alles Europäiſche als minderwertig herabblicken, während ſie ihre eignen wirtſchaftlichen, politiſchen und ſozialen Einrichtungen für unübertrefflich halten. Insbeſondere betrachtet der Yankee ſeine republikaniſchen Einrichtungen als die einzig menſchenwürdige Staatsverfaſſung, während ihm die Monarchie, wie ſie glücklicherweiſe noch in vielen europäiſchen Staaten beſteht, als ein trauriges Ueberbleibſel des finſteren Mittelalters erſcheint. Freilich wird dabei überſehen, daß gerade die ſo geprieſene republikaniſche Staatsform ſehr weſentlich zu der entſetzlichen Korruption beiträgt, die auf wirtſchaftlich-politiſchem Gebiete in den Vereinigten Staaten herrſcht.

Eine Frucht dieſes kolonialen Geiſtes iſt die ſog. Monroedoktrin der Vereinigten Staaten, die in der Botſchaft des Präſidenten Monroe vom 2. Dezember 1823 dahin ausgeſprochen wurde, daß jede neue Erwerbung von Kolonien ſeitens europäiſcher Mächte und ebenſo jede Einmiſchung europäiſcher Mächte in die inneren Angelegenheiten amerikaniſcher Staaten ausgeſchloſſen ſein ſoll, während ſich die Union in ſelbſtbewußter Weiſe bezüglich der übrigen amerikaniſchen Staaten ein ausſchließliches Interventionsrecht beilegt.

Später legte Präſident Grant in einer Botſchaft die Monroedoktrin auch dahin aus, daß die amerikaniſchen Beſitzungen europäiſcher Mächte nicht Gegenſtand von Gebietszeſſionen an eine andre europäiſche Macht bilden dürften, vielmehr dieſe Beſitzungen nur eine einzige ſtaatsrechtliche Veränderung erfahren könnten, nämlich die Erlangung ſtaatlicher Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit, natürlich in der Form demokratiſcher Republiken.

Als eine Folgerung der Monroedoktrin hat man es auch bezeichnet, daß keine europäiſche Macht an der ſchiedsrichterlichen Entſcheidung politiſcher Streitigkeiten amerikaniſcher Staaten beteiligt ſein darf, eine Auffaſſung, durch welche den amerikaniſchen Staaten das Selbſtbeſtimmungsrecht in der Wahl von Schiedsrichtern geradezu abgeſprochen und die Monroedoktrin in einer die Grundlagen des Völkerrechts außer acht laſſenden Weiſe ausgelegt wird.[2])

Noch weiter als die Monroedoktrin geht die in der neueſten Zeit aufgekommene ſog. Lodgedoktrin, nach welcher die Union es als einen unfreundlichen Akt betrachtet, wenn irgendeine Privatgeſellſchaft, die durch eine nichtamerikaniſche

[1]) Roſcher und Jannaſch, a. a. O., 3. Aufl. (1885). S. 88 ff. — Leroy-Beaulieu, a. a. O., 5. Aufl. II, S. 694 ff.

[2]) Ullmann, Völkerrecht (1908), S. 464. — Zorn, Die Monroedoktrin in der „Woche", Nr. 39 v. J. 1913.

Digitized by Google

Macht kontrolliert wird, in Amerika einen Hafen oder einen Landstrich erwirbt, dessen Besetzung die Sicherheit oder die vorhandenen Verbindungslinien der Vereinigten Staaten bedrohen könnte.

Diese Doktrin richtet sich einerseits gegen Japan, anderseits aber auch gegen Deutschland, da deutsche Schiffe schon jetzt den größten Teil des Verkehrs zwischen Nordamerika und Südamerika in Händen haben und nach Eröffnung des Panamakanals höchstwahrscheinlich noch mehr in Händen haben werden. Es soll daher verhindert werden, daß die deutschen Dampferlinien in der Nähe des Kanals einen Hafen oder Landstrecken als Niederlassungsplätze erwerben, da dies den wirtschaftlichen Interessen der Nordamerikaner schädlich sein könnte.[1])

Der Zweck der Monroedoktrin ist nicht bloß, neue Besitzergreifungen seitens europäischer Staaten in Amerika zu verhindern, sondern auch Einmischungen europäischer Staaten in die Verhältnisse amerikanischer Staaten, daher auch das gewaltsame Vorgehen europäischer Staaten gegen amerikanische, um diese zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen.

Von diesem Standpunkte aus legte sich die Union seinerzeit das Recht bei, eine Grenzstreitigkeit zwischen England und Venezuela zu regeln und mischte sich in den bekannten Venezuelastreitfall (1902), in welchem es sich um Streitigkeiten zwischen Venezuela einerseits, Deutschland, England, Frankreich und Italien anderseits handelte, in sehr bedenklicher Weise ein.

Wenn die Union auf Grund der Monroedoktrin den Anspruch erhebt, gewaltsames Vorgehen europäischer Staaten gegen amerikanische, um diese zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu zwingen, verhindern zu können, so müßte sie anderseits die Verpflichtung übernehmen, dafür zu sorgen, daß die amerikanischen Staaten ihren Verpflichtungen gegen europäische Staaten stets gewissenhaft nachkommen und daß in allen mittel- und südamerikanischen Staaten stets geordnete Zustände herrschen, bei denen Leben und Gut der Fremden nicht so gefährdet ist, wie es bei den in diesen Staaten so häufigen Umwälzungen der Fall ist. Anderseits würde freilich die Anerkennung einer solchen Pflicht der Union die bedenkliche Folgerung haben, daß damit auch eine gewisse Vormundschaft der Union über die übrigen amerikanschen Staaten anerkannt wäre. Es wäre dies um so bedenklicher, als die Union an und für sich geneigt ist, die übrigen amerikanischen Staaten zu bevormunden.

Ganz im Sinne der Monroedoktrin liegt die panamerikanische Bewegung, deren Ziel eine enge Aneinanderschließung sämtlicher amerikanischer

---

[1]) Welch chauvinistischer Geist sich auf Grund der Monroedoktrin im nordamerikanischen Volke entwickelt hat, bewies in der neuesten Zeit die sog. Bermudahetze. Als nämlich die englische Regierung beschloß, auf den Bermudainseln, die schon in früheren Zeiten der englischen Flotte als wichtiger Stützpunkt gedient hatten, mit Rücksicht auf die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals die in der letzten Zeit etwas vernachlässigten Einrichtungen wieder in den Stand zu setzen, entstand in der nordamerikanischen Presse ein Sturm der Entrüstung, indem man das völlig einwandfreie Vorgehen Englands als eine Verletzung der Monroedoktrin bezeichnete.

Digitized by Google

Staaten mit Vormachtſtellung der Union und Abſchließung derſelben gegen Europa iſt, obwohl dieſe Staaten weder durch Gemeinſamkeit geſchichtlicher Erinnerungen, des Rechts, der Sprache und der Religion noch auch der wirtſchaftlichen Lage miteinander verbunden ſind, ſondern nur in der Gleichartigkeit der republikaniſchen Verfaſſung und in der Zugehörigkeit zu demſelben Weltteil ein gemeinſames Band finden zu können glauben.[1])

Während die Monroedoktrin den Zweck verfolgt, jede Einmiſchung europäiſcher Staaten in amerikaniſche Angelegenheiten zu verhindern, hat die Union wiederholt kein Bedenken getragen, ſich in einer an Anmaßung grenzenden Weiſe in europäiſche Angelegenheiten einzumiſchen.

Es braucht in dieſer Beziehung nur daran erinnert zu werden, daß ſich ſeinerzeit die Regierung der Union auf Veranlaſſung der zahlreichen in Nordamerika lebenden Juden der rumäniſchen Juden angenommen hat, obwohl das Schickſal der rumäniſchen Juden der Union ebenſo gleichgültig ſein kann wie der ruſſiſchen.

Ebenſo hat die Regierung der Union in Gemeinſchaft mit der engliſchen vor einigen Jahren gegen die Annexion des Kongoſtaates an Belgien Proteſt erhoben wegen der wirklichen oder vielleicht auch nur angeblichen ſchlechten Behandlung der Eingeborenen im Kongoſtaate, in Wahrheit aber wohl deshalb, um zu zeigen, daß die Union das Recht habe, ſich um alles Mögliche in der ganzen Welt zu kümmern.

Sehr günſtig für das Selbſtgefühl der amerikaniſchen Staaten waren die Zuſammenſetzung der zweiten Friedenskonferenz im Jahre 1907 und die Verhandlungen auf derſelben. Während auf der erſten Friedenskonferenz im Jahre 1899 von amerikaniſchen Staaten nur die Vereinigten Staaten und Mexiko vertreten waren, waren auf der zweiten Konferenz die ſämtlichen mittelamerikaniſchen und ſüdamerikaniſchen Staaten zugelaſſen, was freilich nicht beſonders wundernehmen kann, weil auf dieſer Konferenz ſelbſt ſo zweifelhaften Staaten wie der Republik Kuba, Haiti und Domingo Sitz und Stimmrecht eingeräumt war.

Die Delegierten der amerikaniſchen Staaten haben ſich denn auch auf der Konferenz hervorzutun geſucht; namentlich haben die ſüdamerikaniſchen Delegierten eine gewiſſe Rolle geſpielt, was ſich ſchon daraus ergibt, daß ſie das Abkommen betreffend die zwangsweiſe Beitreibung der Vertragsſchulden und damit die Anerkennung der ſog. Dragodoktrin durchſetzten, die darauf hinausläuft, die in Erfüllung ihrer Verpflichtungen ſehr häufig recht ſäumigen mittel- und ſüdamerikaniſchen Republiken möglichſt dem Zugriffe ihrer Gläubiger zu entziehen.

Gelingt es der Union, die mittelamerikaniſchen und ſüdamerikaniſchen Republiken immer mehr von ſich abhängig zu machen oder doch in weiterer Ausbildung der panamerikaniſchen Idee zu einer geſchloſſenen Einheit zu vereinigen,

---

[1]) Klügmann, Die Union der amerikaniſchen Republiken. Internationale Wochenſchrift (1912), S. 258 ff.

Digitized by Google

so kann es auf einer etwaigen dritten Friedenskonferenz vorkommen, daß ganz Amerika als ein einheitlicher Staatenorganismus Europa gegenübersteht und der „Alten Welt" seinen Willen aufzudrängen sucht.

Jedenfalls strebt die nordamerikanische Union nach der Vorherrschaft des Amerikanertums auf der ganzen Erde. Um dies Ziel zu erreichen, sucht sie die europäischen Staaten möglichst von Amerika nicht bloß politisch, sondern auch wirtschaftlich auszuschließen, dagegen sich, so viel es geht, in europäische Angelegenheiten einzumischen und die amerikanischen Staaten von Mittelamerika und Südamerika in jeder Hinsicht unter ihre Vormundschaft und Kontrolle zu bringen. Diesem Imperialismus[1]) entsprach auch der Erwerb von Kolonien durch die Union und entspricht der Bau einer gewaltigen Flotte, um nötigenfalls die imperialistischen Bestrebungen mit Gewalt durchsetzen zu können.[2])

Während sich ganz Amerika mehr und mehr als eine politische und auch wirtschaftliche Einheit zusammenzuschließen sucht, ist leider davon keine Rede, daß sich auch die europäischen Staaten als einen einheitlichen Organismus betrachten, der gemeinsame Interessen zu verfolgen hat.

Zunächst kann England, wie namentlich auch sein Bündnis mit Japan ergibt, mit Rücksicht auf seinen riesigen Kolonialbesitz und seine insulare Lage kaum als zu Europa gehörig betrachtet werden. Ebenso gravitiert Rußland mehr nach Asien als nach Europa. Beide Weltreiche erscheinen zudem wirtschaftlich und auch politisch als in sich geschlossene und sich selbst genügende Gebiete, die deshalb den übrigen Staaten von Europa gegenüber eine Sonderstellung einnehmen.

Was aber die mitteleuropäischen Staaten anlangt, so herrscht unter denselben weder in wirtschaftlicher noch politischer Hinsicht Einigkeit und das Bewußtsein gemeinsamer Interessen. Schuld daran ist in erster Linie der Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich, der keine innere Berechtigung hat, sondern nur dadurch veranlaßt ist, daß Frankreich von der Revancheidee wie von einer fixen Idee beherrscht ist und infolgedessen bisher allen Versuchen einer Aussöhnung Deutschland gegenüber unzugänglich war.

Würde es gelingen, eine Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich zustande zu bringen, so wäre mit einem Schlage zunächst die ganze politische Lage in Europa verändert, da auch die Gegnerschaft Englands gegen Deutschland, die ja eine so wesentliche Stütze in dem Revanchegelüste Frankreichs hat, verschwinden oder jedenfalls an Schärfe verlieren würde.

---

[1]) Vgl. den Artikel: „Der amerikanische Imperialismus", „Allg. Z.", 2. Bl. Nr. 520, vom 13. November 1904.

[2]) Die ganze Richtung der nordamerikanischen Politik ist in ein recht klares Licht gesetzt worden durch die Mittel, welche die Union anwendete, um den Panamakanal möglichst für sich mit Beschlag zu belegen. Ebenso entspricht es dieser Politik, daß die Nordamerikaner Südamerika wirtschaftlich völlig von sich abhängig zu machen suchen. Vgl. den Artikel: „Die wirtschaftliche Eroberung Südamerikas durch die nordamerikanischen Trusts" in der Zeitschrift „Weltverkehr und Weltwirtschaft", Juni 1913, S. 116 ff.

Digitized by Google

Ebenſo könnte der Antagonismus zwiſchen Rußland und Oeſterreich trotz ihrer widerſtrebenden Intereſſen in den Balkanfragen ausgeglichen werden, da derſelbe auch durch den Gegenſatz zwiſchen Frankreich und Deutſchland, dem Verbündeten Oeſterreichs, fortwährend Nahrung erhält.

Es wäre dann wohl ein einiges Europa möglich, das in der Lage wäre, den Herrſchaftsgelüſten der Amerikaner, namentlich dem Beſtreben der Union, ſich in europäiſche Angelegenheiten einzumiſchen, entgegenzutreten. Die einzelnen europäiſchen Staaten ſind in der Regel hierzu nicht ſtark genug. Hat doch ſelbſt England in der Panamakanalfrage der Union gegenüber ſich unglaublich nachgiebig gezeigt.

Die amerikaniſche Gefahr wird in Europa häufig unterſchätzt, namentlich in Deutſchland, wo man nur zu ſehr geneigt iſt, die zwiſchen Deutſchland und der Union gewechſelten Sympathiekundgebungen und den „Profeſſorenaustauſch“ zu hoch zu bewerten und von derartigen Dingen Wirkungen zu erwarten, die ſie nicht haben können, denn für die politiſchen und wirtſchaftlichen Beziehungen der Völker ſind ſchließlich doch nur wirkliche oder auch vermeintliche Intereſſen maßgebend, nicht aber ſchöne Worte, die man wechſelt, ohne viel dabei zu denken, oder die mitunter nur den Zweck haben, die wahre Geſinnung zu verbergen.

IV

Die neuzeitliche Koloniſation hat zur Folge gehabt, daß durch die von europäiſchen Staaten gegründeten Kolonien und die aus denſelben hervorgegangenen Staatsweſen in Amerika ſich die der weißen Raſſe angehörigen Völker, die bis zum Beginne der Neuzeit wenigſtens in der Hauptſache auf den engen Raum von Europa beſchränkt waren, über die ganze Welt verbreitet haben.

Amerika und Auſtralien ſind ganz von dieſen Völkern beſetzt. In Afrika dringen die ariſchen Völker immer mehr vor, und auch in Aſien, obwohl dieſer Weltteil der Sitz und das Herrſchaftsgebiet der nach Hunderten von Millionen zählenden mongoliſchen Völker iſt, ſind gewaltige Landkomplexe, wenn auch nicht von europäiſchen Völkern beſiedelt, ſo doch von ihnen beherrſcht.

Man kann daher ſagen, daß die Weltherrſchaft, die gegenwärtig die ariſchen Völker in politiſcher, wirtſchaftlicher und geiſtiger Hinſicht ausüben, darauf beruht, daß die europäiſchen Staaten zahlreiche Kolonien in andern Weltteilen gegründet haben, aus denen in Amerika ſelbſtändige Staatsweſen hervorgegangen ſind. Der Anteil der europäiſchen Nationen an dieſer Weltherrſchaft bemißt ſich nach dem Umfange der Kolonien, die ihre Entſtehung dem betreffenden Staate verdanken, und der Zahl und Größe der aus ſolchen Kolonien hervorgegangenen Staaten in dieſen Weltteilen.

Es zeigt ſich das namentlich bei England, das das Mutterland der amerikaniſchen Union iſt, die zirka 80 Millionen Weiße umfaßt, und das in allen Weltteilen Kolonien beſitzt, von denen eine Anzahl, wie Kanada, das Kapland, die auſtraliſchen Kolonien, zum größten Teile mit Weißen beſiedelt ſind, ſo daß man

Digitized by Google

sagen kann, daß die Angelsachsen den größten Anteil an der Weltherrschaft der Arier haben.

Auch die Spanier sind sehr zahlreich in Mittelamerika und Südamerika vertreten, leider haben sich aber die spanischen Kolonisten sehr häufig mit der Urbevölkerung vermischt, so daß in den ehemaligen spanischen Kolonien die arische Rasse nur in geringem Umfange rein vertreten ist.

Daß diese Vormachtstellung der europäischen Nationen für alle Zeiten unangefochten bleiben wird, ist nicht anzunehmen. Allerdings ist vorläufig wenigstens nicht zu befürchten, daß die schwarze Rasse der Herrschaft der Weißen sich entziehen wird, zumal die Neger bisher nicht bewiesen haben, daß sie ohne Anlehnung an die Weißen Fortschritte auf politischem und ziviliſatorischem Gebiete machen können. Anders liegt dagegen die Sache bei den Mongolen, die im Besitze einer hohen, Jahrtausende alten Kultur sind, und die, nachdem sie mehrere Jahrhunderte hindurch in einer gewissen Erstarrung sich befunden haben, jetzt, wie die überraschende Entwicklung Japans zeigt, in entschiedenem Fortschreiten begriffen sind und danach streben, sich der Herrschaft der Weißen zu entziehen und die Vorherrschaft in Ostasien und darüber hinaus zu erringen. Es ist unausbleiblich, daß im Laufe der Zeit wieder ein Zusammenstoß zwischen Arier und Mongolen erfolgen wird, wie die Geschichte schon verschiedene solcher Zusammenstöße gesehen hat.[1]) Dabei wird es sich in dem Sinne um die Weltherrschaft handeln, als entschieden wird, ob auch in Zukunft die europäische Ziviliſation und Kultur in allen Weltteilen maßgebend sein soll oder ob die Weißen ihren Einfluß in weitem Umfange mit den Mongolen zu teilen haben werden.[2])

Es ist klar, daß die Wagschale um so mehr zugunsten der Weißen sinken wird, je umfangreichere Teile der Erdoberfläche von ihnen besiedelt oder doch politisch beherrscht sind.

Von diesem Gesichtspunkte aus handelt es sich bei der Kolonialpolitik der europäischen Staaten nicht bloß um die Vorteile, die sich für das betreffende Mutterland aus dem Besitze überseeischer Kolonien ergeben, sondern vor allem auch um die Herrschaft der Arier und der arischen Kultur in allen Weltteilen.

Deshalb soll jede europäische Kolonialmacht bestrebt sein, ihre Kolonien, soweit es die klimatischen Verhältnisse immer zulassen, mit Weißen zu besiedeln und zu verhüten, daß eine Vermischung der weißen Ansiedler mit den schwarzen, gelben und braunen Eingeborenen eintritt, da die Erfahrung zeigt, daß derartige Mischlinge für die arische Rasse verloren sind.[3])

---

[1]) C. Spielmann, Arier und Mongolen, 1905.

[2]) Vgl. den Artikel: „Wir und die Ostasiaten" von A. v. Poez in der „Allg. Z." vom Jahre 1904, Nr. 406, 407, 409, 412, 414, 416 und 418, in welchem namentlich auch auf die alten Beziehungen zwischen Europa und Ostasien hingewiesen und gleichzeitig die von den Ostasiaten drohende Gefahr betont wird.

[3]) Vgl. meine Abhandlung: „Zur Frage der Mischehen in den deutschen Schutzgebieten", „Zeitschrift für Kolonialpolitik usw.", Jahrg. XIV (1912), S. 729 ff.

Digitized by Google

Die Europäer ſind nicht erſt gelegentlich der neuzeitlichen Koloniſation mit den Mongolen in Berührung gekommen, vielmehr ſind die Beziehungen zwiſchen Ariern und Mongolen uralt, und kriegeriſche Einfälle der Mongolen haben die europäiſchen Völker ſeit den Kriegszügen der Hunnen jahrhundertelang abzuwehren gehabt.

Erſt nachdem die Mongolen im Jahre 1241 bei Liegnitz von den Deutſchen entſcheidend geſchlagen waren, hörten die mongoliſchen Einfälle auf, und es trat in dieſer Beziehung Ruhe ein. In den letzten Jahrhunderten änderte ſich aber auch das Verhältnis zwiſchen Ariern und Mongolen, indem nunmehr die europäiſchen Völker die Angreifer wurden, die in Oſtaſien einzudringen und mongoliſche Völkerſchaften unter ihre politiſche und wirtſchaftliche Herrſchaft zu bringen ſuchten.

Die europäiſchen Völker zwangen geradezu die mongoliſchen Staaten, welche ſich wie China und Japan gegen die fremden Völker abgeſchloſſen hatten, die Grenzen zu öffnen und mit ihnen in Verkehr zu treten. Die Folge davon war, daß ſich die Mongolen mit den Errungenſchaften der europäiſchen Ziviliſation wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade vertraut machten. Namentlich hat es Japan verſtanden, wie der Ruſſiſch-Japaniſche Krieg zeigte, ſich dieſe Errungenſchaften zunutze zu machen.

Japan iſt durch den Sieg über Rußland ein Machtfaktor in Oſtaſien geworden, mit dem alle Staaten, die daſelbſt politiſche oder wirtſchaftliche Intereſſen haben, rechnen müſſen.[1]) Die ſelbſtverſtändliche Folge der von Japan durch dieſen Sieg errungenen Stellung in Oſtaſien wird nämlich zunächſt die ſein, daß Japan als Vormacht der mongoliſchen Völker erſcheinen und als ihr Lehrmeiſter in politiſcher, militäriſcher und wirtſchaftlicher Hinſicht gelten wird. Wie Japan bisher bei Europa in die Schule gegangen iſt, werden in Zukunft die Chineſen und die übrigen mongoliſchen Völker in Japan ihren Lehrmeiſter erblicken. Dies wird trotz der zeitweiligen Feindſchaft zwiſchen China und Japan wegen des Gefühls der Zugehörigkeit zu derſelben Raſſe und des Bewußtſeins des Gegenſatzes zu den Europäern ſich immer mehr geltend machen.

Eine weitere ſehr bedeutſame Folge des Sieges der Japaner über eine europäiſche Großmacht liegt in dem geſteigerten Selbſtbewußtſein der mongoliſchen Völker.

Die mongoliſchen Völker, die im Beſitze einer uralten, hochſtehenden, wenn auch in der Entwicklung zurückgebliebenen ſelbſtändigen und eigenartigen Kultur ſind und in geiſtiger Veranlagung den Europäern ſicherlich nicht nachſtehen, haben von jeher auf die weißen Eindringlinge mit Geringſchätzung herabgeſehen und deren geiſtige, politiſche und wirtſchaftliche Herrſchaft mit Widerwillen ertragen. Wenn das japaniſche Volk eine Zeitlang bei den europäiſchen Völkern in die Schule gegangen iſt und ſich mit europäiſcher Wiſſenſchaft, Technik und Kriegskunſt und mit den politiſchen wie rechtlichen Einrichtungen europäiſcher

[1]) Vgl. meine Abhandlung: „Der Ruſſiſch-Japaniſche Krieg, das Völkerrecht und die Weltpolitik", „Deutſche Monatſchrift" V, S. 210 ff.

Digitized by Google

Staaten vertraut gemacht hat, so geschah dies gewiß nicht bloß aus unbedingter Hochachtung vor der europäischen Zivilisation und Kultur, sondern hauptsächlich deshalb, um durch die Aneignung der Errungenschaften des europäischen Wissens sein Ziel, die völlige Gleichstellung mit den europäischen Völkern, zu erreichen. Nachdem es den Japanern gelungen ist, dieses Ziel in kurzer Zeit zu erreichen, wird sich nicht bloß bei den Japanern, sondern auch bei den übrigen Mongolen das Gefühl der Ueberlegenheit gegenüber den Weißen geltend machen mit der Ueberzeugung, daß sie von den Europäern nichts mehr zu lernen haben. Es wird sich dies namentlich auf wirtschaftlichem und technischem Gebiete zeigen.

Berücksichtigt man, daß die Mongolen für Technik, Industrie und Handel gut veranlagt sind, daß namentlich in dem übervölkerten China die Arbeitskräfte billig sind und China riesige Kohlenlager besitzt, so ist vorauszusehen, daß die Mongolen allmählich in Wettbewerb mit den Europäern treten und versuchen werden, dieselben aus den noch von ihnen festgehaltenen Positionen zu verdrängen, ihre Eisenbahnen und Fabriken selbst zu bauen, ihre Bergwerke selbst zu betreiben usw.[1])

Einer der hauptsächlichsten Gründe für die Herrschaft und den maßgebenden Einfluß der Europäer in Ostasien lag darin, daß sie sich in den letzten Jahrhunderten, im Gegensatz zum Mittelalter, bei allen kriegerischen Zusammenstößen mit den Mongolen denselben entschieden überlegen gezeigt hatten. Namentlich war dies gegenüber den Chinesen der Fall. Das riesige chinesische Reich besaß nicht soviel Kriegstüchtigkeit, um sich der durch schwache europäische Heere ausgeführten Angriffe zu erwehren.

Die Siege der Japaner über die Russen haben den Nimbus, der in dieser Beziehung die Europäer und Weißen umgab, gründlich zerstört. Die Japaner haben gezeigt, daß die Mongolen nicht bloß ebenso tapfer und todesmutig sind wie die Weißen, woran schließlich niemand zweifelte, sondern daß sie es auch verstehen, die militärischen Einrichtungen und Lehren der Weißen nachzuahmen und sich anzueignen, auf denen hauptsächlich die kriegerische Ueberlegenheit der Europäer beruhte. Sicherlich wird auch China daran gehen, Heer und Flotte unter japanischer Anleitung und Anweisung nach europäischem Muster zu organisieren; dann wird das chinesische Reich in militärischer Hinsicht ein ganz andrer Gegner werden als es früher war, denn an der kriegerischen Tüchtigkeit der Chinesen ist an und für sich nicht zu zweifeln; es fehlte ihnen nur die Organisation und militärische Schulung.

Mag die im vorstehenden angedeutete Entwicklung in Ostasien, namentlich in China, rascher oder langsamer vor sich gehen, jedenfalls hat sich infolge des für die Japaner siegreichen Ausgangs des Krieges mit Rußland das Verhältnis der Mongolen zu den Weißen gegen früher in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Beziehung erheblich verschoben. Die Mongolen werden, wie schon

[1]) Vgl. übrigens Tille, Der Wettbewerb weißer, gelber und schwarzer Arbeit in der industriellen Produktion, Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902, S. 750 ff.

Digitized by Google

erwähnt, die Europäer und Amerikaner aus den von ihnen eingenommenen Stellungen zu verdrängen beſtrebt ſein, gegen deren Einfluß auf allen Gebieten ſich wehren und, ſobald ſie in Oſtaſien die unbeſtrittene Herrſchaft erlangt haben, auch verſuchen, nicht bloß in allen Fragen der Weltpolitik mitzuſprechen, ſondern unter Umſtänden auch in die europäiſchen Verhältniſſe ſich einzumiſchen. Es iſt klar, daß ſich daraus Gegenſätze und wohl auch kriegeriſche Zuſammenſtöße der gelben und weißen Raſſe entwickeln werden.[1])

Gegenwärtig befindet ſich allerdings China in einer ſchweren Kriſe; es iſt aber vorauszuſehen, daß es dieſe Kriſe überwinden und daß dann das chineſiſche Volk die ihm in Oſtaſien nach ſeiner Größe und ſeinen Eigenſchaften gebührende Stellung erreichen wird. Die Hauptſache iſt, daß das chineſiſche Volk die Lethargie, die jahrhundertelang auf ihm lag, abgeſchüttelt hat und vorwärts ſtrebt.

Die neuzeitliche Koloniſation hat alſo die europäiſchen Völker mit den im Beſitze einer alten Ziviliſation befindlichen mongoliſchen Völker zunächſt wieder in wirtſchaftliche und politiſche Beziehungen und dann in einen Gegenſatz gebracht, der ſich immer mehr fühlbar machen wird.

Dieſen Gegenſatz kann man auch nicht dadurch auszugleichen ſuchen, daß man ſich beſtrebt, die Mongolen möglichſt zum Chriſtentum zu bekehren, da der Gegenſatz auf der Verſchiedenheit der Raſſe beruht, die durch Bekehrung zum Chriſtentum nicht beſeitigt werden kann. Dazu kommt, daß die Mongolen geringe Neigung haben, das Chriſtentum anzunehmen, da ſie ihre eigne Religion und Moral der chriſtlichen mindeſtens gleichwertig erachten.[2])

Wer der Anſicht iſt, daß der wirtſchaftlichen und politiſchen Stellung der Weißen in der Welt, wenn auch erſt in Zukunft, von den Mongolen Gefahr droht, der muß wünſchen, daß die ariſchen Völker in Erkenntnis dieſer Gefahr ſich zuſammenſchließen und unter Umſtänden auch Abwehrmaßregeln ergreifen.

Vor allem müßte es unverrückbarer Grundſatz ſein, daß bei kriegeriſchen Zuſammenſtößen zwiſchen mongoliſchen und ariſchen Staaten niemals ein ariſcher Staat dem mongoliſchen Hilfe leiſtet. Ebenſo müßte ausgeſchloſſen ſein, daß ein ariſcher Staat mit einem mongoliſchen einen Bündnisvertrag abſchließt, der zur Folge haben könnte, daß der weiße Staat dem gelben Unterſtützung und Hilfe gewähren muß.

Sodann werden die von ariſchen Völkern beſiedelten Staaten und Kolonien

---

[1]) Vgl. die Abhandlung von P. Doumer: „La crise d'extrême Orient", Rev. Économique internationale I, Nr. 3 (Mai 1904), S. 574 ff, in welcher auch auf die Gefahr, die den Ariern von Mongolen droht, und die Notwendigkeit des Zuſammenſchluſſes der ariſchen Völker hingewieſen wird. — Etwas weniger peſſimiſtiſch iſt die Abhandlung von M. v. Brandt: „La question jaune" in derſelben Zeitſchrift III, Nr. 4 (Dezember 1904), S. 782 ff.

[2]) Vgl. den Artikel: „Chinas Erwachen" von G. Wegener in der „Zeitſchrift für Politik", Bd. VI (1913), S. 202 ff. — Daß auch die Japaner vom Chriſtentum eine nichts weniger als günſtige Meinung haben, ergibt ſich mit aller Deutlichkeit aus dem zehnten von Juazo Nitobe verfaßten, „Religion" überſchriebenen Kapitel des vor einigen Jahren erſchienenen Buches „Unſer Vaterland Japan" (ein Quellenbuch).

Digitized by Google

suchen müssen, sich der massenhaften Einwanderung von Mongolen zu erwehren, wie dies schon von den Vereinigten Staaten und von den australischen Kolonien bis zu einem gewissen Grade geschehen ist.

Die mongolischen Staaten, nicht bloß China, sondern ebenso Japan, sind durchweg übervölkert; es ist daher ganz begreiflich, daß sich ein mongolischer Auswandererstrom in die am Stillen Ozean liegenden Länder und dessen Inseln ergießt. Die mongolischen Einwanderer sind zwar an manchen Orten als Arbeitskräfte benötigt, im allgemeinen aber keineswegs willkommen geheißen. Ganz abgesehen, daß ihre Eigenart und manche ihnen anhaftende Laster abstoßend wirken, bringt eine massenhafte Einwanderung, namentlich auf kleinere Inseln, die Gefahr mit sich, daß die Mongolen die übrige Bevölkerung wirtschaftlich, unter Umständen auch politisch zu beherrschen suchen.

Während es sich bei den Mongolen um hoch zivilisierte Völker handelt, mit denen die europäischen Staaten aus Anlaß der neuzeitlichen Kolonisation in innigere Berührung kamen, konnte bei der Urbevölkerung von Amerika, Australien, Afrika und der Südsee, mit denen die Europäer bei der Gründung überseeischer Kolonien zusammentrafen, von zivilisierten Völkerschaften im allgemeinen nicht gesprochen werden.

Was die Urbevölkerung von Amerika anlangt, so ist dieselbe in Nordamerika im wesentlichen verschwunden;[1]) in Südamerika hat sich dieselbe zum Teil mit den weißen Einwanderern vermischt, soweit dies nicht der Fall ist, spielen die noch vorhandenen indianischen Völkerschaften keine in politischer Hinsicht ins Gewicht fallende Rolle. Das gleiche gilt von den malaiischen Völkerstämmen, die der politischen Unabhängigkeit und des inneren Zusammenhangs entbehren, während die Urbevölkerung von Australien fast ganz ausgerottet ist.

Ganz anders liegt die Sache bei den nach vielen Millionen zählenden Negern in Afrika, mit denen die Europäer, obwohl der schwarze Erdteil schon im Altertum bekannt war und einzelne seiner Teile in politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Europa standen (Aegypten, Nordafrika usw.), doch erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts in nähere Beziehungen traten, als Afrika namentlich in seinem Innern nicht bloß genauer erforscht, sondern auch Gegenstand kolonisatorischer Tätigkeit in größerem Maßstabe wurde, als es bis dahin der Fall gewesen war.

Mit der genaueren Erforschung des schwarzen Kontinents und mit der am Ende des vorigen Jahrhunderts in der Hauptsache erfolgten Aufteilung von Afrika unter die verschiedenen europäischen Kolonialstaaten sind diese in genauere

---

[1]) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Aufl., S. 757, sagt: „Wir schaudern, wenn wir die Geschichte der Vernichtung der Indianer in Nordamerika lesen; überall auf seiten der Europäer Ungerechtigkeit, Verrat, wilde Grausamkeit; und doch, wie entscheidend war gerade dieses Zerstörungswerk für die spätere Entwicklung einer edlen, echt germanischen Nation auf diesem Boden! Der vergleichende Blick auf die südamerikanischen Mestizenkolonien zeigt es uns." — Derartige Erscheinungen darf man in der Tat nicht von einem sentimentalen Gesichtspunkte aus betrachten.

Digitized by Google

Berührung mit den die Urbevölkerung ihrer Kolonien bildenden Negerſtämmen gekommen, die keineswegs eine hohe, wenn auch anders geartete Ziviliſation beſitzen, wie dies bei den Mongolen der Fall iſt. Es fragt ſich nun, welche Stellung die europäiſchen Kolonialvölker den Negern gegenüber einnehmen ſollen.

Selbſtverſtändlich kann keine Rede davon ſein, daß die Neger von den Weißen ausgerottet oder verdrängt werden, wie die Indianer in Nordamerika. Ganz abgeſehen davon, daß eine derartige Maßregel den gegenwärtig geltenden Grundſätzen der Humanität widerſprechen würde, wäre ſie ſchon wegen der großen Menge der Neger nicht möglich. Außerdem ſind die Neger in den tropiſchen und ſubtropiſchen Kolonien Afrikas als Arbeitskräfte unentbehrlich, ſie können durch Weiße jedenfalls nur teilweiſe erſetzt werden.

Mit der Tatſache einer ſtarken ſchwarzen Bevölkerung in den afrikaniſchen Kolonien muß alſo gerechnet werden, wie auch damit gerechnet werden muß, daß ſich dieſe Bevölkerung im Laufe der Zeit nicht unerheblich vermehren wird, da die Sklavenjagden und Stammesfehden, die ſie früher ſo ſtark dezimierten, jetzt in der Hauptſache aufgehört haben, und die ſchlechten hygieniſchen und ſanitären Verhältniſſe, die einer Vermehrung der Bevölkerung im Wege ſtanden, infolge der Bemühungen der europäiſchen Kolonialregierungen nach und nach verſchwinden.

Was nun die Behandlung der Neger anlangt,[1]) ſo wird gewöhnlich geſagt, die Europäer hätten die Pflicht, die Neger zur Arbeit zu erziehen. Dies klingt ſehr ſchön und einfach und iſt inſofern richtig, als es jedenfalls notwendig iſt, die Neger an regelmäßige Tätigkeit und Arbeit zu gewöhnen, damit ſie ein für die koloniale Entwicklung brauchbares Element werden. Anderſeits iſt es aber doch ſehr fraglich, inwieweit die ſchwarze Raſſe, die ſeit Jahrtauſenden von ſich aus keine nennenswerten ziviliſatoriſchen Fortſchritte gemacht hat, auf eine höhere Kulturſtufe gebracht werden kann.

Außerdem iſt zweifellos in der Behandlung der Neger eine gewiſſe Vorſicht geboten; vor allem muß vermieden werden, die Schwarzen politiſch und rechtlich den Weißen gleichzuſtellen, da die Neger nur zu ſehr geneigt ſind, die ihnen eingeräumten Rechte zur Unterdrückung der in tropiſchen Kolonien ſtets wenig zahlreichen weißen Bevölkerung zu benützen.

Hat ja doch ſelbſt die Bekehrung der Neger zum Chriſtentum, wie die ſog. äthiopiſche Bewegung zeigt, ſchon recht unerfreuliche Erſcheinungen hervorgerufen. Die zum Chriſtentum bekehrten Schwarzen ſind eben begreiflicherweiſe geneigt, ſich den Weißen gegenüber als in jeder Beziehung gleichberechtigte Kinder Gottes zu betrachten und die wirtſchaftliche und politiſche Herrſchaft der Weißen für ein Unrecht zu halten, das ſie, wenn immer möglich, abzuſchütteln beſtrebt ſind.

Wie das ſchwierige Problem der Behandlung der Neger in den afrikaniſchen

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung: „Die Eingeborenenfrage und die Regelung der Rechtsverhältniſſe der Eingeborenen in den deutſchen Schutzgebieten.“ „Zeitſchrift für Kolonialpolitik“, Jahrg. 1910, S. 183 ff.

Digitized by Google

Kolonien zu lösen ist, kann hier im einzelnen nicht dargelegt werden. Es genügt, dasselbe hervorgehoben zu haben und darauf hinzuweisen, daß von der zahlreichen schwarzen Rasse in Zukunft den Weißen ähnliche Gefahren drohen können wie von den Mongolen, wenn diese Gefahr auch nicht so naheliegend ist wie die „gelbe Gefahr". Jedenfalls ist es notwendig, den Schwarzen wie den Gelben gegenüber endlich mit den Schlagworten von der Gleichheit aller Menschen und der Gleichwertigkeit aller Rassen aufzuräumen, die ethnographischen Verhältnisse mit nüchternen Augen anzusehen und der Ueberzeugung Geltung zu verschaffen, daß den Ariern die Vormachtstellung in der Welt gebührt und daß dieselben alles aufbieten müssen, um diese Stellung auch in der Zukunft zu wahren.

V

Durch den Besitz überseeischer Kolonien wurde das wirtschaftliche, soziale und geistige Leben von ganz Europa in der einschneidendsten Weise beeinflußt.

In welchem Maße durch die Entdeckung von Amerika und Australien und die Auffindung des Seewegs nach Indien das wirtschaftliche und soziale Leben der europäischen Völker beeinflußt wurde, braucht nur angedeutet zu werden. Dem Handel und Verkehr wurden neue Wege erschlossen. Durch das massenhaft von Amerika nach Europa gebrachte Edelmetall (Gold und Silber) trat in Europa eine vollständige Umwälzung in den Preisverhältnissen ein, die sich selbstverständlich für alle Bevölkerungsklassen geltend machte. Aus Amerika und teilweise auch aus Ostasien, dann auch aus Afrika wurde eine Menge bisher unbekannter oder doch nur in geringem Maße benutzter Gegenstände und Produkte, wie die Kartoffel, der Tabak, der Tee, die Seide, die Baumwolle usw., eingeführt, die als Lebensmittel, Genußmittel und Gebrauchsgegenstände rasch Aufnahme fanden und die Ernährungs- und Lebensweise der europäischen Völker umgestalteten und auf die Landwirtschaft und Industrie den weitestgehenden Einfluß ausübten.

Es braucht in dieser Beziehung nur darauf hingewiesen zu werden wie durch den Kartoffelbau die europäische Landwirtschaft umgestaltet wurde, welchen Anstoß die Industrie durch die Verarbeitung kolonialer Rohprodukte, wie die Baumwolle, des Kautschuks, der Kopra usw., erhielt.

Auch darauf muß hier aufmerksam gemacht werden, daß im vorigen Jahrhundert von den Vereinigten Staaten, welche inzwischen in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht ungeheure Fortschritte gemacht hatten, verschiedene brauchbare technische Erfindungen gemacht wurden (Edison!) und die Konstruktion neuer, für die Landwirtschaft wie die Industrie brauchbarer Maschinen erfolgte, welche rasch auch Eingang und Verwendung in Europa fanden.

Was das geistige Leben anlangt, so bedarf es keiner Hervorhebung, wie sehr durch die Entdeckung von Amerika und Australien und die Auffindung des Seewegs nach Indien die Geographie und Astronomie[1]) und sämtliche

[1]) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, 2. Aufl. (1900), S. 771 f. Es ist daselbst darauf hingewiesen, daß erst, nachdem durch die Entdeckungs-

Digitized by Google

Naturwissenschaften gefördert wurden, namentlich auch die Botanik und Zoologie, die in Amerika und Australien eine große Anzahl von bisher in Europa unbekannten Pflanzen und Tieren vorfanden, mit denen sie sich zu beschäftigen hatten.

Die Bekanntschaft mit zahlreichen, fremden Rassen angehörigen Völkern und deren Einrichtungen hat ferner der Ethnographie, Anthropologie und Kulturgeschichte massenhaftes neues Material zur Verfügung gestellt, dessen Verarbeitung diesen Wissenschaften neue Anregungen gab. Man kann geradezu sagen, daß alle diese Wissenschaften wie auch die Sprachforschung durch das ihnen aus den fremden Weltteilen zuströmende Material auf ganz neue Grundlagen gestellt wurden, denn es ist klar, daß die Ergebnisse einer Wissenschaft um so sicherer sein können, je umfassender das Material ist, das sie systematisch verarbeiten kann.

Aber auch insofern machte sich der Einfluß der amerikanischen Kolonien und der aus denselben entstandenen selbständigen Staatswesen geltend, als die sozialen und politischen, in Amerika entstandenen Anschauungen und Einrichtungen in Europa Anerkennung und vielfach auch Nachahmung gefunden haben. Einige Beispiele werden das deutlich zeigen.

Der Gedanke der allgemeinen Menschenrechte, der sich gegenwärtig fast in jeder Verfassung europäischer Staaten findet, und die damit zusammenhängende Idee der Volkssouveränität sind allerdings keineswegs in den nordamerikanischen Kolonien Englands entstanden. Diese Ideen sind vielmehr aus Europa nach Amerika gebracht worden;[1]) in den amerikanischen Kolonien fanden aber die allgemeinen Menschenrechte ihre erste Formulierung. In dieser Formulierung wanderten sie wieder nach Europa zurück und veranlaßten in der Französischen Revolution die Déclaration des droits de l'homme, die dann nahezu für alle konstitutionellen Staaten vorbildlich wurde, wie auch die Ersetzung der monarchischen Staatsform durch die Republik während der Französischen Revolution sicherlich zum Teil auf amerikanische Einflüsse zurückzuführen ist.

Als sich im Jahre 1776 die englischen Kolonien in Nordamerika vom Mutterlande lossagten und sich als selbständige Staatswesen konstituierten, konnten sie nur die Verfassung der Demokratie annehmen, da sowohl für die Aristokratie wie für die Monarchie die Voraussetzungen und Grundlagen fehlten, während die demokratische Republik den einfachen Verhältnissen der Kolonien und ihrer

fahrten am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Kugelgestalt der Erde festgestellt war, eine rationelle Astronomie möglich war. Wenn die Erde rund war, so mußte sie frei im Raume schweben; war dies aber der Fall, so ergab sich die zwingende Schlußfolgerung, daß auch die Sonne, der Mond und die Planeten frei schwebten.

[1]) Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (1893). In dieser Schrift ist ausgeführt, daß die Ideen der allgemeinen Menschenrechte und der Volkssouveränität in England im Zusammenhange mit dem religiös-politischen Individualismus und dem Verlangen nach Gewissensfreiheit von den englischen Kolonisten, namentlich den Puritanern, nach Nordamerika verpflanzt worden sind und zunächst im Verfassungsrechte einzelner Kolonien Anerkennung gefunden haben.

Digitized by Google

bisherigen Entwicklung durchaus entsprach. Hatten schon zur Zeit der englischen Herrschaft die Kolonisten, „das Volk", im Anschlusse an die Gedanken des Selfgovernments bei der Verwaltung der Kolonien eine bedeutsame Rolle gespielt, so lag es nahe, in Gemäßheit der Gedanken des sog. Staatsvertrags und der Volkssouveränität das Volk als das den Staat begründende, jedenfalls in demselben den Ausschlag gebende Element zu betrachten.

In den spanischen Kolonien in Mittelamerika und Südamerika lagen die Verhältnisse ähnlich; auch sie konnten sich, als sie sich vom Mutterlande losrissen, nur eine republikanische Staatsform geben, zumal ja das nordamerikanische Beispiel einen großen Einfluß auf sie ausüben mußte.

So ist es gekommen, daß die selbständigen Staatswesen in Amerika sämtlich demokratische Republiken sind.

Diese Tatsache hat sehr wesentlich zur Entstehung demokratischer und republikanischer, auch das soziale Leben beeinflussender Ideen beigetragen, zumal im vorigen Jahrhundert die Auswanderer, die aus politischen Gründen Europa verließen, in der Regel Nordamerika als das Gelobte Land betrachteten und geneigt waren, ihr wirtschaftliches Wohlergehen in Nordamerika den politischen Einrichtungen zuzuschreiben.[1])

Wie die demokratischen Ideen und Einrichtungen in Europa vielfach unter dem Einflusse amerikanischer Vorstellungen entstanden sind, kann man auch sagen, daß für die staatenbundlichen und bundesstaatlichen Verfassungen, die im vorigen Jahrhundert in Europa geschaffen wurden, im wesentlichen das Vorbild der nordamerikanischen Union maßgebend war.

Allerdings kannten schon das Altertum und das Mittelalter den zusammengesetzten Staat sowohl in der Form des Staatenbundes wie des Bundesstaates, trotzdem ist es zweifellos, daß die besondere Ausprägung, die beide Verfassungsformen in der nordamerikanischen Union gefunden haben, nicht bloß in der Theorie allgemein beachtet wurden, sondern auch die Verfassungen des Deutschen Bundes, des Norddeutschen Bundes, bzw. Deutschen Reiches, und der Schweizerischen Eidgenossenschaft beeinflußt haben. Daß die mittelamerikanischen und südamerikanischen Bundesstaaten bloße Nachahmungen der nordamerikanischen Union sind, ist selbstverständlich.

Als die nordamerikanischen Kolonien sich vom Mutterlande losrissen, war es nicht möglich, aus ihnen ein einheitliches Staatswesen zu bilden, weil die politischen und sozialen Verhältnisse wie auch die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Kolonien zu verschieden war und auch großer Drang nach Selbständigkeit in ihnen herrschte.

Anderseits konnten auch die Kolonien nicht vereinzelt bleiben, weil sie dazu

[1]) Nur nebenher mag bemerkt werden, daß das in Nordamerika stark ausgeprägte Streben nach wirtschaftlichem Erwerb, „die Jagd nach dem Dollar", nicht ohne Einfluß auf den Erwerbssinn gewesen ist, der sich in der neuesten Zeit bei allen europäischen Völkern geltend macht, wenn auch diese Richtung in der Hauptsache ihren Grund in der Entwicklung und dem Aufschwunge des wirtschaftlichen Lebens bei den europäischen Völkern hat.

Digitized by Google

zu ſchwach waren. Der Zuſammenſchluß aller Kolonien ſtellte ſich daher als eine politiſche Notwendigkeit dar. Wegen des in den einzelnen Kolonien herrſchenden Sondergeiſtes wählte man für dieſen Zuſammenſchluß zunächſt die loſe Form des Staatenbundes. Es zeigte ſich aber bald, namentlich während des Krieges mit England, daß dieſe Verfaſſung dem Bedürfniſſe nicht genügte, und man verwandelte den loſen Staatenbund in einen ſtraffen Bundesſtaat, in welchem die Bundeszentralgewalt mit viel weitergehenden Befugniſſen ausgerüſtet wurde als im Staatenbunde.

Denſelben Entwicklungsgang haben Deutſchland und die Schweiz durchgemacht, ein Beweis, daß die Entwicklung in der Union eine naturgemäße war und auch für andre zuſammengeſetzte Staaten vorbildlich ſein konnte.

Ebenſo iſt in Amerika zwar der Gedanke der Trennung von Staat und Kirche keineswegs entſtanden, wohl aber hat die Durchführung dieſes Grundſatzes in der Union auf die desfallſigen Beſtrebungen in europäiſchen Ländern entſchieden einen fördernden Einfluß ausgeübt.

Auch hier waren bei der Durchführung des Grundſatzes in Nordamerika die beſonderen Verhältniſſe der Kolonien maßgebend.

„Es iſt etwas andres," ſagt Rothenbücher,[1]) „ob in einem Lande, wo Staat und Kirche ſeit vielen Jahrhunderten aufs engſte verknüpft ſind, die beſtehenden Kirchen entſtaatlicht werden ſollen, oder ob in Ländern, die völlig neu beſiedelt werden ſollen, der ſich einrichtende Staat die Organiſation des Kirchenweſens der freiwilligen Initiative der Gläubigen überläßt und ſo von vornherein völlige Neutralität gegenüber den einzelnen Kirchen bewahrt. Zweifellos ſprechen hier, wo eine Geſellſchaft auf völligem Neuland ſich neu organiſiert, viele Gründe tatſächlicher Natur für die Annahme des Trennungsrechts. Der Zuzug von Einwanderern darf nicht durch irgendwelche Beſchränkungen der religiöſen Freiheit erſchwert werden, die religiöſen Gefühle der etwa vorhandenen eingeborenen Völker müſſen ſchon aus dem Intereſſe einer ruhigen Entwicklung der Kolonie geſchont werden, die junge Staatsgewalt wird mit wirtſchaftlichen Problemen bereits ſo ſehr belaſtet ſein, daß ſie es vermeiden wird, wenn nicht unbedingt nötig, ſich mit Religions- und Kirchenfragen zu beſchäftigen. Derartige tatſächliche Verhältniſſe ſind denn auch beſtimmend dafür geweſen, daß ſich dieſes Recht in den amerikaniſchen Gliedſtaaten wie im Bundesſtaate und ebenſo in faſt allen Kolonien des britiſchen Weltreichs durchgeſetzt hat."

Während die Trennung von Staat und Kirche in Nordamerika eine durch die kolonialen Verhältniſſe gebotene und ſich von ſelbſt ergebende Maßregel war, hat man in Europa dem Grundſatz der Trennung von Staat und Kirche unter Hinweis als einen aus der Natur der Sache ſich ergebenden zur Geltung zu bringen geſucht, obwohl ſich aus der geſchichtlichen Entwicklung des Verhältniſſes von Staat und Kirche in Europa für die praktiſche Durchführung

[1]) „Die Trennung von Staat und Kirche" in der „Zeitſchrift für Politik", II (1909), S. 588 ff.

Digitized by Google

des Grundsatzes der Trennung von Staat und Kirche in den europäischen Staaten Hindernisse entgegenstellen, die in Nordamerika der Natur der Sache nach nicht vorhanden waren bzw. vorhanden sind.[1])

In der Tat hat nur Frankreich, und zwar erst im Anfange dieses Jahrhunderts, die Trennung durchgeführt, nicht ohne auf mancherlei Schwierigkeiten zu stoßen, während die Bestimmungen der Reichsverfassung vom Jahre 1849, denen die Idee der Trennung von Staat und Kirche zugrunde lag, nicht verwirklicht wurden. —

Aus der vorstehenden, allerdings nur skizzenhaften Darstellung dürfte sich jedenfalls so viel ergeben, daß die neuzeitliche Kolonisation einen sehr tiefgehenden Einfluß auf die geistige, wirtschaftliche und politische Entwicklung der europäischen Staaten gehabt hat und noch äußert. Man kann geradezu sagen, daß die Stellung von Europa wie auch der europäischen Völker in der Welt infolge der neuzeitlichen Kolonisation eine durchaus veränderte geworden ist und daß daher auch die europäischen Völker, was ihr Verhältnis einerseits zu den amerikanischen Staaten, anderseits zu den Völkern der gelben und schwarzen Rasse anlangt, vor neue, und zwar sehr schwierige Aufgaben gestellt worden sind.

Die amerikanischen Universitäten

Von

Benj. Ide Wheeler

Durchreisende europäische Beobachter sind geneigt, die amerikanischen Universitäten falsch zu beurteilen, wenn nicht geradezu zu unterschätzen. Es ist schwer für sie, einzusehen, wie ein Fußballspiel mit seinen vierzigtausend Zuschauern, seinen Bändern und Chrysanthemen, seinem Geschrei, seinem Ungestüm und seinem Wälzen im Schmutz irgendwelchen notwendigen Zusammenhang mit der Pflege und Entwicklung des intellektuellen Lebens haben kann. Wenn sie hören, daß an vielen Universitäten die Studenten in Schlafsälen leben, sehen sie es als zweifellos bewiesen an, daß das Schulen für Jungen im Gymnasiastenalter sind. Der Zwang zum Besuch der Vorlesungen, die verschiedenen Einrichtungen, die getroffen sind, um den Studenten in ihrem moralischen Leben

---

[1]) Bemerkenswert ist, daß die katholische Kirche infolge ihrer straffen Organisation in den Vereinigten Staaten trotz der Trennung von Staat und Kirche eine machtvolle, nicht bloß alle andern „Denominationen" überragende Stellung einnimmt, sondern auch die Gesetzgebung zu ihren Gunsten zu beeinflussen vermag. — Anderseits ist in der katholischen Kirche der Union der sog. Amerikanismus, d. h. ein starkes Streben nach Unabhängigkeit, zur Geltung gelangt, das selbst davor nicht zurückschreckt, unter Umständen der Kurie energisch Opposition zu machen, wenn dieselbe nach Ansicht des amerikanischen Episkopats die amerikanischen Verhältnisse nicht richtig beurteilt.

Digitized by Google

einen Halt zu gewähren und ihre Führung zu überwachen, das Zensurensystem, die Abhaltung allgemeiner Studienkurse — alles das und noch viele andre Dinge dieser Art bestärken den irregeleiteten Europäer in seiner bereitwilligen Selbsttäuschung und bringen ihn zu der Vorstellung, daß die amerikanischen Universitäten oder wenigstens ihre zum Bakkalaureat führenden Collegekurse wenig oder überhaupt nicht über dem deutschen Gymnasium stehen. In Wirklichkeit aber darf man hier überhaupt nicht vergleichen. Die beiden ganzen Systeme sind von Grund aus verschieden. Sie verfolgen weit auseinanderliegende Ideale und beruhen auf gänzlich verschiedenen Auffassungen von dem, was im Leben des menschlichen Individuums und der menschlichen Gesellschaft Wert hat. Wenn aber ein Vergleich angestellt wird, dann können wir nur sagen, daß der junge Amerikaner bei seinem Eintritt in die Universität ungefähr im gleichen Alter steht wie der Deutsche, aber bedeutend reifer und erfahrener ist und unendlich mehr Selbstvertrauen besitzt, während der deutsche Jüngling zu viel größerer Genauigkeit und höherer Achtung vor der Autorität und zu einer viel rascheren und praktischeren Anpassung an die vor ihm liegenden Aufgaben erzogen ist.

Unser europäischer Beobachter gelangt gewöhnlich nicht dazu, sich einen richtigen Begriff von der amerikanischen Universität zu machen, d. h. nach seinem wahren Wert zu schätzen, was in der Universität als Ganzem vor sich geht, und zu erkennen, was innerhalb dieses Ganzen den wirklichen Zweck des Instituts darstellt. Europäische Besucher an amerikanischen Universitäten stellen selten Fragen, die irgendein Verständnis zeigen für das, was unsre Anstalten anstreben. Die Richtlinie ihrer Erkundigungen scheint durch den einfachen Wunsch bestimmt zu sein, nach Möglichkeit Bräuche und Normen festzustellen, wie sie an europäischen Universitäten bestehen. Ein solcher Beobachter schien geneigt, den Titel und die Eigenschaft einer Universität zuzuerkennen oder zu versagen, je nachdem die Institution des Privatdozententums anerkannt war und tatsächlich bestand. Diese Form der Lehrtätigkeit charakterisiert die ideale Lehrfreiheit vortrefflich, aber ihr Fehlen in einem Lande, in dem noch keine wohlhabende Klasse in aller Form ausgebildet worden ist und in dem bisher wohl noch jeder, der sich zum Lehren berufen fühlte, von selbst einen Universitätslehrstuhl mit einem bescheidenen Gehalt gefunden hat, ist in keiner Weise von Bedeutung. Das Privatdozententum ist geradezu eines jener Dinge, die wir „unamerikanisch" nennen dürfen. Andre möchten für den Begriff der Universität die Freiheit des Vorlesungsbesuches maßgebend sein lassen, obwohl wir nie haben einsehen können, wieso eigentlich der abnehmende Besuch der deutschen Hörsäle während der letzten zwei Semestermonate irgendeinem höheren Zweck dient oder einen hohen Eifer bekundet. Allerdings ist die Vorschrift, daß die Unterschrift des Professors bis zur letzten Semesterwoche verweigert werden muß, eine Form des Besuchszwanges, wenn auch eine unwirksame.

Ein andres Kriterium, und zwar ein sehr zutreffendes, ist die Freiheit des Professors, beim Vortragen seine volle und genaue wissenschaftliche Anschauung zum Ausdruck zu bringen. Obgleich einige wenige Verstöße gegen dieses Prinzip

Digitized by Google

an amerikanischen Anstalten, die von Privaten gestiftet sind, vorgekommen sind, wäre dies doch an jeder großen Staatsuniversität unmöglich, und sicherlich wäre es an keiner dieser Anstalten denkbar, daß z. B. bei der Besetzung eines philosophischen Lehrstuhls das Festhalten an der Kirche als Vorbedingung angesehen würde. Selbst in einem derartigen Falle wäre ein Vergleich verwerflich und unbillig wegen der verschieden gearteten Beziehungen, die in den beiden Ländern zwischen Kirche und Staat bestehen. Tatsächlich können sie überhaupt in keiner direkten, auch nur ungefähren Weise verglichen werden. Beide suchen auf ihre eigne Art Männer heranzubilden, die das geistige und höhere Leben ihrer beiderseitigen Gemeinwesen erneuern, beleben und anführen. Das eine hat mit Verhältnissen zu tun, in denen die Lebenslaufbahnen bestimmter geregelt und normiert sind, weswegen die Anforderungen schärfer abgegrenzt sind. Das andre muß mit dem Risiko unaufhörlichen Wechsels und neuer Kombinationen rechnen und muß in der Formulierung seines Programms Charakterbildung und freie Initiative über formale Schulung stellen.

Wenn ein europäischer Beobachter die amerikanischen Universitäten wirklich verstehen und gerecht beurteilen will, muß er sich Institutionen wie die Studentenzeitungen, Tages- und Wochenblätter, näher ansehen; die studentische Selbstverwaltung mit ihrem mehr oder weniger vollkommen entwickelten System von Gerichtshöfen und Strafen; die studentischen Organisationen, die für Unterkunft, Verpflegung und das gesellige Leben sorgen, wie z. B. die Bruderschaften und die zahllosen Klubs; die studentischen Gesellschaften zur Diskussion oder zur Verbreitung dieser oder jener Idee; musikalische Gesellschaften, Gesangvereine, Orchester usw.; die studentischen Sports mit den großen Wettspielen, die mehr jener besonderen als „Korpsgeist“ bekannten Form des Patriotismus als der Körperkultur dienen; die Organisation der Graduierten (Alumnen) zu Klubs und Gesellschaften im ganzen Land und den Eifer, mit dem jede einzelne dieser Vereinigungen für ihr eignes College Propaganda macht und sich seiner rühmt. An einer Universität gelebt zu haben und schließlich graduiert worden zu sein, scheint praktisch gleichbedeutend mit der Erlangung der lebenslänglichen Mitgliedschaft in einem großen nationalen Klub zu sein, der auf der Grundlage des „gegenseitigen Besten“ geleitet wird und oft eher den Anstrich eines Ordens oder Mysteriums als eines Klubs hat, da seine hohe und besondere Religion der Collegetreue zuweilen von ehrwürdigen Priestern und Theologen, zuweilen von wirbelnden und heulenden Derwischen vertreten wird. Es geht nicht an, daß man diese Züge und andre solcher Art außer acht läßt, nur weil man sie sich nicht vorstellen kann oder weil sie in Europa nicht existieren. Ohne sie kann man die amerikanischen Universitäten nicht verstehen, nicht, wie sie eingerichtet sind, warum sie so mächtig gedeihen und wie jede einzelne von ihnen eine so feste Stellung durch die liebevolle Unterstützung des Kreises der ihr Angehörigen erlangt hat. Dennoch wäre es ein gewaltiger Irrtum, wollte man aus all dem schließen, daß die Bestrebungen des intellektuellen Lebens ganz vom Sport und den Klubs und den studentischen Leibesübungen verschlungen werden.

Digitized by Google

Der Durchschnittsstudent arbeitet bei seinen Studien ebenso fleißig wie sein europäisches Gegenstück, und sicher regelmäßiger. Indessen studiert ein kleinerer Teil der amerikanischen Studierenden ein Spezialfach mit der Absicht, es zu seinem Lebensberuf zu machen, und daher ist ein Vergleich wertlos. Die Arbeitsleistungen in den chemischen, zoologischen, medizinischen Laboratorien und in den verschiedenen Zweigen der Technik sind tatsächlich dieselben wie in den deutschen Laboratorien. Die Leistungen älterer Studenten auf den Gebieten der Geschichte der Staatswissenschaft, der Philosophie, der Philologie unterscheiden sich im Grunde nicht voneinander. Der wirkliche und weitgehende Unterschied ist in der amerikanischen Fürsorge für die große Zahl der Studenten zu finden, die ihr Universitätsstudium als Hilfsmittel zur allgemeinen Bildung und ohne die Absicht, daraus ihren Lebensunterhalt zu ziehen, betrieben. Insbesondere an den älteren Universitäten des Ostens, wie Harvard, Yale und Princeton, gehört ein großer Teil der ordentlichen Studenten den wohlhabenden Kreisen oder sogar den reichen Klassen an, und diese Leute beabsichtigen nicht, ihre Hochschulbildung für einen Beruf als Lehrer oder Forscher oder eine amtliche Tätigkeit zu verwerten. Sie wollen sich schließlich einer geschäftlichen Tätigkeit und der Verwaltung ihres Vermögens widmen. Es wäre ein Glück, wenn unser politisches System solchen Männern eine bessere Aussicht für den Staatsdienst, als Gesetzgeber, Diplomaten oder Beamte, gewähren würde, als es dies jetzt tut. Es ist ein Mißstand, ja sogar eine Gefahr, daß dies nicht der Fall ist. Für diese große und wachsende Klasse, die Söhne der Reichen und der Gesellschaft, ist das ein schreiendes Bedürfnis, und ihre einzige Hilfe und Hoffnung ist bisher in den allgemeinen, d. h. nicht einem Fachstudium dienenden Vorlesungen dieser älteren Universitäten gefunden worden. Durch diese Arbeit, die sie tun, erweisen die Hochschulen der amerikanischen Republik in einer bedenklichen Krisis ihrer sozialen Entwicklung einen unschätzbaren Dienst. Sie leisten etwas, ja das einzige, was überhaupt geschieht, um in einer Anzahl dieser jungen Leute, die sonst hoffnungslos dem Mammon und dem Fleisch verfallen würden, Vorstellungen und Ideale eines edleren Lebens zu erwecken. Die besten Männer, die sich in der Welt des Geschäftslebens bei uns entwickelt haben, sind aus dieser Klasse gekommen. Unsre besten Männer im öffentlichen Leben und im juristischen Beruf sind ebenfalls auf diesem Wege gekommen. Sie stellen den bedeutendsten Beitrag der alten „allgemeinen Bildung“ des Bakkalaureats zur Wohlfahrt der Nation dar.

Niemand, der nicht Dinge wie diese in Betracht zieht, kann die Aufgabe richtig würdigen, die das amerikanische Leben den amerikanischen Universitäten zugewiesen hat, und nur dieser Aufgabe entsprechend und nicht nach irgendeiner internationalen oder sonstigen Norm für das, was eine Universität sein sollte, nehmen die amerikanischen Universitäten ihre Entwicklung.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Psychologie. Von August Messer. 13. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 7.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht ein Lehrbuch für Fachleute, sondern eine allen Gebildeten verständliche, anschaulich und fesselnd geschriebene Schilderung der psychologischen Probleme und die Versuche ihrer Lösung durch die Wissenschaft bietet der durch seine früheren Arbeiten bereits hochangesehene Gelehrte. Das Buch führt zunächst in großen Zügen das Werden der modernen Psychologie vor, die charakterisiert ist durch ihre empirische Richtung und die ausgedehnte Verwendung des experimentellen Verfahrens. In der systematischen Darstellung selbst aber bringt es allenthalben zur Geltung, daß eine sorgfältige Beschreibung der Bewußtseinstatsachen und eine Klärung der psychologischen Begriffe die Voraussetzung der experimentellen Untersuchung sein müsse. Die Hauptergebnisse dieser experimentellen Forschung werden in leichtfaßlicher Weise vorgeführt, dabei wird aber Wert darauf gelegt, Einblicke in die Fragestellungen und die mannigfachen Weisen des experimentellen Verfahrens zu vermitteln. Endlich werden auch die Beziehungen der Psychologie zur Philosophie, zu den Einzelwissenschaften und zum Leben berücksichtigt. So empfängt der Leser ein anschauliches und zuverlässiges Bild von dem heutigen Stande der psychologischen Forschung und von der Bedeutung, die ihr im Gesamtbereich der Wissenschaft zukommt. Er lernt klar erkennen, welch wichtige Elemente für den Aufbau einer geschlossenen Weltanschauung gerade die Psychologie enthält, und es wird ihm die Möglichkeit geboten, unter den vorhandenen Systemen und Theorien sich das anzueignen, was er als seinen eignen Ansichten und Ueberzeugungen am verwandtesten empfindet. Den Wert des Buches erhöht noch die ihm beigegebene, knapp gefaßte, aber überall das Wichtigste darbietende Bibliographie. So erfüllt auch Messers „Psychologie" aufs beste die ideale Aufgabe, die sich das große Sammelwerk, von dem sie einen selbständigen Teil bildet, gestellt hat: das Wissen und Schaffen der Gegenwart dem ernsthaft suchenden und prüfenden Gebildeten nahezubringen in einer Form, die das Tatsachenmaterial in geistigen Nährstoff für die Bildung der Persönlichkeit umwandelt.

Die Grundgesetze der Deszendenztheorie in ihrer Beziehung zum religiösen Standpunkt. Von Dr. Karl Camillo Schneider. Mit 73 Abb. Groß 8° (XXII u. 266 S. mit 2 Farbentafeln). M. 7.—; geb. in Leinwand M. 7.80. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Die „Grundgesetze" zerfallen in zwei Teile. Der erste besteht aus vier Vorträgen, nämlich über das Anlagen-, Substanz-, Anpassungs- und Abstammungsproblem. Der zweite Teil enthält ausschließlich Anmerkungen, die alle möglichen hineinspielenden Fragen zu beantworten suchen. Der Verfasser kommt bei der Durchgehung der Entwicklungstatsachen zu der Aufstellung von übergeordneten Prinzipien (Anlage, Vitalität, Entelechie, Tod, Bewußtsein), er hält also die Zurückführung der Lebensvorgänge auf untersuchbare, chemisch-physikalische Vorgänge für unmöglich. Um sich mit ihm darüber auseinanderzusetzen, bedürfte es eines zweiten Buches; freilich findet man auch schon in den bereits vorhandenen manche Widerlegung der Schneiderschen Ansichten. Wenn zum Beispiel der Verfasser sagt, das Aussterben der großen Flugechsen der Jurazeit sei auf natürliche Weise nicht erklärbar, so kann man ihm entgegenhalten, daß in einer Abkühlung des Klimas sehr wohl ein solcher Grund gefunden werden könne, da große Reptilien, die keine erhöhte Bluttemperatur besitzen, nur in bedeutender Wärme leben können. Wie in diesem Beispiel, so gelingt es auch in vielen andern dem Verfasser nicht, die natürliche Erklärungsweise zu widerlegen, die übrigens den Erkenntnissuchenden immer mehr befriedigen wird als unerforschbare Prinzipien, die doch im allgemeinen nur nichts erklärende Behauptungen sind, und die dadurch nichts Besseres leisten, daß sie Schneider mit einem ganzen System von Wortbildungen verknüpft; eine solche umständliche Nomenklatur wirkt vielmehr oft verwirrend. Immerhin ist das Buch lesenswert, denn es zeugt von gründlicher Arbeit und gutem Verstande, und jeder wird vieles an ihm lernen. K. Guenther.

Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Herausgegeben von Arnold Ruge. Band I: Logik. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Der erste Band dieser neuen Enzyklopädie, die der Hegelschen Enzyklopädie ein Bild des gegenwärtigen Philosophierens zur Seite stellen wird, bringt als grundlegende Disziplin die Lehre von den Denkformen. Be-

Digitized by Google

kannte Gelehrte wirken hier zusammen, über die Grenzen der Schulrichtung, der Sprache und der Nation hinaus: Windelband, Royce, Conturat, Croce, Enriques und Loskij. Was sie darlegen, ergibt natürlich keine sachliche oder architektonische Einheit, Hegels Gedankenbau vergleichbar, aber es enthält eine Einheit des Zeitgeistes, die uns wichtiger sein muß als die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Systeme. An dieser Werkgemeinschaft wird jeder seine Freude haben, der aus innerem Beruf heraus ernster philosophischer Arbeit geneigt ist. D.

Die Entstehung des Talmuds. Von Dr. S. Funk. Leipzig, Göschen. (127 S., 12°.) 80 Pfg.

Die uralte Tradition des talmudischen Stoffes will er daraus beweisen, daß schon in der Patriarchenzeit eine siebentägige Dauer bei Hochzeit und Trauer vorkommt. Als wenn es sich nicht um die Altertümlichkeit derjenigen Bestimmungen des Talmud handelte, die im Alten Testament nicht vorkommen oder ihm entgegengesetzt sind! Eine solche Neuerung, wie Hillels Einführung des Prosbol, wonach man eine Schuld auch noch hinter dem Sabbatjahr einfordern konnte, leitet er daraus ab, daß man wegen Deut. 15, 1—11 nicht mehr habe borgen wollen (S. 51), aber erwähnt nicht, daß durch diese neue Einrichtung das alte Gesetz umgangen wurde. Also ist das Buch mit wacher Kritik zu gebrauchen. Ed. König.

Krisis der Atome der modernen Physik. Reform der Naturwissenschaft. Von Professor Dr. Gustav Pésci. Verlag: Gustav Buzárovits in Esztergom (Ungarn). Gebunden M. 4.—.

Die beiden Teile, aus denen das Buch besteht: 1. „Newtons System und das neue physische System", 2. „Das neue Sonnensystem", bilden zusammen gewissermaßen eine „christliche Physik". Newtons drei Fundamentalgesetzen versucht der Verfasser definitiv den Garaus zu machen, und zwar im wesentlichen deswegen, damit „der kosmologische Gottesbeweis seine altbewährte und ursprüngliche Kraft wiedererhalte". Hauptsächlich liegt dem Verfasser daran, das Prinzip von der Konstanz der Energie zu widerlegen, da er in diesem die wissenschaftliche Grundlage des ihm verhaßten Materialismus sieht, den er übrigens erstaunlicherweise für identisch mit „Monismus" ansieht. Daß die „ungläubigen Biologen" gewisse „Waffen der Monisten, z. B. Darwinismus, Urzeugung, selbst für inhaltlose Hypothesen halten, wird diesen ungläubigen Biologen gewiß eine ganz erstaunliche Neuigkeit sein. Sollten sie es trotz der Versicherung des Herrn Pésci nicht glauben, so gehören sie offenbar eben nicht zu den „tüchtigen, von Gott berufenen Männern", zu denen der Verfasser sich übrigens mit ruhiger Sicherheit zählen darf, denn nur dann kann man ein der vorurteilsfreien Naturerforschung gewidmetes Buch so schließen, wie er es tut: „Die Naturwissenschaft ist befreit von dem Bleigewicht, das ihr im siebzehnten Jahrhundert an die Füße gehängt wurde; die Physik und die Astronomie können ungehindert und frei neue Wege betreten. Die Wahrheit von der Existenz des Allerhöchsten aber steht in ihrer uralten kraftvollen Klarheit wieder da. Ihm allein sei Lob und Ehre in alle Ewigkeit." E. Sc.

Adam Trabert. Historisch-literarische Erinnerungen. Kempten, Kösels Verlag. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

In vorliegendem Memoirenbuch, das schon 1887 so gut wie abgeschlossen war, berichtet der Nestor der katholischen Journalisten Oesterreichs über sein vielfach bewegtes Leben. Acht Jahrzehnte hindurch führt er seine Leser, während deren man ihn regsten Anteil an den politischen Ereignissen von 1848 bis 1870 nehmen und seine großdeutsche Gesinnung, sein starkes Rechtsgefühl leidenschaftlich zum Ausdruck bringen sieht.

Das Werk wird vor allem für Oesterreich (Wien), wo der Verfasser seine zweite, eigentliche Heimat gefunden hat, von Interesse sein und dort zahlreiche Freunde finden. O. B.

Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria. Novellen von Heinrich Eduard Jacob. Berlin, Erich Reiß. 178 S. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Etwas Traum- und Spukhaftes liegt in den Erzählungen dieses Erstlingswerkes, wenn man den Ausdruck Erzählungen überhaupt auf die hier gebotenen Skizzen anwenden darf. Meistens erschöpfen sie sich in der Zeichnung eines oder weniger Augenblicksbilder. Zu einem in sich geschlossenen Kunstwerk ist keine gediehen, aber die kraftvolle Art, die sich in manchen Einzelheiten bekundet, gibt Hoffnung auf Größeres. Daß der Verfasser auf eine edle Sprache Wert legt, ist löblich; bedauerlich ist, daß er dabei oft heftigen Prunk zu entfalten sucht, gelegentlich auch ein fehlerhaftes Deutsch schreibt. Br.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Artbauer, Otto Cesar, Die Fremdenlegion. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Baudissin, W. Graf von, Das goldene Buch der Sitte. Stuttgart, W. Spemann. Geb. M. 6.—.

Boehn, Max von, Die Mode im 17. Jahrhundert. München, F. Bruckmann A.-G. Brosch. M. 6.50, Pappband M. 8.—, Halbfranzband M. 9.—.

Borntraeger, Dr. J., Bewirkt die Geburtenbeschränkung eine Rassenverbesserung? Düsseldorf, L. Voß & Co. 60 Pf.

Clausius, Sabine, Des Kampfes wert. Roman. Dresden, Heinrich Minden. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Uebersetzt von Hanns Floerke. 1. Bd. München, Georg Müller.

Endres, F. C., Moltke. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Filek, Egid von, Mimis Versorgung. Roman. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Foster, Eduard P., Ru Ro. Outne of Universal Language. Marietta, Ohio, World-Speech Press. 50 Cents.

Görland, Dr. Albert, Die Idee des Schicksals in der Geschichte der Tragödie. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geb. M. 3.—.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Georg von Hertling. Festschrift. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Geh. M. 25.—, geb. M. 28.—.

Hatschek, Julius, Englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria. München, R. Oldenbourg. Geh. M. 18.—, geb. M. 19.—.

Hegendorf, Der Terragraph. Ein Hilfsmittel zur Beobachtung und Erforschung der intimen Lebensvorgänge frei lebender Tiere. Leipzig, Theod. Thomas Verlag. M. 2.—.

Heiß, Hanns, Balzac. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Heitmüller, W., Jesus. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Jensen, Thit, Mona Roß. Roman aus dem heutigen Island. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Kotzde, Wilhelm, Wilhelm Drömers Siegesgang. Berlin, Martin Warneck. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kraze, Friede H., Die Sendung des Christoph Frei. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. M. 3.—.

Lanzalone, Giovanni, Il Cùculo. Versi. Salerno, Stab. Tip. Fratelli Jovane.

Loening, E., Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 1.25.

Maartens, Maarten, Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. Bonn, Albert Ahn Verlag. M. 5.—.

Meinecke, Frdr., Historische Zeitschrift. 111. Bd. 3. Folge. Heft 3. München, R. Oldenbourg.

Meusel, Friedrich, Friedrich August Ludwig von der Marwitz. I. Bd.: Lebensbeschreibung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.

Rostitz-Rieneck, Robert von, Graf Paul von Hoensbroechs Flucht aus Kirche und Orden, was er verließ und verlor. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Ostland. Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Lissa i. P., Oskar Eulitz Verlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Röhrig, Karl, Helden. Gedichte. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Rung, Otto. Die lange Nacht. Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Stern, Alfred, Geschichte Europas von 1815 bis 1830 in 2 Bänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Bd. I geh. M. 12.50, geb. M. 15.—. Bd. II geh. M. 11.—, geb. M. 13.50.

Stilgebauer, Edward, Harry (Heinrich Heine). Roman. Konstanz, Reuß & Itta. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Ullrich, Heinrich, Untererthal. Kulturhistorische Studie über eine Siedlung des Saalgaues. Würzburg, Franz Staudenraus.

Vermeil, Edmond, Le „Simsone Grisaldo" de F. M. Klinger. Paris, Librairie Felix Alan. Fr. 7.50.

Weber, Batty, Fenn Kaß. Der Roman eines Erlösten. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Wiegler, Paul, Geschichte der Weltliteratur. Berlin, Ullstein & Co.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Das Prävenire

Von

General der Infanterie v. Goßler

Dem Gegner mit dem Angriff zuvorkommen, das Prävenire spielen, dieser mit einem Ueberfall zusammenhängende Angriff hat Friedrich dem Großen zweimal die erheblichsten Vorteile verschafft, in den Jahren 1740 und 1756. Damals waren die Mobilmachung und der auf erst zu errichtenden Magazinen sich stützende und nur durch Fußmarsch zu vollziehende Aufmarsch noch überaus schwerfällig. Wer unbemerkt hiermit früher anfing, der erwarb sich eine große strategische Ueberlegenheit über den Gegner. Friedrich der Große betrat im Jahre 1740 Schlesien beinahe zu gleicher Zeit, wie seine Kriegserklärung in Wien eintraf. Mit den Sachsen befand er sich im Jahre 1756 eigentlich im Frieden, als er angriff. Der große König hat in seiner Geschichte der Schlesischen Kriege diese seine Handlungsweise nicht als die normale bezeichnet, sondern sie ausdrücklich als eine Ausnahme dargestellt und sie durch die Umstände erzwungen bezeichnet, wenn er nicht im Jahre 1740 eine Fehloperation machen und im Jahre 1756 seinem Untergange hätte entgegengehen sollen. Später ist dies Prävenire spielen zu Lande kaum mehr zur Anwendung gekommen. In dem Napoleonischen Zeitalter paßte jeder auf den andern genau auf. Clausewitz schreibt, daß das Anlegen von Magazinen, das Zusammenziehen von Truppen heimlich gar nicht mehr zu machen war; er hielt von einer strategischen Ueberrumpelung wenig. Der Ueberfall, den Napoleon I. Mitte Juni 1815 machte, war eine Handlung im Rahmen der strategischen Operation und hatte mit einem Zuvorkommen in Mobilmachung und Aufmarsch nichts zu tun. Im Jahre 1870 wollten die Franzosen früher fertig sein und überraschend angreifen; die Absicht mißlang aus bekannten Gründen.

Anders liegen die Verhältnisse zur See; sie sind heute noch dieselben wie im Jahre 1807, als die englische Flotte die dänische Seemacht im Hafen von Kopenhagen vernichtete. Das Angriffsobjekt als Flotte ist, wenn sie sich nicht sichert oder in einem befestigten Hafen liegt, leicht erreichbar und durch einen überlegenen Gegner sogleich in seiner Totalität zerstörbar. Das erfuhr überraschend im Jahre 1827 die ägyptisch-türkische Flotte bei Navarin infolge des Angriffs der vereinigten englisch-französisch-russischen Kriegsschiffe. — Das neueste

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

und überzeugendste Beispiel ist der Ueberfall der russischen Flotte im Februar 1904 durch die Japaner. An demselben Tage, an welchem der Gesandte Japans Petersburg verließ, fuhr die Flotte von den Nipponinseln ab und überraschte durch einen Torpedoangriff die nichtsahnende Besatzung der russischen Schiffe. Aehnliche Fälle kann auch die Zukunft aufweisen.

Auf dem Kontinent von Europa, auf dem Festlande sind in modernen Zeiten Ueberraschungen ausgeschlossen. Die Mobilmachung der einen Partei wird sofort durch die Mobilmachung der andern beantwortet; Zeitunterschiede werden sich höchstens nach Stunden berechnen lassen. Dauert bei einer Partei die Mobilmachung programmäßig, wie z. B. in Rußland, länger als in den Nachbarstaaten, wird der Aufmarsch weiter zurückverlegt werden, um so mehr, als Rußland ein unbegrenztes Hinterland hat. Dasselbe hat der Feldmarschall Graf Moltke im Juli 1870 auch getan, als Frankreich mit einem vorzeitigen Angriff drohte. Friedrich der Große zog 1740 in ein unbesetztes Schlesien ein, 1756 in ein schwach verteidigtes Sachsen. Heutzutage liegen die Verhältnisse an der deutschen West- und Ostgrenze anders, auf der einen Seite eine Festungslinie des Feindes, auf der andern Seite ein unbegrenzter Raum, der eine rasche Entscheidung verbietet.

Clausewitz hält die Verteidigung für stärker als den Angriff. Moltke hat im Vormarsch durch die Pfalz zweimal den Aufmarsch zur Defensive ins Auge gefaßt, um dann später zum Angriff überzugehen.

Sämtliche Kontinentalmächte sind infolge ihrer Mobilmachungsvorbereitungen für den Krieg gerüstet. Von einem besonderen Vorsprung des Gegners, von einem Prävenirespielen kann schwerlich die Rede sein; die Zeit des großen strategischen Ueberfalles ist vorüber. Der Ausfall der Grenzschlachten wird entscheiden, wie der Feldzug weiter zu führen ist. Es ist zu erwarten, daß bei den Massen, die heutzutage auftreten, das erste große Ringen sich frontal gestalten wird. Nächst der Führung wird der innere Gehalt der Armee den Ausschlag geben; dieser Gehalt hängt von der Disziplin und der Ausbildung, von der körperlichen Leistungsfähigkeit und der idealen Stimmung der Volksseele ab. Man braucht nur an Deutschland 1870 und an Japan 1904 zu denken.

Ausbildung und Disziplin liegen in Deutschland in der bewährten Hand der Heeresleitung, auf weite Kreise erstreckt sich die Sorge für die körperliche Heranbildung der Jugend und die Pflege eines patriotischen Idealismus. In diesen vier Eigenschaften das Prävenire zu spielen und sie sich zu erhalten, wird die Aufgabe eines jeden guten Deutschen sein.

Digitized by Google

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

II

Regnier und Marschall Bazaine

Bei seiner Ankunft in Corny am 23. September gegen 4 Uhr nachmittags wurde Herr Regnier zum Prinzen Friedrich Karl geführt.

Zu dieser Stunde hatte der Prinz die Gewißheit, daß er die Festung nehmen und die französische Armee zur Kapitulation zwingen werde. Es war nur noch eine Frage der Zeit. Er hatte in einigen Ende August aufgefangenen Briefen gelesen, daß sich die Armee in Metz in Sicherheit und in der erwünschtesten Lage befinde, und daß sie dort in aller Ruhe den Angriff der Deutschen oder eine von außenher zu ihrem Entsatz geschickte Armee abwarten könne.

Am 10. September bestätigte ein Schreiben des Generals Jarras, das ebenfalls von den Streifreitern des Prinzen aufgefangen worden war, diese Annahmen: Man rechnete in Metz darauf, daß die vereinigten Streitkräfte Frankreichs zur Befreiung der belagerten Armee herankommen würden. So sprach sich der Chef des Generalstabes aus.

Die Zuversicht des Prinzen war seitdem noch stärker geworden, und am vorvorigen Tage, dem 21. September, hatte er in sein Notizbuch geschrieben: „Ich bin des Erfolges sicher. Kommt Bazaine durch, so wird er verfolgt werden, und am zweiten oder dritten Tage wird es ihm an Munition fehlen; dann wird er erdrückt werden und kapitulieren."

Seiner Beute sicher, wollte er nicht, daß sie ihm entwische, und er fürchtete nichts so sehr, wie die Eröffnung von Verhandlungen, die zum Frieden führen konnten. Das war seine Empfindung, als Herr v. Bismarck ihn am 21. September telegraphisch ersuchte, Herrn Regnier nach Metz hineinzulassen.

Herr Regnier, der seit sechsunddreißig Stunden erwartet wurde, stellte sich im deutschen Hauptquartier als Vertreter des englischen Roten Kreuzes vor, der entsandt sei, um den zahlreichen in Metz befindlichen Kranken und Verwundeten Hilfe zu bringen.

„Das können Sie andern Leuten vormachen," sagte der Prinz zu ihm, „aber mit mir sprechen Sie offen. Graf Bismarck hat mir Ihren Wunsch mitgeteilt und hat es mir überlassen, zu entscheiden, ob es angebracht ist, ihn zu erfüllen oder nicht." Herr Regnier, der den Prinzen nicht sehr gut gestimmt fand, legte kurz seine Pläne dar und fragte, ob nicht ein Telegramm für ihn eingelaufen sei. Der Prinz verneinte dies, richtete eine oder zwei Fragen an ihn und erlaubte ihm, in die Festung hineinzugehen.

Der Rittmeister Freiherr v. Willisen vom 1. brandenburgischen Ulanenregiment Kaiser Alexander II., Kommandant des Hauptquartiers des Prinzen, war im Be-

Digitized by Google

griff, sich in der Richtung nach Moulins zu den Vorposten zu begeben, um eine an den Marschall Bazaine gerichtete Depesche dorthin zu bringen; er erbot sich, ihn in seinem Wagen mitzunehmen, was Herr Regnier akzeptierte.

Eine Stunde später übergab Herr v. Willisen dem Offizier, der die deutschen Feldwachen befehligte, die Depesche, deren Träger er war, und bat ihn, sie den Franzosen zu übermitteln und ihnen zugleich seinen Begleiter zuzuführen.

Wir wissen, wie Herr Regnier in die französischen Linien eingelassen und nach Ban St. Martin zum Marschall Bazaine geführt wurde.

In dem Zustand der Isolierung, in dem sich Metz befand, war die unvermutete Ankunft eines Unbekannten, der vom Himmel gefallen zu sein schien, ein bedeutungsvolles Ereignis, das in auffallender Weise die Einförmigkeit des täglichen Lebens unterbrach. Um so mehr, als nur eine wichtige, mit weitgehenden Vollmachten ausgestattete Persönlichkeit durch die bisher hermetisch geschlossenen deutschen Linien hatte hindurchgelangen und sich vom Feinde bis in das französische Lager führen lassen können.

Wie gleichgültig Marschall Bazaine auch war, so wurde doch seine Neugierde geweckt, und ein Hoffnungsschimmer stieg in ihm auf, als ihm der Unbekannte gemeldet wurde. Vielleicht brachte dieser ihm das Mittel, dem Unheil zu entrinnen, dem er entgegenglitt.

Er wußte nicht, was er tun sollte. Er hätte gerne unterhandelt, aber Prinz Friedrich Karl verhielt sich ablehnend gegen seine Annäherungsversuche und wollte den Adjutanten und besonderen Vertrauensmann des Marschalls nicht empfangen — und dann, in wessen Namen sollte er unterhandeln? Er wußte nicht, ob die neue Regierung einige Aussicht auf längeren Bestand hatte und ob das Kaiserreich nicht wiederkommen würde.

Jetzt sollte er nach Wunsch aufgeklärt werden. Mit freudestrahlendem Gesicht erhob er sich von dem Diwan, auf dem er, seine Zigarre rauchend, geruht hatte, und begab sich in sein Kabinett.

Herr Regnier stellte sich in einer Weise vor, daß er den Glauben erweckte — ohne es jedoch direkt auszusprechen —, daß er im Auftrag der Kaiserin und des Herrn v. Bismarck komme.

Marschall Bazaine seinerseits war nur allzusehr geneigt, Herrn Regnier zu glauben und ihm die Vertrauenswürdigkeit zuzuerkennen, die er für sich in Anspruch nahm. Da er wußte, daß er der Kapitulation entgegenging, wenn nicht der Friede kam und den Feindseligkeiten ein Ende machte, ehe er seine Lebensmittel erschöpft hatte, so betrachtete er die Eröffnung der Unterhandlungen als den letzten Rettungsbalken, und alle Abende sagte er, wenn er sich in sein Zimmer zurückzog, zu seinen Neffen: „Na, wer weiß, ob nicht der morgige Tag uns die Nachricht bringen wird, daß Frieden geschlossen wird."

So schenkte denn der Marschall, der gewöhnlich sehr bemüht war, seine Gedanken zu verbergen, Herrn Regnier sein Vertrauen, ohne nach seinen Vollmachten zu fragen, ohne irgendeine Garantie von ihm zu verlangen, ohne selbst seine Identität festzustellen, unterhielt sich in offenherziger Weise mit ihm und

Digitized by Google

weihte ihn in seine geheimsten Pläne ein, die er seinen Unterführern verheimlichte.

Zuerst zeigte Herr Regnier den vom Grafen Bismarck unterzeichneten Passierschein vor und das Autograph, das, wie er sagte, die Kaiserin ihrem Sohn erlaubt habe ihm zu geben; obwohl dies vollkommen unrichtig war, so glaubte er doch, wenn er sich so ausdrückte, die Wahrheit zu sagen.

Diese Erklärung genügte nach seiner Behauptung, „um bei dem Marschall den Glauben zu erwecken, daß er, wie selbst Herr v. Bismarck angenommen hatte, ein Vermittler zwischen der Kaiserin und dem Kaiser sei".

Nachdem Herr Regnier sich in dieser Weise bei dem Marschall eingeführt hatte, legte er den Zweck seiner Mission dar: Der Friede sei eine unmittelbare Notwendigkeit. Herr v. Bismarck sei geneigt, ihn zu unterzeichnen. Er habe bis auf diesen Tag eine Antwort auf seine nach der Schlacht von Sedan gemachten Vorschläge erwartet. Weil er keine bekam, habe er Herrn Jules Favre eine Unterredung gewährt, aber es handle sich zwischen ihnen um einen rein militärischen Waffenstillstand und sie hätten über die politische Frage nicht verhandeln können. Im Laufe ihres Gespräches habe Herr J. Favre erklärt, daß er der Metzer Armee sicher sei, und um sich darüber zu vergewissern, sei er, Regnier, gekommen.

„Die Armee steht Herrn Jules Favre nicht zur Verfügung," antwortete der Marschall. Vor einigen Tagen erst habe er Gelegenheit gehabt, die Ansichten der Generäle kennen zu lernen. Alle hätten ein vollkommenes Vertrauen zu ihm. Nach ihrer wie seiner Meinung habe Herr Jules Favre das Gegenteil der Wahrheit gesagt.

Der Marschall drückte sodann sein Bedauern aus, „das Land im Schlepptau einer Handvoll Abenteurer zu sehen, die das Unglück des Vaterlandes zu einem Trittbrett für ihren Ehrgeiz machen möchten".

„Was immer die zukünftigen Kombinationen sein mögen," fuhr er fort, „die Metzer Armee darf nicht außerhalb der Vereinbarungen bleiben, da sie die einzige Macht darstellt, auf die man sich wird stützen können, aber wenn man wartet, wird sie aufgehört haben zu bestehen."

Sodann gestand er, jede Zurückhaltung aufgebend, daß sich sein Widerstand nicht über den 18. Oktober hinaus würde erstrecken können. Es sei also unbedingt notwendig, augenblicklich Verhandlungen einzuleiten.

„Angesichts dieser heute bedenklichen, morgen verzweifelten Lage," antwortete Regnier, „muß man den von Herrn v. Bismarck kundgegebenen Wunsch, zu verhandeln, benützen, um bessere Bedingungen zu erzielen, ihm nicht nur die Wahrheit verbergen, sondern ihn an eine unbegrenzte Verlängerung der Verteidigung glauben machen." Man müßte die alten Kammern auf neutralem Gebiete versammeln. Die Kaiserin müßte ebenfalls dorthin kommen und, von ihnen bevollmächtigt, den Frieden unterzeichnen. Aber vorher sei es unumgänglich notwendig, „die Armee zur Verfügung zu haben, die mit Zustimmung der Deutschen Metz verlassen müßte, um die Versammlungen und die Regentin zu

Digitized by Google

beschützen und die Ausführung der Vertragsbestimmungen zu sichern. So würde die Armee von Metz dem Schicksal derjenigen von Sedan entgehen und dem Lande den Frieden wiedergeben."

Der Marschall ließ den General Boyer rufen und ersuchte ihn um die Abschrift seiner Briefe an den Prinzen Friedrich Karl und die Antworten. — Es ist hervorzuheben, daß Herr Regnier die einzige Persönlichkeit ist, die jemals diese von dem Marschall vor aller Welt verborgen gehaltene und später vernichtete Korrespondenz gesehen hat.

Im ersten dieser Briefe bat der Marschall um Auskünfte über die Ereignisse; im zweiten legte er dem Prinzen dar, daß Herr v. Bismarck in dem Communiqué von Reims erklärt habe, nur einzig und allein mit dem Kaiser Napoleon III. oder seinem Vertreter verhandeln zu wollen, und daß er dennoch Herrn Jules Favre soeben eine Unterredung gewährt habe, und er bat den Prinzen, ihm zu sagen, wie der zwischen der Erklärung und der Handlungsweise des Kanzlers bestehende Widerspruch zu verstehen sei. Er bat auch, den General Boyer zum König nach Ferrières schicken zu dürfen, und sprach den Wunsch aus, daß, gleichviel, mit welcher der Regierungen Deutschland verhandeln würde, es als selbstverständlich angesehen werde, daß der Oberbefehlshaber der Metzer Armee an den Verhandlungen beteiligt sein müsse.

Herr Regnier betonte die Dringlichkeit eines Entschlusses.

Er schlug dem Marschall vor, er wolle zurückkehren, um Herrn v. Bismarck Vorschläge zu machen, und fragte ihn, welches „die äußerste Grenze der Bedingungen wäre, die er annehmen würde, um sie dem Kanzler bezeichnen zu können".

„Der Friede," antwortete der Marschall, „ist durchaus ratsam. Die Rheinarmee ist imstande, das Land gegen seine eignen Ausschreitungen zu schützen, kann aber ihre Freiheit nur erlangen, wenn sie mit kriegerischen Ehren, d. h. mit Waffen und Bagagen, abzieht. Metz steht in jedem Fall außerhalb der Frage. Es hat einen vom Kaiser ernannten Gouverneur. Seit Sedan habe ich den Frieden für einen ungeheuren Gewinn gehalten."

Herr Regnier versprach eine Antwort innerhalb sechs Tagen, und als er den Marschall bat, seine Unterschrift neben die des Prinzen auf dessen Photographie zu setzen, damit Herr v. Bismarck sähe, daß er, Regnier, im Namen des Marschalls spräche, erfüllte dieser den Wunsch mit den Worten: „Ich fürchte mich nicht, das zu unterschreiben, was ich ausspreche. Ob in sechs Tagen oder in zwei Monaten, gesagt ist gesagt."

Als Regnier noch bat, ein Verständigungsmittel zu vereinbaren, holte General Boyer die Verordnung über den Festungsdienst, die er seit fünfundzwanzig Jahren besaß, und man kam überein, jedem Wort der Seite 36 eine bestimmte Bedeutung zu geben. Der Marschall schrieb sodann einen Brief an seine Frau, in dem er den Auftrag erklärte, mit dem er Herrn Regnier betraut hatte, und übergab ihn diesem.

Da alles geregelt schien, lud der Marschall, der fand, daß es schon spät

Digitized by Google

sei — es schlug 11 Uhr — seinen Gast zum Abendessen ein und bot ihm ein Nachtquartier bei sich an.

Herr Regnier, der vor Eitelkeit fast platzte und gern mit seinen Beziehungen zum Prinzen Friedrich Karl Staat machen wollte, lehnte ab, indem er sagte, er ziehe die gute Ochsenfleischbrühe des Prinzen der schlechten Pferdesuppe von Metz vor; übrigens habe er keine Stunde zu verlieren, da jede Minute, die verstriche, Frankreich bedeutende Summen koste.

Auf seine Ablehnung hin reichte ihm der Marschall die Hand, und man trennte sich.

Hauptmann Garcin war im Billardzimmer geblieben und plauderte mit den Neffen des Marschalls. Seit dem mexikanischen Feldzug, den er im Stabe ihres Onkels mitgemacht hatte, war er mit ihnen befreundet.

„Was ist denn das für ein Vogel, den Sie da bringen?" fragten die beiden jungen Leutnants.

„Ich weiß von nichts," antwortete der Hauptmann, „aber ich habe noch niemals einen solchen Schwätzer gesehen, der so weitschweifig und unzusammenhängend redet. Ich konnte ihn nicht zum Schweigen bringen: es war ein einziger Strom von Worten, der von der Villa Hennocque bis hierher aus seinem Munde kam, und ich habe nichts verstanden von dem, was er sagte."

Der Marschall rief den Hauptmann zu sich und befahl ihm, Herrn Regnier direkt wieder zu den Vorposten von Moulins zu führen, damit er sie passieren und noch in der Nacht zu den Deutschen gelangen könne.

Hauptmann Garcin brach rasch mit ihm auf, und gegen 1 Uhr übergab er seinen Begleiter dem Major Arnous-Rivière. Obwohl es dem Freischarenführer nicht gerade darum zu tun war, wieder aufzustehen, ließ er sich angesichts der Reden des Herrn Regnier, der seine gewohnten Sprüche machte: „Ich bin mit einer diplomatischen Mission von höchster Wichtigkeit betraut ... jede Stunde Verspätung verursacht einen Verlust von mehreren Millionen" usw., sich doch dazu herbei, ihn fortzubringen, die Straße von Moulins nach Ars mit ihm einzuschlagen und Halbappelle blasen zu lassen, aber statt aller Antwort schickten die Deutschen einen Geschoßregen in der Richtung der Trompetensignale, und Herr Regnier, der sich nicht gern totschießen lassen wollte, willigte ein, umzukehren.

Nach den Aussagen des Majors Arnous-Rivière war Regnier die ganze Nacht hindurch unausstehlich, er schlief nicht und ging gestikulierend auf und ab, oder er schrieb, während er ganz laut vor sich hin sprach.

Als es Tag wurde, konnte man ihn zu den deutschen Linien bringen. Dort angekommen, äußerte er den Wunsch, sich direkt nach Versailles zu begeben, aber Prinz Friedrich Karl hatte den Befehl erteilt, daß er zu ihm geführt werde.

Trotz allem, was er einwenden mochte, mußte er ein Pferd besteigen, was ihm etwas ziemlich Ungewohntes war, und er kam in einem erbärmlichen Zustand im Schloß von Corny an.

Vor den Prinzen geführt, erklärte er, daß die politische Frage der militärischen vorgehen müsse, dann sagte er halb lachend, halb ernsthaft:

Digitized by Google

„Sie werden über 120000 Mann verfügen können. Der Marschall ist bereit, sich mit seiner Armee zurückzuziehen und die Waffen von jetzt an bis zum Ende des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu erheben. Die Festung Metz wird ihre Verteidigung nur mit ihrer Garnison fortsetzen."

„Ohne die Festung wird nichts zustande kommen," erwiderte der Prinz und zeigte Herrn Regnier sodann zwei Telegramme, von denen das erste ihm den Abbruch der Verhandlungen mit Herrn Jules Favre meldete, das zweite ihm die Vollmacht erteilte, nach seiner Wahl den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki aus der Festung zu lassen.

Diese Vollmacht war nicht nach dem Geschmack des Prinzen Friedrich Karl, und um sie einzuschränken, erklärte er, daß jeder, der Metz verlasse, nicht mehr dahin zurückkehren könne. Doch Herr Regnier schenkte dieser Einschränkung gar keine Beachtung. Die einem der höchsten Führer der Armee erteilte Erlaubnis, die Festung zu verlassen, bereitete ihm helle Freude, und er dachte darüber nach, wie er seine Pläne ändern sollte. Statt sich sogleich zu Herrn v. Bismarck zu begeben, wollte er wieder nach Metz gehen, um sich mit demjenigen der beiden Generale zu verständigen, der von der erteilten Erlaubnis Gebrauch machen würde. Es hatte auch keinen Zweck mehr, nach Wilhelmshöhe zum Kaiser zu gehen: er hoffte — und das war die Ursache seiner Befriedigung —, daß der General, der herauskäme, „da er mit den Absichten des Marschalls Bazaine vertraut, sozusagen sein zweites Selbst sei", dort Erfolg haben würde, wo er, Regnier, gescheitert war, und die Kaiserin-Regentin für seine Ideen gewinnen würde. Wenn dann Ihre Majestät bereit wäre, den Frieden zu unterzeichnen, würde alles leicht zu machen sein.

Vor allem aber mußte dafür gesorgt werden, daß Marschall Canrobert oder General Bourbaki inkognito die Festung verlassen konnte. General v. Stiehle, der bei der Unterredung anwesend war, erinnerte daran, daß er am vorigen Tage dem Marschall Bazaine einen Brief von der luxemburgischen Regierung geschickt hatte, in dem um die Rücksendung von sieben in Metz eingeschlossenen Aerzten des Großherzogtums in ihre Heimat gebeten wurde. Marschall Bazaine habe sie bisher nicht fortlassen wollen; wenn er jetzt einwillige, könnte der mit der Mission beauftragte General mit ihnen passieren.

Es wurde ausgemacht, daß Herr Regnier diesen Plan dem Marschall Bazaine in Vorschlag bringen sollte, und Rittmeister v. Willisen führte ihn, wie am Tage vorher, zu den Vorposten; er sollte den ganzen Tag auf die luxemburgischen Aerzte und den französischen General, der bereit sein würde, die Festung zu verlassen, warten.

Um 11 Uhr wurde die Vorpostenlinie überschritten.

Gemäß den besonderen Befehlen, die dem Major Arnous-Rivière am 19. September erteilt worden waren, führte er den „Agenten", wie er Herrn Regnier nannte, direkt nach Ban St. Martin.

Obwohl Marschall Bazaine Herrn Regnier auf dem Wege nach Ferrières glaubte, schien er doch nicht erstaunt zu sein, ihn wiederzusehen, und in einigen Minuten erhielt er die Erklärung für sein Wiederkommen. Er wußte schon durch

Digitized by Google

den an Herrn v. Bismarck gerichteten Brief, den Regnier ihn am vorhergegangenen Abend hatte lesen lassen, daß für den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki die Erlaubnis, sich zur Kaiserin zu begeben, erbeten worden war, und als er erfuhr, daß die Antwort des Kanzlers auf das an ihn gerichtete Gesuch günstig lautete, erklärte Marschall Bazaine, daß er Herrn Regnier mit den beiden Generalen allein lassen würde, um mit ihnen über die Lage zu sprechen und sie zu überreden, seine Ideen bei der Kaiserin zur Geltung zu bringen.

Bei dem Marschall Bazaine verbarg sich unter dieser gespielten Gleichgültigkeit der lebhafte Wunsch, daß der eine seiner beiden Unterführer die Mission übernehmen möchte, aber er wollte gern, daß sie sich ohne sein Zutun entschlössen, damit er sagen könnte, daß er in keiner Weise versucht habe, sie zu beeinflussen, und daß sie ganz nach ihrem eignen Ermessen gehandelt hätten.

Als Herr Regnier ihm von seinen Plänen Mitteilung gemacht hatte, rief der Marschall sofort den General Boyer, um die Ausführung des neuen Planes vorzubereiten.

Im Gegensatze zu seinem früheren Standpunkt entschloß er sich, dem Rat Regniers zu folgen und den luxemburgischen Aerzten freien Abzug zu gewähren. Er beauftragte den General Boyer, es dem General Coffinières zu schreiben:

„Ban Saint-Martin, den 24. September 1870.

Kabinett des Marschalls und Oberkommandierenden.

Herr General!

Der Marschall beauftragt mich, mir die Ehre zu geben, Ihnen den beigefügten Brief zu senden, den er Sie bitten läßt, den aus Luxemburg gekommenen Herren Mitgliedern der Internationale mitzuteilen, die den Wunsch geäußert haben, in ihre Heimat zurückzukehren.

Der Marschall bittet Sie zugleich, ihm einen dieser Herren zu schicken, um mit ihm ihre Rückkehr zu besprechen, der er sich in keiner Weise zu widersetzen beabsichtigt.

Genehmigen Sie usw. Napoléon Boyer."

Eine Stunde später erhielt der Marschall folgende telegraphische Antwort:

Metz, den 24. September, 2 Uhr 10 nachmittags.

General Coffinières an den Marschall Bazaine:

„Ich habe soeben eines der Mitglieder der luxemburgischen Internationale Ihrer Depesche entsprechend zu Ihnen geschickt."

Marschall Bazaine hatte es eilig, den Marschall Canrobert zu sprechen, daher überließ er es dem General Boyer, den luxemburgischen Arzt Dr. Hederscheid zu empfangen und Herrn Regnier zu überwachen, gegen den er nicht ganz frei von Mißtrauen war, bestieg sein Pferd und ritt in das Hauptquartier Canroberts nach Le Sansonnet; zugleich schickte er einen seiner Neffen fort, um den General Bourbaki zu holen.

Digitized by Google

Während der Abwesenheit des Marschalls ging Herr Regnier im Garten der Villa Herbin spazieren, streckte sich auf einer Bank aus und schlief ein. Nach einem guten Schlaf kam er wieder zum General Boyer und plauderte mit ihm.

Marschall Canrobert befand sich nicht in Le Sansonnet, als Marschall Bazaine dort erschien; er hatte Sanierungsarbeiten anbefohlen; die Zelttücher sollten gewaschen, Räucherungen vorgenommen und die Lagerplätze verändert werden.

Da er Wert darauf legte, sich der Ausführung seiner Vorschriften zu versichern, durchstreifte er die Biwaks und versammelte ab und zu Gruppen von Soldaten, um ihnen in wenigen Worten die Nützlichkeit dieser im Interesse ihrer Gesundheit anbefohlenen Arbeiten zu erklären.

Marschall Bazaine schien unzufrieden zu sein, daß er seinen Unterführer nicht fand. Nach kurzer Ueberlegung beauftragte er den Offizier, der ihn begleitete, auf die Suche nach ihm zu gehen, um ihm ein Billett zu übergeben, in dem er ihn aufforderte, sogleich nach Ban St. Martin zu kommen, und ritt selbst dahin zurück. Sein Neffe war bereits wieder dorthin zurückgekehrt, und zwar ebenfalls unverrichteter Dinge, da er den General Bourbaki nicht gefunden hatte.

Verstimmt darüber, daß weder der eine noch der andre seiner beiden Unterführer zur Stelle war, telegraphierte ihnen Marschall Bazaine: „Sind Sie in Ihrem Hauptquartier, haben Sie mein Billett erhalten? Ich erwarte Sie."

Gegen 4 Uhr erreichte der nach dem Marschall Canrobert ausgeschickte Offizier den letzteren in der Nähe von Woippy: „Herr Marschall," sagte er zu ihm, „der Herr Oberkommandierende hat sich nach Ihrem Hauptquartier begeben und war ärgerlich, Sie dort nicht zu finden, er wünscht Sie sogleich zu sprechen."

Marschall Canrobert begab sich nach Ban St. Martin, stieg vom Pferde, und während einer der Reiter von seiner Eskorte am Gitter, das den Hof vom Garten trennte, sein Pferd festband, stieg er die Freitreppe hinauf. Marschall Bazaine, der ihn bemerkt hatte, ging ihm entgegen und empfing ihn mit den Worten: „Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet."

„Es lag nicht in meiner Macht, früher zu kommen," erwiderte Marschall Canrobert.

Dann nahm der Oberkommandierende seinen Unterführer am Arm und führte ihn in eine Allee von Fliederbüschen, die an diesem herrlichen Herbstnachmittag ein entzückendes Bild bot. Bei einer grüngestrichenen Bank angekommen, von der aus man auf ein Bassin sah, in dessen Mitte sich eine Gruppe von Meergottheiten erhob, lud Marschall Bazaine den Marschall Canrobert ein, sich zu setzen, und nahm ebenfalls Platz. „Kennen Sie Herrn Regnier?" fragte er ihn, „er ist ein höherer Beamter vom Hofstaat der Kaiserin."

Marschall Canrobert dachte nach:

„Herrn Regnier? ... Nein, den ich kenne nicht. Ich kenne viele Regniers, aber ich weiß nicht, ob sie Beamte bei der Kaiserin sind ... Nein, ich kenne ihn nicht. Aber warum diese Frage?"

Digitized by Google

„Ich will es Ihnen sagen. Die Kaiserin hat diesen höheren Beamten beauftragt, mich zu bitten, einen Armeekorpskommandeur zu ihr zu schicken. Würde es Ihnen passen, hinzugehen?"

„Verlangt die Kaiserin ausdrücklich mich, hat sie mich mit Namen genannt?"

„Nein, das nicht."

„In diesem Fall wird mich kein Grund veranlassen, ein Armeekorpskommando abzugeben. Wenn die Kaiserin mich speziell verlangt hätte, wäre ich bereit gewesen, aber da das nicht der Fall ist, lehne ich ab. Ich bin unter Verhältnissen zu dieser Armee gekommen, die Sie kennen: meine Soldaten stehen in der ersten Linie. Ich kann sie nicht verlassen. Ich lehne ab."

Seitdem hat Marschall Canrobert, wenn er über diesen Zwischenfall gefragt wurde, immer geantwortet: „Ich muß mit der Gewissenhaftigkeit eines ehrlichen Mannes gestehen, daß, wenn Ihre Majestät mich gewünscht hätte, ich gegangen wäre."

Marschall Bazaine fragte sodann den Marschall Canrobert: „Glauben Sie, daß vielleicht Bourbaki hingehen wird?"

„Mein Gott, ich weiß nicht, was Bourbaki tun wird. Obwohl er mein Freund ist, kann ich doch seine Gedanken nicht erraten. Er ist jünger als ich, er ist Adjutant des Kaisers, er befehligt die Garde, die in zweiter Linie steht, er hätte also mehr Gründe fortzugehen als ich. Aber ich wiederhole Ihnen, ich kann Ihnen nicht sagen, was er tun wird."

Marschall Bazaine sprach nicht weiter davon, erhob sich, faßte wieder den Marschall Canrobert unterm Arm und ging mit ihm in sein Kabinett.

Ein „Mann in Grau" befand sich hier. „Ich bin der Herr Regnier," sagte der Mann in vertraulichem Tone und mit der Ungezwungenheit eines Menschen, der mit seinesgleichen oder mit einem Untergebenen spricht. Befremdet faßte Marschall Canrobert Herrn Regnier ins Auge, nahm eine eisige Haltung an und antwortete nichts.

Herr Regnier begriff, daß mit einem solchen Manne nichts zu machen sein werde, und hielt es für unnötig, ihm Vorschläge zu machen; um nicht stumm zu bleiben, sprach er von gleichgültigen Dingen, von Pferdefleisch, und fragte den Marschall, ob er Kavallerieoffizier sei.

Sich in seiner ganzen Größe aufrichtend und den Kopf zurückwerfend, antwortete ihm der Marschall: „Ich bin Marschall von Frankreich. Ich befehlige Infanterie und Kavallerie." Damit war die Unterhaltung zu Ende. Marschall Canrobert verließ das Zimmer und erklärte dem Marschall Bazaine, daß er bei seinem ersten Entschlusse bleibe.

„Dieser Zwischenfall beunruhigte mich," so hat er sich in einem intimen Schreiben ausgesprochen, „ich konnte mir keinen unbekannten Vermittler ohne jeden ernsthaften wie authentischen Charakter unter solch heiklen Umständen denken. Dahinter barg sich ein Geheimnis, das voll Gefahren stecken konnte. Es hieß vor allem auf der Hut sein."

Obwohl Marschall Canrobert es ablehnte, sich in die Pläne, die im Gange

Digitized by Google

waren, hineinziehen zu lassen, bat ihn doch Marschall Bazaine, in Ban St. Martin zu bleiben, weil er seiner noch bedürfen könnte, dann kehrte er zu Herrn Regnier zurück und hatte eine weitere Unterredung mit ihm.

Marschall Bazaine hatte dem Marschall Canrobert freie Hand gelassen, hatte ihm gestanden, daß die Kaiserin nicht mit Bestimmtheit sein Kommen gewünscht habe, und hatte schließlich einen ablehnenden Bescheid erhalten. Es galt jetzt, dem General Bourbaki die Tatsachen in der Weise hinzustellen, daß er sich dem Ansinnen nicht entziehen konnte.

Er verständigte sich im voraus mit Herrn Regnier über das, was sie ihm sagen wollten, und beide richteten dann, ohne die Einwilligung des Kommandeurs der Garde abzuwarten, ihr Verhalten so ein, als ob er sie schon gegeben hätte.

Als der luxemburgische Arzt Dr. Hedercheid gekommen war, ließ ihn der Marschall in sein Kabinett führen, um ihm mitzuteilen, daß er ihn mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriere, und Herr Regnier, der nach dem Marschall das Wort nahm, gab ihm seine Weisungen: Er solle um 6 Uhr mit seinen Kollegen wiederkommen und eine Mütze mit den Abzeichen des Roten Kreuzes mitbringen. Wenn er mit seinen Gefährten da wäre, würde er, Regnier, es übernehmen, sie durch die deutschen Linien zu bringen und sie bis an die Grenze ihres Landes führen zu lassen.

Es war also alles für das Fortgehen des Generals Bourbaki vorbereitet, als er sich in der Villa Herbin einfand.

Der Kommandeur der Garde hatte das gute Wetter benützt, um in das Dorf St. Julien zu dem General Changarnier zu reiten. Ihr Gespräch hatte sich um die gegenwärtige Lage gedreht, und der General Changarnier hatte immer wieder gesagt: „Wir werden trotzdem herauskommen ... wir werden die preußischen Linien durchbrechen. Sie können ganz sicher sein." Um 5¾ Uhr war Bourbaki, dessen Herz durch die Worte seines alten Chefs wieder warm geworden war, zurückgekehrt.

Die Generale d'Auvergne und Durand de Villers und sein Adjutant Major Leperche erwarteten ihn; sie übergaben ihm das Telegramm des Marschalls Bazaine und ein Schreiben, das einer der Ordonnanzoffiziere des Marschalls für ihn gebracht hatte.

General Bourbaki bestieg ein andres Pferd, begab sich in die Villa Herbin und kam in dem Augenblick an, in dem Marschall Bazaine, nachdem er den Marschall Canrobert verlassen hatte, mit Herrn Regnier im Garten sprach. General Boyer, der auf der Lauer lag, empfing ihn, ließ ihn in das Kabinett des Marschalls eintreten und zog ihn ans Fenster:

„Kennen Sie den Herrn, der mit dem Marschall Bazaine auf und ab geht?"

„Nein."

„Wie, Sie kennen Herrn Regnier nicht? Sie haben ihn nicht in den Tuilerien gesehen? Er ist höherer Beamter im Hofstaat der Kaiserin."

„O nein; ich habe ein gutes Personengedächtnis: diesen Mann habe ich noch nie gesehen."

Digitized by Google

„Er wird Ihnen merkwürdige Dinge erzählen."

„Sagen Sie mir, was: wer vorher Bescheid weiß, stellt seinen Mann doppelt."

„Ich kann nicht."

In diesem Augenblick ging die Türe auf, und der Marschall trat mit Herrn Regnier ein, der das Wort ergriff. „Zuerst gab er mir Nachrichten über meine Schwester," hat General Bourbaki berichtet, „zeigte mir eine Photographie von der Wohnung der Kaiserin und sagte mir, daß er dem Kaiser eine überbringen wolle, auf der von der Hand des kaiserlichen Prinzen ungefähr folgendes geschrieben stand: ‚Ich hoffe, daß Du Dich freuen wirst, eine Ansicht des Hauses zu bekommen, das wir augenblicklich bewohnen.'

„Ich schenkte diesen Reden keine besondere Aufmerksamkeit, da ich seit sechs Wochen ohne bestimmte Nachrichten war.

„Herr Regnier sagte mir sodann, Herr Jules Favre habe mit Herrn v. Bismarck wegen eines Waffenstillstandes unterhandeln sollen, aber glücklicherweise seien die Unterhandlungen abgebrochen worden; man dürfe sich nicht verhehlen, daß, da Frankreich besiegt sei, der Friede eine Notwendigkeit werde, aber die von Preußen gestellten Bedingungen würden für die Regierung der Regentschaft weit günstiger sein als für die der Nationalen Verteidigung. Leider sei die Kaiserin isoliert und ohne Rat, sie wisse nicht, was die Rheinarmee tun könne. Wenn diese Armee frei wäre, so würde sie der deutschen Regierung Garantien bieten, um in Unterhandlungen einzutreten, nur sei zu befürchten, daß die Preußen, um ihr die Freiheit wiederzugeben, die Kapitulation forderten."

„Aber inwiefern geht das mich an?" unterbrach ihn hier General Bourbaki.

Regnier antwortete: „Die Kaiserin wünscht den Marschall Canrobert oder Sie bei sich zu haben. Der Marschall kann dem Rufe nicht folgen, weil er Schmerzen hat, und man sich als Zivilist kleiden und zu Fuß fortgehen muß. Sie sind Adjutant des Kaisers, daher sind Sie zu einer solchen Mission in erster Linie berufen und alles ist für Ihre Abreise von Metz vorbereitet."

Nach diesen Worten ging Herr Regnier für einen Augenblick aus dem Zimmer und ließ den General Bourbaki allein, der von dieser zusammenhangslosen Rede nichts verstand und nur so viel begriff, daß die Kaiserin ihn zu sich rief.

Herr Regnier stieß im Treppenhaus auf den General Boyer und sagte zu ihm: „Ich möchte gerne den Marschall Bazaine sprechen, die Augenblicke sind kostbar. Bourbaki paßt mir vollkommen. Was den Marschall Canrobert betrifft, so will ich ihn nicht."

Vom General Boyer gerufen, kam Marschall Bazaine in sein Kabinett zurück, und General Bourbaki teilte ihm seine Bedenken mit:

„Das alles erscheint mir höchst sonderbar," sagte er zu ihm, „Herr Regnier hat weder ein Wort von der Kaiserin, noch ein Wort von meiner Schwester, das ihn akkreditieren würde. Hätte er eines, würde ich nicht zögern ... Was würden Sie an meiner Stelle tun?"

„Ich wünsche, daß Sie sich zu Ihrer Majestät begeben," antwortete der

Digitized by Google

Marschall und fügte hinzu, er habe schon seit langer Zeit einen Offizier bei ihr haben wollen, und der Kommandeur der Garde sei mehr als jeder andre zu dieser Mission berufen.

Als General Bourbaki bemerkte, er würde wie ein Deserteur erscheinen, unterbrach ihn der Marschall: „Durchaus nicht, denn ich werde Ihnen einen Befehl geben und ihn morgen in den Rapport setzen, damit alle wissen, daß ich Sie zu der Kaiserin entsandt habe."

In diesem Augenblick kam Marschall Canrobert wieder in das Kabinett und war beim Schluß der Unterredung zugegen.

General Bourbaki erklärte, daß er für seine Mission ausdrückliche Bedingungen stelle; seine Abreise sollte der Armee durch einen Tagesbefehl bekannt gemacht werden, Marschall Bazaine sollte ihm einen schriftlichen Befehl übergeben und die Garde sollte während seiner Abwesenheit nicht in den Kampf geführt werden.

„Wenn Sie einverstanden sind, bin ich bereit, zu akzeptieren," schloß er, „und zu tun, was der Armee, Frankreich und der Kaiserin nützlich sein kann, aber ich will kein Quiproquo."

Als Marschall Canrobert den General Bourbaki entschlossen sah, sagte er zu ihm, Frau Canrobert müsse in England bei der Kaiserin sein, und er bitte ihn, ihr Nachricht von ihm zu geben.

Marschall Bazaine ließ den Marschall Canrobert und den General Bourbaki das Gespräch allein fortsetzen, nahm ein Blatt Papier zur Hand und schrieb obenauf in großen Buchstaben das Wort: Ordre, das er unterstrich; dann schrieb er: „Da Ihre Majestät die Kaiserin-Regentin den Divisionsgeneral Bourbaki, Kommandeur der kaiserlichen Garde, zu sich entboten hat, wird dieser General ermächtigt, sich dorthin zu begeben.

Der Oberkommandierende der Rheinarmee
Marschall Bazaine."

Als Herr Regnier sich die Fassung dieses Pseudobefehls ansah, bemerkte er, daß er kein Datum trug; er näherte sich dem Marschall und bat ihn ganz leise, ihn zurückzudatieren, damit, wie er sagte, vermieden werde, daß die Unterzeichnung dieses Befehls mit seinem, Regniers, Kommen nach Metz zusammenfalle, und damit man nicht sagen könne, daß General Bourbaki mit Zustimmung der Deutschen abgereist sei.

General Bourbaki bemerkte wohl, daß Marschall Bazaine und Herr Regnier leise miteinander sprachen, aber er hatte keinen Verdacht. Er nahm das Papier, das ihm der Marschall reichte, und als er das Wort „Ordre" darauf sah, legte er das Blatt zusammen, ohne das übrige gelesen zu haben, steckte es in die Tasche und eilte in sein Hauptquartier, um Geld zu holen und seinen Stab zu benachrichtigen.

Marschall Canrobert kehrte in sein Quartier zurück, während Marschall Bazaine, der es ebenso eilig hatte wie Herr Regnier, den General Boyer vom Stand der Dinge in Kenntnis setzte und ihn beauftragte, die Aerzte zur Eile

Digitized by Google

anzutreiben und dafür zu sorgen, daß sie im Laufe des Nachmittags die Festung verließen.

Der Adjutant ließ folgendes Telegramm an den General Coffinières absenden:

„Den 24. September, 7 Uhr abends.

Lassen Sie sogleich alle luxemburgischen Aerzte der Internationale hierher kommen, bereit, mit ihren Effekten aufzubrechen; sie verlassen mein Hauptquartier, um endgültig fortzugehen. Wann werden sie bereit und hier sein?"

Hierauf schrieb er folgenden Brief an den General Ciffey:

Marschall und Oberkommandierender der Rheinarmee.

Kabinett.

An den General de Ciffey.

Herr General!

Der Marschall ersucht Sie, die französischen Vorposten und den preußischen Offizier, der als Parlamentär gekommen ist, benachrichtigen zu lassen, daß der Agent, der sich in diesem Augenblick noch im Hauptquartier befindet, diesen Abend unsre Linien verlassen wird, um mit mehreren autorisierten Personen nach Ars zurückzukehren.

Genehmigen Sie usw. Napoléon Boyer.

General de Ciffey ließ den Brief mit folgender Randbemerkung weiterschicken: „Zur Erledigung übermittelt dem Herrn Arnous-Rivière, der dem General de Ciffey Bericht geben soll."

Da der Führer der Franktireure sich in Ban St. Martin befand, erreichte ihn dieser Brief nicht, und so wurde Herr v. Willisen, der bei den deutschen Vorposten wartete, nicht benachrichtigt.

Alles, was seit dem Beginn des Krieges vorgegangen war, hatte den General Bourbaki ebenso geschmerzt wie aus der Fassung gebracht. Die Nachricht von der Katastrophe von Sedan, von der Gefangennahme und dem Sturze des Kaisers, dem er von Herzen ergeben war, hatte seinen Schmerz noch verstärkt. Mit seiner durch und durch loyalen Natur machte er sich Vorwürfe, daß er es bei St. Privat an Entschlossenheit und Energie habe fehlen lassen. Er sah für die Rheinarmee keine andre Zukunftsmöglichkeit als eine Kapitulation und glaubte Frankreich von Dijon bis Paris vom Feinde besetzt und unfähig, sich zu verteidigen. Die Armee und das Land hatten ein Interesse am Friedensschluß, der um so dringender war, als er vor der Kapitulation der Armee zustande kommen mußte. Der Gedanke an diese Kapitulation ließ ihm keine Ruhe. Als ihm einige Tage vorher der General Deligny und der Oberst Dumont ihre Befürchtungen ausgesprochen, hatte er ihnen das wiederholt, was er dem Marschall Canrobert und dem General Changarnier schon anvertraut hatte:

„Wenn Ihre Befürchtungen sich bewahrheiten sollten, so würde ich glauben, über das Leben der Truppen, die unter meinem Befehl stehen, nicht ohne ihre Zustimmung verfügen zu dürfen. Ich werde also die Truppenteilkommandeure

Digitized by Google

beauftragen, die Offiziere und die unter ihren Befehlen stehenden Soldaten in meinem Namen zu fragen, ob sie bereit sind, die Devise der Garde des ersten Kaiserreiches wieder aufleben zu lassen: ‚Die Garde stirbt und ergibt sich nicht.' Wenn ihre Antwort, wie ich nicht bezweifle, zustimmend lautete, dürften sie sicher sein, mich an ihrer Spitze zu finden."

Während Herr Regnier ihm seine Ideen und seine Vorschläge auseinandersetzte, gingen ihm die Unmöglichkeit eines Erfolges und die Notwendigkeit, zu unterhandeln, „im Kopfe herum", und als Marschall Bazaine ihm geraten hatte, die ihm angetragene Mission zu übernehmen, indem er ihm einen formellen Befehl versprach, zögerte er nicht mehr. Er handelte beinahe wie ein Berauschter: zwischen seinem Eintreffen beim Marschall und dem Augenblick, in dem er sich entschloß, ihm zu gehorchen, war nicht mehr als eine halbe Stunde vergangen. Er gab dem Marschall Bazaine nach, ohne eine Minute Zeit zum Nachdenken gehabt zu haben.

Die Generale Picard, Dauvergne und Durand de Villers und der Major Leperche erwarteten ihn in seinem Hauptquartier; sie fragten sich, warum man ihn in so dringender Weise gerufen habe. Er ließ sie in sein Zimmer kommen und wiederholte ihnen einige Bruchstücke der Besprechung, indem er ihnen vollkommenstes Schweigen zur Pflicht machte. Nach den Tagebuchaufzeichnungen des Majors Leperche sagte er folgendes: „Prinz Friedrich Karl stehe in Verbindung mit dem Marschall Bazaine, um zu unterhandeln. Der Marschall schlage den Abzug der Armee vor, während die Festung die Verteidigung fortsetzen solle, aber der Prinz wolle nicht darauf eingehen. Es sei als nützlich erachtet worden, die Kaiserin ihre Befugnisse als Regentin wieder aufnehmen zu lassen. Er solle im Auftrag zu ihr reisen. Marschall Bazaine habe ihm in Gegenwart des Marschalls Canrobert versprochen, daß während seiner Abwesenheit nichts geschehen würde. Er habe die formelle Zusicherung des Marschalls Bazaine, daß er zurückkehren könne, seine Abwesenheit würde von kurzer Dauer sein und er würde unter allen Umständen das Schicksal der Garde teilen. Er sagte uns auch, daß er einen schriftlichen Befehl habe und daß er provisorisch durch den General Desvaux vertreten werden würde. Er dürfe nicht in Uniform fortgehen, und da er keine Zivilkleider habe, würde er sich solche von dem Marschall leihen. Er werde mit luxemburgischen Aerzten fortgehen. Er werde weder seinen Kammerdiener Joseph noch einen Adjutanten mitnehmen. Er nehme nur das Nötigste, Geld und einen Ueberrock mit, den ihm General Picard leihe.

„Er blieb nicht mehr als fünf Minuten mit uns zusammen und kehrte dann wieder nach Ban St. Martin zurück."

Sobald er dort angekommen war, ging er in das Zimmer des Marschalls Bazaine hinauf und zog dessen Kleider an. Da das Beinkleid sich als zu weit erwies, knöpfte der Marschall die Hosenträger ab, die er trug, und gab sie ihm.

Die luxemburgischen Aerzte waren angekommen. General Boyer übergab Herrn Hedercheid das Kreuz der Ehrenlegion und vertraute ihm eine Tasche

Digitized by Google

mit Depeschen und Briefen an, die er auf die Post geben sollte, sobald er sich außerhalb der deutschen Linien befinden würde.

Herr Regnier sprach noch einige Worte: er fragte nach der Mütze mit dem Abzeichen des Genfer Kreuzes, die er gebeten hatte bringen zu lassen, und nahm jedem der Aerzte das Versprechen ab, nichts von dem, was sie gesehen hätten, auszuplaudern.

Marschall Bazaine kam mit dem General Bourbaki wieder herunter, der in seinen für ihn viel zu weiten Kleidern schlotterte; er ersuchte ihn, der Marschallin einen Brief überbringen zu lassen, und übergab ihm zum Zweck der Verständigung mit ihm ein kleines Wörterbuch; er solle ihm unter dem Namen des Herrn de Berneville schreiben, der verwundet und in Pflege sich auf seinem Schloß Berneville befinde; zuverlässige Personen würden ihm seine Briefe überbringen.

Die luxemburgischen Aerzte wurden in das Kabinett des Marschalls geführt, wo sich General Bourbaki bereits befand. Der Marschall dankte ihnen.

„Sie sind acht?" sagte er zu ihnen.

„Nein, nur sieben."

„Nein, Sie sind doch acht," beharrte der Marschall, und die Aerzte sahen in der Tat eine achte Persönlichkeit bei sich, die sie nicht kannten.

Alles war bereit. Der Marschall ließ Herrn Arnous-Rivière holen, der mit den Beamten der Intendantur beim Essen war. Er sollte gleich den General Bourbaki und Herrn Regnier in einem Break wegfahren, die sieben Aerzte sollten in einem andern Wagen folgen.

Es war dunkle Nacht, als General Bourbaki, in den Mantel des Generals Picard gehüllt, mit aufgeschlagenem Kragen und den Kopf mit einer Krankenträgermütze bedeckt, über den Hof der Villa Herbin zu dem Break ging, das auf der Straße wartete. Er stieß auf einen Offizier und erkannte den Leutnant Adolphe Bazaine. „Du bist es, Adolphe?" sagte er zu ihm, dann nahm er ihn in seine Arme und drückte ihn sehr bewegt an sich mit den Worten: „Wer weiß, wann ich Dich wiedersehen werde?" Hierauf ging er weiter und stieg in das Break.

Herr Arnous-Rivière trieb seine Pferde an. Die Wagen fuhren ab; es war $^1/_2$8 Uhr.

„Was bedeutet diese Abreise?" notierte damals Major Leperche, der vertraute Adjutant des Generals Bourbaki; „ich weiß es nicht. Je mehr ich aber darüber nachdenke, um so weniger kann ich eine befriedigende Erklärung finden. Ich fürchte, daß Marschall Bazaine eine bedenkliche Rolle spielt und General Bourbaki kompromittieren wird, indem er seine Geradheit, seine Loyalität und sein so leicht zu rührendes Herz mißbraucht."

Digitized by Google

Japan und der Konflikt zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union

Von einem Botschafter a. D.

Noch ist im europäischen Osten der infolge der Balkanwirren so lang verdüsterte politische Horizont bei weitem nicht völlig aufgehellt, und schon sehen wir am Himmel der westlichen Hemisphäre wieder drohendes Gewölk aufsteigen.

Man darf wohl behaupten, daß die in den letzten Tagen erfolgte gewaltsame Besetzung einzelner mexikanischer Hafenplätze durch Streitkräfte der Vereinigten Staaten für das große Publikum überraschend gekommen ist. Allerdings war schon längst die ablehnende, unfreundliche Haltung des Unionspräsidenten gegenüber seinem von ihm nicht anerkannten mexikanischen Amtskollegen immer deutlicher zu erkennen, und in dem Bürgerkrieg, welcher seit Monaten das Reich Montezumas verheert, fanden die Gegner des Präsidenten Huerta jenseits der Nordgrenze ihres Vaterlandes stets volle Sympathie und kaum verhüllte materielle Unterstützung. Ein Etikettestreit von anscheinend untergeordneter Bedeutung bot der Unionsregierung nunmehr die unmittelbare Veranlassung zu ihrem bewaffneten Einschreiten gegen die Nachbarrepublik oder wenigstens, wie amerikanischerseits versichert wird, gegen die Partei Huertas.

Ein Versuch, nach den tieferliegenden Gründen des plötzlich akut gewordenen Konflikts zu forschen, läge außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, ebensowenig soll ein Urteil darüber gewagt werden, in welchem Maß der eine wie der andre der beiden Widersacher für den bedauerlichen Zwischenfall verantwortlich ist. Vorerst, und namentlich im Vertrauen auf die unzweifelhafte Friedensliebe des Präsidenten Wilson, erscheint ja die Hoffnung berechtigt, daß, trotzdem die Beschlagnahme von Veracruz nicht ohne Blutvergießen erfolgte, der Ausbruch eines förmlichen Krieges vermieden bleiben wird. Im Licht der während der Balkankrise gemachten Erfahrungen sind politische Prognosen freilich etwas in Mißkredit gekommen; jedenfalls, mit wie robustem Optimismus man der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen mag, wäre es verfehlt, gegenteilige Eventualitäten ganz außer Betracht zu lassen. Es ist daher auch die, wenngleich entfernte, Möglichkeit zu berücksichtigen, daß die Verhältnisse in Mittelamerika eine große Krise zur Folge haben. Bereitet sich dort eine abermalige Machterweiterung der Vereinigten Staaten vor, soll deren wuchtige Hand sich nun auch auf Mexiko legen, nachdem in den letzten Jahren der hawaische Archipel, Kuba, Portoriko, die Philippinen und das Territorium beiderseits des Panamakanals der Reihe nach unter amerikanische Herrschaft gekommen sind? Selbst für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wäre es ein Riesenunternehmen, ein Gebiet militärisch zu besetzen und festzuhalten, dessen Flächenausdehnung derjenigen der Dreibundstaaten einschließlich sämtlicher Balkanländer nahezu gleichkommt. Würde schon die Lösung dieser einen Aufgabe enorme Macht- und Geldmittel erfordern, so hätte der Staat, dem es bisher noch nicht gelungen ist, mit dem

Digitized by Google

Problem seiner Negerbevölkerung fertig zu werden, noch weit größere Schwierigkeiten zu besiegen, um einen Zuwachs von 15 Millionen einem fremden Rasse- und Kulturkreis angehörender Menschen zu assimilieren.

Wie immer jedoch die Beschlüsse des Washingtoner Kabinetts sein werden, es kann sie unter allen Umständen in voller Freiheit fassen, d. h. mindestens ohne jede Besorgnis, daß etwa von europäischer Seite versucht werde, seiner Politik in den Arm zu fallen. Solche Interventionen gehören der Geschichte an, die Zerrissenheit der Alten Welt hat in der Neuen die Stabilisierung der Monroedoktrin bestens gefördert und ihr zu unbestrittener Geltung verholfen. Aber wenn auch die Großmächte Europas, nicht gewillt oder außerstande, eine aktive Politik in Amerika zu verfolgen, sich auf die Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen beschränken und in bezug auf ihren Territorialbesitz in der Neuen Welt sozusagen mit dem Ausgeding sich zufriedengeben, so bleibt doch die Frage offen, ob das innerhalb weniger Jahrzehnte zum Rang einer Großmacht emporgestiegene Inselreich im äußersten Osten Asiens ebenso bereit sein wird, unter allen Umständen die gleiche Enthaltsamkeit an den Tag zu legen. Diese Frage hat angesichts des zwischen der Union und Mexiko ausgebrochenen Konflikts unstreitig eine gewisse Aktualität erlangt, und es verlohnt sich daher wohl, wenn auch nur in aller Kürze, die geschichtliche Entwicklung wie den jetzigen Stand der Beziehungen zwischen dem Reich der aufgehenden Sonne und jenem des Sternenbanners ins Gedächtnis zu bringen.

Vor gerade sechs Jahrzehnten begann in Japan der radikale Umschwung, durch welchen das bis dahin fast unbekannte, sagenhafte Land ein Faktor der Weltpolitik geworden ist. Mit dem Zusammenbruch der uralten feudalen Einrichtungen vollzog sich die Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und die Aufhebung der durch Jahrhunderte streng gehandhabten Sperre des Inselstaates gegen das Ausland. Bei diesen im innern Konnex befindlichen historischen Ereignissen standen die Vereinigten Staaten zu Gevatter; freilich handelte es sich um eine Gevatterschaft eigentümlicher Art unter der Androhung: Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. Infolge der Intrigen und Rivalitäten europäischer Händler war gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Ausweisung der Fremden wie auch die Unterdrückung des Christentums verfügt worden; die Shogune der Dynastie Tokugawa hielten Japan durch über zweihundert Jahre in beinahe vollständiger Abgeschlossenheit. Der Außenverkehr beschränkte sich darauf, daß holländische Kaufleute auf der Insel Deshima bei Nagasaki, wo sie fast wie Gefangene gehalten wurden, ihre Waren anbieten und Einkäufe machen durften, ferner, daß alle vier Jahre eine Deputation dieser Händler unter demütigendem Zeremoniell am Hofe des Shogun in Tokio ihre Huldigung darzubringen hatte. Da erschien nun plötzlich im Jahre 1853 eine aus vier Schiffen bestehende amerikanische Eskader im Golf von Jeddo, deren Befehlshaber Commodore Perry im Auftrag seiner Regierung den Abschluß eines Handelsvertrags und die Eröffnung von zwei Häfen für den amerikanischen Handel forderte. Die Shogunatsregierung geriet durch dieses Ansinnen in große Verlegenheit; sie

Digitized by Google

konnte nicht verkennen, daß Japan in keiner Weise gerüstet war, dem Angriff zu begegnen, der im Fall der Ablehnung zu gewärtigen stand; der kaiserliche Hof, einflußlos und in dürftigen Verhältnissen lebend, führte in Kioto, abgeschlossen von der Außenwelt, ein auf wenige Ehrenrechte und Zeremonien beschränktes Scheindasein, dem ehedem machtvollen Shogunat, damals zudem den schwachen Händen eines kaum dem Knabenalter entwachsenen jungen Mannes anvertraut, waren im Laufe der Zeit die Zügel der Regierung entglitten, und die eigentliche Gewalt übten die 260 Daimios aus — einige von ihnen nach der Größe ihrer Machtmittel Königen gleichzuachten —, deren Kräfte aber, durch inneren Hader paralysiert, für eine Aktion nach außen nicht in Betracht kommen konnten. Unter solchen Verhältnissen bedurfte es nur eines Anstoßes von außen, um die überlebten Einrichtungen ins Wanken zu bringen und dem Lande die Notwendigkeit klarzumachen, daß im Interesse der Wahrung seiner Existenz eine radikale Reform der gesamten staatlichen Einrichtungen unbedingt erforderlich sei. Während der mit der Unionsregierung 1854 abgeschlossene Vertrag von Kanagawa, dem alsbald solche mit den andern Mächten folgten, das Land den Fremden erschloß, wurde zugleich die Reform im Innern energisch begonnen. Welch bewundernswerte Ausdauer und Geschicklichkeit die Japaner bei der Durchführung dieser Aufgabe bewiesen, wie vortrefflich sie es verstanden haben, auf allen Gebieten der öffentlichen Verwaltung, in den exakten und angewandten Wissenschaften, für die Reorganisation ihrer Landarmee und Marine auswärtige Vorbilder sich nutzbar zu machen, ist allbekannt. Sehr häufig wurden nordamerikanische Einrichtungen als Muster genommen, viele Japaner, darunter solche, die nachmals als leitende Staatsmänner sich einen historischen Namen machten, wie der kürzlich verstorbene Minister des Aeußern Graf Komura, zahlreiche Juristen, Techniker, Mediziner usw. legten ihre Fachstudien an den Universitäten der Union zurück, während von dort aus durch Schulen und Missionsanstalten unter Aufwendung reicher materieller Mittel ein Strom amerikanischen Geisteslebens im Inselreich sich verbreitete. Unter solchen Verhältnissen gestalteten sich auch die politischen Beziehungen der beiden Mächte sehr freundlich, was u. a. durch die entgegenkommende Haltung des Washingtoner Kabinetts in der Frage der Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit, eine Einrichtung, welche die Japaner als für sie demütigend erachteten, zum Ausdruck kam.

Durch seine glänzenden Siege im Feldzug gegen China (1894) hatte Japan die militärische Leistungsfähigkeit seiner modernisierten Armee und Flotte erwiesen. Unter der gemeinsamen Pression Rußlands, Frankreichs und Deutschlands — daß auch letztere Macht sich der Aktion angeschlossen hatte, wird in Japan noch heute als ein Akt unmotivierter Feindseligkeit angesehen und bitter empfunden — mußte das Kabinett des Mikado allerdings auf einen großen Teil der von China abgetretenen Gebiete verzichten, trotzdem konnte der Friedensschluß von Shimonoseki das Ansehen des Inselstaates als ein Machtfaktor, mit dem fortan in ostasiatischen Fragen zu zählen sein werde, nur befestigen.

Fast im unmittelbaren Anschluß an diese erste Kraftprobe des neuzeitlichen

Digitized by Google

Japan kam in den Vereinigten Staaten erst durch die Annexion von Hawai (1898), dann noch offensichtlicher durch deren Kampf gegen Spanien und die als dessen Ergebnis erfolgten Gebietserwerbungen eine imperialistische Politik zur Geltung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Japan die Festsetzung der Amerikaner in Hawai und mehr noch ihre Besitznahme von den Philippinen als Störung seiner Kreise empfand. Dies tat indes, mindestens äußerlich, den Beziehungen der beiden Pazifikmächte keinen Eintrag, im Gegenteil, die Vereinigten Staaten wetteiferten mit England, das seit 1902 der Alliierte Japans geworden war, in Sympathiebezeigungen für dieses Land, als dasselbe sich anschickte, dem russischen Anspruch auf die Vorherrschaft in Ostasien mit Waffengewalt entgegenzutreten. Zum siegreichen Ausgang des großen Krieges trug nicht am wenigsten die finanzielle Hilfe amerikanischer Kapitalisten für die Ausrüstung von Heer und Flotte bei. Der unter den Auspizien des Präsidenten Roosevelt abgeschlossene Friede von Portsmouth besiegelte zwar die in blutigen Kämpfen gewonnene Hegemonie Japans in den benachbarten asiatischen Festlandsgebieten, rief aber doch allgemeine Unzufriedenheit im Volke hervor, weil das Kabinett des Mikado schließlich auf das Verlangen einer Kriegskostenentschädigung hatte verzichten müssen und daher gezwungen war, die während des Krieges eingeführten, als drückend empfundenen Steuererhöhungen weiterhin aufrecht zu erhalten. Japan hat in der Tat schwere finanzielle Lasten zu tragen; im Zeitraum von 1900 bis 1908 stiegen die Abgaben von 193 Millionen Jen (à zirka 2 Mark) auf 475 Millionen, d. i. um 247 Prozent, während beispielsweise der Durchschnittslohn der Feldarbeiter in der gleichen Periode von 0,29 Jen bloß auf 0,34, somit nur um 12 Prozent sich erhöhte. Diese Ziffern zeigen, in wie hohem Maße die wirtschaftliche Lage besonders der unteren Volksschichten sich verschlechterte, und machen es erklärlich, daß zahlreiche Arbeitskräfte, welche in der übervölkerten Heimat keinen genügenden Erwerb finden, danach streben, außerhalb der Grenzen des Kaiserstaates ein besseres Auskommen sich zu sichern. Das verlockendste Ziel, was Arbeitsgelegenheit und Lohnverhältnisse betrifft, boten die fruchtbaren Gebiete an der jenseitigen Küste des nördlichen Pazifik dar, dahin begann denn auch der Zug der japanischen Emigration. Alsbald aber erhob das dortige einheimische Element Einspruch gegen die Zuwanderung lohndrückender Konkurrenten; die von den Vertretern der Staaten Kalifornien, Oregon usw. beschlossenen Abwehrmaßregeln sollten vor der „gelben Gefahr" im allgemeinen Schutz bieten, gleichviel, ob Japaner, Chinesen oder andre Asiaten in Betracht kommen. Die Bundesregierung sah sich außerstande, den von Tokio aus auf Grund der Vertragsrechte erhobenen Reklamationen Rechnung zu tragen. Als Angehörige einer Großmacht und in ihrem durch die Siege gehobenen Selbstbewußtsein empfanden es die Untertanen des Mikado als schwere Kränkung, wenn sie auf solche Weise in den amerikanischen Weststaaten ebenso behandelt wurden wie die sonstigen Farbigen, wenn ihnen dort Rechte versagt blieben, deren die amerikanischen Staatsbürger in Japan sich erfreuen. Trotzdem lauteten die bezüglich dieser Differenz öffentlich abgegebenen Erklärungen der japanischen Regierung

Digitized by Google

sehr maßvoll; sie vertraue, so sagte der Minister des Aeußern Graf Komura seinerzeit in der Debatte des Abgeordnetenhauses, auf die guten Dispositionen der amerikanischen Bundesgewalt wie auf das Gerechtigkeitsgefühl des dortigen Volks und hoffe demnach, daß die Angelegenheit sich nicht weiter komplizieren werde. In der Absicht, das Aufrollen der prinzipiellen Frage und die Verwicklungen, die sich daraus ergeben müßten, zu vermeiden, traf die Regierung unter der Hand administrative Maßregeln, um die Auswanderung nach Amerika praktisch zum Stillstand zu bringen, während sie laut zu der Meinung sich bekannte, es wäre dem staatlichen Interesse förderlicher, wenn der Ueberschuß an einheimischer Volkskraft, anstatt in fernen Ländern verloren zu gehen, nach dem benachbarten Festland gelenkt werde und dort konzentriert bleibe. Daß diese Haltung mit der innersten Ueberzeugung der japanischen Staatsmänner harmonierte, darf füglich bezweifelt werden, und es ist wohl plausibler, anzunehmen, daß sie in Erkenntnis der Inferiorität ihres infolge des letzten Krieges militärisch wie finanziell erschöpften Landes einen Kampf mit dem überlegenen Gegner nicht riskieren wollten und es im Interesse Japans entsprechend fanden, einstweilen, ohne Preisgebung des Prinzips und in Anhoffnung einer späterhin vielleicht eintretenden günstigeren Konjunktur aus der Not eine Tugend zu machen.

Verschiedene von der Unionsregierung getroffene Maßnahmen deuten darauf hin, daß sie sich in dieser Hinsicht keiner Illusion hingibt, vielmehr die Möglichkeit eines Konfliktes mit der jüngsten Großmacht ins Auge faßt. So war die Fahrt einer großen nordamerikanischen Schlachtflotte rund um die Erde sicherlich auch darauf berechnet, in Japan Eindruck auszuüben; in der beiläufig in der Wegmitte zwischen San Franzisko und Jokohama situierten Gruppe der Hawaiinseln wurde der bestehende vorzügliche Hafen Pearl Harbour auf Oahu durch Ausbrechen einer Fahrrinne in den vorgelagerten Korallenriffen großen Schiffen zugänglich gemacht und zu einem stark befestigten Flottenstützpunkt umgestaltet; auf den Philippinen, die von der Südküste der japanischen Insel Formosa durch einen nur wenig über 150 Seemeilen breiten Meeresarm getrennt sind, unterhält Amerika eine zahlreiche Besatzung; daß endlich der seiner Vollendung entgegengehende Panamakanal eine gewaltige Verstärkung der maritimen Machtstellung der Union im Stillen Ozean zur Folge haben wird, versteht sich von selbst. So scheint das Kräfteverhältnis zwischen Japan und den Vereinigten Staaten mehr und mehr zugunsten der letzteren sich zu verschieben, nicht zu reden davon, daß diese wie an Volkszahl so auch in bezug auf militärische Ausrüstung und finanzielle Hilfsquellen dem kapitalarmen Inselstaat zweifellos weit überlegen sind. Fraglich bleibt es jedoch, ob diese Superiorität nicht durch moralische Faktoren, die auf japanischer Seite vielleicht in stärkerem Maße vorwalten, wettgemacht wird; die im Dienst des Dollarlandes stehenden Söldner hatten jedenfalls noch keine Gelegenheit, im Kampf mit einem gleichwertigen Gegner den Nachweis zu liefern, daß auch ihre Reihen von jenem vorbildlichen Heldenmut, von jener hingebungsvollen Todesverachtung beseelt sind, welche den Truppen Nogis vor Port Arthur, den Mannschaften Togos

Digitized by Google

und überhaupt der gesamten japanischen Kriegsmacht in den letzten Feldzügen die Bewunderung der Welt eingetragen haben. Es wäre um so müßiger, sich in Konjekturen darüber zu verlieren als, wenn die beiden Mächte überhaupt je die Waffen kreuzen sollten, kein Anzeichen vorliegt, daß diese Eventualität nahe bevorstehe. Die Vereinigten Staaten denken sicherlich nicht im entferntesten an einen Angriff auf Japan; dieses Land aber krankt noch schwer an den Nachwehen des Krieges. Es hat, seit zwanzig Jahren im Besitz von Formosa, die Unterwerfung der im dortigen Hochgebirge im halbwilden Zustand lebenden Eingeborenen noch nicht zu Ende bringen können, es ist mit der Assimilierung von Korea wie mit der Festigung seiner Stellung in der Mandschurei beschäftigt und muß daher wünschen, diese Friedensarbeit durch auswärtige Komplikationen nicht gestört zu sehen. Hierzu kommt, daß die Allianz mit England als Aktivposten der japanischen Politik im Laufe der Jahre einigermaßen an Wert und Aktualität verloren hat. Abgeschlossen in der Absicht, die durch den russischen Drang nach Osten bedrohte Unabhängigkeit und territoriale Integrität Chinas und Koreas zu schützen und dort für den Handel und die Industrie aller Länder das Prinzip der offenen Tür zu wahren, dann zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges auf eine weitere Reihe von Jahren erstreckt, ist diese Allianz, angesichts der seither eingetretenen politischen Veränderungen, heutzutage nach mancher Richtung ein Anachronismus geworden. Wir sehen, daß die historische Gegnerschaft Englands und Rußlands der Entente Platz gemacht, daß Japan sich in den Besitz Koreas gesetzt hat, während die gemäß dem Friedensvertrag von Portsmouth erfolgte Teilung der Einflußsphäre in der Mandschurei bis auf weiteres zu einer Art Interessengemeinschaft der ehemaligen Rivalen ausgestaltet wurde, eine Interessengemeinschaft, welche in der übereinstimmend ablehnenden Haltung der beiden Mächte gegenüber dem seinerzeit vom Washingtoner Kabinett angeregten Vorschlag, die mandschurische Eisenbahn zu internationalisieren, klar zum Ausdruck kam.

Wie erwähnt, hat Japan, wenigstens äußerlich, mit der Ausschließung seiner Angehörigen vom amerikanischen Westen ebenso sich abgefunden wie es, seinen eignen uneingestandenen Expansionsdrang bezähmend, der imperialistischen Politik der Union nicht entgegengetreten ist. Die Regierung des Mikado hat auf diese Weise ihre zur Tradition gewordene leidenschaftslose, von Volksstimmungen unbeeinflußte Auffassung der Dinge neuerdings betätigt.

Eine Verschärfung des Konflikts zwischen den Unionsstaaten und Mexiko könnte freilich eine Situation ergeben, die für die ersteren eine Verlegenheit, für Japan eine Gelegenheit bedeutet. Aber selbst dann wird Japan, wenn nicht ganz unerwartete Ereignisse in Betracht kommen, aller Voraussicht nach und bei allen Sympathien für die Gegner der Union sich einer Intervention enthalten und der Versuchung zu dem Wagnis nicht erliegen, mit dem Rivalen im Stillen Ozean ebenso abzurechnen, wie dies dem Inselstaat Rußland gegenüber geglückt ist.

Anfang Mai 1914.

Digitized by Google

Kirchliche und politische Zustände in Italien

Von

Romolo Murri (Rom)

Als ich in die Kammer eintrat, begleitet von der päpstlichen Exkommunikation, die mir an demselben Tage verkündigt worden war, an dem ich zum Abgeordneten des Wahlkreises Montegiorgio proklamiert wurde, legte die Oeffentlichkeit in Italien eine sehr lebhafte Neugier hinsichtlich meiner Person an den Tag. Die Neugier war leider nicht etwa deswegen so lebhaft, weil diese Oeffentlichkeit sich besonders für jene religiösen Probleme interessierte, die der Stachel meiner Jugend gewesen waren und die mich langsam zu einem furchtbaren und geräuschvollen Zusammenstoß mit dem Vatikan geführt haben, sondern nur wegen der Neuheit der Tatsache, daß ein exkommunizierter Priester, der erste und einzige seit vielen Jahren, im Talar in das Parlament eintrat.

Die Frage war, was ich in der Kammer tun würde.

Zwei Wege lagen vor mir. Einige Freunde rieten mir, die religiösen Fragen ganz oder fast ganz beiseite zu setzen und mich den sozialen Problemen zu widmen. Ich würde dadurch manchem gefährlichen Haß entgehen, hartnäckige Feindschaften beschwichtigen und Sympathien im Volke gewinnen.

Doch ein inneres Gesetz, das stärker war als mein — man verzeihe mir den Ausdruck — episodischer Wille, trieb mich, in der neuen Umgebung dasselbe Problem zu behandeln, dem ich den größten und besten Teil meiner tätigen Kraft gewidmet hatte. Viele Erwägungen hätten mich allerdings von diesem Entschlusse abbringen können. Was ich auch sagen mochte, man würde denken und sich einreden, daß ich aus Rachsucht handelte. Die zum größten Teil skeptische, opportunistische, träge, an politischen Leidenschaften arme Kammer, von einem Manne beherrscht, der notorisch eine Abneigung dagegen hatte, an Probleme zu rühren, die ihre chaotische Mehrheit hätte spalten können, war auch ihrerseits gegen jeden Versuch, ihre Ruhe zu stören.

Im Lande bestand keine starke Ideenströmung zugunsten einer religiösen Reform und einer neuen Kirchenpolitik, die mir hätte helfen können, die Apathie seiner Vertreter zu besiegen.

Trotzdem unternahm ich den Versuch und begann, obwohl ich manchmal drei Viertel der Kammer zu stürmischen Demonstrationen gegen mich reizte, meine Ideen darzulegen, auf Mißstände hinzuweisen, Reformen in der administrativen Politik gegenüber der Kirche und in den Gesetzen, die unsre Kirchenpolitik regeln, zu fordern.

Natürlich wurde überall der Haß wieder lebendig, alle bedrohten Interessen gerieten in Aufregung und erhoben sich, und in tausend kleinen Formen begann unversöhnlich wieder die Verfolgung der Kurie und derer, die ihre Politik vertraten und in ihrem Solde ihre Interessen verteidigten.

*

Digitized by Google

Es ist notwendig, kurz daran zu erinnern, wie in dieser Hinsicht vor fünf Jahren die Dinge in Italien standen. Nach dem Jahre 1871 hatte die Kammer auf dem Gebiete der Kirchenpolitik fast keine Gesetze votiert. Im Jahre 1891 war ein schüchternes Gesetz Crispi über die barmherzigen Bruderschaften angenommen worden. Dann hatte man die Einkünfte der armen Seelsorger erhöht. Gesetzentwürfe über die Ehescheidung scheiterten infolge der Opposition der Katholiken; eine lange Diskussion am Ende der vorausgegangenen Legislaturperiode über die Glaubenslehre in der Elementarschule hatte die Dinge auf dem Punkt gelassen, auf dem sie standen, durch eine halbe Maßregel, die niemand befriedigte, aber dem Staat ermöglichte, sich aus dem Streit der entgegengesetzten Prinzipien zu ziehen.

Tatsächlich hielt diesen eine seltsame Angst ab, auf dem kirchlichen Gebiet einzugreifen.

Man fürchtete sich, ein schwaches, durch viele Verzichte erzieltes Gleichgewicht zu zerstören. Auch bei der täglichen Anwendung der vielfachen von den früheren Staaten überkommenen Regalien hielt man sich an eine rein administrative Norm und beschränkte sich darauf, dem Willen der Kurie seinen Lauf zu lassen.

Auf der andern Seite hatten die Kirche und die italienischen Katholiken bis 1904 nicht in die parlamentarische Politik eingegriffen; sie beschränkten sich auf platonische Forderungen und Proteste bei ihren Kongressen; hier und da kam es bei ihnen zu öffentlichen Agitationen und zu Petitionen an das Parlament gegen Gesetzentwürfe, die sie beunruhigten. Dagegen betrieben sie — was viel praktischer war — die wirtschaftliche und Kreditorganisation, die jetzt eine so hohe Entwicklungsstufe erreicht hat.

Im November 1904 begannen sie an den politischen Wahlen teilzunehmen, und einige von ihnen traten in die Kammer ein; aber sie beschränkten sich zumeist darauf, ihre Stimme für „Ordnungs"kandidaten, liberale oder gemäßigte, abzugeben, die den Statusquo auf kirchlichem Gebiet garantierten; und so fesselten sie, ohne die Oeffentlichkeit zu alarmieren, viele Abgeordnete stärker an sich.

Gegen sie richtete sich die Arbeit der Freimaurerei und mancher von ihr inspirierter oder abhängiger Vereine, wie der Giordano-Bruno-Gesellschaft. Aber es war zumeist ein Paradeantiklerikalismus, der sich mit Gedächtnisfeiern und öffentlichen Demonstrationen, mit allgemeinen Tiraden gegen die Kirche und die Religion begnügte und tatsächlich harmlos war, weil er keinen Inhalt und keine unmittelbaren praktischen Ziele hatte. An mehreren Orten bildeten sich auf freimaurerische Initiative hin volkstümliche Verbände, um den Gemäßigtklerikalen den Boden streitig zu machen — eine praktische und nützliche Politik, die aber dann durch das Fehlen eines lebendigen idealen Impulses in diesen Verbänden, durch den Opportunismus, der ihre Arbeit beeinträchtigte, und durch die inzwischen entstandenen inneren Zwistigkeiten der Demokratie entwertet wurde.

Die sozialistische Partei beschäftigte sich nicht viel mit religiösen Fragen. Ihr genügte es, ihre Anhänger vom Klerus, der als Verbündeter und Werkzeug des Kapitalismus hingestellt wurde, loszureißen, ohne sich um die inneren Ver-

Digitized by Google

hältnisse der Kirche und ihre Beziehungen zum Bürgertum und zum Staat zu bekümmern.

Die Radikalen beschränkten sich darauf, allerhand eventuelle Lösungen kirchlicher Probleme zu formulieren, ohne daß ihre Propaganda die Oeffentlichkeit für solche Lösungen zu gewinnen bestrebt war.

Allgemein fühlte man die Unzulänglichkeit der alten Methoden, aber man sah die neuen Wege nicht. Unter diesen Umständen war es sehr schwer, in der Kammer das Problem wieder zur Sprache zu bringen.

Meine erste Rede war eine lebhafte Kritik der allgemeinen Politik der Regierung, besonders in bezug auf die Wahlfreiheit. Aber ich machte ihr auch den Vorwurf (Herr Giolitti stand damals an der Spitze des Ministeriums und trieb eine der Rechten günstige Politik, die durch die allgemeinen Wahlen vom November 1904 als Reaktion gegen die sozialistischen Agitationen dieses Jahres begonnen worden war), daß sie die Bedeutung und den Ernst der klerikalen Bewegung nicht erkenne, die im Lande unter dem Schutz der von der Regierung eingenommenen Haltung sich zu organisieren begonnen hatte. Die Kirche verfolge, nachdem sie den Modernismus zerschmettert habe, entschlossen eine intransigente, den liberalen Prinzipien und dem Staat feindliche Politik. Sie verwandle sich rasch in eine politische Partei, der Staat merke es nicht, und die ihr durch ihr religiöses Amt gewährten Vorteile und Vorrechte machen eine privilegierte Partei aus ihr.

In der Diskussion über das Kultusbudget (Mai 1909) legte ich nochmals kurz einige fundamentale Ideen über die Lage dar.

Der Staat, sagte ich, hat keine eigentliche Kirchenpolitik. Er hat zahlreiche Befugnisse auf dem kirchlichen Gebiet behalten — er verwaltet den Besitz der Kirche, während eine Stelle erledigt ist, und überwacht ihn, erteilt den päpstlichen Ernennungen das Placet und das Exequatur, hat das Recht, sehr zahlreiche größere und kleinere Pfründen selbst zu verleihen, besonders im Süden usw. —, und er übt alle diese seine Funktionen fast mechanisch, ohne irgendein eignes Urteil aus, nur von dem Wunsche geleitet, keine Ungelegenheiten mit der Kirche zu bekommen. Diese negative Politik wurde eingeleitet, als man hoffte, daß die Kirche, nachdem ihr die weltliche Macht genommen war, sich auf eine rein geistliche Wirksamkeit zurückziehen würde, und sie wäre gerechtfertigt und erklärlich, wenn dies der Fall gewesen wäre.

Es ist aber ganz anders gegangen. Die Kirche hat all ihre Lehren von politischer Autonomie und Hegemonie, ihre weltlichen Ansprüche, ihr Vetorecht bei der Ausübung des politischen Wahlrechts durch die Katholiken beibehalten. Und das alles nicht in rein abstrakter Weise, vielmehr organisiert sie sich, besonders seit Pius X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hat, in gewaltigem Maße, um die Scharen der katholischen Wähler in die Hand, in direkte Abhängigkeit von den Bischöfen und durch den Papst ernannten Personen zu bekommen und damit auf das Parlament und die öffentlichen Gewalten zugunsten ihrer Forderungen zu drücken. Und der Staat merkt das nicht oder nur,

Digitized by Google

um sich mit dieser wachsenden Macht abzufinden und sich so vor ihr zu beugen.

In diesen letzten Jahren war in der Kirche selbst eine sehr lebhafte Bewegung gewesen mit dem Ziele, sie dahin zu bringen, daß sie die ihr von der Demokratie angebotenen freiheitlichen Bedingungen annehme, die moderne Kultur in ihre Reihen eindringen lasse, sich ohne Nebenabsichten eifrig der geistlichen Erziehung der Demokratie widme; der Staat hat sich nicht einmal herabgelassen, von dieser Bewegung Notiz zu nehmen, die doch eine so große Bedeutung für die Gesellschaft bekommen konnte, und hat es zugelassen, daß sie unter der Last der päpstlichen Verdammungen erdrückt wurde.

Auf diese Bemerkung antworteten viele, der Staat habe nur seine Pflicht getan, indem er sich nicht in innere Streitigkeiten zwischen Katholiken einmischte; aber die Antwort ist sehr oberflächlich und zeigt eine völlige Verständnislosigkeit für das, was in Italien der politische Modernismus war, dessen Führung mir durch die Umstände zugefallen war. Er war keine theologische Kampfbewegung, wenigstens von Anfang an und lange Zeit nicht, sondern er hatte die bürgerliche und soziale Tätigkeit der Katholiken, ihre politischen Rechte, die juristische Systematisierung der Kirchen in den neuen Demokratien im Auge — wie man sieht, Probleme von fundamentaler Bedeutung für den Staat, besonders in Italien, der ihnen, wie er bereits merkt, früher oder später seine ganze Aufmerksamkeit schenken muß, aber unter nach und nach immer schwieriger werdenden Verhältnissen.

Ein andrer sehr ernster Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit der Regierung lenkte, war die Tatsache, daß der Staat darauf verzichtet hatte, fundamentale Rechte der Bürger zu schützen, wenn sie durch die in der Kirche noch gebräuchlichen Regierungs- und Erziehungsmethoden verletzt wurden. Ich wies dabei auf einen besonders schweren Fall hin. Der Privatunterricht ist in Italien der Aufsicht des Staates unterstellt, der sich versichern will, daß die Zöglinge einen ordentlichen und den staatlichen Studienprogrammen entsprechenden Unterricht durch offiziell berechtigte Lehrer erhalten; auch die Seminarien sind, nicht soweit es sich um theologische Vorlesungen handelt, sondern soweit sie Mittelschulen sind und Schüler bekommen, die eben die Elementarschulen verlassen haben, dieser Ueberwachung unterworfen. Die Sache ist rechtlich ganz unanfechtbar. In Wirklichkeit aber sind die Seminarien, sofern Kleriker unterrichten, von jeder Ueberwachung des Unterrichts frei. So kommt es ziemlich oft vor, daß in ihnen Personen unterrichten, die keine gesetzliche Berechtigung dazu und keine Vorbildung dafür haben, ferner die Programme auf ein Minimum beschränkt sind und die Zöglinge nicht oder nur mit großer Schwierigkeit und nur wenn sie ihre Ausbildung privatim vervollständigen, sich zu staatlichen Prüfungen melden können, deren Bestehen es ihnen ermöglicht, sich auf anderm Wege weiter auszubilden. So setzen viele, da sie ihre Studien und ihre Ausbildungsjahre für jeden andern Beruf als den geistlichen nutzlos finden und sich nicht einer manuellen Tätigkeit zuwenden wollen, ihren Weg zum Priesterberuf ohne innere Neigung

Digitized by Google

und ohne rechte Bildung fort, um in neun von zehn Fällen schlechte Priester und schlechte Bürger zu werden.

Kultusminister war damals Herr Orlando, ein Jurist von großer Gelehrsamkeit, der vollständig von den Rechten und Pflichten des weltlichen Staates und von der Notwendigkeit einer schärferen Kirchenpolitik überzeugt, aber durch die allgemeine Politik des Kabinetts gehindert war, entschiedene Schritte zu tun. Er beschränkte sich darauf, eine Enquete über die Seminarien vorzuschlagen, die dann auch in die Wege geleitet wurde, aber, wie so viele andre Enqueten auf kirchenpolitischem Gebiet, zu keinen weiteren Folgen führte.

Eine andre Frage von ernster Bedeutung wurde in derselben Diskussion von dem Abgeordneten Alessio, einem angesehenen Mitgliede der radikalen Partei, aufgeworfen. Als in Italien im Jahre 1866 die religiösen Kongregationen aufgehoben wurden, ließ man ihnen die Möglichkeit, auf Grund des einfachen gemeinen Rechtes als Vereine weiterzuexistieren, dagegen wurde ihnen verboten, als juristische Personen zu bestehen und selber Eigentum zu besitzen. Nun kommt aber, besonders in den großen Städten und ihrer Nachbarschaft, immer häufiger der Fall vor, daß Ordensleute vermittelst geschickt abgefaßter Verträge Häuser und Grundeigentum besitzen und von einem Mitglied auf das andre übertragen, so daß auf diese Weise das Gesetz umgangen wird.

Den Jesuiten ferner wurde durch verschiedene Gesetze verboten, selbst als einfache Vereine zu bestehen, aber bei der allmählichen Entstehung der italienischen Einheit wurde das Gesetz nicht überall erlassen, und so wird es heute an manchen Orten nicht beobachtet.

Der Abgeordnete Alessio forderte daher die Regierung zur Beobachtung der einschlägigen Gesetze auf, aber der Minister erwiderte ihm mit großem Aufwand juristischer Darlegungen, daß die Regierung durch jene Gesetze nicht genügend gerüstet sei, um einzugreifen und die durch eine Mittelsperson bewerkstelligten erblichen Uebertragungen an Mönchsorden zu treffen; nur die rechtmäßigen Erben hätten in dem Falle ein Klagerecht. Die Darlegung des Ministers überzeugte mich, und ich stimmte nicht für die Tagesordnung Alessio, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß neue Gesetze geschaffen werden müßten. Trotzdem wurde mir dieses Votum von manchen Leuten zum Vorwurf gemacht.

Doch auf diesem Gebiet ist die Gesetzgebung äußerst schwierig, weil einerseits für den italienischen Geist ein Proskriptionsgesetz wie das in Frankreich angenommene unerträglich sein und anderseits bei der Verworrenheit und Unsicherheit der Urteile jetzt keine Möglichkeit bestehen würde, einzugreifen, indem man erklärt, zu welchen erlaubten Zwecken, innerhalb welcher Grenzen und unter welchen Kautelen für den Schutz der persönlichen Freiheiten und der öffentlichen Ordnung der Staat einen Verein zu religiösem Zusammenleben anerkennt; und so läßt man denn lieber die Dinge, wie sie sind, dem Geiste der Gesetze zum Trotz und zum Schaden für die Würde und die Souveränität des Staates.

Doch ernster als die Frage der religiösen Kongregationen, die sich in Italien mit vereinzelten Ausnahmen wenig mit Politik befassen und deren Tätigkeit auf

Digitized by Google

dem Gebiet des Unterrichts, auf dem sie sich besonders entfaltet, durch andre Gesetze in Schranken gehalten werden könnte, ist mir immer die Frage des weltlichen Klerus erschienen, dessen Bildungs- und Moralverhältnisse recht häufig kläglich sind und der, in einer fast vollständigen Abgeschlossenheit erzogen und einer immer strenger werdenden Zucht unterworfen, das furchtbare Werkzeug der politischen Erhebung der Kirche zu werden im Begriffe ist. Die Frage fällt von mehreren Gesichtspunkten aus in die Kompetenz des Staates.

Der Staat hat, wie erwähnt, von den früheren Landesherren das Ernennungsrecht für viele Stellen ererbt. Auch ohne auf das Meritorische des Urteils über den Wert der vom Vatikan vorgeschlagenen Kandidaten einzugehen, hätte der Staat etwas sehr Zweckmäßiges tun können, wenn er beschlossen hätte, nur solche Priester zu ernennen, die das Abiturientenzeugnis oder die staatliche Doktorwürde besitzen, je nachdem es sich um niedere oder höhere Stellen handelt. Uebrigens hätte eine derartige Maßregel, die dem Staat eine Garantie dafür bieten sollte, daß die Personen, denen ein von ihm mit besonderen Garantien umgebenes und sozial so außerordentlich wichtiges Amt anvertraut wird, einen genügenden Bildungsgrad besitzen, vermöge des königlichen Placet oder Exequatur für jede Ernennung durchgeführt werden können.

Ein weiterer Fehler war die vollständige Aufhebung der theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten nach 1870. Der weltliche Staat überließ der Kirche den theologischen Unterricht, und das war natürlich. Nun nehmen aber die Religionen noch immer einen ungeheuren Raum in der Geschichte der menschlichen Kultur und im Leben der Gegenwart ein und hätten ein Objekt der wissenschaftlichen Lehrtätigkeit bleiben müssen. Es ist vor allem auf diese Maßregel zurückzuführen, daß bis in die letzten Jahre hinein die Studierenden der Religionswissenschaft, der Religionsgeschichte und der Religionsphilosophie in Italien so unglaublich spärlich waren. Die italienische Kultur hat dadurch einen schweren Schaden erlitten, zum ausgesprochenen Vorteil des oberflächlichen und skeptischen Unglaubens und des rohen Aberglaubens.

Nur zwei Lehrstühle für die Geschichte des Christentums sind in Italien vorhanden: in Rom und Neapel; und der in Neapel ist seit Jahren unbesetzt.

Doch der wichtigste Gegenstand auf dem Gebiet, von dem hier die Rede ist, ist die Frage des kirchlichen Eigentums. Mit ihr habe ich mich fast in jeder Rede über das Kultusbudget immer wieder beschäftigt. Und zwar nicht ohne Nutzen, wenn nicht auf dem Felde der Gesetzgebung, so doch in der öffentlichen Meinung; denn früher dachten nur wenige Leute in Italien daran, heute dagegen wird einem jeder Antiklerikale sagen, daß dies der eigentliche Ausgangspunkt für eine neue Kirchenpolitik ist.

Bekanntlich gibt es in Italien zwei große Administrationen für das Kirchenvermögen: die allgemeinen Verwaltungen der vakanten Pfründen, die den Besitz der erhaltengebliebenen Organismen — vor allem der Pfarreien — zu verwalten haben, und den Kultusfonds, der den zum größten Teile bereits ver-

Digitized by Google

äußerten und in Staatsrente umgewandelten Besitz der aufgehobenen Organismen verwaltet.

Die beiden Administrationen sind nach allgemeiner Ansicht sehr schlecht eingerichtet und funktionieren derart, daß sie den verwalteten Besitz langsam dem Ruin zuführen werden.

Was den Kultusfonds betrifft, so mag es genügen, zu bemerken, daß er durch die Gehaltserhöhungen für die Pfarrer, bei denen man vielfach mit politischen Begünstigungen sehr freigebig war, stärker belastet ist, als seine Mittel es vertragen, und jedes Jahr $2^1/_2$ Millionen Lire mehr braucht, als er zur Verfügung hat, so daß also das Kapital verringert wird.

Ueber die allgemeinen Verwaltungen der vakanten Pfründen ausführlich zu reden, würde zu weit führen. Es wird genügen, wenn wir sagen, daß sie nicht einmal im Besitz eines Inventars des Vermögens sind, das sie verwalten, und daß, als ich dies in der Kammer bei der letzten Diskussion über das Kultusbudget der vorigen Legislaturperiode zur Sprache gebracht hatte, der Minister Finocchiaro daraufhin einige Schritte getan hat, um dem abzuhelfen.

Das alles kommt von der Angst, die man immer gehabt hat, an den heikeln Gegenstand zu rühren. Und doch war in das Garantiegesetz schon im Jahre 1871 die formelle Verpflichtung zu einer Reform des kirchlichen Eigentums aufgenommen worden, und es hat nicht an Versuchen dazu gefehlt, die aber dann auf halbem Wege steckengeblieben sind und von denen kaum eine Erinnerung übriggeblieben ist.

Nach dem Beginn des Krieges in Afrika und als man, nachdem die Vorschüsse und die disponiblen Mittel der Staatskasse verbraucht waren, angstvoll nach Geld zu suchen begann, beantragte ich den Verkauf des in Grundbesitz angelegten Kirchengutes, dessen Wert nach einer sehr summarischen Berechnung, wie sie bei dem Fehlen genauer Angaben allein möglich ist, sich auf über 600 Millionen Lire schätzen läßt. Die Maßregel würde in keiner Weise einen antiklerikalen Charakter haben, da den Besitzern der Erlös in Staatsrente ausgezahlt werden würde. Hingegen würden, abgesehen von dem unmittelbaren Vorteil für das Aerar, viele administrative Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt werden, der heute so oft schlecht kultivierte ländliche Besitz der Pfarreien würde seinen ganzen Wert wiedererlangen und die endgültige Systematisierung des Kirchenvermögens würde erheblich erleichtert werden.

Doch das gegenwärtige System der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Italien erweist sich auch in andrer Hinsicht immer mehr als unvollkommen. Ich möchte hier nur zwei Fragen erwähnen, auf die ich ebenfalls umsonst die Aufmerksamkeit der Kammer und der Minister zu lenken versucht habe.

Im Ministerium Luzzatti war Kultusminister der kürzlich verstorbene Abgeordnete Fani, Mitglied der Rechten, ein Mann von tadellosem Charakter und hellem Verstand, der in den trefflichen Traditionen seiner Partei, auch auf dem Gebiete der Kirchenpolitik, erzogen, aber zaghaft im Handeln war, wie es die Verhältnisse der Zeiten und die Schwäche des Ministeriums, dem er angehörte,

Digitized by Google

verlangten. Gerade während er Minister war, wurde das Seminar in Perugia, Fanis Geburtsstadt, die er auch im Parlament vertrat, geschlossen, weil es in dem Verdacht stand, eine Brutstätte des Modernismus zu sein, und es wurde von den geistlichen Behörden seine Vereinigung mit einem der umbrischen Seminarien verfügt, wie es ähnlich in vielen andern Teilen Italiens gemacht wurde.

Nun ist es aber durch einen Artikel jenes nämlichen Garantiegesetzes, auf das man sich immer beruft, wenn es sich um die Vorrechte des Papstes handelt, das man aber in seinem bescheidenen Abschnitt von den Garantien des Staates gern vergißt, verboten, daß die Bestimmung der erhalten gebliebenen Kirchengüter irgendeine grundsätzliche Aenderung erfährt, ohne daß der Staat sich damit einverstanden erklärt hat. Die Vereinigung der Seminarien, erhalten gebliebener Einrichtungen, stellt eine sehr erhebliche Aenderung in der Bestimmung der ihnen zugehörigen Güter dar.

Ich richtete daher an den Minister die Frage, ob die Regierung über diese Vereinigung befragt worden sei und ob sie ihre Genehmigung erteilt habe. Zugleich fragte ich, ob der Minister in dem besonderen Falle von Perugia und Umbrien der Kammer nichts zu sagen habe. Fani antwortete mir, es sei grausam von mir, ihn in eine solche Verlegenheit zu bringen. Und die Kammer schien sehr glücklich über die Antwort zu sein.

Ein andrer Fall. Kürzlich ist das kanonische Recht in einem sehr wesentlichen Teile geändert worden: in dem, der sich auf die Unabsetzbarkeit der Pfarrer bezieht; diese können jetzt aus geringfügigen Ursachen und durch ein sehr summarisches Verfahren ihrer Stelle enthoben werden. Der päpstliche Autoritarismus sucht jedes Hindernis, das sich seiner Willkür, selbst in den unantastbarsten juristischen Traditionen, entgegenstellt, zu beseitigen.

Was wird nun der Staat tun, wenn es sich darum handeln wird, einem ohne Garantien abgesetzten Pfarrer die Einkünfte zu entziehen? Wer wird sich leichten Herzens zum Mitschuldigen der willkürlichen Entscheidungen der kirchlichen Behörden machen? Es sind bereits mehrere, und zwar ernste Fälle vorgekommen, in denen sogar die öffentliche Ordnung ernstlich und auf lange Zeit durch die Anwendung des Dekretes Pius' X. gestört worden ist; der Staat verharrt in seiner passiven Haltung. Mehrere Male ließ ich auf die Tagesordnung der Kammer eine Interpellation meinerseits über diese Verhältnisse setzen; aber die Sorge, daß die Frage durch ausweichende Erklärungen des Ministers, durch welche die kirchlichen Behörden nur mehr Mut bekommen würden, in ungünstigem Sinne präjudiziert werden könnte, hielt mich stets davon ab, ihre Erörterung zu verlangen.

Doch die Kirchenpolitik der abgelaufenen Legislaturperiode fand einen Abschluß, der für einen Augenblick eine Kriegsfanfare werden zu sollen schien: die Diskussion über die Verweigerung des Exequatur für Monsignore Caron. Das Resultat der langen Diskussion war nur die mit vieler Emphase abgegebene Erklärung des Ministers, daß der Staat das Recht habe, vor der Erteilung des

Digitized by Google

Exequatur die Antezedentien und die Verdienste des Kandidaten vom Gesichtspunkt seiner eignen Sicherheit und des Schutzes der öffentlichen Ordnung zu prüfen. Ich fragte damals den Minister, ob wir einen einzelnen, durch äußere Umstände bedingten Fall vor uns hätten oder ein organisches, zusammenhängendes Prinzip, das man von jetzt ab auf diesem Gebiet gelten lassen wolle. Spätere Ereignisse haben auf meine Frage besser geantwortet als der Minister; man stand damals gerade vor den Wahlabkommen zwischen der Unione Elettorale Cattolica und dem Ministerium des Innern; und die Regierung wollte sich mit der geschickten Drohung instand setzen, mit ihren Forderungen schwerer in die Wagschale zu fallen.

Bekanntlich wird die Ursache für diese Zaghaftigkeit der Zweiten italienischen Kammer in Kultusfragen in der Abhängigkeit vieler Abgeordneter von den katholischen Wählern gesucht. Da die einzige straff organisierte Partei im Lande die Sozialisten sind, müssen fast alle andern Abgeordneten sich mit allen Mitteln eine persönliche Basis schaffen und sichern, die stark genug ist, um gegnerischen Interessen und Gruppen, die an ihr nagen, Widerstand zu leisten. Klerikale und Klerus haben sehr oft einen großen Anteil an diesem gemischten Anhang; wer sie vor den Kopf stoßen und sich gegen sie wenden wollte, würde eine furchtbare Koalition gegen sich hervorrufen und seine persönliche Basis zerstören. Die Kirche hat eingesehen, daß dieser Zustand ihr außerordentlich günstig ist, und verhindert mit großer Zähigkeit, daß die Katholiken sich als politische Partei differenzieren, um so mehr, als in Anbetracht der Tatsache, daß sie und die staatliche Verwaltung die beiden großen Gewalten sind, in deren Händen sich die Fäden des lokalen Lebens befinden, viele Abgeordnete von ihnen und den Abmachungen, die sie untereinander treffen, auf Gnade und Ungnade abhängen.

Das allgemeine Wahlrecht hat da, wo es nicht die sozialistische Organisation gekräftigt hat, diesen Zustand noch verschlimmert; es ist daher erklärlich, daß die Abgeordneten der vergangenen Legislaturperiode unmittelbar vor seiner ersten Anwendung besonders ängstlich waren, und daß diese Periode in bezug auf die Kirchenpolitik noch unfruchtbarer war als die vorhergehenden.

Der Abgeordnete Sonnino, der eines Tages mit mir über die Ideen sprach, die ich in der Kammer zur Erörterung zu bringen suchte, erklärte mir, er sei von der Richtigkeit vieler von ihnen überzeugt, ich würde aber, fügte er hinzu, vergeblich die Zustimmung des Parlaments zu erlangen suchen, solange das Land schweige und beiseite stehe; die öffentliche Meinung sei daher der einzige Weg, auf dem man zur Kammer gelangen könne.

Ich habe es in den letzten vier Jahren nicht daran fehlen lassen, mit allem Nachdruck an diese öffentliche Meinung zu appellieren; ich habe über 150 Vorträge gehalten, fast immer über diese Fragen und in allen Gegenden von Italien, von Catania bis Belluno, von Palermo bis San Remo. Zahllose Einladungen ergingen an mich, was zum Teil auf die Neugierde, das Interesse und die Erwartung zurückzuführen war, die mein dramatischer Konflikt mit der Kirche geweckt hatte.

Digitized by Google

Ueberall legte ich mit aller Deutlichkeit und Offenheit meine Ideen auf dem Gebiete des Antiklerikalismus dar, die in vieler Hinsicht von den landläufigen so sehr verschieden waren, und reicher, oft von glühender Begeisterung beseelter Beifall wurde mir zuteil. Oftmals kam es vor, daß Personen der verschiedensten Gruppen und Schulen zu mir sagten: „Sie haben den Ideen vortrefflichen Ausdruck gegeben, die wir hatten, die wir aber nirgends zu lesen oder zu hören bekamen und die wir kaum für uns selbst im vertrauten Gespräch in Worte zu kleiden wußten."

Doch die Arbeit eines Mannes reichte nicht aus, um in Dingen, die nicht unmittelbar mit den wirtschaftlichen Interessen verknüpft sind, und auf der Spur von Ideen, die vielen Gewohnheiten geistiger und moralischer Trägheit, auch bei den extremen Parteien, einen Stoß versetzten, eine Bewegung in der öffentlichen Meinung hervorzurufen. Eine Organisation war notwendig. An eine solche hatte ich bereits Anfang 1911 zu denken begonnen, die Idee einer nationalen Versammlung zum Studium der kirchenpolitischen Probleme lanciert und die ersten vielversprechenden Zustimmungserklärungen gesammelt — als der Krieg in Nordafrika gusbrach und die Aufmerksamkeit des Landes stark in Anspruch nahm.

Jetzt, wo die Debatten über den Krieg in Nordafrika geschlossen sind und die ernstesten Probleme der inneren Politik wieder kräftig an die Türen klopfen, ist das der Beziehungen zwischen der Kirche und dem Staat mit einem Male in die erste Reihe getreten, zum augenscheinlichen Bedauern aller jener, deren bequeme geistige Gewohnheiten und politische Interessen es stört.

Die erste Anwendung des allgemeinen Wahlrechts hat in dieser Hinsicht die Ereignisse beschleunigt. Es war leicht vorauszusehen, daß das Auftreten von fünf Millionen neuer Wähler, zum größten Teil Analphabeten und Bauern, auf der Bühne des politischen Lebens die beiden extremen Parteien deren Verheißungen den Massen am leichtesten einleuchten, die Sozialisten und die Klerikalen, verstärken würde. Der Klerus hat sich des Einflusses, den er noch immer auf einen sehr großen Teil unsrer Landbevölkerung ausübt, bedient, um sich zu einer gewaltigen Macht ein Wahlkamaf auszubilden.

Als Herr Giolitti die neue Macht der klerikalen Partei gesehen hatte, wußte er, obwohl er mit den Radikalen und nach einem demokratischen Programm regierte, nichts Besseres zu tun, als mit den Klerikalen zu unterhandeln. Und da der Vatikan nichts sehnlicher wünschte als meinen Sturz, so opferte Herr Giolitti den Klerikalen meinen Kopf, trotzdem er der radikalen Partei gegenüber die Verpflichtung, alle abfallenden Radikalen zu bekämpfen, und mir persönlich gegenüber die Verpflichtung, mich zu unterstützen, übernommen hatte, obwohl ich von ihm nichts andres als Neutralität verlangte. Alle von der Regierung abhängenden Behörden meiner Provinz erhielten den Befehl, sich meinem Gegner und dem örtlichen Klerus, der fast allein den Feldzug gegen mich führte, zur Verfügung zu stellen. Nimmt man zu dieser Haltung der Regierung hinzu noch die Feindschaft der Sozialisten und der Republikaner gegen mich, die den wahren Charakter des Kampfes nicht erkannten, und die Skrupellosigkeit, mit

Digitized by Google

der der Klerus die merkwürdigsten Pressions- und Einschüchterungsmittel zur Anwendung brachte, so wird man sich erklären können, wie sich unter den 11 500 analphabetischen Wählern, die zu den 4000 von früher hinzugetreten waren, ein paar Hundert Stimmen mehr zusammenbringen ließen, als auf meinen Namen abgegeben wurden.

Die Wirkungen des seltsamen Abkommens zwischen dem Vatikan und dem Palazzo Braschi werden lange auf dem italienischen politischen Leben lasten. Inzwischen ist das Ministerium Giolitti gestürzt, durch die Absage der Radikalen, die einen Monat vorher von der radikalen Partei durch die mit großer Mehrheit erfolgte Annahme eines Antrags von mir auf ausdrückliche Verurteilung des Verhaltens der Regierung bei den Wahlen und der daraus entstandenen Lage beschlossen worden war.

Während die Kammer, ohne ihren Weg finden zu können, unter den Schwierigkeiten des ersten Problems sich abzappelt, wird im Lande wieder lebhaft agitiert und der Kampf organisiert. Die Klerikalen stehen alle in Waffen gegen den Gesetzentwurf, nach dem bei den Ehen der Katholiken die Ziviltrauung der kirchlichen vorhergehen soll. Die Antiklerikalen rüsten sich, ohne diesem zweifelhaften und wenig wirksamen Gesetzentwurf große Bedeutung beizulegen, zum Kampf auf einem viel weiteren Felde. Und wir werden trachten, daß dieser Kampf nicht mit Intoleranz und zur Verfolgung unternommen und geführt werde, sondern mit einem feurigen und lebendigen Geist religiöser Freiheit, als Kampf nicht gegen die Religion, sondern gegen den Klerikalismus, der sie zu politischen, herrschsüchtigen Zwecken biegt und verdreht. Zu diesem Zwecke haben wir kürzlich in Rom eine „Comitato nazionale di azione laica" begründet, das seine Tätigkeit unter erfreulichen Auspizien beginnt.

Die Zellen und der Organismus

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Alle Organismen bauen sich aus Zellen auf und aus Substanzen, die zwischen ihnen liegen und von ihnen gebildet wurden. Diese Zwischensubstanzen sind es in erster Linie, die dem Körper seine äußere Form geben, die Zellen aber sind die eigentlichen Träger des Lebens, der mannigfaltigen funktionellen Vorgänge, die sich in uns abspielen. Ihren Aufgaben aber können sie nur dann gerecht werden, wenn sie nicht beliebig durcheinander liegen, sondern in einer durch die Vererbung festgelegten Weise in den Körper eingefügt, wenn die gleichartigen Zellen zu Organen vereinigt sind. So haben sie denn auch alle innerhalb der Gewebe, denen sie angehören, das engste Verhältnis zu ihren Nachbarn, zu den ernährenden Blutgefäßen und zum Nervensystem. Die Zellen der ver-

Digitized by Google

schiedenen Organe aber, die nicht in räumlicher Verbindung miteinander stehen, wirken teils durch Stoffwechselprodukte, die von ihnen gebildet werden, in die im Körper kreisenden Flüssigkeiten gelangen und in ihnen den übrigen Teilen zufließen, teils durch Vermittlung des Nervensystems aufeinander ein. So sind die Zellen alle gegenseitig auf sich angewiesen und bilden einen nach jeder Richtung in sich abgestimmten Organismus. Nur in einem so beschaffenen Körper, nur bei voller Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen können die einzelnen Zellen das leisten, was ihnen nach ihrer Beschaffenheit zukommt. Daher müssen sie bei jeder Aenderung der engen Zusammengehörigkeit in ihrer Tätigkeit gestört und unter Umständen so geschädigt werden, daß auch ihre Existenz in Frage gestellt wird. Besonders ausgesprochen werden diese Folgen dann eintreten, wenn Zellen von ihren Nachbarelementen völlig getrennt, wenn sie mit andern Worten von der Organisation losgelöst, aus ihr ausgeschaltet werden oder wenn sie gar den Zusammenhang mit dem Körper ganz verlieren. Können sie unter solchen Verhältnissen überhaupt noch leben? Das ist die Frage, mit der wir uns etwas genauer beschäftigen wollen. Wir wissen freilich, daß es einzellige Lebewesen gibt (Amöben usw.), die einzeln für sich, unabhängig von ihren Genossen existieren können, aber es ist nicht ohne weiteres zu erwarten, daß auch die Zellen unsres Körpers noch fähig sein werden, als einzelne voneinander getrennte, aus der Organisation herausgelöste Gebilde ihr Dasein zu fristen. Man wird vielmehr eher vermuten, daß sie diese Fähigkeit innerhalb des komplizierten Organismus, in dessen Leben sie eine bestimmte Rolle spielen, verloren haben.

Aber man könnte allerdings auf andre Gedanken kommen, wenn man berücksichtigt, daß in unserm Körper nicht alle Zellen zueinander in jenem festen räumlichen Verhältnis stehen, daß es vielmehr solche gibt, die eine nicht geringe Selbständigkeit besitzen. Ich meine die im Blute neben den weit zahlreicheren roten Blutkörperchen befindlichen weißen Blutzellen, die auch in den Gewebssäften (der Lymphe) vorhanden sind und als runde, einzeln für sich existierende Elemente mit den Flüssigkeiten umhergetrieben werden, aber auch an den Wänden der Blut- und Lymphgefäße sich kriechend bewegen können. Sie leben also nicht in einem festen Verbande, werden auch nicht durch Nerven beeinflußt und befinden sich insofern außerhalb der Organisation. Aber sie stehen in ihr doch wieder deshalb, weil sie in Flüssigkeiten von bestimmter Zusammensetzung leben und in ihnen dem Einfluß der aus andern Zellen stammenden Stoffwechselprodukte unterliegen. Darauf sind sie angewiesen, diesen Bedingungen sind sie angepaßt. Sie befinden sich also trotz ihrer räumlichen Isolierung nicht außerhalb der Organisation, und so kann man aus ihrem Verhalten keine Anhaltspunkte zur Lösung der Frage gewinnen, ob Zellen unsers Körpers selbständig für sich zu leben vermögen.

Aber eben diese weißen Blutkörperchen bieten uns Gelegenheit, der Frage weiter nachzugehen. Die Zellen vermögen nämlich nicht nur ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort zu verlassen, sondern völlig aus dem Körper herauszuwandern.

Digitized by Google

Sie tun es unter durchaus normalen Verhältnissen regelmäßig an bestimmten Stellen, und zwar auf der Innenfläche der Mund- und Rachenhöhle. Durch die Schleimhaut dieser Teile kriechen sie beständig hindurch und gelangen so in die Mundflüssigkeit, die von Speichel gebildet wird. Hier finden wir sie als sog. Speichelkörperchen, deren in einem Kubikmillimeter zwischen tausend und fünftausend vorhanden sind. Es handelt sich also um nicht ganz unbeträchtliche Mengen von Zellen, die auf diese Weise den Körper verlassen, sich aus seiner Organisation lösen.

Wie steht es nun mit der Lebensfähigkeit dieser auf sich selbst angewiesenen Zellen? Zweifellos nicht gut. Sie vermögen in dem Speichel nur kurze Zeit weiterzuleben, sie gehen bald zugrunde. Ihnen fehlt der Einfluß der normalen Flüssigkeiten, denen sie angepaßt waren. Der Speichel kann ihnen keinen Ersatz bieten, ihr Absterben wundert uns daher nicht.

Dieser Untergang außerordentlich zahlreicher Zellen ist auf den ersten Blick eine sehr auffallende Erscheinung. Wie kommen diese lebenden Wesen dazu, sich selbst dem Tode zu weihen? Wir verstehen es nur oder gewinnen wenigstens einen gewissen Anhaltspunkt, wenn wir uns vorstellen, daß eben in dem Verlassen des Körpers und in dem Uebertritt in den Speichel ein funktioneller Vorgang gegeben ist. Wir dürfen die Aufgabe der Zellen darin sehen, daß sie ähnlich wie bei der noch zu besprechenden Entzündung einen die Bakterien des Mundes in ihrer Entwicklung hemmenden Einfluß ausüben. Denn wir haben im Speichel stets auch Mikroorganismen, die unter Umständen krankheiterregend wirken können, für gewöhnlich aber in einem abgeschwächten, nicht schadenden Zustand vorhanden sind. Wir dürfen annehmen, daß diese Abschwächung durch die ausgewanderten Zellen herbeigeführt wird, und zwar durch Stoffe, die von ihnen abgegeben oder durch ihren Untergang frei werden. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir das Absterben der Speichelkörperchen, wenn es auch mit einer Trennung aus dem organischen Verbande einhergeht, doch wieder als einen Vorgang betrachten, der in die Organisation im funktionellen Sinne hineinpaßt.

Wir wenden uns nun zu einem zweiten Falle, in dem es sich ebenfalls um eine Lösung von Zellen aus dem Körper handelt. Er betrifft die Lunge. In ihren feinsten Hohlräumen, in den sog. Alveolen, d. h. in den an den Enden der Luftröhrenverzweigungen sitzenden Bläschen, in die beim Atmen die Luft eindringt, um ihren Sauerstoff an das Blut abzugeben, leben beständig Zellen, die aus dem Lungengewebe frei, von ihm unabhängig geworden sind und nun auf seiner, den Raum der Alveolen begrenzenden Innenfläche selbständig umherkriechen. Sie sind also stets mit der Luft in Berührung, dadurch aber auch mit allen jenen feinsten Staubpartikelchen, die wir beständig einatmen. Es handelt sich in erster Linie um Körnchen von Kohle und Ruß, die in unsrer Atemluft enthalten sind und die, wenn auch mit jedem Atemzug nur in sehr kleinen Mengen, doch während längerer Zeit so reichlich in die Alveolen hineinkommen würden, daß sie diese verstopften und die Sauerstoffaufnahme beeinträchtigten. Ihre Entfernung ist also notwendig und wird zum Teil von jenen Zellen geleistet.

Digitized by Google

Sie beladen sich mit den Staubpartikeln, indem sie sie auffressen. Nachdem sie aber genügende Mengen aufgenommen haben, wandern sie aus den Alveolen heraus und in die Luftröhrenverzweigungen hinein, um von da mit dem Schleim ausgeworfen zu werden. Wir finden sie in ihm als sog. Staubzellen wieder. Damit sind sie aber selbstverständlich dem Untergange geweiht, die Trennung aus der Organisation läßt sie dem Tode verfallen.

Aber der Beantwortung unsrer Frage bringen sie uns schon näher. Denn sie leben zweifellos in den Lungenalveolen viel länger als die weißen Blutkörperchen im Speichel. Sie vermögen dort sicherlich mehrere Tage und Wochen, vielleicht noch viel länger, zu existieren. Sie zeigen uns also, daß die Trennung aus dem organischen Verbande nicht unbedingt und schnell tödlich ist. Aber freilich handelt es sich hier um Bedingungen, denen die Zellen seit langer Zeit durch Vererbung angepaßt sind. Man kann also nicht eigentlich sagen, daß sie völlig unabhängig vom Körper, ganz losgelöst von seiner Organisation leben. Doch sind sie immerhin schon wesentlich selbständiger als jene weißen Blutkörperchen, die außerhalb des Körpers rasch zugrunde gehen.

Weitere Beispiele, in denen Zellen den Organismus unter Bedingungen verlassen, die eine Prüfung ihrer Existenzfähigkeit zuließen, haben wir nicht. Wenn nun aber die angeführten uns nicht zum Ziele verhalfen, dann sind wir genötigt, die Zellen zunächst unter Verhältnissen zu betrachten, die eine weniger weitgehende Aenderung ihrer Lebensbedingungen mit sich bringen. Sie können nämlich, auch ohne daß sie aus dem Körper austreten, also in ihm den organischen Zusammenhang mit den gleichartigen und andern Nachbarelementen verlieren, dadurch auf sich selbst gestellt werden und nun zu erkennen geben, ob sie ohne die normalen Beziehungen zu den übrigen Körperbestandteilen zu leben vermögen.

So ist es zunächst einmal bei der Entzündung. Sie ist dadurch gekennzeichnet, daß weiße Blutkörperchen in großen Mengen aus den Blutgefäßen auswandern, also ihre normale Umgebung verlassen, sich in den Spalten der Gewebe zunehmend anhäufen und eben dadurch sich selbst aus der Organisation lösen. Und diese Isolierung ist für sie gleichbedeutend mit dem Untergang. Kein weißes Blutkörperchen kehrt in den Blutkreislauf, in die gewohnten Verhältnisse zurück, sie gehen alle zugrunde. Und zwar auch in den Fällen, in denen die Entzündung nicht durch nachteilig wirkende Bakterien, sondern durch Stoffe hervorgerufen wird, die ihnen keinen besonderen Schaden zu tun imstande sind.

Handelt es sich in diesem Beispiel wieder um jene weißen Blutzellen, von deren Auswanderung in die Mundhöhle wir oben sprachen, so kommen wir nun zu Zellen, die jenen in den Lungenalveolen lebenden nahestehen. In dem unsern Körper überall durchziehenden, die funktionellen Teile zusammenhaltenden Bindegewebe gibt es überall Zellen, die hier für gewöhnlich ruhig liegen, unter Umständen aber lebhaft wanderfähig sind. Sie bekleiden die Spalten und Kanäle, in denen die Lymphe fließt, können sich aber sehr leicht ablösen und sich kriechend bewegen. Solange das innerhalb der ihnen zukommenden Bahnen geschieht, sind sie voll

Digitized by Google

lebensfähig. Sie vermögen sich auch, wenn sie ihre Wanderung beendet haben, wieder festzusetzen und haben die Aufgabe, allerlei körnige oder gelöste, in der Lymphe befindliche Substanzen aufzunehmen und, wenn möglich, zu verarbeiten.

Diese Zellen vermögen nun in bestimmten Fällen aus ihrer eben skizzierten Organisation auszutreten und in Gebiete einzuwandern, die zwar räumlich noch im Körper liegen, aus seinem organischen Zusammenhang aber ausgeschaltet sind. Es handelt sich um abgestorbene, tote Teile, und zwar speziell um solche des Gehirns. Wenn in ihm, besonders bei Arterienverkalkung, Blutgefäße verschlossen sind, dann gehen die von ihnen sonst versorgten Gebiete zugrunde. Ihre Substanz zerfällt in einen Brei, es entsteht ein manchmal wallnußgroßer oder noch umfangreicherer Erweichungsherd. In ihn wandern nun jene Zellen in ungeheuren Mengen hinein, beladen sich mit dem Fett der untergegangenen Gehirnsubstanz und schwellen dabei oft erheblich an. Aber sie befinden sich in dem zerfallenen Bezirk außerhalb jeder Organisation, und so fragt es sich, ob und wie lange sie unter diesen Bedingungen zu leben vermögen. Sie können es zweifellos nur eine beschränkte Zeit, denn sie verschwinden nach einigen Wochen wieder, und zwar weil sie teils schon in jenem Herde absterben, teils weil sie aus ihm wieder herauswandern und dann anderswo im Körper sich auflösen. Aber sie bleiben doch immerhin einige Zeit lebensfähig, und das ist um so mehr zu beachten, als in der abgestorbenen Gehirnsubstanz von einer ererbten Anpassung an die abnormen Lebensverhältnisse nicht die Rede sein kann.

Doch ist auch dieses Beispiel nicht entscheidend. Wir können aus ihm ebensowenig wie aus den früheren entnehmen, ob die Zellen auf die Dauer außerhalb der Organisation am Leben zu bleiben vermögen. Wir wollen uns daher jetzt zum Experiment wenden und an seiner Hand feststellen, ob künstlich abgetrennte Zellen unabhängig vom Körper existieren können.

Darüber besitzen wir aus der neueren Zeit sehr interessante Erfahrungen. Es ist zuerst dem Amerikaner Harrison, darauf in ausgedehnten Versuchen Carrel u. a. gelungen, vom Körper abgetrennte Zellen in ähnlicher Weise zu züchten, wie wir es bei den Bakterien tun. In die farblose, von den roten Blutkörperchen befreite Blutflüssigkeit (das Plasma), die unter sorgfältiger Vermeidung jeder Verunreinigung bei Körpertemperatur aufbewahrt wird, bringt man kleine Stückchen lebenden Gewebes. Am besten haben sich dazu die Gewebe des Embryo, ferner die der zellreichen Geschwülste, viel weniger gut die des normalen, erwachsenen Körpers geeignet. Wenn man nun mit dem Mikroskop untersucht, dann sieht man aus jenen Stückchen in das umgebende Plasma eine Menge von Zellen einwachsen. Sie wandern selbständig hinein, sie schwärmen nach allen Richtungen darin aus und durchsetzen es oft in zierlicher, strahlenförmiger Anordnung. So ist es wenigstens mit den Zellen, die dem sog. Bindegewebe und den von ihm abzuleitenden Geschwülsten angehören, während andre Elemente, die im Organismus unter sich enger zusammenhängen, wie die Epithelien, d. h. die Zellen an der gesamten Oberfläche unsers Körpers und in allen Drüsen, mehr in festen geschlossenen Zügen wachsen. Nun hat man allerdings bezweifeln

Digitized by Google

wollen, daß es sich bei diesen gesamten Erscheinungen um ein eigentliches Wachstum handle. Man hat gemeint, daß lediglich eine Loslösung von Zellen aus dem abgetrennten Gewebestückchen und ihre Einwanderung in das Plasma, nicht aber eine Vermehrung vorläge. Aber dieser Einwand konnte von verschiedenen Seiten zurückgewiesen werden. Man vermochte die Teilung der Zellen aus den mikroskopischen Befunden mit Sicherheit zu erschließen. Außerdem aber gelang es, aus der ersten Kultur der Zellen etwas Material in eine zweite Menge Plasma zu übertragen und hier die gleichen Vorgänge an den Zellen beobachten. Man konnte dann dieses Verfahren mit dem gleichen Erfolge beliebig oft wiederholen und dadurch beweisen, daß in jeder Kultur immer aufs neue eine Vermehrung stattgefunden haben mußte. Dieses Resultat lehrt aber nicht nur, daß die Zellen außerhalb der Organisation leben und wachsen können, es legt vielmehr auch die theoretische Möglichkeit nahe, daß die Zellen ins Unbegrenzte weiter gezüchtet werden, daß sie also gleichsam wieder zu selbständigen einzelligen Lebewesen werden könnten. Doch würde das immerhin voraussetzen, daß ihnen stets wieder neues Nährmaterial geboten würde, und dieses könnte doch nur von dem Körper geliefert werden, dem sie entnommen wurden. Innerhalb einer beliebig zusammengesetzten Nährflüssigkeit würden die Zellen nicht wachsen. Und insofern blieben sie also doch dauernd zu der Organisation, der sie entrissen wurden, in Beziehung. Völlig unabhängig von ihr werden sie also nicht wieder. Ihre Anpassung an das Leben in einem zusammengesetzten Körper verlieren sie nicht mehr.

Diese Erkenntnis führt nun aber zu der Frage, ob die Lebensbedingungen für die abgetrennten Zellen nicht noch günstiger sein würden, wenn man sie nicht außerhalb des Körpers züchtete, sondern wenn man sie an irgendeiner andern Stelle in seine Gewebe (oder auch in die eines andern Individuums) einführte, wo sie dann ja von seinen dem Plasma gleichwertigen Flüssigkeiten dauernd umspült würden. Hier wäre eine immer wiederholte Uebertragung in neues Nährmaterial nicht erforderlich, die Zellen blieben an derselben Stelle liegen und wären trotzdem gut mit Nahrung versorgt. Aber da darf man nun nicht vergessen, daß die eingebrachten Elemente für die Gewebe, in denen sie leben sollen, Fremdlinge darstellen, und daß der Organismus sich dadurch gegen sie zur Wehr setzt, daß er Stoffe produziert, die den fremden Zellen schädlich sind. So wäre an die dauernde Existenz in die Körpersäfte übertragener Zellen nur zu denken, wenn diese sich an die ihnen entgegentretenden ungünstigen Verhältnisse gewöhnen könnten.

Daß eine derartige Anpassung aber möglich ist, wissen wir durch die Erfahrungen, die wir bei den Geschwülsten gemacht haben. Man kann nämlich bei Tieren von ihnen Stückchen abtrennen und an andre Stellen desselben Körpers oder auch in andre Individuen mit Erfolg übertragen. An den neuen Orten und in den andern Tieren wachsen die eingebrachten Geschwulstzellen zu neuen Tumoren heran. Dasselbe sehen wir aber auch ohne künstlichen Eingriff eintreten, wenn sich beim Menschen von einer Geschwulst, z. B. einem Krebs,

Digitized by Google

Zellen ablösen und in das Blut gelangen, mit ihm an andre Körperstellen getragen werden und dort sitzen bleiben. Dann wachsen sie an und liefern die neuen Geschwulstknoten, die wir Metastasen nennen. Die Leichtigkeit, mit der das geschieht, erklärt sich daraus, daß die Zellen sich schon innerhalb der ersten Geschwulst an die Bedingungen eines außerhalb der Organisation vor sich gehenden Wachstums gewöhnt haben. Denn eine Geschwulst ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht in den Verband des Körpers eingefügt, daß sie von ihm unabhängig, ihm gegenüber eine Art von fremdem Produkt ist. Sie steht mit den umgebenden Geweben nur in einem räumlichen Zusammenhang, etwa so wie die Pflanzenknolle mit dem umgebenden Erdreich. Sie entnimmt ihnen die mit den Blutgefäßen zugeführte Nahrung, hat aber im übrigen zu ihnen keine engere Beziehung. Trotzdem wachsen ihre Zellen oft außerordentlich lebhaft und breiten sich in die Umgebung so aus, wie sie es in dem Plasma außerhalb des Körpers tun. Da sie ihm aber ursprünglich angehört und sich in ihm von ihrer Umgebung getrennt haben, um selbständig weiter zu wachsen, so kann man in der Existenz der Geschwülste einen Beweis dafür erblicken, daß Zellen unsers Körpers losgelöst vom organischen Verbande zu leben vermögen.

Wenn diese Auffassung allgemein anerkannt wäre, dann hätten wir auch auf diesem Wege wie auf dem der obigen Experimente die uns interessierende Frage bejahend beantwortet.

Aber wir müssen uns hier auf einen Widerspruch gefaßt machen. Man wendet nämlich ein, man könne das Geschwulstwachstum deshalb nicht verwerten, weil die bei ihm in Betracht kommenden Zellen nicht mehr dieselben Elemente seien, wie sie im normalen Körper vorhanden sind. Sie hätten vielmehr, bevor sie sich aus dem Verbande trennten, eine wesentliche Aenderung erfahren, durch die sie eben fähig geworden seien, sich selbst auszuschalten und zu einer Geschwulst heranzuwachsen. Ihr Leben außerhalb der Organisation bewiese also nicht, daß auch die normalen Zellen imstande seien, unter ähnlichen Verhältnissen zu existieren. Wir müssen also fragen, ob auch diesen die Fähigkeit zukommt, wie die Geschwulstzellen bei Uebertragung in die Gewebe desselben oder eines andern Körpers weiterzuleben. Gewiß wird man hier zunächst daran denken, daß der Chirurg häufig solche Verpflanzungen vornimmt, daß er z. B. auf Wunden der Haut, die sich ohnedem nicht schließen wollen, Hautstücke transplantiert und zum Anheilen bringt, die er von andern Körperstellen oder von andern Menschen abgetrennt hat. Aber dieses Verfahren entspricht nicht dem Sinne unsrer Erörterung. Denn hier werden die Hautteile nicht außerhalb der Organisation eingepflanzt, es ist vielmehr gerade das Bestreben, sie wieder so in das Ganze einzufügen, wie sie es vorher gewohnt waren.

Uns interessieren also weit mehr die Versuche, in denen man die verschiedenartigsten Gewebestückchen irgendwo eingepflanzt hat, wo sie unter normalen Verhältnissen nicht liegen, also z. B. Hautpartikel tief in die Weichteile, in die Leber usw. Auch hier ist ein Anwachsen möglich, wenn auch nicht bei allen Zellarten. Besonders kompliziert gebaute und deshalb sehr empfindliche Elemente,

Digitized by Google

wie z. B. die Ganglienzellen, gehen zugrunde. Andre aber bleiben am Leben, und bei ihnen können wir wieder ein wechselndes Verhalten beobachten. Die einen heilen ein, ohne weitere Veränderungen zu zeigen. Sie können oft nach vielen Jahren noch nachgewiesen werden, und leben also dauernd außerhalb der Organisation. Andre können sogar eine Funktion ausüben. Wieder andre zeigen Wachstumserscheinungen, die verpflanzten Stücke nehmen langsamer oder schneller an Umfang zu. In diesen Fällen können die Zellen sich demnach sogar lebhaft vermehren, ohne in einem organischen Verband eingefügt zu sein. Meist freilich bildet sich das neue Gewebe nach einiger Zeit wieder zurück. Zuweilen aber erhält es sich und so entstehen relativ große Produkte, die man den Geschwülsten an die Seite stellen kann. Am besten gelingt es, wenn man die zu verpflanzenden Zellen einem Embryo entnimmt. Hier hat man in einzelnen Versuchen ein überraschend umfangreiches Wachstum beobachtet und sogar Geschwülste entstehen sehen, die sich wie bösartige Neubildungen verhielten und wieder auf andre Tiere verpflanzt werden konnten. Das ist ein sehr bemerkenswertes Resultat. Es ergab sich, trotzdem man nichts andres gemacht hatte, als daß man embryonale, in energischem Wachstum begriffene Zellen außerhalb der Organisation in einen andern Körper verpflanzte und sie hier sich selbst überließ. Und nun sah man, daß sie sich hier ebensogut, ja quantitativ noch viel weitergehend vermehrten, als es die Zellen tun, die man im Plasma züchtet. Durch ihre Wucherung entstand die bösartige Geschwulst. Nun wendet man freilich ein, es handle sich nicht im strengen Sinne um ein Wachstum der verpflanzten Zellen, diese hätten sich vielmehr zunächst unter den ungewohnten Bedingungen des neuen Nährbodens geändert und seien in dem oben erwähnten Sinne neue eigenartige Elemente geworden. Aber wenn wir auch einmal die Richtigkeit dieser Vorstellung anerkennen wollten, dann bliebe doch das eine bestehen, daß die Zellen diese Umwandlung erfahren hätten, weil sie aus dem normalen Zusammenhang getrennt und in einen andern Körper verpflanzt wurden. Das Entscheidende bleibt also unter allen Umständen das Leben außerhalb der Organisation. Und so können wir in andrer Form wiederholen, was wir oben schon sagten: Geschwulstbildung ist Wucherung von Zellen unsers Körpers außerhalb der Organisation, aber innerhalb des Organismus.

Die eingangs gestellte Frage aber haben wir in bejahendem Sinne beantwortet. Die Zellen unsres Körpers vermögen unabhängig von dem normalen Verbande und bei stets neu zugeführter, ihnen angepaßter Nahrung auch losgelöst vom Organismus zu leben.

Digitized by Google

Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung

Von

Ernst Posse

Um zu einer Erfassung des Wesens der modernen Zeitung zu gelangen, werden wir zu untersuchen haben, was sie als Erscheinung unsres Wirtschaftslebens ist, was sie als Einrichtung unsres öffentlichen Lebens bedeutet und bedeuten soll, und wie sich diese beiden anscheinend einander widersprechenden Wesensarten, die wirtschaftliche und die öffentliche, so miteinander vereinigen lassen, daß die Zeitung mit Recht als das wirksamste Institut der öffentlichen Meinung gelten kann.

Betrachten wir die Zeitung zunächst als Erscheinung des wirtschaftlichen Lebens.

Volkswirtschaftlich gesprochen ist die Zeitung als kapitalistisches Erwerbsunternehmen das Gut, das im allgemeinen Teil das Bedürfnis befriedigt, Neues zu erfahren und beurteilt zu sehen, und das im Anzeigenteil dem privatwirtschaftlichen Verkehr als Vermittler von Angebot und Nachfrage dient.

Das Bedürfnis, Neues zu erfahren, ist so alt wie die gesellige Menschheit. Die ursprüngliche Organisation des Nachrichtenverkehrs entspringt indes hauptsächlich dem sozialen Selbsterhaltungstrieb, vor allem dem Schutz- und Trutzbündnis gegen den Feind. Mit der fortschreitenden Kultur und der Festigung der Staatenbildung trat neben dem Sicherheitszweck der Machtzweck des Staates mehr und mehr hervor, und wir sehen, daß die Machthaber, die berufen sind, für die Sicherheit des Staates zu sorgen und seine Macht und sein Ansehen zu fördern, vor allem bestrebt sind, auf den Nachrichtenverkehr ihre Hand zu legen und ihn zu monopolisieren. Diese Bestrebungen heben sich um so deutlicher ab, je mehr sich auch der dritte Staatszweck, die Erhaltung und Fortbildung der Rechtsordnung entwickelt, je deutlicher das zu erkennen ist, was wir heute öffentliche Meinung nennen, ein Publikum, das nicht nur begierig ist, Neues zu erfahren, sondern auch das Bedürfnis hat, zu der ihm bekannt gewordenen Nachricht seine Ansicht zu sagen, Kritik zu üben. Dieses Bedürfnis bekundete sich durch das geschriebene, aber auch durch das gesprochene Wort, und Bücher verweist in seiner Entstehung der Volkswirtschaft darauf, wie das unruhige Paris des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in der erzählten oder gesprochenen Zeitung, die selbst der geschriebenen Zeitung voraufging, die Geburtsstätte der Urzeitung war. Dort versammelten sich auf dem Pont Neuf und den öffentlichen Plätzen Gruppen von Bürgern, die sich die Tagesereignisse mitteilten und weitersprachen. Diese Nouvellistes hielten regelmäßige Zusammenkünfte ab und werden von den zeitgenössischen Schriftstellern vielfach erwähnt. Noch Montesquieu beschäftigt sich mit ihnen im 130. seiner Persischen Briefe. Der Spott, mit denen er diese Neuigkeitskrämer überschüttet, mutet zuweilen an, als ob er von ameri-

Digitized by Google

kanischen Sensationsblättern des zwanzigsten Jahrhunderts spräche. „Diese Leute," so sagt er, „waren dem Staat zu nichts nütz, sie selbst hielten sich zwar für hervorragende Geister und wälzten große Pläne." — „Ihre Unterhaltungen," so fährt er fort, „entspringen einer frivolen und lächerlichen Neugier. Es gibt kein noch so verschwiegenes Kämmerlein, in das sie nicht eindringen. Nie würden sie zugestehen, etwas nicht zu wissen. Sie wissen, wie viele Frauen unser erhabener Sultan hat und wie viele Kinder er im Jahre zeugt, und obwohl sie nichts für Spione ausgeben, sind sie genau unterrichtet über die Maßregeln, die er ergreifen wird, um den Kaiser der Türken und den der Mongolen zu demütigen. Haben sie die Gegenwart erschöpft, so stürzen sie sich auf die Zukunft, indem sie der Vorsehung vorauseilen und sie über alles Tun und Lassen der Menschen unterrichten." Die Nouvellistes, die alles wüßten und alles könnten, sagt er schließlich sarkastisch, hätten nur einen Mangel, es fehle ihnen der bons sens, der gesunde Menschenverstand.

Dieses Bedürfnis, über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens seine Ansicht zu sagen, war die Keimzelle der modernen Zeitung; aber es war noch ein langer Weg zurückzulegen, ehe sie geboren wurde und sich entfalten konnte. Ich kann hier nicht näher verfolgen, wie dieses Bedürfnis von den Acta populi Romani, den Acta diurna und der chinesischen Staatszeitung an Ausdruck suchte, wie es sich aus dem Geschäftsbrief und der geschriebenen Zeitung des Mittelalters zur gedruckten Zeitung entwickelte, wie aus den Verfassern der geschriebenen Zeitung für Fürsten, Staatsmänner, kirchliche Würdenträger, Universitätslehrer, Großkaufleute, aus den an den Knotenpunkten des Verkehrs sitzenden Postmeistern, aus den fahrenden Schülern und Sängern, den Trovers und Troubadours, die Neuigkeiten verkündend von Hof zu Hof zogen, dann schließlich der moderne Journalist wurde. Man kann das in jeder Monographie des Zeitungswesens nachlesen.

Wenn nun auch schon im Mittelalter das Bedürfnis, über Vorgänge des öffentlichen Lebens unterrichtet zu werden und mitzureden, weite Kreise beherrschte, so konnte es doch nicht befriedigt werden, weil die mit der Hand geschriebenen Zeitungen schon ihres hohen Preises wegen nicht die dazu nötige Verbreitung — Publizität sagt der Fachmann — finden konnten. Diese gab der Zeitung erst die gewaltige, alle Verhältnisse des geistigen Verkehrs umwälzende Erfindung Gutenbergs. In seiner ausgezeichneten in den Wiener Staatswissenschaftlichen Studien veröffentlichten Schrift: „Die wirtschaftlichen Grundlagen des modernen Zeitungswesens" (Wien und Leipzig, Franz Deuticke, 1912), sagt Dr. Max Garr: „Erst der Druck schafft die Aussicht einer eigentlichen Verbreitung und einer wirklichen Oeffentlichkeit allgemein interessierender Mitteilungen. Der Druck aber ist vom ersten Augenblick an ein Verfahren, das Kapital erfordert und kapitalistisch betrieben wird. Ein ganz neues, bis dahin unerhörtes ökonomisch-rechtliches Prinzip kommt mit ihm in die geistige Welt. — Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist der Kapitalismus in die literarische Welt gekommen." Man denkt sich heute die Einrichtung der ersten Druckereien recht einfach und kümmerlich

Digitized by Google

und im Vergleich mit einer Zeitungsdruckerei unsrer Zeit, in der eine Rotationsmaschine 12500 Zeitungen von 96 Seiten in der Stunde auswirft, trifft diese Vorstellung ja wohl auch zu. Nichtsdestoweniger war die gewerbliche Verwertung der neuen Erfindung ein sehr kostspieliges Unternehmen und die Einrichtungskosten der ersten Gutenbergschen Offizin verschlangen nach damaligen Wertbegriffen geradezu ein Vermögen. Sie betrugen nach Garr 1100 Gulden, und nach den auf das Jahr 1454 sich beziehenden Untersuchungen Schönbergs galt damals in Basel der Besitzer eines Vermögens von 2000 bis 10000 Gulden Gold als ein reicher Mann. Nach heutigem Geldwert waren das 40000 bis 200000 Mark, und schon der Besitz von 2000 bis 6000 Mark nach heutigem Wert galt als bürgerlicher Wohlstand. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts brachte eine ordentliche Professur in Leipzig 62 bis 70 Gulden im Jahre ein, und der jährliche Unterhalt eines Wittenberger Studenten wurde auf 8 Gulden geschätzt.

Wenn somit auch der Entwicklung der gedruckten Zeitung die großen Herstellungskosten im Wege standen, so wurde sie doch noch mehr gehemmt durch das Bestreben der Regierenden, das Volk von der Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten fernzuhalten. Bis zur französischen Revolution ist es der aufgeklärte Despotismus und ein landesväterlicher Sozialismus, die den Staatsgedanken durchdringen. So heißt es sehr bezeichnend noch im Jahre 1757 in der Vorrede zu der Gesetzessammlung der Stadt und Landschaft Zürich: „Daß Freundschaft, Friede, Harmonie nie gestört werde, daß jeder Bürger in Gottseligkeit leben könne, davor sorgen die Landesväter." Diese Auffassung, daß die Regierung für alles zu sorgen habe und Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, eine Auffassung, die meist von aufrichtiger Sorge um das Wohl der „Landeskinder" eingegeben war, muß man sich vergegenwärtigen, wenn man verstehen will, wie die Regierenden mit allen Mitteln — Zensur, Privilegien- und Konzessionswirtschaft, Auflagen und Beschränkungen — die Entwicklung des Zeitungswesens zu hemmen suchten.

Inzwischen hatte sich mit der Entwicklung der Hauswirtschaft zur Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft auch das Bedürfnis, Nachrichten des privaten Wirtschaftsverkehrs auszutauschen, entsprechend gesteigert. Die ursprünglichen Austauschmittel — Ausrufen, Ausschellen, öffentlicher Anschlag — genügten nicht mehr, man war dazu übergegangen, in sog. Adreßkontoren Listen aufzulegen, in die man einzeichnete, was man suchte und in denen man nachsah, was man brauchte. Aus diesen Listen entstanden die Intelligenzblätter, d. h. Anzeigenblätter, in denen kraft des staatlich auferlegten Intelligenzzwangs alle Anzeigen von „zu verkaufenden, zu vermietenden, zu verleihenden Sachen" gegen bestimmte Gebühren veröffentlicht werden mußten. Damit war den Zeitungen eine vielversprechende Einnahmequelle verstopft. Erst als in Preußen das Jahr 1848 auch mit dem Intelligenzzwang aufräumte und die Anzeigen der weitverbreiteten Zeitung als dem natürlichen Träger des Anzeigenwesens wieder zuflossen, begann ein neuer Aufschwung des Zeitungswesens. Man sah ein, daß für die

Digitized by Google

Anzeige diejenige Zeitung die beste Wirkung versprach, die dank der Güte ihres allgemeinen Teils am weitesten verbreitet war oder gerade bei dem Publikum Eingang fand, auf das die Anzeige berechnet war. Deshalb lag und liegt es noch heute im Interesse des Zeitungsunternehmers, den allgemeinen Teil seines Blattes möglichst zugkräftig zu gestalten, damit seine Zeitung die Publizität erlangt, die wünschenswert und erforderlich ist, um möglichst hohe Einnahmen aus dem Anzeigenteil zu erzielen. Die Mittel, die, zu dem Ende durch eine scharfe Konkurrenz immer mehr in die Höhe getrieben, aufzuwenden sind, wachsen in unserm Zeitalter des Telegraphen, des Telephons und der Rotationsmaschine ins Ungeheuerliche, und da Abonnement und Einzelverkauf knapp die Hälfte der Gestehungskosten decken, müssen alle diese Ausgaben nebst dem Unternehmergewinn aus dem Anzeigenteil hereingebracht werden. Daraus ist zu ermessen, wie groß diese Einnahme unter Umständen ist, aber auch wie notwendig sie ist, um den redaktionellen Teil leistungsfähig zu erhalten. Somit hat die natürliche und gesunde Entwicklung unsres Wirtschaftslebens es mit sich gebracht, daß wirtschaftlich der allgemeine Teil und der Anzeigenteil der Zeitung unlöslich aneinander gebunden und aufeinander angewiesen sind, so daß jeder Versuch, sie zu trennen, den Ruin des Zeitungswesens bedeuten würde. Trotz dieser engen wirtschaftlichen Verbindung besteht ideell und inhaltlich eine strenge Scheidung beider Teile, denn es ist grundsätzlich daran festzuhalten, daß der allgemeine Teil der Zeitung einzig und allein öffentlichen gemeinnützigen Interessen dient, während der Anzeigenteil dem privatwirtschaftlichen Verkehr nach Angebot und Nachfrage vorbehalten ist. So wurde die moderne Zeitung als privatwirtschaftliches Erwerbsunternehmen aus dem kulturellen und politischen Fortschritt geboren. Um nun zu verstehen, inwiefern und weshalb dieses Privatinstitut berufen ist, eine so bedeutende Rolle im öffentlichen Leben auszufüllen, wie die Presse es tut, ob und weshalb die Zeitung berechtigt ist, dem Publikum als Dolmetsch, der öffentlichen Meinung als wirksamstes Ausdrucksmittel zu dienen, wird man vorerst suchen müssen, sich über die Begriffe Publikum und öffentliche Meinung klar zu werden.

Was ist das Publikum? In seiner Beziehung zur Zeitung kommt das Publikum in zweifacher Eigenschaft zur Geltung: 1. als Masse, insofern es Subjekt und Träger der öffentlichen Meinung ist, 2. als Individuen, die zu einem Publikum gehören.

Das Publikum unterhält, nährt und speist die Zeitung, von seiner Gnade lebt und stirbt sie. Eine Zeitung, die keine Leser, Käufer und Abonnenten findet, der nicht Anzeigen aus dem Publikum zufließen, ist als wirtschaftlich selbständiges Unternehmen ein Unding, sie muß eingehen. Je mehr aber eine Zeitung gelesen wird, je größer ihre Publizität, ihre Verbreitung ist, um so mehr wird sich das Publikum auch als Mitarbeiter der Zeitung, durch Zuschriften und persönlichen Verkehr mit der Redaktion betätigen.

Was ist nun das Publikum als Träger der öffentlichen Meinung? Schon mancher mag sich die Frage gestellt haben, aber wenige werden zu einer aus-

Digitized by Google

reichenden und befriedigenden Antwort gelangt sein. Der spanische Journalist Larra, einer der besten spanischen Prosaisten, stellte die Frage, als er 1832 eine Zeitung „El probrecito hablador" (Der kleine arme Plauderer) gründete, an die Spitze der ersten Nummer. Er solle, so meinte er, für das Publikum schreiben, wisse aber nicht, wer und was das Publikum sei. Jeder führe das Publikum im Munde, jeder berufe sich auf es als Autorität für seine Meinung, alle Parteien appellierten an es als höchste Instanz, es müsse also ein gewaltiges Wesen sein. Es spiele eine so große Rolle in der Welt, heiße stets erleuchtet, unparteiisch, wohlwollend, hochachtbar, so daß an seiner Existenz gar nicht gezweifelt werden könne. Aber dennoch wisse ihm niemand zu sagen, was das Publikum eigentlich sei. Larra geht dann auf die Entdeckung des Publikums aus, kehrt aber unverrichteter Sache wieder zurück. So wie diesem spanischen Journalisten wird es schon manchem ergangen sein, denn die volkspsychologischen Begriffe Publikum und öffentliche Meinung sind überaus schwer zu erfassen und wissenschaftlich fast noch Neuland.[1])

Das Publikum — oder vielmehr ein Publikum, denn es gibt deren viele und ein und dasselbe Individuum kann zugleich dem einen und dem andern Publikum angehören — ist eine Gesamtheit von Individuen, die im Gegensatz zur Masse räumlich voneinander getrennt sein können und durch die Uebereinstimmung ihrer Ansichten eine Einheit bilden. Deshalb kann sich nur um Dinge und Vorgänge, die Gemeinschaftsinteresse, öffentliches Interesse haben oder das öffentliche Leben angehen, ein Publikum bilden. Voraussetzung dazu ist also die Gemeinschaft, meist die nationale, die staatliche Gemeinschaft und das hauptsächlichste Mittel, die geistigen Beziehungen zwischen den Individuen eines Publikums herzustellen, die Presse.

Die öffentliche Meinung

Was als Ansicht eines solchen Publikums Ausdruck findet, ist die öffentliche Meinung. Sie äußert sich im Verkehr von Mund zu Mund, in Versammlungen, vor allem aber durch die Zeitung, so daß die Zeitung nicht nur das hauptsächlichste Mittel ist, durch das ein Publikum entsteht, der geistige Zusammenhang zwischen den Individuen hergestellt wird, sondern wiederum auch das hauptsächlichste Sprachrohr des Publikums, das wirksamste Aeußerungsmittel der

---

[1]) Eingehendere Untersuchungen darüber finden sich vor allem in dem älteren, schon 1879 erschienenen Buche von Franz v. Holtzendorff: Wesen und Wert der öffentlichen Meinung (München 1879), ferner in dem Buche des Franzosen G. Tarde: L'Opinion et la Foule (Paris, Felix Alcan 1910) in einer Heidelberger Dissertation des Amerikaners Robert E. Park: Masse und Publikum aus dem Jahre 1904 und im zweiten Bande des Werkes von James Bryce (des früheren britischen Botschafters in Washington) The American Commonwealth (Neuyork, The Macmillan Comp. 1911). Beachtenswerte Bemerkungen und Anregungen geben auch Professor Bücher in seinen Publikationen über Zeitungswesen, Jellinek in dem Werke: Das Recht des modernen Staates, Schmoller in dem Grundriß der Volkswirtschaftslehre und Simmel in seiner Soziologie.

Digitized by Google

öffentlichen Meinung. Also Publikum, öffentliche Meinung und Zeitung haben gemeinsam, daß sie sich ausschließlich mit Angelegenheiten öffentlichen Interesses beschäftigen, die Zeitung ist zudem das Mittel, durch das das Publikum entsteht, und das Organ, durch das dieses sich äußert. Schon in diesen Eigenschaftszusammenhängen ist es begründet, daß die Zeitung das wirksamste Instrument der öffentlichen Meinung ist.

Voraussetzung der öffentlichen Meinung ist also die Gemeinschaft, das öffentliche Interesse, also das öffentliche Leben. Mit Zunahme der Bildung und der Einführung politischer Freiheiten hebt sich die öffentliche Meinung als Gesamtwille im Gegensatz zum Einzelwillen ab, und zwar ist in ihr deutlich der Drang zu erkennen, Einblick in die Angelegenheiten des Volkes zu erhalten, zu kontrollieren, ob alles mit rechten Dingen zugeht. So ist das bezeichnendste Merkmal der öffentlichen Meinung, daß sie sich stets gegen die Heimlichkeit im Staatswesen wendet, z. B. gegen die Kabinettspolitik und die geheime Rechtspflege. Dabei deckte sich die öffentliche Meinung keineswegs immer mit den Bestrebungen und den Aeußerungen des Parlaments. In England, dem Ursprungslande der modernen öffentlichen Meinung, bestand unter Georg III. ein scharfer Gegensatz zwischen der öffentlichen Meinung und der heimlich bestochenen Parlamentsmehrheit. Damals erließ das Parlament an die Presse das heute noch nicht außer Kraft gesetzte Verbot, über die parlamentarischen Verhandlungen zu berichten, und kniefällig mußten Journalisten, die dagegen verstoßen, wegen breach of privilege Abbitte leisten. Welcher Wandel in der Auffassung und auch in den politischen Zuständen sich seit jener Zeit vollzogen hat, zeigte vor ein paar Jahren der durch die ungehörige Aeußerung eines Abgeordneten veranlaßte Streik der Journalisten im Reichstage. Als die Zeitungen infolgedessen die Berichte über die Reichstagsverhandlungen einstellten, weigerten sich schließlich Regierungsvertreter wie Abgeordnete zu reden, solange die Berichterstattung der Presse ruhte. Das Verhältnis war also etwa gerade das entgegengesetzte wie vor 150 Jahren in England.

Einen ganz gewaltigen und eigenartigen Einfluß übte die öffentliche Meinung im achtzehnten Jahrhundert, so daß man es das Jahrhundert der öffentlichen Meinung benannt hat. Daß die Aufklärer, die englischen Deisten und in Frankreich Montesquieu, Diderot und die Enzyklopädisten, Rousseau und vor allem Voltaire ohne das Hilfsmittel der modernen Presse so mächtigen Widerhall in ganz Europa zu wecken vermochten, liegt wohl hauptsächlich an den politischen Zuständen, an dem Modergeruch, der von dem Ancien regime und seiner von Heimlichkeiten umgebenen Bureaukratie ausging. Hätte zu Zeiten Voltaires eine Presse in der heutigen Form bestanden, so wären eben, da die Entwicklung der Presse mit der politischen Entwicklung Hand in Hand ging, auch die politischen Zustände andre gewesen, und Voltaire wäre nicht in die Lage gekommen, zugunsten Calas', Sirvens, de la Barres das Rechtsgefühl und das Mitleid Europas in die Schranken zu rufen. Jedenfalls hat erst die Presse des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts, die Presse des Telegraphen, des Telephons und der

Digitized by Google

Rotationsmaschine, das volle Licht der Oeffentlichkeit über alle das staatliche Gemeinschaftsleben interessierenden Dinge gegossen, so daß an Angelegenheiten, die früher nur eine örtliche Bedeutung gehabt hätten — man denke nur an die Vorgänge in Zabern — heute die ganze Kulturwelt teilnimmt.

Wir haben gesehen, daß die Voraussetzung für die Möglichkeit der öffentlichen Meinung die Gemeinschaft ist. Der Umfang der Gemeinschaft kann natürlich ganz verschieden sein, er kann sich politisch auf die Landgemeinde beschränken oder auch die ganze Menschheit umfassen. Die Aeußerung der öffentlichen Meinung wird sich der Form nach darstellen als die Kritik von Worten oder Handlungen solcher Personen, die kraft ihrer Stellung oder Bedeutung Einfluß auf die Gemeinschaft ausüben. Wie kommt nun solche Kritik zustande? Wie entsteht die öffentliche Meinung? Da das Subjekt, das die öffentliche Meinung äußert, das Publikum oder ein Publikum, also eine Vielheit von Individuen ist, so muß die Gemeinschaftsmeinung dieser Individuen so zustande kommen, wie auch die Individualmeinung sich bildet. Ich halte mich zur Beantwortung unsrer Frage an den von unsern jüngeren Philosophen etwas geringschätzig behandelten gesunden Menschenverstand und die empirisch belegte Tatsache, daß die natürliche und hauptsächliche Triebfeder des Handelns des Individuums der Egoismus ist. Dieser Trieb ist es auch vor allen, der die Einzelwesen veranlaßt, sich zur Gemeinschaft zusammenzuschließen, in der Erwägung, daß darin der einzelne sein Wohl am besten fördert. Deshalb reagiert auch das Individuum auf jene Worte oder Handlungen, die ein Gemeinschaftsinteresse betreffen, mit der Frage: Wie wird es mir ergehen, wenn solche Worte oder Handlungen Norm für meine Behandlung werden? Nun erfordert aber der Zusammenschluß zur Gemeinschaft die Rücksichtnahme auf das Interesse der andern, zu derselben Gemeinschaft gehörigen Individuen, also einen, ich möchte sagen, zum Altruismus geklärten Egoismus. Damit treten bei Beurteilung des Gemeinschaftsinteresses die unmittelbar egoistischen Triebe in den Hintergrund und die altruistischen treten hervor nach der Maxime: Handle so, wie du willst, daß die andern dich behandeln.

Ich darf das an einem Beispiel erläutern: Mein Weg führt statt geradeaus um eine Wiese herum. Durch Ueberschreiten der Wiese könnte ich erheblich abkürzen. Ich überlege, ob ich dem Trieb des Egoismus folgen und diesen Vorteil benutzen soll, und komme zu dem Ergebnis: Wenn du die Wiese betrittst, können das auch andre tun; dadurch würde jedoch das Eigentum des mit dir in derselben Gemeinschaft lebenden Mitmenschen verdorben werden. Du mußt es achten, damit die andern auch deine Wiese achten oder dein Eigentum sonstiger Art respektieren. Das ist der Vorteil, den ich aus der Gemeinschaft ziehe.

Man könnte nun einwenden, die Behauptung, daß der Mensch, wenn er in der Vielheit, als Publikum, als Masse auftrete, die unmittelbar egoistischen Eigenschaften ablege und nach mehr oder weniger altruistischen Grundsätzen handle, werde durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte widerlegt, die bewiesen, daß der Mensch als Masse fürchterlicher, grausamer sei als das Tier.

Digitized by Google

„Da werden Weiber zu Hyänen," sagt der Dichter. Aber der Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Zunächst ist Masse und Publikum nicht dasselbe; Tarde widmet in seinem schon erwähnten Buche dem Unterschied ein ganzes Kapitel. Er besteht vor allem darin, daß die Masse eine konkrete, vorhandene Vielheit von Individuen ist, die sich sehen, sich hören, einander räumlich nahe sind, während das Publikum, wie wir schon gesehen haben, eine unbegrenzte Vielheit von Individuen darstellt, die räumlich weit voneinander entfernt sein können und die miteinander nur durch die gemeinsamen Gedanken und Empfindungen verbunden sind. Dann aber hat die Masse — und in diesem Sinn ist auch das Publikum eine Masse — stets die Ueberzeugung, das Recht auf ihrer Seite zu haben, sie glaubt, sich zur Vollstreckerin der Gerechtigkeit machen zu müssen. Ihre Motive sind daher altruistisch, nicht egoistisch, auch wenn sie falsch sind, und auf die Beweggründe kommt es bei unsrer Beurteilung an. Tarde sagt: „Zu allen Zeiten und in allen Ländern glaubte die Masse, auch wenn sie mordete und plünderte, in ihrem Recht zu sein, und die summarische Justiz, die sie übte, erinnert hauptsächlich durch den Ausdruck der Rache, die sie ihren Strafen gab, an die Justiz primitivster Zeiten und Zustände." Ich glaube, alle historischen Beispiele, so alle Massenverbrechen der Französischen Revolution, bestätigen die Richtigkeit dieser Bemerkung. In der Masse und durch die Empfindung, in Masse zu sein, wird der Mensch grausam und schamlos, weil er sich nicht so als Individuum fühlt wie sonst, sondern als Massenglied, durch die Masse, die Gesellschaft, gedeckt. Um zu zeigen, daß solche Instinkte, wenn auch kulturell abgeschwächt, auch in der Vielheit wirksam sind, die wir die gute Gesellschaft nennen, macht Simmel einmal die feine Bemerkung, eine Dame erscheine ganz unbefangen im Gesellschaftssaale tief dekolletiert, dieselbe Dame aber halte es für unpassend und schäme sich, in einem solchen Kleide in ihrem Salon den Besuch eines Mannes oder zweier Männer zu empfangen.

Schon die Tatsache, daß die Masse und auch das Publikum so leicht irren, daß es ihnen so schwer wird, zwischen vermeintlichem Recht und wirklichem Recht zu unterscheiden, zeigt, daß solchen Vielheiten von Individuen im allgemeinen ein recht niedriger Grad von Intelligenz eigen ist. Simmel, den ich eben schon anführte, sagt, die Masse, das Publikum müsse sich dem Auffassungsgrade der Ungebildeten in ihr anpassen, ihre Aeußerung entspreche nicht etwa der Durchschnittsbildung ihrer Glieder. Daher erlahme in der Masse die Initiative und sie decke den individuellen Eigennutz derer, die nicht zu jener altruistischen Auffassung durchgedrungen sind. Somit ergäbe sich die niederdrückende Feststellung, daß die höhere Individualkultur in der Masse, im Publikum unterginge, erstickt würde. Wenn das — beim Publikum wenigstens — so unbedingt der Fall wäre, ließe sich aber nicht der gewaltige Einfluß erklären, den das Publikum und seine Aeußerung, die öffentliche Meinung, im Staatsleben ausübt und der doch keineswegs immer ein schlechter Einfluß genannt werden kann. Es mag sein, daß für eines der ersten Stadien der Meinungsbildung jene Kennzeichnung zutrifft. Aber dann setzen doch Korrektive ein. Durch Vervollkommnung der

Digitized by Google

Schulbildung wird sich die niedrige Durchschnittsbildung des Publikums mit der Zeit heben, und die höherbegabten und höhergebildeten Individuen in ihm werden sich schwerlich dabei bescheiden, ihre Meinung zu unterdrücken und gegen ihre Ueberzeugung in der Masse mitzuschwimmen. Sie werden vielmehr versuchen, darin ihre Meinung zur Geltung zu bringen, und als Mittel dazu bietet sich ihnen die Presse. Diese wird und darf sich ihrer besseren Einsicht nicht verschließen, sie wird gerade den Vertretern einer höheren geistigen Kultur mit Vorliebe das Wort geben, deren Ansicht, wenn nötig, popularisieren und somit versuchen, die öffentliche Meinung eines Bessern zu belehren oder eine Gegenströmung in ihr hervorzurufen. Also auch hier landen wir wieder bei der Zeitung als letztem Zufluchtsmittel. Wir haben gesehen, daß sie meist unumgänglich ist, wenn sich ein Publikum überhaupt erst bilden soll, daß sie weiter das Sprachrohr des Publikums, das Organ der öffentlichen Meinung ist, und daß sie schließlich den Beruf hat, die öffentliche Meinung in den Bahnen eines vernünftigen und wohlverstandenen Gemeinschaftsinteresses zu halten. Diese letztere Funktion der Presse ist sicherlich nicht ihre unwichtigste. Sie dient dabei entweder als Tribüne, von der aus die Diskussion über wichtige Fragen des Gemeinschaftsinteresses geführt wird, oder sie greift, unterrichtet durch sachkundige Mitarbeiter, selbst ein, um die öffentliche Meinung zu korrigieren und auf andre Wege zu führen.

In diesen Zusammenhängen hebt sich denn auch die Aufgabe ab, die dem Redakteur der öffentlichen Meinung gegenüber zufällt. Er hat zwar stets das Ohr an der öffentlichen Meinung, ist aber oder sollte doch keineswegs ihr sklavischer Verkünder sein. Getreu dem Wesen der Zeitung, nur der Oeffentlichkeit, nur dem gemeinen Wohl zu dienen, konstruiert er sich ein Ideal von öffentlicher Meinung, dem er dann unter Umständen auch gegen die öffentliche Meinung, wie sie sich in dem einzelnen Falle äußert, Geltung zu verschaffen sucht. Wie dieses Ideal beschaffen ist, wird von den Anschauungen über die Mittel und Wege abhängen, mit denen der Redakteur und seine Zeitung dem Gemeinwohl am besten zu dienen, die Glückseligkeit der Gemeinschaft am besten zu erreichen glaubt. Kommt die staatliche Gemeinschaft in Betracht, die wir ja hier in erster Linie im Auge haben, so wird das Ideal sich je nach Weltanschauung und Parteimeinung verschieden formen; aber auch dann ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Redakteur in der einen oder andern Frage gegen die Partei Stellung nimmt und in diesem Sinne auch die öffentliche Meinung zu beeinflussen sucht.

Wir haben gesehen, daß die öffentliche Meinung als Aeußerung des Publikums stets ein Gemeinschaftsinteresse im Auge hat oder zu haben glaubt, ihr Urteil wird sich daher auch aufbauen auf die Anschauungs- und Gesetzesnormen, die sich in der Gemeinschaft zur Sicherung und Kräftigung ihres Bestandes ausgebildet haben. In der staatlichen Gemeinschaft sind solche Normen vor allem das auf die Festigung des Ganzen gerichtete Staatsbewußtsein, das Rechtsbewußtsein, der Sinn für öffentliche Moral, das Ehrbewußtsein. Die

Digitized by Google

Grundlagen für die Urteilsbildung der öffentlichen Meinung sind natürlich verschieden, je nach dem Bildungs- und Kulturniveau der Gemeinschaft, und deshalb ist auch die öffentliche Meinung wandlungsfähig.

Machen wir nun an einem Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit die praktische Probe auf die Theorie. Bei den Zaberner Vorgängen können wir deutlich verschiedene Phasen der öffentlichen Meinung erkennen. In der ersten Phase sagte sich das Militär und das auf seiner Seite stehende Publikum: Was soll aus mir werden, wenn ich ungestraft vom Zivil beschimpft werden darf! Der Zivilist aber sagte sich: Was soll aus mir werden, wenn der Säbel, die Soldateska sich so rücksichtslos über das Gesetz hinwegsetzen darf, wie es in Zabern geschehen. Inzwischen stellte sich heraus, daß das Militär in Zabern das Gesetz nicht oder nicht in dem Maße überschritten hatte, wie man angenommen, daß die beteiligten Offiziere genau nach ihren Instruktionen gehandelt hatten und von sympathischer Pflicht- und Diensttreue beseelt waren, daß die Bevölkerung durchaus nicht schuldlos war und daß die Zivilbehörden es an dem nötigen Schutze des Militärs hatten fehlen lassen. Nun gewann das erste Lager, die Militärpartei, um sie kurz zu bezeichnen, mächtig an Anhängern, die öffentliche Meinung wandte sich zu ihren Gunsten, indem die Leute sich sagten: Das Militär ist die kräftigste Stütze der staatlichen Autorität, auf die wir uns müssen verlassen können, wenn das Vaterland, die staatliche Gemeinschaft, in der und von der wir leben, in Gefahr gerät. Sie darf keinen Schaden leiden. Daß auf der andern Seite ein großer Teil des Publikums bei seiner Ansicht beharrte, daß insbesondere radikale Elemente, die unsre ganze Staatsordnung und die militärische Ordnung in ihr verwerfen, solchen Erwägungen nicht zugänglich waren, versteht sich von selbst. Wir sehen also, wie hier zwei öffentliche Meinungen sich ursprünglich schroff, ja fanatisch gegenüberstehen und wie sich dann ein Umschwung zugunsten der einen der beiden Meinungen vollzieht. Zwischen beiden gab es dann noch eine dritte öffentliche Meinung, die weder für die eine noch die andre Seite Partei ergreifen wollte, auf beiden Seiten Fehler erkannte und versuchte, einen das Gemeinschaftsinteresse fördernden Ausgleich zu finden. Man darf wohl behaupten, daß diese vermittelnde öffentliche Meinung schließlich Recht behalten hat. Von den Normen der Urteilsbildung, die wir als wirksam für das Zustandekommen der öffentlichen Meinung erkannt haben, kommen in unserm Beispiel vor allem die gegensätzlichen Staatsauffassungen in Betracht, die Auffassung, welche glaubt, daß das Staatsinteresse durch die Erhaltung der Militärautorität gefördert wird, die demokratische Auffassung, die im Gegenteil der Ansicht ist, daß die Erhaltung der militärischen Autorität das Staatsinteresse schädigt, und die dritte Auffassung, die es für den Staat am besten hält, daß die militärische Autorität zwar nicht beeinträchtigt, aber auch nicht auf Kosten der Bürgerrechte gestärkt werde, daß vielmehr ein Ausgleich zwischen militärischen und bürgerlichen Rechten zu erstreben sei. Unser Beispiel zeigt auch, daß außer dem Staatsbewußtsein das Rechtsempfinden der öffentlichen Meinung gebieterisch Geltung fordert, und schließlich spielen darin als Normen

Digitized by Google

der Urteilsbildung beim Zustandekommen der öffentlichen Meinung der berechtigte Bürgerstolz und das soldatische Ehrbewußtsein mit eine Rolle.

Es gibt nun auch Fälle, wo die Normen der Urteilsbildung, die bei Entstehung der öffentlichen Meinung wirksam sind, einander widerstreiten, gewissermaßen miteinander um die Vorherrschaft ringen, und wo eine in der öffentlichen Meinung die Oberhand behält. Obwohl in England z. B. im Sport und im Geschäftsleben das Rechtsbewußtsein und das Moralempfinden besonders ausgeprägt sind, gilt dort der mit beiden unvereinbare Satz: Right or wrong, my country, ein Beweis, daß in der englischen öffentlichen Meinung das Staatsempfinden, der Nationalstolz noch stärker ist als jene beiden andern Normen der Urteilsbildung. Oder nehmen wir an, einem Angehörigen der Gesellschaftskreise, mit deren Ehrbegriffen die Ablehnung des Duells unvereinbar ist, wird nachgesagt, er weigere sich, eine Forderung anzunehmen mit der Begründung, daß er sich nicht vor dem Gesetz strafbar machen wolle. Diese Mitteilung ist geeignet, den Mann in der Meinung jener Gesellschaftskreise herabzuwürdigen, wäre also nach § 186 des Strafgesetzbuches strafbar. Dieser Paragraph stellt bekanntlich die Verbreitung oder Behauptung einer nicht erweislich wahren Tatsache unter Strafe, wenn diese Tatsache geeignet ist, den Betroffenen in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Daß aber die Meinung der das Duell für nötig haltenden Gesellschaftskreise öffentliche Meinung im Sinne des Strafgesetzbuches ist, geht aus dem Kommentar Franks hervor, der sagt, öffentliche Meinung im Sinne des Gesetzes ist „die Meinung eines größeren, individuell nicht bestimmten Teiles der Bevölkerung". Kann nun ein Gericht anerkennen, daß jemand dadurch herabgesetzt wird, daß er sich auf das Gesetz beruft? Täte das ein Gericht, antwortet darauf in Nr. 23 Jahrgang 1911 der Deutschen Juristenzeitung ein Richter, so wäre das eine vollständige Bankerotterklärung der Staatsautorität. In bezug auf das Duell ist also bei einem Teil der öffentlichen Meinung das Ehrbewußtsein, vielleicht im Verein mit den Rückständen eines veralteten Rechtsbewußtseins, das im Duell ein Gottesgericht sah, stärker als das Rechtsbewußtsein in der Form, wie das Gesetz es aufstellt. An dem angegebenen Orte wird noch ein zweiter Fall erwähnt, in dem das Gericht, wenn auch die Bedingung des § 186 noch so deutlich gegeben sei, eine solche Herabsetzung in der öffentlichen Meinung nicht als „vorliegend" erachten könne: Wenn von einem Polen der Ostmark behauptet wird, er wolle sein Gut an einen Deutschen verkaufen, so ist diese Behauptung geeignet, ihn in der Meinung seiner Landsleute, der öffentlichen Meinung, herabzusetzen. Noch vor kurzem — am 12. Februar d. J. — erklärte der polnische Abgeordnete Korfanty im preußischen Abgeordnetenhause: „Wir werden nach wie vor jeden Polen, der seiner Väter Grund und Boden an einen Deutschen verkauft, wie einen moralischen Lumpen behandeln." In diesen Fällen, sagt dazu die „Deutsche Juristenzeitung", widerstreitet die Auffassung eines Teiles der öffentlichen Meinung der auf die Förderung des Gesamtwohls gerichteten Staatsauffassung, der dann unbedingt der Vorzug zu geben ist. Oder wird wohl bei uns ein Sozialdemokrat

Digitized by Google

vor Gericht mit der Klage gegen jemand durchdringen, der ihm nachgesagt hat, er sei Monarchist, ihn also in der öffentlichen Meinung — das ist hier die Meinung seiner Gesinnungsgenossen — herabgewürdigt hat? Und würde nicht anderseits wahrscheinlich in einem republikanischen Staate das Gericht der gleichen Klage stattgeben? Schon diese wenigen Beispiele zeigen, daß die öffentliche Meinung keineswegs immer danach angetan ist, von der Zeitung ohne weiteres angenommen und verbreitet zu werden; auch ist die öffentliche Meinung — ein Blick auf die Geschichte bestätigt das — wandelbar je nach der Bildungs- und Kulturstufe der Gesamtheit des Publikums, dessen Aeußerung sie ist. Deshalb ist der Redakteur, wie ich schon andeutete, gehalten sich nach den Normen der Urteilsbildung ein Ideal der öffentlichen Meinung zu konstruieren. Dazu zwingt ihn übrigens schon die Art seiner Tätigkeit. Die Zeitung kann in den seltensten Fällen mit ihrem Urteil warten, bis das Publikum sich seine Meinung gebildet, bis der Prozeß der öffentlichen Meinungsbildung beendet ist. Man erwartet von ihr, daß sie zugleich mit dem Ereignis, von dem das Publikum meist durch sie erst hört, oder doch in einer der nächsten Nummern dieses Ereignis beurteile. Das Urteil der Zeitung wird daher einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung ausüben, und dieser Einfluß wird um so größer sein, je besser das Zeitungsurteil es versteht, das Ereignis unter die Gesichtswinkel zu stellen, die es nach Ursache und Wirkung in seiner Bedeutung für das Gemeinschaftsinteresse, für das Gesamtwohl kennzeichnen. Weicht trotzdem schließlich das Urteil der öffentlichen Meinung von dem der Zeitung ab, so wird eben die öffentliche Meinung auf dem falschen Wege sein und die Zeitung am Ende recht behalten, was häufig genug vorkommt. Ist dagegen das Urteil der Zeitung falsch, so wird es durch andere Zeitungen und durch die öffentliche Meinung selbst korrigiert werden, oder es entsteht eine Diskussion, aus der dann schließlich die richtige öffentliche Meinung hervorgeht. In jedem Falle aber ist die volle Oeffentlichkeit notwendig, nur durch sie kann die öffentliche Meinung sich bilden und nur durch sie kann sie sich so verbreiten, daß sie wirksam wird. Und das einzige Mittel dazu ist wiederum die Presse. Durch die Opposition gegen die Heimlichkeit in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, in der Auflehnung des Gesamtwillens gegen den Einzelwillen ist die öffentliche Meinung entstanden. Ein Gesamtwille mag mehr oder weniger ausgeprägt stets vorhanden gewesen sein, öffentlichen, allgemein verbreiteten und daher wirksamen Ausdruck hat er erst durch die Presse gefunden. Deshalb gibt es eine wirksame öffentliche Meinung in den großen Staatsgebilden erst, seit es Zeitungen gibt.

In diesem Sinne kann man von der Zeitung wohl als dem Sprachrohr der öffentlichen Meinung reden, zutreffender aber ist es, wenn man sie das Instrument der öffentlichen Meinung nennt. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Zur heutigen Krankenversorgung

Von

Prof. Dr. Naunyn (Straßburg — Baden-Baden)

Es wird heute viel über Krankenversorgung geschrieben, und alle Gesichtspunkte kommen zur Geltung, die rechte Stimmung für die Diskussion dürften wir Alten mitbringen: wer noch die alte Zeit, ich meine die vor fünfzig Jahren, gekannt hat, würdigt am besten, was es mit der neuen auf sich hat. Die Entwicklung der Krankenversorgung zeigt ganz besonders deutlich, wie solch soziale Strebungen nicht in gleichmäßigem Fortschritt gedeihen, ist die Bewegung im Gange, so schafft sie sich Bahn aus eigner Kraft, folgt dann die Zeit des Stillstandes, so kommt das Beharrungsvermögen auch diesem zugute, erst allmählich erwachsen aus den Uebelständen, die er erzeugt, die Triebkräfte zu neuer Bewegung, und nur der, der es miterlebt hat, weiß, welchen Grad sie dazu erreichen mußten.

Vor ungefähr fünfzig Jahren war eine solche Zeit langen Stillstandes zu Ende gegangen. Die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte — bei uns in Deutschland — die Krankenversorgung noch so vorgefunden, wie sie das achtzehnte hinterlassen hatte, sie beschränkte sich fast ganz auf die öffentlichen Krankenhäuser, wenige Staats-, Stiftungs- und Ordenskrankenhäuser, sie genügten, auch quantitativ, nicht entfernt. Die Stadt Berlin besaß noch bis Anfang der siebziger Jahre kein eignes Krankenhaus, ihre Kranken wurden in der Charité, Bethanien, dem Katholischen Krankenhaus, der kleinen chirurgischen Universitätsklinik in der Ziegelstraße und im Elisabethkinderkrankenhaus behandelt. In diesen allen zusammen wurden, wie mir das statistische Amt der Stadt Berlin dankenswerterweise mitteilt, im Jahre 1855 täglich im Durchschnitt 843 Kranke auf städtische Kosten verpflegt, im Jahre 1865 war die Zahl der täglich auf Kosten der Kommune belegten Betten auf 984 gestiegen. Nehmen wir für 1865 die Gesamtzahl der überhaupt in Berlin in Krankenhäusern verfügbaren Betten auf 1500 an, was sicher zu hoch gegriffen ist, so gibt das auf eine Bevölkerung von 650000 in runder Zahl 22 Betten auf je 10000 Einwohner. Die Vergleichszahl für 1910 entnehme ich Gottstein, sie ist: 52 Betten auf je 10000. Von den qualitativen Leistungen der damaligen Krankenhäuser will ich nicht sprechen; man wird ihnen leicht ungerecht, die Vorwürfe fallen weniger ihnen wie der damaligen Heilkunde zur Last.

Die Krankenhäuser jener Zeit waren für Kranke der minder begüterten Klassen gedacht, die Charité in Berlin hatte nur eine Verpflegungsklasse, für anspruchsvollere Kranke bot sie keine Unterkunft, und so die meisten öffentlichen Krankenhäuser, nur einzelne Stiftungs- und Ordenskrankenhäuser und einzelne Universitätskliniken, z. B. die Langenbeckschе (chirurgische) in der Ziegelstraße, hatten einige wenige Zimmer für „konditionierte Kranke", wie man sie nannte.

Digitized by Google

Für die Bessergestellten war Krankenhausverpflegung sehr wenig im Schwange, und so waren diese bei Krankheit übel daran, denn in der Häuslichkeit war die Krankenpflege erst recht schwierig. Der für sie so wichtige Wohnungskomfort, Badezimmer, selbst Wasserleitung und Ableitung fehlte fast noch völlig, und vor allem fehlte es sehr an Krankenwärtern oder Wärterinnen; es gab wohl „geprüfte Krankenwärterinnen", aber sie waren meist wenig brauchbar und allgemein wenig beliebt, in katholischen Gegenden wirkten bereits Ordensschwestern, da mag es etwas besser gewesen sein, im allgemeinen war Krankheit im Haus eine noch weit üblere Sache wie heute. Es ist erstaunlich, wie langsam, zögernd, sich das hier bestehende Bedürfnis durchsetzte, der erfreuliche Zustand von Sicherheit, in dem wir uns heute diesen Sorgen gegenüber befinden, läßt nicht ahnen, wie jungen Datums er ist. Von dieser Entwicklung der häuslichen Krankenpflege habe ich nicht zu sprechen und auch von der des gesamten Krankenhauswesens nur so weit, als sie der Krankenfürsorge für die bessergestellte Bevölkerung dient. In ihr sind mächtige und wichtige Schichten, die gerade in Krankheitssachen unser wärmstes Interesse verdienen, all die Professoren, Gymnasiallehrer, Pfarrer, Beamten, Aerzte, Techniker, Rentner, Angestellten, Familien von Offizieren usw., denen unsere Kultur ihre kostspieligen Ansprüche aufdrängt, ohne ihnen die Mittel zu sorgenloser Befriedigung zu gewähren.

Da sind es zunächst die Privatkrankenanstalten, mit denen ich mich beschäftigen will, und von den öffentlichen Krankenhäusern die sog. „Privatabteilungen" der Universitätskliniken, der Ordens-, Stiftungs- und Vereinskrankenhäuser und der Kommunalkrankenhäuser.

Privatheilanstalten hat es schon im klassischen Altertum gegeben, das berühmte Asklepieion in Kos scheint eine recht vornehme Anlage derart aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. darzustellen, und im „Hause des Chirurgen" in Pompeji glaubt man Zimmer zu finden, die der Unterbringung von Kranken dienten, das wäre eine der heute so häufigen „Privatkliniken" kleinsten Stiles. Doch sind unsre modernen Privatheilanstalten nicht auf diesem historischen Boden erwachsen, ihr Aufkommen steht im engsten Zusammenhange mit dem der spezialistischen Heilverfahren. Gleich die ersten Anfänge gehen von solchen aus, es waren die Hydrotherapie und die Psychiatrie, welche sie schufen. Den Reigen eröffnet im Jahre 1825 Prießnitz mit Gräfenberg, wo seine Kaltwasserheilanstalt noch heute blüht. 1842 trat die von Roller erbaute Irrenheil- und Pflegeanstalt in der Illenau bei Achern in Baden in Wirksamkeit. Sie ist eine Staatsanstalt, dennoch gehört sie hierher, denn während bis dahin die Irrenheilanstalten für anspruchsvollere Kranke nicht eingerichtet waren, lag der Schwerpunkt der Rollerschen Schöpfung bald auf dieser Seite, und ihr Erfolg zeigt, einem wie dringenden Bedürfnis sie damit diente. Aus allen Ländern strömten Kranke dorthin, noch heute findet man dort die alten Landhäuser einer Ausländerkolonie aus den fünfziger und sechziger Jahren, erbaut von Angehörigen der Kranken, die in der Illenau ihre Zuflucht gefunden hatten.

Gräfenberg und die Illenau fanden bald Nachfolge. Kaltwasserheilanstalten

Digitized by Google

gab es schon in den fünfziger Jahren genug, 1848 eröffnete Erlenmeyer seine Privatirrenanstalt in Benndorf, aus der seine Heilanstalt für Nervenkranke wurde, 1853 Laer sein Privatasyl für nervenkranke Frauen, Schweizerhof, in Zehlendorf bei Berlin, ein in großem Stil angelegtes Unternehmen.

1854 schuf Brehmer seine Heilanstalt für Lungenkranke in Goerbersdorff. Brehmers Name darf nicht vergessen werden, ich weiß keinen neben ihn zu stellen, der von gleicher Bedeutung für das Heilstättenwesen wäre. Nicht nur der Erfolg, mit dem er seine für damalige Zeit unerhört optimistischen Ansichten von der Heilbarkeit der Lungenschwindsucht durchkämpfte, auch organisatorisch hat er durch das Beispiel von Goerbersdorff anregend gewirkt, wie kein zweiter; mit Goerbersdorff trat die Lungentuberkulose an die Spitze, sie hat lange die Entwicklung des ganzen Heilstättenwesens geführt. Wie großartig sich diese Entwicklung gestaltet hat, dem darf ich nicht folgen, so verlockend es ist. Sie führt auf das große schöne Gebiet der Krankenfürsorge in Heilstätten, Pflegestätten, Heimstätten jeder Art, auf dem private mit öffentlichen und wohltätigen Bestrebungen in Betätigung humaner Gedanken wetteifern und sich längst zu einem großartigen humanen Werke so miteinander verflochten haben, daß nur das Ganze in einem behandelt werden könnte.

Wie sich die Aufspaltung der Heilkunde in Teildisziplinen als das treibende Element im Heilstättenwesen von Anfang an gezeigt hatte, so blieb es weiter. Im Laufe der sechziger Jahre entstehen Privatheilanstalten für Augenkranke, Ohrenkranke, Magenkranke und für Frauenkrankheiten, erst später, nachdem so die Gewöhnung an Krankenhausbehandlung Wurzel gefaßt hatte, treten Privatheilanstalten auf, denen der spezialistische Charakter mehr und mehr und schließlich vollständig fehlt. Sie gewähren Kranken aller Art, auch, das wichtigste, akuten Krankheiten, Aufnahme und bringen im Zusammenhang hiermit etwas ganz Neues. Bisher waren alle diese Anstalten von den Aerzten, die sie geschaffen hatten, auch ärztlich geleitet, so daß diese sich die Krankenbehandlung in ihrer Anstalt vorbehielten. Das bleibt vorläufig auch weiter noch die Regel, doch zeigen sich einzelne Versuche, den Kranken die Behandlung durch Aerzte, die nicht der Anstalt angehören, zu gestatten. Eine höchst wichtige Neuerung, sie war sehr geeignet, die Hausärzte der Krankenhausbehandlung geneigt zu machen und bahnte den Weg, auf dem sie zur unentbehrlichen Ergänzung der häuslichen Behandlung wurde. Langsam genug kam diese Bewegung in Gang, das Vorurteil gegen Krankenhausbehandlung wurde erst allmählich völlig überwunden und um was es sich dabei handelte, das zeigte ihr gewaltiger Aufschwung, als zu Ende der siebziger Jahre die antiseptische Wundbehandlung aufkam, mit den Gefahren der Operationen und der Wundbehandlung in den Krankenhäusern war auch ihr schlechter Leumund beseitigt, unter Führung der operierenden Disziplinen ging es jetzt vorwärts. Operierende Disziplinen! Bis Ende der sechziger Jahre gab es nur eine, die Chirurgie, neben ihr erhob zuerst die Ophthalmologie schüchtern ihr Haupt, jetzt traten fast gleichzeitig Gynäkologie, Otiatrie, Rhinologie, Laryngologie auf den Plan, um sich alle, je länger je

Digitized by Google

mehr, zu operierenden Disziplinen auszugestalten. Sie alle sind auf Antisepsis, heute Asepsis, angewiesen, gut und sicher funktionierende Einrichtungen zu deren Handhabung sind für sie unerläßliche Bedingung. Der chirurgische und der gynäkologische Kliniker hatte diese Einrichtungen in seiner Klinik, die andern waren übel daran, und auch die Universitätskliniken waren für die Privatpraxis der Herren nicht eingerichtet, nur die wenigsten hatten Zimmer für Privatkranke. Die Stiftungs- und Ordenskrankenhäuser, schwerfällig wie sie waren, kamen meist der neuen Wundbehandlung wenig wohlwollend entgegen, und die Kommunalkrankenhäuser konnten in dem damaligen Zustande ihren Ansprüchen beim besten Willen schwer genügen. So waren viele dieser Operateure gezwungen, sich Arbeitsplätze, die ihnen die nötige Sicherheit boten, anderweitig zu beschaffen, und so entstanden die zahlreichen „Privatkliniken", wie man sie bald, unter keineswegs einwandfreier Erweiterung des Begriffes einer Klinik, zu nennen begann. Die weitere Gestaltung dieser neuen Privatheilanstalten hing von allerlei Umständen ab, in der Hauptsache von den Aerzten, die an ihnen tätig waren. In vielen fanden bald neben den Operationsfällen auch andre Aufnahme, so bei den Frauenärzten, und bald öffneten sie sich auch inneren Kranken. Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung der letzten beiden Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts hat denn auch das seine getan, vor allem die nun einsetzende Aera des modernen Krankenhausbaues, es konnte nicht ausbleiben, daß die glänzenden, verschwenderisch eingerichteten Krankenhäuser, in deren Herstellung die deutschen Kommunen zu wetteifern begannen, auch für die Fürsorge für Privatkranke in Anspruch genommen wurden. Ihr Eintreten für sie kennzeichnet eine neue Epoche.

Die Entwicklung der deutschen Krankenfürsorge, wie ich sie hier kurz skizziert habe, konnte sich nicht ohne vollständige Aenderung in der Stellung der Bevölkerung zu den Krankenhäusern vollziehen. Die Vorurteile gegen sie sind geschwunden; wie vollkommen sie geschwunden sind, das zeigt nichts besser als die Neigung verheirateter gutgestellter Frauen, für ihre Entbindung eine Klinik oder ein Krankenhaus aufzusuchen, gerade in den besseren Ständen ist von Abneigung gegen Krankenhausbehandlung wenig mehr zu spüren. Ihre Vorteile für operative Fälle und für Geburtshilfe brauche ich nicht auszuführen, ebenso ist für spezialistische Behandlung das Krankenhaus ganz gewöhnlich unentbehrlich, weniger einfach liegt die Frage für innere Krankheiten. Der Wohnungskomfort ist so weit entwickelt, daß auch in der Räumlichkeit den Anforderungen der Krankenhygiene und Krankenpflege genügt werden kann und geschulte Wärterinnen, auch Wärter, sind heute überall zu haben. Für schwere akute, vor allem für Infektionskrankheiten dürfte das Krankenhaus unbedingt vorzuziehen oder geboten sein; für chronisch Kranke, soweit die Fälle sehr schwer sind, soweit sie ständiger ärztlicher Ueberwachung bedürfen und schwierig für die Wartung sind, oder falls Heilmethoden angewendet werden sollen, die das Krankenhaus verlangen; so bleiben genug innere Krankheiten, bei denen für oder gegen das Krankenhaus neben den Imponderabilien der Kostenpunkt entscheidet. Ihn dürfen wir nicht umgehen, er wird im folgenden eine große Rolle spielen. Um zu-

Digitized by Google

nächst ein Maß zu gewinnen: wie teuer stellt sich die häusliche Krankenpflege? Krankenschwester, Lohn und Verpflegung 7 M., Verpflegung der Kranken, Medikamente eingeschlossen, 3 M., Arzt 5 bis 10 M., das macht, bei sehr niedrigen Ansätzen, für den Tag 15 bis 20 M., und das bei sozusagen günstigem Krankheitsverlauf. Nachtwachen, die eine zweite Schwester verlangen, häufigere ärztliche Besuche, besondere Aufwendungen für Ernährung des Kranken steigern den Betrag leicht auf das Doppelte und mehr.

Sehr interessant wären zuverlässige Angaben über den Geldwert der gesamten Krankenanstalten in Deutschland, sie sind aber leider nicht beizubringen. Ich finde bei Thel Angaben, die wenigstens über den Mindestwert einiges Licht verbreiten. Nach ihm hat es im Jahre 1907 in Deutschland gegeben: 3862 „allgemeine" Krankenhäuser, private und öffentliche zusammen mit 233 201 Betten. Setzt man als Wert für jedes Bett 3000 M. an, so gibt das rund 700 Millionen. Natürlich ist diese Annahme unsicher und außerdem bleibt zweifelhaft, was unter „allgemeinen Krankenhäusern" zu verstehen ist. Falls, wie man meinen sollte, alle spezialistischen Anstalten (außer den Universitätskliniken, die mitgerechnet sind), z. B. die Tuberkulosesanatorien, auch die Militärlazarette, nicht darunter begriffen sind, so würde der wirkliche Wert den hier geschätzten gewaltig übertreffen. In diesem Gesamt spielen die Privatunternehmungen keine kleine Rolle: 1577 Krankenhäuser mit 85 300 Betten.

Ebenso groß ist ihre Mannigfaltigkeit nach Umfang und Art. Hier „Privatkliniken", aus einem oder zwei Zimmern bestehend, in denen eine mittellose Witwe oder auch ein Arzt einen, zwei, drei Kranke mit Hilfe ihres Hauspersonals besorgen, dort palastartige Bauten mit allem Komfort und größter Munifizenz ausgestattet. Fünf Millionen Kronen sind in einer Wiener Privatheilanstalt für 150 Kranke, einem Aktienunternehmen, investiert, das macht an Herstellungskosten pro Bett 33 000 Kr. Mehrere große Operationssäle mit solchen Einrichtungen, daß gleichzeitig drei bis vier große Operationen ausgeführt werden können, Vorrichtungen für jede Art von Therapie in gleichem Stile. Von ähnlich großartigen Unternehmungen gedeihen nicht nur in unsern Metropolen, auch in manchem fashionablen Badeort wohl mehrere nebeneinander.

Zwischen beiden Extremen sind alle Uebergänge vertreten nach Größe, Eleganz und Leistungsfähigkeit. Viele kleinste minderwertige Unternehmungen mögen noch im Verborgenen blühen; was sich zu zeigen wagt, genügt meist, auch die kleinen Anstalten unter 30 Betten. Diese überwiegen bei weitem, solche über 50 Betten kommen seltener und die über 100 nur vereinzelt vor. Der Betrieb dieser Anstalten, auch der äußerlich gleichartigen, ist sehr verschieden nach der Art der Kranken, d. h. ihrer Leiden. Falls sie einer bestimmten Spezialität angehören, ist diese Spezialität entscheidend, viel mehr aber die Individualität des sie leitenden Spezialisten. Die Bezeichnung als Anstalt, z. B. für Magenkranke oder für Stoffwechselkranke, will nicht viel besagen. Werden in jener nur leichte Verdauungsstörungen behandelt, dient diese mit Vorliebe solchen, die an einem Zuwenig oder Zuviel ihrer Beleibtheit leiden, so ist ein

Digitized by Google

solches Sanatorium bald ein beliebter Aufenthalt, in dem die Kurgäste wie sonst in einem gutgeführten Hotel mit dem Zeitvertreib der Lebewelt den Tag unter ärztlicher Obhut angenehm verbringen und auf das beste gedeihen. Der Anblick schwerkranker Leidensgenossen oder gar die traurigen Vorkommnisse, die in einem richtigen Krankenhause nicht fehlen, bleiben ihnen erspart, solche Störungen dem Sanatorium fernzuhalten, ist erste Weisheit seines Leiters, denn, folgt er ärztlichen Interessen und nimmt er ernsthaft, ja gefährliche Kranke auf, so wird seine „Heilanstalt für Stoffwechselkranke" bald ein weniger freundliches Ansehen haben. Darum ist auch der Name Sanatorium vorzuziehen, er klingt freundlicher. Die nicht spezialistischen Privatunternehmungen führen seltener diesen Namen, sie lassen sich gern „Privatkliniken", auch schlechthin „Kliniken" nennen, bezeichnender wäre „Privatspitäler". Sie nehmen die akuten und schweren chronischen Fälle auf, oft nur innere oder nur äußere Kranke; da, wo beide Unterkunft finden, pflegen bald die äußeren, richtiger die Operationsfälle die erste Rolle zu spielen. Während jene erstgenannten „erstklassigen" Sanatorien meist überhaupt keine Klasseneinteilung und jedenfalls keine III. Klasse kennen, ist in diesen Privatspitälern sogar eine III. dritte Klasse nicht ganz selten zu finden.

Aktienunternehmungen sind selten, ich kenne nur wenige, darunter jene allergrößte in Wien, häufiger G. m. b. H. Die früher nicht seltenen ganz kleinen Unternehmungen, von einzelstehenden Frauen, von der Hebamme bis zur Predigerswitwe und höher hinauf geführt, gibt es auch heute noch. In der großen Mehrzahl sind die Unternehmer Aerzte, und auch da, wo es nicht auf seinen Namen geht, pflegt ein solcher hinter dem Unternehmen zu stehen; oder es sind mehrere, die es finanziell unterstützen und ihm ihre Kranken zuweisen. Dann ist die Anstalt wohl nur den Kranken dieses oder dieser Aerzte geöffnet. Auch die ganz großen Privatspitäler werden von Aerzten geführt und geleitet, sie pflegen aber jedem Arzte für seine Kranken offenzustehen, die dann in seiner Behandlung verbleiben. Für ärztliche Besorgung und Ueberwachung der Kranken in ihrer Abwesenheit sind in diesen großen Anstalten Assistenten (Hausärzte) vorhanden, die Leiter brauchen sich an der Behandlung nicht zu beteiligen und tun dies in manchen grundsätzlich nicht. Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß mir dies: ärztliche Leitung des Unternehmens ohne Beteiligung des Leiters an der Behandlung am meisten sympathisch ist.

Ich muß jetzt die öffentlichen Krankenhäuser mit heranziehen, denn, wie ich schon sagte, diese, die Universitätskliniken, Kommunal-, Stiftungs-, Ordens- und Vereinskrankenhäuser, sie verpflegen bei uns in Deutschland heute alle, auch Privatkranke. In den Kliniken pflegen nur wenige Betten, bis höchstens 25, für solche verfügbar zu sein, in den Kommunalkrankenhäusern kommt es schon zu Privatabteilungen von 50 Betten, und in den Ordenskrankenhäusern spielen sie eine große Rolle. In den Universitätskliniken und Kommunalkrankenhäusern gehen die Kranken in die Behandlung der Krankenhausärzte über, in den andern ist das verschieden; in nicht wenigen behält der Arzt, der den Kranken hineinschickt, die Behandlung.

Digitized by Google

Die Preise sind sehr verschieden. In einer großen Provinzialuniversitätsstadt des Ostens finde ich die Verpflegungssätze für Privatkliniken von Professoren angegeben: I. Klasse 7.50 bis 8 M., II. Klasse 6 M., III. Klasse 1.50 bis 2 M.; das größte Wiener Sanatorium, von dem ich sprach, notiert: I. Klasse von 30 Kr. aufwärts, II. Klasse 22 bis 28 Kr., III. Klasse 16 bis 20 Kr. Das sind Anstalten, die der Behandlung von Ernstfällen dienen, in den großen Luxussanatorien der fashionablen Badeorte gehen die Preise noch viel höher, 50 M. und darüber ist nichts Ungewöhnliches; wie man dort elegant eingerichtete „Appartements" mit Salon und Zubehör haben kann, zahlt man dann auch die Preise eines vornehmen Luxushotels, 100 M. und mehr, mit ihnen habe ich es hier nicht zu tun.

Genaue zuverlässige Angaben sind von den Privatanstalten nicht leicht zu erlangen; nach zahlreichen Erhebungen scheinen mir in den nordöstlichen Provinzen die Preise im ganzen geringer, 6 bis 8 M. für einen Kranken mit Einzelzimmer, für die westlichen dürfte 12 bis 15 M. als Durchschnitt kaum zu hoch gegriffen sein. Hierin sind ärztliche Behandlung, Verbandzeug, Medizinen, meist auch Bäder, elektrische Behandlnng, Massage und sonstige besondere Leistungen, z. B. Benutzung des Operationssaales, nicht eingeschlossen, die Gesamtkosten dürften mit 15 bis 20 M. nicht zu hoch veranschlagt sein. Für besonders schwere Fälle mit Extrawartung und gar für chirurgische Fälle ist schon wegen der ärztlichen Honorare (Operationshonorare) jede allgemeine Schätzung unmöglich.

Das gilt für Privatanstalten. In Vereins-, Stiftungs- und Ordenskrankenhäusern werden im allgemeinen etwas geringere Verpflegungssätze berechnet; auch hier wieder im Nordosten erheblich geringere, sonst 10 bis 12 M., selten darüber hinaus, bis 15 M. Die Nebenkosten sind die gleichen wie in den Privatanstalten, die Aerzte haben meist freies Liquidationsrecht. In den Kommunalkrankenhäusern liquidieren die Aerzte nur in einzelnen, dann in der Regel nach festen, beschränkten Sätzen, häufiger bleibt dies Recht den Chirurgen erhalten. In weitaus den meisten Universitätskliniken und Kommunalkrankenhäusern wird heute 10 bis 12 M. gezahlt, von Ausländern, oft auch von nicht Ortsangehörigen, bis 5 M. und darüber mehr, darin ist dann die ganze Behandlung und Pflege, auch die ärztliche, einbegriffen, nur ganz besonders teure Medikamente und umständliche Leistungen, komplizierte elektrische Behandlung, Röntgenverfahren, Operationen werden hier und da noch extra honoriert. Ein bestimmter Teil dieser Verpflegungsgelder gilt für ärztliche Behandlung; er ist in den verschiedenen Kommunalkrankenhäusern auffallend verschieden, 1.50 bis 6 M. In den inneren (medizinischen) Universitätskliniken werden meist 2 bis 3 M. dafür berechnet, doch kommt dieser Betrag nicht den Aerzten zugute, sondern er geht in einen Dispositionsfonds für den Direktor für wissenschaftliche, aber auch für humane Zwecke.

Ich habe, wie man bemerkt haben wird, mich bei meinen Kostenansätzen wenig an die noch vielfach übliche Unterscheidung von I. und II. Klasse gehalten; will man dies, so bezieht sich meine Allgemeinschätzung auf I. Klasse. Der Unterschied zwischen I. und II. Klasse besteht heute so gut wie überall, in

Digitized by Google

den Kliniken wie in den Kommunal- und Stiftungs- usw. Krankenhäusern hauptsächlich darin, daß in I. Klasse der Kranke ein Zimmer für sich allein erhält, wer es sich gefallen läßt, sein Zimmer mit einem oder mehreren Leidensgefährten zu teilen, geht II. Klasse und zahlt etwa 4 bis 5 M. pro Tag weniger. Ich halte aber solche Zumutung für bessergewöhnte Leute, für die gebildete Klasse für inhuman. Hier handelt es sich um krasse Verschiedenheit des individuellen Bedürfnisses, das aus den standesgemäßen Gewohnheiten entwickelt ist. Den Kranken, die unsre Abteilungen III. Klasse füllen, ist ganz allgemein der gemeinschaftliche Krankensaal sogar angenehmer. Ganz große Säle zu 30 und mehr Betten wirken wohl zuerst befremdend, bald aber gewöhnen sich die Kranken auch hieran, und die Isolierung, Verlegung in ein Einzelzimmer ist ihnen eine schwere Strafe. Auch unter den Bessergestellten haben manche einen Zimmergenossen gar nicht ungern, für viele dagegen gibt es kaum etwas Unerträglicheres wie ein kranker Zimmergenosse, und auch ohne daß die Aufregung dem Kranken schädlich werde, muß man solcher Abneigung Rechnung tragen. Der Mensch soll seine Ansprüche nach seinen Mitteln bemessen, und sicher hätte mancher dieser Kranken gut getan, beizeiten, d. h. als er gesund war, sich anders zu gewöhnen; jetzt aber ist er krank, und es schützt ihn das Mitleid, das wir keinem Kranken versagen, das heilige Mitleid, gegen das wir Menschen wehrlos sein dürfen. Jeder meiner Kollegen von Kliniken- und Hospitalärzten hat ihm gerade hier seinen Zoll gezahlt, wenn er in seiner diskretionären Vollmacht dem Kranken, der nur II. oder III. Klasse zahlen konnte, ein Zimmer I. Klasse geben ließ, damit er allein sei.

Nach seinen Gewohnheiten wird ein Kranker der Gesellschaftskreise, von denen ich hier spreche, im besten Falle mit täglich 10 bis 12 M. für die Krankenhausbehandlung schwer auskommen; nicht wenig für den, der mit etwa 5000 bis 10000 M. eine Familie zu erhalten hat.

Auch auf die Rentabilitätsfrage muß ich ausführlich eingehen, sie ist schwierig zu behandeln; hier möchte ich gleich betonen, daß man sie nicht nach dem glänzenden Gedeihen jener Modesanatorien in fashionabeln Badeorten und vieler der spezialistischen Sanatorien beurteilen darf; die schwierigen, besonders die akuten Krankheitsfälle, machen ganz andre Ansprüche an Krankenpflege, und die ihnen dienenden Privatspitäler, wie ich sie ehrenderweise nennen will, sind deshalb viel schlechter gestellt. Selbst jenes teure Aktienunternehmen in Wien hatte bis vor zwei Jahren niemals über $6^1/_2$ Prozent Dividende gezahlt, meist viel weniger, und die ärztlichen Besitzer kleiner „Privatkliniken", das sind meist solche Privatspitäler, geben gar nicht selten an, daß die Verpflegungsgelder kaum oder nicht die Kosten des Unternehmens decken; sie erhalten sie nur, um ihre Kranken nicht zu verlieren. Nach allem halte ich es für ausgeschlossen, daß in Privat- oder Stiftungs- usw. Krankenhäusern ein Heruntersetzen der Verpflegungssätze zu erreichen sei, und so sind es die Kommunalkrankenhäuser, die hier einzutreten haben. Sie haben sich auch dieser Pflicht unterzogen und die meisten bieten den Kranken aus den Mittelklassen Unterkunft. Nur sind die Preise für Einzelzimmer

Digitized by Google

meist noch hoch. Auch besteht manchenorts an den maßgebenden Stellen der Kommunalbehörden Abneigung gegen die Privatabteilungen, wenigstens gegen deren weitere Entwicklung, weil sie sich nicht bezahlt machen. Für Berlin scheint erfreulicherweise so etwas nicht zu befürchten zu sein, dort geht man soeben an zwei der großen Kommunalspitäler mit dem Neubau großer Abteilungen vor, die für die Mittelstandsbedürfnisse gedacht sind, und ich freue mich, hierauf als auf eine Anerkennung des bestehenden Bedürfnisses hinweisen zu können.

Daß die Kommunen die Krankenbehandlung in ihren Krankenhäusern nicht zu einer Erwerbsquelle zu gestalten haben, scheint mir selbstverständlich und keiner weiteren Begründung bedürftig. Ueber die Höhe der Selbstkosten liegt mir eine genaue und zuverlässige Berechnung vor, die von einem Verwaltungsdirektor eines neuerbauten modernen Kommunalkrankenhauses (Groß-Berlin) herrührt. Diese betragen, Entschädigung der Aerzte eingerechnet, pro Bett I. Klasse 12,05 M., II. Klasse 10,85 M., wovon nicht ganz 2 M. auf Verzinsung und Amortisation der Herstellungskosten fallen. Hiernach und nach dem, was mir sonst meine Nachfragen ergeben haben, meine ich, daß für einfache Fälle, ohne größere Operationen, in denen die Vergütung an die Aerzte 3 M. nicht übersteigt, ein Verpflegungssatz von 6 bis höchstens 10 M. und alles in allem genügen sollte, auch bei Beanspruchung eines Einzelzimmers. Falls wirklich der Betrag für Verzinsung und Amortisation der Herstellungskosten damit nicht gedeckt werden sollte, so ließe es sich meiner Ansicht nach wohl rechtfertigen, wenn die Kommunen diesen Ausfall trügen. Für den Kranken der III. Klasse werden, von der Verzinsung der Herstellungskosten abgesehen, überall sehr erhebliche Zuschüsse, 3 M. und meist weit mehr, geleistet, und ich sehe keinen Grund, weshalb nicht auch die II. und I. Klasse sich einer solchen Wohltat erfreuen dürfte. Die öffentlichen Krankenhäuser sind heute keineswegs mehr Anstalten der Armenpflege, ich glaube, daß unsre Kranken III. Klasse sich eine solche Auffassung ernstlich verbitten würden, sie dienen der Verpflichtung der Kommunen, für die Unterbringung ihrer Kranken zu sorgen, und das Bedürfnis, nach Stellen für Kranke I. und II. Klasse zu Preisen, die nicht erdrückend sind, scheint mir nicht zweifelhaft. Diejenigen Kranken, für welche dies Bedürfnis nicht besteht, werden im allgemeinen den Kommunalkrankenhäusern auch ferner nicht zur Last fallen, sondern wohleingerichtete Privatkrankenhäuser vorziehen, wenn auch im Einzelfalle einmal hier wie an so vielen Stellen mit der Humanität Mißbrauch getrieben werden wird. Sparsamkeit auf dem Gebiete der kommunalen Krankenpflege ist gewiß dringend geboten, und ich gehöre zu denen, die glauben, daß bei der Herstellung der Krankenhäuser viel größere Sparsamkeit angebracht wäre, hier aber handelt es sich um ernste humane Pflichten.

Die Tatsache, daß für einzelne Kommunalkrankenhäuser die Abteilungen I. und II. Klasse nicht beliebt sind, ist vieldeutig, da kommen Unzweckmäßigkeiten der baulichen Einrichtung oder der Führung in Frage, die abgestellt oder wenigstens in Zukunft vermieden werden können, auch bringen die Kranken nicht jedem Arzt das gleiche Vertrauen entgegen. Auch hierüber ist mit Kranken schwer

Digitized by Google

zu rechten, und ich glaube, daß mancher Kranke sich leichter für das Krankenhaus entschließen würde, wenn es ihm freistände, sich dort durch den Arzt seiner Wahl behandeln zu lassen. Ich meine, daß man schließlich zu diesem Zugeständnis an die Kranken in Einzelzimmern auch für die Kommunalkrankenhäuser kommen wird, unter der Bedingung, daß ihnen dann die Honorierung des gewählten Arztes zur Last fällt. Für die allgemeinen Krankensäle (III. Klasse) bleibt das ausgeschlossen aus Gründen der Krankenpflege, und ebenso für die Universitätskliniken, denn diese dienen in erster Linie Lehrzwecken; in ihnen sollen nur einige wenige Betten für Privatkranke vorhanden sein, deren Beobachtung und Behandlung durch den Leiter der Klinik unabweislich ist. Größere Privatabteilungen stören durchaus die eigentliche Aufgabe der Klinik, den Lehrzweck.

Für die Privatabteilungen der Kommunalkrankenhäuser sollte dann die Unterscheidung Kranker I. und II. Klasse unterbleiben. Das geschieht bereits an vielen Stellen, wo nur II. Klasse geführt wird. Nur wäre dafür zu sorgen, daß der Kranke ein Einzelzimmer haben kann, natürlich gegen etwas höheren Verpflegungssatz, aber nicht über die obengenannten Sätze hinaus. Das Eintreten der Kommunen in ihren Krankenhäusern auch für die Kranken der gebildeten Klassen mit ihren Ansprüchen und kleinen Mitteln ist unerläßlich für den ganzen Umfang der Krankenpflege. Und um nichts Wichtiges auszulassen, seien hier schließlich noch besonders die Infektionskrankheiten genannt, deren Aufnahme nicht nur die Privatanstalten, sondern auch die Ordens- usw. Krankenhäuser zu verweigern pflegen.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Am 5./17. Dezember schreibt der Großfürst Nikolaus an den Fürsten Carol, außer dem freundlichen Briefe, mit dem er ihm den Tagesbefehl übersendet, noch ein zweites Schreiben, welches folgendermaßen lautet:

„Par la mise à exécution du plan définitivement arrêté concernant les opérations militaires futures, j'ai absolument besoin de connaître d'une façon précise les plans de Votre Altesse, concernant la distribution de Son Armée.

„Conformément à notre entente personnelle il a été décidé qu'une division de l'armée roumaine sera destinée à accompagner les prisonniers turcs de Plewna à Bucarest, et qu'ensuite, après les avoir remis entre les mains du chef des communications de l'armée, Aide-de-Camp Général

Digitized by Google

Drenteln, la division sera dirigée de long du Danube pour remplacer les troupes russes qui défendent la rive gauche du fleuve de Giurgewo à Calarache inclusivement.

„Pour exécuter ce remplacement, il est nécessaire d'avoir en vue les données suivantes:

„Le détachement de Giurgewo, composé d'une brigade de la 32me division d'infanterie avec 2 batteries et la 2me brigade de la 11me division de cavalerie (total: 6 bataillons, 10 escadrons et sotnias et 16 canons d'artillerie à pied) défend Giurgewo et les batteries de siège établies contre Roustchouk.

„De plus il enverra un détachement combiné, environ un bataillon d'infanterie, de la cavalerie et de l'artillerie, pour la défense d'Oltenitza.

„En suite le détachement de Giurgewo fera observer par sa cavalerie la rive du Danube de Pietrochani jusqu'à la rivière d'Argisch inclusivement.

„Le détachement de Calarache se compose du 96me régiment d'infanterie d'Omsk avec 2 batteries, du 1er régiment de hussards de Joumsk avec une batterie à cheval et du 40me régiment de cosaques du Don (total: 3 bataillons, 10 escadrons et sotnias, 10 canons d'infanterie et 6 canons de cavalerie).

„De plus, en réserve derrière les détachements de Calarache et de Giurgewo, se réunissent les fractions de la 2me et de la 4me division de réserve au nombre de 16 bataillons avec 8 batteries, arrivant graduellement de Russie.

„En ce moment la plus grande partie de ces troupes a occupé ses positions. En sorte que pour le remplacement seul des troupes actives qui occupent la rive gauche du Danube, sans compter les troupes de réserve, — il faudrait — 9 bataillons, 20 escadrons et 38 canons.

„Il est à observer que malgré l'état complet des cadres des troupes susmentionnées, leur nombre suffirait à peine pour assurer tout à fait la rive gauche du Danube.

„Ayant en vue toutes ces données, je prie Votre Altesse de me faire savoir le nombre de troupes de l'armée roumaine que Vous jugez nécessaire et possible de détacher pour le remplacement au moins des troupes actives russes, sans que la sécurité actuelle de la rive gauche du Danube en souffre. Les troupes de réserve au nombre approximatif de 12 bataillons seront maintenues pour la formation d'une réserve générale.

„Lorsque le nombre des troupes roumaines destinées à sauvegarder la rive gauche du Danube sera décidé, je prie de me faire savoir la manière dont elles seront réparties en détachement, et à quel chef ces détachements seront confiés.

„Je trouve nécessaire d'ajouter que, pour conserver l'unité administrative, toutes les troupes qui se trouvent sur les derrières de l'armée sur la rive gauche du Danube — de Nicopoli et Turnu-Magurele jusqu'à Braila inclusivement

Digitized by Google

— sont actuellement sous les ordres de l'Aide-de-Camp Général Drenteln, qui porte le titre de Chef des Communications Militaires de l'Armée et des Troupes disposées sur les derrières de l'armée. C'est lui qui a la mission de prendre toutes les dispositions pour assurer au point de vue militaire les derrières de l'armée.

„Ces mêmes dispositions devront être conservées à l'avenir, lorsque les troupes de l'armée roumaine rentreront dans leur patrie et remplaceront nos troupes sur la rive gauche du Danube, ou bien se trouveront derrière celles-ci en réserve. Ceci est d'autant plus nécessaire qu'une partie des troupes actives russes restera sur la rive gauche encore quelque temps après l'arrivée des troupes roumaines, et qu'une partie de la réserve y demeurera en permanence. Comme les opérations des détachements de Giurgewo et d'Oltenitza doivent être en rapport intime avec les opérations du détachement d'orient, qui portait jusqu'à présent le nom de détachement de Roustchouk, les deux détachements seront soumis, quant à la partie opérative, aux ordres du commandant du détachement d'orient.

„Ayant fixé le nombre de troupes de l'armée roumaine nécessaire à la garde de la rive gauche du Danube, je prie de me faire connaître les noms des commandants et la composition des troupes qui se trouveront en amont du Danube dans les environs de Calafat, de même que les noms des commandants des troupes qui ont la mission d'opérer contre Belgradjik et Vidin sur la rive droite du fleuve.

„Tous ces renseignements ainsi que l'opinion de Votre Altesse concernant les opérations des fractions de l'armée roumaine, je Vous prie de me les communiquer dans le plus bref délai, pour que je puisse prendre les mesures conséquentes pour les opérations des troupes russes, qui auront une connexité avec celles des détachements de Votre armée.

„J'ajoute encore que du nombre des troupes roumaines qui resteront sur la rive droite du Danube, une division approximativement, devra rester près de Plewna, jusqu'à ce que tous les prisonniers seront évacués et que l'ordre complet soit rétabli dans la ville: après cela conformément au nombre des prisonniers évacués, des parties de cette division pourront être dirigées à l'ouest pour opérer contre Belgradjik et Vidin, mais en tout cas il est nécessaire de laisser comme garnison à Plewna et Nicopoli par un bataillon, jusqu'au remplacement des troupes roumaines par des troupes de réserve russes.

„Votre sincèrement affectionné Nicolas."

Den 7./19. Dezember beantwortet Fürst Carol die beiden Briefe des Großfürsten Nikolaus:

„Monseigneur!

„J'ai reçu les deux lettres que Votre Altesse Impériale a bienvoulu m'adresser sous les dates du 4 et 5 Décembre.

Digitized by Google

„Mon Gouvernement a nommé un commissaire spécial, Mr. Ciocarlan, pour faciliter les relations entre l'autorité militaire et l'autorité civile, ainsi que les rapports avec les différentes branches de l'administration afférentes à l'Armée Impériale, restant à Nicopoli, et dont Votre Altesse Impériale a bienvoulu me faire parvenir la liste. En outre un inventaire a été dressé et signé par le Lieutenant-Général Stolypine au nom de l'armée russe et le Lieutenant-Colonel Koslinsky comme délégué de Mon Armée.

„Le détachement préposé au service des canons de siège de la forteresse sera remplacé sans retard par un personnel suffisant.

„En réponse à la seconde lettre de Votre Altesse Impériale en date du 5 Décembre, je m'empresse de Vous faire connaître, Monseigneur, que tous les ordres ont été immédiatement donnés, après notre entente verbale. C'est la 3me division, sous le commandement du Général de Brigade Racovitza, que j'ai désignée pour le transport des prisonniers jusqu'à Bucarest, et l'évacuation se trouve déjà en pleine exécution. La dite division a reçu en même temps l'ordre d'occuper immédiatement Giurgewo, Oltenitza et Calarache selon les dispositions suivantes: 1 brigade d'infanterie (4 bataillons) et 2 batteries à Giurgewo, 1 bataillon et 1 batterie à Oltenitza, 4 bataillons et 2 batteries à Calarache. Il y aura en outre 3 régiments de Calarachi pour faire le service entre les points, en s'échelonnant depuis Petrochani jusqu'en amont de Calarache. (Total: 9 bataillons, 5 batteries, 11 escadrons.)

„Je ne tarderai pas à faire connaître à Votre Altesse Impériale l'effectif exact de ces troupes et les noms de leurs chefs respectifs.

„Votre Altesse Impériale peut être convaincue que nous sommes les premiers intéressés à veiller à la sécurité de nos frontières, et que nous prendrons en conséquence toutes les mesures pour bien défendre la ligne du Danube.

„La 4me division, sous le commandement du Général de Brigade Angelesco, s'est mise en marche pour se diriger sur Lom-Palanka, et a reçu l'ordre de prendre toutes les dispositions pour observer Vidin.

„La 2me division, sous le commandement du Général de Brigade Cerkez, qui occupe actuellement les positions de Plewna, au fur et à mesure qu'elle deviendra disponible, se dirigera dans la même direction, pour pouvoir renforcer les troupes qui sont appelées à cerner Vidin et Belgradjik.

„Par un Ordre du jour que je viens d'adresser à l'armée roumaine, je lui ai fait connaître que je prends le commandement suprême de toutes mes troupes sur les deux rives du Danube, en nommant le Général de Division Cernat Chef de mon Etat Major.

„Votre Altesse Impériale appréciera donc que ces troupes ne sauraient être soumises à un autre commandement que le

Digitized by Google

mien, bien entendu toujours dans les mêmes rapports où moi et mon armée nous avons eu l'honneur de nous trouver vis-à-vis de Votre Altesse Impériale. Je prierai donc Votre Altesse Impériale de vouloir bien m'indiquer directement, comme par le passé, toutes les modifications et tous les mouvements qu'Elle jugera nécessaires.

„Quant aux rapports intimes que ma 3me division devra entretenir avec le détachement d'occident, le commandant de ce détachement pourra facilement s'adresser à moi ou à mon Chef d'Etat Major.

„Votre Altesse Impériale a consenti à nous céder un bateau. Je Vous serais reconnaissant, Monseigneur, de nous le donner à titre définitif, car nous devrons sans cesse le passer, monter et descendre le Danube pour les approvisionnements de notre armée, d'autant plus que les quatre bateaux que nous avons été heureux de remettre complètement à l'Armée Impériale dès le début de la campagne, se trouvent actuellement dans le Bas-Danube.

„Le commandant des canons de siège de Corabia, disant n'avoir pas reçu l'ordre de les faire transporter à Calafat, je prie Votre Altesse Impériale de faire donner les ordres nécessaires.

„En même temps je prie Votre Altesse Impériale de bien vouloir donner les ordres les plus précis, pour que, au fur et à mesure que les prisonniers arriveront à Bucarest, après avoir été remis entre les mains de l'Aide-de-Camp Général Drenteln, ils soient immédiatement dirigés sur les diverses destinations, pour éviter dans ma capitale de trop grandes agglomérations de nature à amener des maladies épidémiques."

Den 8./20. ist Fürst Carol gezwungen, seine Abreise aufzuschieben, da das Schneetreiben nicht nachgelassen hat und die Brücke bei Nikopoli unterbrochen ist.

Aus Holzmangel und wegen des starken eisigen Windes ist es unmöglich, die Häuser zu erwärmen; auch gekocht wird nicht mehr; die Lebensmittel, besonders Brot, sind fast zu Ende, und im fürstlichen Hauptquartier haben die Rationen vermindert werden müssen. — Gegen Abend steigert sich noch die Gewalt des Schneesturmes, und während der Nacht kann Fürst Carol sich kaum erwärmen; ein Feldstuhl muß über seine Bettdecken gestülpt werden, damit der Luftzug sie nicht fortbläst.

Der Fürst hat den ganzen Tag an seinem Schreibtische zugebracht.

Dem russischen Kaiser hat Fürst Carol folgendes Telegramm gesandt: „Que Votre Majesté me permette de La remercier encore une fois, du fond de mon cœur, de toutes les bontés qu'Elle a eues pour Elisabeth et pour moi, et de L'assurer en même temps combien est sincère mon attache-

Digitized by Google

ment pour Votre Majesté. J'espère que le voyage de Votre Majesté s'effectue sans entraves, parce qu'ici nous avons un violent chasse-neige, qui rend tout déplacement très difficile."

Dann schreibt der Fürst seinem Vater:

„Bevor ich Bulgarien verlasse, wo ich vier Monate unter nicht leichten Umständen zugebracht habe, muß ich Dir noch einige Zeilen über die letzten großen Ereignisse schreiben. Der Fall von Plewna ist und bleibt der wichtigste Faktor dieses blutigen Krieges, und ich bin stolz darauf, daß meine junge Armee gerade hier mitgewirkt, und daß ich an diesem entscheidenden Punkte das Kommando geführt habe. Kaiser Alexander hat auch in vollem Maße anerkannt, daß wir der Aufgabe, die uns hier zugefallen, gerecht geworden sind. Als ich um ½10 Uhr abends von Plewna nach Poradim zurückkehrte, umarmte er mich herzlich und sagte u. a.: „Je vous remercie du concours et de la persistance que vous avez prouvée dans cette époque difficile." Am Tage vor seiner Abreise hielt er noch eine Revue über die russisch-rumänischen Truppen ab und dankte ihnen für ihre tapfere Haltung. — Am folgenden Tage kam General v. Todleben mit dem Stabe der Westarmee zu mir, um sich zu verabschieden. Ich trennte mich mit tiefem Bedauern von dem mir so sehr sympathischen Manne, den ich beim Abschiede umarmte.

„Der Deutsche Kaiser hat mir durch Verleihung des Ordens Pour le mérite eine freudige Ueberraschung bereitet. Ich schicke Dir die Abschrift seiner Depesche, deren Wortlaut zu erkennen gibt, wie sehr der Kaiser sich gefreut hat, daß ein Hohenzoller in diesem Kriege eine Rolle gespielt und in dem für Rußland gefährlichsten Momente desselben mit seinem Heere rettend eingegriffen hat! Es war ein Moment, von dem ich Dir jetzt gestehe, daß mir nicht leicht dabei ums Herz war!

„Als ich im Jahre 1866 zu Berlin Abschied vom Könige nahm, um nach Rumänien zu gehen, sagte er mir, er könne sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sich ein Hohenzoller unter den Halbmond stelle. Ich antwortete, daß ich die Suzeränität des Sultans nur anerkannte, um mich eines Tages auf ehrenvolle Weise von ihr zu befreien. Das ist eingetroffen: 7000 Türken, 200 Offiziere und 2 Paschas sind von meinen Truppen gefangengenommen worden und haben vor mir defiliert. Dagegen hätte man dem Sultan wohl kaum 20 gefangene Rumänen vorstellen können. Einer der Paschas sprach es aus, daß es von seinem Souverän nicht klug gewesen sei, mich nicht als Freund und Allierten gewonnen zu haben, und ich erwiderte ihm, daß wir nach dem Kriege sicherlich wieder die besten Freunde werden könnten.

Digitized by Google

„Da eine meiner Divisionen Giurgiu, Oltenitza und Calaraschi besetzen soll, lasse ich durch sie alle Gefangenen nach Bukarest transportieren, wo die Russen ihren Teil übernehmen werden. Die übrigen Truppen dirigiere ich gegen Widin, das jetzt zerniert wird.

„Mein Hauptquartier verlege ich nach Pojana bei Calafat; vorläufig bleibe ich zur Regelung der vielen angehäuften Geschäfte einige Zeit in Bukarest. Uebrigens habe ich mich so an das Kriegsleben und die damit verbundenen großen Entbehrungen und Ermüdungen gewöhnt, daß mir in Bukarest alles bequem vorkommen wird. Ich hatte Poradim schon vorgestern verlassen wollen, es trat aber ein so furchtbarer Schneesturm ein, daß es gefährlich gewesen wäre, sich auf den Weg zu machen; wir sind vollständig eingeschneit, der Schnee ist bis in mein Zimmer gedrungen, die Zelte sind steif gefroren und sehen wie Felsen aus. Ich bin sehr besorgt um meine Truppen, die auf dem Marsche sind; die russische Garde, die im Balkan ist, wird furchtbar leiden. Der Schnee liegt so tief, daß für den Augenblick die Operationen gänzlich stocken. Tausende von Pferden sind schon gefallen. Ich will morgen nach Nikopoli, wohin ich nur zu Pferde gelangen kann.

„Dieser Brief wird Dir zum Jahreswechsel zukommen, er soll Dir und der geliebten Mutter meine innigsten Wünsche bringen. Gebe Gott, daß das neue Jahr uns endlich wieder zusammenführe! Ungern scheide ich vom alten, das so reich an Ereignissen für mich und mein Land gewesen ist. Möge 1878 das begonnene Werk krönen und uns einen baldigen Frieden bringen! Rumänien bedarf desselben.

Sechs Monate lang bin ich jetzt von Bukarest abwesend gewesen und habe den Einblick in die Geschäfte verloren, obwohl ich allwöchentlich Berichte erhielt. Die Kammern zeigen sich patriotisch und arbeiten fleißig; weniger gut geht es mit den Finanzen, denn der Krieg hat uns bereits 25 Millionen Franken gekostet — ein Opfer, welches freilich ertragen werden muß und auch kann!"

Am 9./21. Dezember waren 8 Grad Kälte und tiefer Schnee. Obwohl der Wind nachgelassen hat, kann Fürst Carol noch immer nicht an die Abreise denken; er sendet einen Adjutanten mit Briefen zum Großfürsten nach Bogot und bringt den ganzen Tag wieder schreibend im Hause zu.

Die Deputation der gesetzgebenden Körperschaften, die ihm die Antwortadressen überreichen soll, ist, wie es heißt, in Caracal eingeschneit. Die Brücke bei Nikopoli soll durch das Unwetter stark beschädigt sein; die Donau geht bereits mit Eis. Der Großfürst bedauert, daß der Fürst nicht noch einmal nach Bogot gekommen ist.

Gegen Abend hört das Schneetreiben auf, aber schon jetzt sieht man die entsetzlichen Folgen desselben; auf der Dorfstraße liegen im Schnee erfrorene Pohonzen und rumänische Zugtiere!

Endlich ist am 10./22. Dezember der Tag der Abreise gekommen. Eine

Digitized by Google

Schwadron Roschiori ist morgens ausgeschickt worden, um den Weg zu bezeichnen. Es ist 16 Grad Kälte.

Um 8 Uhr bricht der Fürst auf. Sein Wagen (Schlitten sind leider nicht vorhanden) ist mit zehn Pferden bespannt, aber der Schnee ist so tief, daß man nur schrittweise vorwärts kommt. Außer der rumänischen Eskorte begleiten die russischen Ordonanzoffiziere, sowie die Grafen Wedell und Villaume den fürstlichen Wagen.

Um 10 Uhr ist Trstenik erreicht; schon hier liegen viele erfrorene Türken am Wege. Der Fürst fährt gleich weiter; bei einem Tatarendorf muß der eigentliche Weg verlassen und querfeldein über Schneemassen gefahren werden. Um 1/2 2 Uhr, in Muselinselo, begegnet der Fürst einem großen Transport von Gefangenen, der sich mühselig weiterschleppt; viele sind unterwegs vor Erschöpfung schon zusammengebrochen.

Der Fürst, der seine Reitpferde mitgenommen hat, steigt nun zu Pferde, in der Hoffnung, so schneller vorwärts zu kommen und den schier unerträglichen Anblick all der Qualen und Leiden rings um ihn her, die er doch nicht lindern kann, hinter sich zu lassen. Aber jeder Schritt vorwärts zeigt neue Tote und Sterbende — und mancher brave Dorobanze und Kalarasch liegt hier erfroren mit seinem Pferde. Wohl denen, welche schon in die Ruhe des Todes eingegangen sind und nicht noch vergeblich mit ihm ringen! Dieser Weg ist schlimmer als ein Schlachtfeld. Ergreifend sind die Gruppen, die hier der eisige Tod umarmt hat: rings um ein Wagenrad, auf dem sie ihr letztes Feuer angezündet hatten, kauert erstarrt ein ganzer Kreis von Türken! Je mehr der Fürst sich Nikopoli nähert, desto zahlreicher werden die Toten. Sein Pferd bäumt sich und will nicht über alle diese Leichen von Menschen und Tieren fort, aber der Fürst muß vorwärts. Oft steigt er ab und geht ein Stück zu Fuß, um sich zu erwärmen, denn eisig weht der Wind. Bei Sonnenuntergang erreicht er das Plateau von Nikopoli, auf welchem buchstäblich eine Allee von Leichen liegt, Mann neben Mann, ein furchtbarer Anblick! — Eine traurige Heimkehr für den siegreichen Feldherrn!

Die Offiziere der Garnison und die Behörden der Stadt Nikopoli sind dem Fürsten entgegengeritten, ebenso der russische Präfekt. Fürst Carol begibt sich zuerst in die Zitadelle; von dort reitet er den steilen, furchtbar glatten Berg herab unter Böllerschüssen in die Stadt ein. Auf dem Hauptplatze, vor dem fürstlichen Quartier, ist das 10. Dorobanzenregiment aufgestellt; der Fürst schreitet die Front ab und begibt sich dann zum russischen Präfekten, bei dem die Unterkunft für ihn vorbereitet ist.

Die Straßen der Stadt gleichen einem wüsten Heerlager; eine Unzahl von Wagen und Karren haben sich festgefahren, viele Trainknechte liegen auch hier, vor Kälte erstarrt, tot neben ihrem kleinen Gefährt; — dem Fürsten fallen unwillkürlich vor langen Jahren gesehene bildliche Darstellungen von Szenen aus dem Rückzuge der Großen Armee aus Rußland ein.

Der Fürst hat zugesagt, das Mittagsmahl inmitten seiner Offiziere in der

Digitized by Google

Zitadelle einzunehmen. Diesmal klimmt er zu Fuß den steilen, mit Glatteis bedeckten Berg hinan. Außer dem Offizierkorps des 10. Dorobanzenregiments wohnten auch die in der Stadt anwesenden russischen Offiziere dem Mahle bei. Das Speisezimmer ist schön dekoriert worden, und die Offiziere sind sehr stolz, ihren siegreichen Kriegsherrn in ihrer Mitte begrüßen zu dürfen.

Beim Heimwege muß der Fürst an den Festungsgräben vorbei, in denen Tausende türkischer Gefangenen untergebracht sind; bei dieser bitteren Kälte müssen die Aermsten im Freien ausharren, ohne die nötige warme Bekleidung. Ihr Jammern dringt laut durch die dunkle Nacht und erschüttert den Fürsten, der außer sich ist über dieses Los seines tapferen Gegners.

Das Dorobanzenregiment auf dem Hauptplatze muß der Sicherheit wegen unter freiem Himmel kampieren, da in Nikopoli augenblicklich 11 000 Gefangene und nur 1800 Mann zu ihrer Bewachung sind.

Am 10./22. Dezember ist Kaiser Alexander unter begeistertem Jubel der Bevölkerung in seine Hauptstadt Petersburg zurückgekehrt. — Abends erhält der Fürst folgendes Telegramm des Großfürsten: „Comme Tu sais, les Serbes ont occupé le défilé de St. Nicolas. Je Te prie de donner ordre immédiat à Haralambi qu'il transmette à Arnoldi cette nouvelle, afin qu'il entre en communication avec les Serbes, ainsi qu'avec Tes troupes qui marchent vers Vidin et Belgradjik." — Am selben Tage haben die Truppen der I. Rumänischen Division (Oberst Lecca) Artscher-Palanka besetzt, dessen türkische Besatzung sich auf Widin zurückgezogen hat.

Die Herren des fürstlichen Gefolges sind nicht bis Nikopoli gekommen, sondern in tiefem Schnee geblieben, nur zwei Adjutanten begleiten den Fürsten.

Fürst Carol hat alle seine Pferde sogleich noch am Abend nach Turnu-Magurele vorausgesandt; der dortige Distriktspräfekt ist schon über die Donau gekommen, um alles zu regeln.

In der Nacht des 11./23. Dezember sind 22 Grad Kälte gewesen.

Der Fürst bricht früh auf, um mit seinen zwei Adjutanten in einer vom Großfürsten ihm zur Verfügung gestellten Dampfschaluppe, die vom Kapitän Nowosilski kommandiert wird, über die Donau zu setzen. Es herrscht starker Eisgang; die Brücke ist teilweise noch vorhanden, und Eisschollen prallen wütend gegen ihre Joche an. Die Fahrt über den mächtigen Strom dauert mehr als eine Stunde, und die kleine Schaluppe ist wiederholt in größter Gefahr, von den Eisschollen zertrümmert zu werden. Der Fürst steht die ganze Zeit bereit, um über Bord zu springen, falls das Gefürchtete eintreten sollte. — Am gestrigen Tage ist ein kleiner Dampfer, der mit türkischen Gefangenen über die Donau fuhr, zwischen Eisschollen derart festgeklemmt gewesen, daß er nicht weiter konnte. — Von dem rumänischen Ufer aus, wo eine Jägerkompagnie aufgestellt ist, verfolgen der Ministerpräsident Bratianu und eine große Menschenmenge in ängstlicher Stimmung die gefahrvolle Ueberfahrt.

Mit freudigem Gefühl betritt Fürst Carol die heimatliche Erde, und unbeschreiblich ist der jubelnde Zuruf, mit welchem die hier versammelten Tausende

Digitized by Google

ihn empfangen. — Vom Landungsplatz hat der Fürst noch 4 Kilometer im Schlitten zu fahren, bis er in Turnu-Magurele anlangt; feierlich eingeholt, begibt er sich zuerst zum Tedeum in die Kirche. — Beim Bürgermeister, wo der Fürst absteigt, erscheinen ihm die Zimmer äußerst elegant und behaglich. Nach vier Monaten des Feldlagerlebens ist es ihm etwas so Ungewohntes, in gutgeheizten Räumen auf einem bequemen Stuhle Platz zu nehmen. — Im Laufe des Tages besucht Fürst Carol die im Spital untergebrachten Verwundeten und ordnet an, daß schleunigst die Toten bestattet werden, die auch auf diesem Ufer noch zahlreich genug die Spuren der Gefangenentransporte bezeichnen.

Den 12./24. Dezember kommt die Nachricht, daß das 2. Kalaraschenregiment eine Rekognoszierung bis nach Nazir-Mahala und Witbol, 9 Kilometer von Widin, unternommen hat und beide Orte von Türken besetzt fand.

Das IX. Korps der Russen ist in Orhanieh eingetroffen. General Gurko hat nun 84 Bataillone, 64 Schwadronen und 200 Geschütze unter seinem Kommando, nahezu 80000 Mann. Die Bezeichnung Westarmee ist auf dieses Detachement übergegangen.

Fürst Carol verbringt den ganzen Tag in den Lazaretten von Turnu-Magurele, um die Verwundeten zu besuchen und Medaillen an sie auszuteilen. Ueberall üben Damen der Gesellschaft oder Nonnen aus den Klöstern der Moldau und der Walachei mit opferfreudiger Nächstenliebe die Pflege aus. Unter den Verwundeten befinden sich viele Türken. — Unter andern empfängt Fürst Carol auch den türkischen Obersten, der am 30. August die Griwitzaredoute verteidigt hatte und sich nun auf dem Durchmarsche als Gefangener in Turnu-Magurele befindet. Der Fürst spricht ihm seine Anerkennung aus für die Tapferkeit, mit der er den Rumänen ihre Aufgabe so sehr zu erschweren gewußt hatte.

Es freut den Fürsten Carol, daß gerade zur Feier des Weihnachtsabends folgender Brief des Fürsten Karl von Hohenzollern eintrifft:

„Plewna ist gefallen — Ruhm und Ehre für Dich und Deine Armee in Fülle — Rumänien am Vorabende seiner vollständigen Unabhängigkeit — das zuschauende und abwartende Europa überrascht — neue große Ereignisse im Anzuge — was will man mehr, und welch glücklicher Jahresschluß! — Deine Person ist in den Vordergrund getreten, Dein militärischer Ruf ist ein festes Gebilde geworden, und so sehr mich das schon für Dich freut — es fällt ja dann ein Abglanz auf unsern Namen überhaupt, so liegt der größte Gewinn doch darin, daß Dynastie und Land nunmehr durch Blut und Erfolg unauflöslich verbunden sind! Das Parteigezänk muß fortan verstummen, Rumänien muß nun durch den Ausbau seiner Selbständigkeit seine Lebenskraft bewähren und den Großmächten praktisch darlegen, daß es ein notwendiges Glied der europäischen Staatenfamilie geworden ist.

„Den Erfolgen Deiner tapferen Truppen bin ich mit unverminderter Spannung gefolgt. Die Organisation hat sich treff-

Digitized by Google

lich bewährt, der Geist des Offizierkorps ist die Frucht Deiner Erziehung, und die Leistungen sind überall solche gewesen, wie man sie kaum von alten Truppen zu erwarten berechtigt ist. Es muß der höchste Lohn für Deine aufopferungsvollen Mühen sein, diese Erreichung eines konsequent verfolgten Zieles, die zugleich ein Triumph ist gegenüber der öffentlichen Meinung im übrigen Europa, welche dem rumänischen Staatswesen und Heere niemals große Sympathien entgegengetragen hat!

„Ein solcher Triumph der Realität über falsche Vorstellungen, die oft an Feindseligkeit gegrenzt haben, bleibt der Geschichte einverleibt — weil er Wahrheit ist.

„Demnach meine heißesten Glückwünsche zu den errungenen Lorbeeren! Ohne schmerzliche Verluste sind Erfolge niemals zu erhoffen — alles kommt dabei auf das richtige Verhältnis an, und für den Ruhm und die Ehre Rumäniens und seines Fürsten sind die Opfer nicht zu groß!

„Was nun nach dem Falle Plewnas sich weiter ereignen wird, ist vorerst nicht zu erkennen. Ich glaube nicht an die Voraussagungen der Presse auf den baldigen Frieden, denn Rußland kann sich unmöglich mit dem Resultat von Plewna begnügen, sondern muß die unrichtige Einleitung seiner ganzen Kampagne gegen die Türkei, die auf falschen Berechnungen und auf Unterschätzung des Feindes beruhte, wieder wettmachen. Für Rumänien ist es allerdings wohl ein Glück gewesen, daß alles so gekommen ist, denn gerade durch die Unzulänglichkeit der russischen Kriegsmittel wurde die Unterstützung der rumänischen Armee zur Notwendigkeit, und es erscheint geradezu als Werk der Vorsehung, daß den Rumänen auf dem Kriegstheater solche Aufgaben und Leistungen zufielen, welche sie in den Augen Rußlands und Europas als ebenbürtiges Glied hinstellten.

„Täglich erhalte ich die rührendsten Beweise, wie das große Publikum in Deutschland sich für Dich zu interessieren anfängt: Glückwunschtelegramme von allen Seiten, und auch aus der preußischen Armee Worte stolzer Befriedigung, daß Du aus ihr hervorgegangen bist und Dir einen Ehrenplatz errungen hast! Ohne Krieg wäre alles spurlos verklungen, und nur wenige hätten sich daran erinnert, daß Du preußischer Offizier gewesen bist.

„Die von Dir gestifteten Orden haben jetzt einen hohen Wert erhalten, und niemand wird mehr die Achseln über sie zucken.

„Wohl dem, der die Geduld des Abwartens besitzt! Ihm fallen unvermeidlich einmal die reifen Früchte in den Schoß! So ist es Dir nach zehn bis elf mühevollen, prüfungsreichen Jahren ergangen.

„Nach Ueberwindung der militärischen Schwierigkeiten werden in erhöhtem

Digitized by Google

Maße die politischen sich auftürmen. Das Dreikaiserbündnis muß sich jetzt bewähren, denn wenn es fest gekittet ist, liegt die Entscheidung über die europäischen Dinge allein in seiner Hand. Die Donau muß frei bleiben bis ins Schwarze Meer und Rumänien die Hüterin dieser Freiheit sein. Ein andres Interesse hat Deutschland nicht, und selbst Oesterreich, wenn ihm noch einige nationale Garantien gegeben werden, kann eigentlich nichts andres beanspruchen, als daß ihm seine größte Handelsarterie nicht unterbunden werde.

„Deshalb würde, wenn sich bewahrheiten sollte, daß Rumänien sein bessarabisches Territorium mit einem Teile der Dobrudscha vertauschen sollte, ein solcher Tausch den übelsten Eindruck machen, denn die Zollpolitik Rußlands ist unsern deutschen und österreichischen Interessen diametral entgegengesetzt. Ich hoffe zu Deinem Besten, daß dieses „On dit“ eine Erfindung bleiben möge.

„Ich kann nicht sagen, wie unendlich gespannt ich auf die Lösung aller nun auftauchenden Fragen bin, namentlich unter welchen Formen und Garantien die völlige Unabhängigkeit Rumäniens sich entwickeln und seine allgemeine Neutralisierung ausgesprochen werden wird.

„Doch ich will das unfruchtbare Feld der Konjekturalpolitik verlassen und mich vielmehr mit Dir freuen und Gott preisen und danken, daß Du glücklich durch alle Gefahren gekommen und vor allem niemals von Deinem körperlichen Befinden im Stich gelassen worden bist, ein Beweis, wie der Körper dem Geist untertänig sein muß, wenn letzterer klar und willensfähig bleibt!

„Auch über Elisabeth herrscht nur eine Stimme dankbarster Anerkennung und Bewunderung des Heldensinnes, mit dem sie sich ihren schweren Pflichten hingegeben hat.“

Den 13./25. Dezember ist dichter Nebel bei 8 Grad Reaumur Kälte.

Ehe der Fürst Turnu-Magurele verläßt, verhandelt er noch mit Bratianu wegen der Verproviantierung der in Bulgarien operierenden Truppen.

Gegen Mittag besteigt Fürst Carol mit dem Oberst Gaillard, den er eingeladen hat, ihn nach Bukarest zu begleiten, den Reisewagen und fährt ab. Mehr als zwanzig Schritt weit kann man in dem Nebel nicht sehen, in dem die weiße Schneefläche wie in einem Meer verschwimmt; der Bart des Fürsten gefriert wie bereiftes Riedgras. Ueber Putineu, wo in dem hübsch eingerichteten Hause des Grundherrn gefrühstückt wird, geht es weiter nach Ruschi-de-Wede; auf der ganzen Fahrt dahin erblickt der Fürst kein Dorf, kein Haus, nur den weißen, tiefen Schnee, in welchem auch hier tote Türken und Zugtiere eingebettet liegen. Weiterzukommen ist bei den Schneemassen unmöglich; so übernachtet der Fürst in Ruschi-de-Wede im Hause des Bürgermeisters, der ihn am Weichbilde des Städtchens an der Spitze der Notabeln und der Schuljugend mit dem traditionellen Brot und Salz bewillkommt hat.

Am 14./26. Dezember fährt der Fürst ab bei 10 Grad Kälte. Den ganzen

Digitized by Google

Tag arbeitet sich der Schlitten nur mit größter Schwierigkeit durch den Schnee, obgleich zahlreiche Bauern aufgeboten sind, um den Weg zu bahnen; seit Anbruch der Dunkelheit kann nur Schritt gefahren werden. Die Entfernung bis zum Bahnhofe von Costeschti (70 Kilometer) ist endlich, um 1/2 8 Uhr abends, zurückgelegt. Auf dem Bahnhofe, wo der Fürst von dem Minister Aurelian und dem Hofmarschall Vakarescu empfangen wird, steht der Zug bereit, und um 8 Uhr abends trifft er unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung in Piteschti ein. Der Bahnhof faßt die Menschenmenge nicht, die ihren Fürsten sehen, ihm zujauchzen will. Der Metropolit-Primas zelebriert in der Kirche, wohin der Fürst durch die illuminierte Stadt sich sogleich begibt, ein Tedeum. Dann hat der Fürst noch zahlreiche Deputationen zu empfangen und an einem Bankett teilzunehmen, trotz seiner sich stark fühlbar machenden Müdigkeit.

Am 15./27. Dezember ist über Nacht plötzlich Tauwetter und Regen eingetreten.

Fürst Carol empfängt am Vormittage die Delegationen der Kammer und des Senats, die ihm schon in Nikopoli ihre von den Ereignissen unterdessen überholten Adressen hatten überreichen sollen, aber durch den Schneesturm festgehalten worden waren. — Die Huldigungsadresse des Senats hebt mit gerechtem Stolze hervor, daß mit dem Donauübergange das rumänische Heer unter der hohen Führung des Fürsten seine ganze Schuldigkeit getan habe, und verspricht, daß der Senat durch ein Gesetz für die Witwen und Waisen der Gefallenen sorgen werde. Die Unabhängigkeit des Landes werde von Europa sicherlich anerkannt werden. — Die Kammeradresse konstatiert gleichfalls, daß der Donauübergang im Interesse der Landesverteidigung erfolgt sei, und das Heer unter des Fürsten Auge seine Pflicht getan habe. Willig und freudig habe das Land die schweren Opfer gebracht und stehe treu zu Fürst und Regierung.

Fürst Carol dankt den Vertretern der gesetzgebenden Körperschaften für ihre patriotischen Worte und spricht sein Bedauern aus, daß das schlechte Wetter die Deputation verhindert habe, ihm die Adressen auf bulgarischem Boden zu überreichen. Er habe nie daran gezweifelt, daß die Vertretung des Landes mit ihm und der Regierung eins sein werde in der Freude über die Erfolge der Armee; durch diese Einigkeit werde die künftige Stellung Rumäniens am besten gesichert werden, damit aus dem vergossenen Blute der Tapferen, welches die europäischen Mächte von der Lebenskraft Rumäniens überzeugt habe, eine gesegnete Zukunft erspriesse. Er selbst werde, so gerne er inmitten seines Volkes weile, sich doch beeilen, sobald es nötig erscheinen würde, auf den Kriegsschauplatz zurückkehren, um von neuem mit seinen Truppen Not und Gefahr zu teilen.

Nachdem Fürst Carol in dem Lazarett noch die Verwundeten besucht hat, fährt er, vom Metropoliten begleitet, um 10 Uhr nach der Hauptstadt ab. Auf allen Stationen findet ein überaus herzlicher Empfang statt. In Goleschti

Digitized by Google

legt der Fürst einen Kranz auf dem Grabe des in seiner Abwesenheit verstorbenen Generals Nikolaus Golescu nieder, welcher Mitglied der Statthalterschaft war, aus deren Händen Fürst Carol 1866 die Regierung Rumäniens übernommen hat.

In Titu, wo die Fürstin Elisabeth ihren Gemahl erwartet, findet nach vier Monaten langer, banger Trennung das ersehnte Wiedersehen statt.

Um 1 Uhr Ankunft in Bukarest, wo die Minister, die russischen Generale und ein zahlreiches Publikum den Fürsten begeistert empfangen. General Drenteln überreicht den Frontrapport, demzufolge noch zirka 57 000 Russen im Lande sind.

Im Galawagen, von Blumen ganz überschüttet, hält Fürst Carol seinen Einzug in die Hauptstadt, ihm zur Seite, strahlend vor Glück, die Fürstin. Der Zug geht durch die schön geschmückten Straßen, auf denen trotz Regen und Schmutz dichte Menschenmassen sich drängen, zuerst nach der Metropolie, wo die Geistlichkeit den Fürsten mit den heiligen Bildern empfängt. Unterwegs am Theaterplatz, an einem Fenster des Hotel Brofft, hat Fürst Carol den gefangenen Osman-Pascha erkannt, der ihn ehrerbietig grüßte; derselbe wird nächstens nach Rußland überführt werden.

Nach dem Tedeum begibt sich das Fürstenpaar in die Gemächer des Metropoliten und von da in die Kammer, die dem heimkehrenden Sieger eine großartige Ovation bereitet.

Der Fürst besteigt den Thron und begrüßt die Vertreter des Volkes mit folgender warmen Ansprache: „Elf Jahre seien verstrichen, seit er zum erstenmal diesen Saal betreten, um dem Lande und dessen Vertretern kund zu tun, daß er fortan die guten und die bösen Geschicke Rumäniens zu teilen gewillt sei. Während dieser elf Jahre habe er für sein Land manche Not, manche Schwierigkeit zu besiegen gehabt, und vor sechs Monaten hätten Ereignisse sich vollzogen, die ihn zur Verteidigung der Ehre und Unantastbarkeit Rumäniens an die Spitze seiner Truppen gerufen hätten. Das ganze Land wisse, wie glänzend das Heer das ihm entgegengetragene Vertrauen gerechtfertigt habe, und er, der Fürst, vom Schlachtfelde zurückgekehrt, auf dem die heißesten Wünsche des Jahres 1866 ihrer Verwirklichung entgegengeführt worden seien, habe heute seinen Schritt zuerst hierhergelenkt, zu der Vertretung seines Landes und Volkes, das mit ihm eins gewesen sei in Hoffen und Denken während der jüngst durchlebten schweren Zeit, sowie in der Freude über die Großtaten des rumänischen Heeres. Er sei stolz, an der Spitze dieser Tapferen zu stehen, die ihr Blut gegeben hätten für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Möge Gott das freie Rumänien segnen und allezeit sein tapferes Heer stärken!"

Lauter Jubel folgte dieser Rede des Fürsten Carol.

Digitized by Google

Darauf ergriff der Präsident der Deputiertenkammer, Constantin A. Rosetti, das Wort zu begeistertem Dank und Preis für den siegreich heimgekehrten Herrscher: „Einst habe ihm das Land seine Geschicke anvertraut, weil er aus einem Heldengeschlechte stamme; jetzt ist es allen offenbar geworden, daß Adler wieder Adler erzeugen, und Eichbäume wieder Eichbäume, und daß der Fürst zu den Männern gehöre, die ihr Volk seiner Größe entgegenzuführen wüßten! Allein die Geschichte werde nicht nur den Kriegsruhm preisen, den der Fürst Carol sich erworben, sondern vor allem werde sie ihn hinstellen als ein in den Annalen der Völker unerhörtes Beispiel, daß der Herrscher eines kleinen Landes es verstanden habe, demselben alle seine Freiheiten und Rechte unberührt zu bewahren inmitten der Ueberschwemmung durch eine durchziehende große, fremde Armee und inmitten den Anforderungen eines großen Krieges." Der Präsident der Deputiertenkammer schließt mit einem Willkommen für den Feldherrn und für die Fürstin — „den süßen Trost der Verwundeten".

Immer von neuem bricht der Beifallssturm los. Als dann die Feierlichkeit in der Kammer beendet ist, fährt der Fürst mit der Fürstin nach dem schön geschmückten Palais und genießt einige Stunden der Ruhe. Um 7 Uhr bringt die Bürgerschaft einen Fackelzug dar, und das Fürstenpaar macht eine Umfahrt durch die belebte, illuminierte Stadt. Ein schöner, harmonisch abschließender Tag.

Den 16./28. Dezember verbringt Fürst Carol den ganzen Morgen mit der Fürstin. Zum Frühstück ist der Großfürst Alexis bei ihnen, den Fürst Carol vom Hotel abgeholt hat.

Abends überbringt der deutsche Generalkonsul dem Fürsten ein Handschreiben des Kaisers mit den Insignien des Ordens Pour le mérite sowie einen Brief des Kronprinzen.

Des Kaisers Brief ist aus Berlin vom 18. Dezember:

„Hierbei sende ich Dir die Dekoration des Ordens Pour le mérite, den Dir mein heutiges Telegramm annoncierte, und wiederhole, wie ich wahrhaft erfreut bin, Dir öffentlich diese Anerkennung Deiner kriegerischen Leistungen zu verleihen! Deine ganze Haltung in so vielen schwierigen Momenten bei Ausbruch des blutigen Krieges und der ganzen bisherigen Dauer desselben hat sich nicht weniger diese Anerkennung erworben, und wird die gebührende Anerkennung beim einstigen Friedensschluß gewiß nicht ausbleiben, so daß ich dann auch Deinen mir zugedachten Orden werde annehmen können. Gott mit Dir. — Dein Dir treu ergebener Vetter Wilhelm."

Der Brief des Kronprinzen, datiert Wiesbaden, den 22. November, hat folgenden Wortlaut:

„Es hat mich sehr gerührt, daß Du, inmitten der gewaltigen Anforderungen an Deine militärische Tätigkeit auf dem blutigen Kriegsschauplatz, meines Geburtstages gedachtest und Zeit fandest, einen so interessanten, inhaltsreichen Brief an mich zu richten. — Meinen aufrichtigen, herzlichen Dank schob ich auf, weil ich

Digitized by Google

damit gern den Glückwunsch für einen großen Waffenerfolg verbinden wollte und der Fall Plewnas öfters schon als unmittelbar bevorstehend bezeichnet wurde. Da derselbe jedoch immer noch ausbleibt, so mache ich mich endlich daran, mich mit Dir zu unterhalten, um Dir vor allen Dingen zu sagen, daß ich Dich in Gedanken täglich aufsuche und meine Freude daran habe, Dich mit so viel Ehren und Erfolgen an der Spitze der von Dir ins Leben gerufenen Armee kämpfen zu sehen. — Die Motive des Kampfes gehören hier nicht her, denn ich habe nur mit Dir, meinem lieben, alten Freund zu tun, kann also hier auch das sagen, daß ich aus dem Abschluß der furchtbaren Menschenopfer das Beste, Vorteilhafteste für Dich erhoffe. Wie? das weiß zur Stunde wohl noch niemand, und viel Wasser wird die Donau herablaufen, ehe ein greifbares Friedensresultat erzielt sein wird!

„Schon Wochen vorher, ehe Dein lieber Brief eintraf, hatte ich nach Einsicht Deiner Tagesbefehle für den Sturm auf Plewna gleich erkannt, wie gut Du die 1864 gemachten Erfahrungen verwertetest. Aus Deinen Mitteilungen sehe ich meine Urteile bestens ergänzt und bin sehr froh, daß einer unseres Stammes gerade während der kritischen Periode der Komplikationen auf eurem Kriegsschauplatz es verstanden hat, sich so rasch Anerkennung und Vertrauen zu erwerben. Der Kaiser las Deinen Brief mit größtem Interesse und teilt meine Empfindungen vollständig. Da wir nur spärliche Berichte bekommen, deren Inhalt natürlich auf die vielen Augen berechnet ist, welche hineinblicken, ehe sie die Donau usw. passieren, bringt ein Privatbrief wie der Deinige willkommene Aufklärung über mancherlei.

„Soviel Vorteile mit der Zeit auch die Masse der Russen erringen muß, beibt doch das Faktum, daß Deine Hilfe begehrt werden mußte — ein bedeutendes Ereignis. Ferner ist jedermann von neuem bewiesen worden, daß derjenige, der einen Krieg will, den Gegner nicht unterschätzen darf! Am meisten sind wohl die Türken selbst, deren Tapferkeit hinter Verschanzungen sprichwörtlich bekannt ist, über ihre Erfolge erstaunt gewesen; sie würden sicherlich noch viel mehr ausrichten, wenn nicht stets die unberechenbaren Stambuler Palastintrigen eingriffen und Personalveränderungen verursachten. Anderseits können wir Deutsche uns freuen, daß ein Todleben doch noch herangeholt werden mußte, der dann auch gleich andres Leben in die Unternehmungen brachte. Aber wie sonderbar bleibt es doch, daß man bewährte, kriegserfahrene Offiziere zu Hause ließ, dagegen Theoretikern und Unerfahrenen die wichtigsten Einleitungen übertrug! Bei allem Neid der Russen auf Deutschland hätte man doch erwarten können, daß sie wenigstens ihren Generalstab sorgsamer rekrutierten, als es zu ihrem großen Nachteil der Fall gewesen ist.

„Aller sonstigen Urteile über Anlage und Ausführung der einzelnen Abschnitte des Krieges enthalte ich mich, bis wir sie, wie gesagt, genauer zu übersehen vermögen. Deine Andeutungen lassen indessen genau ermessen, wie

Digitized by Google

schwierig die Stellung des Befehlshabers oft sein muß. Von den höheren russischen Generalen, deren Namen bisher genannt worden sind, kenne ich eigentlich keinen, desto mehr Todleben, den wir öfters bei uns gesehen und auch in Petersburg vielfach gesprochen haben und für den ich von jeher Sympathien empfunden habe.

„Der Umgang mit unsern Offizieren wird Dir manche Erholungsstunde bereitet haben; ich freue mich über die Anerkennung, die Du ihnen spendest. Sei so gut, sie bestens von mir zu grüßen und ihnen zu sagen, daß ich mich aufrichtig freue, sie in der russischen Armee so gewürdigt und ihrer Tapferkeit wegen gepriesen zu wissen ...

„11. Dezember.

„Bis hierher war ich trotz vieler Unterbrechungen gekommen, als die Kunde von der Einnahme Plewnas eintraf, welche Dich und die Deinen wieder in besonderer Weise hervorhebt. Empfange denn meine herzlichen Glückwünsche zu diesem neuen Lorbeerblatt! Welche Genugtuung nach der langen, entbehrungsvollen Warteperiode, einen solchen Sieg miterringen zu helfen und einen so ausgezeichneten tapfern Gegner zu überwinden! Noch sind wir nur mit kurzen telegraphischen Nachrichten versehen; doch ergeben dieselben, daß es abermals zu blutigen, heißen Kämpfen gekommen ist, ehe Osman sich ergeben hat, und daß Du derjenige zu sein scheinst, an den er behufs Kapitulation gewiesen worden ist.

„Ich versetze mich in Deine Seelenstimmung: Freude über den Sieg, Schmerz über die vielen Opfer; Hoffnung auf eine neue Aera Rumäniens, und doch zugleich große Unsicherheit über die nächste Zukunft! — Möge sich für Dich nur alles zum Besten wenden, und wenn endlich der Friede einkehrt, Deine Stellung sich befestigen und klären!

„Immer und immer wieder verfolge ich Dich mit meinen Gedanken und vergegenwärtige mir Deine Befriedigung, nun auch an einem großen Kriege hervorragenden Anteil gehabt zu haben, nachdem Du 1866 und 1870/71 dem Heimatlande hattest fernbleiben müssen. Ebenso denke ich an Elisabeths Freude und an das jetzige Gefühl, das sie beseelen muß, solche Ereignisse an Deiner Seite zu erleben. Von ihrer hingebenden Tätigkeit auf dem Gebiete der Krankenpflege hören wir stets zu unsrer größten Freude, denn nichts kann ihr mehr Anerkennung erwerben, während Du im Felde bist, als mit solchem Beispiel voranzugehen. Bitte, sage ihr das alles in meinem Namen.

„13. Dezember.

„Begierig harren wir der Kunde, welchen Einfluß der Fall Plewnas auf den weiteren Gang des Krieges ausüben wird. Die meisten glauben, daß die

Digitized by Google

Türkei bis aufs äußerste Widerstand leisten wird, ehe sie sich ihren Länderbesitz schmälern läßt, wenn auch die Verluste an Menschen, Kräften und Material außerordentlich sind. — Wunderbar geht es am Lom zu, wo die beiden feindlichen Heere sich beobachtend gegenüberstehen, und wo es dem Thronfolger noch immer nicht gelungen ist, einen entscheidenden Schlag zu führen.

„Doch nun genug; ich will diese antiquierte Epistel endlich abgehen lassen, denn sonst denkst Du am Ende, ich wollte nichts von Dir wissen!

„Ganz im engsten Vertrauen aber noch die Bemerkung, daß der Kaiser aus politischer Pflichtrücksicht es für geboten erachtet, Dein freundliches Ordensanerbieten erst nach geschlossenem Frieden zu beantworten. Du wirst die Motive verstehen, welche uns nötigen, den bisherigen Statusquo zu beachten, bis infolge Deiner Waffentaten eine Neuordnung der Dinge auf dem Wege politischen Rechts vertragsmäßig anerkannt sein wird.

Nur diese, freilich bindenden Rücksichten können uns veranlassen, einem lieben Verwandten wie Dir für den Augenblick also zu antworten — das wirst Du begreifen!

„Und nun Gottes besten, reichsten Segen Dir und Elisabeth wünschend, rufe ich Euch auch Prosit Neujahr zu, verbunden mit Viktorias allerherzlichsten Grüßen.

„Es umarmt Dich in Gedanken, mein lieber alter Karl, Dein treuer Freund und Vetter Friedrich Wilhelm."

Fürst Carol feiert den 17./29. Dezember in besonderem Glücksgefühl den Geburtstag der Fürstin Elisabeth; sie führt ihn im Schlitten in ihre Baracke, und er nimmt dort das Frühstück ein und besucht alle von ihr verpflegten Verwundeten.

Aus Petersburg kommt ein direkt gesandter Feldjäger an, um der Fürstin mit einem Briefe der Kaiserin den Katharinenorden in Brillanten zu überbringen.

Der Brief lautet folgendermaßen:

„St. Pétersbourg, 13 Décembre 1877.

„J'ai suivi avec un profond intérêt la part que Votre Altesse a prise dans les grands événements qui ont cimenté, sous le symbole de la Foi Chrétienne, les antiques liens existant entre la Roumanie et la Russie. Je sais tout ce que Votre Altesse a apporté de dévouement dans l'accomplissement de la mission de charité qu'Elle avait, comme moi à remplir en présence des souffrances causées par cette terrible lutte. Je L'en remercie du fond du cœur, et me fais un véritable plaisir de lui conférer mon Ordre de Sainte Catherine en souvenir de cette communauté de sentiments et d'action pour le soulagement des maux de la guerre. Je La prie de l'accepter et de le porter comme un témoignage de vive sympathie et d'invariable amitié!

Marie."

Digitized by Google

Den 18./30. Dezember ist großer Empfang der hohen Behörden im Thronsaale durch das Fürstenpaar. Abends ist Galavorstellung im Theater.

Den 19./31. Dezember: 12 Grad Kälte, aber schöner Sonnenschein. Um 2 Uhr wird der Senat empfangen, der eine Ergebenheitsadresse überreicht. Darauf besucht der Fürst und die Fürstin das Militärhospital, in welchem die Damen der Bukarester Gesellschaft mit Hingebung die Krankenpflege besorgen; es liegen auch viele Türken daselbst.

Die Fürstin antwortet der russischen Kaiserin:

„Madame!

„C'est avec une profonde gratitude que je viens remercier Votre Majesté de la haute bienveillance qu'il Lui a plu de me témoigner en me conférant Son Ordre de Sainte Catherine.

„Souveraine d'un grand Empire, Auguste Protectrice de toutes les institutions de bienfaisance ainsi que de la Croix-Rouge, Votre Majesté consacre tous les instants de Son existence à soulager les souffrances de l'humanité et à réparer les maux de la guerre: je me suis efforcée d'imiter un exemple aussi noble, et je m'estime heureuse et fière d'avoir pu m'attirer l'approbation précieuse de Votre Majesté dans l'accomplissement de devoirs qui m'ont été facilités par le dévouement, le zèle et la charité des dames roumaines.

„L'insigne distinction dont Votre Majesté a daigné m'honorer, est doublement chère à mon cœur, puisqu'elle me rappellera aussi que la jeune armée roumaine, sous conduite de Son Prince, a eu l'honneur de combattre et de vaincre à côté de la valeureuse Armée Impériale pour le triomphe de la grande et sainte cause, dont Sa Majesté l'Empereur s'est fait le Généreux Défenseur avec le désintéressement et la magnanimité qui Le caractérisent.

„Chaque jour je fais des vœux ardents pour que Nos braves soldats marchent de victoire en victoire et que le Tout-Puissant Nous accorde bientôt une paix avantageuse et durable.

„Veuillez agréer, Madame, l'assurance de l'inaltérable et respectueux attachement, avec lequel je demeure

de Votre Majesté Impériale la toute devouée

Elisabeth."

Als Antwort auf den Brief des Großfürsten Nikolaus und dessen Tagesbefehl an die russisch-rumänischen Truppen vom 29. November/11. Dezember und 5./17. Dezember läßt Fürst Carol am 19./31. Dezember ein offizielles Dankschreiben an den Großfürsten abgehen, worin es heißt:

„Je me plais à réitérer à Votre Altesse Impériale, combien j'ai été heureux et fier de voir Ma jeune armée combattre à côté de la vaillante armée Impériale. Nos efforts combinés ont été couronnés par une brillante

Digitized by Google

victoire, et j'éprouve une satisfaction non moins grande que Votre Altesse Impériale, à constater la fraternité d'armes qui s'est établie entre nos deux armées, et les liens nouveaux et intimes qui se sont cimentés entre les peuples russe et roumain."

(Fortsetzung folgt)

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Fortsetzung)

Berlin, den 22. März 1865.

Der Fürst war am 21. zum Geburtstage des Königs Wilhelm nach Berlin gereist.

Heute 10 Uhr große Gratulation. Die alte Königin war auch dabei. Die ganze Familie summte und schwirrte um die Blume des Festes, den König, der sehr wohl ist und uns äußerst freundlich empfing.

An Fremden sind hier: die Großherzogin Alexandria, Herzog und Herzogin von Altenburg mit Prinzessin Marie von Altenburg, Großherzog und Prinz Elimar von Oldenburg, Friedrich und Annette von Dessau.

Heute ist noch Familiendiner beim Kronprinzen und abends théâtrale musicale beim König.

Soeben sitzt Karl bei mir und erzählt von seiner Soiree, Stahr-Lewald, die übrigens sehr innozenter Natur sind. Böger und Velten waren heute auch schon bei mir und haben sich sehr nach Deinem Befinden erkundigt.

Karl Anton.

Im Mai 1865 ging Karl Anton wieder nach Wildbad. Er schreibt von hier aus am

21. Mai.

Jetzt eine Reisebeschreibung. In Köln, wo ich um 6 Uhr abfuhr, fand ich Fürst Alfred Solm auf dem Bahnhof, mit dem wir bis hierher gemeinschaftlich fuhren. In Mainz sah ich einen Augenblick Holstein und später den Grafen Keller, der nach Stolzenfels reiste, um das Schloß einzurichten für einen Besuch der Königin Elisabeth. Da Du diesen Sommer nicht in Düsseldorf bist, brauchst Du auch nicht hin.

Auf der Station nach Darmstadt sah ich den Kaiser von Rußland und den Großherzog von Weimar, welche dem württembergischen Königspaar das Geleit zur Eisenbahn auf dessen Rückreise nach Stuttgart gegeben hatten. Er fuhr mit unserm Zug bis Bruchsal. Ich habe mich natürlich nicht sehen lassen.

In Karlsruhe empfing mich der Großherzog auf der Bahn; ich fuhr mit

Digitized by Google

ihm ins Schloß und verbrachte ein paar gemütliche Stunden mit Großherzogin Luise und ihm zu. Großherzogin Luise sieht wohl etwas angegriffen aus, aber doch nicht so schlimm, wie die Königin geäußert hatte. Ich aß mit ihnen und den Kindern zu Mittag. Im Schloß anwesend, aber zufällig bei Großherzogin Sophie, sind die Großfürstin Michael mit ihrem Manne.

Vor der Abfahrt sah ich den Großfürsten; er erzählte mir von Carlo, dessen vortreffliches Herz er lobte, bei welchem er aber alle Abwesenheit sittlichen Ernstes bedauere. Beide aber hätten ihn sehr lieb gewonnen. Carlo hätte nur den einen Wunsch, nämlich in russische Dienste zu treten. Dies sei aber wegen seiner Qualität als Engländer schwierig. Jetzt reisen sie in der Krim, und nächsten Winter wollte Carlo wiederkommen.

Die Karlsruher Herrschaften grüßen Dich tausendmal und erkundigten sich mit größter Teilnahme nach Deinem Befinden; sie lassen Dir proponieren, auf der Reise nach Sigmaringen in Karlsruhe zu schlafen. Es ist überaus liebenswürdig von ihnen.

In Wildbad wurde ich durch die Familie Klumpp, den Fürsten Wolfegg, seinen Schwiegersohn, den Fürsten Zeil, Herr v. Reischach, Dr. Hausmann und den laut aufschreienden Hunden empfangen, die ihr Gebell mit den Tönen des von der Badkapelle angestimmten Preußenliedes und Düppelmarsches vermischten. Es war ein ungeheurer Spektakel!

Der Fürst gibt sodann über seine Tageszeit Aufschluß. Früh morgens macht er einen Spaziergang. Ueberall Sonntagsruhe, kein Mensch auf den Beinen, mit Ausnahme einer bebrillten Malerin, die einen Granitblock im Wasser mit Moospflanzen in Oel aufnahm. Palette, Regenschirm, Pläne usw., alles wie es im Buche steht. Ich hätte Dich gerne an meiner Seite gesehen, unter dem herrlichen Laubdach, dem murmelnden Bach entlang. Karl Anton.

Der Fürst blieb bis zum 8. Juni 1865 in Wildbad und reiste dann nach Hohenzollern zu seiner Gemahlin und Familie, so weit sie bei der Fürstin war. Am 3. Juli kehrte er sodann nach dem Rhein zurück. Er schrieb von Koblenz aus am

5. Juli 1865.

Du wirst Dich wundern, diesen Brief aus Koblenz zu erhalten. Ich bin hier durch die Freundlichkeit der Königin zurückgehalten worden und durfte ihr nicht abschlagen, ein paar Tage zu bleiben und sie auf ihren Exkursionen zu begleiten. Ich will Dir meine Reisebeschreibung zusenden. Nach Reutlingen bin ich bei kaltem Morgen schon nach 8 Uhr angekommen, also 4 bis $4^1/_2$ Stunden gefahren (von Sigmaringen). Spaziergang, um uns zu erwärmen. In Stuttgart traf ich mehrere Bekannte. In Mainz, wo ich um 6 Uhr ankam, ging ich mit Prinz Holstein in herrlicher Abendfrische auf der Rheinbrücke hin und her, worauf wir im „Rheinischen Hof" soupierten. Am nächsten Morgen fuhr ich mit Prinz Holstein, der aus Attention von der Königin meinetwegen auch eingeladen war, und wurden von der Königin sehr freundlich empfangen. Ich mußte

Digitized by Google

sogleich mit ihr nach Sayn fahren zu Fürstin Wittgenstein, indem sie mir erklärte, mich nicht fortzulassen, bis zu ihrer Abreise, indem ich immer noch Zeit hätte, nach Düsseldorf zurückzukommen. Ich fuhr mit ihr allein; im zweiten Wagen Gräfin Haake und der Kammerherr. Nachdem wir eine Stunde geblieben, fuhren wir nach Koblenz zurück, wo großes Kinderfest auf der Karthause war und zwar jenen Kindern, die unter den frères de la doctrine chrétienne erzogen werden. Es war ein hübsches Fest. Hernach Diner und nach demselben große Rheinpromenade bis 9 Uhr. Sodann Tee von 9½ bis 11 Uhr, wobei Scheuren schöne Sachen vorlegte.

Heute fuhr ich mit der Königin nach Godesberg zum Besuche der Familie Radziwill, sodann zu Camphausen und hierauf nach Mehlem zu Frau Deichmann.

Morgen reist die Königin um 3 Uhr ab über das Lahntal nach Babelsberg, ich sodann gleich nachher nach Düsseldorf, wo ich abends 8 Uhr ankomme. Ich kann nicht sagen, wie ich mich nach Inzighofen zurücksehne!

Karl Anton.

Karl Anton weilte den Winter und im Frühjahr teils zu Düsseldorf, teils in Berlin, wo er bei der königlichen Familie sehr gern gesehen wurde. Am 7. Februar 1866 schreibt er der Fürstin von Berlin aus. Er schrieb fast täglich; der Brief hat Interesse wegen der Personen, die in ihm aufgeführt werden.

Heute nur ein paar Worte. Zunächst Brief an Anton, dessen Tagebuch ich Dir schicke. Es ist recht interessant.

Gestern war die Soiree Benedetti außerordentlich hübsch. Es wurden von der französischen Truppe zwei Stücke gespielt, musterhaft, elegant und comme il faut. Sodann kleines Souper mit Büfett. Um 1 Uhr zu Hause!

Frau Benedetti überreicht im Namen des Kaisers Napoleon ein süperbes Bukett der Königin en revanche des Vorgangs in Paris ...

Karl Anton.

Benedetti war damals und bis 1870 (speziell auf Wunsch Napoleons) Gesandter in Berlin.

*

Berlin, den 22. März 1866.

... Heute morgen war große Gratulation der Familie, wo alle beisammen waren. — Neues habe ich heute nur wenig erfahren, nur so viel, daß die Situation äußerst ernst ist und einige Tage noch vergehen werden, bevor man klar sieht. Preußen würde ein gefährliches Spiel treiben, wenn es den Krieg anfangen wollte; denn es hätte nicht nur ganz Deutschland, sondern wahrscheinlich auch ganz Europa gegen sich. Uebrigens ist alles möglich, und beruhigend ist der Zustand keineswegs.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 4. April 1866.

Die rumänische Angelegenheit schreitet schnell. Gestern die Nachricht von dem Antrag der Regierung in Bukarest, daß Karl vorgeschlagen werden solle,

Digitized by Google

heute schon die Mitteilung, daß er per Akklamation zum Herrscher und Regenten von Rumänien ausgerufen und erwählt worden ist. Die zwei Depeschen haben Dir den Schlüssel gegeben, eine aus Bukarest, die andre meine Antwort. Alles hängt nun von den Mächten ab. Aus Leopolds Brief, von gestern, den ich ihm schrieb, wirst Du die französische Auffassung erkannt haben. Jedenfalls fangen erst jetzt recht die Schwierigkeiten an.

Seit gestern ist es wiederum friedlicher geworden, und ich fange nun auch an, an keinen Krieg zu glauben. Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 6. April 1866.

Das Wetter ist kalt und traurig, ganz der Politik entsprechend, welche seit zwei Tagen wieder ernster aussieht. Diese ewige Unsicherheit ist aufreibend, und ich fürchte, wenn es so fortgeht, daß es bis in den Sommer hinein dauert.

Jeder hat gleich recht und gleich unrecht, doch ist die Politik etwas zu aggressiv.

Karl sitzt bei mir, unglücklich, nicht zu Dir zu können, allein da er vorgestern Rittmeister geworden, so muß er baldigst zurück. Endlich für ihn doch auch ein Pas vorwärts!

Die rumänische Frage liegt nun in Berlin, und wenn es dazu kommt, so ist es immerhin ein großer Entschluß, allein auch eine große Zukunft.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 9. April 1866.

Gestern abend ist Karl nach Berlin zurückgereist, und ich befinde mich wieder allein, einsam und inmitten der aussichtslosen Gegenwart höchst isoliert und angebunden, unfrei und verstimmt. Die Fluktuation zum Krieg und Frieden sind ziemlich spurlos, und heute sieht es wieder kriegerischer aus, seitdem die Note Bismarcks an Oesterreich bekannt geworden ist. Wenn Oesterreich sich diese Sprache gefallen läßt, so ist es ein Engel des Friedens.

... Von Berlin weiß ich übrigens nichts; die Königin hat mir auch lange nicht mehr geschrieben.

Die rumänische Angelegenheit ist im Gange; ich begreife Deine Besorgnisse und Zweifel wegen der Zukunft — allein so weit ist die Sache noch lange nicht, daß man sie als eine dem accomplissement nahe fait betrachten könnte. Sie befindet sich noch in embryonischer Gestalt. Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 11. April 1866.

Die politische Situation ist um kein Haarbreit besser geworden. Kein Mensch weiß, wie das alles noch ausgehen soll und wird. Die Einberufung des deutschen Parlaments von Bismarck ist ein coup de désespoir, welcher seine Spitze gegen den Urheber unfehlbar wenden wird. Wo soll dieses Regieren hinführen!

Jeder Tag kann etwas Neues bringen, am wahrscheinlichsten aber den Krieg.

Digitized by Google

Von Berlin keine Nachrichten über die rumänische Frage. Karl schrieb mir heute ein paar Worte, daß der Kronprinz sehr dafür sei. Sonst sagt er nichts Neues, als daß Bälle, Konzerte und Gesellschaften wieder in lebhaftem Schwunge seien, ein seltener Kontrast.

Karl Anton.

*

Düsseldorf, den 17. April 1866.

Heute ist der politische Horizont wieder düster. — Ich kann Dir aber die Situation nicht beschreiben, weil sie immer stets wechselnd und verschieden ist.

Die rumänische Angelegenheit ist in vollem Gange. Karl ist beinahe einstimmig gewählt und zum Herrscher ausgerufen. Es drängt ihn, von Berlin wegzugehen, weil ihn jedermann anspricht, im Scherz und im Ernst, und ich habe ihm erlaubt, einige Zeit hierherzukommen. Ich bin in vollster Korrespondenz mit dem Könige und habe sehr viel zu tun in dieser Angelegenheit. Ich bin beinahe den ganzen Tag an den Schreibtisch gebannt. Oberst Rauch ist der Vermittler zwischen Berlin und hier, der König hat ihn mir zur Disposition gestellt, und er vollführt mit großer Anhänglichkeit die Aufträge; morgen schicke ich ihn wieder mit Depeschen nach Berlin ...

Den Depeschen, welche Fürst Karl Anton mit Bratianu gewechselt, fügt der Fürst bei: Cinq millions de Roumains acclament leur Souverain le Prince Charles, fils de Votre Altesse Royale. Tous les temples sont ouverts et la voix du clergé s'élève avec celle du peuple tout entier vers l'Eternel, pour le prier de bien bénir leur Elu et le rendre digne de ces ancêtres et de la confiance que la nation entière a mise en lui.

J. C. Bratianu.

Der Fürst antwortete:

Reçu avec vive émotion la nouvelle que Vous m'annoncez avec tant d'affusion de cœur. Le jugement sur l'opportunité et la décision de la question reposent maintenant dans les mains du Roi, auquel j'ai soumis de suite Votre communication.

Prince de Hohenzollern Carl Anton.

Fürst Karl Anton verfährt also gerade so, wie er auch 1870 gelegentlich der spanisch-hohenzollerischen Thronkandidatur verfahren hat und wie es nach dem Hausgesetz vom 24. Januar 1821, Titel IV, heißt, wo ausdrücklich gesagt wird: „Daß dem Könige von Preußen als Haupt des Gesamthauses Hohenzollern die ausschließliche Bestimmung über den Eintritt des jedesmaligen Chefs und der übrigen Mitglieder unseres fürstlichen Hauses in auswärtige Zivil- und Militärdienste zustehen soll."

*

Düsseldorf, den 20. April 1866.

Heute schreibe ich an Leopold einige Andeutungen wegen der rumänischen Angelegenheit, die in stetem Vorschreiten begriffen ist. Es präokkupiert mich sehr, und die Korrespondenzen nehmen mich ausschließlich in Anspruch. — Karl ist

Digitized by Google

heute morgen hier angekommen und feiert seinen 27. Geburtstag wenigstens im Elternhause. Karl Anton.

*

Berlin, den 1. Mai 1866.

Nach einer vortrefflich durchschlafenen Nacht bin ich hier angekommen. Der König, der um 11 Uhr von einer Besichtigung zurückkam, empfing mich sodann. Nach kurzer Meldung, weil Roon u. a. zum Vortrag schon warteten, entließ mich der König mit dem Befehl, um 6 Uhr abends wiederzukommen.

Da ich um 4 Uhr zum Diner nach Charlottenburg telegraphisch eingeladen werde, so wird aus der Unterredung mit Dunker, den ich tête à tête sprechen wollte, nichts.

Um 12 Uhr ging ich zu Schleinitz, mit welchem ich alles durchsprochen habe und welcher jetzt für den raschen fait accompli ist. Ich war zwei Stunden bei ihm. Sodann war ich bei Bismarck, der ganz seiner früheren Ansicht treu geblieben ist und möglichst rasches Handeln verlangt. Um 7 Uhr bin ich zur Königin bestellt und begierig, was sie sagen wird. Karl Anton.

Leider und unbegreiflicherweise fehlen hier die folgenden Briefe, die besonders wichtig und interessant sein mußten. Wir haben allerdings — und das ist ein Glück! — die „Aufzeichnungen eines Augenzeugen" in dem Buche „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", die zu dieser Epoche im ersten Bande Ausführliches geben, besonders S. 1 bis 32.

Ferner fehlen die Briefe des Fürsten über die Vorgeschichte des Krieges von 1866, seine eigne Tätigkeit im Krieg und die tödliche Verwundung des Prinzen Anton beim Dorfe Rosberitz in der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 mit seinem nachfolgenden Tode am 5. August 1866 zu Königinhof in Böhmen. Auf diese Episode verweisen wir auf das Buch: „Karl Anton Fürst von Hohenzollern", Seite 186 ff.

Erwähnt sei noch, daß Karl Anton aus politischen Gründen nicht für den Krieg von 1866 mit Oesterreich war. Er teilte diese Ansicht übrigens mit manchen hervorragenden Politikern jener Zeit. Als der Krieg dann ausgebrochen, da war er ganz Preuße und stand fest auf seinem verantwortungsvollen Posten als Gouverneur der Rheinprovinz und Westfalen. Siehe Zingeler, a. a. O., S. 183 ff.

Die rumänische Thronfrage nahm ebenfalls in jenen ereignisvollen Tagen ihren Lauf. Die Fürstin war nicht dafür und desgleichen nicht ihre Tochter, die Prinzessin Marie, die spätere Gräfin von Flandern. Beide jedoch aus verschiedenen Gründen. Während die Fürstin Josephine aus rein mütterlicher Besorgnis um die Zukunft des Sohnes sich mit dem Gedanken nicht befreunden konnte, war Prinzessin Marie dagegen, weil sie ihren Bruder zu gut für den rumänischen Thron hielt. Sie glaubte, ihr Bruder vergebe sich dadurch, daß er die damals allerdings zweifelhafte rumänische Regierung übernahm. Aber es zeigte sich in der Folge, daß sie den Bruder doch nicht genau kannte. Sie wußte nicht, daß er als ganz tüchtiger Regent mit ebenso großer Klugheit, Vorsicht und Weisheit zu Werke gehen würde ...

Digitized by Google

In den folgenden Aufzeichnungen wird nun die Thronkandidaturfrage, sowie der Krieg von 1870 behandelt.

Berlin, den 6. März 1870.

Bin ganz gut und unermüdet hier angekommen, empfangen von Leopold am Bahnhofe. Abends sprach ich noch Antoinette. König und Königin habe ich schon gesehen, beide äußerst liebevoll, aber mehr dagegen als dafür; ich glaube, wir kommen um die Schwierigkeiten herum, und es wird Ablehnung erfolgen. Heute bei dem Diner zu Ehren des Großfürsten Michael und Cécile werde ich Bismarck sehen. Der König will uns morgen entre nous trois haben; ich denke, es werden zwei gegen einen sein, und Don Salazar wird unverrichteter Dinge abziehen können.

Karl Anton.

*

Berlin, den 7. März 1870.

... Die Dinge in Rumänien sind nach hiesiger Auffassung nicht so schlimm, wie die Zeitungen angeben. Die Wahl Kusas ist eine Insolenz, aber beweist doch nicht soviel, wie es den Anschein hat.

Bismarck verläßt mich soeben, er meint, daß Karl einmal die Zähne zeigen müsse, indessen könnte er viel Zeit gewinnen, weil die Kammern aufgelöst werden und vor dem Herbst nicht mehr zusammentreten.

Don Salazar ist glücklich abgereist und wird die entscheidende Antwort in Madrid abwarten.

Bismarck ist sehr dafür, schon als große historische Zukunftsidee, was ich ihm nicht abstreiten konnte. Aber die andern Rücksichten brachten mich zu keiner andern Anschauung. Als ich ihm sagte, daß, wenn wir Anton noch besäßen, ich keinen Moment geschwankt haben würde, ihn vorzuschlagen, da stürzten diesem eisernen Manne Tränen aus den Augen.

Dieser Tage wird großes Konseil sein, um über die Frage definitiv zur Entscheidung zu kommen. Leopold ist viel ruhiger geworden und betrachtet sie (die Frage) mehr objektiv. Wird definitiv abgelehnt, so wird er mir wenigstens niemals den Vorwurf machen können, die Frage leichthin behandelt zu haben, aus Annehmlichkeitsgründen und intimen Familienrücksichten. Ein solch gewonnener Standpunkt ist für spätere Zeiten doch auch recht wichtig.

Kusa, der 1866 abgegangene Fürst von Rumänien, war 1870 im Januar im Distrikt Mehedintzi (Hauptort Turnu-Severin) zum Deputierten gewählt worden. In Turnu-Severin war das Fürstenpaar noch $2^1/_2$ Monate vorher glänzend empfangen worden. Fürst Karl legte dieser „Insolenz" nicht das geringste Gewicht bei.

Karl Anton erzählt diesen Zug Bismarcks auch an andrer Stelle. Es ist ein Beweis, daß der „eiserne Kanzler" ein weiches Gemüt besaß.

*

Berlin, den 9. März 1870.

... Die spanische Sache ruht einstweilen, weil noch eine Schloßberatung stattfinden soll. Die Königin ist ganz außerordentlich dagegen, also eine gute Bundesgenossin!

Digitized by Google

Heute habe ich die Bekanntschaft des kleinen Grafen Rothenburg gemacht, ein sehr hübscher, zarter, dreizehnjähriger Knabe; er sieht nur der Mutter ähnlich, keine Spur von hohenzollerischem Blut. Er tat mir leid, dieser elternlose Knabe, der übrigens einer schönen, reichen Zukunft entgegengeht. Ich habe ihm recht zugesprochen und eine Moralpredigt gehalten. Karl Anton.

Im Jahre 1847 starb die erste Gemahlin des letzten Fürsten zu Hohenzollern-Hechingen, Friedrich Wilhelm Konstantin, die Fürstin Eugenie, geborene Prinzessin von Leuchtenberg. Der Fürst heiratete im Jahre 1850 Amalie, Gräfin von Rothenburg, Tochter des Freiherrn Schenk von Geyern zu Syburg. Diese Ehe war nicht standesgemäß. Aus ihr ging ein Sohn hervor, den Karl Anton hier erwähnt. Der Graf von Rothenburg war nicht hohenzollerisch sukzessionsberechtigt.

*

Berlin, den 10. März 1870.

Soeben war Graf Rilvas bei mir in höchster Erregung und sagte mir, daß er soeben von Düsseldorf Nachricht erhalten hätte, ich wäre wegen der spanischen Frage in Berlin. Wer um alle Welt kann ihm das geschrieben haben!

Wird das Geheimnis verletzt, so muß sofort angenommen werden, denn es ist von höchster politischer Wichtigkeit, daß die spanische Nation als solche nicht verletzt werde — nur bei strengster Bewahrung des Geheimnisses ist die Ablehnung möglich. Ich werde Dir dieses später erklären.

Auch Philipp schien davon zu wissen; denn er schrieb mir Andeutungen. Es ist ungemein gefährlich, solche Mitteilungen zu machen! Wie leicht kann Philipp im Vertrauen andern wieder etwas davon sagen. Ob die Naudin nicht etwa an Rilvas geschrieben? Wie soll aus Düsseldorf solche Notiz an Rilvas gelangen, der übrigens für die Annahme sans hésitation enthusiasmiert ist.

Hier in Berlin ist gottlob das Geheimnis glücklich bewahrt worden. Niemand hat eine Ahnung davon, wenn nicht Rilvas es in den Salons kolportiert.

Die Beratung hat noch nicht stattgefunden. Man findet hier immer Zeit...

Karl Anton.

Wer Rilvas war, geht aus den Briefen nicht hervor. Da Karl Anton öfter in Berlin war, so konnte seine Anwesenheit bei Hofe gar nicht auffallen. Man muß aber aus dem Briefe des Fürsten entnehmen, wie großen Wert er darauf legte, die Sache noch als Geheimnis zu behandeln. Madame Naudin war eine Vertraute der fürstlichen Familie.

*

Berlin, den 12. März 1870.

Noch immer sitze ich hier ohne Entscheidung! Die Zeit ist derart zerrissen, daß es schwerfällt, ein paar ernste Augenblicke der großen, wichtigen Angelegenheit zu widmen. Hoffentlich findet morgen oder übermorgen das stets verschobene Konseil statt; denn man ist es aus allen Rücksichten schuldig, nach Madrid bald eine entscheidende Antwort zu geben. Ich werde, ebenso Leopold, von einer

Digitized by Google

Zentnerlast befreit werden, wenn die Entscheidung gefallen sein wird. Ich begreife ganz Deine Unruhe und Beängstigung.

Die Nachrichten von Rumänien werden in den Zeitungen alarmierender dargestellt, als sie es in der Tat sind. Die Artikel über Friedländer sind ganz falsch, da er seit Wochen schon in Danzig ist und gar keine Verbindung mit Bukarest hat. — Da nun hier häufig die rumänischen Papiere im Werte steigen, so ist dies der sicherste Barometer, daß es dort nicht so schlimm steht. — Heute essen wir beim Kronprinzen, abends kleiner Tee bei den Majestäten. Ich erhalte enorm viele Besuche und habe das Empfinden, daß ich hier nicht vergessen bin, im Gegenteil, jedermann mutet mir einen Einfluß und eine Impression zu, die ich nicht besitze. Ich bin eigentlich im rechten Sinne des Wortes le dépositaire de toutes les querelles de famille und jeder Teil braucht mich zum Vermittler und zum Vertrauten ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 14. März 1870.

Noch immer keine Entscheidung, aber um Dich zu beruhigen, hoffe ich noch immer, daß sie auf Ablehnung lauten wird. Berlin und das königliche Familienleben haben das Eigentümliche, daß man niemals Zeit hat. Kleinigkeiten und wichtige Dinge sind derart in- und untereinander verwachsen, daß man nicht mehr weiß, wo der Kern der Sache liegt. Die gute Königin hat sehr viel Terrain verloren, und ich bin erschreckt, zu sehen, daß nach ein paar Jahren ihre ehemaligen Bewunderer nun in ihre Gegner umgewandelt sind. Sie ist aber auch nicht geschickt in ihrem Benehmen, jedenfalls ist der König liberaler als sie. Dadurch verliert sie viel Terrain.

Karl Anton.

(Schluß folgt)

Die dritte Haager Friedenskonferenz

Von

Otfried Nippold

Man muß es den Amerikanern lassen: wo es sich um den Kulturfortschritt handelt, da steht dieses oft als materialistisch verschriene Volk heute in der vordersten Reihe. So haben die Amerikaner auch jetzt wieder in der Frage der Einberufung der dritten Haager Friedenskonferenz die Initiative ergriffen, und wenn es gelingt, diese Konferenz wirklich in absehbarer Zeit einzuberufen, so darf Amerika und nicht Europa das Verdienst dafür in Anspruch nehmen. Dabei ist es bemerkenswert, daß nicht nur die amerikanische Regierung, sondern daß auch zahlreiche und einflußreiche Kreise des amerikanischen Bürgertums sich dieser Bewegung angeschlossen haben. Wie anders als in Deutschland, wo die Bevölkerung den gewaltigen Problemen, die mit dem im Haag zu realisierenden

Digitized by Google

internationalen Kulturfortschritt zusammenhängen, größtenteils verständnis- und interesselos gegenübersteht!

Nach der Schlußakte der zweiten Haager Friedenskonferenz soll bekanntlich ein vorbereitendes Komitee etwa zwei Jahre vor dem Zusammentritt der dritten Konferenz gebildet werden, um die Vorschläge für diese Konferenz zu sammeln und das Programm derselben vorzubereiten, und um ferner die Organisation und das Verfahren auf der dritten Konferenz provisorisch festzustellen. Dieses internationale Komitee ist aber bis zur Stunde noch nicht gebildet. Auch sind die Vorarbeiten für die Konferenz in manchen Ländern zurzeit noch sehr im Rückstande; nationale Vorbereitungskomitees sind bis jetzt überhaupt nur in einigen wenigen Ländern ernannt worden. Vor allen Dingen ist aber auf der zweiten Konferenz gar nichts über die Art der Bildung und Zusammensetzung des internationalen vorbereitenden Komitees gesagt worden, und gerade dies könnte, wenn man sich an die Verhandlungen auf der zweiten Konferenz erinnert, sehr leicht eine Ursache zu Schwierigkeiten geben, durch die der Zusammentritt der dritten Konferenz von neuem eine Verzögerung erleiden würde. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat diese Schwierigkeit richtig vorhergesehen, und sie hat daher in ihrer Initiative die Anregung gemacht, bei Bildung des Komitees von einer Körperschaft, die schon bestehe und einen internationalen Charakter habe, Gebrauch zu machen und dieser die Aufgabe der internationalen Vorbereitung der Konferenz zu übertragen. Eine solche Körperschaft wäre das Diplomatische Korps im Haag, dem durch die Haager Konvention die Funktion eines Verwaltungsrats des Haager Schiedsgerichtshofs übertragen ist. Wenn diese Anregung die Zustimmung der Mächte findet, so würden also die Schwierigkeiten bei der Bildung eines internationalen Komitees gar nicht erst auftauchen können. Unter diesem gewiß sehr wichtigen Gesichtspunkte wird man dem amerikanischen Vorschlag seine Anerkennung zweifellos nicht versagen können; er weist auf den alleinigen Weg hin, auf dem man hoffen kann, bald zu einem internationalen Komitee zu gelangen.

Aber nicht genug mit dieser Anregung der Regierung hat sich in Neuyork auch noch ein „National Citizen's Committee“ gebildet für die Einberufung der dritten Konferenz, an dessen Spitze etwa zwanzig der angesehensten Persönlichkeiten der Vereinigten Staaten stehen. In der konstituierenden Versammlung dieses Komitees wurde ein Brief von Andrew D. White, dem früheren amerikanischen Botschafter in Berlin und Führer der amerikanischen Delegation auf der ersten Haager Konferenz, an Joseph H. Choate, den früheren amerikanischen Botschafter in London und Führer der amerikanischen Delegation auf der zweiten Haager Konferenz, zur Verlesung gebracht, in dem White einen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse dieser Konferenzen wirft und die im Haag jetzt zu lösenden wichtigen Aufgaben kurz erörtert. Das neugebildete Komitee macht es sich zur speziellen Aufgabe, die Aktion der amerikanischen Regierung zugunsten einer baldigen Einberufung der dritten Haager Konferenz mit aller Kraft zu unterstützen.

Digitized by Google

Wenn der amerikanische Vorschlag die Zustimmung der Mächte finden und das internationale Komitee also noch in diesem Jahre ernannt werden sollte, würde somit die dritte Haager Konferenz frühestens im Jahre 1916, wahrscheinlich erst 1917, zusammentreten können. Diese Frist kann man als kurz oder als lang ansehen, je nach dem Standpunkte, von dem aus man die Frage betrachtet. Man kann dieselbe nämlich sowohl vom völkerrechtlichen wie vom politischen Standpunkte aus ansehen.

Vom völkerrechtlichen Standpunkte aus erscheint die Frist in Anbetracht des gegenwärtigen Standes der Vorbereitungsarbeiten eher etwas kurz.[1]) Die Vorbereitungen in den einzelnen Ländern sind bis jetzt teilweise noch recht mangelhafte. Inwieweit in den zuständigen staatlichen Ressorts die Vorarbeit gefördert ist, entzieht sich zwar der öffentlichen Kenntnis. Dies gilt speziell auch von Deutschland. In den Ländern, in denen nationale Komitees ernannt sind, haben diese die Programmpunkte, deren Behandlung ihnen im Haag besonders wünschenswert erscheint, teilweise bereits veröffentlicht. Man kann dies vom Standpunkte der Völkerrechtswissenschaft aus nur begrüßen. Die zu behandelnden Probleme sollten überall öffentlich zur Diskussion gestellt werden, damit alle Interessentenkreise dazu Stellung nehmen können. Nicht nur die Wissenschaft, sondern namentlich auch die wirtschaftlichen Berufskreise sind an diesen Fragen stark interessiert. Am zweckmäßigsten ist die Vorarbeit daher zweifellos in denjenigen Ländern gefördert worden, die besondere Kommissionen ernannt haben, in denen neben Vertretern der Regierung auch Vertreter der Wissenschaft und des geschäftlichen Lebens tätig sind. Ein solcher Kontakt der staatlichen Ressorts mit andern Kreisen und last not least mit der öffentlichen Meinung kann der Vorarbeit für die im Haag zu erreichenden kulturellen Fortschritte gewiß nur förderlich sein, und es wäre wohl zu wünschen, daß man auch in Deutschland in dieser Beziehung dem Beispiel andrer Länder, z. B. Oesterreichs, folgen würde.

Neben den nationalen staatlichen Komitees sind auch verschiedene private Körperschaften, wie die Interparlamentarische Union, das Institut de droit international u. a., eifrig an der Arbeit für die Vorbereitung der dritten Konferenz. Dazu kommen noch die einschlägigen Arbeiten der Wissenschaft, die bereits eine ganz stattliche Bibliothek ausmachen. Nichtsdestoweniger würden diese Vorarbeiten, wenn sie allen wissenschaftlichen Erfordernissen entsprechen sollen, wohl noch einige Jahre in Anspruch nehmen, und so erscheint die Frist bis 1916 oder 1917 also von diesem Standpunkte aus, wie gesagt, eigentlich etwas knapp. Gegenstand der Arbeiten im Haag ist eben vor allem die Fortbildung des Völkerrechts und diese verlangt nun einmal zweifellos eine solide wissenschaftliche Grundlage, die man nicht im Handumdrehen schaffen kann. Ungeduld erscheint insofern also gewiß nicht am Platze zu sein.

---

[1]) Vgl. dazu meinen Aufsatz über diese Frage in der „Zeitschrift für Völkerrecht", Bd. 7, S. 286.

Digitized by Google

Neben dem völkerrechtlichen Standpunkte der Betrachtung ist nun aber auch die politische Lage in Erwägung zu ziehen, ja sie verdient, wenn man sich alles das, was bei der Einberufungsfrage auf dem Spiele steht, vergegenwärtigt, vielleicht doch noch mehr Berücksichtigung, als die völkerrechtlichen Erwägungen, die einer baldigen Einberufung der Konferenz im Wege zu stehen schienen. Vom politischen Standpunkte aus möchte ich nun aber heute sagen, daß die dritte Konferenz meines Erachtens gar nicht früh genug einberufen werden kann, und daß es daher höchst bedauerlich ist, daß ein Zusammentritt vor 1916 oder 1917 leider nicht zu ermöglichen sein wird. Zu dieser Auffassung bin ich allerdings erst durch die neueste politische Situation gelangt und ich gestehe gerne, daß ich meine Meinung in diesem Punkte gegen früher, wo ich die völkerrechtlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellte, geändert habe.

Solange die Balkankriege noch nicht abgeschlossen waren, konnte politisch an eine Einberufung der Konferenz naturgemäß nicht gedacht werden. Sie kam damals zeitlich auch noch gar nicht in Frage; höchstens daß man die Vorarbeiten in den einzelnen Ländern damals schon energischer hätte in die Hand nehmen können. Jetzt nach Abschluß der Balkankriege hätte politisch an sich eigentlich nichts auf eine besondere Beschleunigung der dritten Konferenz hingewiesen und man hätte also den oben angeführten völkerrechtlichen Gesichtspunkt, der gegen eine zu baldige Einberufung sprach, auch vom politischen Standpunkte aus wohl unbedenklich als ausschlaggebend anerkennen können. Die europäische Diplomatie hatte in der Balkankrise ja bewiesen, daß sie auch so ungewöhnlich schwierigen politischen Lagen, wie sie durch die Balkankriege hervorgerufen waren, trotz aller ihr nachgerühmten Mängel doch einigermaßen gewachsen war. Die „Verständigungspolitik", unter deren Zeichen, wie in der „Deutschen Revue" vom November 1913 mit Recht ausgeführt war, die Staatsmänner der Großmächte heute arbeiten, hatte in den letzten Jahren mehr als einen Sieg davongetragen, allen Wolken am politischen Himmel und allem Kriegsgerede zum Trotz. So durfte man also wohl darauf vertrauen, daß die Diplomatie der Großmächte auch die durch die neue politische Situation geschaffenen kommenden politischen Probleme einer günstigen Lösung entgegenführen werde.

Das alles hat sich nun aber geändert, seit kürzlich in einigen Ländern die militärischen Ressorts neuerdings eine erhöhte Rüstungspolitik durchgesetzt haben, deren Folgen für die internationale politische Lage sich schon heute ziemlich klar überblicken lassen. Es wäre an sich gewiß nichts dagegen zu sagen, daß jeder Staat in den heutigen politischen Verhältnissen stark gerüstet sein will. Solange man dabei von dem guten Glauben aller Beteiligten in das von zuständiger Seite immer wieder betonte Wort: si vis pacem, para bellum überzeugt sein darf, kann man in diesen Rüstungen auch noch keine unmittelbare politische Gefahr erblicken. Seit nun aber die Rüstungspolitik in allerjüngster Zeit dazu geführt hat, daß die besonders Kriegslustigen in verschiedenen Ländern heute bereits ganz ungescheut zum Angriffskrieg blasen, seit man deutlich erkennen muß, daß die Kriegsgefahr, die heute über der europäischen Welt zu lagern

Digitized by Google

scheint, gar nicht in erster Linie durch die Schwierigkeit der in den nächsten Jahren zu lösenden politischen Probleme, sondern ganz unmittelbar durch die im Anschluß an die gewaltigen Rüstungen der letzten Jahre entstandene Kriegsstimmung hervorgerufen worden ist — seither kann man das obige Wort zweifellos nicht mehr mit so gutem Gewissen zitieren. Wie liegt denn die Sache heute? Die Kriegsfanatiker, die leider nur zu viel leichtgläubiges Publikum finden, prophezeien den von ihnen schon so oft vergeblich angekündigten und herbeigesehnten Krieg ganz offen erst für 1913, dann für 1914, 1915, 1916 und 1917 usw., und sie motivieren dies gar nicht etwa mehr mit irgendwelchen zu erwartenden ernsthaften Konflikten zwischen den Großmächten, sondern ganz einfach und simpel damit, daß bis dann die oder jene Großmacht ihre Rüstungen beendigt haben werde, und daß man ihr daher zuvorkommen und vorher möglichst bald losschlagen müsse. Damit wird also von ihnen ganz offen zugestanden, daß die Ursache der heutigen europäischen Kriegsgefahr eigentlich die auf die Spitze getriebenen Rüstungen sind.

Wie kann man nun aber hoffen, diese üblen Folgen der Rüstungspolitik wieder zu beseitigen, bevor sie in die Katastrophe eines allgemeinen Weltkrieges ausgemündet haben? Zweifellos gibt es der Kriegsmache und der durch dieselbe erzeugten pessimistischen Stimmung gegenüber kein besseres Mittel, um die europäische Welt wieder an die von ihr zu leistenden *wahren* Aufgaben zu erinnern und den Kriegstreibern das Wasser von der Mühle zu nehmen, als eine recht baldige Einberufung der dritten Haager Friedenskonferenz.

Man braucht dabei keineswegs, wie ich gleich bemerken möchte, notwendigerweise gleich daran zu denken, daß diese Konferenz auch in der *Rüstungsfrage* ein Ergebnis zeitigen werde, ja, ich habe bereits früher ausgesprochen,[1]) daß ich es für besser halten würde, wenn die Haager Konferenzen, die sich sonst lediglich mit *völkerrechtlichen* Problemen zu befassen haben, die Frage eines internationalen Abkommens über die Rüstungen einer *besonderen Konferenz der Großmächte* überlassen würden, die ja an diesem Thema eigentlich vor allem ein Interesse haben. Dieser Meinung ist kürzlich auch *Hagerup* beigetreten.[2]) Er schreibt, er sei dagegen, daß man die Rüstungsfrage im Haag auf die Tagesordnung setze, nicht deshalb, weil er diese Frage ernster Erwägung für unwert hielte oder glaubte, daß es ausgeschlossen sei, eine internationale Verständigung über diese Frage zu erzielen, sondern weil die Erfahrungen den Beweis erbracht haben, daß die Haager Konferenzen für die Bewältigung dieses Problems nicht das geeignete Forum sind; die Rüstungsfrage bleibe am besten einer Großmächtekonferenz vorbehalten, für die Staaten zweiten Ranges sei die Notwendigkeit erhöhter Wehrkraft gewissermaßen eine abgeleitete, wesentlich durch die Spannungen, die von den Rüstungen der großen Mächte erzeugt werden, hervorgerufene Notwendigkeit.

[1]) Vgl. mein Buch über „Die zweite Haager Friedenskonferenz", Bd. 2, S. 266.

[2]) Vgl. *Hagerup* über die dritte Haager Friedenskonferenz in „Nord und Süd" vom November 1913.

Digitized by Google

Wenn also auf der dritten Konferenz selbst das Rüstungsproblem auch nicht zur Behandlung gelangen sollte, so könnte diese Konferenz aber doch einen Anstoß dazu geben, daß im Anschluß an die Haager Tagung der gesamten Staatenwelt noch eine besondere Tagung der an der Rüstungsfrage interessierten Großmächte stattfinden würde. So wie im Anschluß an die zweite Haager Konferenz die am Seekriegsrecht spezieller interessierten Mächte zur Londoner Seerechtskonferenz zusammengetreten sind, so sollten im Anschluß an die dritte Konferenz die Großmächte in einer speziell dieser Frage gewidmeten Konferenz eine Verständigung über die Rüstungsfrage zu erzielen suchen. Wenn die dritte Konferenz auf dieses Ziel hinzuwirken vermöchte, dann würde sie sich das größte Verdienst um die Kulturmenschheit erwerben, auch wenn das heikle Thema im Haag selbst gar nicht zur Behandlung gelangt.

Aber selbst wenn die Rüstungsfrage auf der dritten Haager Konferenz gar nicht erörtert werden und wenn ebenso auch ein Abkommen darüber auf einer besonderen Konferenz noch nicht zustande kommen sollte, so kann es trotzdem keinem Zweifel unterliegen, daß das Zusammenarbeiten der Staatsmänner der gesamten gesitteten Welt im Haag und ihre Beschäftigung mit den großen Problemen der Festigung und des weiteren Ausbaus der internationalen Rechtsordnung von der günstigsten Einwirkung auf die gesamte politische Atmosphäre in Europa sein müßte. Angesichts einer solchen intensiven gemeinsamen Arbeit und der von derselben zweifellos auch diesmal wieder zu gewärtigenden Resultate würden diejenigen, die Recht und Moral im Völkerleben geringschätzen und sich heute nicht scheuen, vor aller Oeffentlichkeit wie im Mittelalter den Raubkrieg als das schönste Ziel und den größten Fortschritt zu predigen, hoffentlich doch wieder etwas zur Selbstbesinnung kommen und dadurch zum Verstummen gebracht werden. Denn diese Leute sprechen weder im Sinne der Regierungen und der Völker noch im Geiste des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn sie von der langen Friedensperiode faseln, die leider ertragen werden müsse. Leute, die so etwas schreiben, sollten einmal nach Amerika hinüberkommen, um sich zu überzeugen, ob dort die Männer vielleicht entnervt und entartet sind, weil ihnen andre Ideale vorschweben als der Krieg. Die ungesunde Atmosphäre, die gegenwärtig in den meisten europäischen Ländern durch die im Gefolge der Rüstungen aufgetretenen Kriegstreibereien erzeugt worden ist und unter der die ganze heutige Generation zu tragen hat, würde zweifellos einer gesunderen Luft Platz machen, sobald man die Staatenwelt im Haag wieder zu gemeinsamer, kultureller, fruchtbringender Arbeit vereint sehen würde. Und in diesem Sinne könnte, wenn irgend etwas, die baldige Einberufung der Haager Konferenz in der Tat dazu beitragen, die Völker Europas von dem auf ihnen ruhenden Druck eines drohenden baldigen Weltkrieges zu befreien.

Aus dieser rein politischen Erwägung heraus glaube ich, daß man die etwaigen juristischen Bedenken jetzt hintanstellen und mit allen Kräften auf einen baldigen Zusammentritt der dritten Konferenz hinarbeiten sollte. Was im Haag geschaffen werden soll, das verlangt ja überhaupt, um richtig beurteilt zu werden,

Digitized by Google

vor allem den Blick des Staatsmannes. Weder juristische noch bureaukratische Gesichtspunkte können und werden im Haag allein ausschlaggebend sein. Es gehört in erster Linie ein klarer politischer Blick dazu, um die Tragweite der zu treffenden Abmachungen in allen ihren Richtungen und Wirkungen voll und ganz zu ermessen.

Möchte dieser politische Blick unsre Staatsmänner auch bei ihren jetzigen Erwägungen über die Einberufung der dritten Konferenz leiten. Man hat in einigen Ländern ein Hindernis für diese Einberufung darin erblicken wollen, daß die Londoner Seerechtsdeklaration von 1908 noch nicht ratifiziert ist. Es würde in der Tat nicht von staatsmännischem Blick zeugen, wenn man um dieses verhältnismäßig untergeordneten Punktes willen das große Haager Werk einer Verzögerung aussetzen würde. In der Tat sollen denn auch Verhandlungen gegenwärtig im Gange sein, um die dieser Ratifikation hauptsächlich im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen, und so darf man wohl hoffen, daß, ebenso wie die Bildung des internationalen Komitees, so auch die erwünschten Ratifikationen in absehbarer Zeit erfolgen werden, oder daß, wenn diese Ratifikationen selbst auch noch nicht ermöglicht werden sollten, so doch die Verhandlungen zwischen den betreffenden Mächten wenigstens so weit gedeihen, daß der Mangel dieser Ratifikationen von ihnen nicht mehr als ein Hindernis für die Einberufung der Konferenz gedeutet werden kann. Möchte man sich auch in dieser Frage immer die Hauptsache gegenwärtig halten, nämlich daß die Abwendung eines europäischen Krieges schließlich wichtiger ist, als solche formale Bedenken, die noch dazu ein Gebiet betreffen, das keineswegs als das wichtigste unter den Haager Traktanden betrachtet werden kann. Mit Recht hat auch Lammasch kürzlich darauf hingewiesen,[1]) daß die Fragen des Seekriegsrechts schließlich nicht von so überragender Bedeutung sind, daß, solange sie nicht bereinigt wurden, an eine Fortführung der Haager Völkerrechts- und Friedenskonferenzen nicht gedacht werden könnte.

Sollte es wirklich gelingen, alle Hindernisse in kürzerer Frist, als bisher angenommen wurde, zu beseitigen, dann gebührt der Dank dafür, das sei nochmals betont, vor allem der tatkräftigen Initiative der Amerikaner. Es ist so, wie Lammasch an der soeben erwähnten Stelle sagt: in Amerika tritt dem dort allerdings noch rücksichtsloser als in Europa auftretenden Materialismus der Massen weit kräftiger und wirksamer als bei uns ein praktischer Idealismus gegenüber. In solchem Idealismus kann das heutige Europa und namentlich das früher in der Welt allgemein als idealgesinnt geltende Deutschland heute bei Amerika in die Schule gehen!

Um die Wichtigkeit zu ermessen, die die im Haag zu lösenden Probleme für unsre Kulturwelt besitzen, sei es mir nun aber noch gestattet, die hervor-

---

[1]) Vgl. Lammasch in der „Frankfurter Zeitung", Erstes Morgenblatt, vom 22. März 1914. Vgl. dazu auch den Artikel in Nr. 98 der „Frankfurter Zeitung" vom 8. April 1914.

Digitized by Google

ragendsten Programmpunkte, die bis jetzt für die dritte Konferenz in Anregung gebracht worden sind, hier wenigstens kurz anzudeuten.

1. Vor allem ist angeregt worden, eine Organisation für die Haager Konferenzen zu schaffen, um deren regelmäßige Wiederkehr und zweckmäßiges Arbeiten zu erleichtern. Dieser Wunsch ist namentlich in Amerika laut geworden, aber auch das Institut de droit international und die Interparlamentarische Union haben diese Frage einem näheren Studium unterworfen. Insbesondere ist vorgeschlagen worden, ein ständiges Bureau zu schaffen, das, ähnlich wie das panamerikanische Bureau der amerikanischen Republiken, allen einschlägigen Fragen ständig seine Aufmerksamkeit zu schenken hätte.

2. Im Mittelpunkt des Interesses dürfte auch auf der dritten Konferenz das Problem der Einführung der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit in das im Haag kodifizierte allgemeine Völkerrecht stehen. Ob sich dabei die Kämpfe um ein völlig vorbehaltloses Obligatorium erneuern werden, dürfte allerdings fraglich sein. Im allgemeinen werden die Staaten wohl kaum darauf verzichten wollen, in den ernstesten Lebensfragen selbst das letzte Wort zu sprechen. Es ist daher wohl am wahrscheinlichsten, daß man das obligatorische Schiedsgericht zwar einführen wird, aber unter Vorbehalt der sog. Interessenklausel.[1])

3. Nicht minder wird im Haag die Frage der Errichtung eines wirklich ständigen Schiedsgerichtshofs das Interesse auf sich lenken. Die zweite Konferenz hat den Entwurf eines ständigen Gerichtshofs hinterlassen und den Mächten zur Annahme empfohlen. Es ist aber mehr als fraglich, ob das Projekt in dieser Form Verwirklichung finden wird. Ganz abgesehen von andern Mängeln, ist dieses Projekt auch ein unfertiges, da es über einen sehr wichtigen Punkt, nämlich die Zusammensetzung des neuen Gerichtshofs, keine Bestimmungen enthält. Man darf hoffen, daß ein wirklich ständiger Schiedsgerichtshof im Haag diesmal zustande kommen wird. Derselbe muß sich aber auf dem reinen Schiedsprinzip aufbauen, er darf nicht den Charakter eines ordentlichen Gerichtshofs annehmen wollen; denn ein solcher paßt nur für die innerstaatlichen Verhältnisse, nicht aber für das Völkerrecht, in dem die Staaten keine Autorität über sich anerkennen können. Das einfachste wäre wohl, wenn man den jetzigen Haager Schiedshof zu einer wirklich ständigen Institution ausbauen würde. Die Kritik, die von einigen Seiten an der Tätigkeit dieses Schiedshofs sowie an der Schiedsprechung überhaupt geübt worden ist, ist eine durchaus ungerechtfertigte.[2])

4. Die internationale Schiedsprechung kennt bisher nur Staaten als Parteien. Seit geraumer Zeit studiert man aber auch schon das Problem, ob und inwieweit die internationale Schiedsgerichtsbarkeit und der Haager Schiedshof auch für Forderungen von Privatpersonen zugänglich ge-

[1]) Näheres darüber bringt mein im „Jahrbuch des öffentlichen Rechts", Bd. 8, erscheinender Aufsatz über „Das Problem der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit".

[2]) Lammasch hat im Institut de droit international das Problem richtig formuliert (vgl. Annuaire 1912) und die Angriffe zurückgewiesen. (Vgl. namentlich sein Werk über „Die Rechtskraft internationaler Schiedssprüche" in den Publikationen des Nobel-Instituts.)

Digitized by Google

macht werden können, namentlich wenn diese Forderungen sich gegen auswärtige Staaten richten. Auch auf Fragen des internationalen Privatrechts wünscht man die internationale Rechtsprechung auszudehnen. Das Problem verdient zweifellos, im Haag einer näheren Erörterung unterzogen zu werden. Der große praktische Nutzen der internationalen Schiedssprechung würde so auch weiteren Kreisen klar vor Augen treten, und für den internationalen Rechtsverkehr würde die Lösung dieses Problems einen ganz gewaltigen Fortschritt bedeuten. Fast alle Völkerrechtslehrer haben sich in den letzten Jahren mit diesem Problem befaßt. Ich erwähne hier aus letzter Zeit nur Zorn, sowie die Gutachten von v. Bar und Meurer, die auf dem Kongreß des Verbandes für internationale Verständigung in Nürnberg 1913 zur Behandlung gelangten.

5. Neben der Schiedssprechung kennt das Völkerrecht aber auch noch andre Arten des Verfahrens zur Beilegung von internationalen Streitigkeiten. Es sind dies die Vermittlung und die Untersuchungskommissionen. Zweifellos wird auch die Fortbildung dieser Institute die dritte Konferenz beschäftigen. Für eine fortschrittliche Ausgestaltung des Rechtes der Vermittlung hat sich insbesondere die Interparlamentarische Union eingesetzt. Die Untersuchungskommissionen werden namentlich von den Amerikanern gepflegt. Sie spielten in den Verträgen, die Präsident Taft England und Frankreich vorgeschlagen hatte, eine wichtige Rolle, und die Vorschläge, die jetzt Bryan einer großen Anzahl von Staaten unterbreitet hat, basieren ganz auf diesen Kommissionen. Zweifellos dürfte auch diesen beiden Beilegungsarten von Streitigkeiten neben der Schiedssprechung noch eine große Zukunft beschieden sein.

6. Einen besonderen Raum in den künftigen Beratungen im Haag wird sodann die Ausgestaltung des Neutralitätsrechts einnehmen. Die Konventionen von 1907 enthalten bereits sehr bemerkenswerte Ansätze für eine künftige Gesamtkodifikation des Neutralitätsrechts. Sowohl für den Fall des Landkriegs wie auch für den des Seekriegs sind besondere Konventionen über die Rechtslage der Neutralen geschaffen worden. Sie bedürfen aber nach verschiedenen Richtungen hin noch des weiteren Ausbaus.[1])

7. Im Zusammenhang mit dem Neutralitätsrecht steht auch einigermaßen das Thema der Neutralisierungen. Hierbei kommen eine Reihe von ganz verschiedenartigen Problemen in Frage:

a) Zunächst ist angeregt worden, einen allgemeinen Staatenvertrag abzuschließen, demzufolge die Kontrahenten ihre ständige Neutralität erklären können. Dieses Projekt beschäftigt zurzeit die Interparlamentarische Union. Es ist aber kaum anzunehmen, daß diese Frage für die Diskussion im Haag bereits reif genug ist.

b) Sodann ist eine geographisch limitierte Neutralisierung in Vorschlag gebracht worden, nämlich die Neutralisierung Afrikas. Ich habe im

[1]) Hagerup a. a. O. möchte diese Konventionen nicht mit auf das Haager Programm nehmen. Ich kann seinen Ausführungen nicht beipflichten.

Digitized by Google

April-Heft der „Deutschen Revue" darauf hingewiesen, daß es sich hierbei wohl weniger um eine eigentliche Neutralisierung als vielmehr um eine Garantierung des Besitzstandes handeln würde, die aber politisch von der größten Bedeutung wäre und es daher wohl verdienen würde, im Haag einer Erörterung unterzogen zu werden.

c) Schließlich ist auch noch die Frage der Neutralisierung gewisser Meerengen und Kanäle völkerrechtlich und politisch von größter Bedeutung. Das Problem hat die Haager Konferenzen bereits beschäftigt und wird sicherlich auch auf der dritten Konferenz erörtert werden. Sowohl das Institut de droit international wie die Interparlamentarische Union haben dem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit geschenkt und dafür Vorarbeiten geleistet. Im Zusammenhang mit dieser Frage steht die Frage der Abgrenzung der Territorialgewässer. Die einschlägigen Fragen gehören zum großen Teil auch in das Gebiet des Seekriegsrechts, das im Haag zweifellos einen großen Raum in den Verhandlungen einnehmen wird.

8. Mit dem Kriegsrecht wird sich die dritte Konferenz nach verschiedenen Richtungen hin zu befassen haben. Was zunächst das Kriegsrecht im allgemeinen anlangt, so hat das Institut de droit international zwei spezielle Themata daraus für die Diskussion im Haag in Vorschlag gebracht, einmal die Ausdehnung der Konvention von 1907 über die Eröffnung der Feindseligkeiten auf alle internationalen Zwangsmittel, und sodann die Bestimmung der rechtlichen Wirkungen des Krieges auf die Privatrechte von Angehörigen der kriegführenden Staaten.

Weiter ist angeregt worden die Einführung einer Strafsanktion für Verletzungen des Kriegsrechts,[1]) die Schaffung von Exekutionsnormen namentlich für das im Haag kodifizierte Landkriegsrecht, durch die erreicht werden soll, daß die Haager Konventionen künftig mehr respektiert werden. Die Kommission der Interparlamentarischen Union hat diesen Gegenstand auf ihr Programm gesetzt. Die Frage ist bisher noch wenig diskutiert worden und ist es jedenfalls wert, eingehend erörtert zu werden.

9. Was speziell das Seekriegsrecht anlangt, so hat die zweite Haager Konferenz den Wunsch hinterlassen, daß ihrer Nachfolgerin die Schaffung eines Seekriegsreglements gelingen möge, so wie ein Kodex des Landkriegsrechts im Haag ja bereits geschaffen worden ist. Es liegen bereits Vorarbeiten für einen solchen Kodex des Seekriegsrechts vor. Namentlich das Institut de droit international hat dafür vorgearbeitet. Dieser Gegenstand wird vermutlich im Haag besonders viel Raum und Zeit für sich in Anspruch nehmen. Die Aufstellung eines Seekriegsreglements erscheint um so wichtiger, als die Londoner Seerechtsdeklaration vom Jahre 1908 keineswegs allen Wünschen an ein modernes Seekriegsgesetzbuch gerecht wird. In einer Reihe von Materien muß man dringend eine andre Gestaltung der rechtlichen Bestimmungen wünschen.

[1]) Vgl. dazu Roszkowski in „Nord und Süd" a. a. O.

Digitized by Google

Das gilt namentlich vom Seebeuterecht, dessen Abschaffung man als Postulat nach wie vor um so mehr aufstellen muß, als auch in England die Erkenntnis doch mehr und mehr zu tagen beginnt, daß das Festhalten an dem alten Standpunkte vielleicht gar nicht so im eignen Interesse gelegen ist, wie man sich bisher eingebildet hatte. Es liegen Stimmen aus England vor, die eine solche Wandlung deutlich erkennen lassen, und es ist daher um so verkehrter, wenn gerade jetzt auf dem Kontinent Stimmen laut werden, die den guten Rat geben, man solle sich mit den Londoner Ergebnissen vorläufig zufriedengeben. Die Forderung der Abschaffung des Seebeuterechts muß meines Erachtens auch künftig so lange immer wieder gestellt werden, bis ihre Verfechter damit durchgedrungen sind. Auch das Konterbanderecht ist in London in einem geradezu rückschrittlichen Sinn geregelt worden. Statt daß man den Begriff der Konterbande auf die wirklichen Kriegsmittel, Waffen, Munition, Provisionen, beschränkt hätte, hat man ihn auf alle möglichen und unmöglichen Gegenstände ausgedehnt, was eine schwere Schädigung der Neutralen bedeutet, die sich eine derartige Regelung wirklich nicht gefallen lassen sollten. Auch das Blockaderecht ist noch mancher Verbesserungen bedürftig, auf die hier nicht weiter eingetreten werden kann. So bietet also gerade das Seekriegsrecht noch eine Fülle von ungelösten Problemen, die vermutlich noch mehreren Haager Konferenzen Stoff zu Beratungen geben werden.[1])

10. Bleibt noch die Frage des Luftkrieges. Bekanntlich hat die erste Haager Konferenz eine Deklaration beschlossen, wonach es verboten ist, Explosivstoffe aus Luftschiffen herunterzuwerfen. Diese Deklaration ist von der zweiten Haager Konferenz zwar erneuert worden, doch haben eine Reihe von Staaten sie nicht unterzeichnet. Es dürfte nun eine der allerwichtigsten Aufgaben der dritten Konferenz sein, die Erneuerung dieser Deklaration zu beschließen, in einer Form, die dem heutigen Stande der Technik entspricht. Die Luftfahrzeuge sollen nur Rekognoszierungszwecken dienen, die Kriegführung selbst darf nicht vom Land und Wasser auch noch auf die Luft ausgedehnt werden. Die schöne Errungenschaft der Eroberung der Luft soll dem friedlichen Verkehr dienstbar gemacht werden, nicht aber zur Vernichtung des Menschengeschlechtes in einer Art beitragen helfen, die jeder Kultur spotten würde. Noch haben die „Kultur"staaten es in der Hand, durch eine einfache völkerrechtliche Abmachung es zu verhindern, daß die Schrecken des Krieges auf die Lüfte übertragen werden und daß das Rüstungsfieber auch noch auf die Luftflotten ausgedehnt wird. Voraussetzung ist nur, daß alle mitmachen und keiner sich ausschließt. Werden die Mächte soviel Solidaritäts- und menschliches Verantwortlichkeitsgefühl besitzen? Wir wollen es hoffen![2])

---

[1]) Hagerup a. a. O. möchte die Erörterung der obigen Fragen vom Haager Programm ebenfalls ausgeschlossen sehen; ich kann ihm auch hier nicht beipflichten. Roszkowski a. a. O. ist in diesem Punkte meiner Meinung. Vgl. hierzu auch meine „Zweite Haager Friedenskonferenz", Bd. 2, S. 224, 247.

[2]) Vgl. hierzu meine „Zweite Haager Friedenskonferenz", Bd. 2, S. 248; daselbst auch

Digitized by Google

11. Es ist ferner angeregt worden, daß die Staaten im Haag zur Spionage Stellung nehmen sollen. Natürlich wäre es sehr wünschenswert, wenn es gelingen würde, dem Unfug, der hier herrscht, durch eine internationale Konvention in wirksamer Weise entgegenzutreten.

12. Da bekanntlich zum Kriegführen vor allem Geld gehört, ist weiter angeregt worden, den Ausbruch und die zu lange Fortführung von Kriegen dadurch, wo nicht zu verhindern, so doch wenigstens zu erschweren, daß die Anleihen an fremde Staaten für militärische Rüstungen und für die Führung von Kriegen kraft einer internationalen Vereinbarung der Genehmigung der Regierungen unterbreitet werden müssen und daß die Kabinette sich von derartigen Genehmigungen gegenseitig Mitteilung machen. Zweifellos wäre es eines der wirksamsten Mittel im Interesse der Friedenserhaltung, wenn man die Beschaffung von Geldern für derartige Zwecke verhindern oder doch wenigstens in geeigneter Weise kontrollieren könnte. Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die internationalen Finanzgruppen, die sich mit derartigen Operationen befassen, in manchen Ländern von den Regierungen auch ohne neue Gesetze davon zurückgehalten werden könnten, Gelder für Kriegs- und Rüstungszwecke zu bewilligen. Die Interparlamentarische Union hat sich mit diesem Gegenstande bereits befaßt. Während eines Krieges bewilligte Anleihen würden unter Umständen übrigens auch als Verletzungen der Neutralität charakterisiert werden können, und so dürften sich bei gutem Willen wohl Mittel und Wege finden lassen, in dieser Frage etwas zu erreichen. Den Neutralen wenigstens könnten nach dieser Richtung hin wohl bestimmte Verpflichtungen auferlegt werden.

13. Eine Reihe von Vorschlägen, die man für das Programm der dritten Haager Konferenz gemacht hat, tragen einen prophylaktischen Charakter. Man will durch sie darauf hinwirken, daß Kriegsstimmungen gar nicht erst zustande kommen, in der richtigen Erkenntnis, daß ja nicht die Völker und die Regierungen, sondern die Kriegsparteien heute die Kriege herbeizuführen suchen.

Zwei Dinge sind es namentlich, die heutzutage dazu beitragen, eine kriegerische Atmosphäre zu schaffen. Einmal sind es die falschen Nachrichten, die durch die Sensationspresse verbreitet werden, und sodann ist es die chauvinistische Gesinnung, die heute in den Tagen des stärker entwickelten nationalen Empfindens als eine krankhafte Begleiterscheinung desselben in fast allen Ländern auftritt und sich zum Teil leider auch schon bei der Jugenderziehung geltend macht. Man hat daher vorgeschlagen, auch diese Gegenstände auf das Programm der dritten Konferenz zu bringen. Die Interparlamentarische Union hat Lammasch beauftragt, einen Bericht darüber auszuarbeiten, wie man falschen Nachrichten, die den Frieden gefährden, entgegentreten könne.

Literaturangaben. Für das obige Postulat tritt auch Roszkowski a. a. O. ein. Auch das Institut de droit international und die Interparlamentarische Union haben zu dem Problem Stellung genommen.

Digitized by Google

Und weiter hat man angeregt,[1]) die Frage zu studieren, wie man den Chauvinismus in den Schulen bekämpfen könne. Beide Fragen sind gewiß außerordentlich wichtig, und es wäre wohl zu begrüßen, wenn man sich auch im Haag mit diesen Dingen einmal befassen würde. Solange allerdings jedes Volk den naiven Glauben hegt, daß der Chauvinismus nur beim Nachbar gedeihe, wird es schwer sein, etwas auszurichten. Denn diese Krankheit muß man ja gerade bei sich zu Hause bekämpfen.[2])

14. Weiter hat man vorgeschlagen,[3]) eine Kontrolle der Militärindustrien einzuführen, da diese am Kriege ein besonderes Interesse haben. Der Gegenstand hat im vergangenen Jahre auch die Parlamente beschäftigt. Inwieweit er geeignet ist, im Haag behandelt zu werden, muß die Zukunft lehren.

15. Schließlich darf auch noch daran erinnert werden, daß in diesem Jahre die Internationale Völkerrechtsakademie im Haag eröffnet werden wird, zu der die Anregung bekanntlich von dieser Zeitschrift ausgegangen ist. Sie tritt zunächst allerdings nur als Ferieninstitut ins Leben. Die dritte Konferenz würde sich aber ein Verdienst erwerben, wenn sie die Frage näher prüfen wollte, ob und inwieweit es möglich ist, der Akademie einen ständigen Charakter zu geben. Im heutigen Zeitpunkte, in dem man dem Haager Schiedshofe einen ständigen Charakter beizulegen gedenkt, wäre es wohl angezeigt, auch die Akademie in der Weise umzugestalten, daß zwischen beiden Institutionen ein nicht bloß intermittierender Kontakt geschaffen würde, der es erlaubt, daß Theorie und Praxis im Haag in steter Wechselwirkung stehen. Die Pflege des Völkerrechts würde dadurch in günstigster Weise beeinflußt werden.

Damit möchte ich meinen Ueberblick über die wichtigsten Aufgaben der dritten Konferenz schließen. Neben dem, was ich hier aufgeführt habe, wären natürlich noch eine Menge von Einzelpunkten aufzuzählen, die aber an dieser Stelle nicht interessieren würden. So versteht es sich z. B. von selbst, daß die 14 Haager Konventionen im einzelnen einer Revision unterzogen werden müssen. Doch es sei genug der Einzelheiten.

Ueber eines, das muß ich hier am Schlusse aber noch betonen, ist man sich im ganzen wohl überall einig: daß nämlich alle politischen Fragen von den Haager Konferenzen fernzuhalten sind. Es wäre bedenklich und könnte das Haager Konferenzwerk sogar direkt zerstören, wenn man dort den Versuch machen würde, politische Tagesfragen, wie z. B. Fragen des Besitzes einzelner Mächte in Europa oder die Verteilung des Balkans oder der asiatischen Türkei und ähnliches, im Haag zur Behandlung zu bringen. Ich kann daher Roszkowski

---

[1]) Vgl. Wehberg in der „Revue générale de droit international public“ 1912, S. 583.

[2]) Ich habe mich mit diesem Problem befaßt in meiner Schrift über „den deutschen Chauvinismus“ (Veröffentlichungen des Verbandes für internationale Verständigung, Heft 9, 1913).

[3]) Wehberg a. a. O.

Digitized by Google

nicht zustimmen, wenn er eine Erweiterung des Wirkungskreises der Haager Konferenzen vorschlägt und ihnen die Aufgabe zuweisen will, auch die laufenden politischen Fragen zu erwägen. Solche Aufgaben überlasse man besonderen Konferenzen, wie z. B. der Londoner Botschafterkonferenz. Die Haager Konferenzen haben eine andre Aufgabe, die sie über die Tagesfragen erhebt: Sie wollen der Fortbildung des Völkerrechts und durch die Festigung der internationalen Rechtsordnung dem Weltfrieden dienen.[1])

Die Beziehungen der äußeren und inneren Politik Oesterreich-Ungarns

Von

Feldmarschalleutnant a. D. v. Wannisch

Wie immer man die durch das Bukarester Uebereinkommen abgeschlossenen Ergebnisse des Balkankrieges beurteilen mag, so stellen sich doch Zweifel ein, ob Bürgschaften eines „dauernden" Friedens am Balkan dadurch gegeben sind; schon darum, weil gerade die mazedonische Frage, welche den eigentlichen Anstoß zur Bildung des Balkanbundes und zum Ausbruche des Krieges abgab, in einem die ethnographischen Verhältnisse nicht ausreichend berücksichtigenden Umfange geregelt werden konnte.

Wenn auch anzunehmen ist, daß sich nun am Balkan ein gewisses Ruhebedürfnis fühlbar machen wird, so erscheint die Situation der österreichisch-ungarischen Monarchie durch die Machtverschiebungen zugunsten Serbiens und zuungunsten Bulgariens doch einigermaßen erschwert, wenn auch der zweite Akt des Balkankrieges die Einigkeit des Bundes zerrissen hat und den Bemühungen der österreichischen Diplomatie im Bunde mit Italien die Errichtung eines selbständigen, allerdings durch Abtrennung volkreicher Bezirke sehr restringierten Fürstentums Albanien gelungen ist. Nach wie vor sind die Blicke von Athen bis Belgrad auf den mächtigen Protektor an der Newa gerichtet, und es mehren sich die Symptome, daß in der Volksstimmung Rumäniens eine Entfremdung gegen die Monarchie Platz gegriffen hat, welche sich freilich in der Hauptsache gegen Ungarn kehrt, aber doch das bisherige gute Verhältnis zur Donaumonarchie zu alterieren droht. Unter allen Umständen bleiben die Interessen Oesterreich-Ungarns durch die neue Lage am Balkan ernstlich tangiert, und kann das habsburgische Reich möglicherweise auch in die Notwendigkeit versetzt werden, für die Wahrung seiner Interessen, vielleicht sogar seines Besitzstandes mit Aufbietung seiner gesamten Kräfte eintreten zu müssen. Für diesen Fall müßte die Leitung unsrer auswärtigen Politik in dem Bewußtsein der Bevölkerung, daß

[1]) In diesem Sinne äußert sich auch Hagerup a. a. O.

Digitized by Google

der Bestand der Monarchie allein ihr eine sichere Gewähr ihrer Wohlfahrt und gedeihlichen Entwicklung bieten kann, ein starker Rückhalt geschaffen werden.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben jedoch, und zwar in recht bedenklicher Weise, gezeigt, daß die Leitung unsrer äußeren Politik gerade in dem für die Monarchie am entscheidendsten Operationsfelde, dem Balkan, durch unsre innerpolitischen Verhältnisse, und zwar beiderseits der Leitha, nicht nur keinen entsprechenden Rückhalt fand, daß sie im Gegenteil eher gehemmt als unterstützt wurde. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß sowohl dies- und jenseits der Leitha die Grundlagen, auf welchen die österreichisch-ungarische Monarchie entstanden ist und auf welchen sie sich weiter entwickeln soll, bisher zu wenig Berücksichtigung fanden. Dieselben lassen sich in der Formel zusammenfassen: „Förderung der selbständigen Entwicklung der Teile im Innern behufs um so wirksamerer Zusammenfassung der vereinigten Kräfte gegen außen!"

Da aber die geographischen und ethnographischen Verhältnisse als natürliche Grundlagen für die staatliche Entwicklung, für eine entsprechende Wahrung und Entfaltung der staatlichen Interessen maßgebend sind, lassen sich die Richtlinien der äußeren und inneren Politik nicht trennen, sie müssen sich im Gegenteil ergänzen.

*

In Oesterreich-Ungarn ist bei der Lösung des politischen Problems nun der Umstand besonders maßgebend, daß die Monarchie nicht so wie andre Reiche ein geschlossener Nationalstaat ist oder ein solcher, dessen Bevölkerung überwiegend einer Nationalität angehört, und daß infolge ihrer zentralen Lage die langgezogenen Grenzen unmittelbare Berührungslinien mit den Stammesgenossen der Nachbarstaaten abgeben. Die dadurch gegebenen vielseitigen Wechselbeziehungen sowie die Bevölkerungsgruppierung der Monarchie ergeben als unumstößliche Basis für die äußere österreichisch-ungarische Politik vor allem den Grundsatz: mit dem Deutschen Reiche in dauernder und aufrichtiger Konkordanz zu bleiben. Nachdem neben dem deutschen und ungarischen Bevölkerungselemente „das slawische" in unsrer Monarchie vorherrschend ist, wäre sonach auch ein näherer Anschluß oder doch ein freundnachbarliches Verhältnis zu Rußland durch die natürlichen ethnographischen Bedingungen gegeben.

Das Bündnis mit dem Deutschen Reiche entstammt der alten Verbindung der österreichischen Erbländer mit dem einstigen römisch-deutschen Reiche und der Zugehörigkeit der österreichischen Monarchie zum nachmaligen Deutschen Bunde. Wenn auch das Ausscheiden aus dieser staatsrechtlichen Verbindung sich unter schweren Kämpfen vollzogen hat, so muß man darin doch eine geschichtliche Notwendigkeit erkennen, weil infolge der dem Auslande gegenüber immer mehr fühlbar gewordenen Schwäche und Unzulänglichkeit des einstigen schwerfälligen Deutschen Bundesstaates das Streben nach einer festeren, staatlichen Vereinigung auf die Dauer nicht länger zurückzuhalten gewesen wäre. In einem auf nationaler Grundlage geeinten Deutschen Reiche konnte jedoch

Digitized by Google

die habsburgische Monarchie, in welcher das Deutschtum, wenn auch den andern Volksstämmen einzeln an Zahl überlegen, deren Gesamtheit gegenüber sich doch in ausgesprochener Minderheit befindet, nicht mehr als „deutsche Vormacht" fungieren, noch weniger jedoch nur als Teilnehmer im neuen Reiche verbleiben, und zwar um so weniger, weil infolge der im Kaisertum Oesterreich aktivierten modernen Staatsformen die nichtdeutschen Nationalitäten immer mehr sich Geltung verschaffen mußten.

So naturnotwendig früher oder später also das Ausscheiden der Monarchie aus dem „staatsrechtlichen Verbande" Deutschlands erfolgen mußte, so natürlich war es auch, daß nach einer gewissen kritischen Pause neuerdings eine Verbindung, jedoch in andrer Form, wieder erstand, und es war gewiß einer der größten staatsmännischen Erfolge Fürst Bismarcks, daß er in klarer Erkenntnis dieser Notwendigkeit mit allen Mitteln auf eine rasche Beendigung der durch die Ereignisse des Jahres 1866 bedingten Spannung hinarbeitete und die unleugbar großen Schwierigkeiten zu überwinden wußte.

Dieser auf die Gestaltung der europäischen Verhältnisse und die Erhaltung des Friedens einen so wesentlichen Einfluß nehmende Akt wäre jedoch nicht zustande gekommen, wenn er in Wien nicht das Verständnis für die dadurch gewährten Vorteile gefunden und wenn nicht die edle Großherzigkeit unsers Kaisers und Königs in Würdigung der großen Staatsinteressen die Vergangenheit begraben hätte. Das auf feste, weil natürliche, Grundlagen basierte „neue Bundesverhältnis" hat seine Kraft bewährt, und wenn Europa in den letzten Jahren vor schweren Konflikten bewahrt blieb, so ist dieser Erfolg vorwiegend der Tatsache zu verdanken, daß alle Versuche, den Bund der beiden europäischen Großmächte im Zentrum des Weltteiles zu zerreißen oder nur zu lockern, gescheitert waren, weil unerschütterlich beiderseits die Ueberzeugung vorhanden ist, und durch die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit um so mehr befestigt werden mußte, daß keine der beiden verbündeten Großmächte nur der gebende, bzw. nehmende Partner ist, sondern daß der Bund für die Erhaltung der Sicherheit und Integrität einer jeden von beiden sich gleichmäßig bewährt und auch schon bewährt hat.

*

So wie durch das enge Vertragsverhältnis die alten Beziehungen der Deutschösterreicher mit den Reichsdeutschen aufrechterhalten bleiben und ihre weitere Pflege finden können, so wünschenswert wäre es, wenn zwischen Rußland und der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder jenes alte Freundschaftsband, das bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die beiden Herrscherhäuser verbündet hatte, auch zwischen den Völkern aufgerichtet würde. Das wäre aber nur zu ermöglichen, wenn man in Rußland aufhört, auf die Schwächung und Schädigung unsrer Monarchie hinzuarbeiten, wenn man aufhört, darin ein wesentliches russisches Interesse zu finden, unsre südlichen Nachbarn, Serben und Montenegriner, gegen die Monarchie aufzu-

Digitized by Google

reizen und die Minierarbeit auch in unsre slawischen Kronländer vorzuschieben.[1])

Die Monarchie, zwischen dem Westen und Osten Europas und an der Schwelle des Orients ausgebreitet, hat die geschichtliche Aufgabe, die in ihrem weiten Bereiche angesiedelten Nationalitäten behufs Wahrung ihrer Individualitäten und Sicherung ihrer wirtschaftlichen Interessen zu einem mächtigen Staatsgebilde zu verbinden und als Trägerin der westlichen Kultur diese in den stammverwandten südlichen Nachbarländern zu verbreiten und zu fördern. Darum ist es eine unbegründete Besorgnis, daß die Hebung der slawischen und andern Nationalitäten, sei es in kultureller oder wirtschaftlicher Beziehung, eine Beeinträchtigung der deutschen Interessen in Oesterreich involviere, deren Besitzstand gefährde oder gar das enge Bündnis mit dem Deutschen Reiche stören müßte.

Gerade das Gegenteil ist richtig! Es liegt im ausgesprochenen Interesse des Deutschen Reiches, daß die österreichisch-ungarische Monarchie in jeder Beziehung stark, deshalb von inneren Wirren verschont bleibe. Bekanntlich hat sich Fürst Bismarck wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen.

Es würde gewiß eine Erleichterung der internationalen Lage Deutschlands bedeuten, wenn infolge einer Verständigung zwischen Deutschen und Slawen in Oesterreich sich auch der Gegensatz zu Rußland mildern würde, weil die deutsche Politik traditionell auf ein gutes Einvernehmen mit Rußland bedacht ist und ja auch gar keine realen Interessengegensätze zwischen beiden großen Nachbarreichen vorhanden sind.

Das Entgegenkommen an die berechtigten slawischen Forderungen seitens der Deutschösterreicher beinhaltet also, indem es zugleich für die österreichisch-ungarische Monarchie einen wesentlichen Kraftzuwachs liefert, durchaus keine Schädigung deutscher Interessen, sondern fördert dieselben; ist demnach auch vom spezifisch deutschnationalen Standpunkte wünschenswert.

Bezüglich der Tendenz: Rußland als den alleinigen Hort des Slawentums zu proklamieren, kann man jedoch mit Recht sagen, daß die Westslawen, Böhmen, Polen und Ruthenen ja auch ein Teil der Südslawen, die Slowenen und Kroaten, dem deutschen Elemente in bezug auf kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung weit näher stehen als den Russen, was durch die Jahrhunderte dauernden staatlichen Beziehungen vollkommen erklärlich erscheint. Es wird das Einvernehmen bei entsprechender Berücksichtigung der bestehenden Rechtsansprüche auch zu erzielen sein, wenn letztere mit dem wirklichen Bedürfnisse in Einklang gebracht werden und wenn beiderseits der ernste Wille zur Herstellung des Friedens endlich durchdringt; eine Voraussetzung hierfür wäre aber, daß man

[1]) Der Verfasser hat in diesen Blättern auch schon für eine einverständliche Politik Rußlands mit Oesterreich-Ungarn in bezug auf die Balkanfrage das Wort ergriffen; so in den Aufsätzen: „Oesterreich-Ungarn und die Ziele der russischen Politik in Europa und Asien", September-Heft 1910; dann „Die Stellung Rußlands und Oesterreich-Ungarns zu den Balkanfragen", Februar-Heft 1911.

Digitized by Google

sich in beiden Lagern nicht durch die leidenschaftlichen Aufreizungen der Ultras mitreißen läßt und lokale Zwischenfälle nicht immer zu nationalen Streitfragen aufgebauscht werden!

Wenn nun, sowohl vom österreichischen als auch vom reichsdeutschen Standpunkte betrachtet, eine Verständigung zwischen Deutschen und Slawen in Oesterreich-Ungarn dringend zu empfehlen ist, so muß anderseits auch das Verlangen als berechtigt anerkannt werden, daß unsre Slawen ihr Heil nicht in einem förmlichen Kreuzzuge gegen alles Deutsche suchen und daß von slawischen Parteiführern es nicht als ihre wesentlichste Aufgabe hingestellt werde: Oesterreich „aus den Klammern des Deutschen Reiches" zu befreien. Eine viel natürlichere Lösung ist darin zu suchen, daß Oesterreich-Ungarn, wie es seiner Lage und Bevölkerungsgruppierung entspricht, einer Ausgleichung zwischen dem Deutsch- und Slawentum die Wege zu bahnen hätte.

Hoffen wir, daß es gelingt, diese Brücke der Verständigung zu schlagen, so daß die natürlichen Sympathien unsrer Slawen für die Stammesbrüder jenseits der Grenze ebensowenig Anstoß erregen können, wie jene unsrer Deutschen für das Deutsche Reich, insoweit sie sich in loyalen Bahnen bewegen!

*

Unter solcher Voraussetzung wäre es auch höchst wünschenswert, wenn das durch manche Reibungen von beiden Seiten gestörte Einvernehmen mit unsern Mitbürgern italienischer Zunge wieder gebessert würde. Mit aufrichtigem Bedauern muß man konstatieren, daß durch allzu intransigentes Vorgehen auf deutschösterreichischer Seite auch die ruhigen und gemäßigten italienischen Elemente in Südtirol und im Küstenlande dem Irredentismus in die Arme getrieben werden. So ist es z. B. mit dem Konstitutionalismus ganz unvereinbarlich, daß „die Wiedererrichtung der schon bestandenen" italienischen Hochschulkurse als unberechtigt auf das heftigste bekämpft und auf jede Weise verhindert wird. Wenn dieser Vorgang hier in einer Abhandlung, welche mit Parteipolitik absolut nichts zu schaffen haben will, zur Sprache gebracht wird, so geschieht es nur, um auf die üblen Folgen aufmerksam zu machen, welche dadurch für die innere staatliche Entwicklung entstehen, wenn eine der staatserhaltenden Parteien dazu beiträgt, eine nationale Verbitterung zu vermehren, welche unwillkürlich auch die internationalen nachbarlichen Beziehungen ungünstig beeinflußt.

Die Wahrung „nationaler Rechtsansprüche" darf auch dadurch nicht alteriert werden, daß in gewissen, leider ziemlich ausgedehnten, italienischen Gesellschaftskreisen bei uns und im „Regno" ganz offen für eine Abtrennung unsrer südlichen Gebiete agitiert und die Erreichung dieses Zieles selbst mit Waffengewalt ins Auge gefaßt wird; Gebiete, welche, abgesehen von der einstigen Zugehörigkeit zu dem übrigens auch germanischen Langobardenreiche, im Mittelalter und in den neueren Zeitläuften nur teilweise und vorübergehend, wie einzelne Territorien Südtirols, und zuletzt in dem kurzen Intermezzo der napoleonischen Gewaltherrschaft mit italienischen Dominien staatlich verbunden waren.

*

Digitized by Google

In Ungarn handelt es sich nebst den Slawen im Norden und Süden auch um das sehr starke, an Bevölkerungszahl und Wohlstand unaufhaltsam vorschreitende rumänische Volkstum, und ist es ein Erfordernis gesunder Politik, daß man dem Königreich Rumänien seine freundnachbarliche Haltung nicht zu sehr erschwere, da sich dieser Staat trotz mancher Bedrückungen des rumänischen Elementes in Ungarn und früherer, weitgehender wirtschaftlicher Benachteiligungen, welche in seiner Bevölkerung sehr hart empfunden wurden, stets als ein höchst loyaler Nachbar erwiesen hat, was gerade unter den so wesentlich geänderten Verhältnissen am Balkan besondere Berücksichtigung erheischt.

Darum ist es vom gesamtstaatlichen Standpunkte sehr zu beklagen, daß die Verhandlungen mit den Führern der ungarländischen Rumänen zu keinem befriedigenden Abschluß gebracht werden konnten. Denn wenn auch sowohl das rumänische Grünbuch als das unsern Delegationen jetzt vorliegende Rotbuch auf das bestimmteste klarlegen, daß Oesterreich-Ungarn zur Zeit des Balkankrieges die rumänischen Forderungen unentwegt in loyalster Weise unterstützt hat, so wird damit das verletzte nationale Empfinden über die unbefriedigende Lage der Stammesbrüder in Ungarn nicht beseitigt.

Die Aufgabe der auswärtigen Politik würde ferner in hohem Grade erleichtert, wenn man unserseits auch den wirtschaftlichen Interessen der Balkanstaaten möglichst entgegen käme, denn es wird mit Recht behauptet werden können, daß die Feindseligkeit Serbiens gegen Oesterreich-Ungarn nicht eine so allgemeine, tiefgreifende geworden wäre, wenn nicht das Gros des serbischen Volkes, die Landbevölkerung, durch unsre zu weitgehende agrarische Politik fortdauernd empfindlichen Schaden zu erleiden gehabt hätte. Es wird sich gewiß ein Modus finden lassen, den wirtschaftlichen Lebensinteressen der Balkanstaaten gerecht zu werden, ohne die eignen zu gefährden.[1])

*

Gerade da steht man vor einem schweren Zwiespalt unsrer äußeren und inneren Politik. Die Lebensinteressen der Monarchie erfordern eine aktive Balkanpolitik — keine aggressive, aber schon gar nicht ein passives Laisser faire. Es liegt doch auf der Hand, daß die Wahrung unsrer Interessen auf diesem derzeit wichtigsten Felde wesentlich erleichtert würde, wenn wir die Sympathien der Balkanvölker im allgemeinen oder doch von ansehnlichen Teilen derselben besitzen oder in der Lage wären, sie zu gewinnen. Wie kann aber dieses so

[1]) Unsre Ausfuhr nach Rumänien ist in der letzten Zeit um 15 Millionen, jene nach Serbien um 14 Millionen zurückgegangen. Der Anteil Oesterreich-Ungarns an dem Gesamtimport Rumäniens ist von 50 auf 28, an jenem Serbiens von 60 auf 36 Prozent gesunken; dagegen ist der Anteil andrer Staaten an dem Import dieser uns unmittelbar benachbarten Länder in der gleichen Zeitperiode wesentlich gestiegen, so z. B. jener des Deutschen Reiches von 11 auf 34 bzw. von 12 auf 40 Prozent. (Juni-Heft 1912 der „Oesterreichischen Rundschau"). Das Exposé betont denn auch die Notwendigkeit „verdoppelter Sorge für die Fortentwicklung aller volkswirtschaftlichen Voraussetzungen".

Digitized by Google

wünschenswerte Ziel erreicht werden, wenn durch die Richtung unsrer inneren Politik — diesseits der Leitha Partei-, jenseits Regierungspolitik — die Bevölkerung unsrer stammverwandten Grenzländereien kontinuierlich in ihren Rechten verkürzt und wirtschaftlich geschädigt wird?

Die letzte Balkankrise, so bedrohlich sie sich in ihrem Verlaufe für die Monarchie zu gestalten drohte, ist schließlich ohne wesentlichen Schaden vorübergegangen. Aber man darf bei Abschätzung der äußeren Lage nicht vergessen, daß der Balkanbund unter Rußlands Aegide, wenn auch in erster Linie gegen die Türkei, mit dem Motto: „Der Befreiung der Balkanchristen, insbesondere Mazedoniens", aber ebenso eingestandenermaßen auch gegen die Monarchie aufgerichtet war, falls diese die Aktion der Verbündeten zu hindern versucht hätte; Beweis dessen die an unsern Grenzen von der russischen Regierung angeordnete sog. Probemobilisierung, welche uns zu sehr kostspieligen Gegenmaßregeln gezwungen hat. Wenn es auch gelungen ist, diesmal einen Krieg zu vermeiden, ohne unsre Interessen wesentlich zu schädigen, so muß immer mit dem Umstande gerechnet werden, daß sich die Gegnerschaft Rußlands und seiner Schützlinge gegen die Monarchie keineswegs verringert hat, sondern bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit um so entschiedener zum Ausdruck gelangen kann, wenn auch derzeit, wie das Exposé konstatiert, das Verhältnis der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Rußland einen freundschaftlichen Charakter zeigt, und unserseits auch Serbien und Montenegro Wohlwollen entgegengebracht wird.

Ob nun die auffälligen militärischen Vorkehrungen im westlichen Rußland, die allgemeine große Erhöhung der Truppenstände, die Bahn- und Festungsbauten usw., sowie die in Galizien und Oberungarn, man kann sagen, im großen betriebene russophile Agitation und Spionage nur unter dem Drucke sehr einflußreicher und mächtiger Faktoren der russischen Gesellschaft verfügt wurden, unumstößliches Faktum ist es, daß eine weitverbreitete Strömung in Rußland auf eine Zurückdrängung und Schwächung Oesterreich-Ungarns gerichtet ist und dieses Ziel auch in Hinkunft und mit allen Mitteln verfolgen wird. Wir werden also auf die Möglichkeit eines Waffenganges vorbereitet sein müssen, der für das fernere Schicksal beider Kaiserreiche sehr entscheidend sein kann.

Trotz dieser nicht zu bestreitenden Tatsachen ist die merkwürdige Erscheinung zu konstatieren, daß man nicht nur am Balkan oder in russischen sowie französischen Kreisen, aber sogar auch im Bereiche unsrer Verbündeten wiederholt auf aggressive Absichten der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sprechen kommt, obwohl dieselbe schon in der Annexionskrise mit der größten Entschiedenheit erklärt, ja feierlich proklamiert hat, daß sie am Balkan saturiert sei. Sie hat, wie das Rotbuch zeigt, in der verflossenen Krise trotz so mancher Provokationen eine weitgehende Zurückhaltung an den Tag gelegt und alle auftauchenden Schwierigkeiten im Verein mit den andern Großmächten zu überwinden gesucht. Die Monarchie hat in der ganzen kritischen Periode niemals das Verlangen nach Erweiterung ihres Besitzes oder auch nur ihrer Einflußsphäre angestrebt; sie hat nur die Wahrung ihres Interessenkreises verlangt; „dafür mußte sie doch ein-

Digitized by Google

treten!" — sie hat also nicht mehr getan als alle andern Staaten, und nur das, was jeder Staat tun muß, will er nicht selbst seine Existenz und deren Berechtigung in Frage stellen.

Die Mäßigung und Ruhe unsrer maßgebenden Faktoren ist eine Garantie, daß Oesterreich-Ungarn sich nicht vom Konzern der Großmächte trennen wird, insolange seine Lebensinteressen oder seine Sicherheit nicht bedroht werden; dafür bürgt vor allem auch die weise Fürsorge unsers väterlichen Monarchen, welcher seinen Völkern die schweren Opfer eines Krieges ersparen will, wenn uns ein solcher nicht von außen aufgezwungen wird.

Man ist deshalb auch weit entfernt, die chauvinistischen Tiraden, welche von der Newa und Morawa ertönen und sich bereits zu den phantastischen Träumen einer Teilung der Monarchie versteigen, tragisch zu nehmen, wenn man sie auch als Stimulantien der Volksstimmung nicht übersehen darf. Diese unruhigen Elemente, welche so leidenschaftlich, leichtfertig in die Kriegstrompete stoßen und gerne einen Weltbrand entfachen möchten, um unter der Fahne des Pan- oder Neoslawismus die russische Herrschaft bis zum Aegäischen und Adriatischen Meere auszudehnen, diese Welteroberer sehen in den leider in der österreichisch-ungarischen Monarchie herrschenden Zwistigkeiten schon den Zerfall der Monarchie und glauben, daß es nur eines äußeren Anstoßes bedarf, um die Auflösung herbeizuführen. Ihren Wünschen gemäß identifizieren sie unsre slawischen Nationalitäten mit deren radikalen Elementen, welche allerdings, wie überall, sich in der Oeffentlichkeit weit vernehmbarer machen als die ruhigen, gemäßigten Volksschichten. Unsre äußeren Widersacher gründen ihre Angriffspläne auf die inneren Zwietrachtserscheinungen, welchen sie, ihren Hoffnungen entsprechend, schon eine katastrophale Bedeutung beilegen und eine leichte Siegesarbeit erwarten. In ihrem Hasse gegen das Deutsche Reich und insbesondere gegen den Bestand der Monarchie übersehen sie, geblendet durch die allerdings gewaltigen Hilfsmittel des weiten russischen Reiches, dessen sehr verwundbare Stellen, welche in sehr großer Ausdehnung gerade von dem „verhaßten" Deutschen Reiche und Oesterreich am leichtesten gefaßt werden können! Und „diese schwachen Seiten Rußlands erstrecken sich noch weit hinaus über das ehemalige Königreich Polen".

Das in letzter Zeit sich immer mehr festigende Einvernehmen zwischen dem Deutschen Reiche und England dürfte übrigens wesentlich dazu beitragen, die Gefahr eines ernsten Zusammenstoßes mit Rußland hintanzuhalten, so wie die britische Regierung auch während der Balkankrise stets vermittelnd eingegriffen hat.

Man hat bisher an maßgebender höchster Stelle in Rußland in weiser Erwägung der Gefahren und des grassen Elends, welches selbst ein siegreicher Krieg im Gefolge hat, die eroberungsdurstigen Elemente im Zaume gehalten und hat den Weg der Verständigung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche hierzu immer bereitwillig die Hand geboten hat, gefunden; hoffentlich wird dies zum gegenseitigen Wohle auch in der Zukunft möglich sein und der Friede erhalten bleiben.

Sehr wesentlich würde hierzu beitragen, daß in Oesterreich-Ungarn endlich

Digitized by Google

der innere Friede einkehrt, weil dadurch den fremden, angriffslustigen Elementen das Hauptmotiv ihrer Eroberungs- und Teilungspläne abhanden käme. Daraus erwächst aber den loyalen, staatserhaltenden Kreisen aller österreichisch-ungarischen Nationen die unabweisbare Pflicht, alle trennenden Postulate abweisend, von den Regierungen Zis und Trans unterstützt und geleitet, sich endlich auf dem Boden der Verständigung zum eignen und zum Heile des Ganzen zu vereinigen, eingedenk des Wahlspruches — Viribus unitis! — unsers weit über Oesterreichs Grenzen verehrten greisen Monarchen!

Zur Lage in Marokko

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Ueber all den andern Vorgängen, welche in neuerer und neuester Zeit Interesse heischten, hat man auf Frankreichs Vorgehen in Marokko weniger geachtet. General Lyautey, der Generalgouverneur, hat im stillen gewirkt. Bekanntlich bezeichnen die Franzosen die Ausbreitung ihrer Macht und ihres Ansehens etwas euphemistisch als friedliche Durchdringung oder als französische Beruhigung. Zu diesem Zweck erscheinen ihnen einige Unternehmungen erforderlich, welche das „endlose Abwarten" am Fuße (also nördlich) des mittleren Atlas beenden sollen. Ein solches Abwarten wird für kostspieliger an Geld und Menschenleben gehalten „als brutale Offensive". „Die Untätigkeit ist reich an Risiko, um nicht zu sagen an schweren Gefahren. Tätigkeit und völlige, endgültige Besetzung des Schutzgebietes kann uns gestatten, die Marokkoangelegenheit in zwei Jahren zu Ende zu bringen. Zwei Jahre, das ist schon viel, denn der Sturm, welcher uns an der Vogesengrenze mehr und mehr bedroht, könnte schon früher losbrechen, und wir wollen doch nicht vergessen, daß der Schlüssel zu unsrer Unabhängigkeit und zu unserm Kolonialreich an den Vogesen liegt."

Ich darf erinnern, daß man als hohen Atlas die schmale, aber über die Schneegrenze steigende Gebirgskette zwischen Kap Ghir am Atlantischen Ozean und der Quelle des Muluja (Ostmarokko) bezeichnet. Hier setzt auf linkem Flußufer, dieses begleitend, der Dahra an. Ihm ist nordwestlich der mittlere Atlas in der allgemeinen Richtung auf Fes vorgelagert. Der kleine Atlas, vom rechten Mulujaufer östlich an Tell-Atlas genannt, begleitet in größerer oder kleinerer Entfernung von der Meeresküste diese von Kap Blanc bei Biserta (Tunis) bis Kap Spartel (Tanger).

Die erste der oben erwähnten Unternehmungen betrifft die Herstellung einer gesicherten Verbindung von Algier über Ostmarokko nach Fes. Taza (la mystérieuse), von den Stämmen der Beni Udjane, Riata und Branes besetzt, sperrte die Straße. Seit Jahr und Tag war in der französischen Presse von

Digitized by Google

der Absicht die Rede, den Ort zu nehmen. Aus Osten und Westen hat man sich in den letzten Monaten in Etappen (Bonds) allmählich genähert. Die Kommandierenden von Ost- und Westmarokko (General Baumgarten und Giraud) verfolgten aus beiden Richtungen das gleiche Ziel. Mit dieser Annäherung hingen die Gefechte zusammen, von denen man in neuerer Zeit las (Zrarka, 24./25. März, El Hadjami, 1. Mai).

Am 10. Mai ist Taza von General Baumgarten genommen, General Giraud hatte Widerstand der Tsul im westlichen Vorgelände gefunden. Nordöstlich Taza haben beide Generale sich vereinigt. General Lyautey hat selbst kommandiert.

Da die Wegeverbindung selbst aber in dortigem Gelände einen „schmalen Gang" (couloir) bildet, in welchem die künftige Eisenbahnstrecke M'Soun—Taza—Fes führen soll, wird man sie durch „seitliche Wellen" gegen die eingeborenen Stämme zu sichern suchen, d. h. durch Entsendung größerer geschlossener Abteilungen nach Nord und Süd und nach dem oberen Muluja. Dort wird man den „strategischen Punkt" Kasbah el Machsen besetzen. An diesem werden sich die Kolonnen aus Ostmarokko, vom Ghir (Südost), von Stadt Marokko und von Fes treffen können. Auch für die Spanier in der Zone von Melilla bedeutet die Besetzung von Taza einen Vorteil, da das Hinterland der ihnen unmittelbar gegenüberstehenden Rifbewohner sich nun in französischer Hand befindet. Zwischen General Baumgarten und dem spanischen General Jordana aus Melilla haben schon im April Besprechungen stattgefunden. Auch soll die schon jetzt bis M'Soun (östlich Taza) führende Eisenbahn alsbald bis Taza weitergeführt werden.

Eine zweite Unternehmung soll der Unterwerfung der Zajan im Gebirgsmassiv des mittleren Atlas gelten. Er ragt wie ein Vorgebirge in die „beruhigte" Zone von Westmarokko hinein. Man hat bis jetzt ihn mit einem Netz von Postierungen im Tadlagebiet, in der Schauja und im Südosten von Meknes in Respekt gehalten, damit aber 10000 Mann festgelegt.

Die Besetzung von Kenifra am Fuße des Dschebel (Berg) Ajachi, des marokkanischen St. Gotthard, würde die Verbindung von Stadt Marokko und Fes wiederherstellen, welche der fanatische mohammedanische Priester Ali-Ahmauc unterbrochen hat. Mit einer solchen Verbindung wäre der Widerstand der Zajan, Beni M'Tir und Beni M'Guild für immer gebrochen. Auch diese Unternehmung ist eingeleitet.

Als dritte Unternehmung bliebe die Pazifizierung des Sus und des Tafi[la]let, also des südwestlichsten und des südlichen Teiles, ein Vorhaben, welches schon durch die Mitwirkung der großen Kaids aus dem Süden vorbereitet sei. Solches Zusammenwirken habe schon die Vertreibung des El-Hibba ermöglicht, nun erübrige noch, auf die Wiege der dynastischen Revolutionen in den letzten neun Jahrhunderten Hand zu legen, auf das Moghrebgebiet (Mohgrib-ul-Aksa) in dem Teile der Sahara, welcher an Mauretanien grenzt. Durch Südoran vordringend, könne man das Tafilalet und die südöstlichen Ausläufer des hohen Atlas unterwerfen und einer Kolonne die Hand reichen,

Digitized by Google

welche von Marokko zur Besetzung von Tacrudant und des Susgebiets ausgegangen wäre.

Nach einer langen Zeit von Verhandlungen und vergeblichen Reden (palabres) mit den aufsässigen Oberhäuptern scheine nun die Zeit gekommen, da der Berberblock in Angriff genommen werden müsse. Die bisherige Unabhängigkeit habe bei den Bergbewohnern die Hoffnung aufrecht erhalten, der französischen Pazifizierung zu entgehen. Der Berber sei vor allem Muselmann und hänge jeder Autorität gegenüber an seiner Selbständigkeit, er werde sich nur der Gewalt beugen. Es gelte, die Zeit der „Hammerschläge" wiederaufleben zu lassen. Erst danach werde man die Besatzungstruppen auf einige zehntausend Mann verringern und den Tag erwarten können, an welchem das an Kriegern unerschöpfliche Marokko der nationalen Verteidigung eine ernstliche Stütze liefern werde. Also, die ganze friedliche Durchdringung dient lediglich dem Zweck, die braune Armee zu verstärken! Beruhigend ist für uns Deutsche nur, daß über alldem viel Zeit vergehen, viel Blut der Grande nation fließen wird. Ob der endliche Erfolg ein glücklicherer sein wird als vor fünfzig Jahren in dem freilich unbequemer gelegenen Mexiko, bleibt abzuwarten.

Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork

Von

Dr. Rudolf Tombo sen.

Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork besteht jetzt fast zwei Jahre. Es verdankt seine Entstehung den Bestrebungen der Germanistischen Gesellschaft, die vor sieben Jahren ins Leben gerufen wurde, um die geistigen Bande, welche Deutschland und Amerika verknüpfen, immer mehr zu befestigen. Ihr Zweck ist, die Amerikaner mit deutscher Kultur inniger vertraut zu machen, indem sie hervorragende Dichter und Gelehrte, Künstler und Schriftsteller des Vaterlands einlädt, an den Universitäten und in den größeren Städten dieses Landes Vorträge und Vorlesungen zu halten. Im vorigen Jahr schenkte der damalige Präsident der Germanistischen Gesellschaft, Herr Edward D. Adams, der Columbia-Universität die Summe von 30000 Dollar zum Ankauf eines Hauses in unmittelbarer Nähe der Universität, das den Namen „Deutsches Haus" führen und in welchem die Bestrebungen der Gesellschaft eine bleibende Stätte finden sollten, an welcher deutsches Geistesleben im allgemeinen und deutsches Universitätswesen im besondern studiert werden kann. Die Universität ernannte den Professor der zeitgenössischen deutschen Literatur, Dr. Rudolf Tombo jun., der die erste Anregung zur Gründung eines Deutschen Hauses gegeben hatte und der mit dem deutschen Kulturleben der Gegenwart wohl vertraut ist, zum Direktor des Deutschen Hauses, das sich unter seiner Leitung seit der Eröffnung im vorigen Herbst bereits zu einem Institut ausgebildet hat, welches in seiner Art geradezu vollkommen genannt werden kann.

Das Deutsche Haus der Columbia-Universität unterscheidet sich von dem in Philadelphia geplanten Deutschen Haus, für das seit einiger Zeit unter Leitung des ehemaligen amerikanischen Botschafters in Berlin, Charlemagne Tower, Fonds gesammelt werden. Während

Digitized by Google

dieses hauptsächlich die Erforschung der Geschichte der Deutschen in Amerika pflegen wird, hat sich das Deutsche Haus der Columbia-Universität die Aufgabe gestellt, einmal als akademische Auskunftsstelle zu dienen, nach Vorbild und unter Mitwirkung der in Berlin unter der Leitung von Professor Dr. Wilhelm Paszkowski stehenden akademischen Auskunftsstelle, und dann eine Stätte zum Studium der zeitgenössischen deutschen Literatur, etwa vom Jahre 1870 an, zu bilden. Endlich soll das Deutsche Haus auch dem jeweiligen Kaiser-Wilhelm-Austauschprofessor sowie den namens der Germanistischen Gesellschaft aus Deutschland berufenen Gästen während ihres Aufenthalts in Neuyork als Wohnung dienen.

Diesem dreifachen Zweck entspricht die Einrichtung des stattlichen Gebäudes Nr. 419 West 117. Straße: In der ersten Etage befindet sich zunächst das Arbeitszimmer des Direktors. Das Bildnis des Deutschen Kaisers, des Beschützers deutscher Kunst und Wissenschaft, gibt dieser Arbeitsstätte die deutsche Weihe. Es ist ein Oelgemälde von Müller-Uri, das Herr Herman Ridder, der Herausgeber der „Neuyorker Staatszeitung", dem Deutschen Haus gestiftet hat. Herrn Ridders Stiftung ist indes nicht das einzige Geschenk von deutsch-amerikanischer Seite. Wenn ein Angloamerikaner, Herr Adams, das Haus selbst zur Verfügung gestellt hat, so sind es doch Deutschamerikaner, die in hochherziger Weise für die Unterhaltung und Ausschmückung des Hauses Sorge getragen haben und noch beständig wetteifern, ihre Begeisterung für das Deutsche Haus und die durch das Deutsche Haus vertretene Idee durch Geschenke zum Ausdruck zu bringen. So haben edle Spenden der Herren Georg Ehret und Adolphus Busch die Unterhaltung des Hauses auf Jahre hinaus sichergestellt. Der bekannte deutschamerikanische Kunstmäzen, Herr Hugo Reisinger, hat dem Haus zwei wertvolle Gemälde zum Geschenk gemacht, und Geldsummen, insbesondere für die wissenschaftlichen Zwecke des Deutschen Hauses, sind auch von mehreren Wohltätern gespendet worden. In der allerletzten Zeit haben übrigens die Kunstschätze des Hauses eine wertvolle Bereicherung durch ein Bildnis des unvergeßlichen Ministerialdirektors Dr. Althoff erfahren, des Vaters des Professorenaustauschs, das die bewährte Künstlerin, Frau John W. Burgeß, die Gemahlin des ersten Roosevelt-Professors Burgeß, selbst gemalt und dem Deutschen Haus gewidmet hat.

Neben dem Arbeitszimmer des Direktors befindet sich das Sekretariat mit der akademischen Auskunftsstelle. Hier sind zunächst in zwei angrenzenden Zimmern die deutschen Universitäten und technischen Hochschulen berücksichtigt. Der Amerikaner, der auf einer deutschen (österreichischen, Schweizer, skandinavischen) Universität zu studieren wünscht, findet hier alle nur erdenklichen Auskünfte, die ihn bei seinen Studien zu fördern geeignet sind. Andre Abteilungen berücksichtigen in gleicher Weise die amerikanischen Universitäten, so daß ein Deutscher, der eine amerikanische Universität zu besuchen gedenkt, sich hier auf das bequemste über die einschlagenden Verhältnisse dieses Landes orientieren kann. Einen Hauptschmuck dieser Zimmer bildet eine Bronzestatuette, das Denkmal des Großen Kurfürsten in Berlin darstellend. An den Wänden grüßen uns liebliche Bilder, Bilder deutscher Städte von historischer Bedeutung, photographische Ansichten sämtlicher deutscher Hochschulen, Bilder aus dem deutschen Studentenleben, das Porträt des deutschen Botschafters Grafen v. Bernstorff, von Karl Schurz und Andrew D. White sowie die Bilder einer Anzahl Präsidenten von amerikanischen Universitäten. So atmen die anmutigen Räume förmlich deutschen Geist, und wir müssen uns erst darauf besinnen, daß wir nicht auf deutschem, sondern auf amerikanischem Boden stehen.

Den Glanzpunkt des Deutschen Hauses bildet indes die Bibliothek der zeitgenössischen Literatur, die sich in der folgenden Etage befindet. Hier hat das Deutsche Haus, dank den großen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, und dem unermüdlichen Sammeleifer und zielbewußten Vorgehen des Direktors, etwas geschaffen, was nicht nur in Amerika einzig dasteht, sondern auch in Deutschland nirgends, wenigstens nicht an einer Stelle vereinigt zu finden ist, nämlich eine Bibliothek, die nicht nur die Werke der wichtigsten zeitgenössischen deutschen Dichter und Schriftsteller enthält, sondern auch die Literatur über jeden einzelnen

Digitized by Google

Autor in geradezu verblüffender Vollständigkeit. Von einzelnen Schätzen, Unika, Erstausgaben usw. nicht zu reden, finden sich hier z. B. deutsche Uebersetzungen von Ibsen, Björnson, Strindberg, Tolstoi, Dostojewski, Turgenjeff, Whitman, Zola, Maupassant usw., die auf die moderne deutsche Literatur von Einfluß gewesen sind. Will jemand z. B. Ibsens Einfluß auf Hauptmann studieren, so hat er hier Ibsens Werke in deutscher Uebersetzung zur Verfügung. Was auch nur gelegentlich über Hauptmann in deutschen oder fremdländischen Büchern geschrieben worden ist, findet sich alles gesammelt. Insbesondere auch, was nicht in Büchern, sondern in Zeitungen oder Zeitschriften geschrieben ist. Jeder Schriftsteller hat hier seinen eignen Kasten, in dem sich sämtliche Artikel sauber aufgeklebt finden, die in Tageszeitungen über ihn erschienen sind, eine Sammlung, die einzig in ihrer Art und nirgends in der Welt wieder zu finden ist. In der Tat dürfte es sich selbst für einen deutschen Gelehrten, der über einen lebenden deutschen Autor schreiben will, eine Reise nach Neuyork verlohnen, denn nur im Deutschen Haus findet er das gesamte Material vollständig beisammen, auf das bequemste und leichteste zugänglich. Ein analytischer Zettelkatalog, in dem nicht nur Angaben über die Werke von und über einen bestimmten Autor, sondern auch alle Hinweise auf ihn in Werken literaturgeschichtlichen Charakters zu finden sind, liefert ohne Mühe das gesamte bibliographische Material für jeden zeitgenössischen deutschen Schriftsteller. Daß die Bibliothek nicht nur die Literatur, sondern auch die Kunst- und Musikgeschichte, Geschichte und Philosophie berücksichtigt, daß sie alle bedeutenden deutschen Zeitschriften und Tageszeitungen hält, mit Karten von Deutschland versehen ist usw., das bedarf kaum der Erwähnung.

Die oberen Stockwerke des Deutschen Hauses sind als Wohnräume eingerichtet. Die ersten deutschen Gäste, die diese Räume im verflossenen Winter bewohnt haben, waren der Kaiser-Wilhelm-Professor Dr. Joseph Schick aus München und der Redner der Germanistischen Gesellschaft Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin, mit ihren Familien. Sie wußten die deutsche Behaglichkeit der Räume nicht genug zu rühmen.

Das Deutsche Haus hat sich seit dem Tag der Eröffnung eines lebhaften Besuchs zu erfreuen gehabt, und zwar nicht nur seitens der Studenten, die in der Bibliothek ihren Studien obliegen, sondern aus allen Kreisen der Bevölkerung. Deutsche, die zu Studienzwecken nach Amerika kommen, sprechen hier häufig vor und finden Rat und tatkräftige Unterstützung. Der deutsche Botschafter Graf v. Bernstorff besuchte das Haus am 8. Mai und erklärte sich von allem, was er gesehen, in den schmeichelhaftesten Worten aufs äußerste befriedigt.

Berichte aus allen Wissenschaften

Erdkunde

Reiseeindrücke eines Geologen aus dem westlichen Nordamerika

Als ich mich vor zwei Jahren zum erstenmal mehrere Monate in der Neuen Welt aufhielt und nach einiger Zeit den Kulturzentren der Vereinigten Staaten den Rücken gewandt hatte, um dem weiten und wilden Westen zuzueilen, war ich in hohem Maße frappiert und wurde mehr und mehr gefesselt durch die Großzügigkeit der Landschaft und den leichten Einblick, den sie in ihren geologischen Aufbau gewährt. Die Gegenden sind zwar keineswegs immer schön zu nennen, vielmehr häufig eintönig, öde und kahl, besonders wo Dürre und Waldbrände die Pflanzendecke dezimiert haben, andre Gebiete sind aber um so großartiger.

Nachdem der Zug an zwanzig Stunden vom Mississippi westwärts gerast ist und man die Felder, Weiden und Steppen von Kansas und dem östlichen Kolorado durchmessen hat und dabei unvermerkt mit der Ebene auf 1500 Meter Meereshöhe gestiegen ist,

Digitized by Google

tauchen im Blau des westlichen Horizontes die zackigen Umrisse der schneegekrönten Rocky Mountains auf. Noch fährt man in der Prärie in der Nähe des Arkansas River östlich von La Junta (sprich Hunta). Die Vegetation ist äußerst spärlich und läßt die flach gelagerten Kreideschichten oft deutlich in Felsterrassen und -pyramiden oder tischförmigen Mesas hervortreten. Die hauptsächlichsten Pflanzen sind graugrüne Aremisia-Büsche, 20 bis 40 Zentimeter hoch; es ist der sog. „sage brush", die charakteristischste Pflanze des westlichen Nordamerika. Dazwischen sieht man stachlige Yukkasträucher, jetzt gerade (Anfang Juni) durch hoch aufgeschossene weiße Blütendolden geziert, dazwischen wachsen kleine gelb blühende Kakteen. Große und kleine gelbe Kompositen und sehr großblütige weiße (?) Solaneen gehören zu den häufigsten der zahlreichen Blumen, die die öde Steppe kurze Zeit verschönen. Nichtsdestoweniger ist der Boden völlig trocken und bildet auf weite Strecken hin sogar buchstäbliche Sand- und Steinwüste, die in der Nähe weißlichgelb, am Horizont, mit der Sonne gesehen, braunviolett, gegen die Sonne gesehen blau aussah. Von Zeit zu Zeit erblickt man das grüne Vegetationsband, welches den gewundenen Lauf des fast vertrockneten Arkansas River kenntlich macht; je mehr man sich dem Gebirge nähert, obwohl stromaufwärts, desto mehr schwillt der Fluß wieder an. Weiter stellen sich an seinem Ufer auch schon vereinzelte Pappeln ein. Die breit wachsende Pappel, „cottonwood tree", ist der Charakterbaum des westlichen Nordamerika, überall Wasser anzeigend. Der Gebirgsrand selbst, etwa in der Nähe von Denver, steigt fast unvermittelt und steil aus der Prärie empor. Die flach gelagerten Kreideschichten der Ebene biegen sich am Gebirgsrand plötzlich steil auf und bilden eine scharfe gratartige Kante, die sog. „hog backs" (= Saurücken), die in 100 bis 300 Meter Höhe, so weit das Auge reicht, von Norden nach Süden den Gebirgsrand bildet. Hinter diesen „hog backs" folgen steil stehende Juraschichten, die in dieser Gegend die bekannten riesigen Dinosaurierreste führen, und dann folgen ebenfalls steil stehende rote Triassandsteine. Diese hoch aufragenden roten Sandsteinplatten sind durch die Arbeit der Erosion und Verwitterung in die abenteuerlichsten Formen gebracht. Weltbekannt sind sie in dem sog. „garden of the gods" bei Colorado Springs und im „rocksbury park" bei Denver. Hinter dieser Zone steigt das waldbedeckte Granitgebirge gleich zu großer Höhe an, z. B. im Pikes Peak auf 4300 Meter, der Wald reicht bis 3400 Meter empor.

Nachdem ich das hohe Randgebirge mit dem Pikes Peak bis zur Tertiärmulde von Florissant und dem emsig betriebenen Goldrevier von Cripple Creek durchquert hatte, wandte ich mich nach Westen längs der über 4000 Meter hohen Sangre de Christo Range und der Sawatch Range über den hohen Tennesseepaß in die Täler des Eagle River und Rio Grande, die schon zum Colorado River gehören. Schön kann man verfolgen, wie an die hohen, größtenteils kristallinen gefalteten Gebirge sich das aus mehr oder weniger flach liegenden Schichten bestehende Coloradoplateau westwärts anlehnt; die Berge sind anfänglich noch kaum niedriger. Tiefe Schluchten geben prächtige Einblicke in den Aufbau. Ganz unten schäumt der Eagle River, von hohen Gneis- und Granitwänden eingesäumt, in denen sich Bergwerke auf Edelmetalle befinden. Direkt darüber sieht man in ebenfalls hohen Wänden die festen Bänke des Steinkohlengebirges mit großen Kohlenminen zu beiden Seiten der Schlucht. Die Mündungen der gegenüberliegenden Stollen sind durch kühne Hängebrücken miteinander verbunden. Darüber sind rote Triasschichten mit mächtigen Gipslagern, denen man weithin nach Westen folgt. Der alpine Charakter geht bald verloren und man befindet sich in großartiger, vielfach von Nadelwald bedeckter Mittelgebirgs- und Plateaulandschaft. An einer Stelle wird das Tal durch einen schwarzen Lavastrom eingeengt, den man weithin den Bergabhang herabfließen und das Tal füllen sieht, der Fluß hat sich eng durch denselben durchgefressen.

Höchst interessant und fesselnd war der Weg von Grand Junction durch die Utah Desert zum Großen Salzsee. In der Nähe von Grand Junction bleiben die das Tal begleitenden hohen Plateaus (Grand Mesa, Book Plateau usw.) zurück, die aus horizontal

Digitized by Google

gelagerten bunten Jura- und Kreideschichten aufgebaut sind, von denen letztere gute Steinkohlen liefern. Die Bahnlinie folgt anfänglich dem Ufer des Rio Colorado und wendet sich dann nordwärts. Schon hier beginnt der Strom sich in die baumlose Fläche einzusägen, bis er nach 700 Kilometern sein Bett 1500 Meter tief in die Erdrinde eingerissen hat; das ist der berühmte, ein paar hundert Kilometer lange Grand Canyon in Arizona. An der Grenze der Staaten Colorado und Utah ist die Schlucht erst 50 bis 60 Meter tief, es sind steile rote Sandsteinwände, der Trias angehörend, die den Fluß hier begleiten. Die Felswände sind oft in hohe Säulen und Pfeiler zerrissen; ihr Rot sticht scharf von dem tiefblauen Himmel ab, der sich darüber spannt, und wird gehoben durch einzelne saftiggrüne Pappeln unten am Flußufer. Steigt man aus dem Tal herauf, so findet man sich in einer weiten, öden Fläche mit nur spärlicher Sage-brush-Vegetation. Der Boden ist stellenweise leicht wellig, er besteht aus bunten Mergeln und schokoladebraunem Sandstein der Dinosaurier-führenden Juraformation und bildet zahlreiche kleine Mesas mit zwischen ihnen eingefurchten kleinen Schluchten. Erde liegt nicht auf dem fast unverwitterten Gestein, und eine zusammenhängende Grasdecke fehlt auch. Weiterhin folgen rote Triasmergel, später schwarze Tone der Kreideformation, völlig vegetationslos. Fern im Osten erkennt man noch die steilen und hohen Felswände des Book Plateau. Die Entfernung ist ohne irgendwelchen Maßstab an Bäumen oder Häusern kaum zu schätzen. Nach Westen und Süden sah man ein wahres Labyrinth von roten Felskämmen und Zacken hinter- und übereinander bis in die weiteste Ferne. Dieses Panorama der unbekannten und fast unbetretenen wasserlosen Wüste mit ihren fremdartigen Farben hat für mich etwas unbeschreiblich Fesselndes. Eine Zeitlang konnte man am äußersten westlichen Horizont auch schneegekrönte hohe Gipfel sehen, wahrscheinlich die südlichsten Teile der Wasatch Range. In einer felsigen und weniger wasserarmen Partie dieser Wüste sah ich den großen grauen Wolf, der in Nordamerika gefürchteter ist als der Grislybär und das Puma, weil er den Menschen leicher angreift als die beiden letzteren.

Nach längeren Reisen in verschiedenen Teilen des Gebirges nordwärts bis Montana und dann wieder nach Süden kam ich nach Neumexiko, und zwar in das Gebiet der Chama, eines westlichen Nebenflusses des Oberlaufes des Rio Grande del Norte. Nicht weit von dem kleinen Flecken Abiquiu erhebt sich der gegen 3000 Meter hohe Pedernal Peak. Diesen bestieg ich eines Tages von Westen her, teils um die Schichtenfolge kennen zu lernen, teils um einen weiten Ueberblick über das Land zu bekommen. Der Berg ist ein bewaldeter Kegel, oben von einem riesigen, hausdachförmigen Lavablock gekrönt, dem Erosionsrest einer großen Decke von zirka 30 Meter Dicke. Die Berghänge sind von tiefen Schluchten zerfurcht. Der Wald besteht aus der dortigen stark und knorrig verzweigten, sehr dunkeln Kiefer, deren weit abstehende und ineinander greifende Aeste das Vordringen oft sehr erschweren; auch Juniporus („cedar") ist hier sehr verbreitet. Einige kleine Waldwiesen waren mit hohen Sonnenblumen bedeckt wie ein dichtgesätes Feld. Die Blumen gingen mir über den Kopf, und man konnte nichts sehen, während man durchging. Höher oben folgte niedriges Eichengestrüpp und hochstämmige Kiefern, ganz oben am Felsen standen dieselben schlanken Kiefern und wundervolle glattrindige Blautannen mit relativ langen Nadeln. Die Blumenpracht auf der steilen Wiese dicht unter dem Gipfel war einzigartig, allein schon die Farbenfülle: Gelb, brennendes Rot, Himmelblau, Violett in allen Schattierungen; es waren sehr viele Arten von Kompositen, Labiaten usw. Dicht um den Gipfelfelsen stand ein Kranz vollblühender Spiräen-, Stachel- und Johannisbeersträucher. Als ich zwischen den Spiräen stand, hörte ich einen schrillen pfeifenden Ton, der ruckweise ausgestoßen wurde und der von einem tiefen Summen begleitet war; er kam von zwei winzigen Vögelchen, die in einiger Entfernung von Strauch zu Strauch schwirrten. Plötzlich kam einer von ihnen an den Spiräenstrauch dicht neben mir, stand schwirrend in der Luft und steckte seinen relativ langen Schnabel von unten nach oben in die herabhängenden Blütentrauben: es war ein Kolibri! Der summende Ton war,

Digitized by Google

wie bei den Hummeln und Bienen, das Produkt der außerordentlich raschen Flügelbewegungen, so rasch, daß man die Flügel überhaupt nicht sehen konnte, sondern nur einen grauen durchsichtigen Schein. Der pfeifende Ton wurde mit der Kehle ausgestoßen. Nachdem das Tierchen sich eine halbe Minute an dem Strauch beschäftigt hatte, „stand" es plötzlich auf Armlänge vor meinem Gesicht, wohl um den noch nie gesehenen Menschen zu betrachten. Das dauerte etwa zehn Sekunden. Ich blieb natürlich regungslos. Der Kolibri war von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende etwa 5 Zentimeter lang, hatte einen leuchtenden purpurnen Fleck an der Kehle, dunkel violetten Rücken und helle Bauchseite, alles goldschimmernd. Der Pedernal Peak setzt sich aus roten, violetten und gelben Schichten der Trias-, Jura- und Kreideformation zusammen, über denen eine Lavadecke folgt, darüber tertiäre Mergel und Sandsteine, dann die Gipfellava. Von der Spitze des Berges hat man einen umfassenden Blick, der im Norden bis an die hohen schneebedeckten Massive von Durango und der Ute-Reservation in Kolorado reicht, im Osten bildet die östliche Randkette der Rocky Mountains den Abschluß, und nach Südwesten sieht man an der Mesa Prieta vorbei in unendlicher Ferne blaue Plateaus mit kleinen aufgesetzten Mesas; es ist das tertiäre Land der Navajo-Reservation (sprich Návaho) an der Grenze der Staaten Neumexiko und Arizona. Die nähere Umgebung war großenteils bewaldetes Stufenland, welches morphologisch in hohem Grade an die mittel- und nordwürttembergische Landschaft erinnert, wobei die Mesa Prieta etwa den Abhang der Schwäbischen Alb vorzustellen hätte. Weit in der Tiefe zwischen den vielverzweigten roten Klippen der permischen Schichten waren mit dem Feldstecher unsre Zelte zu erkennen. Dieser Teil Neumexikos ist ein trockenes Land; man lernt den Wert des Wassers schätzen, wenn man, wie ich, in vier Wochen nur einmal klares Wasser zu sehen bekommt, das war beim Abstieg vom Pedernal Peak. Aber ich denke doch besonders gerne an dieses schöne Land zurück, dem Fossilien und Indianer einen eigenartigen Reiz verleihen.

Nach einiger Zeit setzte ich die Reise nach Kalifornien und an den Pazifischen Ozean fort. Höchst interessant war die Durchquerung des wilden Koloradoplateaus in Neumexiko und Arizona und später die tief gelegene Mojavewüste (sprich Mohávе) in Kalifornien. Bei der trockenen klaren Luft kamen die Farbeneffekte der pittoresken Landschaft wunderbar zur Geltung. An manchen Stellen wechseln in rascher Folge trockene Sandflächen, tief eingerissene Schluchten, unvermittelt aufragende Felsnadeln oder lange Kämme in den unwahrscheinlichsten grellsten Färbungen. Einmal, noch in Neumexiko, westlich von Albuquerque, fixierte ich folgendes Bild: im Vordergrund roter Sand mit einzelner grünen Grasbüscheln und zahllosen gelben Blumen, in geringer Entfernung quer läuft eine niedrige schwarze Lavawand, dahinter höhere zerklüftete Felszüge, die unten rot und gelb horizontal gestreift, höher weiß und oben braun gefärbt sind, direkt darüber zarte hellblaue Töne sehr entfernter Berge, alles liegt im hellsten Sonnenglanz und wird in schroffster Farbendiskordanz vom dunkelblauen Himmel überwölbt. Leicht verfolgt man die roten Perm- und Triasschichten nach Westen, darüber gelben Sandstein und oben ein mächtiges Gipslager, dann folgt schokoladebrauner jurassischer Sandstein und Mergel und zu oberst härtere helle Sandsteine der Kreide. Nachdem man verschiedene Terrassen erklommen hat, dehnt sich Zedernwald bis zum Eintritt nach Arizona aus, dann aber beginnt Steppe, schließlich nur Sand und wieder kahle Felsflächen und Mesas, die die berühmten „versteinerten Wälder" einschließen. Im Gebiet der Apachenindianer beginnt plötzlich wieder Nadelwald, der beinahe bis zum Westrand des Koloradoplateaus anhält. In der Nähe von Flagstaff sind dem Plateau die über 4000 Meter hohen San-Franzisko-Vulkane aufgesetzt, deren regelmäßige und oben beschneite Kegel weithin sichtbar sind.

Nachdem man das zirka 2100 Meter hohe Koloradoplateau verlassen, den Absturz von zirka 1500 Metern hinabgestiegen und den Koloradofluß überquert hat, tritt man in die öde kalifornische Mojavewüste ein. Dieses große Gebiet ist eines der trockensten und gefährlichsten im westlichen Nordamerika. Weit und breit sieht man nichts als gelben Sand

Digitized by Google

mit vereinzelten kleinen, sehr licht gewachsenen Juniporus- und Artemisiabüschen. Das Terrain ist leicht gewellt. Ringsum sieht man in größerer oder kleinerer Entfernung vegetationslose braune, steilgezackte Felsberge, von tiefen Erosionsrinnen zerfurcht, in Ketten oder aneinander gereihten Pyramiden. Die Formen erinnerten mich am meisten an Bilder aus der Sinaihalbinsel. Manche der Felspyramiden verschwinden fast in dem ungeheuren flachen Schuttmantel, der die Berge bis zur Hälfte, ja bis zu drei Vierteln ihrer Höhe umgibt. In der gelben Wüste sieht man oft große weiße Borax- und Salzflächen. Die Farbe der Berge geht von Braun in der Nähe in Violett und schließlich Blau in der Ferne bis zu den allerzartesten Tönen über, die sich vom bläulichen Horizont kaum mehr abheben. Einmal glaubte ich eine große Wasserfläche in der Nähe zu sehen, merkte aber bald, daß eine typische Fata Morgana die Täuschung vorgespiegelt hatte, denn die Mittagssonne brannte auf den trockenen Sand. In scharfem Kontrast zur hellen Wüste und ihren gleichmäßigen Formen stehen in einer Gegend eine Anzahl kleine schwarze Vulkankegel mit schwarzen Lavaströmen, die in den Sand geflossen sind. Beispielsweise ist einer dieser Vulkane zirka 200 Meter hoch, hat 30 Grad Gehängewinkel, sein Krater hat 150 Meter Durchmesser; die von ihm ausgehenden Lavaströme sind $^1/_2$ bis 4 englische Meilen lang, ihre Oberfläche ist „Fladenlava". Die Stirnhöhe eines dieser Ströme beträgt 10 Meter, die Dicke nimmt rückwärts bis 100 Meter zu. Diese Vulkane sehen so frisch aus, als ob sie erst gestern entstanden wären, obwohl das ja nicht der Fall ist.

Als sich endlich in der Coast Range wieder Vegetation einstellte, war man auch mit der seltsamen mexikanischen Yukkapalme zufrieden, die man gewiß nicht schön nennen kann. Um so genußreicher waren die prachtvollen Orangen-, Wein- und Obstpflanzungen des fruchtbaren kalifornischen Küstenstrichs und die weißgrünen Eukalyptusgruppen, die jede Farm umgeben. Zuletzt folgte der lang ersehnte Ausblick auf den Stillen Ozean bei Santa Monica Beach nahe von Los Angeles, der in seinem hellen Blau und den langgezogenen weißen Kämmen es mir recht deutlich ins Bewußtsein brachte, daß der riesige Kontinent nun durchquert sei und gegenüber wieder altweltliche Küste liegt.

Friedrich Freiherr v. Hoyningen-Huene (Tübingen).

Literarische Berichte

Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Von Gertrud Bäumer. Fünfter Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen gebundenen Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eine ungeheure Literatur über die beinahe alle Gebiete des geistigen und sozialen Lebens berührenden Gegenstände der Frauenfrage ist in verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden; den in dieser Literatur niedergelegten Stoff an Tatsachen und Theorien einmal in knapper, übersichtlicher Form unter prinzipiellen Gesichtspunkten möglichst objektiv zusammengefaßt und verarbeitet zu sehen, wird immer mehr als ein wirkliches Bedürfnis empfunden. In diesem Sinn hat Dr. Gertrud Bäumer ihre Aufgabe, die „Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart" zu schildern, erfaßt und, man darf es sagen, glänzend durchgeführt. Gertrud Bäumer nimmt unter den Schriftstellerinnen der modernen Frauenbewegung einen hervorragenden Platz ein. Gründliches, umfassendes Wissen, klarer, objektiver Blick bewahren sie vor all dem Doktrinären, Fanatischen und Utopistischen, das so manchen, besonders den politisch tätigen Vorkämpferinnen der Bewegung anhaftet und ihre Sache nur diskreditiert. So versteht sie es denn auch in ihrem neuen Buche meisterhaft, das menschlich Berechtigte, das politisch und nationalökonomisch Notwendige in der Frauenbewegung überzeugend herauszuarbeiten. In klarer, großzügiger Anordnung hat die Verfasserin nicht nur eine überraschende Fülle von Material zusammengebracht, sie hat auch dies Material, auch die scheinbar so trockenen statistischen Notizen, schriftstellerisch so vortrefflich bearbeitet, so persönlich zu gestalten gewußt, daß die Lektüre des Buches nicht nur reiche sachliche Belehrung, sondern auch wirklichen Genuß bietet. Immer tritt

Digitized by Google

uns aus der Darstellung der unparteiisch forschenden Gelehrten doch auch die fein und warm empfindende Frau entgegen, die nie vergißt, daß menschliche Dinge auch menschlich, d. h. aus den einzelnen Individuen heraus begriffen und behandelt werden wollen.

Weltgeschichte. Begründet von Hans Helmolt. Herausgegeben von Armin Tille. 2. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von Helmolts berühmter Weltgeschichte liegt nunmehr der 1. Band in neuer Bearbeitung vor. Die Eigenart des Werkes besteht darin, daß nicht die Geschichte der Menschheit nach zeitlichen Abschnitten gegliedert dargestellt ist, sondern für räumlich abgeteilte Gebiete von den ältesten Zeiten bis zur Jetztzeit. Diese Eigenart muß als eine glückliche bezeichnet werden; sie ermöglicht es, die Geschichte der einzelnen Völker im Zusammenhange darzustellen, ohne bei Beendigung eines Zeitabschnittes wieder auf andre zurückzugreifen und so die Darstellung zu unterbrechen. Es gibt auch diese Art erst die Möglichkeit, das Werk als Sammelwerk erscheinen zu lassen. Letzteres muß für jede groß angelegte Weltgeschichte als eine Notwendigkeit erscheinen, da unsre Geschichtsdarstellung veralten und erstarren müßte, wenn sie auf das Kommen der wenigen großen Genies warten wollte, denen es gelingt, die Geschichte der ganzen Menschheit allein im Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. Der Kreis der Mitarbeiter des Werkes beschränkt sich nicht auf die Fachgelehrten der Geschichtsforschung. Es sind mit glücklichem Griffe auch Gelehrte andrer Fächer herangezogen, z. B. ist im 1. Band die Geschichte Chinas und Japans von dem bekannten deutschen Diplomaten v. Brandt bearbeitet, dessen Kenntnis des behandelten Stoffes nicht zum wenigsten auf jahrelangem Aufenthalt in den betreffenden Ländern beruht. Der vorliegende 1. Band behandelt die Vorgeschichte der Menschheit sowie die Geschichte der Völker Ostasiens und schließt eine Darstellung der geschichtlichen Bedeutung des Indischen Ozeans an. Der Stoff ist überall trotz der Verschiedenheit der Verfasser mit großer Uebersichtlichkeit und Klarheit behandelt. Es wurde offenbar besonders Wert auf eine Darstellung gelegt, die streng auf wissenschaftlicher Forschung beruht. Vielleicht litt dabei die leichte Lesbarkeit ein wenig Schaden, wie sie französische Geschichtschreiber so hervorragend zu treffen wissen. Dafür ist die Brauchbarkeit des Buches besonders als Nachschlagewerk eine um so größere, insbesondere als ein reichhaltiges Inhalts- und Bücherverzeichnis beigegeben ist. Die vielfachen Karten und Abbildungen erhöhen den Wert des Buches, da sie überall mit dem Texte im Zusammenhang stehen und der Versuchung, ein Bilderbuch zu schaffen, streng widerstanden ist. Das Werk wird, wenn die andern Bände dem ersten entsprechen, in der Bücherei des gebildeten Deutschen einen hervorragenden Platz einnehmen. A. L.

Vom Ghetto ins Land der Verheißung. Von Mary Antin. Autoris. Uebersetzung von M. und U. Steindorff. (Memoirenbibliothek. V. Serie. 2. Bd.) Robert Lutz, Stuttgart.

Als zehnjähriges Kind ist Maschke Antin aus der russischen Kleinstadt Polotzk nach den Vereinigten Staaten gekommen, wo aus der „Maschke“ eine „Mary“ und aus dem heimatlosen Judenmädchen eine begeisterte Amerikanerin wurde. Fünfzehn Jahre nach der Einwanderung hat sie ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen niedergeschrieben, Erinnerungen, die dem Gemüt des frühreifen Kindes sich mit unauslöschlicher Deutlichkeit eingegraben hatten. Das Buch baut sich auf dem Kontrast zwischen dem jüdischen Ghettodasein in Rußland und dem Leben freier Bürger in dem Lande Washingtons auf, und dieser Kontrast ist ungemein wirksam, ja ergreifend herausgearbeitet. Mary Antin versteht vortrefflich zu erzählen; das Pathos, mit dem sie die Leiden ihres Stammes oder die Freiheit Amerikas schildert, schließt Humor und liebenswürdige Selbstironie nicht aus. Ihre schriftstellerische Begabung ist sicher nicht gewöhnlich, und dem verdanken wir es, daß ihr Buch sich vortrefflich liest; auch ihr Leben war, wie sie selbst im Vorwort sagt, „ungewöhnlich, aber keineswegs einzig in seiner Art ... Mein Leben illustriert lebendig ein ganzes Heer statistischer Tatsachen ... Ich bin nur eine von vielen, deren Schicksalsbestimmung es war, ein Kapitel moderner Geschichte mitzuerleben.“ Und in diesem Typischen beruht der stoffliche Wert der Autobiographie, die es darum wohl verdient hat, ins Deutsche übertragen zu werden und die erfreulicherweise sehr gut und lesbar übersetzt worden ist. ss.

Deutsche Wohn- und Festräume aus sechs Jahrhunderten. Herausgegeben und eingeleitet von C. H. Baer. Mit 304 Abbildungen. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Unter den Tafelwerken aus dem Gebiet der Architektur und des Kunstgewerbes, die eine Spezialität des Stuttgarter Verlags Julius Hoffmann bilden, nimmt der hier vorliegende Band eine besondere Stellung ein, indem er noch mehr, als dies in gewissem Sinne jede künstlerische und kunsthistorische Publikation beanspruchen darf, auch kulturhistorische Bedeutung hat. Denn wie die Menschen sich ihr Heim gestalteten, wie sie, nachdem die ersten Forderungen der Sicherheit vor

Digitized by Google

Wetter- und andern Unbilden erfüllt waren, sich ihre Wohnungen allmählich behaglich, dann auch reich und repräsentativ ausstatteten, diese Frage ist für den Kulturhistoriker ebenso wichtig wie für den Architekten. Beide aber werden in den über 300 durchweg vorzüglichen Abbildungen des schönen Bandes ein fast überreich erscheinendes Studien- und Anschauungsmaterial finden, bei dem der Herausgeber immer darauf bedacht war, historisch Wichtiges und künstlerisch Anziehendes in möglichst vielseitiger Auswahl zu bieten, von romanischen Klosterhallen über Gotik, Renaissance, Barock und Rokoko bis Empire und Biedermeier. Eine aus intimer Kenntnis und sicherer Beherrschung des Stoffes heraus geschriebene Einleitung führt in knapper, präziser Form, in großen charakteristischen Zügen „die Entwicklung der deutschen Wohnung" vor und erhöht den Wert des prächtigen Bandes als einer Fundgrube künstlerischer Anregung und kulturgeschichtlicher Belehrung. —y—

Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedr. Meusel. Bd. 1: Lebensbeschreibung. Mit 3 Abb. Bd. 2 in 2 Teilen: Tagebücher, politische Schriften und Briefe. Mit je 2 Abb. Berlin, E. S. Mittler.

Im Jahre 1852 erschien in zwei kleinen Bänden mit dem Titel „Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwigs von der Marwitz" ein Auszug aus der Selbstbiographie, den Tagebüchern und politischen Schriften dieses preußischen Adligen, der, noch unter Friedrich dem Großen geboren, den Sturz und die Wiedererhebung Preußens als Leidender und Handelnder miterlebt hat und wenige Jahre vor dem Regierungsantritt des ihn hochschätzenden Friedrich Wilhelm IV. gestorben ist. Jene Publikation wurde, trotzdem sie in reaktionärem Sinn ausgewählt und unzuverlässig bearbeitet war, sofort von den Anhängern, aber auch von Gegnern der damals eben entstehenden preußischen konservativen Partei als wichtiges geschichtliches Quellenwerk wie als Dokument einer kraftvollen, überzeugungstreuen, auch in ihren Irrtümern und Einseitigkeiten achtungswerten Persönlichkeit anerkannt. Es ist darum aufs dankbarste zu begrüßen, daß die Nachkommen Marwitzens, mehr als fünfzig Jahre nach dem Erscheinen jener ersten Veröffentlichung, sich entschlossen haben, die Autobiographie bedeutend vervollständigt (absolute Vollständigkeit hätte keinen Zweck gehabt), sowie sehr umfangreiche Stücke aus dem übrigen schriftlichen Nachlasse des alten Edelmannes der Oeffentlichkeit vorzulegen. Friedr. Meusel, der mit der Herausgabe betraut wurde, hat seine Aufgabe in der vortrefflichsten Weise, mit größter Objektivität und Unparteilichkeit gelöst, und die drei nach Umfang und Ausstattung imponierenden Bände, die gerade in diesen Säkularjahren zur rechten Zeit zum Abschluß gekommen sind, dürfen noch in weit höherem Maße und mit größerer Berechtigung als die erste Ausgabe vom Geschichtsforscher und von allen Freunden gehaltvoller Memoirenliteratur — der lebensreichsten vielleicht unter allen Literaturgattungen — mit Dank und Freude willkommen geheißen werden. Es ist mit dem Leben dieses märkischen Edelmannes wirklich wie mit allem echten Leben überhaupt: wo man es packt, da ist's interessant. Ein Mann, dem Th. Fontane und H. v. Treitschke ihre Bewunderung zollten, verdient es, bei der Nachwelt unvergessen zu bleiben; seine Erlebnisse und seine Anschauungen sind auch für die Nachwelt, für seine Standesgenossen von heute und für diejenigen, die ihn, wenn er heute lebte, als Gegner bekämpfen müßten, immer lehrreich und bedeutungsvoll. Darum werden diese drei Bände „Marwitz" so wenig und noch weniger veralten, wie die beiden vor sechzig Jahren erschienenen. —r.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte Auflage, neubearbeitet von Dr. Walter-Kahle. Dritter Band: Die Vögel. Leipzig und Wien 1913, Bibliographisches Institut. Geb. M. 12.—.

Nach der großen Ausgabe von Brehms Tierleben, die in den letzten Jahren, von Prof. O. zur Straßen neubearbeitet, zum viertenmal aufgelegt worden ist, wird nun auch die kleinere Volksausgabe, deren zweite Auflage vor zwanzig Jahren erschien, in verjüngter Gestalt den deutschen Natur- und Tierfreunden in die Hand gegeben. Die nicht leichte, aber sehr lohnende Ausgabe, die in das Hauptwerk hineingearbeiteten Ergebnisse der neuesten Forschung, wie sie uns vor allem in dem Entwicklungsgedanken und in der modernen Tierpsychologie vor Augen liegen, entsprechend zusammengedrängt und gekürzt, nun auch in der populären kleineren Ausgabe an ihren Platz zu bringen ist einem Gelehrten anvertraut worden, der als einer der tüchtigsten Schüler zur Straßens und als bewährter Pädagoge besonders berufen dafür war. In der Tat kann man dem einstweilen vorliegenden dritten Bande, der die Vögel behandelt — ein Stoff, dem in der großen Ausgabe vier Bände gewidmet sind —, das Zeugnis nicht versagen, daß er in jeder Richtung die Anforderungen erfüllt, die man an ein modernes zoologisches Volksbuch stellen darf, und es gereicht dem Bearbeiter zum besonderen Lobe, daß er auf dem beschränkteren Raume dieses Bandes ebenso feinfühlig und pietätvoll wie der Erneuerer des größeren Hauptwerks die natürliche Pflicht zu erfüllen

Digitized by Google

Hauptwerks die natürliche Pflicht zu erfüllen verstanden hat, den Beobachtungen und Schilderungen des berühmten Verfassers, die ihren Wert und Zauber zum größten Teil bis heute unvermindert behalten haben, ihr Recht nach Möglichkeit zu wahren. Das reiche Illustrationsmaterial, das etwa 130 Textabbildungen und 40 Tafeln umfaßt, besteht zum größten Teil aus den alten Holzschnitten der Urausgabe, denen trotz ihrer uns heute auffallenden Nüchternheit noch immer nachzurühmen ist, daß sie die äußeren Charakteristika der dargestellten Vögel ungemein deutlich wiedergeben, vielfach noch deutlicher als die eingereihten vorzüglichen Naturaufnahmen; auch viele gute farbige Reproduktionen sind beigegeben. Die neue Ausgabe ist auf vier Bände berechnet; die weiteren Bände werden in zwangloser Folge erscheinen. B—r.

Unterertha l. Kulturhistorische Studie von Heinrich Ullrich. Würzburg, Franz Staudenraus.

Aus dem Kleinen ins Große zu wirken, dieses vielerprobte Rezept hat auch Ullrich mit Vorteil anzuwenden verstanden. Aus der Schilderung eines bescheidenen Gemeinwesens des alten Saalgaues, die zunächst nur lokale Bedeutung zu beanspruchen scheint, hat er durch die gedrängte Fülle fleißig zusammengetragenen Stoffes ein Bild viel allgemeineren Interesses geschaffen, und in dem entlegenen Winkel Buchoniens fühlt man die großen Ereignisse unsres deutschen Vaterlandes nachzittern. Derartige weiterwirkende Bücher kann die Heimatforschung immer gebrauchen, zumal wenn sie auf so ernsten Quellenstudien aufgebaut sind wie dieses. H. Z.

Griechische Landschaften. Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens. Von Josef Ponten. 1 Band Text, 1 Band Abbildungen mit 8 farbigen Tafeln und 119 zum größten Teil ganzseitigen Naturaufnahmen und Zeichnungen. In zwei Halbpergamentbände gebunden M. 12.—.

Das vorliegende Werk stellt auf dem Gebiet der Landschaftsschilderung ein Novum dar. Der Verfasser nennt es selbst einen Versuch; man darf sagen, daß es ein wohlgeglückter Versuch ist: ein schönes Buch, das weder eine rein geographische noch geologische Schilderung und vor allem keine mit archäologischem und geschichtlichem Wissen überlastete Darstellung gibt. Der Leser erhält ein Bild der Landschaft, er erfährt, auf welchem Boden er geht und wie die Berge und Täler geworden sind, die er sieht. Bewußtes künstlerisches Nachschaffen, das nicht dichterisch, sondern bildnerisch gestaltet, ist das Neue und Einzigartige des Werkes. Im Gegensatz zum strengen Fachgelehrten, der nur sachliche Beobachtungen und Schlüsse bringt, verarbeitet Ponten das geographische und geologische Wissen zu einem Ganzen, das als lebensvolles, Natur und Menschen umfassendes Bild vor uns steht. Die Geologie, die Wissenschaft vom ursächlichen Werden der Dinge und Formen einer Landschaft, ist nur der Ausgangspunkt dieser künstlerischen Erarbeitung des Landschaftsbildes. Die unmittelbare Anschauung fürs Auge geben die zahlreichen Originalaufnahmen, die uns eine Menge von landschaftlichen Ansichten und Motiven vorführen, die fernab von den üblichen Touristenpfaden aufgespürt wurden, erfaßt und ausgewählt zugleich mit dem wissenschaftlichen Sinn für den geologischen Aufbau und mit dem Blick des Künstlers für starke bildmäßige Eindrücke. Wir sehen in den „Griechischen Landschaften" eine Art der Landschaftsschilderung, die dem künstlerisch Empfindenden diese alten, historischen Gegenden zum Erlebnis werden läßt und aus der Erdbeschreibung ein Kunstwerk macht. Den zahlreichen Besuchern Griechenlands wie allen, die sich für das alte oder das neue Griechenland interessieren, sei das vorliegende Werk als Einführung oder als Erinnerung empfohlen.

Kerners Werke. Auswahl in 6 Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Raimund Pissin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. Geb. M. 4.—.

Unter den neueren Kernerausgaben verdient die vorliegende besondere Beachtung. Sie umfaßt außer den poetischen Werken des Dichters „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", „Die Seherin von Prevorst" und einige der kleineren Aufsätze. Vielleicht könnte auch einmal Kerners Monographie über F. A. Mesmer, den Entdecker des tierischen Magnetismus, mit aufgenommen werden, die noch keine Ausgabe enthält. Die beigefügten Erläuterungen sind kurz und klar gefaßt, sie orientieren aufs beste. Besonders wertvoll ist ein ausführliches Register zu den Gedichten. Druck und Ausstattung ist, wie bei diesen Ausgaben der „Goldenen Klassikerbibliothek" allen, zu loben. Der Preis mäßig. Die Ausgabe wird sicher Verbreitung finden.

Ernst Müller.

Der Tierkult der alten Aegypter. Von Professor Dr. Alfred Wiedemann. Leipzig, Hinrichs. 32 S. 60 Pf.

Seinen allgemeinverständlichen vier Bändchen über die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Aegypter, die Unterhaltungslektüre, Magie und Zauberei und Amulette im alten Aegypten hat der Aegyptolog Wiedemann auch eins über das Moment der altägyptischen Kultur folgen lassen, das wohl das auffallendste ist: die Tierverehrung. Da wird der Kult des schwarzen Apis (zu Memphis), des weißen Mnevis (zu Heliopolis), des Ichneumon, der Katze aufs genaueste

Digitized by Google

beschrieben und nach seinen wahrscheinlichsten Gründen untersucht. Deutlich wird auch erwähnt, daß nicht nur, wie bis in die neueste Zeit gesagt worden ist, lebendige Tiere verehrt, sondern auch Tierstatuen gefertigt wurden, was ja wegen der Ableitung des sog. goldenen Kalbes wichtig ist (vgl. meine Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt, 1912, S. 40 f.).

Ed. König.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 65, 66, 67, 68. Geheftet à M. 2.—. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Benedix, Roderich, Redekunst, Anleitung zum mündlichen Vortrage. Ganzleinenband M. 1.50. Leipzig, J. J. Weber.

Berend, Dr. Eduard. Goethe, Kestner und Lotte. Briefwechsel und Aeußerungen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.50. München, Steinicke & Lehmkuhl, Verlag.

Borussicus. Eine Schicksalsstunde des preußischen Staates. Berlin, Grenzboten-Verlag G. m. b. H.

Braeß, Martin, Aus dem Vogelleben unserer Heimat. Ornithologische Plaudereien. 2. vermehrte Auflage. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, Georg D. W. Callwey.

Bull, Jakob B., Die Brautfahrt. Geb. M. 1.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.

Cleinow, George, Die Zukunft Polens. II. Bd. Politik. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Die Flucht des Prinzen von Preußen, nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Brosch. M. 2.—. Stuttgart, Verlag Greiner & Pfeiffer.

Eisler, Dr. Rudolf, Handwörterbuch der Philosophie. Geh. M. 15.—, geb. M. 17.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Falcke, C., Gasluftfahrzeuge und ihr Verhalten auf Fahrt. Kriegsverwendung der Luftschiffe und Flugmaschinen. Geh. 60 Pf. Stuttgart, A. Duerr.

Föllmer, Wilhelm, Zehn Augenblicksbilder aus Neudeutschland. 80 Pf. Berlin, Wilhelm Süsserott.

Foerster, Fr. W., Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. II. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 3.60. Leipzig, B. G. Teubner.

Freytag-Loringhoven, v., Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Fried, Alfred H., Die Friedens-Warte. 15. Jahrgang Heft XI und XII.; 16. Jahrgang Heft I, II und III. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte".

Frisch, Efraim, Der neue Merkur. Monatsschrift für geistiges Leben. 1. Heft. April 1914. à M. 1.50. München, Georg Müller.

Fuchs, Emil Pfarrer Lic., Ewiges Leben. Brosch. 50 Pf., geb. 80 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Geschichte, Kunst, Folklore Kulturgeschichte, Literatur, Autographen. Katalog 8. Leipzig, Rudolf Hönisch.

Göppert, Dr. Heinrich, Ueber das Börsentermingeschäft in Wertpapieren. Brosch. M. 2.40. Berlin, Julius Springer, Verlag.

Groß, Felix, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Gesammelte Aufsätze von Jakob Baron von Uexküll. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50. München, F. Bruckmann A.-G.

Haecker, Theodor, Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. München, Verlag von J. F. Schreiber.

Hagen, Dr. phil. Maximilian v., Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik. Brosch. M. 1.80. Berlin, Verlag der Grenzboten.

Hamann, Dr. Richard, „Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert". Geb. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner, Verlag.

Handel-Mazzetti, E. v., Stephana Schwertner. II. Teil: Das Geheimnis des Königs. 3 Bände. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—. München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung.

Jahrbuch der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Band 28. 4. Lieferung. Berlin, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft.

Jahrbuch der Frauenbewegung 1914. Geb. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Janssen, Johannes, Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters. I. Band. 19. und 20. Auflage. Brosch. M. 11.40, geb. in Leinw. M. 13.—, geb. in Halbfr. M. 14.—. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Jellinek, Dr. Georg, Allgemeine Staatslehre. III. Auflage. Gebunden M. 13.—. Berlin, Verlag von O. Häring.

Kahlenberg, Hans von, „Die süßen Frauen von Illenau". Geh. M. 3.50, geb. M. 5.—. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus G. m. b. H.

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Band I und II. Kart. M. 12.—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Kneisel, Prof. Dr. A. B., Aristophanes, ein Spiegel unserer Zeit. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. Cöthen (Anhalt), Paul Schettlers Erben.

Kemnitz, Dr. med. Mathilde v., Moderne Mediumforschung. Kritische Betrachtungen zu Dr. von Schrenck-Notzing's „Materialisationsphaenomene". M. 1.50. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Kipling, Rudyard, „Spiel und Gegenspiel". Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Kleber, Emile Jacques Daniel, „Wir verleumdeten Elsässer". Geh. M. 1.—. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Digitized by Google

Lalance, Auguste, Mes Souvenirs 1830—1914. Geh. Fr. 1.50. Paris-Nancy, Berger-Levrault.
Lalance, Auguste, Meine Erinnerungen 1830—1914. Geh. M. 1.20. Paris-Nancy, Berger-Levrault.
Leopold, Max, Die Seinen. Ein deutsches Trauerspiel. Brosch. M. 2.50. Straßburg i. E., Josef Singer.
Lobstien, Wilhelm, Der Halligpastor. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Martin Warneck.
Lindberg-Doylette, Else, Eine Geigerin. Ein Künstlerroman in 2 Bänden. 1 Band geb. M. 1.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Litzmann, Berthold, Ernst von Wildenbruch. I. Band 1845—1885. Brosch. M. 8.—, Leinwand M. 10.—, Leder M. 14.—. Berlin, G Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
Maura and his role in Spanisch politics. Englisch Edition, Madrid Imprenta Alemana, Fuencarral.
Roffig, Rosa, Adalbert v. Koffak: „Erinnerungen". Brosch. M. 14.—, geb. in Halbleder M. 16.—, geb. in Ganzleder M. 28.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Obstfelder, Sigbjörn, Gedichte. Geb. M. 1—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Prehn von Dewitz, H., Mammonarchen. I. Teil. Aus der Geschichte der großen ausländischen Vermögen. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.80. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
Raabe, Wilhelm, Sämtliche Werke. Wohlfeile Ausgabe in 8 Serien zu je 6 elegant gebundenen Bänden. Jede Serie in Leinwand geb. M. 24.—. Band 1. Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst.
Readers' Guide, To Periodical Literature Supplement. 4. November 1913. L. 36.—. Minneapolis, H. W. Wilson Company.
Schemann, Ludwig, Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. I. Band. Brosch. M. 9.—, geb. M. 10.—. Straßburg, Karl J. Trübner.
Schmitz, A. H. Oskar, Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme. München, Georg Müller, Verlag.
Tim Klein. 1848, der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Brosch. M. 1.80. Ebenhausen-München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.
Torres, Alberto, Le Problème Mondial. Rio de Janeiro, Imprensa Nacional.
Unger, W. v., Blüchers Briefe. Brosch. M. 4.50, geb. M. 5.80. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.
Vinsnes, Johan Frederik, Der Rechtsanwalt. Geb. M. 1.—. Berlin, Morawe & Scheffelt Verlag.
Volkmann, Bewegungslehre. Heft 19/23. Berlin, Hans Dohrn G. m. b. H.
Voß, Richard, Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. II. Auflage. Brosch. M. 8.—, geb. M. 4.—. Leipzig, J. J. Weber.
Winterstetten, Dr. K. v., Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Geh. M. 1.—. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Von der Ausstellung für Gesundheitspflege, Stuttgart 1914

An der Hand von Demonstrationsapparaten, aufgestellt in einem Raum der massiven Ausstellungshalle, und von Vorträgen, die in dem mit allen technischen Hilfsmitteln ausgestatteten Vortragsgebäude auf dem Hegelplatz gehalten werden, sollen sowohl die Grundlagen der Elektrizitätslehre gegeben als auch einige besonders interessante Erscheinungen vorgeführt werden, die, wenn auch teilweise mehr für den Wissenschaftler als für den Praktiker von Interesse, doch in hervorragendem Maße die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit verdienen. Außerdem soll die drahtlose Telegraphie an einer in der Industriehalle aufgestellten größeren Station demonstriert werden, zu welchem Zwecke eine Antenne zwischen der Gewerbehalle und dem auf dem Holzgarten errichteten Turm gespannt werden soll. Nicht unerwähnt seien die auf drahtloser Telegraphie beruhenden Zeitsignalempfänger, die ebenfalls vorgeführt werden. Die Apparate werden größtenteils so eingerichtet, daß das Publikum selbst die Versuche anstellen kann, da ein selbst durchgeführtes Experiment besser im Gedächtnis haften bleibt wie die beste schriftliche oder mündliche Erläuterung.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

DE

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS JUN 1914

Neununddreißigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juni 1914

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

General der Infanterie v. Goßler: Das Prävenire 257
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. II. 259
Japan und der Konflikt zwischen Mexiko und der nordamerikanischen Union. Von einem Botschafter a. D. 274
Romolo Murri (Rom): Kirchliche und politische Zustände in Italien . . . 280
Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn): Die Zellen und der Organismus 290
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung 298
Prof. Dr. Naunyn (Straßburg — Baden-Baden): Zur heutigen Krankenversorgung 310
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 319
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Fortsetzung) 338
Otfried Nippold: Die dritte Haager Friedenskonferenz 346
Feldmarschalleutnant a. D. v. Wannisch: Die Beziehungen der äußeren und inneren Politik Oesterreich-Ungarns 359
Generalleutnant z. D. v. Görtz: Zur Lage in Marokko 367
Dr. Rudolf Combo sen.: Das Deutsche Haus der Columbia-Universität in Neuyork 369
Berichte aus allen Wissenschaften
Erdkunde. Von Friedrich Freiherr v. Hoyningen-Huene (Tübingen): Reiseeindrücke eines Geologen aus dem westlichen Nordamerika 371
Literarische Berichte 375
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 379

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Hotel Pension Steinplatz
BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO
Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage
Rudolf Sendig jun.

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 157 Millionen Mark
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . . . 232 Millionen Mark

Digitized by Google

Wildbad württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M. :: **20,000 Kurgäste.**

Warme Heilquellen

:: **mit großer Radioaktivität** ::

seit Jahrhunderten bewährt gegen Rheumatismus, Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Neurasthenie, Lähmungen, Verletzungen und chronische Leiden der Gelenke und Knochen. Dampf- und Heißluftbäder. Schwedische Heilgymnastik, Massage, Schwimmbad. Radium-Inhalatorium (Emanatorium). **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus. Berühmte Enzpromenade. Drahtseilbahn auf den Sommerberg, 730 m ü. d. M. Berghotel. — Wintersportplatz. — Kurorchester, Theater, Jagd, Sport etc. — Hervorragende Ärzte. Prospekt gratis durch den **Kurverein.**

Von Berlin u. Hamburg 4 St., Kopenhagen 6 St. usw. Bahntrajekt u. Dänemark 2 St. Mod. Familienbad. Ia Luft- u. Sonnenbad. Seeklima. **Kanalisation (W. C.)**

Marine-Flugplatz. Anf. Aug. Internat. Wasserflugzeug-Wettbewerb.

Sandstrand. Alle Arten Sport. Hervorr. Tennisplätze. Vorzügl. Kurkapelle. Meilenw. wildreicher **Hochwald** (m. Strandb. 12 Min.) Prosp. d. d. **Badeverwaltung.**

Ostseebad Zinnowitz

D-Zug-Station

Prospekt durch die Badeverwaltung.

Grimmialp ob Spiez ✦ **Die Idylle des Berner Oberlandes.**

(Schweiz), 1260 m ü. M. Beliebte Sommerfrische für Ruheliebende.

Grand Hôtel. Haus von vornehmer Einfachheit. 150 Betten. Warmwasserheizung. Elektr. Beleuchtung. Pension von Frs. 8.— bis Frs. 15.—. Kurarzt. Illustr. Prospekt durch **Joh. Ch. Poltera,** Dir.

Das Menschlein Matthias

Erzählung von **Paul Ilg.**

3. Auflage. Geh. M 3.—, in Leinen gebunden M 4.—

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Grand-Hotel

Kaiser-Quartier 1913

Bad Salzbrunn

Mit allen modernen Kureinrichtungen. Anerkannt schöne und weite Kuranlagen. 25 km Promenadenwege. 1. Mai bis 30. September

Oberbrunnen bei **Katarrhen** der Atmungs- und Verdauungsorgane, bei Emphysem und Asthma, Folgen der Influenza

Kronen-Quelle bei **Gicht, Zuckerkrankheit** Nieren-, Blasen- und Harnleiden

Natürl. kohlensaure Mineralbäder u. Radium-Emanatorium. – Gr. Preis Hygiene-Ausstell., Dresden 1911

Prospekte und Auskünfte durch die Annoncen- und Verkehrsbureaus und die **Fürstlich Plessische Badedirektion Bad Salzbrunn**

Digitized by Google

Deutsche Zeitung

Unabhängiges Tageblatt für nationale Politik

Herausgeber: Dr. Friedrich Lange

Erscheint täglich zweimal (auch Montags) also wöchentlich 13mal

Einladung zum Eintritt in unsern Leserkreis

Die „Deutsche Zeitung" trägt schon in ihrem Namen ihr Programm. Ein Programm, zu dem jeder Deutschgesinnte sich aufrichtig bekennen kann. Alle Tagesfragen, alle Erscheinungen und Geschehnisse, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Natur, will die „Deutsche Zeitung" vom Standpunkte des Deutschbewußtseins aus ansehen und einschätzen, annehmen oder ablehnen, um

dadurch dem Wohle des deutschen Volkes dienstbar zu machen,

was sich in den Kreis seiner Interessen hineinziehen läßt.

Ein machtvolles Kaisertum, ein unerschütterliches Heer, eine starke Flotte, eine selbstbewußte und auch nationalwirtschaftlich wahrhaft nutzenbringende auswärtige Politik, daneben Kolonialpolitik, Schutz des Deutschtums über See bleiben nach wie vor Programmpunkte unserer Politik. Nach außenhin: „Alles für das deutsche Volk"; nach innen: „Jedem das Seine".

Die „Deutsche Zeitung" ist die billigste unter den nationalen Zeitungen der Reichshauptstadt, die täglich zweimal erscheinen. Außerdem hat sie :: den besonderen Vorzug einer Montags-Morgenausgabe. ::

Der Bezugspreis der Deutschen Zeitung beträgt bei allen Postanstalten des Reichs für die

Ausgabe A vierteljährlich M 4.—, monatlich M 1.34, — ausschl. Bestellgeld,
Ausgabe B mit der Wochenschrift „Deutsche Welt", vierteljährlich M 4.80, monatlich M 1.60, ausschl. Bestellgeld.

In Groß-Berlin liefern die Zeitungsgeschäfte die „Deutsche Zeitung" für monatlich M 1.35 beziehungsweise M 1.60 frei ins Haus.

Probenummern versendet kostenfrei die

Geschäftsstelle der Deutschen Zeitung in Berlin SW 48.

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 5,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle **Charlottenburg 2, Grolmanstr. 36.**

Digitized by Google

Neue Erscheinungen

aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Rudolf Blümel, Rolf Tanner. Erzählung.

Geheftet M 2.50, in Pappband M 3.50

Ein Erstlingswerk von ebenso ausgeprägter wie liebenswürdiger Eigenart. Die Entwicklung des jungen Rolf Tanner von den Schülerjahren bis zur vollen inneren Reife und Klärung wird uns in knapp gefaßten, fast dramatischen Situationsbildern vor Augen geführt. Endlich einmal wieder eine literarisch und psychologisch ernste Jugendgeschichte, die weder in sexuellen Problemen wühlt, noch den bekannten mehr oder minder flammenden Protest erhebt gegen die angebliche Vergewaltigung der Jugend durch das Alter. Ein jugendlich warmer und doch geklärter Dichtersinn verstand es und lehrt uns „Menschen menschlich sehn" und erinnert sehr zur rechten Zeit und darum in gutem Sinne zeitgemäß daran, daß in rechten Jungenherzen nicht nur Freiheitsbedürfnis und Auflehnung gegen das Alter, sondern auch Verehrungsbedürfnis und Pietät liegt.

Hans von Kahlenberg, Mit Kursbuch und Scheckbuch. Waggonbetrachtungen eines Mitteleuropäers.

Geheftet M 2.—, in Pappband M 3.—

Hans von Kahlenbergs geistreiche und unterhaltende Schreibweise ist überall bekannt, und es hieße Eulen nach Athen tragen, zu der Anpreisung des Büchleins noch viele Worte zu verschwenden. Kahlenberg plaudert über alles, womit der moderne Reisende in Beziehung kommt, sei es von den Hochzeitsreisenden, den Engländern, den Zollbehörden oder der Seekrankheit.

Carolus Adolphus, Julchen im Lande der Freiheit.

Geheftet M 2.—, in Pappband M 3.—

Julchen, die Gattin des durch einen vorteilhaften Grundstücksverkauf zum Millionär gewordenen Weißbier-Brauereibesitzers Bruno Schunke aus Rixdorf, reist mit ihrem Gatten nach Amerika, „in das große Land der Freiheit". Die an ihre Freundin in unverfälschtem Berliner Dialekt gerichteten Briefe geben ein köstliches Bild von dem Mutterwitz und der Schlagfertigkeit der Berlinerin. Julchen spricht von Ereignissen, die nur wenigen bekannt sein können, und wir dürfen verraten,

daß sich unter dem Pseudonym Carolus Adolphus eine in der politischen Welt wohlorientierte Persönlichkeit verbirgt, die Zeuge interessanter und wichtiger politischer Vorgänge war

und die Form der Erzählung benutzt, um witzig und amüsant über amerikanische Verhältnisse zu plaudern und dabei aus dem reichen Schatz ihrer diplomatischen Erfahrungen zu spenden.

H. Anders Krüger, Die Pelzmütze.

Komödie in drei Aufzügen. Geh. M 2.—, in Pappband M 2.50

„Hermann Anders Krüger hat als der erste seit Jahrzenten den Ton des echten deutschen Lustspiels getroffen. Sein Werk darf sich ruhig neben Lessings „Minna von Barnhelm" und Kleists „Zerbrochenen Krug" stellen. Krüger hat uns aus den Niederungen des heruntergekommenen, gallisch anklingenden, geistreichelnden Lustspiels herausgeführt. Er hat uns bewiesen, daß wir es nicht nötig haben, bei den Franzosen und Dänen Anleihen zu machen." (Bühne und Welt.)

Digitized by Google

Carl Georgi in Bonn
Universitäts-Buchdruckerei
Druck und Verlag
gediegener Werke aus allen Gebieten, insbesondere Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaft, populäre Bücher. Auch gute Romane und Schauspiele.

Brasilien. Ein Land der Zukunft. Von **H. Schüler.**
Reich illustriert. Geheftet M 10.–, gebunden M 12.–
*** Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ***

Pfalzweine! Die neue Preisliste der bekannten **Naturweinkellerei** des Königl. Hoflieferanten **Konrad Hammel, Neustadt** a. d. Hdt., ist soeben erschienen.

Neues Buch von Rudolf Presber

Soeben wurde ausgegeben:

Aus zwei Seelen

Neue Gedichte. Geheftet M 3.–, vornehm gebunden M 4.–

Der Grundton der neuen Gedichte Presbers ist die Freude am Leben in allen seinen Formen. Stets vermag er dieser Stimmung den treffendsten Ausdruck zu geben, zumeist mit heiteren Farben, oft aber auch mit ernsten, eindringlichen Tönen. Balladenartige Gedichte zeitgemäßen Inhalts, wie „Titanic", „Krieg im Osten", „Das Lied des Legionärs" usw., wechseln ab mit entzückenden Stimmungsbildern, mit denen sich Presber Detlev von Liliencron an die Seite stellen kann,

Rudolf Presber

dem er auch in seiner ganzen Weltanschauung verwandt ist. Nur sieht er die Welt noch froher und versöhnender, und man kann sagen, daß in seinen Gedichten etwas liegt, was vielen über die Sorgen und Mühen ihres Lebens hinweghelfen mag. Von ganz besonderer Anmut sind seine Liebeslieder und Naturbilder. Daß eine Reihe der Gedichte, besonders die erzählenden, sich ganz vorzüglich zum Vortragen in geselligem Kreise eignen, möchten wir ausdrücklich hervorheben.

Ein Verzeichnis sämtlicher in unserem Verlag erschienenen Werke von Rud. Presber ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten, auf Wunsch auch direkt durch die

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Geschäftliche Mitteilungen

„Wahrhaft edle Unterhaltung"! die den geistigen Horizont erweitert, bietet die Memoirenbibliothek des Verlages Robert Lutz in Stuttgart, welche jetzt schon 62 Bände umfaßt, die interessantesten Veröffentlichungen der deutschen, englischen, französischen, russischen und italienischen Persönlichkeits-Literatur aufweist und einen Spiegel des militärischen, politischen, kulturellen, literarischen, künstlerischen, höfischen und sittlichen Lebens darstellt; ein Standard-Unternehmen von hohem geschichtlichem Wert und von internationaler Bedeutung. Der diesem Heft beiliegende Prospekt bringt die Ankündigung einer guten Auswahl der Werke der Memoirenbibliothek und sei der Beachtung empfohlen.

Wildbad (Württ.) Berg- und waldumschlungen im nördlichen Schwarzwald, in einem der schönsten Schwarzwaldtäler, dem Enztale, liegt 430 m ü. M., das Kgl. Bad Wildbad, das Kleinod des Schwabenlandes, der Schauplatz des von Uhland besungenen „Ueberfall im Wildbad". Seine radiumhaltigen Warmquellen entspringen in Bluttemperatur badfertig dem Urgestein und münden direkt in die über ihnen gelagerten Badbecken. Die unübertreffliche Heilkraft der Quellen bei rheumatischen und gichtischen Leiden und solcher nervöser Natur ist durch jahrhundertelange Erfahrungen erprobt und hat dem Ort einen Weltruf verschafft. Jahresfrequenz 20000 Fremde.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Ein an Arbeit und wertvollen Erinnerungen reiches Leben

zieht in dem soeben erschienenen Buche

Erlebtes und Erstrebtes

Erinnerungen von

Dr. E. Heinrich Kisch

Professor, k. k. Regierungsrat

Geheftet M 5.50, gebunden M 7.–

an dem Leser vorüber. Als Marienbader Badearzt ist Kisch eine weitbekannte Persönlichkeit geworden und zu großem Ansehen gelangt. Wir verfolgen seine Jugendzeit von den engen Verhältnissen des elterlichen Hauses im Prager Getto an, seine Studienzeit, akademische Lehrtätigkeit und wissenschaftliche Berufsarbeit. Als Badearzt in Marienbad entfaltet er dann eine erfolgreiche Tätigkeit, die ihm Gelegenheit gibt, mit vielen berühmten Badegästen in Beziehung zu treten. So erzählt er bezeichnende Erinnerungen an den Grafen Wilhelm Bismarck, die Prinzessin Friedrich Karl von Preußen, C. Pobednowtzoff, den Präses der heiligen Synode Rußlands usw., und einmal kann er selbst bei einer Begegnung König Eduards mit Kaiser Franz Josef eine nicht unwichtige Rolle spielen. Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Medizin schafft er sich durch wichtige Publikationen einen angesehenen Namen, und die Anerkennung für sein Schaffen durch hohe Auszeichnungen bleibt nicht aus. Jeder Freund kulturgeschichtlicher und biographischer Schilderungen wird aus diesem Buche reiche Belehrung schöpfen können.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das

Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,

Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

Lichtbühnen-Bibliothek

Herausgegeben von der Lichtbilderei G. m. b. H.

Erstes Heft: **Lichtbild- und Kinotechnik**

Mit 55 Abbildungen. Von Paul Liesegang. M 1.—

Der Verfasser behandelt in vorbildlich knapper, klarer und überaus verständlicher Form zunächst allgemein den Lichtbilderapparat und seine Wirkungsweise, die verschiedenen Lichtquellen, den Zubehör zum Lichtbilderapparat, Anschaffungs- und Betriebskosten usw. Die Leser werden dann auf anschaulichste Weise speziell in das Wesen der Glasbilder-, kinematographischen und episkopischen Projektion und ihre Handhabung eingeführt.

Zweites Heft: **Kino und Kunst**

Von Hermann Häfker. M 1.—

Die Broschüre zeichnet sich ebensosehr aus durch eine Fülle neuer Gedanken wie durch die klare, scharfe Herausarbeitung der ästhetischen Probleme und durch die geistvolle, stilistisch höchst gewandte Schreibart. Die Schrift Häfkers ist eine erlösende Tat, die endlich einmal auf dem Gebiete des Kinowesens klare Wege nach oben zeigt und den Verfasser als den ästhetischen Führer aus dem dilettantischen, künstlerisch völlig unfähigen, eine Schmach für unsere moderne Kultur bedeutenden Kinoelend erweist.

Drittes Heft: **Kino und Gemeinde**

Von Dr. Warstat und Franz Bergmann. M 1.50

Zum erstenmal wird hier in tiefgreifender, grundsätzlich und praktisch erschöpfender Weise das höchst aktuelle, für die Kinoreform vielleicht ausschlaggebende Problem: das Verhältnis zwischen Kino und Gemeinde, behandelt.

Viertes Heft: **Kino und Bühne**

Von Willy Rath. M 1.—

Emporkömmling Kino. Die Bühne in Not. Künstlerische Möglichkeiten des Lichtspiels

Fünftes Heft: **Rechtsquellen des öffent. Kinematographenrechts**

Von Dr. Albert Hellwig. Gebunden M 5.—

Systematische Zusammenstellung der wichtigsten deutschen und fremden Gesetze und Gesetzentwürfe, Ministerialerlasse, Polizeiverordnungen. Aus amtlichem Material gesammelt, mit Einleitung, kurzen Erläuterungen und einem Sachregister versehen.

Sechstes Heft: **Kino und Schule**

Von Prof. Dr. A. Sellmann. M 1.—

Wider den Schulkino. Für den Schulkino. Der Kino und die einzelnen Unterrichtsfächer. Der Kino und die verschiedenen Schulgattungen. Der Schulfilm. Kino und Unterricht. Erfahrungen auf dem Gebiete der Schulkinematographie.

Siebentes Heft: **Kino und Erdkunde.** Von Hermann Häfker. M 1.—

Die Lichtbilderei-GmbH. in M.-Gladbach unternimmt mit diesem neuen literarischen Unternehmen den bisher noch nicht gemachten, grundlegenden Versuch: die technisch, künstlerisch, pädagogisch, gesetzgeberisch und kulturell bedeutsamsten Probleme des in kürzester Zeit zu so brennender Aktualität emporgewachsenen Kinowesens in einer Reihe von prinzipiell tiefschürfenden und für den praktischen Gebrauch geeigneten, künstlerisch ausgestatteten Schriften aus der Feder erster Sachautoritäten zu behandeln.

Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach

Digitized by Google

*** **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** ***

Soeben wurde ausgegeben:

Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart

Von **Geh.-Rat Prof. Dr. Josef Kohler**

Einzelpreis vornehm in Leinen gebunden M 6.50

Der Verfasser untersucht die Grundlagen unserer sozialen und rechtlichen Institutionen und das Verhältnis der Einzelpersönlichkeit zum Ganzen. Ausgehend von einer Schilderung der historischen Bedingungen, kommt er zu einer von jeder Einseitigkeit freien Würdigung und Prüfung der heutigen Verhältnisse. Die Darstellung der ursprünglichen Beziehungen zwischen Familie und Geschlecht, der Differenzierungen und des Übergangs zu modernem Denken durch die Französische Revolution und Rousseau bildet den ersten Teil des Buchs, von dem weiterschreitend dann Kohler alle Einzelprobleme des gegenwärtigen Kulturlebens wie „Arbeiter, Arbeiterorganisation, Arbeiterfürsorge", „Kapitalismus und Haftungsformen", „Unternehmer und Unternehmerorganisation", „Hilfsmittel der Kultur", „Staat und Verwaltung" usw. tiefschürfend behandelt und schließlich in einem Schlußkapitel „Weltkultur" das Verhältnis der Völker untereinander untersucht. Die Schlußworte von Kohlers Buch enthalten die Richtlinien seiner Arbeit: Wir verehren das Recht als ein unentbehrliches Kulturmittel, und so werden wir nicht aufhören, auf der einen Seite das gewordene Recht zu erforschen, auf der anderen Seite mit der höchsten Kraft an der Fortbildung des Rechts zu arbeiten.

Das Werk bildet den 4. Band des Unternehmens:

Das Weltbild der Gegenwart

Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von **Karl Lamprecht** und **Hans F. Helmolt**

Erscheint in 20 handlichen Leinenbänden, von denen bis jetzt weiter vorliegen:

Band 1: **Prof. Dr. F. Meisel**, Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Band 2: **J. J. Ruedorffer**, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Band 5: **Gertrud Bäumer**, Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Band 6: **v. Massow**, Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Einzelpreis des Bandes M 7.–

Band 13: **Prof. Dr. August Messer**, Psychologie. Einzelpreis des Bandes M 7.50

Band 17: **Prof. Dr. Rich. M. Meyer**, Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Einzelpreis des Bandes M 6.50

Subskriptionspreis für die vollständige Serie von 20 Bänden 6 Mark für jeden in Leinen gebundenen Band

Die weiteren Bände werden in 1–2monatlichen Abständen in zwangloser Reihenfolge ausgegeben. Die Bände können auch einzeln zu den angegebenen Einzelpreisen bezogen werden.

Den ersten Band kann jede bessere Buchhandlung zur Ansicht vorlegen oder einen ausführlichen Prospekt mit dem Verzeichnis aller Bände übersenden. Letzterer auf Wunsch auch durch die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin

Die Kultur des modernen England

in Einzeldarstellungen

Mit Unterstützung des Deutsch-Englischen Verständigungskomitees und der König Eduard VII. Britisch-Deutschen Stiftung herausgegeben

von

ERNST SIEPER

Soeben erschienen:

BAND 5

Das englische Theater im 19. Jahrhundert

Seine Bühnenkunst und Literatur

von

Dr. ERNST LEOPOLD STAHL

XI u. 258 Seiten 8°. Mit 12 Bildertafeln. Elegant gebunden Preis M. 4.50

Der Verfasser, der lange Zeit lehrend und forschend auf dem Insellande weilte und dann dramaturgisch im Dienste namhafter deutscher Bühnen tätig gewesen ist, war besonders berufen, eine Darstellung des englischen Theaters der Gegenwart zu geben. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein gewissenhaftes Register erleichtern den Gebrauch des Buches, für das namentlich auch die deutschen Anglisten dem Verfasser dankbar sein werden.

BAND 6

Die neuere englische Sozialpolitik

von

Dr. H. WALTER

Mit einem Geleitwort von Lloyd George

XXIII und 179 Seiten 8°. Elegant gebunden M. 4.—

Kein Geringerer als der geniale Schöpfer der modernen englischen sozialen Gesetzgebung, Lloyd George, der dem Buche ein inhaltsreiches Geleitwort beigegeben hat, anerkennt die Darstellung Walters als durchaus zutreffend. Eine zusammenfassende Darstellung der neueren sozialen Gesetzgebung Englands hat bis jetzt noch nicht existiert. Die Darstellung Walters, die sich durch Einfachheit und Sachlichkeit auszeichnet, will in erster Linie die Kenntnis des Tatsachenmaterials dem deutschen Leser unterbreiten. Doch sind durch gelegentliche Hinweise auf analoge deutsche Verhältnisse wertvolle Vergleiche und Ausblicke geboten.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Der Turmhahn

Staackmanns Halbmonatsschrift

Anfang und Mitte jeden Monats erscheint ein Heft
Bezugspreis: Vierteljährl. M. 3.—, Einzelheft M. —.50

Der Turmhahn ist die Zeitschrift der Lebensfreude und der Zuversicht der deutschen Nation auf sich selbst und auf ihre Zukunft. Er will teilnehmen an dem Aufbau des **neuen deutschen Weltgefühls,** das kommen wird. Er wendet sich

gegen allen Fremdwillen,

gegen die **Schwächung der Volkskraft** auch im Geistigen. „Der Turmhahn" tritt für eine Bejahung des Lebens ein und für freudiges Schaffen. Er ist Wetterkünder und Mahner.

Die bedeutendsten deutschen Schriftsteller sind die Mitarbeiter des „Turmhahn". Jedes Heft enthält einen fortlaufenden Roman, Novellen, Gedichte, Essays über alle Gebiete des öffentlichen Lebens, der Literatur und Kunst, eine kritische Rundschau und Glossen.

Man verlange gratis und franko ein Probeheft vom

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Digitized by Google

Dresden ▭ Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw.
Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Auto-Garage, abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld,** Direktor.

Jedem Besucher Griechenlands wärmstens .... empfohlen! ....

Soeben erschien bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart:

Griechische Landschaften

Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens

Von Josef Ponten

1 Band Text, 1 Band Abbildungen mit 8 farbigen Tafeln und 119 zum größten Teil ganzseitigen Naturaufnahmen und Zeichnungen

In Halbpergament gebunden M. 12.—

Ein Werk, in dem weder eine rein geographische noch geologische Schilderung und vor allem keine mit archäologischem und geschichtlichem Wissen überlastete Darstellung gegeben wird. Der Leser erhält ein Bild der Landschaft, er erfährt, auf welchem Boden er geht und wie die Berge und Täler geworden sind, die er sieht. Im Gegensatz zum strengen Fachgelehrten, der nur sachliche Beobachtungen und Schlüsse bringt, verarbeitet Ponten das geographische und geologische Wissen zu einem Ganzen, das als lebensvolles, Natur und Menschen umfassendes Bild vor uns steht. Die unmittelbare Anschauung fürs Auge geben die zahlreichen Originalaufnahmen, die im vollen Wortsinn diese Bezeichnung verdienen, denn sie führen uns eine Menge von landschaftlichen Ansichten und Motiven vor, die fernab von den üblichen Touristenpfaden aufgespürt wurden, und sie sind erfaßt und ausgewählt zugleich mit dem wissenschaftlichen Sinn für den geologischen Aufbau und mit dem Blick des Künstlers für starke bildmäßige Eindrücke. Wir sehen in den Griechischen Landschaften eine Art der Landschaftsschilderung, die dem künstlerisch Empfindenden diese alten, historischen Gegenden zum Erlebnis und aus der Erdbeschreibung ein Kunstwerk macht. Das Werk wird daher außer den zahlreichen Besuchern Griechenlands jedem geographisch und geologisch Interessierten willkommen sein.

Von Josef Ponten sind früher in unserem Verlag erschienen:

Jungfräulichkeit. Roman.
5. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Augenlust. Eine poetische Studie über das Erlebnis und ein Totentanzalphabet.
Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

Siebenquellen. Ein Landschaftsroman.
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Peter Justus. Eine Komödie der Liebeshemmungen. Roman.
2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Rethel. Des Meisters Werke in 300 Abbildungen. (Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band XVII.) . . . . . Gebunden M. 9.—

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

☞ Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Morawe & Scheffelt** in **Berlin** beigegeben, der hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird. ☜

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 108243475

Digitized by Google